Das

Manifeſt der Vernunft;

eine Stimme der Zeit

in Briefen

an

eine ſchöne Myſtikerin

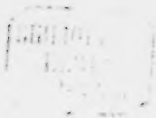
von

Friedr. Clemens.

Das Blut iſt ein ganz eigner Saft.
Fauſt.

Altona,
Joh. Friedr. Hammerich.

1836.



Das

Manifest der Vernunft.

Vorläufiges.

So lange der Geiſt Raum für fortſchreitende Bewegung vor ſich ſieht, iſt an keinen Stillſtand zu denken; und wer iſt's, der ſich rühmen darf, das ihm geſteckte Ziel ausgemeſſen zu haben? — Entdeckungen ſind ſeine Schritte; bei jedem ſteht er eine Weile ſtaunend und erfreut ſtill; legt, was da gut erfunden, zum guten Alten; verwirft die Schlacke, wenn es eine iſt, ſchreitet weiter auf der Bahn, und alles Faſeln der Conſervativen irrt ihn nicht, denn die Natur ſpricht: „wandle!" — und alles Große wandelt; — im ganzen Univerſum iſt Bewegung; die Sterne wandeln ihre Bahn; der Geiſt die ſeinige; nur der Klotz liegt und fault auf ſeiner Stelle.

Was aber ist uns gegeben für unsre Forschung? — nur Kunst, die den, der sie bezahlt, ergötzt? — nur Kunst, die von der Natur um geringen Preis eine Kraft ersteht, die sie mit reichem Wucher an die Menschheit wieder verkauft? — nur Wissenschaft, die wenige Eingeweihte beseligt; den Laien einige flüchtige Augenblicke ergötzt, und stets um schnöden Preis erstanden seyn will? — Nichts anders, höheres, unerkaufliches, allgemein-beglückendes sollte in die Aufgabe der freien Forschung gehören? — Wie, die Religion wäre schon abgeschlossen? — sie allein im Reich des Geistigen hätte ihren Cursus schon vollbracht, und doch ist ihre Aufgabe, die sittliche Erziehung des Menschen noch erst so unvollkommen gelöst? —

O nein! jetzt eben regt sie sich; sie schlägt ihr großes, heiliges Auge auf; sie blickt umher; sie ringt sich los aus der erstarrenden Umarmung verfallener Zeit; sie will den weit vorausgeeilten Schwestern nach. Ein Alp nur noch, ein schauerliches Gespenst krallt sich ängst-

lich an die Eilende und läßt sie nicht fort — es ist die Mystik. —

Dieses schauerliche Wesen; dieses unheimliche Phantom, die Mystik, die so alt ist wie die Menschheit fast, und in ihrer Vielgestalt so groß auch wie diese meist, und der man es nur immer nicht recht angesehn, was sie eigentlich in sich trägt, — sie ist es, die ich nach einigem Forschen — mehr wie Andere noch — als die Störerin der menschlichen Wohlfahrt entdeckt habe. — Darum hat sie mir beichten müssen, wer und was sie eigentlich ist; was sie im Menschen wirkt und was sie nicht wirkt; ich bin ihr an die Wurzel gegangen, an die feinsten, empfindlichsten Nerven, und es kann nicht fehlen, daß man einen Schrei hören wird rings im Lande. — Aber ehe sie nicht gestorben und begraben seyn wird, kann die Menschheit keinen innern Frieden erlangen, denn sie ist aller religiösen Zwietracht geistige Mutter, und viele Kinder ihrer entsetzlichen Brut leben noch zur Stunde.

Wird es nun gleichwohl Manchem bedün-

ken, als sey ich, zu früh noch, einige Schritte zu weit schon gegangen, so soll man doch nicht davor erschrecken; ich bin nur vorausgeeilt in die Ferne; habe ein Maal aufgesteckt, dahin geht der Weg. Er führt freilich an Eurem und meinem Leichenstein vorüber; aber dahinaus muß die Menschheit, um Frieden zu bekommen, und dahin kommt sie auch. — Wenn alle Eisenbahnen gelegt, und alle Dampfwägen gebaut seyn werden, dann wird man endlich auch beginnen, die Religion mobil zu machen. — Und wenn die Monarchen- und Minister-Congresse den europäischen Frieden befestigt, dann werden Priester-Congresse auch an den religiösen Frieden unter den Auspicien der Vernunft denken. — O glückliche Zeit, da es eitel denkende Priester geben wird! —

Es dämmert; bald kommt die Morgenröthe; endlich, endlich wird die Sonne sich erheben und die mystischen Nachteulen ihre hohlen Stämme suchen, und das werden ihre Gräber seyn. — Lasset uns wachen Ihr Vernünftigen

rings! — was man bisher Licht nannte, war nur Mondenlicht; wenn es aber Tag geworden, wird man sich verwundern, wie man die lange Mondscheinnacht doch hat für Tag können gelten lassen, und man wird sich freuen und fröhlich seyn.

Ich habe nur noch die Bitte hinzuzufügen, mich ganz zu lesen, und noch mehr, mich ganz zu verstehen. Wo ich etwas wiederholte, that ich es, weil es Sätze waren, die ich als eigentliches Samenkorn besserer Einsicht absichtlich zwei Mal in die Gemüther legen wollte, um des Aufgehens mehr versichert zu seyn. — Was ich als Gedachtes niedergeschrieben, ist Eigenthümliches und man wird ihm weder Schule noch Ruthe ansehn. Wer mir antworten will, bringe Gründe und andere Autorität als den Buchstab. Ich habe es mit Lebendigem für Lebendige zu thun. — Lassen wir die Todten in ihren Kammern, und legen wir die Unbegrabenen zu ihnen hinein.

Wem es bedünken möchte, als seyen die

erhabenen Gegenſtände dieſer Schrift nicht erſchöpfend genug behandelt, die Begriffe nicht genau genug abgegrenzt und Alles zu kurz abgefertigt, und wer Vorwürfe darauf gründen möchte, der iſt ungerecht. Es ſollte mir nicht eben ſchwer fallen über jeden Brief viele Briefe zu ſchreiben, aber bin ich dazu berufen? — Mein Werk iſt eine frühe Schwalbe in den Frühling hinausgeſandt; ich weiß, ſie macht keinen Sommer, aber ſie verkündet ihn; ich ſah ſchon einige andere auch flattern; aber es iſt ſehr früh im Jahre. — Erſt als ich meine Schrift beendet, fand ich zu meiner nicht geringen Verwunderung ganz ähnliche Ideen von dem bekannten Verſtorbenen (Pückler) ausgeſprochen, wo man ſie eben nicht ſucht. Die Menſchheit ſteht auf dem Qui vit? Gebt Acht, was da kommt. Niemand weiß, was heute noch rings in den Wiegen ſchlummert, aber jede Zeit hat ihre Offenbarung.

Jena, im Spätjahr 1835.

Fr. Clemens.

1.

Nur wo aus Harmonie das Leben Tempel
baut,
Wird Göttliches mit ſeinem Gott vertraut.
(Natürl. Klänge.)

Mirakel! — wer kann länger zweifeln? — wenn ſelbſt Venus Amathuſia das lachende Auge abwendet von dem heiter bewegten Daſeyn wo in farbigem Wechſel die Geſtalten des Lebens ſich bedeutſam durch die Zeiten drängen, um in den innern düſtern Kreiſen der unerklärten geheimnißvollen Werkſtatt der Seele, mit gleich düſtern Farben einer fieberkranken Phantaſie das blutige Marterbild eines ſterbenden Jünglings auszumalen, ſich zu weiden an dem ſchmerzhaften Hintritt eines fühlenden Weſens, und alſo in der Idee der Vernichtung einen grauenhaften Genuß, eine ſchauerliche Freude zu ſuchen, — dann, ſollte man meinen, müßte das Geſetzbuch der Natur keine Wahrheit mehr ſeyn, ſondern eine regelloſe Willkühr mit launenhafter Des-

vorige Erscheinungen ins Leben gerufen haben, dergleichen wir unter der Benennung Wunder, aus dem Traumreiche unsrer wunderbaren Phantasie so gerne in das helle, trauliche, geregelte Leben, in die offenkundige Natur herüber tragen möchten. — Madame! — Sie haben sich, den blüthengeschmückten Garten des heitern sonnigen Lebens fliehend, auf der düstern Schädelstätte unters Kreuz niedergesetzt; Sie fliehen die wollustathmenden Paradiesgesänge der Nachtigall, um Ihr Ohr an den schauerlichsten Tönen der Natur, an den Seufzern eines Sterbenden zu weiden, — Blut und Wunden sind die Bilder Ihrer Wahl und von den Rosen sind es nur noch die Dornen, die, zu Kränzen des Jammers geflochten, Interesse für Sie haben. — O, welche unselige Hand hat den schimmernden Schmelz von den Flügeln dieser schönen Psyche verwischt, und mit den widerlichen Flecken eines modernden Blutes betüpft? — Holdes Meisterstück der bildenden Natur, wer wagte es zuerst die schmutzige Hand des Frevels an deine Schöngestalt zu legen und deine Lieblichkeit mit Grabesschauer zu überkleiden? — Weinen will ich nicht, und auch nicht lachen über die entsetzlich drollige Gruppe, die im Schatten des Kreuzes religiöse Kapriolen schneiden,

und die mich winkt, und lockt und mahnt meine Vernunft hinter mich zu legen, und als eine freiwillige Einfalt unter ihnen zu hocken, und meine unvernünftige Seele zu speisen mit dem Blute des Erlösers, das aus den fünf Wunden träuft. — Das Blut ist ein ganz eigener Saft, sagt Shakspeare; man erzählt sich erbauliche Dinge davon; und gewiß ist, daß, wenn es seine dunkeln Pforten verläßt, wo es strömend das Rad des Lebens schwingt, das Grauen bei ihm wohnt, Ohnmachten erregt, gegen Mörder zeugt, Rache schreit und sonst beträchtlichen Spuck treibt. — Die Welt ist voll davon; die Religion des Blutes hat bedeutsam analog in der Weltgeschichte gehauset; sie hat mit ihrem Lieblingssafte viele, viele Seiten der Geschichte beschrieben. Die Themis blättert mit finsterer Miene in dem großen Buche und der Genius der Menschheit steht weinend ihm zur Seite.

Können Ihre Nerven dergleichen Worte ertragen? — Werden Sie auch nicht, wenn ich das große Wort: „Wahrheit!“ ausrufe, aus Ihrem christlichen Somnambülis unsanft erwachen, taumeln, fallen, und sich beschädigen? — ich werde meine Stimme so leise als mögl ch erheben; ich werde versuchen Sie aus den dunkeln, dumpfen, verschimmelten Kerkermauern

einer gedankenlosen, unwürdigen Mystik, durch traulich dämmernde Laubengänge denkender Betrachtung auf die sonnigen Fluren einer lebendigen Religion zu führen. — Ihre Hand! — aber trocknen Sie zuvor die Blutflecken ein wenig ab.

Die Freundschaft hat ihre Pflichten; die Freundschaft hat ihre Rechte. Kreuzigen Sie Ihr schönes Fleisch, Madame! sammt allen Regungen, welche die Natur mit heilig erhabener Absicht in die Brust ihrer Menschen pflanzte, aber unsere Freundschaft soll nicht am Kreuzesstamme verbluten; und wenn Sie auch Ihr seidenes Haar, in dessen Ringellocken noch jüngst ein Heer von Amoretten tändelte, mit scharfen, dürren Dornenzweigen durchflochten hätten, es schreckt mich nicht; ich schiebe kosend den Kranz von Dornen zur Seite; und, würd' ich auch gerizt, blutrünstig gar, so kennt man ja doch den Verlauf der Erdendinge: den, der's am redlichsten meint, trifft der Stachel; das aber eben ist ganz recht, denn dies ist das Kriterium des wahrhaft Redlichmeinens. —

Der Mensch, der seinen Beruf als erster Bürger, als Ehrenbürger dieser Erde begriffen, ist, wenn nicht ohne Tadel, doch ohne Furcht. Wohin ihn's ruft, und wohin nur irgend sein Fuß ihn zu führen vermag, selbst wenn noch keiner vor ihm da

gegangen, dahin geht er; er durchkreiſt die geheimſten Winkel dieſes großen wunderlichen Wohnhauſes; ſteht hoch auf der Zinne unter dem blauen Baldachin des Himmels anbetend vor der anſehnlichen Weltenſammlung, die ſchweigend freundlich in ſchwindelnder Tiefe zittert; und dann einmal wieder im ſchauerlichſt dunkeln Erdenſchachte, wo Maulwürfe und Gnomen hauſen, die ihm mit bedeutendem Ernſte erzählen: jene, es gehe nichts in der Welt über Regenwürmer ſuchen und freſſen; dieſe: es gelte Schätze zu bewachen im Dunkeln, damit ſie nimmer ans Licht kommen möchten. —

Ich fürchte mich nicht vor Sonnenſchein und Dunkel. An der hohen Himmelsſonne zünde ich meine Laterne, und ſteige mit kühnem Schritte hinab in die myſtiſche Finſterniß, wo mit geſchloſſenem Auge das tappende Gefühl nach göttlichen Dingen ſucht; wo Geſtalten ſich bewegen in wunderlichen Kreiſen, um einen ſterbenden, oder geſtorbenen Jüngling, getrennt durch Zeit und Raum, getrennt durch Sitte, Sprache, fortgeſchrittene Kultur und Wiſſenſchaft; getrennt endlich durch die, nimmer auf ihre Rechte ganz verzichtende, wahrhaft göttliche Autorität der Vernunft, die, wie das Licht der ewigen Sonne, ſelbſt durch die düſterſte Wetterwolke, ihr

Licht ergießt. — Ich fürchte mich nicht, ein Geschöpf von Fleisch und Bein, mich auf der Schaudelstätte unter gespenstischen Schattenmenschen niederzuhocken, und mit schauerlichem Ergötzen zu sehn, wie das hyperspiritualistische Häuflein sich mit wahrhafter Danaidenqual abmüht, gleich einer Spinne, die ihre anhaftenden Fäden nach einem allzufernen Gegenstande auswirft — sich mit dem Unerreichbaren, und doch auch wieder allzunahen Etwas, das über Alles steht, und doch auch wieder Alles durchgeistigt, in direkte, sinnlich wahrnehmbare Connexion zu setzen. —

Schauerlich nenne ich dieses Ergötzen, das ich nicht mit Freude oder Lust zu identificiren bitte. Es ist eigentlich wohl nur das Interesse, das man, wie man als Mensch nun einmal ist, an außergewöhnliche selbst entsetzliche Erscheinungen nimmt. Schauerlich aber ist dieses Interesse, weil es die Sache ist; denn schauerlich ist alles — und eigentlich nur wahrhaft das, — was die Gränzen des Natürlichen, oder die nach bekannten Naturgesetzen geordneten Erscheinungen überschreitet, und also auf einem übersinnlichen, überirdischen, außernatürlichen, fremden Gebiete isolirt sich bewegt. — So ist, — um ein lebendes Beispiel aufzustellen, — Paganini's

Musik, ja die ganze Erscheinung, durch welche sie erregt wird, schauerlich; weil diese Verbindung von Tönen zu neuen Melodiegedanken vermittelst technischer und geistiger nimmererhörter Fähigkeit das Gebiet der Kunst, so weit es bisher entdeckt war, überschreitet, in das des wunderbaren hinüberschweift, und durch das Hervorbringen von etwas, das nach den bekannten Kunst-Naturgesetzen hierunter nicht hergehört, schauerlich wird. Wäre der Gegenstand seiner unerhörten Leistung nicht zufällig etwas, was auf einen der vorzüglichsten Sinne, auf das Gehör wirkt, so wäre Paganini der unausstehlichste, grauenhafteste Mystiker auf Erden, der zehnfach mehr als er jetzt gethan, Menschen verrückt gemacht haben würde, den aber auch jeder Vernünftige dann geflohen hätte. So aber söhnt das sinnlich wirkende, zweifellos wahrnehmbare seiner Kunst die menschliche Natur mit dem überirdischen und mithin schauerlichen desselben aus, läßt diese darin eine Quelle der erhabensten Freude finden, und erregt also einen Enthusiasmus, eine Verehrung, ja fast Vergötterung für sich, die, wie nun einmal die intellectuelle Bildung europäischer Völker vorgeschritten, und wie nun einmal die Vernunft bei der Majorität, vor allen für neue Erscheinungen zur höchsten entscheidenden In-

stanz gediehen, — eine, das Interesse für etwas Uebersinnliches in Anspruch nehmende Erscheinung, nimmer für sich zu erregen im Stande gewesen seyn würde, und wenn der Vermittler selbst so sehr für seine Idee enthusiasmirt gewesen, daß er für die Wahrheit derselben in den schmerzlichsten Tod gegangen; weil man weiß, daß der Tod durchaus kein Kriterium für die Wahrheit einer Sache abgeben kann, da die Geschichte lehrt, daß, von den erhabensten Wahrheiten, bis zu den allerniedrigsten Thor- und Tollheiten, fast keine Idee existiret, wofür nicht Thoren zu Märtirern geworden wären. — Der Muth zu sterben ist groß, wenn die eherne Nothwendigkeit heran tritt; freiwillig sterben ist klein, es sey wofür es wolle; denn was der Tod schafft ist berechenbar; was das Leben schaffen kann ist unberechenbar. Biron wollte, daß Napoleon sich nach der Katastrophe von Waterloo hätte erschießen sollen, wie ein ruinirter Spieler. — Birons ganzes Wesen schmeckt stark nach Narrheit; ja er war ein großartiger Narr, aber nur ein kleiner Philosoph. Napoleon hat sich mit Pulver besudeln lassen; die Selbstbefleckung durch Pulver konnte ihm nur ein Engländer zumuthen, dessen Kohlendampfseele den höchsten Begriff von Größe im Es-

kamotiren durch Kugel oder Strick findet. — Napoleon wußte, daß Selbſttödtung keine Größe beſiegelt, und daß der wahre Held erſt kämpfend fällt. Das Leben iſt Alles, ſogar der Vater; der Verſorger des Todes; der Tod iſt vor der Hand nichts.

2.

Und die Freundin hoher Götter,
Wahrheit, mit dem eh'rnen Schild,
Muß durch Lügen Donnerwetter
Das um ſie in Schlachten brüllt.
(Eiſenlied.)

Es giebt gewiß Dinge in der Welt, die trotz ihrer Thorheit über dem Scherze ſtehn. Wie gerne, Madame, möchte ich Sie wie ein ausgelaſſener Satir ergreifen, und hüpfend und tanzend, nach luſtigen Weiſen, und unter heitern, ſinnigen Gloſſen aus dem dumpfen Conventikel, hinaus in das pulſirende Leben führen. — Aber nein, ich kann im Irrenhauſe nicht voltairiſch lachen; — und — darf man ſich denn die Ohren verſchließen, wenn man die Saiten eines verſtimmten Inſtruments zum richtigen Einſtimmen anzieht? — Die Myſtik ſteht über dem Scherz, über dem Witze ſogar; ich meine nicht die

chriſtliche Myſtik allein; aber dieſe und das Chriſtenthum überhaupt, vor allen. Es liegt etwas ſchauerliches in der Myſtik, das den Scherz nicht aus der Bruſt herausläßt. — Was wär's denn aber, was ich eben als ſchauerlich bezeichnete? — nicht wahr, dasjenige, was hier in dieſes Leben nicht herein gehört? — Soll ich es einmal bildlich erläutern? — der Todte gehört nicht unter Lebende, er iſt ſchauerlich, und wir ſchaffen ihn emſig fort; ja es drängt ſich dieſe Kategorie bis zur äußerſten Gränze des ſinnlich natürlichen Lebens herein; wer kann z. B. wohl einen wankenden hundertjährigen Greis ohne eine ſchauerliche Rührung betrachten, und welcher wirkliche Menſch könnte über ihn — geſetzt, er ſolte ſich ſelbſt altkindiſch benehmen, — wizzeln oder ſcherzen? — Woher dieſe Erſcheinung? — es iſt die geheime Stimme des durch Erfahrung herausgebildeten Verſtandes, welche ſagt, daß dieſer noch ſo ſpät lebendige Greis den gewöhnlichen antiropologiſchen Natur-Geſetzen nach nicht mehr in dieſes Leben gehört; daß er längſt dem Tode, mithin etwas außerirdiſchem, verfallen ſey, und menſchlicher Berechnung nach, eine der nächſten Minuten die ſeines Abſcheidens ſeyn muß. — So auch gehört die ſchauerliche Myſtik des Chriſtenthums nicht in dieſes menſchliche,

erdbürgerliche Leben; und aus dem gewaltsamen Hereinzerren derselben von den Millionen irrenden Priesterhorden, — die wahrhaft nicht werth waren, ihrem großen Meister die Schuhriemen, noch viel weniger fähig der Menschheit die Räthsel des Lebens aufzulösen; aus dem dummblinden, ja mitunter wahnsinnigen Klauben in der christlichen Mystik, und dem tolleigensinnigen Kleben an den quasi-versinnlichenden Passions- und andern Handlungen, — schreibt sich alle unwürdige, abscheuliche Sectirerei, und alle die tollhäuslerischen Scheußlichkeiten christlicher — nein, gotteslästerlicher Schwärmer und Schwärmerinnen, Pabstbetrügereien, Jesuitenspitzbübereien, und Inquisitionsschindereien her, gegen die selbst eine so erhabene als liebliche, freundliche Moral, wie es denn nun über alle Zweifel die christliche ist, nicht aufkommen konnte, wenn sie gleich, wie es in Wahrheit der Fall, durch die Vorausicht und Vorkehrung des Menschenschöpfers, in der Vernunft und dem Herzen der Menschen wurzelte, so hat es doch die unwürdige, bornirte Priesterschaar, die noch immer nicht ganz aussterben will, sich übersauer werden lassen, überall, wo die Moral in ihrer Gottesgröße empor ranken wollte, den erstickenden Schlamm der Mystik, bald unter der Maske papistischer Idololatrie

und Bigotterie, bald wieder — und zur Schande unſerer Zeit ſind wir des gezwungene Zeugen — der Buchſtabengötzendienerei, darüber herzuwerfen, damit die Gottespflanze doch ja nicht aufkommen möge und fruchttragend werde. — Laſſet mir die proteſtantiſchen Irrlichter unſerer Zeit um einige Jahrhunderte früher geboren werden, macht mir einen Guerike zum Pabſt und Hengſtenberg zum Großinquiſitor, und man ſollte eine Freude erleben, wie die Ketzer dutzendweiſe am Bratſpieße ſchmoren und ein ſüßer Bratengeruch die allein ſeligmachende Kirche durchräuchern würde. — Das ſind mir rechte Proteſtanten, die rückwärts proteſtiren, die proteſtiren gegen das Proteſtiren, und ſo ihnen freie Hand gelaſſen würde, uns alle gar wieder unter den Krummſtab zurück proteſtirten.

Ich habe keine Pfründe; ich bin einer aus dem Volke, ja ich bin das Volk ſelbſt; mehr wie Heine von ſich es verſichern darf; nehme kein Blatt vor den Mund, und rede es frei heraus, daß wir uns ſchämen müſſen vor allen nicht chriſtlichen Völkern; nicht eigentlich *wie*, aber doch auch wieder *wie*, in unſern Prieſtern, daß dieſe Männer, die ſich Gottesmänner nennen, ſeit achtzehn hundert Jahren, furiös in den Haaren liegen auf den theologiſchen Pa-

läſtra's, den ewigen, unverwelklichen Zankapfel, das große Buch in der Mitte; ſich balgen und raufen um Wahrheit, die ſie eins um's andere Lüge nennen, um Worte, die lange keine Zauberworte mehr ſind; um Buchſtaben, um ein Jota, als ob man Gold damit machen könnte. — Ich rufe ihnen im Namen der Völker zu: pfui! ſchämet euch! — ich rufe es ihnen zu, wie es wohl einmal ein erwachſenes Kind den ſich raufenden Eltern zuruft; vor allen aber erhebe ich meine Stimme gegen die unduldſamen Zänker, gegen die rückwärts proteſtirenden Proteſtanten, über die ich wohl einmal den ſeligen Luther herbeten möchte, damit er ſie hinlänglich zu Waſſer reite, und einige von ſeinen centnerſchweren Sentenzen an die hohlen Köpfe werfe, und ihnen deducire, was denn eigentlich unter evangeliſch proteſtiren gemeint ſey; gegen die Vernunft oder gegen den Unſinn zu proteſtiren? — Warum giebt es doch immer nur noch Fakultäten für Wiſſenſchaften und keine für Wahrheit und Vernunft? — ei, wie vieles kann man wiſſen, und alles doch eitel Lug und Trug ſeyn. — Wie kann aber ein Volk Vertrauen zu Vermittlern zwiſchen ſich und der Gottheit haben, deſſen Lehren, Anſichten und Meinungen, die nur als Wahrheiten bleibenden Segen ſchaffen

können, von andern Theologen verketzert, angefeindet, gehudelt und verworfen werden? — — — Doch ich greife mir selber vor; für dieses große, fürchterliche Capitel, für dieses Hauptstück der menschlichen Miserie werde ich mir später eine eigene Feder spitzen, und ich frage nur noch, welches ist das böse Princip, das also zwieträchtig in dem Allerheiligsten der christlichen Menschheit waltet? was ist es, das das Kreuz zum Kriegsbanner entweihte? was hetzte einst Millionen Christen wie rasende Bestien gegen einander? — was baute die Inquisitionstribunäle auf, schmiedete Dolche, kochte heimlich Gift für die Bullen der hierarchischen Schergen und schürte die Auto-da-fé's? — was baute die düstern Klostermauern auf und trieb geilsaule Mönchs- und Nonnenorden hinein? — was flocht und schliff und fertigte tausendfältige Marterinstrumente für religiöse Zeitdiebler? — es ist dasselbe Etwas, dem durch die Reformation die Giftbläschen genommen worden, und das nun, zwar weniger gefährlich, aber doch noch mitunter boshaft, meistens aber kindisch, unsinnig, albern, wässerige Traktätchen schreibt und ausstreut, Conventikel beruf, Rationalisten verkehrt, wilden Völkern fleißig einen guten Missionärbraten in die Küche liefert, Hengstenbergische Kirchenzeitung mit-

girt, und hie und da ein Dämchen kopflangs aus dem Fenster stürzt: — es ist — die Musik des Christenthums; dieses wahrhaft fürchterliche Etwas, für das nicht einzustehn, ob ihm nicht die Giftbläschen wieder wachsen könnten; ja sie würden es, wenn die Vernunft nicht eben jetzt ihre siegenden Waffen dagegen erhübe. Sie rüstet sich zum Kampfe gegen das achtzehnhundertjährige Ungethüm; dieses Kampfes Zweck ist ein großartiger; alles Großartige, sagte ich neulich, realisirt sich vermöge seiner innern göttlichen Natur: und freudig lege ich meine kleine Lanze mit ein: Sieg der christlichen Moral; Untergang der verderblichen Musik! —

3.

Wahrheit müssen Lehrer sprechen,
Ewig sey der Trug verdammt! —
([illegible])

Also doch eine Ohnmacht, meine Schöne? — trösten Sie sich; Worte des Lichtes und der Wahrheit wirken auf musische Vernunftschläfer wie frische Morgen-Bergluft auf plötzlich Entkerkerte; oder wie schnell hereinbrechendes Licht auf dunkelgewöhnte Au-

ern. Lassen Sie Christus, der nach Ihrer Behauptung in Ihrem Herzen wohnt, etwas beirücken, und räumen Sie Wahrheit und Vernunft ein kleines Plätzchen neben ihm ein, ich stehe dafür, beide Parteien werden sich vertragen, verständigen sogar; sie werden sich umarmen, eins werden, und Ihr jugendliches Herz, statt ein Götzentempel, ein lebendiger Mikrokosmus, eine Welt im Kleinen seyn, wo Menschenfreude und Menschenwonne in tausendfältigem Gewande und im Götterschmucke der Unschuld sich ergeht. — Bis dahin aber, Theure, haben wir noch viele seltsame Worte zu kosen; ich kenne die bethörende Kraft der christlichen Bluttheorie; gleichwie die Volkssage von dem Blute Gemordeter erzählt, daß die dadurch erregten Flecken nicht sollten abgewaschen werden können und selbst durch die stärkste Tünche wieder ausschlagen, so der Blutglaube fast; — aber der Mythos hält meist keine Farbe vor der Wirklichkeit. — Wer Ohren hat zu hören, der höre! — Kennen Sie die Töne? — Vernehmen Sie ein Echo in Ihrem Christusgehäuse, Ihrem Herzen? — Der weise Mann wußte wohl, daß nicht Alle Ohren zum Hören haben; und die größten Ohren hören noch heutiges Tages am schlechtesten. — Darum, verstopfen Sie Ihr niedli-

ches Ohr nicht vor des Freundes Worten, und gönnen Sie selben den Eingang in die stillen Kammern Ihres Herzens, wo Sie Ihren himmlischen Bräutigam gebettet. O! wie schön muß es sich wohnen in dem trauten Gemach! —

Das Christenthum, spiritualistisch gezeugt, empfangen und geboren; spiritualistisch vom ersten Embryo an, bis zur kolossalischen Riesenschöpfung einer Weltreligion in der Idee, hat mit allem Geistigen gemein, daß es auf die Menschheit, vermöge deren Sensibilität, in zu großem Maße *über* dieselbe ausgegossen, *von* derselben aufgenommen, und selbe damit durchgeistigt, berauschend, ja, fast möchte ich sagen, narkotisch berauschend wirkt. — Dieser Gedanke, so parador er auch immerhin im ersten Augenblicke klingen mag, erträgt doch fast zum Bewundern die Probe der Critik, und provocirt, nach vollendeter Durchläuterung, den Verstand auf analoge Mittel zur Beseitigung des daraus hervorgehenden Verderblichen zu sinnen.

So widerlich einem Kinde der Wein anfangs mundet, eben so widerlich mundete den Völkern anfangs das Christenthum. Man kostete, spie aus, sah andere trinken, kostete wieder, spie noch einmal aus, trank wieder, schluckte, fühlte sich durchwärmt,

durchgeistigt und trank bald in herzhaften Zügen. Ganze Völker, Kaiser und Könige griffen bald zum Kelche. Große, mächtige Hallen wurden erbaut, Bischöfe und endlich Päbste wurden Mundschenke; und nun war es kein bescheidenes Trinken mehr; keine Durchgeistigung und Durchwärmung der in der langen, kalten, dunkeln Winternacht des rabbinischen Judenthums, und des heidnischen Sensualismus erstarrten Glieder; nein, es wurde ein christlich bachantisches Saufgelage; eine halbe Welt hatte sich nur zu bald en canaille besoffen im Christenthum; keine Seele fast war mehr nüchtern; Viele hatten sich von den Füßen getrunken, konnten nur eben noch lallen und lagen in den Klöstern auf der Bärenhaut; andere rasten wild umher, schlugen sich einander zur Ehre des Gekreuzigten todt, machten Manches und allerlei lächerliche Kapriolen, wenn sie ein Querholz sahen, und benahmen sich gerade wie Trunkene und Wahnsinnige thun. Wieder andere saßen in ihrem Rausche und grübelten, schrieben Bannbullen, kochten Gift, bauten Holzstöße und trieben sonstige gottlose Possen. Noch wieder andere ließen sich in ihrer Trunkenheit fröhlich und wohlgemuth sieden braten, sägen, schmoren, schinden, und sonstige altchristliche Kurzweil mit sich treiben, oder trieben es

auch mit sich selber; wie z. B. Franz von Paris, der, ehe er ein eminenter Narr geworden, Diaconus an der Kirche St. Medard zu Paris war. Er wusch mit seinen Thränen den Fußboden, schenkte Hab' und Gut den Armen, und nährte sich wie ein altes Weib mit Strumpfstricken. 1722 kroch er in eine Einöde, doch trieb ihn die lange Weile bald nach Paris zurück, und er bekam nun den allerliebsten Einfall, sich zu einem Opfer der Buße zu machen. Dieses Geschäft war ungemein kurzweilig. Er aß nämlich grobes Brod, Kräuter und Hülsenfrüchte, die er sich selber, und zwar absichtlich recht schlecht bereitete; legte ein zackigtes Eisen auf die Brust, das ihn recht schmerzlich kitzeln mußte, wenn er von Zeit zu Zeit daran schlug, und sein Gürtel war überdem noch mit eitel Stacheln besetzt. Als sein Beichtvater ihn beredete selben abzulegen, wand er eine schwere eiserne Kette zwei bis dreimal um den Arm. — Bis zu seinem Ende, welches den 1. Mai 1727 erfolgte, wohnte er in einem zerfallenen Schuppen, wo ein alter niedergelegter Schrank sein Bett und große Steine sein Kopfkissen waren. — Eine schöne Dame, die sich nicht minder im Christenthume berauscht hatte, Possidea von Siene, fand Gefallen daran, auf einem Brette oder auf der platten Erde

zu schlafen, zuweilen sogar auf Kirschkernen oder Besenreisern. Sie ging in der Regel barfuß, oder wenn sie Schuhe trug, so legte sie Erbsen oder auch beißen Schrot hinein. Beim Gebete kniete sie auf Disteln oder Dornen, oder auch am häufigsten auf einem großen Reibeisen, auf eisernen Platten voll Stacheln und Spitzen, manchesmal auch wohl auf glühenden Nägeln oder Eisenblech. Ja, sie erfand sogar noch mit vielem Geschick eine eigenthümliche Mortification, indem sie sich gleich einem Rauchschinken bei den Beinen in einen Schornstein aufhing, unter sich ein Feuer von Heu und nassem Stroh anlegen ließ, um die Pein des dicken Dampfes sowohl als der Flamme recht zu genießen, und also als eine geräucherte Heilige für die Engel, nach deren Umgang sie ungemein lüstern, recht genießbar zu werden. — Wer hätte doch je gedacht, daß man im Himmel das Rauchfleisch so goutire. — Manche, und vorzüglich Damen, wußten sich bei solchem Anlaß vor eitel Sinnlichkeit nicht zu lassen, nannten die entsetzlichste Geilheit aber euphemistisch: Gnade; und die Gujon z. B. verspürte nach ihrem eigenen Geständnisse oftmals eine solche beträchtliche Portion dieser Gnade in sich, daß sie im eigentlichen Sinne des Wortes hätte bersten mögen; man mußte

ſie dann ſchnell aufſchnüren, und durfte nur ganz ſtille bei ihr ſitzen, um dieſelbe Gnade zu empfangen, wovon ſie zum Berſten voll war. —

Sollten Sie, meine ſchöne Freundin, auch einſt einmal eine ſolche intereſſante Gnade in ſich verſpüren, ſo bitte ich, es mich bald genug wiſſen zu laſſen, und mir zu erlauben, mich zum Mitgenuſſe eines ſo göttlichen Gefühls an Ihrer Seite niederlaſſen zu dürfen. — Ich fürchte nicht, daß Sie dieſen meinen Mittheilungen irgend eine Indecenz andichten werden, da ich recht gut, ja, vielleicht gar noch beſſer, als Sie ſelber, weiß, wie die Myſterien des Chriſtenthums vermöge der Gnade in den Herzen ihrer Auserwählten wirken und nicht allein alle fleiſchlichen Gedanken und Worte, ſondern ſogar auch Handlungen heiligen. — Laſſen Sie ſich, meine Gute, erzählen, wie einer Ihrer vorzeitlichen chriſtlich-myſtiſchen Glaubensbrüder: Molinoß über dieſen Punkt gedacht hat; ich gebe Ihnen ſeine lateiniſchen Worte ungefähr alſo wieder:

— „Gott der Herr hat den Teufel ermächtiget, daß er ſelbſt in den Körpern heiliger Seelen zu Zeiten Gewalt ausübe; und ſie, bei vollkommenem Bewußtſeyn und Wachſamkeit veranlaſſe, ihre Hände und andere Glieder in Bewegung zu ſetzen. Es

können Fälle eintreten, wo dergleichen, zu Lüsten anreizende, heftige Bewegungen zu gleicher Zeit in zweien Personen verschiedenen Geschlechts entstehen und zu einer beiderseitigen Handlung gedeihen. Unter solchen Umständen darf man sich nicht gegen die Einwirkungen des Satans opponiren, und welche und wie viele Befleckungen auch die Hand durch ihn sollte zu Wege bringen, so ist es doch immer keine That, die uns beunruhigen dürfte, auch sind durchaus keine Gewissensskrupel zu statuiren, weil eben aus solchen Handlungen die Seele erleuchtet, gestärkt und heiter hervorgeht." —

Solche treffliche Lehren, sollte man meinen, müßten nun wahrlich den liederlichsten Roué mit der christlichen Mystik aussöhnen, und in der That, solchen wohl; nur keinen sinnigen verständigen und bürgerlich braven Christen, der sich in seiner Lehre nicht berauscht hat. — In der That, konnte wohl nur ein Trunkener dergleichen religiöse Priapeja niederschreiben; und was mag der Ehrenmann wohl alles zuvor getrieben haben, ehe die hier ausgesprochene Idee bei ihm bis zum Niederschreiben fertig geworden. —

Andere Berauschte, — um wieder auf mein Thema zurückzukommen, — hockten in Concilien und Synoden zusammen, durchklaubten alle Winkel und

Spalten der Christus-Lokalitäten, kehrten jeden heiligen Lappen und Fetzen um, wühlten in jedem Koth, beschnüffelten die Maria an allen Extremitäten, beschwatzten weibliche Mysterien wie ein schnödes Hebammengezücht, daß die gute Frau im Grabe, oder wo man sonst mit ihr abgeblieben, hätte sollen schamroth werden mögen; und trieb sonst tollchristliche Allotria; wie denn Hennings in seiner Schrift über Ahnungen und Visionen z. E. folgendes erbauliche Pröbchen mittheilt:

„Nachdem die Lehre von der Transsubstantiation, oder der wirklichen Verwandlung des Brods im Abendmahl für wahr erkläret worden, entstand die lächerliche Frage: Was man mit derjenigen Maus anfangen solle, die eine consecrirte Hostie auffräße? — Hierauf wurden mancherlei Auskünfte laut, die dem Scharfsinn der gelehrten Herren nicht geringe Ehre machen. Der Eine wollte die Schwierigkeit durch den Unterschied zwischen Essen und Aufessen heben. Ein anderer meinte, man müsse die Maus fangen, wozu ein dritter — allem Anschein nach der Klügste — die Einschränkung kurz hinzuthat: ja, wenn sie sich fangen läßt. — Aber wenn die Maus nun in Arrest gebracht wäre, soll man den Körper Christi, der in ihrem Magen steckt,

anbeten? — Nein, sagte Major. Ja, sagte Bial, wo Christi Körper sich findet, da muß er angebetet werden, nicht mit dem Körper, aber mit der Seele. Thomas glaubte, man müsse die Maus nothwendig aufschneiden, den darin befindlichen Herrn Christus herauszieben und ihn gebrauchen. Das kann man thun, fügte Marsilius hinzu, nur müsse man doch vorhero die Stücke sauber abwaschen. Palutamus sprach ihr das Todesurtheil: man schneide die Maus auf, verbrenne sie und werfe ihre Asche ins Wasser; den Theil der Hostie aber, der sich noch vorfindet, wenn ihn keiner haben will, verwahre man sorgfältig, bis er sich natürlicher Weise von selber verzehrt oder auflöst." —

Solchen Schnack, den man heutiges Tages noch wohl über diese oder jene Bagatelle in Kinderstuben oder Saufkrügen hört, nannte man in jenen abscheulichen Zeiten etwas heiliges, weil gotteslästerliche, schmerbäuchige Strohköpfe in Priesterornat darüber saßen und faselten, wie ihnen der heilige Schnabel gewachsen war. —

Wie habe ich es noch genannt? — einen Rausch habe ich es genannt? — das thut mir leid; — Verrücktheit, Wahnsinn, scheußliche Tollheit hätte ich jenes Christenthum nennen sollen, denn fürwahr,

Europa war in jenen Tagen nichts weiter als ein großes Tollhaus; eitel Wahnsinnige hausten darin ohne Zucht und Sitte; gleichwie im Lande der Hinkenden, wovon die Fabel erzählt — Alles hinken sollte, mußte hier Alles, was leben wollte, christlich toll seyn und wo ein Vernünftiger aufzusuchte, fielen die Irren mit erschrecklicher Wuth über ihn her und schlugen ihn todt. — Eine Strophe aus meinem Eisenliede fügt sich diesem Gedanken passend an; sie heißt:

„Weinend steh' ich vor dem Spiegel
Wo der Vorwelt Schreckbild weilt.
Weinend vor dem Flammenhügel
Der des Wahnes Scheite mehrt; *)
Wo auf Silber-Schwanenflügel
Eines Hussens Geist enteilt.
Der zu früh die Kreuzesschlangen
Mit der eh'rnen Faust umfangen." —

Später vielleicht noch einiges. —

4.

Aber Funken seh' ich sprühen,
Knisternd, hell, von jedem Scheit,
Weithin, über Gauen ziehen
Wo des Sieg's der Trug sich freut.
(Eisenlied.)

Ich nehme meine Idee von dem Spiritualistischen des Christenthums wieder auf, und trage sie

*) Von Meilenkohlen; Holzkohlen.

nun in die jüngern und jüngsten Zeiten bis zum heutigen Tage selbst herüber.

Luther — wer möchte nicht wohl sein Haupt entblößen, wenn er den großen Namen hört? — Doctor Martin Luther, den die Gnomen des Schwarzwaldes heraufschickten, um einmal ein ernsthaftes Wort mit dem tollen Gezüchte droben zu reden, dieser gewaltige Mönch war der erste, der, ziemlich ernüchtert vom allgemeinen Rausche, und mit seiner donnernden Vernunftstimme zwischen die Bachanten tretend, am Leben gelassen werden mußte. — Ein zürnender Jupiter, schleuderte er den Donnerkeil, seine Bibel unter den immer noch tobenden Troß. Tausend griffen ihm nach der Kehle, tausend schämten sich ihres Rausches, sahen um sich, wo sie waren, begriffen, wer sie waren, lernten begreifen, was sie sollten, was sie mußten, wenn sie Menschen heißen wollten und schlugen die immer noch christ-trunkenen Raufbolde, die den Ernüchterten keinen Frieden lassen wollten, wacker an die benebelten Köpfe. — Der große Mundschenk in Rom spürte Abgang an seiner Kasse, und hetzte wacker seine Kunden auf die Abtrünnigen, aber die lange Carnevalsnacht war zu Ende; nun hub die Vernunft an, die Köpfe zu illuminiren; man fing an, sich anständiger zu geber-

den, und allmählig, allmählig durften die außerchriſtlichen Völker nicht mehr mit ſpottendem Finger auf die chriſtlichen Nachbarn, wie ſie vorher wohl, gleich Knaben auf einen taumelnden Süffling, getan, zeigen. — Inſtinktartig, — denn zum klaren Verſtändniß iſt man bis heute darin noch nicht gekommen — hub man nun überall an, die Menſchheit und das ſocielle Leben mit einer geringern Gabe ſpiritualiſtiſch-myſtiſchen Chriſtenthums zu durchgeiſtigen; aus dem Rauſche wurde ein Räuſchchen; die Sinne konnten und durften wieder ſo ziemlich ihre Funktionen verrichten; es flimmerte nicht mehr ſo ſehr vor den Augen, daß man ein Holzpüppchen für eine Fürſprecherin —, wie es wohl fürſtliche Maitreſſen hier unten ſind — bei der einigen Gottheit, oder gar für die wirkende Gottheit ſelbſt; ein päbſtlich Zettelchen für Sündentilgung, einen alten hinfälligen Papa für Gottes Statthalter und ſonſt noch allerlei qui pro quo anſah, wie es täglich noch wohl beim profanen Weinrauſche arrivirt, daß der Himmel für einen Dudelſack angeſehen wird. — Wie geſagt, nun ging es beſſer; nach langem, blutigem Gezänk kam man endlich überein, daß Jeder ſo viel Chriſtenthum zu ſich nehmen dürfe, als er zu ertragen ſich getraue, und Niemand, we-

gen des zu wenig, fernerhin Gefahr laufen sollte, gebraten zu werden. Ja man durfte ganz und gar nüchtern seyn; ganz nüchtern sage ich, atheistisch nüchtern; oder man durfte sich ohne Gefahr auf eigene beliebige Weise durchgeistigen, mosaisch, philosophisch, arianisch, oder sonst, wie es einem convenirte. — Der Preßbengel — ein herrlicher, der beste Bengel von der Welt — schenkte überaus ennig reinen Wein ein, die Menschen wurden durchwärmt ohne Rausch; Europa wurde vernünftig; und, — wundersam liebliche Erscheinung! — so wie man die Gabe des Christenthums reducirte, oder eigentlich den narkotisch berauschenden Schaum und Schlamm zurückdrängte, so wuchs in herrlicher Schöngestalt die Himmelspflanze, die ja ihre stärkste Wurzel im Christenthum schlägt, — da wuchs die Humanität allmählig empor; immer schöner und herrlicher entfaltete sie ihre balsamischen Zweige, — und, o daß ich des erhabenen Glaubens leben dürfte, sie werde ungeknickt empor wachsen, die edlen Keime entwickeln, und ihre himmlische Blüthe entfalten. —

Merken Sie auf, Theure! — erst seitdem die Vernunft an der Mystik des Christenthums rüttelt, erst seitdem sie auch in göttlichen Dingen nach einer Ratio frägt, ehe sie annimmt, entscheidet, und

weiter redet, erst seitdem hat jene Himmelspflanze ihre schönsten Blätter entfaltet. Die Vernunft ist das Feuer, aus dessen Strahl sich Licht und Wärme über sie ergießt; durch den sie wächst und gedeiht, der ihr Farbe giebt, und den heilenden Balsam in ihr erzeugt, mit dem sie die Wunden der Nationen heilt. — Wissen Sie auch, was es ist, das ihr besseres Gedeihen noch heute aufhält? — es ist dasselbe dunkle Princip, was sie so viele Jahrhunderte hindurch darnieder hielt; es ist der Götze, den auch Sie, Madame, anbeten, es ist die Mystik des Christenthums, die immer wie ein Alp auf der Moral hockt, sie lähmt und hindert sich frei unterm Volke zu ergehen, sich zu verkörpern; lebendig, wirkend, kurz, das zu werden, was alles Geistige werden muß, wenn es etwas Wirkliches werden und nicht Nichts bleiben soll. — Die Mystik des Christenthums ist auch etwas Geistiges, sie ist, eben wie die Moral, eine Idee, die aber weder in der menschlichen Vernunft, noch in dem dieser analogen, aber potenzirtem Etwas wurzelt, für das ich keinen Namen weiß, das sich aber in der Natur als ein nach unbegriffenen Regeln überlegt, ordnend waltendes Princip manifestirt; wählend nicht, sondern wollend; unfehlbar, recht, unwiderruflich, kräftig, mächtig. — Wer giebt

mir ein Wort, das dieſes Alles in einem Gedanken faßt? — und doch umgiebt es uns, wir ſehen es wirken, walten, ſchaffen — es iſt Gott; und in dieſem Gotte, ſage ich, wurzelt die chriſtliche Myſtik ebenfalls nicht. — Daß ſie in der menſchlichen Vernunft nicht wurzelt, geſtehen ihre Verehrer ſelber ein; denn dieſe Himmelstochter, die irren kann, doch nimmer will (wie die Kreuzſüchtigen), die immer bald den rechten Pfad doch wieder findet, die allein ſchafft, daß wir ſtatt Affen Menſchen ſind, — dieſe iſt ihnen ein Popanz; ſie iſt ihnen eine Sonne, vor der ſie wie Eulen in hohle Stämme kriechen. — Daß ſie auch in Gott nicht wurzelt, werden ſpätere Blätter bereden. — Nur im Sinne des Paradorons chriſtlicher Berauſchung gedenke ich noch des — auffallend genug — ſymboliſchen Weines im Abendmahl, der, in der ſubtilſten Myſtik die Bluttheorie verſinnlichend, die Nerven chriſtlich-myſtiſch durchgeiſtigt; wo er die Träger der Vernunft ſchwach organiſirt findet, ſtumpft, betäubt, ihre natürlichen Functionen hemmt, zu ſinnlichen Exaltationen reizt; kurz, die legitime Vernunft entthront, und den Uſurpator, das einfältige Herz auf den Thron ſetzt; in deſſen Kammern denn nun, Blut, Thränen und Seufzer über transſcendentale Miſerien discutiren, und zwar

bei verſchloſſenen Thüren, in die man den benebelten Verſtand, wenn er auch ja einmal anklopft, bei Leibe nicht herein läßt. — So ſtellt ſich denn auch hier wieder eine auffallende Aehnlichkeit zwiſchen einem gemeinen phyſiſchen Rauſche, und ſolchem chriſtlich-myſtiſchen heraus, da es ja die Erfahrung beſtätigt, daß wahrhaft ſtarke Geiſter ſelten dem Weine unterliegen; mindeſtens nicht vollſtändig und ſkandaleuſe von ihm beſiegt werden. Ja ſogar die Gefühlloſigkeit oder Gleichgültigkeit gegen körperliche Schmerzen, wohl gar ein Wohlbehagen an ſelben und deshalbiges Erregen oder Erregenlaſſen von ſolchen, ſtellt ſich bei beiden Gattungen heraus, und es iſt unſtreitig die unausſtehlichſte Albernheit dieſe: für die ſich keine Ruthe binden läßt, ohne daß man ihr zugleich etwas Liebes thut. — Ein Märtirer wird, wie Metall, unterm Hammer durch jeden Schlag zäher; und ſo ziehe ich denn mit hinlänglichem Fug den Schluß, daß Myſtik und Dummheit in enger Connexion mit einander ſtehe; daß nur der Bornirte ſich leichtlich im Chriſtenthum berauſche, und alſo chriſtlich-myſtiſche Exceſſe begehe; vernünftige Leute zeigen denn wohl mit Fingern auf ihn; dies nimmt er übel; greift Stein und Koth auf, und wirft um ſich. — Die Bibel, der große Codex, der noch keinen chriſtlichen

Nabuliſten je im Stiche gelaſſen, wie er auch keinen Verſtändigen verläßt; das ſonderbare Buch, aus dem es mir nicht ſonderlich ſchwer werden ſollte, Belege für die Zuläßigkeit alles Unſinnes, und der erhabenſten Wahrheiten; für Tugend und Laſter, für allerlei Heterogenes aufzufinden; — die Bibel iſt ſein Banner, ſein Katapult, in und aus der er den Antagoniſten ſchwere Sentenzen und Sprüche an den Schädel wirft, die aber eigentlich, recht beſehen, nur buntſchimmernde Seifenblaſen ſind, die leichtlich zerplatzen. — Ich weiß, Madame, und wenn es Ihnen möglich iſt, zwei Gedanken an einander zu reihen, ſo werden auch Sie es einſehen, daß dieſer letzte Satz, wie er daſteht, bis jetzt ſcheinbar noch auf nichts fußt, und erſt wenn ich über Ihr A. und Ihr O, über Ihren Codex, über Ihr Oberappellationsgericht, über Ihre Schrift zu Gericht geſeſſen bin, wird meine ſcheinbare Seifenblaſe hoffentlich zu einem Hundertpfunder werden, mit dem ich dann Breche ſchieße in Ihre düſtere Herzkammer. Freilich bezweifle ich mit gutem Grunde, daß Sie ſo bald, als ichs wünſchte, capituliren werden; das Herz einer ſchönen Frau läßt ſich auch ſonſt am eheſten von Pfeilgeſchoß überwinden, der Himmelsbräutigam iſt erſtaunlich eiferſüchtig und läßt ſeinen

mystischen Bräuten mit keinerlei Waffen etwas anhaben, und doch läßt er sie so sehr schmachten nach seinem himmlischen Liebeskuß O, über die Treue! — Doch geben Sie Acht, ich rüste mich. — Heute nur noch das Resüme meines durch zwei Briefe gepflogenen Raisonnements in den wenigen Worten: daß das Christenthum nach tausendjährigen Beobachtungen — im Uebermaße mit dem Doppelwesen der menschlichen Natur amalgamirt, selbe zu tollen Orgien hinreißt, entmenscht, zu Rasende, zu Wütheriche, zu Narren oder gar zu geistig paralytischen Misgeschöpfen macht; und daß es nur, in geringem, wohlberechnetem Maße in ihr aufgenommen, fähig ist, sie wohlthuend, erwärmend zu durchgeistigen und zu Edlem zu befruchten. — Ihnen, meine Gute, und allen den Hyper-Christen, die unter dem gemeinschaftlichen Namen Mystiker oder Pietisten ihr wunderliches Wesen treiben, sind schwach organisirte Geister, denen das Christenthum zu Kopf gestiegen ist; die nur mit dem Herzen denken wollen, und mit dem Gefühl; also die Natur auf den Kopf stellen, den Verstand an's Kreuz schlagen, kurz, sich Christtrunken benehmen, und noch toller benehmen würden, wenn nicht die Nüchternen sie immer fleißig zurecht wiesen; ja, das Mittelalter, die gute alte

Ketzerzeit, wo der Bratengeruch von Menſchenopfer den Götzen zur Ehre zum Himmel wallte, würde ſchon wieder kehren. — Doch davon etwas gründlicher in meinem nächſten Briefe.

5.

— Im Buſen heimlich und ſtill
Wohnt dem Denkenden heiliges Ahnen,
Er fühlt ein göttliches Mahnen,
Und er weiß, was das Göttliche will.
(Eiſenlied.)

Legen Sie nun obige Briefe ein wenig bei Seite, und ſetzen wir uns einmal wieder, wie in frühern glücklichern Zeiten, da Ihr Herz noch unentweiht von Todtenliebe, warm und freudig für das Leben und ſeine Freuden pulſirte, traulich beiſammen; doch bitte ich nur dieſesmal nicht voll Gujonſcher Gnade zu werden, und mich damit zu inficiren, denn ich ſtehe dann nicht dafür, ob ich fähig bleiben werde, den kitzlichſten Punkt unſerer Verhandlung mit hinlänglicher Ruhe feſt zu halten und nicht wohl gar mit einem andern verwechſeln zu laſſen. —

Es ſtellt ſich, ganz in der Natur der Sache, die gewichtige Frage heraus: Was iſt Myſtik — was iſt die Myſtik des Chriſtenthums, — und wie

ſteht dieſe in Wechſelbeziehung zu den heutigen Myſtikern? —

Das Leben, das gemeine, bürgerliche ſowohl, wie das höhere geſellſchaftliche, führt uns, meine ich, fleißig genug Anläſſe vor, zu beobachten, wie in ewiger Wiederholung Handlungen begangen werden, deren eigentlicher Anlaß, Abſicht und Bedeutung den Handelnden durchaus nie klar werden. — Schon das Kind ahnt nicht, daß die Natur ihm deshalb einen ſo unwiderſtehlichen Hang zum Spielen im Freien eingeflößt, weil Luft und Bewegung ſeiner Entwicklung förderlich ſind. Tauſend Menſchen baden oder tanzen, ohne eigentlich zu wiſſen und zu fragen, warum? — Man giebt einer unſchuldigen Neigung, oder vielmehr den Eingebungen der Natur nach und damit iſt es gut. — Auf der nächſten Stufe der Eingebungen ſteht die Gewohnheit und die Mode, und da wird das Motiv ſchon zweideutiger, verdächtiger, indem ſolches, von Menſchen ausgegangen, von Haus aus närriſch ſey, oder auch, — weil Menſchliches, ſofern es mit ſeinen Ideen zuſammenhängt, fortſchreitend iſt — unzeitgemäß und alſo närriſch und lächerlich *werden* kann. Manches freilich iſt unſchuldiger Natur, und wird es *nicht* ſo leicht. So promenirt man z. B. in Ham-

burg am Charfreitag in großen Massen auf dem Wall, und der Tausendste weiß nicht warum; aber die Sache ist unschuldiger Natur und wird nicht lächerlich; lächerlicher schon ist es, wenn man in eben dieser Stadt zu Ehren eines Todten schwarze Pump- und Pluderhosen anthut, unnütze kleine Degen umgürtet, mißgestalte Hüte untern Arm nimmt, dicke Krausen und dünne Waden präsentirt, und in so putziger Positur Exequien begeht; — Eine Stufe höher: närrisch nämlich nenne ich es, wenn Freimaurer und andere Gesellschaften, z. B. ritualistisch mimische Ceremonien begehen, die einst wohl eine gute Bedeutung, eine Sprache waren, deren Verständniß aber mit der Sache selbst entweder verloren gegangen, oder doch bedeutungslos, unnütz, unwirksam und für menschlich höhere Zwecke, zur Veredelung nämlich, untauglich geworden sind; noch aber bleibt es fast auf der Gränze des Zulässigen, weil solches, streng genommen, nicht in direkter Beziehung mit der öffentlichen Volksidee eines Gottes und göttlicher Dinge steht; hier thun wir aber den letzten Schritt, und ich stelle die Behauptung hin: was der Mensch in Beziehung von sich auf Gott, und von Gott auf sich, unwürdiges, und von dem, wodurch er eigentlich Mensch ist: von dem Verstande

nicht sanktionirtes thut, ist Läſterung, iſt Blasphemie des überwaltenden Weſens, das wir Gott nennen; iſt Vernichtung unſerer Menſchenwürde, und Beflecfung unſerer Sittlichkeit, die in dem Verſtande wurzelt. — Sie, Madame, und tauſend Ihres Gleichen, haben ohne Zweifel noch nie eine Minute des Lebens dazu verwendet, eine klare Idee über das eigentliche Weſen Ihres Bekenntniſſes, über die Natur der Symbolik Ihrer ſogenannten gottesdienſtlichen Handlungen, über den Werth oder Unwerth dieſes Cultus, und über die Bedeutung und Wirkſamkeit deſſelben zu menſchlich-ſittlichen Zwecken der Veredelung nachgedacht, da ja denken, überhaupt bei Ihnen, zu den Capitalſünden gehört. — Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß Sie noch nicht wiſſen, was Myſtik iſt, und in wiefern ſie als chriſtliche Myſtik mit gutem Fug von Denkenden verworfen wird. — Dieſes gewichtige: Warum? iſt ſpätern Blättern aufbewahrt, und nur das nicht minder wichtige „Was" — wollen wir mit Ihrer Erlaubniß vorerſt unter das kritiſche Scirmeſſer legen.

Ich bitte aber, meine Schöne, bei dieſem Anlaß der Nothwendigkeit nachzugeben, und das Götterkind: Ihre eingelullte ſchlummernde Vernunft aus der Wiege

zu nehmen, die beengenden Bücher abzuthun, und nach Möglichkeit frei walten zu lassen.

Mystik, wissen Sie, Theure, ist dem allgemeinen Verständniß am nächsten gebracht durch das Wort: Geheimniß; obgleich nicht umfassend, da jede Mystik Geheimniß, aber nicht jedes Geheimniß Mystik ist. — Wenn Döbler z. E. durch einen Schuß im Moment 100 Lampen anzündet, so mag das vor aller Welt, außer ihm, ein Geheimniß seyn, ohne daß man es doch im rechten Sinnverstande Mystik nennen dürfte. — Warum denn aber nicht? — fragen Sie, — und ich antworte: weil die Erklärung dieses Geheimnisses in dem Bereiche menschlicher Mittheilung liegt, und durch den Willen eines einzigen Menschen als Geheimniß aufgehoben und zu einer Denkwürdigkeit gemacht werden kann; Mystik aber, nämlich was sie verheimlicht, ist unerklärbar, und wir werden immer sehn, warum. — Mystisch aber könnte, — um bei jenem Bilde stehn zu bleiben, — das Wirken einer Naturkraft genannt werden, die wir Elektricität nennen, und welche fähig ist, durch das Medium von hundert leitenden Drähten, eben so viele Lichter gleichzeitig anzuzünden, und in der That ist vielleicht alles Wirken der Naturkräfte im weitern Sinnverstande schon mystisch, im engern aber noch nicht; denn es

Geiſtiges (Naturkraft) durch und auf Körperliches ſinnlich wahrnehmbar wirkt, da iſt die Muſik noch nicht vollkommen, ſondern erſt, wo Geiſtiges auf Geiſtiges, d. h. — (auf das Gefühl, aufs Herz) — zu Geiſtigem wirkt iſt die Muſik vollkommen; — das, was ſie bewirkt, iſt ein inneres ſchauerliches Wohlbehagen, welches aus Bewunderung der Gottesgröſſe entſpringt, die, von außen hereinwirkend auf uns, in unſerm Innern auf ſich ſelber wieder wirkt, und in der Sympathie der Begeiſterung, deren Schauplatz unſere Bruſt iſt, eine ruhige Freude erregt; daß auch dieſe, wie jede andere wahrhafte Freude, ohne Definition wirkt, bedarf kaum einer Anführung. — In ihr aber beruht der Begriff: Muſik. — Dieſe vollkommene Muſik zerfällt nun wieder durch eine leichte und natürliche Definition in zuläſſige und verwerfliche Muſik. Die zuläſſige iſt jene, wo Geiſtiges durch Körperliches, oder durch dieſem verwandtes Logiſches auf Geiſtiges zu Geiſtigem wirkt; die verwerfliche aber, wo Geiſtiges durch Geiſtiges auf Geiſtiges, aufs Gefühl, zu Geiſtigem wirken will, alles ſinnlich Körperliche und Logiſche mithin ausſchließt, und den Menſchen alſo, trotz ſeiner ſinnlichen Natur, ohne ſinnlichen Anhaltspunkt, mitten in eine Geiſterwelt hineſetzt, mit der

er ſich in Connexion ſetzen, die er wahrnehmen, begreifen und empfinden ſoll und will, ohne daß ihn die Natur mit den dazu erforderlichen Werkzeugen ausgerüſtet hätte, außer mit einem Herzen, das in ſeiner begriffloſen Unzulänglichkeit ſich abmüht, dem Anſinnen zu genügen; deſſen Impotenz aber in dieſer Function, wenn es in immer neuer Ueberforderung zum Selbſtbewußtſeyn kommt, die immer doch ſinnlichen Geſchöpfe zur Vernichtung der dem Begehren hinderlichen Körperlichkeit, zum Selbſtmord aus ſogenannter religiöſer Schwärmerei treibt. — Ohne Herz gäbe es keine verwerfliche Myſtik; die Abtödtung der Vernunft und der Misbrauch des Herzens erzeugt die Erſcheinung, welche wir gewöhnlich chriſtliche Myſtik nennen, und die ich mich nicht ſcheue, eine geiſtige Selbſtbefleckung zu heißen, denn es iſt jedenfalls eine grauenhafte Wolluſt, welche der Myſtiker ſich durch ſeine Paſſions-Beſchäftigung erregt, es ſind Pollutionen der Seele, die er ſich im Traum aus religiöſer Phantaſie mit den Kreuzigungs-Requiſiten abmartert, ohne doch irgend einen ſittlichen Keim dadurch zu befruchten, vielmehr durch ſolch widernatürliches Treiben die Energie ſeiner Pſyche abſtumpfend und für alles, was außerhalb des Kreuzes liegt — und die edelſten und erhabenſten

Intereſſen der Menſchheit liegen dort — gleichgültig machend. —

Ich trete nun mit meinen eben aufgeſtellten Sätzen näher ans Licht.

Die vollkommene Myſtik, meinte ich, trete da hervor, wo Geiſtiges auf Geiſtiges zu Geiſtigem wirke, und in dieſem Sinne ſind wir täglich und ſtündlich und an allen Orten mit dem Anlaß zu einer vollkommenen Myſtik umgeben; auch entgeht ſolches ſo leicht Niemanden, denn der Geringſte geſteht freiwillig, daß wir fortwährend mit Wundern und Räthſeln auf dieſer Welt umgeben ſind; und wenn er ſich in die Natur hinausſtellt, und ergriffen von der Größe und Schönheit der Erde ausruft: „Der kleinſte Halm iſt deiner Weisheit Zeuge!“ — ſo iſt er allerdings ein vollkommener Myſtiker, weil Geiſtiges (die Gottheit) auf Geiſtiges (auf ſein Gefühl) zu Geiſtigem, (zur Bewunderung, zur Rührung, ja, zur Anbetung ſogar) wirkt. In der Regel iſt der Anfangspunkt, das Geiſtig-Wirkende, göttlich, außerirdiſch; aber auch hochbegabten Menſchen iſt es wohl vergönnt, ſich auf dieſem außerirdiſchen Anknüpfungspunkt, gleichſam Gott vertretend, immer aber doch von ihm empfangend, und alſo von ihm berechtigt, hinzuſtellen; man nennt das in ihnen waltende Göttliche:

Genius; und in diesem Sinne nannte ich vorhin Paganini einen Mystiker, weil er durch seine überirdischen von seinem Genius empfangene Melodiegedanken auf das Gefühl der Hörer zu einem schauerlichen Entzücken wirkt. Auf gleiche Weise wirken erhabene Dichtungen auf uns, und immer erklärt der Verstand bei solchem Anlaß sich impotent genügende Auskunft über das Wie und Warum, über die Wechselbeziehung von Ursache und Wirkung zu geben. So bald er es auch könnte, hörte der Begriff: Mystik auf und irgend etwas Anderes nach Regeln berechnetes tritt an dessen Stelle, z. B. Kunst oder Wissenschaft. — Das, was die Gottheit oder ihr vertretender Genius durch bevorrechtete Menschen wirkt, liegt außer der Regel, ist unerlernbar, unnachahmlich und zugleich als ein wichtiges Kennzeichen originell; jede Größe ist originell, sie muß mit dem Gefühle begriffen, oder vielmehr wahrgenommen werden, und läuft immer wieder auf Mystik hinaus, darum fürchte ich mich nicht sogar Napoleon in demselben Sinne, wie Paganini, einen Mystiker zu heißen, da ohne Zweifel ein Genius der Größe in ihm waltete, der, — dem Verstande zum Trotz, — welcher, im Zergliedern seiner Handlungen, jede einzeln beskaft, eigennützig, ehrsüchtig,

ja sogar kleinlich nennt, — das Gefühl mit einem unerklärten Staunen ergreift, zur Bewunderung hinreißt. — Diese Bewunderung, oder das der Mystik besonders wohlthätige Gefühl ist rein göttlich, macht sich im Verlaufe der Zeit unabhängig von der Critik des Verstandes und geht unter der Benennung von Nachruhm auf die Nachwelt für ewige Zeiten über. Auch Schiller und Göthe sind Zeitgenossen, an denen jeden die Mystik einen Anhalts- oder Ausgangspunkt knüpft. — Nicht so in diesem Sinne, die Philosophen: Kant, Fichte und Schelling, die sich eigentlich wohl nur einen Genius von geistesverwandten Vorfahren erborgten. Jener machte mit der Menschheit einen Kreislauf durch das Gebiet der Vernunft, und als Alle schwindelnd geworden, setzte er sich mit ihnen am Ausgangspunkte nieder, docirend, es seyen göttliche Dinge mit dem Verstande nicht zu ergründen, ohne jedoch zu behaupten, daß sie es mit dem Gefühle seyen. Dieser (Schelling) schlug die ganze weite Welt in Bausch und Bogen zusammen und half mit seiner Lehre vom Absoluten und der Identität der verwerflichen Mystik wacker auf die Beine, da sein System, wenn auch vom Ausgang uns divergirend, doch am Centrum mit der christlichen Mystik ziemlich zusammen

läuft, was jedoch dem 19. Jahrhundert wenig kümmert, da Herr Schelling achtzehnhundert Jahre früher hätte aufstehen müssen, wenn er einige Millionen Köpfe mit seiner Identitäts-Theorie hätte verrücken wollen; und auch eine ungemessene Gabe Arroganz und einige obligate Wunder hätten dem Philosophen zu solchem Zweck nicht abgehen dürfen. —

Habe ich in diesem Briefe Ihren Verstand, schöne Freundin, bis zur Ungebühr auf einem Ihnen fremdartigen Gebiete fatiguirt, so gelangen wir nunmehr vor die Tempelthüre der christlichen Cathedrale, und wenn ich auch nicht versprechen darf, daß ich Ihr dürstendes Herz mit dem Geruch von Weihrauch und Myrrhen erquicken werde, so dürfen Sie sich doch wieder an dem erhobten Kreuze wie ein Kind an seiner Puppe, die solchem auch dann wohl noch lieb und werth bleibt, wenn man sie von einigen auffallenden Flittern entkleidet, ergötzen.

Heute nur noch so viel zur Vervollständigung meiner Definition einer *zulässigen* Mystik, daß selbe durch den Umstand zulässig wird, daß in ihr Geistiges auf Geistiges (aufs Gefühl) zu Geistigem, durch *Körperliches* (sinnlich Wahrnehmbares) oder diesem analogen Logisch-Richtiges wirkt. — Erhöht wird die Zulässigkeit, wenn der Ausgangs-

punkt, oder das Geistig-Wirkende, statt eines im Menschen wirkenden Genius, die Gottheit selber in den Werken der Natur ist; oder, wenn der Ausgangspunkt das erregte Wohlgefühl in der Brust, aus dieser wieder als Moral ins Leben hinaustritt, und also zu einer fortzeugenden edeln Erscheinung wird. — Darum stelle ich das mystische Wohlbehagen meiner Brust, was ich bei dem Anblick einer im Glanze der aufgehenden Sonne prangenden Landschaft, oder das ich beim Lesen eines erhabenen schillerschen Gedichtes empfinde, mit gutem Grunde über dasjenige, was bei dem Gedanken an die heroischen Thaten eines Napoleon, oder bei den wunderbaren Tönen eines Paganini in mir sich regt. — Jede Gattung dieser Art, deren es tausende giebt, ist zulässig; wobei ich noch bemerke, daß das in uns durch schöne Schriften erregte mystische Wohlbehagen allerdings nicht durch das Medium der Sinne wirkt und dadurch zulässig wird, sondern durch das, was ich oben Logik nannte, und das wohl hauptsächlich in der darin enthaltenen Wahrheit, in der ewig unumstößlichen Wahrheit der Moral, in der treffenden Wahrheit der Bilder, in der Wahrheit der Wortsymmetrie, in der Wahrheit der Rügen (des Bedauerns oder Mitleids), und in einigen andern Wahrheiten

besteht, die jeden Augenblick bereit seyn dürfen, als Erscheinungen in das sinnliche Leben überzugehn, ihre Wahrheit an dessen bestehenden Erscheinungen abwägen zu lassen, und vor dem Richterstuhl der ganzen vernünftigen Welt zu treten. — In sofern sie dieses kann, ist sie auch nur zulässig; im entgegengesetzten Falle aber, wo ihre Richtigkeit weder von diesem Richterstuhl gewürdigt, noch in den Erscheinungen des Lebens abgemessen werden kann, fällt das Merkmal der Zulässigkeit weg, und das durch diese Mystik erregte Wohlbehagen wird unzulässig. — Dergleichen findet sich, neben vielen zulässigen, bei Jean Paul, der, seines eigenen Grundsatzes uneingedenk, bei seinem poetischen Gedankenfluge nicht immer den Fuß auf dieser Erde behält, wenn das Haupt über den Wolken weilt. Man nennt dergleichen im täglichen Leben auch wohl Nebeln und Schwebeln; es ist ein Verirren, Umherirren in unbekannten Regionen, ohne allen irdischen Anhaltspunkt, da die Erscheinungen, an denen sie sich knüpfen, nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in der Einbildung existiren. Deutsche Dichter der jüngst vergangenen Vorzeit leisteten bei aller ihrer Vortrefflichkeit diesem Zweige der Mystik bedeutenden Vorschub, indem sie den Geist entweder wirklich in übersinnliche Regionen ohne allen

irdiſchen Anhaltspunkt entführten, oder indem ſie ihm ſinnliche Erſcheinungen ihrer eigenen Schöpfung, — wobei ſie wirkliche potenzirten — unterſchoben, oder auch endlich, wo ſie einen ſinnlichen Anhaltspunkt darboten, der als ſolcher zu dem Erregten, zu dem Gefühle nämlich, in keinem Verhältniß ſtand, der alſo unbedeutend und mithin unwürdig war. — So faltet der Sentimentale, über einem keimenden Grashalme, andächtig die Hände, erhebt das thränende Auge gen Himmel, ergießt ſich in ſchwülſtig-ſchmachtenden Acclamationen über die Größe des Schöpfers und überſieht in ſeiner Entzückung vielleicht die dargebotene, welke Hand eines armen Greiſes, der um eine kleine Gabe bittet. — Das nenne ich eine verwerfliche Myſtik, und ſie wird es vorzüglich noch dadurch, daß ihr Ausgangspunkt, ihrer innern Natur nach, durchaus eigentlich nicht zur moraliſchen Verkörperung hinüber ſtrebt, ſondern ſelbſt genügend in ſich ſelber endet. — Dieſe Eigenſchaft hat ſie nun freilich mit mancher zuläßigen Myſtik überein, welches aber nichts anders beweiſt, als, daß auch ſie, die Myſtik, wie alles in der Natur, und vorzüglich das Gattungsverwandte, durch allmählige Abſtufung kettenartig in einander greift und fortſchreitet, wobei die Fugen ſo unmerklich verſchmolzen ſind, daß im-

mer erſt bei gewiſſen Anhaltspunkten die Merklichkeit der Differenz augenfällig wird.

Auf der nächſten Stufe einer zuläſſigen Myſtik z. E. ſteht durch erhöhte Bedeutſamkeit des Mediums ſchon, wenn wir bewundernd vor einer Blume ſtehen, und, wie es z. B. bei der Roggenblüthe der Fall iſt, zur Blüthenzeit in den früh Morgenſtunden vor unſern Augen den Act der Staubbefruchtung vorgehn ſehn. Ich ſetze hier, zur Verſtändigung, die Worte eines Beobachters ſolchen Actus her, der jedenfalls dadurch als ein Myſtiker, aber als ein zuläſſiger erſcheint.

Er ſagt:

„Wer ſich zur Blüthenzeit in den Frühſtunden vor einem Roggenfelde befindet, welches ſein Blüthenfeſt feiert, der wird von Zeit zu Zeit, wenn er ſeine Blicke über die ganze Fläche ſtreifen läßt, kleine Wölkchen eines feinen, weißen, faſt nebelartigen Staubes über der Oberfläche des Feldes hinſchweben ſehen. Will man nun die Quelle dieſer Erſcheinung entdecken, ſo nehme man eine noch nicht abgeblühte Aehre, halte ſie unabgepflückt feſt und ruhig gegen die Sonne und merke recht ſorgfältig auf jede in ihr vorgehende Bewegung. So wie das eine oder das andere hellerwerdende Lichtpünktchen an der Grundfläche

der Blüthenſpelzen ſichtbar wird, ſo iſt der Augenblick der Blüthenbefruchtung da, die Kelch- und Blüthenſpelzen werden immer durchſcheinender; die Staubbehälter drängen ſich mit ihren goldbräunlichen Spizzen, von den ſenkrecht in die Höhe ſteigenden Staubfäden gehoben und getragen, aus den ſich allmählig öffnenden Blüthen- und Kelchſpelzen hervor, bis ſie, da die zarten Fäden ihr Gewicht nicht länger tragen können, ſich umneigend aus der Blüthenſpelze erdwärts ſenken, und in demſelben Augenblicke an jedem Staubbehälter die zwei gegen einander überſtehenden Staubbehältniſſe ſich aufrollen und den ätheriſchen Staub nicht etwa mechaniſch fallen laſſen, ſondern derſelbe wird von dem innwohnenden Lebensimpuls in verſchiedenen ſchnell auf einander folgenden Abſätzen gleichſam herausgeblaſen. — Während nun die Staubbehälter ſich ihres Staubes entſchütteten, öffnet ſich die vorher feſt geſchloſſene Kelchſpelze zugleich der feinen Blüthenſpelze immer weiter von einander, damit der befruchtende Staub auf das aus dem Fruchtpunkte des werdenden Rockenkorns entſpringende, mit unzähligen, glänzenden Kryſtalltröpfchen verſehene Federchen (Pliſtill) ſich niederſenken könne, und an dem befruchteten Pünktchen des Federchens hängen bleibe. — Das

wunderbarſte Räthſel bleibt dem Beſchauer die plötzlich vor ſeinen Augen vor ſich gehende Verlängerung der Staubfäden, welche die ſchweren Staubbehälter in die Höhe tragen. Vor ihrer Entwicklung iſt der Faden nur ein kleiner Punkt, und während wenigen Sekunden wird er 2 bis 3 Linien lang. — Nach geſchehener Befruchtung ſchließen ſich die Kelch- und Blüthenſpelzen wieder zu, und beſchützen den zarten Kornembryo in feſt geſchloſſener Hülle, bis zu ſeiner Reife." —

Und wenn nun der Beobachter ſolcher heimlich wirkenden Natur-Kraft mit Klopſtock ausruft:

„Rings um mich her iſt Alles Allmacht!
Und Wunder Alles!
Mit tiefer Ehrfurcht ſchau' ich die Schöpfung an!
Denn du, Namenloſer! — du ſchufeſt ſie." —

Oder:

„Lobt den Herrn!
In frühen Düften!
Lobet ihn, der Blumen Flor!" —

ſo nenne ich ſolches ihn durchſchauernde Wonnegefühl mit gutem Grund ein myſtiſches; jedoch ein zuläſſiges; wenn aber ein chriſtlicher Myſtiker mit Hinſicht auf das gekreuzigte Fleiſch ſeines Erlöſers alles irdiſche Schöne verachtet, mit einem wahren innern Behagen und präſumirter Gott-Wohlgefälligkeit über-

all schmäht, und der Menschheit in Traktätchen-Wischen und Lämmleins-Briefen z. B. zuruft:

„Der Mensch von Erde ist gemacht,
„Kleider sind nur Sündendecken;
„Was nützet denn die große Pracht?
„Heb' sie nur auf, du wirst erschrecken."

so nenne ich das Gefühl, woran er sich bei solchem Anlaß ergötzt, ein verwerfliches mystisches, und möchte es anspucken.

6.

„— — — — Nicht entbrennen,
Unerforschtes zu erkennen,
Darf in jeder Brust das Licht;
Jedem frommt die Leuchte nicht."
(Der Sonntag Morgen.)

In wiefern Sie, Madame, meine Definition der Mystik überhaupt, und insonderheit der verwerflichen begriffen haben, für die ich als eigentliches Kriterium den geistigen Anhaltspunkt oder das geistige Medium, wodurch Geistiges auf Geistiges zu Geistigem wirkt, ausnahmsweise aber auch die Eigenschaft der Unbedeutsamkeit oder Unwürdigkeit eines als Anhaltspunkt gegebenen sinnlichen Gegenstandes angab, so werden Sie, eben nach dieser letzten Ausdehnung, begreifen, daß Sie sowohl an Ihrem feisten Favorit-Mops, als an dem gekreuzigten Erlöser zu einer ver-

werflichen Mystikerin werden können — So entsetzlich Ihnen nun auch diese Parallele immerhin dünken mag, und so weltenweit diese beiden Objekte auch vor Ihrem innern Auge divergiren mögen, so liegt solches doch nur in der durch Mystik fehlerhaft versetzten Optik Ihres geistigen Auges, und ich richte den Gesichtspunkt von einer Seite sofort in seine richtige Lage, wenn ich behaupte, daß das Herzen und Küssen, Lecken und Streicheln und Qualbeln Ihres Mopses und das in seinem Anblick Versunkenseyn, in sofern es in Ihrem Herzen ein geheimes Wohlbehagen, ein innerliches geheimes Ergötzen erregt, nichts anders als der erste Grad einer verwerflichen Mystik genannt werden muß; die, alle Progressionen durchschreitend, endlich in ihrer ganzen vollendeten colossalen Größe, und als verwerflichste von allen, als christliche Mystik auftritt.—

Jede andere Gattung ist, wenn auch nicht gut zu heißen, doch ohne Gefahr für Entsittlichung und Entwürdigung der Menschheit, ohne Gefahr für politische und intellectuelle Demoralisirung der Völker, zu toleriren, da sie aus Gründen, die in der Natur des Anfangs- und des Ausgangspunktes liegen, weder so allgemein werden können wie religiöse und vor allem christliche Mystik, noch auch über den Ausgangspunkt hinaus, — statt, wie die bessere der zulässigen sich

in moraliſche Erſcheinungen zu verkörpern, — zur Immoral, und in ihrer freieſten Waltung, und in ihrer höchſten Potenz, zur ſataniſchen Barbarei, zu allen Laſtern, zum Mord, zur Heuchelei, zur viehiſchen Wolluſt, zum Betrug, zum Götzendienſt, zur Gotteslästerei, kurz, zu allen den raffinirten hölliſchen Schandthaten hinüber zu ſchlagen, welche von der Vorwelt unter der Rubrik: „Chriſtliche Religion“ (eigentlich Myſtik) mit Blut auf den Blättern der Geſchichte verzeichnet worden.

Ehe wir uns nun, meine ſchöne verirrte Freundin, über dieſe coloſſale geiſtige Schöpfung, über die des Chriſtenthums, — nicht über das eigentliche Chriſtenthum ſelbſt — zum kritiſchen Gerichte niederſetzen, beſchwöre ich Sie bei unſerer Freundſchaft, und bei dem ewigen lebendigen Hauche, der durch die Schöpfung zieht, ſich alle die Stunden zu vergegenwärtigen, in denen wir, Verſtand und Herz in Wechſelwirkung, alle die erhabenen Gegenſtände uns vorführten, die in dem Bereiche der menſchlichen Auffaſſung und Betrachtung liegen. — Ich bitte Ihrer Erinnerung die Worte der innigſten und zarteſten Verehrung abzufordern mit denen ich immer alles wahrhaft Heilige beredete; mit denen ich anbetend, ſtaunend vor dem Unbegreiflichen ſtand, den

ich einsam in meinem Busen pochen hörte, und in dem Sternenplane selbstgemessener Bahnen wandeln sah; wie ich die Gesammt-Menschheit immer liebend an meine Brust zog; wie ich jauchzte bei jeder edlen That, deren Lob zufällig ertönte; wie ich bei ihren Sünden und Fehlern menschlich weinte, entschuldigte und verzieh; wie alles Schöne und Erhabene meine Nerven wollüstig durchschauerte, wie ich dem Herzen immer so gerne die unschuldige Wonne des Gefühls gönnte, das ja die starre Gedankenschöpfung erst, mit seinem belebenden Athem durchwärmt, durchgeistigt und zu einer würdigen Gottes-Schöpfung macht; wie ich aber auch, — stolz auf das erhabene Vorrecht der Vernunft, — nimmer als ein winselnder Bettler an der Tempelthür der Geisterwelt stand, um dem freigebigen Meister-Schöpfer, unbescheiden und ungenügsam, durch unwürdige, ekelhafte Grimassen, oder weinerliche Betteltiraden, wunderbare Zeichen, Aufschlüsse und unmittelbare Connexionen mit sich und der übersinnlichen Welt abzubitten oder abzutrotzen.

So stehe ich auch heute noch da; — kein Apostat; — mit der ganzen Brust voll schöner, erhabener Religion; die von der bezeichneten zulässigen Mystik durchgeistigt, jeden würdigen Anhaltspunkt aus der Natur und Logik in ihren Bereich ziehend, als eine

beſcheidene, genügſame Himmelstochter da ſteht und waltet; die, ihres Vaterlandes nimmer vergeſſend, ſich doch auf Erden heimiſch fühlt; mit ihren pfleg-befohlenen Erdenbürgern menſchlich-irdiſch waltet, ſie leitet, führt, ſtärkt, ermuntert, in ihren Zungen redet, nichts verſpricht, was ſie nicht halten kann, nichts erzählt, was ſie nicht weis, nichts verlangt, was man nicht leiſten kann; neben ihrem Tempel kein Tollhaus baut; dem Geiſte das Auge nicht ausſticht; überzeugt um zu belehren, und frei wie das gute Gewiſſen vor jedem Richterſtuhl zu erſcheinen immer bereit iſt. — So ſteht mein Glaube da; ein Glaube für Menſchen; nicht für Götter oder Narren; ein Glaube für Vernünftige, ein Glaube für Herz und Kopf, kein Halbglaube; ein ſich durch Moral verkörpernder Glaube. — Dieſe Verkörperung iſt die erſte, wichtigſte und würdigſte Aufgabe jeder Religion; ſie iſt objectiv und handelnd; die andere iſt ſubjectiv und leidend, ſie heißt: Beruhigung. Beide Aufgaben hat auch die chriſtliche Religion ſich geſtellt, und zwar in einer Vollkommenheit, und mit einem Eifer, wovon die Geſchichte der Menſchheit bisher noch kein Beiſpiel aufzuweiſen hatte. Keine der vorangegangenen von den weiſeſten Männern ausgegangene Religions-Anſtalt hatte beide Zwecke,

vereinigt, so vollkommen und dauernd erreicht, als es dem, die Absicht, welche der Menschenschöpfung zum Grunde liegt, überschauenden Geistesblicke begabter Männer wünschenswerth und erreichbar schien; denn immer und überall noch war die Menschheit mit ihrer Trägerin, der Religion, ja sogar durch sie in den Schlamm der Laster zurückgesunken, und neue Anstalten waren nöthig, dem in seiner Ausartung fürchterlichsten Geschöpfe die Giftblase zu nehmen, mit der es in solchem Zustande rund um sich her Verderben verbreitet.—

Die Natur hat von vorne herein Veranstaltungen getroffen, daß von Zeit zu Zeit unter ihrer Menschenfamilie Individuen geboren werden, die zu der Klasse derjenigen gehören, von denen ich vorhin sagte, daß sie durch ein gewisses Etwas, welches ich Genius nannte, die immer nur auf natürlichem Wege wirkende Gottheit, entweder bei nothwendigen Umgestaltungen vertreten mußten, oder auch auf irgend eine außergewöhnliche, jedoch nicht unnatürliche Weise verkündeten, daß ihnen aus dem unermeßlichen Schatze des Großen und Schönen, aus welchem Alles Vorhandene seinen Ursprung genommen, eine außerordentliche Gabe zugekommen. — Diese Bevorrechtung liegt eben so in den Gesetzen der Natur, wie das Erscheinen eines

fruchtbaren oder unfruchtbaren Jahres, wie der Wechsel der Witterung, oder wie sonstige Zufälligkeiten, deren Eintreten oder Ausbleiben wir keinen Anlaß haben, einer der menschlichen analogen separaten Absicht des Schöpfers zuzuschreiben, sondern die schon, wie gesagt, von vorne herein in dem Schöpfungsplane verwebt ist. — Der Genius erscheint und thut je nach der Art seiner Natur, wozu er Anlaß vorfindet. Christus lehrt, Luther reformirt, Napoleon erobert, und giebt dem schläfrigen Schwungrade der Civilisation einen neuen Stoß; Mozart componirt; Paganini geigt; — — Shakespeare und Göthe dichtet; kurz jeder thut nach seinem Genius und schafft zur Absicht des Weltenplans; ein ganzes Heer von kleinen Genien nicht einmal zu gedenken, die hin und wieder laufen und jeder ein Sandkorn zum großen Bau tragen, wenn die andern ganze Felsen auf dem Nacken haben. — Aber, wie gesagt, liegt da nicht immer eine neue, eben erst gefaßte Absicht zu Grunde. Die ganze große Absicht ist da, von Ewigkeit zu Ewigkeit fix und fertig; der Begriff von immer neuen kleinen Absichten verwirrt unsern kleinen winzigen Verstand, indem wir immer bei jeder nach einem dazu gehörigen Warum fragen, das, und die denn wie ein Paar Handschuhe zusammen gehören sollen, wobei aber der Eine, das

Warum, gewöhnlich fehlt, und indem wir uns im Kreise herum drehen, und suchen und suchen, werden wir schwindelnd, greifen nach allerlei unzugehörigen Dingen, verplempern die Zeit, und finden am Ende doch nichts.

Eben so, in Folge der großen Universal-Absicht erschien Christus; ausgerüstet mit einem Geiste, oder nach meiner Weise zu reden, erfüllt von einem in ihm waltenden Genius, der, beispiellos fast in der Geschichte, seinen Träger als Volkslehrer hinstellte. — Die Macht der Sprache, diese erstaunliche Macht, die sich oft mit einer Wendung, mit einem kühnen Bilde, mit einem vernichtenden, oder auch belebenden Witze tausend Herzen zuwendet, und tausend Feinde in den Staub schmettert, diese Macht war seine göttliche Mitgabe, und zeugte von seinem Genius.

Wie und wo nun auch immer eine solche Erscheinung auf den Schauplatz der Geschichte trat, und mit welcher Eminenz der Genius seinen göttlichen Ursprung auch immer bekundete, so konnte und sollte er sich doch nimmer ganz frei machen von den Einflüssen seiner sinnlichen Umgebung, von den Eigenheiten und Eigenthümlichkeiten des Volkes, zu dem er zählte. — Natur und überlegte Absicht zogen auch Christus in den Gewohnheitskreis seiner Umgebung, der nicht über-

ſchritten werden durfte, ohne aus dem Bereich der Wirkungsfähigkeit zu gerathen; und Einwirkung auf das Volk iſt immer die Grundabſicht eines jedweden Genius geweſen, darum er ſich zwar über, doch nimmer zu hoch über denſelben ſtellt.

Chriſtus war Jude; ganz Jude von vorne herein, und wurde es endlich, im Laufe der Begebenheiten, bis zu einer Intenſion, die das bisher bekannte Maximum des Judenthums überſprang und dadurch plötzlich zum Chriſtenthume wurde.

Die Bevorrechtungs-Theorie, die das Judenthum im Embryo ſchon empfangen hatte, die mit ihm Jahrhunderte durch untilgbar erwachſen war und als mächtiges Agens heimlich und öffentlich in ihm fortwirkte, trieb das üppige Rieſengewächs endlich zur Blüthe, es entwickelte ſich in den Herzen derſelben allmählig eine Krone, und als die Blüthe ſich endlich erſchloſſen hatte, da erblickte man eine Dornenkrone für: „Jesus Nazarenus, Rex Judaeorum.“ — — Dieſe Blüthe des Judenthums konnte nur dadurch zur Blüthe werden, daß die Grundidee, der Bevorrechtung nämlich, bis zur höchſten Spitze getrieben, ſich verkörperte, aus dem Bevorrechteten, der Bevorrechter ſelbſt ſich herausbildete, und als wirkliche, in einem jüdiſchen Jünglinge zum Bewußtſeyn gekom-

mene Gottheit sich auf den Schöpfungsschauplatz stellte, von da aus nun durch den Actus einer Wiedergeburt die Gesammtmenschheit umgewandelt zu einer neuen veredelten Menschenschöpfung untadelhaft und Gottes würdig über die Erde wandeln sollte.

Die Idee ist groß, göttlich, himmlisch; konnte nur in der reinsten von unendlicher Menschenliebe beseelten Brust eines Christus-Jünglings entspringen, und ist dieselbe Idee, von der noch immer die Brust jedes Menschenfreundes, — eines Cannings, eines Mendelssohn, Lessing, Schiller, Seume, Gellert, und anderer jüngstgeschiedener Erdengel geschwellt wurde, — und denen ich — hier weint mein Herz eine Thräne — keinen großen Zeitgenossen beizuzählen weiß. —

Die Idee war groß; und weil sie in der rohen ungeläuterten Zeit noch kein Sterblicher vor ihm so umfassend, so rein und freudig gedacht, so stand der Jüngling, mit einem Genius der Kraft und der Tugend ausgerüstet, vor seinem innern Bewußtseyn wie ein junger Gott da; die Wollust, die seine Nerven bei dem erhabenen Gedanken an das große Werk der Menschenbeglückung durchschauerte, und das nur verwandte Seelen ihm nachzufühlen vermögen, durfte er wohl in seiner Unschuld als direct göttlich interpretiren;

die Judenidee der Bevorrechtung, die treffenden Phantasiegemälde dichterischer Vorfahren, alles war geeignet, den bis zur Schwärmerei von seiner Idee eingenommenen jungen Mann bis zur Ueberzeugung zu treiben, daß sich die Gottheit in ihm verkörpert habe, um also die Widersprüche dieses Lebens auszugleichen, die Menschen auf eine Stufe der moralischen Würde zu stellen, wie den Vorzügen ihrer Seele, und deren Bildungsfähigkeit angemessen ist, und vor dem Rückfall durch irgend eine außerordentliche Veranstaltung zu sorgen.

Bescheidenheit ist ein vorzügliches Kriterium des Genius, und wenn der große Christus auch im Geiste von der erstaunlichen Idee, er sey wirklicher Gott, durchdrungen war, so äußerte er sich doch nur sehr selten, und immer verschämt, bejahend darüber; daß er sich aber dafür hielt ist unzweifelhaft, denn nur als solcher durfte er sich der ungeheuern Aufgabe gewachsen halten, durfte es wagen sich ihr zu unterziehen, und hoffen, daß sie gelinge. — So auch nur behält er in unsern Augen die ihm zuständige Würde, und erscheint uns nicht als ein Heuchler, gleich einem Troß seiner gottlosen Priester.

Die Idee der Menschenbeglückung kriegte ihren Träger unter; sie senkte sich mit ihrer ungeheuern

Seligkeit in die Brust, beflammte das Herz bis zur Ungeduld, nahm den Kopf von hier aus so ein, daß der Verstand nur eine untergeordnete Rolle bei dem großartigen Erlösungswerk spielen konnte, und hiemit war die Lawine gelegt, aus der das Ungeheuer, die Mystik, ausbrach, die bis zu dieser Stunde [illegible] rasselt den Thron eines Fürsten, und den [illegible] ein Jammer zu sein, da sie in dem [illegible] Angesichten auf zum allerschrecklichsten, verderblich[illegible] [illegible] artet. — Doch davon in meiner [illegible]

[illegible]

Ich halte es für Freundespflicht, Ihnen, [illegible] vorzubereiten auf das, was nun kommt. Ich muß bemerken, daß ich durch das bis hieher Gesagte nur die Erde umzuwenden möglichst mich [illegible], als ich dem Christenthum an die Wurzel gehn zu können hoffen durfte; und in der That ist dem christlichen Mysticismus durchaus nichts anzuhaben, wenn man sich bis an die Wurzel des Christenthums durchgegraben und das hier angepflanzte faule Holz ausgeschnitten. Das glauben die Rationalisten nicht wagen zu dürfen, weil sie fürchten mit dem Schnitte zu-

gleich den Nabelstrang abzuschneiden, durch welchen sie mit ihrem nährenden Amte verwachsen sind: darum suchen sie mit einer ungemeinen möglichsten Vorsicht das vernunftrohte Faule mit ihrer sophistischen Ratio zu durchgeistigen, zu beleben und genießbar zu machen. — Aber welch ein Unternehmen! — es gelingt ihnen, wie es gelingt durch Galvanismus die Muskeln eines abgestorbenen Frosches in Zuckungen zu versetzen; — heißt das aber Leben! — — O, wie bemitleide ich die theologischen Galvanis auf den Kanzeln! — mit wie viel Schweiß erkaufen sie dem Auditorium die Freude, den Frosch einige Spannen weit hüpfen zu sehen. Ich frage noch einmal, heißt das Leben! — und ist es ehrlich gehandelt den großen Kindern das glauben zu machen! — aber hier meine Hand zur Vergebung: — die Vernunft beglückt, aber sättigt nicht; man darf den Nabelstrang nicht durchschneiden. —

Wenn Sie einmal, meine Schöne, eine vernünftige Stunde haben; eine Anwandlung aus frühern Tagen, so lesen Sie diesen Brief, und nicht eher. — Ich weiß es, wer Jahrelang in einer mit dem Atom von tausendfältigem Persien geschwängerten Zimmerluft athmete, dem behagt die frische Bergluft nicht, wo zahllose lebendige Kräuter ihren Sauerstoff aushauchen; aber allmählig durchdringt das belebende

Princip der Natur die lebendige, duftende Mumie; die Lungenflügel heben sich leichter, und Psyche wird immer behaglicher in dem restaurirten Gehäuse.

Die graue Vorzeit, die, wenn wir uns rückwärts wenden, wie ein ungeheurer Sphinx vor uns liegt, deren ungelöste und unlösbare Räthsel ganze Völker in den Abgrund schleuderte, und an denen wir noch immer, wie es Thoren ziemt, klauben; diese Vorzeit gefiel sich darin, Religionen zu machen; es war eine Manie; die Menschheit war jünger als heute; sie war in die Jahre gekommen, wo man die Kindheit hinter sich legt, sie sah sich um, wo sie war; die Objecte traten hervor, und man wollte wissen woher? — warum? — wohin? — man fragte, man grübelte, man suchte, — umsonst. — Das Volk wurde stürmisch; war kein Aufseher, kein Herr, kein Gott da, so konnte man ja — wie die Schulbuben, wenn der Präzeptor abwesend, — thun, was man wollte. — Das ging nicht; der Dümmste sah das ein; die Klügsten machten darum einen Herr-Gott, oder ein Dutzend, oder dutzendweise, jeder nach seiner Art; das ging schon besser, obgleich noch immer toll genug; die Dutzendgötter ließen sich nicht viel merken, bekamen bald Geschenke, bald Prügel; benahmen sich als

Götter spottschlecht, und manchem wohl kam die Idee auf, es müsse noch etwas anderes der Art aufzufinden sein; auch trug man sich ja mit einer Sage: daß sich vor grauen Jahren ein wirklicher Gott, der Hände und Füße gehabt, zu verschiedenen Malen hier unten habe erblicken lassen, und daß er eigentlich wohl nur verloren gegangen sey. Endlich fand er sich bei einem gewissen Abraham wieder ein, mit dem er allerlei geheimnißvolles Wesen trieb und in dessen Familie er unter dem Namen Jehova heimisch blieb. — Wer sich an den bloßen Buchstaben der Religionsgeschichte gewiesen glaubt, und in der mythischen Ansicht des Alterthums nichts Höheres zu finden weiß, möchte hier wohl sich für berechtigt halten über lästerliche Possen zu reden, die ein rohes, ungebildetes Volk der Vorzeit mit dem Wesen trieb, oder zu treiben glaubte, vor dessen Unendlichkeit der denkende Geist mit schauerlicher Ehrfurcht sich beugt und es kaum wagt sich ihn mit menschlichen Gedanken zu denken. — Bei den Juden ging er wie ein Hausfreund aus und ein, aß und trank mit ihnen, ließ sie morden und sengen; schlug gelegentlich selber einige tausend ihrer Feinde todt, und trieb sonst allerlei wunderliche Dinge, die man Wunder nennt. — Ja, daß ich es nur sage, die Juden waren es, die zuerst auf die barocke Idee

verfielen, Wunder zu erfinden. — Ich werde ſpäter dieſen unſinnigſten aller Begriffe ſein Recht widerfahren laſſen; hier nur ſo viel, daß man die Erfindung benutzte, um nach einer neuen Methode eine Religion zu machen, die man die geoffenbarte nannte, und die man ebenſowohl eine myſtiſche nennen dürfte, da man mit ihr und durch ſie die Aufgabe ſtellte: Geiſtiges (die Gottheit) durch Geiſtiges (durch die Phantaſie, denn logiſch waren die Wunder nicht zu erklären) — auf Geiſtiges (auf das Herz) zu Geiſtigem (zu religiöſer Beſeligung) wirken zu laſſen; und man ſieht, daß hier die Bedingungen einer verwerflichen Myſtik, wo der Menſch alles ſinnlichen oder logiſchen Anhalts entbehrt, erfüllt ſind. Somit ſteht die ſogenannte geoffenbarte, das heißt auf überſinnliche Weiſe mitgetheilte Religionsidee, in ihren Grundprincipien als eine myſtiſche, und zwar verwerfliche myſtiſche da, weil ſie Forderungen an den menſchlichen Geiſt ſtellt, die, wie dieſer nun einmal von der Weisheit ſeines Urhebers ausgerüſtet auf den Schauplatz der Erde geſtellt worden, ungerecht, unbillig, ja, weil ſie mit dem begreifbaren Schöpfungsplane ſtreitet, ſogar unſinnig und auf jeden Fall der Größe des menſchlichen Geiſtes unwürdig iſt: weil ſie ihn veranlaßt von dem erfaßbaren, begranzten zu abſtrahiren, und zu dem uner-

reichbaren, unbegränzten hinüber zu schweifen, und zwar in einem Wesenverhältniß, das vom Schöpfer ganz und gar für diese Erde berechnet ist. Dieser Forderung giebt das Herz nach; es will in die Heimath; der Verstand versucht sein Bestes, flattert aber vergebens über die Atmosphäre der Erde sich zu erheben, die Sinne bleiben ganz zurück; doch das Herz läßt immer keine Ruhe, so geräth das ganze Wesen in Streit; die Ordnung der Dinge ist auf den Kopf gestellt; der Wille hat keinen energischen Lenker, er schwankt in der Irre, und verfällt auf tausenderlei Excesse, wovon früher geredet.

Die Erfindung der Juden bewährte sich nicht; eine verwerfliche Mystik führt nie zur Ordnung; sie erzeugt im Volke eine moralische Entnervung, weil ihr Ausgangspunkt sich nicht zur moralischen Verkörperung hinüber neigt, welcher doch, wie oben gesagt, der Hauptzweck jeder Religion ist. — Das Volk fühlte die unseligen Wirkungen des Mißgriffes, ohne jedoch über die Quelle ins Klare zu kommen; und wie wäre das zu erwarten gewesen, da ihre weisesten Männer nicht einmal dahin gelangten? — Aber instinktartig trafen sie den Punkt des Uebels, und verlangten, statt des abstracten Anhaltspunktes, einen sinnlichen, und zwar ein goldenes Kalb. —

Vielleicht erinnern Sie sich, Madame, daß ich das Kriterium einer verwerflichen Mystik auf das Adjectiv des unbedeutenden und unwürdigen eines Anhaltspunktes ausdehnte, wobei ich so frei war, Ihren Favorit-Mops als erläuterndes Beispiel aufzustellen. Diese Ausdehnung erklärt uns, weshalb eine Religion, die nun einmal in keiner Art ohne Mystik gedacht werden kann, da ihr Anfangspunkt allemal das geheimnißvolle Wesen, die Gottheit ist — weshalb, sage ich, eine Religion, die zu ihrem Medium etwas unwürdiges, unbedeutendes wählt, eben sowohl durch eine verwerfliche Mystik selbst verwerflich wird, wie die, welche etwas Geistiges, ein Phantom, wählt; also eben sowohl die Religion der Götzendienerei, als die Religion der unmittelbaren Offenbarung. — In der That sprechen die uns vor Augen liegenden Resultate für die Richtigkeit dieser These, da solche immer auf Grausamkeit und Entmenschlichung — wunderbar schlagend genug, selbst in der Liebesreligion eines Christus — hinausliefen. — Tappend und tappend und immer nur die Alternative: Götze oder Abstractum findend, die doch, wie die Erfahrung es lehrte, die Aufgabe nicht zu lösen vermochten, griff man zum Buchstaben, — diesen Götzen der Rabbinen und heutigen christlich-mystischen Obskuranten — als ein

Surrogat, als Abstractum, Götzenthum und einer ganz kleinen Dosis des eigentlichen Arcanums: Logik, willkührlich zusammengeknetet. — Das war denn nun lange der Anhaltspunkt, welcher unter dem Namen der heiligen Schrift bis auf Christus, und weiter die Function der Verknüpfung Gottes mit dem der Menschheit, mit welcher wir es vorzüglich zu thun, zu verrichten hatte.

Als man merkte, daß die Sache sich machte, glaubte man den Vogel gefangen zu haben, und das Arcanum, das eigentliche Agens, übersehend, meinten die müßigen Rabbinen dem Hyper-Abstractum, — so nenne ich die, außer dem Gebiet der Logik liegenden, und nur auf quasi göttliche Autorität sich stützenden willkührlichen Gesetze — nicht genug Volumen geben zu können, und Gott mag ihre Seelen nicht drücken mit der Wucht der Ballen Eselshäute, die sie, — selbst Esel genug — zur heiligen Qual ihrer Nebenmenschen in solchem Bemühen vollgeschmiert. — Zehntausend langbärtige Rabbinen schreiben mir noch nicht einen einzigen moralisch guten, Gott würdigen, Menschen heraus, wenn ihn seine Vernunft nicht auf die Sprünge hilft, oder er nicht mehr von innen heraus als von außen herein wächst.

Wie ich es Ihnen hätte vorhersagen wollen,

ſtellte ſich mit der Zeit die alte Miſerie wieder heraus. — Sectirerei — das vorzügliche Kennzeichen jeder verwerflichen Religions-Myſtik, heilloſe Liederlichkeit und Verworfenheit aller Art florirte trotz allen den aufgeſpeicherten Eſelshäuten voll buntſchnirkſicher Geſetze und Exegeſen, an denen letztern, beiläufig geſagt, es unſre chriſtlichen Rabbinen auch nicht fehlen laſſen, und ſich darüber in der Wolle liegen, wie Sadducäer, Phariſäer und andere — — Säer von eitel nichtsnützigem Unkraut. —

Nun trat Jeſus, der Nazarener, auf; die Natur hatte lange kein iſraelitiſches Genie hervorgebracht; ſie hatte geruht und geſammelt für dieſen. Ich bitte, den Geſichtspunkt, von welchem wir ihn ſchon oben ins Auge faßten, ins Gedächtniß ſich zurückzurufen. — Als der große von ſeiner Gottesidee durchgeiſtigte Jüngling ſich den Morgentraum des Lebens aus den Augen gerieben; die jüdiſche Bevorrechtungs-Theorie recht in ſich aufgenommen hatte, und nun rund um ſich her auf das Irrſaal und Elend, auf die Eſelshäute und Eſelsköpfe, auf die liederliche Heiligkeit, kurz, auf den ganzen jämmerlichen Wirrwarr, von ſeiner Höhe herabſah, da kochte Mitleid und Ingrimm in ſeiner edlen Seele, und weit ausbreitete ſein Genius den Fittig zu dem kühnen Ge-

dankerfluge der Erlösung, zunächst seines Familienvolkes, und dann der ganzen Menschheit, für ewige Zeiten aus demjenigen Zustande, worin sie durch die verwerfliche Mystik gerathen war, und zugleich sie zu bewahren vor der Gefahr abermaligen Zurücksinkens. — Ich schließe noch einmal einen Brief, ehe ich die Sonne aufgehen lasse über die Wiege des Christenthums, in der ich neben dem Genius eine Schlange gebettet erblicke, und diese Schlange, wenn auch in Agonie sich windend, ist doch noch immer nicht gestorben.

8.

Und tausend göttlich edle Geistesfrüchte
Sind auf dem Feld bittrer Noth gereift.
(Natürl. Klänge.)

Schade, daß die orientalische Weise, jede großartige Begebenheit in den Nebelschleier der Mythe zu hüllen, uns hindert mit einem klaren Blick, wie ihn die Historie späterer Jahrhunderte, vor allen die des Occidents, vergönnt die Thatsachen zu übersehen, welche das Leben des großen Weisen zu der interessantesten psychologischen Erscheinung aller Zeiten erhebt. Wir wissen überdem, daß Ueberlieferungen der, Chri-

stus befreundeten, Männer bei den planlosen, und den waltenden Umständen nachgebenden Operationen der ersten Christen, erst so spät und unter so dunkeln Verhältnissen auf den historischen Schauplatz traten, erst so spät, statt der bisher gebräuchlichen Regula fidei bei dem christlichen Gottesdienst, eingeführt, und noch später zu der Würde kanonischer Schriften erhoben wurden, daß, wer da weiß, was hundert bis zweihundert Jahre für einen Zeitraum in sich schließen, und was alles in solcher Frist gemacht und gethan werden mag, nicht umhin kann, — falls er sich nicht entschließen sollte, seine Vernunft abzuthun — der Authenticität solcher Historie, abgesehn selbst von dem mystischen — eine allzugroße Glaubwürdigkeit zu schenken, trotz ihrer Quadruplicität und der Uebereinstimmung, über welchen Umstand freiforschende Philologen, wie Lessing z. B. längst ins Klare kamen, da nur eine, und zwar eine nach den mündlichen Mittheilungen der Freunde und insonderheit Freundinnen Jesu, — deren er eine bedeutende Anzahl gehabt haben soll — compilirte Originalquelle, unter dem Namen des Nazarenischen Evangeliums existirte, das indeß noch durchaus in keiner direkten Beziehung zur christlichen Dogmenlehre stand, von der eigentlich noch nichts geordnet war. — Abschriften jenes ersten Evan-

geliums gingen von Hand zu Hand, wurden nach eigener Erfahrung und Wissen verändert, darnach endlich, und zwar von Matthäus zuerst, und dann von einer großen Anzahl Anderer, außer Lucas — der am Eingange auch hierauf hindeutet — und Marcus auch von Cerinthus und Hieronymus ins Griechische, Syrische und Chaldäische übertragen. — Auch Johannes stellte die Begebenheiten Jesu zusammen, doch ohne sich so sehr genau an eine Urschrift, die ihm jedoch jedenfalls bekannt war, zu halten, und das Eigenthümliche seiner Arbeit sichert ihm den Vorzug vor allen andern zu. Darum jene auch wohl die Evangelien des Fleisches, dieses das des Geistes genannt wird. — Immer aber noch legte man diesen Büchern nicht gleichen Werth mit denen des alten Testamentes bei, und wurde selben, wie gesagt, erst spät kanonische Würde zuerkannt. — Die ersten Judenchristen waren überhaupt sehr flau in ihrem Glauben; die, der Nachwelt so über alles heiligen Dogmen wollten den Zeitgenossen Jesu gar nicht recht zu Kopfe, was bei den ausserordentlichen Begebenheiten, die in seinem Leben vorgekommen seyn sollen, und die, wenn sie heute noch gerade so wirklich vorfielen, den eingefleischtesten Leugner den Glauben in die Hände geben müßte — allerdings in Erstaunen setzen muß. — Erst

als die Zeit darüber hingerauscht war, und angefangen hatte, die Begebenheiten in einen mystischen Schleier zu hüllen, fand die Lehre Eingang in die Gemüther, wobei die schöne Moral, die ihre Autorität unbewußt in jeder Brust findet, vor allen wenn sie von so außerordentlichen Rednern, als einige der ersten Apostel waren, vorgetragen wird — das meiste that.

Doch, wie gesagt, ich habe kein anders Interesse, eine treuere als jene vierdeutige Biographie Jesu zu besitzen, als die Theilnahme, die jeder denkende Mensch unwillkührlich an dem Leben jedes großen Mannes nimmt. Ich gedenke meine kritische Predigt auch schon ohne Perikope zu Ende zu bringen; giebt es doch Interessen, die über jeder äußern Erscheinung des Lebens, selbst über Procente erhaben sind.

Jesus also, dessen Genius frühe schon seine Schwingen entfaltete, überh mit blutendem Herzen das jämmerliche Zerwürfniß des innern religiösen Lebens und die traurigen, daraus hervorgehenden Erscheinungen in seinem Volke. Besäßen wir eine getreue Relation von seiner Beschäftigung in den vielen Jahren, aus denen uns seine Biographen auch nicht eine einzige Mittheilung machen, so würden wir sehn mit welcher rastlosen Unverdrossenheit der

Mann neben seiner Zimmerart, vielleicht nur in Feierabendstunden, wenn andere Gesellen beim Weinkruge saßen, den Geist des Judenthums und die Grundursache des immer neuen, innern Verfalls der Religion und Sitten aus dem Wust der aufgehäuften Schriften herauszuklauben suchte. — Mancher Zionswächter, der heute mit aufgehobenem Stein an der christlichen Tempelthüre steht, um ihn demjenigen an den verständigen Kopf zu werfen, der nicht mit ihm seinem Idol die Füße leckt, würde, wenn er dem jungen Zimmergesellen über die Achsel und seinem Thun zugesehn hätte, ihn angeschnarrt haben: „Schuster bleib' bei deinem Leisten!" — Aber der Leisten bleibt nicht immer bei dem Schuster, und wenn der Gerichtsdiener ihn z. B. weggepfändet, so treibt die Noth oft zu allerlei Dingen; ja wir würden vielleicht noch wie Bären in den Wäldern umherlaufen, wenn Jener Begehr immer erfüllt worden wäre. Man rechne nur einmal nach, wie viele Erfindungen, von denen einige die Welt umgestalteten, beim Leisten gemacht wurden. Ja die Entdeckung der neuen Welt des Christenthums selbst ist ein Beleg für die Nichtigkeit jenes Gemeinplatzes, und in Religionssachen ist sie doch sicher keines der unwichtigsten. Es ist überdem bei diesen eine eigne Erscheinung, daß,

wenn es etwas Rechtes gelten soll, die großen theologischen Hänse entweder bei denen plötzlich auftauchenden unscheinbaren Männlein, die ganz ohne Leisten fast eine neue Religion zusammenschustern, die sich gewaschen hat, in die Lehre gehn, oder auch sich vom Katheder werfen lassen müssen. Moses, Christus, Mahommed, Luther, ja selbst Fo und andere mehr bieten Exempel dafür dar, und an schnaubenden Pfaffen hat es bei solchem Anlaß nimmer gefehlt.

Aus dem Leben des Nazareners sind uns nur die Lichtpunkte, und noch einige ganz düstere Punkte, wo er sich mit Wundermacherei abgegeben haben soll, aufbewahrt, und das nenne ich — um es nicht Einfalt zu nennen — eine unerhörte Nachlässigkeit, denn von wahrhaft großen Männern interessirt jeder kleine Umstand seines Lebens, denn erst so wird man in den Stand gesetzt ihn nach Verdienst zu würdigen. Die Biographen unserer Zeitgenossen, z. B. eines Napoleon, sind darin bis zum Extrem gegangen, und es ist schon recht. Hätte dieser Heros vor zweitausend Jahren gelebt, so würde die Mythe entweder einen Gott, oder einen Teufel aus ihm gemacht haben, dagegen nun die Nachwelt nach zwei tausend Jahren so klar und klarer noch über ihn zu urtheilen befähigt ist als wir. Hätte Jesus vier Evangelisten gefunden

wie Victor Hugo, Rovigo, Burienne und Hazlitt, ich stehe dafür die Exegese hätte gewonnen, oder wäre gar überflüssig geworden.

Nun, es sollte nicht sein, und der daraus entstandene Zwist hat manchem die Zeit, viel mehreren aber auch das Leben verkürzt. Mit Recht wohl rufe ich aus: wer hätte das gedacht! — wenn wir nämlich im Geiste die Hütte des Zimmermanns Joseph betreten, und den unscheinbaren Sohn über Schriften sitzen sehn, wer hätte dann nämlich gedacht, daß heute noch Männer in Purpur, die einem armen lebendigen Zimmergesellen, wenn er etwa eine verbotene Grenze überschreitet, oder von Hunger geplagt ein Stückchen Brod bettelt, mit Detention und Prügel regalirt, einem todten zu Ehren alten Bettlern die Füße waschen, im dicksten Koth ihre Wagen verlassen und einige ehrfürchtige Männchens machen u. s. w.? —

Aber was kümmert mich das? — Genug, es ist mehr als wahrscheinlich, daß Jesus von seinem 18. bis zum 30. Jahre sich damit beschäftigte, vorhandene Quellen, aus denen er zu klarer Einsicht der mosaischen Religion, ihrer Vorzüge und Gebrechen, gelangen konnte zu studiren, und über die Mittel der Abhülfe letzterer nachzusinnen. — Der Gedankenflug seiner großen Seele umkreiſete bei diesem Geschäfte den ganzen Erd-

hall, den er sich aber bei dem damaligen Mangel geographischer Kenntnisse wohl nicht so groß gedacht haben mag als er wirklich ist. — Er war Jude. — Der Monotheismus, die Grundidee der mosaischen Lehre, leuchtete auch seinem durchdringenden Geiste als die, auf den möglichst einfachsten, und doch vollkommenen Begriff des Wesens der Gottheit, zurückgeführte und daher faßlichste, vernünftigste und beste Lehrmeinung ein. So weit war er im Rechten; denn zwischen Getheiltem und mithin Unvollkommenem, und Mehrerem und mithin Unbegrenztem, Schwankendem, liegt die Einheit als einzig Festes, Vollkommenes und nicht Schwankendes mitteninne.

Der Buchstabenwust und die Sophistereien der sogenannten Schriftgelehrten war ihm der erste und gerechte Greul; ist es auch noch heute jedem unbefangenen Denker, und es thäte wahrlich Noth den Sauerteig auch bei uns neuerdings einmal auszufegen, aber mit einem neuen Besen, der noch schärfer ist als der, womit Jesus kehrte.

Vorerst also schien es ihm Noth die Religionsbegriffe auf die ursprüngliche mosaische Theorie zurückzuführen. Bei diesem Ursprung aber angekommen, mußte sich ihm nothwendig die Frage aufwerfen, woher sich bei aller unbestreitbaren Richtigkeit der Grund-

idee des Eingottglaubens die Erscheinung erkläre, daß die darauf basirte Religion praktisch nicht den Erwartungen entspräche, und das darin lebende Volk, trotz den Bemühungen so vieler ausgezeichneter Männer immer und immer wieder, und gerade jetzt am meisten in einen gänzlich demoralisirten Zustand zurückversinken konnte?

Sein Volk, und wo möglich die ganze Menschheit von der bestehenden sittlichen Verderbtheit zu erlösen, zu einem reinen, sittlichen, gottwürdigen Zustand zurückzuführen und vor jedem Rückfall zu bewahren, war, wie schon erwähnt, die große Aufgabe, welche er sich stellte.

Zuerst blieb er bei dem Urquell jedweder Religion, hier dem Mones, stehn, und vindicirte ihm als Grundwesen die Liebe, unbegrenzte Liebe, woraus diesseitig das Vertrauen erwuchs, statt daß bisher Strenge und Furcht als Diagonale bestanden hatten.

Dieser Schritt läßt uns einen bedeutenden Blick in seine große Seele thun, die von der reinsten Liebe durchwärmt, und das göttliche derselben fühlend, sich keinen Gott ohne dieses, alles Leben bedingende Gefühl denken konnte; mit der und durch die alles Lebendige, das von Gott ausgegangen, ja auch nur für Raum und Dauer bestand und bestehen konnte. —

Dieſer Schritt iſt es auch, durch welchen er ſeiner Lehre den lebendigen Odem einhauchte, mittelſt dem ſie ſich auf ihren eigenen Schwingen erhob, und rings über den Erdball ſchwebte, nach Zonen, deren Daſeyn ihr Sender nicht einmal ahnte, wo aber der Odem ſeines Liebesgottes ſo gut wie in Judäa wehte und die Herzen darum ſich ſeiner Liebes-Religion entgegen neigten. Das iſt die eigentliche und wahre Verſöhnung; nicht Gottes mit der Menſchheit, ſondern der Menſchheit mit Gott; nicht durch ſeinen Tod, ſondern durch ſein Leben.

Der Anknüpfungspunkt war alſo geordnet, weiſe geordnet und feſt geſtellt. — Der Ausgangspunkt, das menſchliche Herz, dieſer ſechſte geiſtige Sinn, mit dem die Religion begriffen ſeyn will, und von dem heraus ſie ſich wieder moraliſch verkörpern ſoll, war von dem Urheber aller Dinge, von Gott, geſchaffen, fertig; in ſeinen Grundbedingungen unabänderlich fertig, und nur noch der dritte, aber der allerwichtigſte Theil, das Medium, der Anhaltspunkt, dieſe Wurzel alles bisherigen religiöſen Uebels in allen Zonen und unter allem Volk, von den alten Römern bis zu den Herrnhuthern, von den Egyptern bis zu den Berliner Pietiſten, von Zoroaſter bis auf den Kandidaten Brauer auf den Bleichen in Hamburg — das nothwendige

vermittelnde Princip, das Band, das vom Himmel auf die Erde reicht, um Gott und die Menſchheit zu umſchlingen, damit dieſe getragen werde, oder eigentlich ſich ſelber durch Gott trage, des höhern Standes in der Schöpfung würdig, über die mannigfaltigen Erſcheinungen des Lebens, über den Wechſel der Dinge und der Zeiten und bis ins Grab, wie es die ewig unerſchütterlich feſtſtehende Moral und das ihr innwohnende ſittliche Schönheitsgefühl verlangt— jenes Medium, — ſage ich, galt es richtig zu beſtimmen, denn ihm, dem großen Philoſophen, konnte es nicht entgehn, daß hier die Quelle alles Uebels liege; er kannte die menſchliche Natur hinlänglich genug, um zu wiſſen, daß die Idee eines liebenden Gottes allein nicht mächtig genug war, da aus Gegenliebe Sittlichkeit zu erzeugen, wo es die Furcht nicht einmal gekonnt hatte; denn bei aller dem Menſchen angebornen, natürlichen Herzensgüte waltet doch auch in ihm ein, überall in der Natur als nothwendig erkanntes Gegengewicht des Böſen, daß es noch einer andern Kraft als des vereinzelt daſtehenden, wenn auch natürlichen Dankbarkeitsgefühls bedarf, um von innen heraus den Geiſt der Moral zur lebendigen Verkörperung als vorherrſchenden Geiſt im Volke hervorzurufen.

Ueber dieſe Aufgabe ſaß nun der große Mann mit ſich ſelber zu Rathe; einzig mit ſich ſelber, denn wo war einer unter ſeinem Volke, der fähig geweſen wäre, die große Idee von der er ſo beſeligt, ſo begeiſtert war, ihm nur nachzudenken, vielweniger ihm dabei zu rathen. — Wortemacher gab es auch da, wie immer und heute genug, aber der göttliche Funken, an dem große Gedanken und Ideen ſich entzünden, und wie Flammen über die Erde leuchten konnten, lag nur in ihm allein. — Wohl mag er die wonnigen Empfindungen, welche ihn in der Einſamkeit bei ſolcher Beſchäftigung durchſchauerten, verbunden mit dem Glauben an die Geſchichte ſeines Volkes, für unmittelbare Eingebung Gottes gehalten haben, und auch der Weiſeſte unſerer Zeit tolerirt wohl noch den flüchtigen Gedanken, es komme eine ſchöne Idee unmittelbar vom Vater des Schönen zu ihm und in ſeine Seele herab; aber wenn auch nichts anderes, ſo wäre mir ſchon die in dieſem wichtigſten der Punkte getroffene Fehlwahl unſeres Jeſus ein Beweis, daß er, trotz ſeines Genius, der ihn auf die höchſte Stufe der gewöhnlichen Menſchheit hinſtellte, doch, wie jeder andere, auch der größeſte Menſch, dem Irren unterworfen war. — Forſchend bemüht, den verſteckten Fehler in der moſaiſchen

Religion aufzufinden, traf er allerdings wohl den rechten Fleck, erkannte aber die Natur des Fehlers nicht recht und irrte in der Wahl der Mittel ihm abzuhelfen.

Moses, ja Abraham schon, hatte als Medium, wodurch Geistiges auf Geistiges zu Geistigem und hieraus hervorgehender moralischer Verkörperung wirken sollte, etwas Hyper-Geistiges, nämlich den Glauben oder eigentlich die Phantasie, gewählt, und dadurch die Religion zu einer vollkommenen, verwerflichen Mysterie gemacht, die, wie schon oben erwähnt, das, nun einmal sinnlich geschaffene Geschöpf, allen materiellen und logischen Anhaltspunkt ihm entziehend, in eine unbegreifliche, seinem Wesen unangemessene, schauerliche, fremde Geisterwelt hinstellt, für die ihm keine entsprechende Auffassungswerkzeuge angeschaffen worden, und wo er denn endlich, sofern er's redlich meint, Handlungen begeht, wie aus religiösem Anlaß hinlänglich tolle begangen wurden. — Anstatt nun das Medium eines blinden Glaubens an naturwidrige, von der Gottheit ausgegangen seyn sollende unmittelbare Mittheilungen durch Wort und That, mit etwas ganz Anderem, die verwerfliche in zulässige Mystik verwandelndes zu vertauschen, verfiel der sonst so weise Mann, weil er sich, wie schon erwähnt, von den Eigenthüm-

lichkeiten seiner Nation nicht ganz frei zu machen vermochte, als Jude in der höchsten Potenz, auf die Fehlidee, es sey das, in der ursprünglich reinen mosaischen Religion als Medium angewendete Abstractum nicht intensiv energisch genug aufgestellt worden, und dasselbe Mittel dürfe nur in erhöhter Potenz angewendet werden, um bei der Menschheit dasjenige zu bewirken, was bei allen bekannten Religionssystemen mit Bedauern als Wirkung vermißt wurde.

Ich behalte einem neuen Briefe diese wichtigste aller Mittheilungen vor, und bitte Sie, Gute, mir bis dahin wissen zu lassen, ob das, was ich bisher sagte, Ihrer Fassungskraft leicht aufnehmbar und zugänglich dargestellt war, denn nichts führt mehr zu lieblosen Urtheilen als Un- und Mißverständniß.

Fühlen Sie dann und wann Ihrem Geiste an den Puls und lassen Sie mir die Zahl der Schläge wissen; je weniger, je besser, denn das Mystik-Fieber steigert sich mit den Schlägen.

9.

Wenn der tappende Vorwitz zu rütteln wagt
An der Schöpfung verborgenen Fugen,
Durch den Spalt die Wunder zu lugen:
So schlägt wohl ein grausig Verderben
Den vermessenen Tölpel zu Scherben.
(Eisenlied.)

Die, von dem großen Manne, in oben angedeuteter Beziehung begangenen Fehlgriffe sind von unterschiedener, und theils so einziger unerhörter Art, so allein in der Geschichte dastehend, daß man, trotz des Fehls, doch vor der Kühnheit der Idee, aus welcher sie ihren Ursprung nahm, staunend und verwundert stehn bleibt. Staunend vor dem Succeß, mit welchem er sie durchführte; staunend aber auch und schaudernd vor den ungeheuren Folgen, die wie eine riesenhafte Schreckgestalt mit drohendem Finger vor den Pforten der Geisterwelt steht, und dem Sterblichen zuruft: vorsichtig mit Göttlichem umzugehn; ein Fehler nur, und aus dem Segen wird Fluch; einen ungehörigen Tropfen in den Zauberkessel geworfen, und es brauset und siedet drinnen und Höllengestalten treten vernichtend daraus hervor.

Hatte Jesus am Anfangspunkte Herrliches gethan; hatte er der Menschheit für einen strengen, zornigen

— jeder Religion als solcher nothwendig bedingten — Moral bildet — dadurch, daß er, statt einen, in dem natürlichen Zusammenhang der Dinge entstandenen, die Menschheit sinnlich verbessernden Glauben, die Menschheit höher, geistreich befördert hinstellte. Zwar, wie schon erwähnt — wie wenn ihm eine Ahnung des mißlichen, gefährlichen Thuns überkommen — [illegible] durch Worte, aber desto [illegible] durch so genannte Wunder, denen Schlechts nicht wirklich als Wunder gelten konnte, ohne die ganze Harmonie der Natur in Anarchie aufzulösen. — Genug er stellte sich dar als wirklicher Gott, und stützte alle das geistige, bildende Princip jeder Religion, die Moral, statt, wie es durchaus ihrer Natur nach nothwendig, an etwas Transscendentales, Uebersinnliches, — an etwas Sinnliches, und legte so, durch Vermischung des [illegible], den [illegible] den Grund zu einer bisher unerhörten Moral, die, alle bisher bekannte menschliche überbietend, eine [illegible] wurde.

Wie schon gesagt, erlaubt die [illegible] Verschleierung der ganzen außerordentlichen Begebenheit nicht, zu einer deutlichen Darstellung der einzelnen, sich gegenseitig veranlassenden und sich unter einander [illegible] Umstände zu [illegible]. Derjenige

aber, woraus die christliche Religion sich herausbildete, liegt uns vor, ist uns zum positiven Kanon gegeben, und muß, als solcher betrachtet, die Verantwortlichkeit für das Geschehene übernehmen und die Critik über sich ergehn lassen.

Der eigentliche Anknüpfungspunkt also, die universelle, mit dem Gefühl wahrgenommene, von dem Verstande unabhängige Idee eines übersinnlichen unbegreiflichen Wesens, eines Abstractums, das wir Gott nennen, war durch wirkliche fleischliche Verkörperung dieses Gottes aufgehoben; zwar nicht ganz, denn dadurch wäre der Begriff Mystik, ohne die keine Religion denkbar, völlig vernichtet; sondern neben diesem körperlichen Gott, war auch noch der andere, alte, universelle, legitime Gott am Leben gelassen; aber die Mystik war doch nun in ihren edelsten Theilen verletzt, und trug den Keim zu mannigfachem Uebel in sich; sie war kränklich, cachectisch. Das symbolische Todtenspiel mit diesem Gotte, das naturwidrige Wiederbeleben, die sichtbare Himmelfahrt und das unsichtbare Sitzen im Himmel; diese unnatürliche, und eigentlich ganz nutzlose Verwirrung; dieses Durcheinanderwerfen von Himmel und Erde, von Gott und Mensch, von Körperlichem und Geistigem, von Natur und Unnatur, von Leben und

Tod, von Glauben und Unglauben, — mag es nun die sophistische Hermeneutik deuten wie sie immer will — die Symbolik findet allenthalben leicht einen Anhaltspunkt — mag die ganze Sterbescene nach hyper mosaischen Opferbegriffen eine großartige, tiefbedeutsame Handlung seyn; mag sie auch sogar dem Opfer selbst subjectiv als eine herrliche That angerechnet werden, da er sie in seiner irrenden Begeisterung aus dem schönsten Motiv, aus Menschenliebe beging, glaubend, sie sey seinem hohen Zwecke der Menschenbeglückung förderlich: — die, über alle fußlosen Dogmen eigensinniger Theosophen erhabene, ewig unwandelbare, in den Gesetzen der Natur tiefwurzelnde Logik, die jeden Augenblick, bis in alle Ewigkeit hinaus bereit ist, an sich jede Erscheinung des Lebens abmessen zu lassen; sie, deren Endpunkt immer nur zur moralischen Verkörperung hinaus strebt, — sie weiß nichts von der mosaischen Opfertheorie; sie weiß nur, daß das Blut, so lange es naturgesetzlich durch die Pulse rinnt, lebendig macht, und wenn es vergossen wird, zu schnödem Koth und Dünger wird. Dem großen Geiste, geistig Opfer: die Moral! — am Blute ergötzen sich nur Kannibalen.

Geständlich ist es auch die christliche Theologie,

daß jenes Menſchenopfer, durch welches die Abſicht des großen Philanthropen erreicht worden ſeyn ſoll, in ſeiner Begreiflichkeit über ihren Horizont geht. Die Vertreter dieſer Theologie ſahen und ſehen, daß die Menſchheit durch die Erlöſungstheorie um kein Haar beſſer und glücklicher geworden iſt; denn daß dieſe, welche die Vernunft von vorne herein ſofort unter Detention bringt, ſich doch nicht die durch Moral und Wiſſenſchaften erregten Fortſchritte der Civiliſation, inſonderheit der erſt neuerlich neugebornen Humanität beimeſſen kann, liegt doch wohl allzu klar am Tage. Man ſah ja wie alle Greulthaten im Schooße des myſteriöſen Chriſtenthums florirten und eben in den Myſterien ihre Autorität fanden, wie kann man denn behaupten, es ſey eine Erlöſung dadurch bewerkſtelligt. Ich weiß wohl daß man das Jenſeits vorſchützt, aber wenn das der Sündenbock alles dieſſeitigen Urtheils ſeyn ſoll, was läßt ſich dann nicht alles auf ſeine Rechnung ſchieben, und wie darf man uns dann hienieden ungeſcheut zwicken, und bei jeder Klage nach oben weiſen. Das geht wahrlich nicht! — Man kann ferner einreden, es ſey uns nicht gegeben, den hohen Rath des Opfers Jeſu zu ergründen, und ich will mich auch gerne beſcheiden, und zugeben, daß es in

der Natur der Dinge mehr wie eine Sache giebt, mehr wie ein Agens, mehr wie einen Vorgang, wovon ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt; — ich ſehe Urſachen, ohne deren Wirkung inne zu werden, ich ſehe Wirkungen, ohne die verborgenen Urſachen wahrnehmen zu können; aber zugeben muß man mir doch, daß, wo ich weder Urſache noch Wirkung begreife und wahrnehme, für mich als Menſch, wie mich die Weisheit des Schöpfers nun einmal ausgeſtattet, nichts exiſtirt. — Wenn Jemand zu mir käme, und ſagte: „O wie blaſe ich doch ſo ſchön die Flöte! welch' eine Fertigkeit habe ich auf dem Inſtrumente, was für einen ſchmelzenden Ton; welch' ein Staccato, Portamento, welche Höhe, Fülle und welche Tiefe!“ — und ich wendete mich nun von dieſem mir ganz unbekannten Virtuoſen, von dem ich noch keinen Ton je vernommen, ſofort zu einem Bekannten, redend: „Freund, ich habe die Ehre, Dir hier einen Virtuoſen vorzuſtellen! — wie bläſt der Mann doch ſo göttlich, man wird völlig hingeriſſen von ſeinen Tönen; er beſitzt eine Fertigkeit, einen Silberton, ein Staccato etc. etc.“ — wäre ich dann kein Narr, ſo möchte man dieſes Wort nur gern aus den deutſchen Wörterbüchern ſtreichen. — Und

doch liegt alles noch im Reiche der Möglichkeit! — wie; wenn nun noch hinzukäme, daß der quasi Virtuose gar nicht einmal zwei vollkommene Hände besäße, sondern mehrere Finger ihm amputirt wären; welchen Namen verdiente ich dann? —

Ganz so ist es mit dem christlichen Erlösungswerke; — wir säßen wahrlich ohne die christliche Moral, und ohne die sociellen Fortschritte der Künste und Wissenschaften, der Poesie und Literatur, und wenn die Vernunft nicht gewaltsam ausgebrochen wäre, noch zehnmal fester wie zuvor in den Banden des Unsinns und des Aberglaubens. — Doch ich kehre zu dem Begriff der christlichen Mystik zurück.

Die schon oft genug vorgelegte Viergliederkette der Mystik war also durch das Hinstellen, Tödten, Auferstehn und Himmelfahren eines verkörperten Gottes als Anknüpfungspunkt, gleich im ersten Gliede mehr als verrenkt. Das Geheimnißvolle, das eigentliche Element der zulässigen Mystik, war der Menschheit in einer widerlichen Verkörperung, in einem, durch Urtheil und Recht, — wenn gleichwohl unschuldig — gekreuzigten, blutigen, schmählich verspotteten Manne, in die Hand gegeben, und also der geistig, ahnungsvolle, durch Prädisposition

des Herzens wahrnehmbare, gefühlte Begriff, von einem uns unsichtbar, gleich einem Fluidum umschwebenden, überall waltenden und wirkenden Weltgeistes, mit Blut besudelt, mit trivialem Sinnlichen vermengt, und also den Schmelz von den Flügeln der Psyche verwischt. — Das hätte Jesus nicht thun sollen; er hätte, da er die Stärke dazu in sich fühlte, für die Wahrheit seiner Lehre, und daß das mosaische Gesetz, und Moses Ansichten von Gott und göttlichen Dingen voll Irrthümer und Thorheiten, darum es Noth sey, eine neue gereinigte Religion der Liebe einzuführen, — sterben können; menschlich sterben, wie Socrates, der nicht minder göttliche, mit einem Genius beschenkte Mensch, es einst für gleiche Wahrheit that; dann hätte er, wie in unserm Herzen, auch in unserm Verstande einen Verehrer gefunden; denn es ist menschlich groß — und darum begreifbar, daß ein Mensch für seine Idee sterben kann; und das Gefühl verehrt nicht allein solche Größe.

An diese körperliche Miniatür-Gottheit, welche das große Geheimniß, das die Mystik zur Mystik macht, als Wirkliches vorstellen, nicht einmal vertreten sollte, knüpfte er nun, gleich Mosis, als Medium wieder, etwas Unwesentliches, ein Phantom, den reinen auf nichts Natürlichem basirten Glauben;

zwar in erhöhter Potenz, aber desto schlimmer, denn nun mußte auch das, aus diesem Mißgriffe bisher immer noch entsprungene Misère, um so schrecklicher ins Leben treten. — Es war geschehn. Jesus schied mit der Ueberzeugung von der Erde, sein Werk vollbracht zu haben. — Zwar scheint ihm manchesmal eine schreckliche Ahnung aufgegangen zu seyn von dem Ungeheuren, was er gethan, denn er versichert einmal schrecklich wahr: daß er nicht gekommen sey den Frieden zu bringen, sondern das Schwerdt. Auch daß sein Werk als ein, theilweise die Natur auf den Kopf stellendes, den Keim zu gegründeter Anfechtung in sich trage, ist ihm nicht entgangen, denn bald spricht er vom Antichrist, bald wieder von der Ewigkeit seines Wortes, und er hat in Beidem Sinne recht; das Wort seiner Moral ist ewig wie die Welt, denn es erträgt die Feuerprobe des Verstandes; das übrige muß endlich in sich selber zerfallen, sobald die Menschheit mündig geworden ist, und über die Mährchen lacht, die ihm früher im Ammenstübchen beim traulichen Dämmer-Monden-Licht so unendlich wohl behagten. — Ach ja, die Kinderjahre sind mitunter wohl schön, aber wer kann sie halten? — wer hält die Natur in ihrem Gange auf? — aus dem Knaben wird ein Mann

und wenn man ihm auch nimmer sein Röckchen, seinen Fallhut und sein Steckenpferd wegthut; und wenn man ihn auch zwanzig Jahre lang in die Wiege legt und lullt, es kömt darum doch der Bart, endlich hüpft er, ein ungeschlachter Recke heraus und jagt alle Kinderwärterinnen in die Flucht.

So war denn nun die Menschheit mit einer Religion beschenkt, die aus dem sublimsten Judenthum, aus den vorzüglichsten Fehlern des Mosaismus in höchster Potenz und zugleich aus den erhabensten Wahrheiten, aus der schönsten, unvergänglichsten Moral zusammen gesetzt war. Die Merkmale, welche die Mystik zu einer zulässigen und verwerflichen machen, waren beide vereint dem Medium gegeben; und wie es von der immer noch in der Kindheit befangenen Menschheit zu erwarten stand, — in der Kindheit, sage ich, wo man ja so gern nach dem Schimmernden greift, wo man so gerne grauenhafte Gespenstergeschichten hört und die weisesten Lehren in den Wind schlägt — sie schlug die weisen Lehren ihres Meisters, die allein es waren, welche sie erlösen sollten von der Schreckgestalt des Lasters, der Sünde, von der Verdorbenheit und der daraus entspringenden physischen und moralischen Entartung — in den Wind, hielt sich

mit angeborner, und noch mehr herausgebildeter Trägheit an die Mysterien des Erlösungswerkes, die alles sollten abgewaschen haben, ohne einen andern Lohn dafür zu verlangen als einen unbedingten Glauben an die Wäsche, einige heilige Kapriolen und Gebetplapperei; und somit sollte denn nun die große Wiedergeburt, die Menschenbeglückung, die erhabene Himmelsidee, die fähig war durch den Gedanken daran allein einen Menschen zum Gotte zu beseligen, realisirt, ins Leben gerufen seyn. — Heiliger Mann, was hattest Du gethan! — o wie wenig kanntest Du von dieser Seite die Menschheit, die Du selber geschaffen haben sollst! — Kaum hatte man das gute, das wirksame Vermittelungsprincip entfernt, die Vernunft eingesargt, und das Phantom, den blinden Glauben allein an den gefährlichen Ort hingestellt, da brach die Berserkerwuth aus und Europa wurde für tausend Jahre und darüber ein Tollhaus, in welchem wir uns vorhin mit wundem Herzen ein wenig umgesehn. —

Das rasete nun immer so christlich wahnsinnig fort, wobei das allererschrecklichste, daß die Tollen sich für vernünftig hielten, und dieses ist der Schrecklichste der Schrecken — wie Schiller sagt —: der Wahn.

Dieſer Wahn, daß die moraliſche Neugeburt der Geſammtmenſchheit durch die ſchmachvolle Vernichtung eines einzelnen Individuums beſchafft worden; daß der alles überwaltende, alles durchgeiſtigende Weltgeiſt durch die Abſchlachterei eines tugendhaften Menſchen verſöhnt, ſich der, in mancherlei Laſter verſunkenen Menſchheit wieder freundlich zugewendet, und plötzlich aus dem ſtrengen moſaiſchen Gott ein liebender chriſtlicher Vater geworden ſey; — dieſes, nur für die damaligen Völker berechnete Dogma, denen doch auch eine Urſache in die Hand gegeben werden mußte, warum, weshalb, wodurch denn der Ewige nun auf einmal ſo umgewandelt ſey; dieſe für unſere Zeit kleinliche, dem einfältigſten Tropf unwürdige Vorſtellung von einem über Alles erhabenen Weſen, dieſe Andichtung menſchlicher Leidenſchaften, dieſe conſtatirte Möglichkeit einer göttlichen Sinnesänderung, die doch auch wieder, und zwar mit Recht ewig unveränderlich genannt wird, dieſer Widerſpruch bei jedem zweiten Worte, iſt noch immer öffentliches Staatsreligions-Dogma. Dieſes, das unzählige Heuchler und Meineidige ſchafft, da es veranlaßt am Scheidewege der Kindheit einen Glauben öffentlich und feierlich zu beſchwören, den wir doch bei herangereifter Vernunft, ohne mit dieſer, die uns doch ein-

mal in allen andern Stücken als Lenkerin gegeben, in den allerkrassesten Widerspruch zu gerathen, nicht treu bleiben können. — Das heißt nicht ehrlich an uns gehandelt. —

Doch hiervon unten mehr; noch bin ich mit der Mystik nicht im Klaren.

Erst seitdem, durch Luther und andern angeregt, die freie Forschung der Vernunft auch in zweiter Instanz — (von Gott war sie es immer) — frei gegeben worden; und noch mehr, seitdem dieses Himmelslicht ihre Strahlen auch in das düstere Chaos der Schrift werfen darf, und es sich nun regt und lebendig wird in den todten Buchstabenmassen, erst seitdem die fröhliche, lebendige, schöne Literatur, die Theologie beim Zopf gefaßt, gezaust und aus dem Schlaf aufgerüttelt, diese sich die schlaftrunkenen Augen ausgerieben und nun hin und wieder doch auch schon einmal nach einer Ratio frägt; kurz, erst seitdem man den blinden Glauben, die Phantasie von dem wichtigen Posten zu verscheuchen anfing, von dem Posten, sage ich, wo es sich darum handelt, die unsichtbare Gottheit zur Erweckung eines religiösen Gefühls in der Menschenbrust, erkennend, beseligend, beruhigend und bessernd zu vermitteln, erst seit der Zeit — merkt wohl auf! — wo man die mit der

Vernunft zusammenfallende christliche Moral, die auf den unumstößlichen Sitten- und Naturgesetz basirte Logik und den daraus hervorgehenden Schönheitssinn fürs Große und Edle — kurz erst als man die Vernunft mit allen ihren Nebenbegriffen als Medium der zur Religion nothwendig bedungenen Mystik aufstellte, erst seit der Zeit ist Humanität, ist Menschlichkeit, Duldung, Friedfertigkeit unter dem Gros der Menschheit Geng und Gebe geworden, und nach dem Zeugniß alter Greise sind selbst unter den niedern Ständen die Privattugenden mehr wie früher in Aufnahme gekommen.

Wann wird die ganze Menschheit zu einer anständig, moralisch-guten Menschenfamilie werden? — wann! — ich weiß es nicht; denn noch nie und bei keinem Volke ist eine auf Vernunft basirte Religion zur allgemeinen Staatsreligion geworden, und nur Thoren sind stolz genug, ihre in der Theorie als richtig erkannten Systeme als unfehlbar in der Ausübung anzupreisen; aber so viel liegt über dem Zweifel, daß das, was die uns widerwärtigen Supernaturalisten wollen, allgemein ins Werk geführt, und wie es dann natürlich folgt, alle Stadien durchgeführt, die Erde wieder zum Tollhause macht, in dem kein Verständiger auftauchen darf, ohne gebraten

oder im glücklichſten Falle todt geſchlagen zu werden. Freilich entgegnen jene wohl: wir ſind glücklich in unſerm Glauben, und die ganze Menſchheit kann es mit uns werden. So aber ſpricht der Opium-Freſſer auch; er mag berauſcht von ſeinem Fraß werden oder betäubt, er lebt, und fühlt ſich in ſeinem Rauſche beſeligt, aber der Himmel mag uns in Gnaden vor ſolcher Paſſion bewahren.

Nicht etwa, daß uns das bis jetzt exiſtirende Häuflein chriſttrunkener Myſtiker mit ihren zelotiſchen Anführern Anlaß zur Beunruhigung geben ſollte; nein! dazu iſt es zu unbedeutend: aber ihm wachſen im Fluge die Schwingen; ihre Tollheit ſteckt zuletzt alles an; der Veits-Reigen beginnt von neuem, und ehe das davon ergriffene Volk in Apathie hingeſunken iſt, wie jetzt die katholiſche Welt, die nur noch eben kraftlos, gedankenlos und unſchädlich die alten, einſt ſo gefährlichen Geſten macht — iſt des Unheils zum Uebermaaß geſchehn. Deshalb iſt der proteſtantiſche Myſtiker weit gefährlicher und widerwärtiger, als der bigotteſte Katholik, weil dieſer, geiſtig abgeſpannt, bewußtlos und aus natürlichem Inſtinkt wieder zur Materie zurückgekehrt iſt, jener aber mit überlegter, raffinirter Fleiſchtödtung einen neuen Curſus des myſtiſchen Chriſtenthums beginnt; weil er es

eben iſt, der ſich gleich entnervten Wollüſtlingen mit Ruthen das widerwärtige Fleiſch maltraitirt, um in den geiſtigen Gefühlsnerven einen wollüſtigen Kitzel zu erregen, den er Gnade nennt, und der, wenn er recht zum Durchbruch kommt, den Menſchen auf die niedrigſte Stufe der Verworfenheit, auf die der geiſtigen Onanie hinſtellt.

10.

Wo mit Unmöglichkeit weislich der Meiſter reflegelt,
Da mit Ehrfurcht beugt ſich der Weiſe und ſchweigt.
Elfenlied.

In wieweit Sie, ſchöne Chriſtin, ſchon in dieſer Gnade progreſſirt ſind, weiß ich nicht; gewiß aber iſt es, daß in dem Bemühn der Erregung derſelben ſowohl als in der Gnade ſelber kein Stillſtand gedacht zu werden vermag, indem das Verlangen der heiligen Schaafe kein geringeres iſt, als dem Hirten wo möglich ähnlich zu werden, bei welchem Bemühn dann ſehr natürlich ein Bock über den andern gemacht wird, ſogar daß alle Furien oft losgelaſſen ſcheinen, um die Chriſtus-Copie ins Leben

zu rufen. — Als Curiosität, vielleicht auch als Schema, wie so etwas ins Werk zu richten, theile ich Ihnen kürzlich etwas aus der Heiligen-Historie der Mystiker-Familie Peter in dem Dörfchen Wildenspuch in der Schweiz mit.

Zur Zeit nämlich, als die berüchtigte Frau v. Krüdener sich ihres religiösen Kothes in jener Gegend entlehrte, kam die jüngste dreiundzwanzigjährige Tochter des wohlhabenden Landmannes Joh. Peter: Margarethe auf einmal in den Geruch der Heiligkeit, und es dauerte nicht lange, so stank ein ganzes Rudel Landleute so sehr darnach, daß kein vernünftiger Mensch ferner in ihrer Nähe ausdauern mochte. — Diese Klique hockte denn, Männlein und Weiblein in heimlichen Erbauungsstunden fleißig zusammen, und da ihnen der heilige Geist eigenhändig decretirt: „daß dem in Gott und Jesus Christus Versenkten nichts mehr Sünde sey, was aus dem Fleische komme", so ließ man denn nun getrost kommen was da wollte, und die oben erwähnte heilige Margarethe kam dadurch in den unheiligen Ruf, ledigen Standes voll guter, lebendiger Hoffnung zu seyn, und zwar, wie es sich nachher auswies, durch die Bemüsung eines Ehemannes. — Als das Pfarramt endlich ein Einsehn thun wollte, war die Heilige auf einmal

verſchwunden; hatte ſich aber eigentlich nur verſteckt, und als alles von außen beruhigt ſchien, ging der Conventikel, zu welchem alle hölliſchen Geiſter losgelaſſen zu ſeyn ſchienen, erſt recht los. — Angeſteckt von dem ſchauderhaften Wahne, daß jeder noch ſo tolle Einfall Eingebung des heiligen Geiſtes ſey, ward während dreien Tagen unter gräulichem Geſchrei, Gepolter und Getümmel, wodurch das ganze Dorf in Aufruhr gerieth, das wohlgebaute Peterſche Haus inwendig durch unzählige Axthiebe faſt ganz zertrümmert. Von oberſt bis zu unten wurde alles durchhauen, um durch eine Oeffnung dem Satan Raum zu geben heraus-, durch die andere aber dem heiligen Geiſte herein zu fahren. — Der Satan aber war kein Narr, er blieb drinnen, und Weiber und Männer ſchrieen unabläßig unter allerlei wahnſinnig heiligen Faxen: „Betet an alle Engel! Betet an alle heiligen Propheten! Betet an alle Seraphimen! Hauet zu, er iſt ein Schelm! Er iſt ein Mörder! Sehet Ihr ihn! — Erbarme dich, allmächtiger Gott! Hilf uns! Erlöſe uns! Hau zu! Hau zu!“ —

Das Haus war verriegelt und verſchloſſen; die Fenſter verhängt; ein großer Kettenhund bewachte

wie ein Cerberus den Eingang. — Gute beſänftigende Worte, die man hineinrief, blieben unerwiedert. — Ein Landjäger, der Einlaß begehrte, ward — unter Berufung aufs Hausrecht — hart abgewieſen. — Endlich ließ der Amtmann Nachts um 12 Uhr die Thüre ſprengen; man drang hinein, aber die Zimmerthür, hinter der noch immer kannibaliſch fortgewüthet wurde, blieb feſt verſchloſſen. Durch eine in der Thür eingedrückte Fenſterſcheibe, und mittelſt eines vorgehaltenen Lichtes ſah man eine erbauliche andächtige Gruppe. Fünf Männer drückten mit Gewalt gegen die Thür um ſelbe zuzuhalten; eine Mannsperſon lag wie todt auf dem Bauche; ein Knaul Männer und Weiber lag neben der Thür; ein zweiter neben dem Ofen. Die heil. Margarethe ſchlug fortwährend auf den Bauch eines Mannes und ſchrie: „Erbarme dich! Erbarme dich!“ — Ihre Noth muß groß geweſen ſeyn. — Endlich wurde auch die Zimmerthür geſprengt. — Margarethe ließ ſich nicht ſtören; — in einem Winkel erblickte man noch zwei Männer und zwei Weiber, alle faſt nackt und in ihrem heiligen Eifer ſo durchflochten, daß bald ein weiblicher Kopf auf einem männlichen Körper, bald wieder ein männlicher auf einem weiblichen Körper ruhte.— Das wäre nun etwas für die Gützon geweſen.

Als man die Verſammlung gewaltſam aufheben wollte, widerſetzten ſich Alle, und Margarethe ſchrie einmal über das andere: „Betet! Betet! Laſſet uns ſterben! Ich laſſe mein Leben wie Chriſtus!“ — Andere wieder „Herr, erlöſe uns!“ — noch Andere „Herr, erbarme dich unſer!“ —

Der Herr ließ es aber wohl bleiben. — Die nicht zur Familie gehörigen wurden hinausgetrieben, und der alte Peter für ſeine beiden Töchter Eliſabeth und Margarethe verantwortlich gemacht.

Am folgenden Tage aber wurde demunerachtet dem Satan erſt die Hauptſchlacht geliefert. — Damit dieſer den Herrn Jeſus nicht möge unterkriegen, ordnete die Commandantin Margarethe ein allgemeines Gebet an, das bis 7 Uhr Morgens währte. Um 10 Uhr, nachdem noch auf ihr Begehr Verſtärkung eingerückt war, eröffnete ſelbe in einem Tagsbefehl den Anweſenden, daß nunmehr die Stunde gekommen ſey, wo durch Blutvergießen viele Seelen, worunter auch die ihre, könnten gerettet werden; geſchähe es nicht, ſo trage der Satan den Sieg davon. — Nach dieſen Worten eröffnete ſie perſönlich das Treffen, indem ſie ihrem Schwager, ihrem Bruder und einer intimen Freundin mit einem hölzernen Schlägel derb auf die Köpfe ſchlug, wobei ſie betheuerte den Geiſt ihrer Großmutter

zu ſeyn, der durchaus verlange, daß zur Rettung der Seele ihres Vaters und ihres Bruders Kaſpar Jemand von ihnen verbluten müſſe; für die Rettung mehrerer tauſend noch lebender und verſtorbener Seelen wolle ſie ſelber ſterben. — Alle, außer ihrem Schwager, Schweſter und der geſchlagenen Freundin wurden nun weggewieſen. Man befand ſich in einem obern einſamen Zimmer. Margarethe gab ihrer Freundin einen eiſernen Keil, und provocirte ſie, ihr einen Hieb damit auf den Kopf zu geben. Das ging vortrefflich. Nun erklärte Schweſter Eliſabeth ſich bereit zu ſterben. Margarethe conſentirte, und ſteckte ihr ſofort eins mit einem Knittel auf den Kopf; die andern beiden waren fleißig mit einem eiſernen Keile und einem hölzernen Hammer über ſie her und im Umſehn war ſie geliefert. — Marg: erklärte nun, die Gemordete ſey nichts weniger wie todt, ſondern ſie lebe im Geiſte, und ehe man ſichs verſehe, werde der Herr ſie wieder auferwecken. — Jetzt wandelte ihr ſelber ein Gelüſt an, ſich kreuzigen zu laſſen, wobei ſie von ihrer Auferſtehung ebenfalls im Voraus überzeugt war. — Mit dem ſchon erwähnten eiſernen Keil ſpielte ſie ſich nun zuvörderſt ſo übel mit, daß reichlich Blut vom Haupte hernieder troff. Das reichte aber nicht hin, ſondern ſie ließ ſich ein Raſirmeſſer geben,

und versuchte sich damit in den Hals zu schneiden. Es wollte nicht recht gelingen, und nun mußte ihr Schwager Moser ihr damit einen Kreuzschnitt über die Stirn machen. — Das stand ihr nun zwar schön, genügte aber nicht, sondern es mußte zur förmlichen Kreuzigung geschritten werden; wozu alles schon in Bereitschaft lag. — Zuvörderst stieß sie sich selber ein spitziges Taschenmesser in die Brust. Dann wurden ihr auf Befehl zwei eiserne Nägel durch jede Hand, einer durch die Brust, einer durch jedes Ellenbogengelenk, einer durch jeden Fuß und zwei durch den Kopf geschlagen. — Auf vieles Verlangen sollte nun auch noch ein langer Nagel von oben her durch den Kopf getrieben werden, indem es noch eine Seele, für die sie sich verbürgt, zu retten gelte. Weil aber kein so großer Nagel zur Hand, so sollte ein spitziges Taschenmesser die Stelle desselben vertreten, und man versuchte solches mittelst eines Hammers durch den Schädel zu treiben. Da es jedoch nicht gelingen wollte, so verlangte die Unglückliche man solle ihr mit einem Haumesser den Kopf spalten. Nach Einwendung des Schwagers befahl sie ihr den Hirnschädel einzuschlagen, und nun schlugen Moser und die Freundin Kundig mit einem eisernen Keil und Hammer so lange auf ihren Kopf, bis sie verschied.

Um 12 Uhr ungefähr, sagte Moser beim gerichtlichen Verhör aus — seyen sie damit fertig geworden. Dann hätten sie sich hinunter begeben, zur Starkung nach so harter Arbeit ein Glas Wein getrunken und den übrigen Hausgenossen das Geschehene eröffnet, welche dann mit Schauder und Jammer die Leichname betrachteten.

Gefällt Ihnen die erbauliche Historie, Verehrteste, so kann ich Ihnen zum Troste sagen, daß Sie und alle Mystiker in Pausch und Bogen auf gutem Wege zu solch christlicher Abschlachterei sind, denn gerade der Buchstab, der Götze, vor dem Sie niederfallen und hinter den Sie sich verkriechen, wenn der Popanz, die Vernunft bis an die Zähne bewaffnet, gegen Sie auftritt; dieser erschreckliche Zweizüngler ist es gerade, welcher seine innigsten Verehrer zu allem erdenklichen Unsinn verführt; und wenn er z. B. spricht: „Wer mich lieb hat, der nehme mein Kreuz auf sich und folge mir!“ — so hat Fräulein Peter aus Wildenspuch ihren Begriffen nach nichts anders gethan, als demselben Buchstaben gehorcht, den Sie und alle Zeloten und Mystiker als Götzen und als Waffe gebrauchen, und ich rathe Ihnen daher, wenn Sie

wirklich eine echte, buchſtäbliche Chriſtin heißen wollen, Ihr ſchönes Fleiſch je eher je lieber kreuzigen zu laſſen.

Wenn eine Sekte z. E. ſich beikommen ließ, Chriſti Worte: „werdet wie die Kinder ꝛc. dahin auszulegen, daß ſie kindiſch wurden, z. B. eine Schnur Tannzapfen zuſammenbefteten, und hinter ſich herzogen; achtzehnjährige Mädchen und Jünglinge ſich Sommers, gleich kleinen Bauerkindern halbentkleidet in Pfützen legten und einander vor den Hintern klatſchten — was thaten ſie denn anders, als, ſie kamen dem Buchſtaben nach, der bei Ihnen das A und das O, der kleine Katechismus und das Oberappellationsgericht iſt? — Dieſer erſchreckliche Geſell, dieſer Erzverführer des Volkes, dieſer wunderliche Buchſtab, der bald Narr bald Weiſer, bald Böſewicht bald Biedermann iſt, je nachdem man ihn ſo oder ſo ſtellt; dieſer überall von Thoren geleckte Hausfreund iſt es denn auch, der durch ſeine wunderlichen Hiſtorien die Phantaſie ſeiner blinden Verehrer ſo exaltirt, daß ſie meinen, es müſſe ſich an ihnen als ſo überaus ſattelfeſte, gläubige Chriſten, dergleichen als vor grauen Jahren ſich zugetragen, auch noch heute offenbaren können; und wenn der Glaube — wie es der Buchſtab ehrlich verſichert, — wirklich Berge zu verſetzen vermöge, ſo müſſe er auch ſonſt

[illegible]

II.

[illegible]

zigstich zu thun — im vorliegenden Falle die verwerfliche Mystik — an dem andern ihm zugetheilten, eben so sehr sich im Argen befindenden Extreme, absehe oder abmesse, daß er sich von der rechten Mitte entfernt und wirklich gleich jenem im Argen sey.

Diesem nach glaube ich es der Förderung meiner redlichen Absicht schuldig zu seyn, nachdem ich über das Gefühl als ein von Gott verlassenes Unding, wenn es sich der Cura des Verstandes entschlagen, die Critik habe ergehen lassen: nun auch über diesen Curator selbst, sofern er sich in selbstgemachtem Stelze unabhängig erklärt, was Rechtens ist, ergehen zu lassen.

Es stellt sich bei einem einigermaßen freien Blicke in den uns zugänglichen Zusammenhang der vorhandenen Dinge die einleuchtende Bemerkung heraus, wie doch die heilige Natur nach einer überschwänglichen Weisheit, wie in der körperlichen, so auch in der geistigen Schöpfung, durchaus keinen Theil zwecklos hingestellt. Vor allen aber tritt solche Wahrheit bei Betrachtung des mit den schönsten Schöpfungswundern geschmückten Menschen in einer erhebenden Glorie hervor, und kein wirklicher Mensch kann sich von denkenden Naturkundigen vor diese wahrhaft Ver-

würdige Werk, vor dieſe vollendetſte Schöpfung in dem Naturtempel dieſer Erde führen laſſen, ohne mit einer ſchauerlichen Freude an den unbegriffenen Urheber eines ſolchen Werkes zu denken, und ihn mit dieſem Gedanken der Ehrfurcht unwillkürlich anzubeten. — Um ſo viel undankbarer, um ſo viel verwerflicher und der ernſteſten Rüge würdig iſt es aber denn nun darum auch, wenn ein alſo bevorrechtetes Geſchöpf, wenn der Menſch, durch eine unſelige Verblendung getrieben, ſich beikommen läßt, irgend einen, ihm nicht ohne die weiſeſte Abſicht angeſchaffenen edlen Theil ſeines Menſchen zu mißbrauchen, oder auch als überflüßig und zweckhindernd ganz oder theilweiſe zu verwerfen. — Zu welcher ſchauderhaften Verworfenheit die Nichtachtung und in ihren edelſten Theilen Ertödtung der Vernunft den Menſchen auf dem Wege der verwerflichen Myſtik führt, haben wir hinlänglich beredet; aber auch die Vernichtung desjenigen Theils unſerer von einem wunderbaren Nervengeflechte getragenen und alſo mit der Körperwelt auf unbegreifliche Weiſe verbundenen Seele, welches wir das geiſtige Gefühl, die Bruſt, oder auch das Herz nennen, führt zu anthropologiſchen Erſcheinungen, vor welchen der, ſeiner Würde ſich bewußte Menſch nicht minder wie vor jenen erbebt. Gewiß iſt, daß wenn die Ver-

irrung der Myſtik unſere ſchöne Erde zum Tollhauſe macht, die Verirrung der Gefühlsvernichtung ſie zum Viehſtalle umgeſtaltet.

Sind Sie erwundert, Theure, ein ſolches Paradoxon von dem eigen Verehrer und Vertheidiger des Verſtandes aufgeſtellt zu ſehn? — Sollte die Erde wirklich durch die Monokratie des Verſtandes zu einer Pfütze werden können? — Nicht wahr, da treffe ich mit Ihnen zuſammen, und dieſe, wenn auch nicht ganz klar gewordene Ueberzeugung iſt es eben eigentlich, welche Sie getrieben gegen ſolche unerhörte Gefahr das Amulet des heil. Kreuzes umzuhängen? — Sie haben Unrecht gethan, Madame; um dem Feuer zu entgehn, ſoll man nicht ins Waſſer laufen; — und — mag es Ihnen auch gleichwohl neuerdings paradox ſcheinen: — bei einer mir geſtellten Alternative, gehe ich doch viel lieber noch in den Viehſtall als ins Tollhaus. Denn begreiflich iſt es mir ebenfalls noch wohl, daß und wie ein Menſch zum Vieh werden könne, nicht aber wie ein Gott. — Was ſelbſt in ſeiner ſchauderhafteſten Entartung der Natur am nächſten bleibt, giebt man billig den Vorzug.

Ich fürchte nicht, daß Sie mich dieſes Beiläufigen halben mißverſtehn werden. Ich glaube die Men-

schenwürde begriffen zu haben, und jedes Wort meiner Lippe ist ihr geweiht.

Es handelt sich jetzt darum den Begriff von Vernunft und Verstand festzustellen, und da weiß ich nicht ob ich gelehrten Psychologen beifällig definire, wenn ich Vernunft die allgemeine, dem Menschen eingeborne Anlage zum Verstande, und diesen die durch Zeit, Lehre und Erfahrung herausgebildete Vernunft nenne. Wenigstens finde ich bei Kindern und Wilden die Vernunft bei dem Verständigen beides und nur bei dem Wahnsinnigen keines von beiden. — Den Verstand aber nenne ich die Kraft der Seele: Vorstellungen zu machen, Begriffe zu bilden, zu urtheilen und zu schließen. — Ich werde beide Benennungen, je nachdem das generelle, die Vernunft, oder das Besondere, der Verstand, dem Begriffe des Angeregten eben entspricht, beibehalten, und finde den Schlüssel zur Erklärung meiner eben aufgestellten Behauptung, als sey die Alleinherrschaft der Vernunft, dieser geistige Absolutismus, vermögend, eben sowohl zur menschlichen Verworfenheit zu führen, als die Alleinherrschaft des Gefühls, leicht in folgendem.

Die Vernunft, so erhaben und einzig diese Tochter des Himmels auch in der erstaunlichen Erdenschöpfung,

die zwei Welten mit ihren unendlich mannigfaltigen Erscheinungen umschließt, dasteht, und frei waltend unter Allem, nach den Gesetzen der Logik die Erscheinungen ergreift, verknüpft, von Welt zu Welt (Körperwelt und geistige Welt) hin und her überträgt, Resultate schafft, neue Verknüpfungen ordnet, urtheilt, schließt; kurz, so unverkennbar sie es auch ist, die das würdigste Gepräge der Alles überwaltenden Gottheit an sich trägt, so konnte sie doch nicht eine Bürgerin der Erde seyn, ohne Begrenzung, ohne Fehlbarkeit, ohne von gewissen Bedingungen außer sich abhängig. — Die ihr gesteckte Grenze ist die Pforte der Geisterwelt, vor der eine Schaar Narren steht und winselt; vor der auch die Mystiker stehn, und das Anathema ausschreien über die Vernunft, weil sie ihnen die Thore nicht zu öffnen vermag. — Die Fehlbarkeit ist ihr mit allem Irdischen angeboren, denn nur wirkliche Gottheit kann in diesem unendlichen Gewirre, in diesem Ineinandergreifen von Millionen Triebrädern, unfehlbar seyn. — Die außer ihr liegenden Bedingungen endlich, von denen sie unläugbar abhängt, sind doppelter Natur. Nicht nur daß sie, um als eine würdige Lenkerin an's Steuer treten zu können, nach den möglichst reinsten, von der Erfahrung und dem Universellen functionirten Principien erst zum Verstande

herausgebildet werden muß, so hängt sie auch dann noch durch ein unverkennbares Naturgesetz von der Bedingung ab, daß sie, vermöge ihrer kalten, leicht in sich selbst erstarrenden Natur, von dem ihr untergeordneten Gefühle fortwährend durchwärmt werden muß, wenn sie nicht allmählig starr und frostig und also in ihren innersten Lebensfunktionen gestört, und untauglich werden soll das Schifflein Mensch würdig durch die Fluthen, Strömungen, Charybden und Stürme dieses Lebens zu führen. Es mag dem scharfsinnigsten Denker nicht gegeben seyn, die Scala dieser Wärme richtig zu bestimmen, da Verhältnisse unabläßig modificirend zwischenwirken; aber der richtig herausgebildeten Vernunft ist es gegeben den Grad der zulässigen Wärme zu übermachen, und wo sie nicht genau zu bestimmen vermag, da soll sie — und das ist liebenswürdig — eher ein weniges zu viel als zu wenig zulassen.

Es drängt sich einem bei dieser Betrachtung die Idee des Zweikammersystems auf, nur mit dem Unterschiede, daß eigentlich genau keine als erste oder zweite zu erkennen, vielmehr unterscheiden sie sich nur durch die Verschiedenheit der innern Eigenthümlichkeit der laufenden Handlungen, von denen jeder eine eigene Gattung angehört. In Sachen der Strenge

ſchlägt nämlich der Verſtand vor und das Gefühl modificirt, mildert nach Kräften. In Sachen der Milde, der Güte ſchlägt das Gefühl vor und der Verſtand modificirt oder läßt zu nach beſter Einſicht; immer aber ſollen beide vereint handeln, und wenn der Feind, die Leidenſchaft und unheilige Begierde zur Sünde reizt, ſo ſtehn ſie, ſtark in ihrer Duplo-allianze, am ſtärkſten aber bei reiner Harmonie des reſp. Einfluſſes, dagegen auf, und vor dem Heiligen flieht das Unheilige. — Will man ſie aber doch abſichtlich in erſte und zweite eintheilen, dann wäre das Gefühl wohl die zweite Kammer, welche propo-nirt. Vermöge ſeiner milden Güte, die man ja auch Herzensgüte nennt, iſt es immer gern geneigt zu viel zu thun; aber ſeine Geſetzvorſchläge müſſen durch die erſte Kammer der Vernunft gehn, und werden hier ſanctionirt, verworfen, oder modificirt. Iſt dieſe nicht auf ihrer Hut, ſo läßt ſie ſich leicht hintergehn, und man ſagt dann wohl, es ſey das Herz mit dem Kopfe davon gelaufen. — Iſt dagegen die erſte Kammer nun voll ſtolzer widerſtrebender Ariſtokraten, die jede Propoſition der Milde und Güte herriſch ver-werfen, ſo ſehn wir das widerwärtige Bild eines ro-hen hartherzigen Egoiſten. — Wird die zweite Kam-mer gar aufgelöſt — (und ſie thut es unter ſolchen

Umſtänden leicht ſelber) — oder iſt ſie nie vollſtändig conſtituirt geweſen — (ſie wird konſtituirt durch zweckmäßigen Religionsunterricht in der Jugend) — dann wird die Gehirnkammer zum Nordpol. — Alles dieſes aber nur in den erſten Inſtanzen und milde. — Die andauernde, wohl gar generirende Paralyſis des Gefühls aber äußert ſich in ihrer negativen Wirkung auf den Verſtand, und von hieraus wieder auf das Betragen, auf den Charakter und ſomit auf den moraliſchen Werth des Menſchen als ungemein verderblich, und zwar zuletzt in einem ſo hohen Grade, daß die Extreme dieſes Verderbniſſes ſich dann mit denen des überſpannten Irrgefühls in Handlungen der entſetzlichſten Barbarei berühren. — So ſteht das Blutbad der Bartholomäusnacht, wo man die Stimme der reinen Vernunft überhörend, von dem religiös-myſtiſchen Gefühle der Chriſtus-Verehrung ſich hinreißen ließ, ſeine vermeintlichen Feinde in Maſſe abzuſchlachten — den Revolutions-Greuln zur Seite, wo man der Religion und mithin des Gefühls für Gottesverehrung nach Principien des unabhängigen Verſtandes entübrigt zu ſeyn glaubte, die hohe Himmelstochter, Religion, darum ſpöttiſch in eine Metze verkleidete und ihre Prieſter in Schaaren niedermetzelte. — Wie viele Abſtufungen zwiſchen dieſen Extremen liegen

wie viele Modificationen, die vor allen durch äußere Verhältnisse hervorgerufen werden, darauf darf ich kaum hindeuten. — Oft sogar zerschmelzen die Symptome so wirrend, daß man zweifelhaft ist, auf welche Quelle man diese oder jene Erscheinung zurückzuführen habe.

Vorzüglich stellt sich solcher Zweifel bei unmoralischen Handlungen und Charakteren unter den Priestern heraus, bei denen man doch voraussetzen möchte, es müsse bei ihnen, als Vertreter der Gottheit, eine Harmonie der Geistesvorzüge und somit der reinste Sittenzustand vorwalten. Demunerachtet aber, wie manche widerliche Erscheinung der Unmoral tritt von hieraus ins Leben! — Schon die Verketzerungs-, die Verdammungssucht gegen Andersdenkende, wie entehrend muß sie uns von Männern des Friedens erscheinen! — Ferner, welch' eine beachtungswerthe, aber gewiß sehr traurige Erscheinung ist es, daß das Volk, in allen Ständen meist, so häufig und so gern an den Männern mit beißendem Witze sich reibt, die ihm als Vermittler des Heiligen, selbst heilig seyn sollten? — Freilich theilen auch Aerzte und mehr noch Juristen dieses Loos: bei keinem Stande aber, deucht mir, ist er so unnatürlich als bei dem geistlichen. Vielleicht liegt der Grund in den großen

Anſprüchen der Sittlichkeit, die vom Volke an ihre Lehrer — und zwar nicht ganz mit Unrecht — gemacht werden; ich aber glaube einen noch tiefer liegenden zu erblicken. — Ich meine, es iſt die unnatürliche Stellung, in die die Dogmen der chriſtlichen Kirche ihre Lehrer, als vernünftig organiſirte Weſen, zu vernünftig organiſirten gebracht hat; indem beide Parteien nicht ohne Aufhebung eines Theils der Vernunft ſittlich — wie es die Religion ihren innerſten Principien nach nun einmal durchaus verlangt — gegen einander daſtehn können. Da aber nun die Natur, vermöge ihrer unwiderruflichen Geſetze keinen Theil ihrer Ordnung abſolut aufheben läßt, ohne ſich dafür empfindlich zu rächen, ſo iſt es hier ein gegenſeitiges Mißtraun, das ſich durch Verketzerung äußert, welche von vorne herein in der chriſtlichen Religion, durch das Diffamations-Princip der allgemeinen Sündhaftigkeit, — wovon alſo auch die Prieſter ihr beſcheiden Theil bekommen — verwebt iſt. — Die aufgedrungene verwerfliche Myſtik trägt, wie man es leicht überſieht, auch hier wieder alle Schuld, da ſie den blinden Glauben an Dogmen, die nur mit der Phantaſie aufgefaßt werden können, als Anhaltspunkt des Gemüths in göttlichen Dingen hinſtellt. — Aber auch der reine Ver-

ſtand, ohne das Gemüth, oder Gefühl, würde es, wie ſchon deducirt, nicht beſſer machen, da er ſich dann nicht als Vermittler in ſolchen Dingen hergiebt, ſondern als Endpunkt, der das von Gott Erkannte und Erfaßte in ſich ſelber behält und verkümmern läßt, da er es doch, dem ordentlichen Gange der geiſtigen Natur nach, durch Reflexion dem Gefühle übertragen ſollte, weil dieſes allein es iſt, welches in göttlich-moraliſchen Dingen zu menſchlichen Zwecken ausreicht; weil dieſes es iſt, welches vermöge ſeines innerſten, geheimen Weſens, und ſeiner unverkennbaren nahen Beziehung zu Gott, allein fähig iſt, das ihm vom Verſtande zugeführte, ſofern es Wahres, Gottwürdiges, Richtiges, zu den Zwecken der Religion, zu innerer Beruhigung, Beſeligung und moraliſcher Verkörperung hinaus zu fördern.

Die Leidenſchaften ſind es, welche, als der Erde vorzugsweiſe angehörig, auf dieſe, zur Geſundheit der Seele nothwendig bedingte, gottwürdige Beſchäftigung ſtörend einwirken, und darunter leidet das Gefühl, als das ſubtilſte, empfindlichſte und der Erde am fremdeſten, am leichteſten. — Es ſtellt ſeine Functionen ein; und nun, ſollte man glauben, müßte der Verſtand in um ſo erhöhter Thatkraft ungeſtört vor-

herrſchend auftreten, da er ja nun abſolut, frei und unabhängig vom Gefühle, nach beſter Einſicht walten darf. Doch das wollte die Natur nicht. Mit den Funktionen des Gefühls hört auch der belebende Hauch, der Sauerſtoff der geiſtigen Atmoſphäre auf, ihn, den Verſtand, zu fernerer conſequenten Wirkſamkeit in göttlichen Dingen zu befähigen; eben ſo wie das Gefühl dann aufhört zu einer gottwürdigen, moraliſchen Verkörperung hinüberzuſtreben, wenn es den Verſtand, oder die Logik als Medium zwiſchen Gott und ſich bei Seite ſchiebt und dafür das Phantom des Glaubens, von dem der Verſtand nichts weiß, adoptirt. — Die Erſcheinungen, welche durch die geſtörte, richtige Wechſelwirkung der beiden ſeeliſchen Weſen, Verſtand und Gefühl erregt werden, ſind geiſtige Krankheit, Sünde, und ſo mannigfaltig als die Individuen der Menſchheit ſelber, denn die vollkommene richtige Wechſelwirkung beider würde uns das Bild eines moraliſch-vollkommenen Menſchen herausſtellen; und die ſogenannte Erbſünde, die ich conſtatire, iſt weiter nichts, als die Unmöglichkeit das durchaus richtige Verhältniß jener Wechſelwirkung zu treffen, und zwar weil Leidenſchaften, ſocielle Verhältniſſe und Bildungsfähigkeit — d. h. ein nicht in ſich ſelbſt Vollendetſeyn der Vernunft — jenem geiſtig

moraliſchen Proceß im Wege ſtehn. Neigt ſich das Mißverhältniß auf die Seite des Gefühls, und dieſes iſt von dem Gifte der verwerflichen Myſtik inficirt, ſo entſtehen Erſcheinungen der Schwärmerei und des Myſticismus in allen mannigfaltigen Abſtufungen von meiner ſchönen Freundin bis zur Margaretha Peter, von dieſer bis zur Medicis und zum Inquiſitionstribunal. Iſt aber die verwerfliche Myſtik getödtet und die zuläſſige an deren Stelle getreten, dann — und dieſes iſt ein augenſcheinlicher Vorzug der natürlichen Religion — dann darf man ohne Gefahr ſchrecklicher Verirrung dem Gefühle größere Rechte einräumen, das Gute kann dadurch freier und umfaſſender gefördert werden, und die größtmöglichſte Ausartung könnte allenfalls Sentimentalität, dieſe unſchuldigſte aller verwerflichen Myſtik ſeyn; den überall von Orthodoxen vorgeſchobenen Popanz der Idololatrie, würde ſicher der auf illuſtrirte Wiſſenſchaft fußende Verſtand bald genug abweiſen, vor allen da die Erfahrung, durch Geſchichte, als warnende Stimme zur Seite ſteht. — Iſt es der Verſtand aber, der ſich von der Bedingung ſeines Daſeyns, vom Gefühl unabhängig erklärt, ſo entſtehen Erſcheinungen vom Revolutions-Tribunal abwärts, bis zum Amtmann, der ſeine Bauern ſchindet, zum Droſchkenkut-

ſcher, der ſein Pferd mit Wolluſt peitſcht, oder dem Trunkenbold, der in der Pfütze ſchläft.

Wie viel hier einzuwerfen und zu erläutern Anlaß bleibt, entgeht mir nicht; doch iſt alles moraliſche Uebel ſicher auf das Mißverhältniß, wie ich es oben aufgeſtellt, zurückzuführen, denn gewiß iſt: wo Verſtand und Gefühl in gegenſeitiger richtiger Wechſelwirkung ſtehn, da können nur moraliſch gute Handlungen zu Tage gefördert werden. — Und hier liegt alſo nur die große Aufgabe vor: wie iſt jener Harmonie aufzuhelfen? — eine Frage, die noch keine Religion, ſelbſt die chriſtliche nicht, genügend gelöſt hat, und zwar — (hört!) — dieſe nicht, weil ſie achtzehnhundert Jahre zu früh kam, als daß ſie zur Verbreitung ihrer ewig unvergänglichen Moral der directen, überſinnlichen Autorität Gottes durch ſogenannte Wunder, Myſterien und myſtiſche Dogmen hätte entbehren können. — Socrates ging unter; Chriſtus nicht; — ſpricht das für die Gottwürde des letztern? — dann wäre Mahommed und Fo größer als Socrates. — Hier iſt die Feder, wer unterſchreibt das? — Sie nicht, meine Schöne, denn Sie ſind eine zu gute Chriſtin nach Ihrer Weiſe, als daß Sie dem Erbfeinde

das Wort reden sollten: auch bedürfen Sie in wichtigen Angelegenheiten eines Curators, und dieser Sache hoffentlich bald eines Curators bonorum.

Meine nächsten Briefe werden mich entweder in die Hölle oder in den Himmel bringen. — O, wer doch so unschuldig seyn dürfte wie Sie! —

12

Glaube, es windet um taube Nässe
Sicher die Weltuhr nicht auf sich und ab.
(Eisenlier.)

Mit einem scherzhaften Wunsche schloß ich; mit einem ernsten hebe ich wieder an.

Könnte ich doch die ganze ungeheure Priesterschaar der Erde um mich versammeln; könnte ich doch — wie eine sinnreiche Mythe der Vorzeit es geschehn erwähnt — eine Flamme auf Jeden herniedersenken, in seiner Brust den Sinn für Wahrheit zu erschließen, und zu ertödten den Sinn für Hader und Zwietracht, den Sinn für den Buchstab, den Sinn für Uebersinnliches, den Sinn für Rechthaberei ohne Vernunft, für Pfründen- und Würdenstolz, für Unfehlbarkeit, kurz, zu ertödten den Sinn für Unsinn und ihn zu begraben für ewige Zeiten. Ich

kann es nicht. Niemand kann es, außer die Zeit; aber ich kann meine Formeln versagen, und die Zeit hat noch keinen Zauber ohne Formeln gelöst.

Ich abstrahire für einige Blätter von Ihnen, Theure, und sammle im Geiste die Gottesvertreter um mich, auf daß ich also mit ihnen rede.

Männer des Herrn! es waltet ein Gesetz in der geistigen Natur, das steht nicht in Eurer Bibel; aber die Bibel und die ganze Weltgeschichte redet von ihm. Ihr redet nicht von ihm, und doch legt es jedes Wort, das Ihr redet, Euch in den Mund. Ihr seyd seine Diener und wenn Ihr schimpft und ketzert, und spuckt und sprudelt und verdammt, so seyd Ihr seine fleißigsten Diener, denn die Natur waltet nach Gesetzen, die Ihr nicht versteht, weil sie nicht in Eurer Bibel stehn. Das Gesetz hat der Ewige nicht in Stein graben lassen neben den Zehn, die Mose auf Sinai von ihm überkommen, die Rossini in Musik gesetzt hat, und die man nach der erbaulichen Weise absingen hört: „Mach' mir keine Wippchen vor." *) — Dieses Gesetz hat schon Manchem Wippchen vorgemacht, der es nicht geglaubt. In

*) In der Oper „Moses."

seinem Dienste decretirte Herodes den Mord der Judenknaben; — schrieen die Hohenpriester: kreuzigt ihn! kreuzigt ihn! — im Dienste dieses Gesetzes reiste der Ablaßkrämer Tetzel nach Deutschland; reißt Ihr Euch einander herunter in Kirchenzeitungen und beehrt mich vielleicht mit Namen, die ich heute noch nicht kenne. — Kennt Ihr das Gesetz? — Es ist das Transitiv-Gesetz! — das Gesetz des Ueberganges. —

Alles in der körperlich-organischen Natur ist stabil; — nichts ist es in der geistigen. — Alle Wissenschaften schritten mit Riesenschritten vor; nur die Religion lag lange träge im finstern Dachsbau. Abgemagert kroch sie endlich, vom Frühling der Völker gelockt, ans Licht und langsam, langsam einige Spannen weiter. — Aber den ewigen Gesetzen entzieht sich nichts Erschaffenes; sie wird mobil; sie strebt weiter; sie *muß* weiter, denn sie ist Erschaffenes. — Meint Ihr, es wäre Euch Macht gegeben, die Gesetze der Natur aufzuheben, weil Ihr Theologie studirt? — Ihr studirt Geschichte in Buchstaben, und wollt bessern durch Mysterien; — studirt Buchstaben in der Geschichte und Ihr werdet bessern durch Wahrheit. — Die Geschichte ist noch nicht aus; gleich hinter der Offenbarung des Johannes

iſt die Offenbarung der Natur und der Zeit durch die Vernunft angebunden, und auch dieſe meine Stimme iſt ein Jota derſelben.

Ich weiß, daß Einige von Euch mich mit ungemeinem Vergnügen verbrennen würden, wenn wir das Vergnügen gehabt, ein rundes Sümmchen Jahrhunderte früher Zeitgenoſſen geweſen zu ſeyn; aber das Geſetz hätte man doch nicht mit verbrannt, und die Erfahrung hat gelehrt, daß eben bei den Bratenfeuern der Ketzer die Zeit ihre hellſten Lampen angezündet hat: auch ſchiebe ich zum Ueberfluß die Bemerkung ein, wie es Euch, ſofern Ihr Proteſtanten — wenn auch gleichwohl rückwärts gekehrte — ſeyd, um kein Haar beſſer ergangen wäre als mir, trotz dem, — wie Ihr es ſicher am beſten wißt — daß Ihr nach heutigen Begriffen ſo kreuzbrave Chriſten ſeyd. Darum laßt uns als gute Ketzer unter einander friedlich ſeyn, und gemüthlich das Ohr leihen, denn es bezeugt es ja der Buchſtab, den Ihr ſo ſehr verehrt, wie die größten Theologen ſich mitunter haben die Wahrheit ſagen laſſen müſſen von ganz kleinen Leuten, was ich, ohne roth zu werden, gar nicht einmal erinnern mag.

Ehe ich das, was mir Berge hoch auf der Bruſt liegt, anfange davon herunter zu ſchreiben,

möchte ich alle Theologen — auch die mosaischen, die ich sonderlich verehre — von der Redlichkeit meine Absicht überzeugen können. Die Laien gelingt mir schon leichter, und der mich kennt, ist überzeugt. Nur die Theologen sind ungläubig; sie wollen Offenbarung — und ich kann nun einmal nicht heren. — Aber was will ich mit meiner Absicht! — ich bin doch einmal kein ausgelernter, ja was sage ich, ich bin gar kein Theo-, sondern nur ein Neologe! — Als ob denn die Natur das nicht noch weit mehr wäre! — Ohne Neologen liefen wir noch mit dem Feigenblatte umher, säßen auf den Bäumen wie die Eichkätzchen, hätten weder Kirchwein noch Martinsgänse und führten ein miserables Leben. — „Aber bei der besten Absicht kann man doch irren!“ — Halt! — was heißt irren? — „In göttlichen oder Religionssachen irren, heißt: sich auf den hierin nicht ausreichenden Verstand verlassen und das ihm nicht Begreifliche verwerfen.“ — So sagen die Supernaturalisten; die Rationalisten etwas milder. — Beide haben Unrecht. — Irren ist das Gegentheil von Recht haben. Recht haben aber entscheidet sich entweder durch das Urtheil der Sinne; durch die Logik, durch allgemeines, einstimmiges Zeugniß, oder vor allen durch Resultate, die mit der

Absicht in entsprechender Beziehung stehn. Keines von allen bezeugt die Richtigkeit Eurer mystischen Lehre; denn, abgesehn von den ersten Dreien, die keiner Deduction bedürfen, so kann ich Resultate, wie die noch immer vorliegende weit verbreitete Sittenverderbtheit, Rohheit, Sektengeist, Verketzerungssucht, Priesterfeindschaft, und vor allen der grenzenlose Indifferentismus des Volkes gegen die bestehende Religion als keine für die unfehlbare Richtigkeit der Lehre zeugende Resultate anerkennen. — Ich kann nicht! — was soll ich thun?! —

Den Priestern alle Schuld beizumessen, wäre ungerecht und hart. — Es hat sich einstmals zugetragen, daß in einem Kloster eine Nonne aus Scherz miaute gleich einer Katze. Eine zweite ahmte den Scherz nach, eine Dritte, eine Vierte, und bald erklangen die weiten Hallen und Gänge von eitel Katzengeschrei, denn Alles bis zur Aebtissin hinauf miaute. Endlich ward die Sache zu arg, denn das umwohnende Volk wurde bereits aufmerksam, versammelte sich in Haufen vor den Pforten und man trug sich mit allerlei Teufelsgerüchten. — Jetzt ermannte sich die Aebtissin und verbot bei strenger Pönitenz alles fernere Katzengeschrei; aber es war zu spät und sie selber konnte es nicht mehr unter-

lassen. Die Beichtväter des Klosters kamen mit Weihwedeln und Zauberformeln; umsonst! — das Geschrei wurde je länger je toller, und man mußte die Weiber von einander thun um dem Uebel zu wehren.— Seht, so miauen die Theologen meist einer dem andern die Wunder und Offenbarungen nach; und wenn sich auch einmal eine bessere Erkenntniß in Einem regt, so glaubt er sie doch nicht aufkommen lassen zu dürfen; und wenn er oft genug an geweihter Stätte die Wahrheit jener verkündet, so glaubt er es am Ende selber; und wohl ihm, denn dann ist er doch kein Heuchler mehr. — O es muß schrecklich seyn ein Heuchler seyn zu müssen um's liebe Brod. — Ich glaube an die Redlichkeit jedes Priesters, denn das Gegentheil ist mir ein gar zu schrecklicher Gedanke.

Die Religion, meine Herren, ist die älteste ehrwürdigste und nothwendigste aller Wissenschaften oder Institutionen, oder beides vereinigt. — Sie ist heiliger als irgend eine ihrer Schwestern; sie ist universell durch die Prädisposition der menschlichen Natur; darum findet man sie auch in tausendfältigen Gestalten vom Pabste bis zum Huronen. — Der Sinn für Religion — ich nannte ihn vorhin einige Male den sechsten Sinn — ist jedem Menschen angeboren, und er und die Vernunft machen den Menschen zum Men-

schen und schafft, daß der Taubstumme nicht zum Affen wird. — Trotz dieser Prädisposition aber nun, und trotz der mannigfaltigen dem Volke dargebotenen Gelegenheit sich als einen Verehrer der Religion zu zeigen, und sich mit dieser, mit seinem Wesen unzertrennlich verwachsenen Gottsache zu beschäftigen: — woher diese Lauheit, diese Gleichgültigkeit, ja sogar dieses so oft vernommene Spotten über Religionssachen und deren Diener? — — Priester! — Männer der Kirche! ist Euch das denn noch nie aufs Herz gefallen? — Nie? — ist es Euch gleichgültig? — oder zeiht Ihr mich vielleicht gar der Lüge? — Ei so legt doch einmal Eure schwarzen Kleider ab; geht unters Volk wie ich, unerkannt; horcht, forscht; — Ihr sollt Euch wundern! — Wißt Ihr was Ihr dem Volke in der Majorität seyd? — Männer seyd Ihr ihm, die für gutes Geld Kinder taufen, Kinder confirmiren, Ehen proklamiren, Trauungen verrichten und Leichenfermone halten. — Ich frage noch einmal: fällt Euch das nie aufs Herz? — oder habt Ihr kein Herz, sondern nur einen Geldbeutel? — — Ich richte meine Frage noch höher hinauf: — Fürsten und Obrigkeiten! — (hört! hört!) — darf es Euch als Väter der Völker, und als Vertreter der Gottheit auf Erden, gleichgültig seyn, wenn die Hälfte Eures Volkes so gut wie ohne

[illegible]

13.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

der Gesammtmenschheit ist, diesen Feind zu bekämpfen. — Kein Volk der Erde war je zu diesem großen Schritte so gereift, als das protestantische Europa und Frankreich.

Ich gehe hier von dem Grundsatze aus, daß, wie in der Körperwelt, so auch in der moralischen oder geistigen Schöpfung eine gewisse Anziehungsordnung walte, vermöge welcher ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen hervorbringen. — So wie nun gewisse unstoffbare Kräfte in den materiellen Stoffen liegen, die nach unumstößlichen Gesetzen zu bestimmten Zwecken wirken und sich durch die Chemie offenbaren, so liegen auch in den geistigen Stoffen gewisse innen innewohnende angeschaffene Kräfte, die sich in der moralischen Chemie offenbaren und zu gewissen Zwecken hinaus wirken. — Diese Gesetze offenbaren sich nicht immer speciell, sondern universell, und zwar so, daß sie nicht sowohl für den Menschen, als vielmehr für die Menschheit, nicht für den Augenblick, sondern für die Dauer berechnet, folglich großartig sind. — Dieser Umstand ist es, welcher das Volk, bis zum kurzsichtigen Theologen hinauf, über die moralische Ordnung der Welt irre führt, und nur dem Philosophen, der gelernt die Dinge der Welt aus der Vogelperspective zu betrachten, ist es vergönnt, eine Ordnung

spur in dem, was man Schicksal im ausgedehnten Wortsinne nennt, aufzufinden. — Andeutungsweise habe ich schon vorhin einmal diesen Punkt berührt, und bemerkt, daß man unberufen und unnütz bei jedem einzelnen Vorgange nach einem speciellen „Warum?“ fragt, da doch nur ein universelles „Darum“ existirt. — Die Naturgesetze stehn fest, wie das Universum; daß man aber der geistigen Chemie nicht in die Schmelzhütte oder Retorte sehn kann wie der materiellen, das berechtigt immer noch nicht an einer tiefsittigen Ordnung zu zweifeln, die, großartig wirkend zu großartigen Resultaten, großartig erfaßt seyn will. — Es ist dem menschlichen Verstande gegeben sich innerhalb den Grenzen dieser Erde so frei zu bewegen als er es nur immer vermag; er darf sich in schwindende Tiefen versenken, aber nur mit einem Ariadnefaden, den er droben beim rosigen Lichte anknüpft und der ihn immer wieder zurückleitet auf die grünen Spielplätze der heitern Erde. Nie darf er seinen Namen und sein Vaterland vergessen. — Nicht immer aber liegt das Große tief, vielmehr liegt das oft auf der flachen Hand, was man im Fernen sucht und nicht findet.

Die Ur-Grundgesetze der geistigen Natur sind: Liebe, Recht und Wahrheit. Die Harmonie dieser Drei ist das Grundwesen der Gottheit als Veran-

laſſendes, und nur durch ſie iſt in der freien Waltung, wie ſolche der Menſchheit vergönnt, etwas Gottwürdiges wieder herauszubilden; d. h. ein individuelles und ſocielles Menſchenverhältniß, welches mit den ihm vom Ordner angeſchaffenen Fähigkeiten in würdiger Harmonie ſteht. — Hätte der große Urheber mit dem Geſchöpfe, welches als einzig in ſeiner Art daſteht, mit dem Menſchen, nicht andere und höhere Abſichten verbunden als er es mit andern thieriſch organiſirten Geſchöpfen hat, ſo hätte er deſſen geiſtige Fähigkeiten eben ſo in ſich abgeſchloſſen fertig hinſtellen können, als er es mit dieſen gethan, und wir hätten uns dann ohne Kampf, automatiſch unter einem abſoluten Einfluß abgelaufen.

Mit dem Zweikammerſyſtem, mit Verſtand und Gefühl, und mit dem nothwendig damit verknüpften großartigen Worte: Wahl, iſt das Wort: „Abſolut,“ vernichtet und dem conſtitutionell-freien Weſen die Aufgabe zugeſchoben, erſtens: ſeinen Zweck zu begreifen, dann für Erreichung deſſelben eine allgemeingültige Charte und endlich eine allgemeine moraliſche Kraft zu ſchaffen, die Geſetze dieſer Charte, die in Jedem einzelnen Weſen ihre freiwillige Sanction finden muß, nachzuleben. — Jener Zweck begreift ſich leicht durch die Erkenntniß des

Grundweſens, von welchem unſere Fähigkeit ausgegangen, und die natürlich auch wieder dahin zurückſtrebt; in gleichem Verhältniß wie das Körperliche von Erde zur Erde. — Man nennt das auch wohl die Aehnlichkeit oder das Aehnlichwerden der Gottheit. — Sofern wir erkannt, daß dieſes Urweſen aus Liebe, Recht und Wahrheit, zur Harmonie verſchmolzen, beſteht, ſind wir ſchon auf dem Wege unſern Zweck zu erreichen, denn nun bildet ſich ſofort durch die der Erkenntniß inwohnende göttliche Kraft eine Charte, deren einzelne Geſetze aus dem Geiſte dieſer Harmonie hervorgehn und auch zugleich die moraliſche Kraft zum Nachkommen derſelben in uns erzeugen.

Jene Charte nun, die außer der Liebe und dem Recht vor allen auch eine Wahrheit ſeyn muß, und zwar eine Wahrheit nach menſchlich möglichen Begriffen, wenn ſie in unſerm Innern ihre nothwendige Sanction finden und dadurch entſprechend ſeyn ſoll — iſt uns von der Vorzeit in einem Werke gegeben, das man gemeinhin die heilige Schrift nennt. — Ich bemerke hier zuvörderſt noch einmal, daß in der geiſtigen Chemie — (man ſtoße ſich nicht an dieſen fremdartigen Ausdruck, ſondern verſtehe ihn) — gewiſſe Kräfte univerſell wirkend walten,

und zwar die, welche sich in dem Urwesen wiederfinden, zu ihm zurückwirkend, also zweckfordernd; — andere im Gegentheil entfernend. — Nimmt man nun an — wie es denn unwiderleglich — daß der Mensch rücksichtlich seiner geistigen Natur, obgleich aus jener Harmonie ursprünglich hervorgegangen, doch, so wie er zu einem denkenden und fühlenden Wesen erschaffen werden sollte, nothwendig aus dem Harmoniekreise hinaus und auf die Stufe der Wesenbildung geschleudert werden mußte, wo er als Mensch steht, und von wo aus er denn nun zum Ursprunge zum Vollkommenen, zur Harmonie, durch Moral zurückkehren oder sich durch Unmoral entfernen kann; — an Stillstehn ist, wegen ewiger Bewegung im Leben, im Universum, in Raum und Zeit, nicht zu denken; — so erkennt man denn leicht wie weder in den Hülfsmitteln zur Rückkehr, im Verstande und Gefühl, irgend eine Schwächung statt finden, noch auch in der Harmonie, in der, durch die und zu der wir zurückkehren sollen, irgend ein Ton fehlen darf ohne den moralischen Prozeß dieser geistigen Chemie unvollständig oder gar unmöglich zu machen.

Beide Fehler finden sich leider in dem bis heute bestehenden Religions-Systeme, in der Charte: einer aus dem andern hervorgehend, eigentlich eins, und

zur Verderbniß wirkend. — Die christliche Charte nämlich, ist zwar ihrer Grundidee nach: Liebe, Recht, — aber nach menschlich möglichen Begriffen keine Wahrheit; und eben weil sie keine Wahrheit ist, muß sie den Verstand, als Kriterium derselben, hintergehn, oder zu schwächen suchen, um so scheinweise zu der, ihrem Zwecke nach nothwendig bedingten Wahrheit zu gelangen; verliert aber dadurch wieder die eben so nothwendige innere Sanction des moralisch zu fördernden Menschen, schwächt also zugleich die zum Nachleben der Charte erforderliche Kraft und verfehlt ihren Zweck gerade so, wie wir ihn bisher immer noch haben verfehlen sehn.

Man wende mir nicht ein, daß die christlichen Wahrheiten, wenn auch über unsern Begriff liegend, doch Wahrheiten bleiben: — es giebt keine Religionswahrheiten über unsern Begriffen, oder auch sie liegen alle über unsern Begriffen; wie man will; d. h. ihr Anknüpfungspunkt liegt über unsern Begriffen, und soll es, aber rein, ganz rein, denn dieses ist die Bedingung der, jeder Religion nothwendigen, zulässigen Mystik. Das Medium aber soll und muß innerhalb unserer Begriffe liegen. — Woher die Rose ihren Duft genommen; wie er in der Erde zuvor verborgen lag, durch welche Gesetze, durch welchen chemischen

Naturprozeß er und die schöne Farbe sich entwickelt, das mag uns gern ein Geheimniß bleiben, aber ich muß die Rose sehn, fühlen und riechen können, wenn ich anders von ihrer Existenz überzeugt und von ihrer Schönheit afficirt werden soll; alle Demonstration einer solchen Blume ohne Blume selbst hat keine Geltung für mich, und alle Demonstration von dem, was von der Gottheit ausgegangen seyn soll und ausgegangen seyn kann, ohne mit mir in wirklich interessante Beziehung zu treten, hat ebenfalls keine Geltung für mich. — Das Medium — sage ich noch einmal — soll und muß innerhalb unserer Begriffe liegen, weil dieses gerade der Leiter ist, mittelst welchen wir uns von unserm Standpunkte der Unvollkommenheit zu dem der Vollkommenheit zurückfördern können; und — (hört!) — was sich diesen Begriffen entzieht, ist, wenn auch für Engel und Seraphimen eine, doch für den Menschen, eben als wirklicher Mensch, keine Wahrheit mehr; es ist ungültig; was mit dem Verstande nicht zu erreichen ist, gehört ins Reich der Spekulation und ist zu moralischen Zwecken untauglich, mindestens unnütz.

Die menschliche Erfindungsgabe, seine Phantasie, ist unbegrenzt; sie waltet imaginär außer dem Gesetz und mag tändelnd in tausend und einem Mährchen

Vorgänge und Zuſtände erfinden; ſinnreiche mythiſche Bilder, die auf andern Wohnplätzen des Univerſums, wo andere Geſetze in den Stoffen zu Erſcheinungen wirken, Wirklichkeit und Geltung haben mögen,— für uns nicht. — Die Doppel-Geſetze der Natur, nicht wodurch und was ſie ſind, ſondern wie ſie walten, durch gleiche Mittel zu gleichen Reſultaten, ſind für uns, ſo lange wir unterm Monde, als Menſchen unter Menſchen wandeln, und unſerm Ziele entgegen zu ſtreben haben, das Kriterium der Wahrheit. Ohne dieſe Begrenzung und mit der freigegebenen Phantaſie gerathen wir nothwendig in den Strudel der Schwärmerei und des Aberglaubens, wo ohne poſitiven Pol die Magnetnadel des Willens regellos hin und wieder ſchwankt und der Weg zur würdigen Vollendung nothwendig verfehlt werden muß.

Da nun die große Aufgabe: ſich durch angeborne Fähigkeit zu dem Vollkommenen, zu der Harmonie zurückzufinden nicht durch eine ihm mittelſt der Charte ſpeciell gegebenen Richtſchnur zu löſen iſt, ſondern dieſe nothwendig durch den ihm innwohnenden Sinn für Liebe, Recht und Wahrheit ſanctionirt, und vorkommenden Falls ergänzt werden muß; — da ferner die rückwirkenden Leidenſchaften, Begierden und Erdenverhältniſſe jenem vorwirkenden hemmend in den Weg

treten und rückwärts zerren, so ist es die Aufgabe der sittlichen Erziehung den innwohnenden, Jedem angeborenen Sinn für Liebe, Recht und Wahrheit zum hellen, klaren Bewußtseyn und zugleich in Connex mit der absoluten Harmonie zu bringen, um so die Möglichkeit einer moralischen, gottwürdigen Schöpfung zu statuiren. Dieses nothwendige klare Bewußtseyn des sittlichen Sinnes, dieses Erschließen desselben aber kann, aus theilweise schon gegebenen Gründen, nur durch das richtige Zusammenwirken von Verstand und Gefühl gefördert werden, da das Unerklärliche die absolute Harmonie, die Gottheit dem Unerklärlichen nach am vernehmbarsten im Gefühl reflectirt; das Erklärbare aber, die Resultate aus Naturgesetzen, nach denen wir das Wesen der Gottheit, so viel uns zur moralischen Förderung nothwendig, vom Verstande begriffen, zusammengestellt und zu rückwirkenden Urtheilen und Schlüssen verbraucht wird. Jene beiden Kräfte sind eigentlich der sittliche Sinn schon an sich selber, und ihr Zusammenwirken ist das Erschließen desselben.

Mit Recht ist man seit je bemüht gewesen diese Aufgabe, den angebornen Sinn für jene Harmonie zum Bewußtseyn zu bringen, durch Schrift und Lehre zu lösen; mit Unrecht aber hat man es gewagt den

in diesem Prozeß nothwendig integrirenden Theil der Seele, den Verstand zum quasi-Vortheil des Gefühls zu hintergehn und unter dem Protext von nothwendigen übersinnlichen Wahrheiten, Sachen in die Harmonie der Moral einzuschieben, die den Gesetzen der Erde, folglich auch ihm fremd sind, die er nicht sanctioniren kann, und die selbst das Gefühl nur in dem krankhaften Zustande, worin es durch sein Mißverhältniß zum Verstande geräth, nämlich durch die verwerfliche Mystik, als annehmbar anerkennt.

Dieser Mangel an Wahrheit nun, der die nothwendige Harmonie der religiösen Charte in Disharmonie auflöst, weil sie in Beziehung auf sittliche Erziehung die Sanction des Verstandes entbehrt; — oder, mit andern Worten: das Hinstellen eines mit der Logik unerfaßlichen Phantoms, folglich eine menschliche Unwahrheit, als religiösen Verknüpfungspunkt zwischen dem Urwesen und dessen Reflector, dem Gefühl; dieser Mißgriff der geoffenbarten Religionen, welcher in dem Verkennen der seelischen Natur des Menschen seinen Grund hat, trägt die Schuld alles religiösen und *vieles* sittlichen Unheils, und heischt Abhülfe, da in der geistigen Natur eben so wenig ohne Wahrheit etwas Lebendiges, Gutes gedeihen kann, als in der

materiell-organischen ohne Licht. — Ich rücke jetzt näher auf den Kampfplatz.

14.

Still baut die Ewigkeit fort nach dem Riß,
Wie ihn einst Zeus der Berathende gab.
(Griechisch.)

Ich sagte vorhin, — und der geringste Denker muß mir beipflichten — daß alle sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen der Erde, nach gewissen, von Ewigkeit her geordneten, und unwiderruflich feststehenden Gesetzen bedingt sind. — Diese Gesetze sind so alt wie die letzte Umwälzung der Materie, und stehn höchst wahrscheinlich mit unserm räumlichen Standpunkte im Sonnensystem in Conner. — Vermöge der Ewigkeit dieser Gesetze hätte schon die erste Menschenfamilie — deren Signalement uns dieses Mal gleichgültig — sich Schießpulver, Rattenpulver, congrewsche Raketen, Teleskopen, Cul de Paris, Gänsefederposaunen, Eisenbahnen, Dampfwagen, kurz alles das bereiten können, was jetzt unser Leben verschönert und verbittert. — Vermöge der geistigen Gesetze, und namentlich vermöge des Fortschreitens aber konnte

sie es nicht, denn diesem Gesetze zufolge soll, nach dem Bilde des individuellen, menschlichen Geistes, die Gesammtmenschheit auf dem Wege des freien Fortschreitens einem großen unbekannten Ziele entgegenleben; und eben in diesem Universalgesetze liegt zunächst die Anordnung, von Zeit zu Zeit geniale Männer zu erwecken, die dem großen Schwungrade der Civilisation, ein Jeder nach dem Maaß seiner Kräfte, einen neuen Anstoß geben. — Napoleon that in dieser Art Bedeutendes. — Vermöge dieses Fortschreitens auch, sollten die einzelnen in der Materie verborgen schlummernden Naturgesetze erst nach und nach entdeckt und also Anlaß zu mannigfaltigen neuen Entdeckungen werden. — Jede neue Entdeckung aber ist nichts weiter als eben eine Entdeckung, eine Auffindung, keine neue Schöpfung, da sie unter gleichen Umständen eben sowohl vor tausend Jahren wie heute als eine Erscheinung hätte ans Licht treten, und demnach z. B. Moses mit seinem Volke recht sehr wohl mit Dampfbööten hätte über's rothe Meer schiffen können.

Das Verborgen- oder Verschleiertseyn dieser Gesetze, und das mannigfach differirende Verhältniß eines zu dem andern, reizt nun mit Recht die Denkkraft der Völker, und erhält den Verstand in einer, seiner

Existenz wohlthätigen Thätigkeit, da ihm sonst nur die Beschauung, und also die Aussicht auf Trägheit oder höchstens die Mechanik der Arbeit übrig bliebe. — So viel nun aber auch noch immer auf dem Felde der Forschung zu thun übrig bleibt und in so unerreichbare Ferne sich der Blick auch auf selben in die Zukunft verliert, so ewig fest begründet, ohne einen Gedanken an mögliche Suspension, stehn doch auch wieder die Elementarregeln, daß weder die Natur ein neues Gesetz zu den vorhandenen hinzuschafft, noch auch daß sie ein offenkundig bestehendes ganz oder momentan aufhebt. Diese Regeln eben sind es, welche die Stabilität der Ordnung für ewige Zeiten bedingen. Alle jene Gesetze nun erhalten dadurch die Sanction der Natur und das rechtsgültige Zeugniß der Existenz, daß sie, unter gleichen Verhältnissen angewendet, gleiche Resultate liefern, diese Resultate sich gleichausgerüsteten Geschöpfen gleichmäßig offenbaren; diese Offenbarung aber den Prozeß der Prüfung ertragen und sich in solchen mindestens auf logisch faßliche, oder bekannte Naturgesetze zurückführen lassen. — Jede Erscheinung, die diese Bedingung nicht erfüllt, ist für uns als Mensch für nicht existirend anzusehn, da sie durchaus in keiner Beziehung zu irgend einem menschlichen Zwecke steht,

vielmehr, als ſich dem logiſchen Wahrheitsbegriff entziehend, nur zweckhindernd wirken kann, da Wahrheit — d. h. heimiſche, keine aufgebürdete transſcendentale, für die wir kein Kriterium — in die Harmonie des Zweckes gehört. — Dieſem Grundſatze nach ſind alle Vorgänge als nichtwahr zu betrachten, die von der Vorzeit uns überkommen, ohne als Zeugniß ein noch heute beſtehendes Natur-Geſetz, ein logiſches Geſetz, noch auch eine ſinnlich wahrnehmbare Probe für ſich aufzuweiſen zu haben; und in dieſe Klaſſe gehören alle ſogenannte Wunder, auf die ich ſpäter zurückkomme.

Es können Erſcheinungen in der Vorzeit Statt gefunden haben, die wir heute nicht mehr zu erregen im Stande ſind, weil die Kenntniß der dazu wirkſam geweſenen Naturgeſetze und des chemiſchen Prozeſſes mit dem Inhaber zu Grabe getragen ſeyn mag; dann aber müſſen, um als wahr gelten zu können, Proben dieſer Erſcheinungen vorhanden ſeyn; wie z. E. der Glasmalerei. Geht dieſes Zeugniß ab, und die Erſcheinung ſtritte auch wirklich nicht wider die Elementarregeln der Natur, ſo hat ſie doch mit Recht ſo lange für uns alle Geltung verloren, bis die Mittel der Erregung neuerdings entdeckt worden. In dieſe Klaſſe gehört z. B. der Stein der Weiſen, ja meiner

Ansicht nach selbst das weiche, biegsame Glas, das früher existirt haben soll. — Mit Recht verwirft die Civilisation daher nach eben diesem Grundsatze denn nun auch alle übersinnlichen Erscheinungen, die wir unter dem allgemeinen Begriff von Aberglauben fassen. Alle Geistererscheinungen, Wunderkuren, Prophetereien und sonstigen Teufelsspuk, da selber in keiner Beziehung zu dem oben bezeichneten Zweck steht; der Fürst von Hohenlohe, die Seherin von Prevorst, alle Kartenschläger und sonstige Hexenmeister sind in Pausch und Bogen als nichtsnützige Allotria in die Rumpelkammer der Mährchenwelt zu werfen; alles darauf Bezügliche, es komme woher es immer wolle, ist zu ignoriren, und ihm erst dann Beachtung zu schenken, wenn es sich der Form und Bedingung wirklicher Erscheinungen gefügt hat; d. h. wenn es sich den Prüfungen der Sinne oder der Logik nicht entzieht, sich von Zeit zu Zeit freiwillig wiederholt oder auch sich durch einen consequenten Prozeß erregen läßt. — Ohne diese Einschränkung ist der Mensch den Grillen einer bodenlosen Phantasie — (denn *diese*, nicht aber der *Verstand* ist bodenlos) — den Neckereien des Betrugs und somit überhaupt der Gefahr Preis gegeben, bei Entbehrung des ihm als sinnlich-seelisches Wesen zuständigen Anhaltspunktes neben der religiösen Mystik, oder

auch ohne diese in die verwandte Mystik des Aberglaubens zu versinken, die zuletzt zu allen Tollheiten führt, mindestens aber des Ranges, den wir als constitutionelle Wesen in der Schöpfung bekleiden, unwurdig und unfähig ist das harmonische Zurückschreiten in die Harmonie unsers Ursprungs im geringsten zu fördern.

Die Stabilität, sowohl der Elementarregeln der Natur, als auch ihrer entdeckten und unentdeckten Gesetze oder Kräfte, welche in der Materie schlummern und theils freiwillig theils erregt als Erscheinungen und zu Resultaten hervortreten, ist eine unzweifelhafte Bedingung der ungestörten Existenz der Naturharmonie zur Erreichung ihrer Lebenszwecke. Wir sehen ferner, daß sie sich bei ihrem Schaffen selber diesen Regeln unterwirft; wohl einmal kleine, durch äußere Einflüsse bedingte Abnormitäten zur Erscheinung bringt, immer jedoch wieder gleich zu ihrem alten Gesetze zurückkehrt; nimmer aber, wie es die Menschengrille wohl thut, und wozu sie auch die Natur provocirt, hebt diese auch nur für eine Secunde eins ihrer Gesetze ganz auf, um unnatürliche Erscheinungen zum Gaudium einiger ihrer großen Kinder zu erregen.

Ist nun dieses Gesetz der unwandelbaren Stabilität so alt wie die Welt, und haben uns die Fortschritte der Wissenschaften endlich auf eine Stufe hingestellt, wo wir hiervon überzeugt sind, und wo wir mit schauerlichem Staunen vor dem Gode der Natur stehn, die unwandelbare Ordnung derselben vom Stern bis zum Infusionsgeschöpfe und zum Halme herab bewundern, und keine Sprache finden können solche erhabene Weisheit würdig zu preisen; was, frage ich, muß einem freien Denker denn nun für ein Gefühl anwandeln, wenn die Theologie sich erdreistet, Völkern, die die Stabilität der Naturgesetze in ihrer ganzen Unwandelbarkeit erkannt, täglich fast, bei dem heiligsten aller Geschäfte, bei der sittlichen Erziehung, die einstige momentane Aufhebung selbst der Elementarregeln der Natur zu predigen, um hieraus, aus Erscheinungen, die nirgend in den Gesetzen der materiellen und geistigen Natur auch nur die geringste Sanction finden, und durchaus keine andere Autorität als jedes andere Mährchen: die Tradition, für sich aufzuweisen haben, und der Logik durchaus als Mährchen erscheinen müssen; um aus solchen, sage ich, den Werth und die Nothwendigkeit der Moral zu deduciren, deren Wahrheit ewig und unwandelbar als Naturgesetz in der menschlichen

Seele wurzelt und nur durch das Medium des, Jedem angebornen moraliſchen Schönheitsſinns angeregt zu werden braucht um ins Leben zu treten? — Von dem Wahnſinn einiger Sekten, den Glauben an Unſinn, an Wunder noch über die Moral zu ſtellen, und als ausreichend für den Zweck des Lebens zu bezeichnen, mag ich als über Tollhäuslereien nicht einmal ein Wort verlieren.

Iſt es aber nun wohl im allergeringſten zu bewundern, wenn ein ſo widernatürliches Bemühn: die Moral durch Unmoral — denn das bleibt in unſern Augen jede Unwahrheit — zu fördern, nur mißlingen konnte, und endlich beim Fortſchreiten der Wiſſenſchaften in Indifferentismus oder bei dem, dem dieſer ein Greul, in kraſſen Myſticismus ausarten mußte? — Merkt Ihr rationaliſtiſchen Theologen nun woher die Euch oft bei einzelnen Individuen ſo räthſelhafte Erſcheinung der Myſtik? — Die Wiſſenſchaft iſt wie ein Keil in die chriſtliche Theologie geſprengt; daher der Riß, die Spaltung. — Die, welche ihre Menſchenwürde nicht verleugnen können und wollen, die nicht zum Verräther an der Natur und mit ihr an ihrem eigentlichen Gotte werden mögen, ſehen ſich um nach einer Ratio, um Natur und Unnatur, Wahrheit und Unwahrheit, Wiſſenſchaft und Mähr-

chen künſtlich zu verſöhnen; — Ich drücke hier noch einmal mein Bedauern über die Danaidenarbeit aus; komme aber noch einmal darauf zurück. — Die, deren Logik immer unter Null ſtand; deren blödes Auge immer das Zwielicht liebte; denen aber nun die Wiſſenſchaften mit Gewalt den grünen Schirm von den Augen reißen und eine leuchtende Fackel vor die Naſe ſchieben wollte, ſtoben erſchreckt auf, haderten und ſchimpften weidlich mit dem Lichte und ſtoben entſetzt unter den Schatten des Kreuzes, lecken nun täglich an den fünf Wunden und geifern noch immer, wenn ihnen zufällig ein Lichtſtrahl ins Auge fällt. Das ſind die Myſtiker und zwiſchen dieſem Schisma ſteht heiter lachenden Muthes, mit der großen beſeligenden Gottesidee in der Bruſt, der Eklektiker, der ſeinen Gott im Geiſte und in der Materie begriffen, der weder ſich aus der Harmonie der Erdenſchöpfung, noch aus der Harmonie ſelbſt, einen Ton, die Wahrheit heraus reißen will, um ſich durch die daraus entſtandene Lücke, als auf einem Schleichwege in den Himmel zu ſtehlen. —

Frägt man nun vielleicht mit triumphirender Miene: „Ja, was iſt aber Wahrheit?“ — ſo entgegne ich: die für unſern Lebenszweck ausreichende Wahrheit iſt: daß eine Ordnung in den Erſcheinungen waltet,

deren Urquell wir Gott nennen; daß diese Ordnung nicht nach wandelbaren Gesetzen, also nicht nach Einfällen, gleich menschlichen, sondern nach ewigen unwandelbaren Gesetzen waltet, deren sie keins aufhebt oder umgeht, und nicht umgehn darf, ohne ihre Ordnung in Unordnung, ihre Harmonie in Disharmonie umzugestalten und also ihre Schöpfung in Anarchie aufzulösen und zu zerstören. — Wahrheit ist ferner, daß wir, innerhalb des Kreises jener Gesetze gezeugt, uns ihnen nicht entziehen dürfen, ohne Gefahr zu laufen, der Natur der Gesetze nach, außer dem Gesetz erklärt zu werden; die seelischen Kräfte, die zur würdigen Erreichung unsers Menschenzweckes durch Moral bedingt sind, in Anarchie aufgelöst zu sehn, und also durch Wahnsinn der willenlosen Materie oder dem Lebendig-Todten zu verfallen. — Wahrheit ist es auch, daß das, was wir gemeinhin Räthsel des Lebens nennen, theils durch die widernatürliche sittliche Erziehung des Menschengeschlechtes mittelst der verwerflichen Mystik entstanden, theils aber durch die Stabilität der Naturgesetze bedingt ist, deren freie Waltung nicht aufgehoben werden kann, ohne die ganze Harmonie der Schöpfung zu zerstören; da die Kräfte, die uns oft so räthselhaft zerstörend zu walten scheinen, dieselben sind, die im Verborgenen

tausendfaches Leben und Freude schaffen. — Ich erwähne hier beispielsweise nur der Electrizität, deren Funktionen uns lange noch nicht alle bekannt sind.

15.

Schweigend ruht die Götterstärke,
Schlummernd, in des Meisters Werke.
(der Sonntag Morgen.)

Somit stelle ich denn nun mit gutem Fug die Behauptung auf, daß die Lehre von Wundern, oder mit andern Worten, daß die Behauptung, als seyen in frühern Tagen von dem Geiste der Ordnung, von Gott, Unordnung, und dadurch widernatürliche Erscheinungen in der Natur erregt worden, einzig nur um durch Imponiren die sittliche Erziehung des Menschengeschlechtes zu unterstützen, durchaus eine Irrlehre ist; nicht nur allein wegen der auf die Stabilität der Naturgesetze basirten Unzulässigkeit; sondern auch, (hört!) weil die Natur, von der sowohl unsere Logik, oder das Subjective, als auch der Träger der Erscheinung, oder das Objective, Theile sind, und in eins zusammen fallen, — weil die Natur, sage ich, als mit sich selber zerfallen, sich selber belügend und folglich eine Unsittlichkeit an sich selbst begehend dastände, was von ihr in ihrer, durch sittliche Harmonie

begründete Heiligkeit durchaus nicht gedacht werden kann und darf, ohne auch die Nothwendigkeit unſerer eignen ſittlichen Harmonie in Abrede zu ſtellen. Hieraus folgt denn auch zugleich neben der Zweckloſigkeit die Schädlichkeit des Wunderglaubens bei der ſittlich-religiöſen Erziehung überhaupt, welche Theorie des Verwerfens denn auch noch zum Ueberfluß ihre Sanction in der praktiſchen Erfahrung findet.

Ich wende mich bei dieſem Anlaß noch einmal zu den Rationaliſten mit der Bemerkung, daß hier zwiſchen Verwerfen und Annehmen durchaus kein Mittelweg liegt; indem für Erſcheinungen, die gegen die erſten Elementargeſetze der Natur ſtreiten, und in denen — ſie mögen ſo oder ſo genommen werden — auch nicht das kleinſte Agens zur ſittlichen Herausbildung des Menſchen liegt, — Erklärungsgründe in den Naturgeſetzen aufzufinden, nicht nur ein zweckloſes, ſondern auch höchſt ſchwieriges ja ſogar unwürdiges Bemühn iſt, indem die Urheber ſolcher Erzählungen jedenfalls ſelbe nur als *Wunder* betrachtet wiſſen wollten, und folglich das Erklären mit dem Leugnen in *ihrem* Sinne auf eins und daſſelbe hinaus läuft, da ſie nur als ſolche, nicht aber als natürliche Erſcheinungen gelten und wirken ſollen: als

gebildet sein, denn man ist in den Schulen um so eifriger bemüht, den Keim zur Gespensterfurcht ihnen einzuprägen, ja man läßt sie ihnen verpflichtend um die Osterzeit memorieren, und nennt das alles — mit welchem Recht, weiß ich nicht — Religion. — Ich weiß es, man erklärt sich Wunderdinge von derartigen Erscheinungen im Leben, und Autoritäten liegen in der Person für die Sache ein. — Haben wir denn aber schon sicher erforscht, in wiefern auf die fühlenden Sinnenwesen nur von außen herein, und nicht auch von innen heraus rückwirkend Erscheinungen geübt werden können? — und kann nicht eben das Merkmal der Uebernatürlichkeit, gerade nur das natürliche Merkmal des Pflanzen-Gestaltens von innen heraus sein? — Aber warum über eine Sache grübeln, die durchaus das Kriterium der Wahrheit entbehrt, keinen bestimmten Zweck fördert und als nicht in den Kreis hohen Lebens gehörend ignoriert werden muß? —

Jedenfalls ist das Christenthum, seinen Mysterien nach, eine krankhafte, unheimliche Religion, weil sie ihre Pflanzwurzel in das Grab eines Menschen schlägt; alle ihre Aeste und Zweige Wunder und Geistererscheinungen treiben, und sie ausschließlich auf Vernichtung des Körperlichen und Vergeistigung

des Geiſtigen anträgt. — Darum nun verſchwinden mit Vernunft und Wiſſenſchaft die der unbändigen Phantaſie Gebiß anlegen, die ſeltſamſten Erſcheinungen mehr und mehr und das Leben ſchlägt wieder ſeine heitern traulichen Pfade ein. — Hier ſtehn wir wieder vor der verwerflichen Myſtik des Chriſtenthums, die bekanntlich Vernunft und Wiſſenſchaft als Anhaltspunkt in göttlichen Dingen verwirft und Phantaſie und blinden Glauben dafür adoptirt, wodurch es denn ins Blaue hinaus geht, ohne Weg und Steg, und endlich ins Tollhaus.

Dieſem Uebel, meine Herren, iſt durch Eure Ratio lange, lange nicht abgeholfen. — Scheint mir's doch, als wollten Ihr ſtatt der Sonne am hohen Himmel eine Laterne aufhängen. Geſetzt auch, ihr Schein wäre heller als der des Mondes, ſo müßt Ihr ſie doch täglich und immer wieder ſchnäuzen, tränken und anzünden, wenn ſie leuchten ſoll, und immer noch droht Gefahr, es werde wieder dicke Finſterniß werden, ſo Ihr es verabſäumt; und doch iſts immer kein Sonnenlicht. — Ich merke wohl, wie Ihr die Blendlaterne, die Schrift, ſchnäuzt und tränkt und flochert, aber ſie bleibt immer eine Laterne und es wird nicht eher hell werden bis Ihr die Sonne anzündet.

Sagt nicht, daß ich frevle an einer heiligen Sache; gerade der unerhörte Frevel an einer heiligen Sache — an dem geistigen Wesen des Menschen — den keine Jahrtausende heiligen und der Critik entziehen können, ist es, der mich mit Unwillen erfüllt; denn der Mensch könnte besser, die Welt könnte glücklicher seyn, und wäre es, ohne ihn. — Der Mensch wird mit einer Anlage zum Guten geboren; eine Herzensgüte, ein Sinn für Tugend schlummert in Jedem; woher sonst das allgemeine Gutseynwollen, das Bessrscheinenwollen, als man ist? — woher sonst die allgemeine Freude, wenn das Gerücht einer Biederthat erschallt? — woher das Ablehnen und Bemänteln unserer Fehler? — Aber der Keim erstickt in der dumpfen Grabesluft christlicher Mysterien; mit Blut überschüttet und hin und her gezerrt auf den Marterwerkzeugen der Passion wächst eine krüppelhafte Pflanze heran; nicht für das heiter bewegte Leben, sondern für die Gruft, auf die, als den letzten wünschenswerthen Hafen für alles Weh unablässig hingedeutet wird. — Das nenne ich Frevel an der Gottespflanze, die ja doch erst *leben* soll, bevor sie stirbt. Der Tod darf sich keine Rechte über das Leben anmaßen. Wahrlich, hätte die Natur

nicht so unendlich viel für ihre Menschen gethan, — läge es an Euch: — so wäre die Welt ein Trappistenkloster; es sind der Tuckmäuser demungeachtet nicht wenige und Missionaire ziehn täglich noch auf die Proselyten-Jagd aus. — Voll bittrer Wehmuth rufe ich aus: „o du verkehrte Welt!“ — Man will die Menschheit lebendig einsargen, und nur weil man den Deckel nicht auflegen darf, hüpft sie immer mit angeborner Munterkeit wieder heraus. Man will sie durch einen geistig-chemischen Zauber-Prozeß zu der sittlichen Harmonie ihres Ursprunges zurückführen. Man will ihr einen Mephistopheles-Mantel umthun und durch Glaubens-Hexerei über alle Berge und Thäler der Erde weg sie zu der Sonnenhöhe des Himmels entführen. Das geht nicht; bei Gott das geht nicht! — Trotz allen Zauberformeln bleibt der Mensch immer Mensch; Ihr könnt ihm die Materie nicht wegzaubern und diese wird ihn immer wieder herunterziehn. Die Natur weiß nichts von den willkührlichen, schwärmerischen Gebilden menschlicher Phantasie, die allerlei Dalai-Lama-Püppchen schon für die religiösen Bedürfnisse der Völker ersonnen hat. — So lange sie Kinder waren, und wo sie noch Kinder sind, mag das gut seyn, wir aber sind dem Puppenspiel entwachsen;

wir lassen uns keinen Bart mehr machen, da uns elder einer gewachsen ist. — Nur die Gesetze der Natur und der Vernunft sind stabil und darum gültig; nur was durch sie kanonisirt wird, ist wirklich heilig; wer ihre Instanz umgeht, muß nothwendig seinen Prozeß verlieren, und die Menschheit hat ihn durch eine verkehrte Theologie denn auch wirklich verloren, sie ist nicht, was sie seyn sollte und könnte, und diese Schuld trägt vor allen der mystische Theil des dickleibigen Code, den man den heiligen nennt, weil Menschen ihn geheiligt, dahingegen die Vernunft, die Gott selber geheiligt, für ein Hors d'Oeuvre gilt.

16.

Nicht mehr an Minervens goldenem Thor
Hält die glatzige Dummheit Wache.
Ein allmächtiger Strahl bricht aus ihm hervor
Und ödt an der Finsterniß Rache.
(Eulenlied.)

Ich wende mich wieder zu Ihnen, meine schöne Freundin, denn schon zu lange haben die bärbeißigen Amtsgesichte, die Männer im kanonisirten Habit, mit aufgekrämten Steinen vor meiner Phantasie gewellt. Nun schwebt wieder Ihre holde Sylphen-

geſtalt in alle der roſigen Anmuth vor meinem geiſtigen Auge, mit der ich Sie vor wenigen Jahren, ſcheidend, zwiſchen Kornähren, Cyanen und Mohn verſchwinden ſah; als Sie noch an der Mutterbruſt der Natur das Leben in vollen Zügen tranken; die roſige Freude ihre Gebilde mit dem Tändeln des Zephirs auf Ihre Wangen hauchte, und Ihre hüpfenden Pulſe unter dem wogenden Schwanenbuſen warm und freudig für alles Große und Erhabene, vor allen für Liebe und Wahrheit ſchlug. — So ſtehn Sie auch heute noch vor meiner Phantaſie; und, darf ich den Schöpfer in der Schönheit ſeiner Weſen würdig anbeten, ohne zum verwerflichen Myſtiker zu werden, ſo iſt die lebendige, warme, pulſirende, reizende Hülle, in der die jugendliche Pſyche eines Weibes waltet, gewiß der ſchönſte Tempel, den er ſich erbaut, und wenn der Katholik mit unendlicher Verehrung an der üppig reizenden Geſtalt einer heiligen Jungfrau hängt und des ſterbenden Sohnes faſt darüber vergißt, ſo hat die Natur ſich dieſen Punkt gewählt, um ſich ihre Rechte, die ſie an der Menſchheit hat, und die ſie nie aufgeben wird, zu bewahren. — Gewiß, es giebt der St. Simoniſten viel auf Erden. Mich nannte ſchon einmal ein griesgramiger Kritiker im theologiſchen Li-

teraturblatte einen solchen, ich weiß mit ihm selber nicht recht weshalb; auch ein Priester des Sol habe ich nach einer andern Version die Ehre zu seyn; ja, wer weiß wozu man mich noch alles creirt, denn die Theologen sind wackere Leute, und haben viel Zeit, über unsern Werth nachzudenken. — Der Sonne, freilich, ich muß es gestehn, bin ich hold, und hat sie mich gleich noch nicht zu ihrem wirklichen Priester consecrirt, so bin ich ihr doch wohl befreundet, und sie hat die Liebe für mich, mir mitunter einen Strahl ihres ewigen Lichtes zur freien Disposition zu leihen; gewiß ist es auch, daß Osiris mehr für Religion und Menschenerziehung thut, als man sich gemeinhin träumen läßt, und wenn er von Zeit zu Zeit einen Strahl nimmt und ihn hie und da einer Nachteule plötzlich in die Augen wirft, und sie dann schnaubt und spuckt, und mit ihren Krallen ohnmächtig um sich greift, da sie vom Lichte geblendet den rechten Gegenstand ihres Zornes nicht finden kann, so habe ich — ich mag es nicht leugnen — mein Gaudium daran, denn so kleiner unschuldiger Bosheiten kann man sich als Mensch doch einmal nicht ganz entschlagen. — O es giebt auf Erden allerlei absonderliche Ergötzlichkeiten, Madame! wovon sich die hausbackene Theologie in ihrem besten Schlafe nichts träumen läßt,

und selbst die widerwärtigsten Berufspflichten lassen sich mit einigem Raffinement unter Ergötzen erledigen. Sie ahnen vielleicht nicht, daß mir ein solcher Casus vorliegt, und daß ich mit Hülfe meiner Phantasie eine blühende Schöpfung um mich versammle und gedenke unter Rosen und Myrten, umgaukelt von Syrenengestalten, unter denen Sie die schönste von allen, — umflattert von Schmetterlingen, umwallt von Blüthenduft, bei munterm Vogelsange und bei dem freundlichsten Sonnenlichte, das traulich dämmernd durch das Schattendach einer Eyheulaube bricht — einen tausendjährigen Krebs zu operiren.

„Fi, über den Contrast!" — Ich liebe die Contraste, Madame, und zwar auf Kosten des häßlichen; doch gebe ich zu, daß es nicht Jedermanns Sache ist; nicht Jedem mag der Kuß von einer schwellend erknospten Rosenlippe in Gegenwart eines zahnlosen, geifernden, siebenzigjährigen Mütterchens am schönsten munden. — Eher schon mögen den, der im hehrgeschmückten Blüthentempel der Natur in seiner Gottidee schwelgt, die Glockentöne der Abendhora aus einem alten Klostergemäuer wohlthätig durchschauern; und inniger küßt er gewiß die im schönsten Schmelze prangende Blume, wenn er an den

Schimmel denkt, der an den Mauern und an den Herzen im Kloster wuchert. — O über die verschimmelten Klöster und Herzen! — O Baiern! Baiern! schau doch in den Kalender!! —

Horchen Sie einmal auf, Theure; ich werde Ihnen einmal zum Wechsel eine kleine Scene aus meiner Jugendzeit mittheilen, an dessen Wahrheit niemand Anlaß hat zu zweifeln. Vielleicht finden Sie selbe geeignet, da sie biblischer Natur ist, einer Traktätchen-Gesellschaft mitzutheilen, und freuen sollte es mich ungemein, diesen heiligen Leuten doch auch einmal etwas Liebes erwiesen zu haben.

Ich war dazumal noch, so viel die Welt von mir wußte, ein guter dummer Bauerknabe; ich selber wußte freilich schon etwas mehr von mir, denn ich hatte bereits beim Weiden unsrer Familien-Kuh, im Mai, unter einer Haselhecke, ein Lied an die Lerche gemacht; auch schon heimlich an die Wände verschiedener geheimer Gemächer beißende Epigramme auf den dazumal bei uns Deutschen ziemlich allgemein verhaßten Napoleon geschrieben, die man mit nicht geringem Ergötzen copirte, sich heimlich zutrug und weidlich die Köpfe über den muthmaßlichen Verfasser zerbrach, der in seines Nichts durchbohrendem Gefühle sich selber fast zum Object wurde,

und zweifelte, als könne er der Gegenstand solches Aufhebens seyn.

In jenen Tagen also war es, wo meine Familie in dem Hause eines Schlossers wohnte, der seine schönste Erdenseligkeit im vollen Glase suchte und fand. Der arbeitslose Sonntag war ihm vor allen solcher Seligkeit geweiht, und mancherlei komische Intermezzos, worunter Prügelscenen mit seiner Frau fast stereotyp, mußten ihm diese Sonntagsfeier würzen. Nur die einfach ländliche Sitte, am Morgen das Gotteshaus zu besuchen, der man sich nicht wohl ohne die übelste Nachrede überheben konnte, war ihm das widerwärtigste an diesem sonst so werthen Tage, denn es verzögerte sich nothwendig dadurch die eigentliche Freude seines Lebens, die ihm Zweck und Mittel desselben in eins zu seyn schien. Einst an einem solchen Morgen nun, als ein Wahlverwandter meines Schlossers beim Morgengeläut der Kirchenglocke, zum Geleit zur Kirche ihn auffordernd, bei ihm eintrat, hatte jener, seiner Erklärung nach — von der ich Zeuge — den Sinn darauf gesetzt, heute einmal eine Ausnahme zu machen, provocirte daher den Freund bei ihm zu weilen und ein Gläschen Doppelten mit ihm vorlieb zu nehmen; dabei, fügte er hinzu, wollten sie sich dann

zur Unterhaltung etwas vorlesen, und zwar aus einem Buche, das hier gleich zur Hand sey, und in welchem so ungemein ergötzliche „liederliche Geschichten“ ständen, die, sonderlich beim Glase, nicht geringe Erheiterung gewährten; — worein denn der Nachbar consentirte und beide begannen ihre erbauliche Sonntagsfeier. Ich war nicht wenig neugierig, was denn das wohl für ein Buch seyn möchte, von dem sie sich in ihrer Stimmung so viel Gutes versprachen und worüber sie schon im Voraus so bedeutend schmunzellachten, und war auch da immer noch nicht im Klaren, als der Hausherr die Gewissensscrupel seines Cumpans dadurch zu beschwichtigen suchte, daß er bemerkte, solche Beschäftigung sey ja im Grunde eines und dasselbe mit dem Gottesdienste in der Kirche, und rechne man dergleichen Lectüre ja bekanntlich überall für gute christliche Erbauung. — Endlich legte man das Buch auf den Tisch und trieb mich hinaus. — Heiliger Gott! — jetzt ging mir ein Licht auf! — Die Bibel also; das, was mir als der Inbegriff alles Erhabenen und Heiligen, als der Weg zur Seligkeit, als das einzige Licht, was in göttlichen Dingen auf Erden leuchtet, als das wahrhaftige Wort Gottes selber auf die Seele gebunden war, — daraus wollte man sich beim

Glaſe Dinge, die aus Schuld der Buchſtaben-Theologie eben ſowohl als des geſunkenen Menſchengefühls dem Volke als Zoten erſcheinen können, vorleſen? — Zoten als Vertretung des chriſtlichen Gottesdienſtes? — Ich ſtand wie abgebrüht hinter der Thüre und horchte. Wenn ich nicht irre, ſo hatte man die erotiſchen Lieder Salomons gewählt. — Ich war ganz Ohr; ich hörte, ich ſah nichts außer den wollüſtigen Bildern, die man fleißig commentirte, und bemerkte die Intervention meines Vaters nicht eher, bis er mich beim Ohr gefaßt hatte und mit einigen Maulſchellen aus dem wollüſtigen Himmel meiner Phantaſie warf.

Genug des Damals. Ich bin ſeitdem Mann und noch etwas mehr geworden, aber jene Sonntagsſcene läßt mich nimmer. — Oft ſchon nahm ich meinen Kopf in beide Hände und ſchüttelte ihn hin und wieder wie ein Kaleidoſcop, meinend, ob denn nicht endlich und einmal Gedanken aufkommen wollten, die mich aufklären könnten über das ganz abſonderlich tolle, unſinnige, widerſprechende in dem proteſtantiſchen Bibelweſen. — Aber nein! — eher, glaube ich, entziffre ich die Hyroglyphen der Egypter und finde des Zirkels Quadratur, ehe ich darin einen logiſchen Faden finde. Ja, wenn mir der Stein der

Weisen in die Hand gegeben würde, ich müßte ihn der orthodoxen Theologie an den Kopf werfen, denn alle Weisheit reicht bei ihr nicht aus und ist in den Brunnen geworfen. — Glaubt sie etwa durch solche Unbegreiflichkeit dem Unwesen — das ihr Gevatter — ähnlich zu seyn? — Dann hätte ja auch der Moslim wohl recht, der den Wahnsinnigen heilig nennt, weil durch ein freies Walten der Gottheit in ihm sein Thun keinen menschlichen Begriffen von Consequenz entspricht? — Nein, das kann sie nicht verlangen! — So lange der Wurm sich auf Erden mit seinen Ringen im Kothe weiter schiebt, kann ich mir ihn nicht als einen Seraph mit Flügeln der Morgenröthe denken, der, ein Herold des Ewigen, durch die Bahnen des Universums zieht, von Stern zu Stern. Und so lange die Theologie hier unten noch mit Käppchen und Kreuz und schwarzem Habit umherwackelt, muß sie die Kritik der Vernunft über sich ergehn lassen; von Unfehlbarkeit wissen wir nichts.

Aber wo soll ich entern an diesem Fahrzeuge, das rund umher mit Haken so übersäet ist, daß mir die Wahl dadurch erschwert wird? — Zuerst wende ich mich an die ganze protestantische elegante Christenheit, und zwar zuerst an die Herren, mit der Frage: Ihr sorglichen Ehemänner, Väter und Brü-

der! die Ihr wie Sittencontroleure, wie ein Sittenveſtcordon an den Toiletten eurer Frauen, Töchter und Schweſtern wacht, und, ärger wie ein öſterreichiſcher Grenzwächter nach Tabak, in ſchongeiſtigen Schriften, die die geſchäftige Hand der Zeit ihnen zuträgt, nach Indecenzen, die nach Myſterien der Natur riechen, forſcht, um ſolche Giftſtoffe auszuſcheiden; — wie, frage ich, könnt Ihr es gleichgültig anſehn, daß ein Werk in ſeiner jetzigen Geſtalt, da es von Zweideutigkeiten, die nicht einmal Zweideutigkeiten ſind, ſtrotzt, im Gewande der Heiligkeit ſo frei unter Euren Frauen curſirt? — Wie — richte ich meine Frage an die Damen — können Sie, die eine Inexpreſſible nicht Hoſe genannt hören können, ohne Anwandlung von Ohnmacht zu bekommen; denen Hemde, Strumpfband und andere Gewebe erſter Inſtanz, die ſich am ſchönſten Lüſtre Ihrer Reize ſonnen, — im Männermunde ein Schamverſinken erregen möchten; — wie — frage ich, — können Sie ein Buch, das ſo voll erotiſcher Plattitüden iſt, in Ihrer Nähe dulden, ohne ſchon von dem Hauch derſelben getödtet zu werden? — Euch aber, Ihr Zionswächter, frage ich, wie könnt Ihr, ohne zu erröthen, dem Volke ein Werk als göttlich in die Hand geben, in welchem es eine ſchmutzige

Lectüre ſucht und findet? — Iſt Euch denn nicht jeder Schulbube, der mit dieſem Buche unterm Arme Euch begegnet, ein ſchneidender Vorwurf? — Seid Ihr denn ſchon ſo ganz gewiß, daß die heranreifende Jugend nicht Bilder, die ihren keimenden Begierden zuſagen, in der Bibel aufſuchen und finden und dadurch frühe zu Leidenſchaften gereizt werden, welche von Generation zu Generation die Menſchheit immer mehr und mehr entnerven? — Und Ihr Pietiſten und Lämmleinsjünger, fällt es Euch denn nimmer aufs Herz, daß Ihr in den Papierballen, die Ihr millionenfach in der Welt verbibelt, zugleich die allerſchmutzigſten Lieder, Romane und die gräßlichſten Spukgeſchichten verbreitet? — Der unzähligen Allotria, der falſchen Vorſtellungen von Gott, der Anreizung zu Haß, Rache, Aberglauben und dgl. gar nicht einmal zu gedenken? — Und was ſagt denn Ihr, Ihr Jünger der Minerva, und Ihr der Themis und höher hinauf dazu? — Dürfen Eure Cenſoren und Lictoren, die jede Ungebührlichkeit ſo leicht wittern, hier nicht interveniren und ſtreichen, wo es ſo augenſcheinlich Noth thut? — Fürchtet Ihr nicht, daß Euch der Himmel dieſes Nicht-Streichen droben anſtreichen wird? —

Seht Ihr, das ſind die Fragen, wegen der ich

meinen Kopf oft in beide Hände genommen und wie ein Kaleidoscop geschüttelt habe. — Und — fragt man — es ist dir Tropf keine Auflösung dieses Räthsels beigefallen? — O ja wohl, um es aber für eine wirkliche Auflösung zu halten, muß man, denke ich, erst Theologie studiren, und zwar so lange, bis man übergeschnappt, und die Feder, welche man bei gesunden Köpfen Logik nennt, schlaff und kraftlos dahängt; oder auch, als Laie läßt man sie sich für sein gutes Geld von jener durch einen einfachen Prozeß, den man Glauben nennt, erschlaffen, und so kommt man denn zu der tröstlichen Ueberzeugung, daß alle jene Schrift, die der Sittlichkeit und der Vernunft überhaupt so viele Scrupel macht, aus dem Munde Gottes hervorgegangen ist, und dieses Umstandes halber durchaus in allen Theilen gut, unschädlich, ja seligmachend ist, sie mag sagen, was sie will, sie mag sich widersprechen, sie mag die schmutzigsten Scenen erzählen, den krassesten Unsinn, es ist alles recht und gut, denn es ist das Wort des Herrn von A bis Z. — Frägt man aber nun, wodurch ist es Gottes Wort geworden, so erzählt die Geschichte: daß alle jene Bücher zwar anfangs nur von gescheuten Männern, gleich denen, welche wir in unsern Tagen geniale, klassische Dichter nennen,

geschrieben wurden, daß sich aber von Zeit zu Zeit über einen Stoß derselben die Theologie der Vorwelt zu Gericht setzte und nach einigen Debatten das Urtheil fällte und rechtskräftig bestätigte, es sollen von heute an, diese vorliegenden Manuscripte, weil deren Inhalt so unverkennbar den Stempel der Göttlichkeit — bei uns Classicität — an sich trügen, für wirklich göttliche, als habe Gott der Herr sie höchst eigenhändig niedergeschrieben, gelten. Das thaten theils alte langbärtige Rabbinen, mit dessengleichen wir heute unsre Kinder zu Bette scheuchen; über deren Nachkommen, obgleich sie an Bildung und Sitte Götter gegen jene sind, unsere christliche Theologie und Weltweisheit — mitunter Naseweisheit — das Anathema der Exception vom Bürgerrechte ausruft, und eine verworfene, schmutzige Nation von Haus aus nennt. Das Haus-aus aber includirt auch jene Dichter und Rabbinen, welche die Bücher des alten Testaments schrieben und nach ihrer Weise kanonisirten, deren Spruch es also ist, der alle denen übeln Sachen mit der Göttlichkeit auch die Unschadlichkeit zusprach, und sie autorisirte durch den Zauber der Consecration allem unbeschadet auf Schultischen und unter dem Volke jedes Standes zu erscheinen. — Seht, das will mir trotz aller Denkfertigkeit nicht zu Schädel, und

ich möchte Jemand finden, der mir's anthäte; aber ohne Hexerei geht es einmal nicht. —

Wird denn aber nicht Feuer und Schwefel auf mich regnen, daß ich es wage, die Göttlichkeit der Schrift anzutaſten? — Ich denke, nein! eben ſo wenig als auf Spinoza, da er in der Synagoge zu Amſterdam ein Idol zertrümmerte, von dem das Wohl und Wehe des ganzen Volkes, ja nach Behauptung der Rabbinen ſogar die Exiſtenz des Hauſes abhangen ſollte, deſſen Mauern und Säulen augenblicklich zuſammenſtürzen müßten, wenn das Heiligthum entfernt ſey. — Eben ſo wenig auch, als wie auf Eure Miſſionaire, wenn ſie den Heiden ein Götzenbild zerſchlagen und ein anderes dafür wieder geben. — Der Himmel iſt ſelber von Idololatrie kein Freund, denn er erreicht ſeine Zwecke nur durch lebendige Geſetze. Die orthodoxen Prieſter freilich geifern und ſpeien Gift und Galle; das iſt immer und zu allen Zeiten ſo geweſen, und ſo ſie's vermöchten, kreuzigten ſie auch heute wohl noch den, der ihren Götzen antaſtet. Aber es wächſt in unſern Tagen kein Holz zu Kreuzen mehr, und nimmer noch hat ſo etwas auch auf die Dauer eben recht gefrommt.

Man heiße mich nicht frivol; Niemand kann

mehr Ehrfurcht vor göttlichen Dingen haben; Niemand mehr Theilnahme für die ſittliche Erziehung der Menſchheit hegen; Niemand mehr die Heiligkeit des Prieſterſtandes anerkennen als ich; aber Niemand kann auch mehr von der Verkehrtheit der bis heute beſtehenden Religions-Anſtalten, und vor allen von der Zweckloſigkeit der Bibel in ihrer jetzigen Geſtalt überzeugt ſeyn; und Niemand mehr den religiöſen Indifferentismus verkennen, der, wenn Wiſſenſchaft und Literatur nicht wären, längſt in die ſittenloſeſte Verwilderung hätte ausarten müſſen. — Die kraſſe Zerfallenheit der Prieſter einer und derſelben Confeſſion unter ſich ſelber, zeugt von vorhandenem Irrthum in den bisherigen Religionsſyſtemen; aber dieſer Irrthum blendet mit dem angekünſtelten Nimbus das Auge der Theologen; oder auch, das Auge — und es darf wirklich nicht einmal das eines Adlers ſeyn — welches den Irrthum in ſeiner Nacktheit vor ſich liegen ſieht, wird von der Weltklugheit zugedrückt. — Maſchinenroſſe, die immer kreiſend ihren Cirkus durchſchreiten, werden zur Verhütung des Schwindels geblendet. — So auch iſt es die Theologie, die mit ehernen Ketten des Glaubens an den Pfründenſchwengel gebunden, ihren Perikopen-Cirkus durchſchreitet; ſie darf nicht ſehen ohne

ſchwindelnd und unfähig zu werden, ferner die Kreisbahn des Irrthums zu durchſchreiten. Und — man zeihe mich nicht der Inkonſequenz — hier rufe ich mit Ueberlegung aus: wohl den Theologen, die ſo ſtockblind ſind wie die Myſtiker; Mitleid mit denen, die da blinzeln wie die Rationaliſten; die wohl ſehen, aber nicht ſagen dürfen, ſie ſehen; wehe aber dem Menſchen, dem der Irrthum der Acker iſt, auf dem er gute Früchte ziehn ſoll; die Natur läßt ſich nimmer betrügen, und auf ihm wachſen jene Dornen und Diſteln, über welche die mit der Vorſehung hadernde Welt in Proſa und Verſen täglich weint, denn noch einmal ſag' ich es: „keine edle Frucht gedeihet ohne Licht in der Natur!“ —

17.

Soll die Erde beſſer werden,
Soll der Menſch kein Unmenſch ſeyn,
Muß man von der Sclavenfeſſel
Seinen edeln Geiſt befrein.

Wohin iſt Ihr liebliches Bild entflohn, ſchöne Chriſtin, das ich mir am Eingange des letzten Briefes ſo recht abſichtlich epicuräiſch hingezaubert, um bei der harten Arbeit mich daran zu laben? — Se-

ben Sie, ſo geht es auf dem Felde der Theologie, das bis heute immer mehr ein Schlachtfeld als ein Saatfeld war; und wenn auch dieſes, wo man Diſteln ausſäete, um Roſen zu erndten. Alles wahrhaft Schöne flieht aus ihrer Nähe wie das Wild vor der Klapperſcheuche. O unſelige Manie, das, was eine ſchöne, poetiſche Mythe iſt, zu einer proſaiſchen Wahrheit machen zu wollen! — Wie ſchmücken doch die heidniſchen Götterbilder ſo ſchön die Hallen unſrer Poeſie, nun ſie zur lehrreichen Fabel geworden; und zu welchem gottvergeſſenen Senſualismus, zu welcher entnervenden Ueppigkeit, oder, — wenn es erlaubt iſt, — zu welcher religiöſen Liederlichkeit führte der Weg durch den Olymp, als man ihn in der Wirklichkeit dem Volke vor die Naſe hinbaute! — Unſelige Idee, den Tropus zur Hiſtorie umwandeln zu wollen!

Mag ſich die rationaliſtiſche Partei — d. h. der Theil der Menſchheit, dem das göttliche Princip der Verſtand, keine Ruhe mehr läßt, die Augen aufzuthun und den Trug einzuſehn, und die nun blinzelt und wieder blinzelt, und nicht wagt zu ſehn, weil ſie ſonſt nicht umhin kann, ihrer Menſchenwürde zur Freude das Unerfreuliche zu thun — mag ſie, ſage ich, ſich auch ſträuben ſo lange ſie will;

mögen auch auf der andern Seite Hengstenberg, Guerike, Tholuck, Sack und Consorten sich mit ihren Federn an das treibende Rad der Zeit hängen, um es aufzuhalten im Laufe, es wird und muß endlich zur categorischen Frage kommen: Licht oder Finsterniß! — Vernunft oder blinder Glaube! — Lüge oder Wahrheit! — Mystik oder Zufälligkeit! — Wunder oder Moral! — oder endlich — und hier steht der alte graue Drache, — hier steht das Glaubensgespenst: der drohende Geist mit aufgehobenem Finger, mit dem man — gleich den portugiesischen Mönchen — droht, er werde umgehn und der Welt keinen Frieden lassen, sogar noch wie im Leben: — oder endlich: Buchstab oder Gedanke! — Bibel oder Lehrbuch! — — Hier höre ich ein Zetergeschrei, daß mir die Ohren gellen; — (auch denn sie mir aber eben nicht jucken) — dergleichen aber ist schon vor Zeiten in Wittenberg gehört worden; es giebt nichts Neues unter der Sonne; das rührt von der Stabilität der Naturgesetze her; und doch ist jede Secunde auch wieder neu, kommt allein was sie bringt. Auch dieser Jammer ist neu, obgleich es immer wieder die Hierarchie ist, die ihn spricht. — Doch halte den Mund, und höre erst, wie Ihr weiter sprecht.

Ich glaube, daß ich nicht genügend im Schi-

in den Himmel gucken könne; man müßte das Organ des Glaubens schwächen, um alle im Kaufläden fehlbar gegen die Verdrießlichkeiten des Lebens zu seyn. — Das ist ein nichtswürdiger Buchstab, sage ich, bei dessen Begräbniß kein ehrlicher Mensch eine Thräne weinen sollte, und doch führt die schwarze Schaar eine ganze Batterie von Dialektik gegen den Zweifler auf, der nur Miene macht ihm ein Haar zu krümmen. Aber ich gehe ihm zu Leibe; ich hole mir ihn mitten aus dem Carrée heraus, und wenn man mich auch mit heiliger Tinte und Druckerschwärze so arg besudelte, daß man mich von meinen Feinden nicht mehr unterscheiden könnte; da mache ich es wie der Schwan unter den Krähen in der Fabel; — und Recht habe ich doch!! —

Zwei Buchstaben, sage ich, sind in der Bibel. Keiner von beiden ist göttlich in dem Sinne, worin ihn der Kanon nimmt; d. h. als sey er von dem Urwesen gewissen bevorzugten Männern unter Aufhebung der Naturgesetze speciell in die Feder gegeben worden, welche Eingebung mit den schon oben der Kritik unterzogenen Wundern zusammenfiele. — Einer, nämlich der, welchen ich eben unter dem Bild der wirklichen Bibel darstellte, ist in dem Sinne g[illegible], in welchem man zu allen Zeiten die ausgezeichneten [illegible] Schriften begabter Männer als von einem [illegible]

eingehaucht betrachtet; nämlich durch die Schönheit und Wahrheit der Moral; in diesem Sinne können aber auch noch heute und über tausend Jahren, wie vor tausend Jahren, göttliche Schriften ans Licht treten; im theologischen Sinne hat es noch nie göttliche Schrift und göttliche Offenbarung gegeben und wird es bis in alle Ewigkeit nicht geben. — Diese altgläubige Göttlichkeit aber ist es nun eigentlich, worauf sich die Glaubenskrieger gegen die Angriffe der Vernunft als letzte Autorität in allen Fällen berufen, und alles Wunderbare, über dessen Wahrheit sie keine Auskunft geben können, beweisen sie aus dem Wunder der Inspiration, oder mit andern Worten, es muß wahr seyn, weil die Gottheit es selber gesagt; also ein Wunder soll das andere Wunder beweisen. — Die juridische Zulässigkeit solches Beweises erfordert unstreitig ein neues Wunder; ich sage ein neues; und solches giebt es nicht; ergo fällt der Beweis durch. —

Eigentlich geht die Unzulässigkeit des Prädikats „göttlich" schon aus der Deduction der puren Unmöglichkeit auch nur des allerkleinsten Wunders, als wirklich dem Begriff entsprechend, hervor; da solche persönliche Inspiration ja doch, weil innerhalb des Begriffs der irdischen Natur, auch nur durch Mit-

und Einwirkung irdischer Naturgesetze hätte geschehn können, und somit schon der eigentliche Begriff des Uebernatürlichen aufgelöst wäre. — Was soll uns aber die Hererei?! — Aber doch, um nun das, was die Männer der Vorzeit aufgezeichnet, mit wirklichen Beweisen der Autorität Gottes auf die Nachwelt zu bringen, was, frage ich, haben sie dafür gethan; wo finden wir das Kriterium der Göttlichkeit so über allen Zweifel erhaben? — wo findet man die Eigenschaft des übernatürlichen Ursprungs? — nur das Erhabene, das Tiefgedachte, das Schöne, das Bedeutende ist göttlich. — Haben denn nicht auch Autoren der Vorzeit und Gegenwart, deren Schriften man keine Göttlichkeit zugesteht, diese Bedingungen erfüllt? — und ist die Bibel nicht voll nichtsnützigen Geschwätzes, dem man nur mit der theologischen Brille bewaffnet Göttlichkeit absehn kann? — Soll ich einmal quasi-göttliche gegen menschliche Schriftstellen in Parallele bringen? — Nehmen wir die erste beste:

„Und David sandte Boten hin und ließ sie — (ein hübsches Weib, das er im Bade belauscht hatte) — holen. Und da sie zu ihm hinein kam, schlief er bei ihr. Sie aber reinigte sich von ihrer Unreinigkeit und kehrte wieder zu ihrem Hause. Und das Weib ward schwanger ꝛc." — So schreibt unser Herrgott

als Hiſtoriker; man ſieht, ich bin noch gnädig; er hat Schlimmers geſchrieben, Alberneres; — ich wähle als menſchliche Schrift einen Vers aus Schillers Bürgſchaft, die Jeder im Zuſammenhange kennt:

„Und iſt es zu ſpät, und kann ich ihm (dem Freunde) nicht
Ein Retter willkommen erſcheinen,
So ſoll der Tod uns vereinen.
Dis rühme der blut'ge Tyrann ſich nicht,
Dis der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er ſchlachte der Opfer Zwei,
Und glaube an Liebe und Treue."

Ich möchte fragen: welche That Gott würdiger: jenes offene Fröhnen einer Leidenſchaft des göttlichen Secretairs David, oder dieſe Treue eines menſchlichen Freundes; und welche Worte mittelſt Eloquenz mehr den Stempel der Göttlichkeit an ſich tragen. Man bringe mir eine einzige Sentenz aus dem ganzen Buche, die göttlicher, ſchöner gedacht und geſchrieben iſt, wie z. B. folgende:

„Und ein Gott, ein heiliger Wille lebt;
Wie auch der menſchliche wanke!
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchſte Gedanke.
Und ob alles im ewigen Wechſel kreiſt,
Es beharret im Wechſel ein ruhiger Geiſt."

Wahrlich, Gottesmänner, die ſo indecent wie in der Bibel von Hurerei und Geilheit und Unzucht, von

Opfer und Hexerei und hundertfachem Unsinn und Widerspruch reden, mögen vor grauen Jahren excellente Schriftsteller gewesen seyn, bei uns ist ihnen die Aesthetik über den Kopf gewachsen; und es kann nicht anders seyn, der rohste Bauerjunge muß Anlaß zu tausendfältigen Spöttereien in dem gepriesenen Werke, wie selbes jetzt noch dasteht, finden. Tragt es nur umher von Haus zu Haus, ihr tragt es sich selber zum Gericht, denn um desto mehr muß das Unstatthafte eines solchen Religionsbuches für unsere Tage ins Auge fallen. — Ich sage es noch einmal: die Religion muß heilig geboren, nicht erst heilig gemacht werden. — Sollte die Schrift göttliche Autorität behalten, dann mußten alle andere Wissenschaften festgekettet werden auf dem Standpunkte, wo sie zur Reformationszeit standen. Da aber Alle mit Riesenschritten forteilten; Alle sich üppig entwickelten und herausbildeten, und nur die Theologie auf ihrer Kindheitstufe stehn blieb, so mußte es endlich dahin kommen, wohin es heutiges Tages mit der Theologie gekommen ist. — Wer die Zeit nicht ergreift, den ergreift die Zeit. — Die Theologie sollte billig dem Volke voran und über den Kopf wachsen; da sie das aber nicht gethan, so wächst nun das Volk der Theologie über den Kopf, und wirft ihrem

Pfarrer (wie die Kaſſelaner dem Herrn Lange) die Fenſter ein, wenn er durchaus noch nicht mitwachſen will; und geben ihm ſo einen praktiſchen Beweis in die Hand, daß die That, beim Lichte beſehn, doch mehr kann als der Glaube — O! O! wie wird die Nachwelt doch über die barbariſche Einfalt unſerer Zeit ſtaunen! — Die Glaſer ſollten ſich nur noch im Voraus mit Scheiben verſehn. —

Ich behaupte alſo — und zwei Drittel des Volkes behaupten es mit mir, daß nach dem jetzigen Standpunkte der Wiſſenſchaften, der Literatur und der intellectuellen Bildung überhaupt das, was die Theologie „Göttliches Wort" nennt und auf dem ſie die ſittliche Bildung der Völker baſirt, durchaus nicht ferner als direct Göttliches Wort gelten kann und darf, und auch größtentheils wirklich nicht gilt; indem die Menſchheit zum Selbſtbewußtſeyn gelangt iſt, vermöge deſſen ſie, gleich einem erwachſenen Individuum, mit Lächeln auf das hinblickt, was man ihr im Kinderrocke für ſo plauſible Wahrheit gab. — Der geringſte Funken Verſtand muß den Theologen ſagen, daß, ſo wohlthätig auch immer eine Täuſchung auf ein Gemüth wirken mag, doch dieſe Wirkung ſofort mit der Täuſchung ſelbſt aufhört, und daß bei einem zum Selbſtbewußtſeyn Gelangten keine Worte, die die Täuſchung zu-

rückzurufen beabsichtigen, etwas verschlagen können. Folglich, wenn ihm an der sittlichen Erziehung des Menschen auch nur noch das Geringste gelegen ist, er nothwendig auf andere Mittel dazu bedacht seyn muß.

Ehe ich mich nun über diese Mittel unterhalte, muß ich noch einmal zu dem Weisen von Nazareth hinan treten, um das Hauptstück seines Riesenwerkes zu beleuchten. — Es ist ein ernstes Werk, und bedarf der Ruhe und des Raumes eines neuen Briefes.

18.

Noch stieg wohl Keiner jemals hoch genug
Von jedem Fehl sich frei und rein zu sprechen;
Doch donnerst Du (Gott) darum noch keinen Fluch,
Und nennst im Zorn die Menschlichkeit Verbrechen.
(Natürliche Klänge.)

Ich sende als Vorboten meiner diesmaligen Unterhaltung einige Axiome voraus, auf die ich fernere Urtheile und Schlüsse zu gründen beabsichtige.

Die Stabilität der Naturgesetze, gegen die nur die eigensinnigste Wundersucht etwas einzuwenden haben kann, welche man, als vom Wahnsinn befangen, nicht zu berücksichtigen verbunden — jene Sta-

bilität, ſage ich, bedingt in den Erſcheinungen der Welt eine Unparteilichkeit, die eben wegen dieſer Stabilität auch wieder nichts aufzuheben vermag. Unter dieſer Unparteilichkeit verſtehe ich, daß die Natur keines ihrer Geſetze, es mag von der Hand dieſes oder jenes angewendet werden, ſuſpendirt, ſondern zur entſprechenden Erſcheinung wirkt, ſofern es richtig angewendet worden. — Ferner, daß keines jener Geſetze, es möge nun in einem materiellen Körper oder in einem Abſtractum involvirt ſeyn, auf die Senſibilität des materiellen oder geiſtigen Weſens des Menſchen einwirken kann, ohne als Anfangspunkt von den Sinnen erfaßt und ſo zum Bewußtſeyn geführt zu werden. — Die Ahnung, die dieſe Bedingung nicht erfüllt, wird darum nie zum klaren Bewußtſeyn, und wird darum, als trügeriſch, vom Verſtande desavouirt. — Selbſt dasjenige, was wegen ſeiner religiöſen Natur zum dunkeln Bewußtſeyn des Gefühls gebracht werden ſoll, muß erſt die Inſtanz der geſunden Vernunft paſſiren, ehe es durch Reflexion dahin gelangt. — Wäre es möglich dieſe Bedingung zu umgehn; hätte die Natur von unſerm Auge oder Ohr, mit denen wir die traditionellen Mittheilungen aus der Geſchichte der Religion uranfänglich auffaſſen, leitende Nerven, ſtatt zum Schädel, direkt zum Herzen

angelegt, dann wäre das Begehren der christlichen Theologie, den Verstand in Gefühlssachen incompetent zu erklären, ein natürliches und zulässiges gewesen. Da solches nun aber die Natur nicht wollte, sondern ordnete, daß auch alles das, was dem Gefühl vorzüglich angeht, durch die Kammer des Verstandes gehn soll, so sprach sie dadurch ihren ausdrücklichen Willen aus, daß dieser oberste, kaltblütige Richter in keiner Sache von Interesse außer Acht gelassen werden sollte; und wenn die christliche Mystik ihn künstlich einschläfert, und während dem Sachen ins Herz schmuggelt, die er wachend zurückweisen müßte, so nenne ich das einen Frevel an der heiligen Natur, der sich an der Menschheit, oft sogar am Individuum, schrecklich rächt, und jedenfalls den Gesetzen der Natur, und auch der Menschenwürde schnurstracks entgegenläuft.

Wenn es das Glück und die Freude jedes Menschen ist, die Absicht der Natur erreicht, und einen vollkommenen gesunden Menschen in sich dargestellt zu haben, so frage ich: worin besteht diese Gesundheit? — Ich dächte, wenn alle ihm angeschaffenen Organe und Glieder jedes seine Function so verrichtet, als die Gesetze der Natur es uranfänglich bestimmten; irgend ein Organ schwächen, heißt der Gesundheit schaden und wird mit Recht als Frevel betrachtet. —

Gut! — und wir ſollten das erſte und edelſte der geiſtigen Organe, und noch dazu nach dem ausdrücklichen Willen des Schöpfers ſchwächen dürfen ohne Frevel? — und dieſer Frevel wäre die erſte nothwendige Bedingung der Religion? — Pfaffen, Pfaffen, beſinnt Euch doch! — Beſinnt Euch recht wo Ihr ſeyd! wer Ihr urſprünglich ſeyd! tretet einmal im Geiſte zum Jordan; bildet Euch ein er ſey eine Lethe; trinkt aus ihm und vergeſſet für eine Friſt die ganze morgenländiſche Hiſtorie; werdet wieder Menſchen, geſunde denkfähige Menſchen; — würdet Ihr je auf die Chriſtuslehre ihrer myſtiſchen Beziehung nach verfallen? — aber auf ſeine Moral, auf die Einheit Gottes, und auf deſſen Vollkommenheiten gelangt der Menſch mit einiger Denkfertigkeit, unabhängig von den Myſterien des Chriſtenthums; Völker, die nichts von unſerm Lehrer wiſſen, verfielen auf die Verpflichtungen, die der Menſch ſeiner Beſtimmung gemäß zu erfüllen hat. — Woher denn jenes nicht, und woher dieſes? — Es giebt gewiſſe Univerſalwahrheiten, zu denen die Vernunft überall durch freie Forſchung gelangen muß, und dieſe Wahrheiten müſſen und werden einſt der Felſen ſeyn, auf denen die Völker eine Weltkirche bauen. — Warum wollt Ihr dieſen Wahrheiten denn noch immer nicht die Ehre geben?

— warum? — von allen Wundern möcht' ich faſt das eine glauben, daß Ihr bezaubert ſeyd; — aber ich weiß es beſſer. —

Alſo vor 2000 Jahren wurde ein Knabe geboren, deſſen Mutter die Braut eines Zimmermanns war. Der Bräutigam war gewiß, daß er ſeine Geliebte nicht in Unehren berührt hatte; und doch! — — Er war — ganz in der Natur der Sache — nicht wenig verwundert, ſie aber erzählte ihrem guten Joſeph ganz treuherzig, es ſeyen bei dieſer Schwangerſchaft alle Geſetze der Natur auf den Kopf geſtellt worden; ein Geſpenſt habe ſie befruchtet, ſie ſey dabei Jungfrau geblieben, u. ſ. w. — Hier beginnt alſo ſchon die Spukgeſchichte, auf der wir ſelig werden ſollen ohne Werke. — Wozu das? — zu welcherlei Moral iſt der Glaube hieran bedingt. — Sollen Brautleute ſich etwas daraus nehmen? — Nicht alle Bräutigams ſind wie Joſeph. — Wie viel Geſpött wird über dieſen Umſtand unter dem Volke getrieben! — Und was kann das religiöſe Gefühl ſelbſt überall dabei gewinnen. — Ueber der Thür von Göthes Geburtshauſe in Frankfurth, befindet ſich zufällig eine in Stein ausgehauene Leier; — Göthe-Corare haben Aufhebens davon gemacht. Wäre uns der Dichter minder werth, wenn keine Leier über der Thür ſeines Geburtshauſes be-

findlich? wäre er in diesem Falle dort nicht geboren worden? oder wenn auch, kein Dichter geworden? — Narrentheiding! — Würde Jesus uns nicht als außerordentlicher Lehrer lieb und werth seyn, wenn er als die einfache eheliche Frucht eines keuschen Ehepaares geboren worden wäre? — Wahrlich, möchte auch kein Jota von seinen Lebensumständen auf die Nachwelt gekommen seyn, ja selbst von seinen Lehren nichts anders als sein einfach-erhabenes Gebet, wir müßten ihn unwillkürlich als einen außerordentlich von der Natur bevorrechteten Mann verehren. —

Der Knabe wächst heran; und frühe schon entfaltet sein Genius die Schwingen. — Der Geist erhebt sich durch angeborne Fähigkeit über die gelehrtesten Männer der Zeit. — Sind dergleichen Wunderkinder Götter, dann laßt uns doch auch den Knaben Puglieſi aus Palermo anbeten, der, ohne die geringste Unterweisung im Rechnen gehabt zu haben, die schwierigsten Probleme der Arithmetik im Kopfe löst. — Das sind ja aber Erscheinungen der Natur, die in ihren allgemeinen Gesetzen bedingt liegen. — Der Knabe Jesus erkennt mit seinem freien Blick die Gebrechen der bestehenden Religion, und überlegt mit kühnem Geistesflug die Mittel zur Abhülfe. — Das Uebel

liegt tief; er überschaut die grauenhafte Größe des Unternehmens; verkennt die Gefahr nicht, gedeiht aber mit göttlich edlem Enthusiasmus, der sich bis zur Selbstverleugnung steigert, zu dem Entschluß, das Werk zu beginnen und selbst sein Leben für die Vollendung desselben einzusetzen. — Seine Befürchtungen entsprachen der kannibalischen Sitte jener inhumanen Zeit nur allzu sehr. — Er kannte die Bosheit der Priesterkaste, die, trotzend auf ihre göttliche Autorität, in Religionssachen immer der störrischste, unduldsamste und rachsüchtigste Theil jedes Volkes war; die in ihrer Unfehlbarkeit immer einen Donnerkeil zur Hand hat, um ihn auf den zu schleudern, der es wagt, weiter wie sie zu sehn. — Die sittliche Entwürdigung seines Volkes jammerte den außerordentlichen Menschenfreund. Er predigte, nach damaligen Sitten, seine köstliche Moral auf öffentlicher Gasse und wo sichs sonst fügen wollte, und leitete so auf eine natürliche und begreifliche Weise die in seiner großen Seele erkimte Erlösungstheorie von der Herrschaft des Lasters allmählig ein. — Er erregt Aufsehn, denn seine Rede ist kräftig, neu, schlagend; — seine Bilder erhaben, faßlich, anschaulich; — seine Moral der Liebe, die ewige, wahrhaftige, bessernde, die heute noch, mit wenigen Modificationen, von denen ich reden

werde — so geltend, so frisch, so überzeugend dasteht als vor 2000 Jahren. — Wozu bedarf es denn aber bei diesen natürlichen Vorzügen noch der übernatürlichen Hexerei? — wozu Wunder à la Hohenlohe, Kunststücke à la Döbeler oder Bosko? — was geht uns die veraltete Garnitur — die Fassung an, wenn wir den Diamant nur haben? — Warum sich die Köpfe zerbrechen und die Ehre zerschneiden, ob dieser oder jener Umstand, so oder so, auf diese oder jene Weise erklärlich dabei obgewaltet als er seine neue Lehre predigte? — warum, frage ich, da die Moral, die göttliche, nichts dabei gewinnen kann, und nur ein Zankapfel daraus erwächst, um den sich die großen Knaben balgen? — Warum das Hors d'Oeuvre nicht lieber ganz entfernen, das seinen Samen in die Gemüther legt und woraus die abscheuliche, verwerfliche Mystik erwächst, an der noch nie ein gutes Haar gewesen? — Die wunderliche Vorzeit meinte, es lasse sich keine Religion ohne Wunder, kein Gott ohne einen Teufel, keinen Himmel ohne eine Hölle denken. — Sollen wir denn aber durchaus der Sündenbock unserer Voreltern seyn? — Unsere intellectuelle Bildung, meine ich, hat uns so weit herausgeboren, daß wir dergleichen ferner nicht bedürfen, und wenn uns die Theologie noch immer gleich Säuglingen, süße Zuckerlatschen in den

Mund ſtecken will, ſo ſpeien wir ſie als ausgewachſene Recken mit Recht wieder aus.

Das chriſtliche Abſtractum, die Erlöſungstheorie, dieſe Lieblingsidee des großen Weiſen, mag ihm mehr Sorge gemacht haben, als ſeine Nachtreter nur entfernt ahnen. — Als höchſt vollendeter Jude — wie ich ihn vorhin auch ſchon aufgeſtellt — glaubte er — und vielleicht mit Recht — dieſe Idee nicht auf dem natürlichen Wege der Lehre realiſiren zu können, ſondern ſie müſſe — nach moſaiſcher Schule — als eine, durch ein ergreifendes Symbol verkörperte Idee den Gemüthern des Volkes eingeimpft, und zugleich ein bleibendes Denkmal dafür aufgeſtellt werden. — Nichts lag hierfür näher als die moſaiſche Opfertheorie, Gott durch die Vernichtung eines ſeiner Geſchöpfe zu verſöhnen. Ein freiwilliges Menſchenopfer, ja die ſchmähliche Vernichtung des Lehrers ſelber, mußte in dieſem Sinne als etwas ſo Erhabenes, Unauslöſchliches, erſcheinen, daß Jeſus, das Ideal eines Menſchenfreundes, in ſeiner Begeiſterung nicht anſtand, ſich für dieſe ſeine Idee zu opfern, und dadurch in den Gemüthern eine heilſame Reaction, eine Empfänglichkeit für ſeine ſchöne Moral zu erregen. Die Umſtände fügten ſich, einem ſehr natürlichen Laufe der Dinge nach, ungemein günſtig für die Ausführung,

und als der große, heilige Mann ans Kreuz geschlagen war, da stand die mosaische Opfertheorie in höchster Blüthe, und ihre Frucht war — das Christenthum, in urcatholischer Gestalt, das man nicht mit Papismus verwechseln soll. — Es kann seinen jüdischen Ursprung nicht verleugnen; jene Opfertheorie ist noch heute die Grundidee desselben, und unsere Priester versäumen nicht sie durch Erinnerung an Versöhnung, Erlösung durch Blut, Vergebung der Sünden um des Gekreuzigten willen, kurz an lauter israelitische Theorien in höchster Potenz, lebendig zu erhalten.

Wenn wir der Opfertheorie nachspüren, so finden wir ohne sonderliche Mühe, daß sie ihren eigentlichen Ursprung in den allerrohesten, heidnischen Begriffen von einem, dem menschlichen analogen Wesen der Gottheit hat, vermöge dessen man ihn durch Geschenke gewinnen könne. — Die Menschenopfer werden mit Recht von allen civilisirten Völkern als der krasseste Unsinn gottesdienstlicher Handlungen betrachtet, und ist, bis vielleicht auf einige wenige Anthropophagen in den Südseen, völlig von der Erde verschwunden. Dennoch — man muß sich bei dem Gedanken betasten, ob es auch kein Traum ist — dennoch huldigen die christlichen Völker in ihrer

sublimsten Civilisation jener Opfertheorie, als könne die Gottheit durch Vernichtung eines lebenden Wesens zu Etwas menschlich bewogen werden, — mit einem Eifer und einer Andacht, die dem freien Denker nichts anders als zur innigsten Betrübniß gereichen muß. — Freilich war jenes Opfer das letzte; aber, müssen wir nicht, wenn wir consequent bleiben wollen, bei Verwerfung einer unsinnigen Theorie das letzte so gut wie das erste verwerfen? — und geschieht jenes letzte Menschenopfer nicht in effigie noch täglich, unter Verkündigung der Versöhnung Gottes, auch wenn wir ihn durch nichts beleidigt haben? — Freilich wirft man mir ein, es sey uns nicht gegeben den tief durchdachten Gottesplan jenes Opfers zu ergründen; wer aber — frage ich — wehrt dann dem Kannibalen uns ein gleiches einzuwerfen, wenn wir seiner Keule den Bruder entreißen wollen, den er seinem Gotte zu opfern beabsichtigt? — Nein, mochte auch gleichwohl den Begriffen jener rohen Völker der Vorzeit und den hohen Zwecken des großen Lehrers zur Verbreitung seiner Sittenlehre, das trübe Bild eines Sühnopfers nothwendig seyn; uns ist es solches wahrlich ferner nicht mehr; denn jedes Opfer ist nicht nur den geläuterten Begriffen von dem Wesen der Gottheit unwürdig, sondern auch zu moralischen Zwecken unnütz,

ja höchſt nachtheilig, denn nur das faßliche, das begreifliche kann in den Gemüthern wurzeln und Früchte tragen, ſofern wir nicht dem Aberglauben huldigen wollen, als könne durch übernatürliche Wirkung, durch Zauber, von conſecrirten Prieſtern aus, auf die Gemüther zur Heiligung gewirkt werden, wie es z. E. der Katholik bei ſeiner lateiniſchen Meſſe präſumirt.

Jene Opfertheorie, getraue ich mir zu behaupten, iſt es gerade geweſen, welche, in der Art wie ſie ausgeführt und in den chriſtlichen Lehrbegriff hinüber getragen wurde, die Realiſirung der ſchönen Erlöſungsidee, der Befreiung von der Herrſchaft des Laſters durch die ewigen Wahrheiten der Moral, die in dem angebornen moraliſchen Schönheitsgefühle des Menſchen ihre Sanction findet — aufgehalten, verkümmert, ja ihr faſt ſchnurſtracks entgegen gewirkt hat, denn es gab Zeiten des Sittenverfalls in der Chriſtenheit, desgleichen die vorchriſtliche Geſchichte kaum aufzuweiſen haben möchte, und die ihr Gewähr meiſt nur in den Myſterien des Chriſtenthums, und vor allen in der des Opfertodes fanden.

So wenig es dem Strauße nützt, daß er bei feindlicher Verfolgung ſeinen Kopf im Sande verbirgt, eben ſo wenig nützt es, daß man ſich bei Berathung über Menſchenwohl die Augen verbinde. Nur

die Anordnungen der Natur sind für alle kommenden Zeiten berechnet; und wie auch der menschliche Geist, und mit ihm die constructive Schöpfung in riesenmäßiger Bildung fortschreitet, immer steht die Natur ihm würdig zur Seite und über ihm; der kleinste Grashalm neben der St. Peterskuppel erscheint unserm Auge kein Mißverhältniß. — Aber menschliche Schöpfungen und menschliche Systeme haben für die Nachwelt keine bindende Kraft; sie veralten unter gewissen Bedingungen und müssen sich der Zerstörung oder der Reform unterwerfen. Nur wenn sie im logischen Einklange mit der Natur der Dinge stehn, können sie erst mit der Natur selber untergehn. So wird zwei mal zwei noch nach Millionen Jahren immer Vier seyn, und drei mal eins drei. — Stehn die Systeme aber als ein willkürliches Gebäude der regellosen Phantasie da, ohne sich an den Erscheinungen der körperlichen oder geistigen Natur abmessen zu lassen, und also alles Stützpunktes außer der nackten Behauptung entbehrend; und noch dazu — wie es bei solchen Schöpfungen in der Natur der Sache liegt — ihres Zweckes verfehlend; — dann ist nichts Erdenkliches vorhanden, das uns die Berechtigung entziehn könnte, im Sinne des, im menschlichen Geiste waltenden Naturgesetzes der Fortschreitung,

wirklich fortzuſchreiten; was denn entweder durch Verwerfen von etwas vorhandenen Unrechtem, Unvollkommenem, Schädlichem, oder durch wirkliche Schöpfung von etwas neuem Guten, Beſſern, Zweckentſprechendern geſchieht.

In dieſem Sinne darf auch das Chriſtenthum, als immer doch von einem wirklichen, wenn auch göttlich begabten Menſchen ausgegangen, ſich nicht der Critik der Nachwelt und den hiermit verknüpften Folgen entziehn, ſofern es verlangt, daß eben dieſe Nachwelt in ſeinem Geiſte leben und handen ſoll. — Dem Chineſen freilich; ja nicht einmal dem Juden eigentlich, ſteht das Recht ſolcher Critik zu, da das Chriſtenthum ſich ja kein Recht über ihn anmaßt. Aber dem Chriſten ſteht es zu, ja es iſt ſeine Pflicht; denn wo irgend ein Theil der Schöpfung, wie hier die der geiſtigen: die Religion, ſich einem göttlichen Naturgeſetze — wie hier dem der Fortſchreitung, entziehn will, und ſich wirklich zum Nachtheil der von ihm berührten Menſchheit entzieht, da iſt es Pflicht eines Jeden, der hierüber zum Bewußtſeyn gelangt, im Dienſte der Natur, ja eigentlich nur dem Geſetze in ſich ſelbſt folgend, die Stabilität des Geſetzes aufrecht haltend, den Fortſchritt zu fördern.

Wo noch immer ein großer Geiſt auf Erden auftrat und lebte, da war nur ſein Leben, in ſofern es mit der Menſchheit in heilſame Berührung kam, die Bedingung ſeiner Größe. — Am größten iſt der, deſſen Thaten wohlthätig fortwirkend, als ewig bleibendes Denkmal, unverhüllt, unbeſtritten, offen und begreiflich auf die Nachwelt übergeht. — Solches aber kann nur das Leben wirken. Geburt, Stand, Schickſal und Tod ſind begleitende Nebenumſtände, die intereſſiren um der Größe ſeiner Thaten willen; aber ſeine Thaten intereſſiren doch wahrhaftig nicht jener Nebenumſtände halber. — Intereſſirt mich das Copernicaniſche Syſtem, weil ich weiß, daß ſein Erfinder in Königsberg geboren wurde? — oder intereſſirt es mich zu wiſſen wo Copernicus geboren wurde, weil er die Regeln des Sonnenſyſtems entdeckte? — Warum ſind wir nur in neuern Sachen ſo konſequent, und wollen es durchaus in der alten Weltſache nicht ſeyn! —

Dieſem zufolge ſage ich, bedarf es auch für das große Werk des Nazareners, für die ſittliche Veredelung des Menſchengeſchlechtes und daraus reſultirender Erlöſung aus dem Schlamme niederer, unwürdiger Lüſte und Laſter und Erhebung zu der Stufe einer freien, biedern, edlen, moraliſch und phyſiſch geſunden, humanen,

gegenwärtigen Menschheit, keiner Geburts- und Todes-Mysterien und keiner Wunder bedurfte, die ohne allen bessernden Einfluß nur Anlaß zu sittlicher Trägheit, zu Schwärmerei, Luxus, Tyrannei, Mißverstand, Aberglauben, kurz zu allem dem Unheil gaben, mit dem sich die Menschheit noch täglich behelligt. Die Moral, die nicht durch ihre innere angeborene Wahrheit und durch ihre Homogenität mit dem menschlichen Verstande und Gefühle, in diesen zur Bestimmung aufgenommen, sondern erst durch sogenannte Wunder ihre göttliche Sanction und dadurch Wirksamkeit erhalten soll, die mag sich nur als Hoffnung zur sittlichen Veredlung eines Geschlechts, wie der Mensch ist, ausgeben lassen. — Erhaben über alle Zeiten und alle Religionen, ein Gebäude für die Dauer der Welt, unvergänglich wie die Natur, mit der sie eins ist, steht die eigentliche christliche Lehre durch ihre Moral da; und wie eine köstliche Pflanze in dem Frühlingsschmucke der Natur, kann jede fremdartige, unmächtige, menschliche Verzierung ihr nur zur Entstellung und zum Nachtheil gereichen. — Wie eine lange aufgehaltene Dissonanz hat sich die anmaßenden Erklärung bis hieher verlängert; endlich wie die Mysterien, die ihren Zweck, die Aufbewahrung, hinlänglich erreicht haben, schwand, und allmählig wird sich die

gilchen Buchhändlerlisten doch für große Kinder! Immer greift Ihr nur nach dem Spielzeuge und wißt den Geist nicht zu erfassen, der es doch allein ist, von dem bei dem großen Werke der christlichen Menschenerziehung Heil zu erwarten. Freilich könnt Ihr diesen Geist nicht einsammeln, wie es die katholischen Priester wollten, durch Messe, Hostie u. s. w. Es giebt aber noch andere Wege; wichtigere, natürlichere und gewaltsamere als die bisherigen; die sind noch nicht ganz begriffen, sie werden aber begriffen werden, denn das Gesetz des Fortschreitens kennt keine Ruhe noch keinen Stillstand so lange es Raum zur Bewegung vor sich hat. Es thut aber immer einen Schritt zurück ehe es zwei vorwärts thun will. Jener eine ist der heutige Pietismus; von den zweien vorwärts ist der eine der heutige halbe Rationalismus; der zweite wird zum ganzen führen.

Postscriptum und Schluß

Christen und Juden, insonderheit den Theologen zu insinuiren.

> Wird die ganze Gewalt auch bezwungen,
> Hat sie auch für ihren Trug errungen,
> Siegend tritt die Wahrheit an das Licht.
>
> (Martinische Kirchen.)

Aus dem hie und da, in den vorstehenden Blättern zerstreuten, motivirten Ansichten über Mysterien und Wunder resumire ich zuvörderst noch einmal den Satz — ich könnte ihn sogar füglich Axiom nennen — daß wir uns als ein aus den Naturgesetzen geborenes, mit, durch und in ihnen lebendes sinnlich-geistig construirtes und mit einer Vernunft begabtes Geschöpf, die ihr Denkmaterial aus den Erscheinungen der äußern Welt hernimmt, bearbeitet und die Resultate wieder fortlich mit den Erscheinungen zusammenhält, um also das Criterium der Wahrheit, und also das Zuläßige, oder der Nichtwahrheit und daraus Verwerfliche zu entdecken — daß ein solches Geschöpf, sage ich, eben wie es nun einmal so und nicht anders in der Schöpfung

daſteht, alles dasjenige durchaus als Verwerfliches, Nichtwahres betrachten muß, was ſich ihm von außen her als Wahrheit aufdrängen will, ohne ſich dem ihm von der Natur zur Dispoſition geſtellten Hülfsmittel der Kritik, d. h. ohne ſich der ruhigen, klaren Unterſuchung der Sinne zu ſtellen, oder auch ohne von den auf Naturgeſetzen baſirten Schlüſſen der Logik als in Harmonie mit jenen Geſetzen ſtehend und alſo als recht erkannt zu werden. Ohne dieſe Einſchränkung wäre es unmöglich ſich gegen ein ewiges Umherjagen am Narrenſeil des Trugs zu verwahren, und da ſich die Natur ringsum den Ausſprüchen jener Kritik von jeher unterzogen hat, weil ſie immer nur durch wirkliche Thatſachen und nicht durch vertretende Worte ſpricht, ſo hat kein Menſch irgend ein Recht ſich mit ſeinen Forderungen über jene zu ſtellen, und Glauben für Sachen zu verlangen, die ſich jener Kritik entziehen.— Es kann Dinge geben, ja es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß es deren in Nähen und Fernen und rund um uns wirklich giebt, die ebenfalls zum Reiche der erſchaffenen Natur gehören; da uns aber kein ihrem Weſen entſprechender Sinn angeſchaffen wurde, ſo iſt ihre Exiſtenz eben ſo wenig für uns eine Wahrheit, als wie daß vielleicht in dieſem Augenblicke der

Großsultan nießt; und wenn mir Jemand dieses als wahr versichern wollte, so heiße ich ihn mit gutem Recht einen Narren. — Dieses alles berücksichtigend, beruft sich die Mystik wohlweislich auf einen sechsten Sinn, auf das Gefühl, als ein Werkzeug der Wahrnehmung und der Critik für sogenannte übersinnliche, göttliche Dinge, zu denen sie eigenmächtig die Wunder, Weissagungen und was sonst in ihren Kram taugt, herbeizieht. — Die Natur aber, indem sie ihrem Lieblingswesen diesen sechsten Sinn anschuf, indem sie die heiligsten und erhabensten Zwecke damit verband, indem sie in ihm eine leise, zarte Verknüpfung des Menschen mit dem Urwesen zur Förderung der moralischen Herausbildung beabsichtigte, und einen Nerv für die Empfindung einer überirdischen Seligkeit durch Moral, und eines durch Vorwurf peinigenden Schmerzes durch Unmoral, hineinlegte — erkannte die schrecklichen Folgen, die durch irdischen Mißbrauch von dem Göttlichsten, was auf Erden vorhanden, entstehn mußte; und darum ordnete sie ihm die Vernunft, diese der Erde verwandtere Schwester zu, das schmachtende Gottwesen, das Gefühl zu überwachen. Nur in Begleitung dieser Bonne darf es sich daher in den überirdischen Gefilden ergehn. Es darf keine Blume brechen, die es nicht kennt, weil es eine Giftblume seyn kann; muß immer

bald, wenn auch mit Widerstreben, auf die Erde zurück, weil es dem irdischen Leben beigesellt; darf nichts verschenken, nichts unternehmen ohne jene, weil es sonst ein Königreich in die Armenbüchse stecken, und das Leben für ein Vergißmeinnicht in die Schanze schlagen würde. — Es horcht immer gerne nach Geschichten aus der Heimath, nach Wundergeschichten, sehnt sich hinüber und träumt von Himmel und von Engel und Seraphimen, wenn es die Vernunft nicht hintertreibt. Dafür haucht dieses Wesen nun aber seinen belebenden Athem auf jene, und je lebendiger jene dadurch wird, je fleißiger überwacht sie dieses, und diese Wechselwirkung ist die Gesundheit der Seele, die alle Excesse der Leidenschaften in solchem Zustande abwehrt; die den Menschen zur moralischen Würde empor hebt. — Aber jener geistige Sinn, das Gefühl, weil er als himmlischer Fremdling nie zum klaren Bewußtseyn auf dieser materiellen Erde und in seinem materiellen Gehäuse gelangen kann, ist allein durchaus kein Entscheidungsgrund für Wahrheit. Die Ahnungssprache seines Traumlebens redet nicht in irdisch artikulirten Lauten, und seine Töne können sich nur mit denen des Verstandes im Einklange zur wohltönenden gellenden Harmonie gestalten. — Wenn nun das Gefühl von Mystirien redet, so schweigt der Ver-

ſtand und ſomit bleibt die Rede ohne alle Geltung, weil ſie unverſtändlich iſt. — Die chriſtliche Myſtik iſt aber nichts weiter als ſolche Rede, da ſich das Gefühl dann, um frei zu ſchwelgen ſeiner Aufſicht, der Vernunft entzogen hat, wie trunken im Ueberirdiſchen umherſchwärmt und den Willen zu Dingen verleitet, die in dieſes Erdenleben nicht hergehören, darum grauenhaft, ſchauerlich, gefährlich, mit einem Worte myſtiſch-verwerflich werden.

Da nun noch obendrein die Wunder und Myſterien der Schrift durchaus keinen moraliſchen Zweck fördern, ſondern ihn hindern, ſo liegt nichts näher, und iſt nichts vernünftiger, würdiger, zweck- und mithin pflichtgemäßer als dieſe, mit allem was ältere und neuere Zeit aus allen Ländern und Völkern davon aufzuweiſen, in Pauſch und Bogen officiell zu verwerfen. Parteilichkeit wäre hier wie allenthalben Unrecht. Will man einen Giftbaum zerſtören, ſo muß man die Wurzel nicht vergeſſen. Die Myſtik wird immer neue Schößlinge treiben ſo lange man die Myſterien ſtehen läßt; denn die Myſterien ſind die Wurzel der Myſtik. Was nützen alle Bajonette gegen Stamm und Zweige wie in Schleſien; — Art und Schaufel an die Wurzel! das übrige muß dann wohl verdorren.

Ein Wunder conſtatirt, und wir haben das Recht vergeben irgend eines, was uns als ſolches geboten wird, zu verwerfen. — Die Wunderthaten des chineſiſchen Religionsſtifters Fo, die Myſterien ſeiner Geburt, daß er z. B., als man ihn ſeiner Mutter, die geträumt, ſie werde einen weißen Elephanten gebären — aus der Seite genommen, ſofort ſieben Schritte gegangen, den Finger in die Höhe gehoben, und geredet habe: „Ich bin Gott!“ — die Wundergeſchichten Mahomeds, die ganze alte Mythologie, kurz Alles, Alles müſſen wir dann glauben und darüber ohne Widerrede zu Narren werden, ſo wie wir es denn auch über die unſrigen hinlänglich geworden ſind. — Das bedenkt unſre Theologie nicht; ſie verwirft fremde Wunder, verpönt den Aberglauben neuerer Zeit, hängt ſich aber mit Ketten der Ewigkeit an auserwählte Hexereien und will uns glauben machen, es hänge die irdiſche und vor allen eine himmliſche Seligkeit daran. Selbſt die Halb-Rationaliſten conſtatiren dieſes und jenes Wunder und verwerfen andere. — Das geht wahrhaftig nicht! — Wir kommen ſo nie aufs Reine und dem Unſinn wird nimmer die Lebenskraft genommen. Er ſchießt immer wieder üppig empor, und umrankt die Menſchheit mit Trug und Finſterniß. — Wäre die Myſtik

ein materielles Gift, das Sanitäts-Collegium hätte längſt ein übriges gethan, und ihm nach der Wurzel geſehn; aber die geiſtige Sanität ſcheint den gelehrten Herren nicht von der Bedeutung zu ſeyn wie jene; man begnügt ſich mit Palliativ-Mitteln; die Naturkraft verhütet wohl größeres Unglück; und gewiß, ohne dieſe Himmelskraft hätte ſich die liebe Chriſtenheit aus eitel Religioſität längſt aufgerieben.

Wunderlich hört ſich's an, wenn die ſupernaturaliſtiſchen Kampfhähne mit ihren Lieblingsphraſen über die Vertreter der Vernunft herfallen. Man ſieht ordentlich, wie ihnen der Kamm ſchwillt, wenn ſie in ihrer freiwilligen, blinden Zwerggeſtalt an die großmächtige, kräftige Rieſin, an die Vernunft denken, die ſtolz und ſicher auf ihrem weiten, ihr zugetheilten Erdenplane, unter dem hohen Gewölbe des Himmels ſteht; bis zu den rollenden Welten droben ihr Haupt erhebt und mit den gewaltigen Waffen der Logik alle Wunderhiſtorien auf einen Schlag erlegt. — Lächeln muß man, wenn man hört, wie die Herren ſo recht naiv, und ziemlich unumwunden trotzig erklären: wenn ſie keine Götter ſeyn dürfen, ſo wollen ſie auch keine Menſchen ſeyn. — Sie drücken ſich ungefähr ſo darüber aus: „Da die Vernunft doch nun einmal in göttlichen

Dingen nicht ausreicht, d. h. da wir der Gottheit doch nun einmal nicht in die Werkſtatt ſehn können, wie er dieſes und jenes ſchafft und ſchuf; auch nicht in ſein Geſetzbuch, nach welchem er die Erſcheinungen dieſer Erde ordnet, ſo wollen wir die Augen lieber ganz ſchließen und mit dem Gott vorlieb nehmen, den wir uns in unſerm Buſen erziehen. Freilich können wir auch ihm nicht recht in ſeinen Plan ſehen und ihn begreifen, aber wir haben doch ein Bild von ihm, er hat Hände und Füße, einen Kopf und einen gelben Bart, das kann man doch begreifen, und er hat Worte geſprochen, die ſich niederſchreiben ließen, das läßt ſich doch noch hören; was der Gott durch die Feder ſagt, iſt alles wahr, was der andere durch die Vernunft ſagt, das ſind Lügen; die Vernunft hat uns über Gott gar nichts zu ſagen, die Bibel weiß alles beſſer, denn die hat Gott ſelber geſchrieben, es iſt ſein Wort." — — Nun und die Vernunft, wer hat die geſchaffen, wenn ich fragen darf? — Sicher doch er auch! — alſo ein Widerſpruch in Gott ſelber? — Ei ſo geht doch mit Eurem Geſchwätz! — Und der Glaube an die Wahrheit alles des unnützen biblischen Wundergeſchwätzes überwöge alle von der Vernunft gebotene Moral? — erfüllte den Zweck des

Lebens? — tilgte alle Schuld? — und die Vernunft, die dieses alles nicht zugeben will, weil sie nicht kann, wäre darum verwerflich? wäre überflüssig, weil sie die Plane der Gottheit nicht ganz zu durchdringen vermag? — — Gerade wie ein trotziges Kind: kann man ihm den glänzenden Mond nicht herunter langen und in die Hände geben zum Betasten, so will es lieber gar nicht hinaufsehn und spielt maulend mit seiner Puppe. — O über Euch großen Puppenkinder! — glaubt Ihr wirklich so das Reich Gottes ererben zu können? — ich fürchte, es findet sich noch eine Klausel beim Testamente, wenn es eröffnet wird; am besten aber, wer sich auf keine Erbschaft, sondern auf seine gesunden thätigen Hände verläßt; kommt dann die Erbschaft dazu, ist es doppelt gut. — Erscheint Ihr mir doch gleich einem Rekruten, der sich freiwillig verstümmelt, daß er zum Dienst untauglich werden möge. — Ihr verstümmelt Euch, wenn Ihr die freie Vernunft, das schönste Geschenk der Natur freiwillig schwächt; und Euer Geschäft ist es tausnd Andere mit zu verstümmeln. Ihr infibulirt die Vernunft und hemmt ihre Zeugungskraft, und wenn ich anders irgend Begriff von Recht und Unrecht habe, so ist das ein Capital-Verbrechen, für das Euch die Natur verantwortlich

macht. Weit mehr Raison hätte man, solches mit dem Gefühle vorzunehmen, um der mystisch-geistigen Selbstbefleckung vorzubeugen. Doch alle dergleichen Gewaltthätigkeiten sind des freien Menschen unwürdig und ein gesunder Geist bedarf ihrer nicht.

Doch laßt einmal sehn, was die mystischen Glaubenshelden von solcher Vernunft-Religion, die man eigentlich wohl eine Original-Religion heißen möchte, halten, und weshalb sie ihre Unvernunft-Religion so sehr vor jener goutiren.

Ich muß gestehn, daß ich oft und viel darüber nachgedacht habe, was es denn wohl eigentlich für einen Grund haben möchte, daß die Herren, die doch mitunter ganz charmante, anständige Leute zu seyn scheinen, ein so enormes Haar in der Vernunft gefunden, und ich meine, ich habe einiges für meine Wißbegierde heraus geklaubt. Unstreitig sind es der Gründe mehrere, und einige lassen sich wirklich vor kleinen Geistern hören.

Der erste Grund scheint mir [illegible] alte erprobte, ehrwürdige Dienertreue, die [illegible] Anhänglichkeit an die legitime Religion zu [illegible], die sie sich ohne Mysterien gar nicht denken können; eben wie ein alter gräflicher Kammerdiener sich seinen heruntergekommenen Herrn, nicht ohne Equipage, ohne Wappen,

ohne Orden, Silberservice und dergleichen Aeußerlichkeiten denken kann; ja man hat Beispiele, daß in solchem Falle ein alter treuer Diener seine eigene nothwendige Garderobe versetzte, um nur seinem Herrn die alten gewohnten Wachskerzen aufstecken zu können, statt Talglichte. — Das ist nun freilich recht erbaulich und rührend, und wenn ein recht eingefleischter Supernaturalist mit thränenden Augen ausruft: „Soll ich meinen Christum verleugnen, und eurem Götzen, eurer Vernunft huldigen, eurem flachen, hohlen, bodenlosen Naturalismus? — das sey ferne!“ — — Hu! — wenn dann die Lippe recht dabei zittert, und der graue Kopf recht exaltirt wackelt, dann steht der alte treue Kammerdiener des Herrn recht ehrwürdig und rührend vor einem da, ja man möchte selbst ein Scherflein zu den Wachskerzen mit einlegen, und wenn man irgend ein leichtgerührter Mensch ist, über die eigne Vernunft weinen, die nun einmal das Recht der göttlichen Legitimität durchaus keinem Geschöpfe zusprechen kann, das mit zwei leibhaftigen Füßen, gerade wie andere Menschenkinder vor aller Leute Augen hier unten umhergewandelt ist, geschmauft und geschlafen und alle die Dinge mitgemacht hat, die Einem des Leibes und des Lebens Nothdurft zu machen heißt. — Solch ein Kammerdiener-

Geiſt iſt nun auch einmal nicht Jedem gegeben, und wenn Einen die alte Dienertreue auch gleichwohl rührt, ſo mag man darum doch noch nicht gleich ſelber in die Livrée kriechen, ſondern viel lieber ſeine Freiheit bewahren. — Freilich — und hier liegt der zweite Grund — wenn man alljährlich ſeinen guten Lohn einzuſtreichen hat, ſo glaubt man denn auch wohl dafür der alten Legitimität kein Haar breit vergeben zu dürfen, und mit Recht heißt der Dienerſpruch: „des Brod ich eſſe, des Lied ich ſinge!“ — das iſt ganz in der Ordnung. Aber gerade in dieſem Legitimitäts-Sinne handelt ja viel mehr noch der Rationaliſt, der, wenn ihm zwei oder gar drei Götter aufgedrungen werden, und er doch überzeugt iſt, daß nur Einer der eigentliche ſeyn kann, ſich an dem alten, ewigen, legitimen Gott hält, der von Anfang an war, den er noch heute walten ſieht und den er noch jede Stunde mit ſeiner Vernunft begreifen kann; ſo weit nämlich, wie es ihm zu dem menſchlichen Zwecke der moraliſchen Vervollkommnung und zur innern religiöſen Beſeligung und Beruhigung nöthig iſt. — Weil ſie nicht mehr kann; weil ſie nicht die Abſicht des Schöpfers über den Haufen werfen, die Pforten der Geiſterwelt entriegeln, die Plane der Schöpfung

enträthſeln, das Weſen der Gottheit anatomiren, d. h. mit wenig Worten: weil ſie den Menſchen nicht zum Gotte machen kann, deshalb nennen die Blindgläubigen dieſe Erkenntniß göttlicher Dinge und deren Anwendung zu moraliſchen Zwecken, flach, hohl, bodenlos, troſtlos, kraß und was weiß ich noch alles; glauben damit nun das ungeheure geſagt zu haben, und weiſen triumphirend auf ihren blinden Glauben, der alles jenes, weshalb ſie der Vernunft ſo gram, freilich eben ſo wenig kann, der ihnen aber ein eignes Fabrikat als Surrogat dafür hingeſtellt, das nach ihrer Meinung nicht flach iſt, weil darin zwei Vertiefungen bemerklich; eine Hölle, mit Pech, Schwefel und Flammen und Bratpfannen, und Roſten, allerlei Gattungen Teufel, Oberteufel, Satanas, ſchmorende Heiden, ungetaufte Kinder und ſonſt allerlei ungläubiges und nichtsnütziges Geſindel. Auf der andern Seite ein Himmel, mit Abrahams ungeheurem Schooß, in dem viele Millionen gläubige Seelen wie in einer großen Sinecüre ihre wohl erworbene Seligkeit verzehren. Dabei Engel mit roſenrothen Flügeln, Cimbeln und Harfen, und Hallelujahs, kurz eine große ewige Oper und die Götter dabei auf einem großen, ſchönen Thron ſitzend und behaglich den muſikaliſchen

Weihrauch einſchlürfend. — Hohl iſt der Glaube trotz den beiden großen Höhlungen doch auch wieder gar nicht, weil ſie ihn mit allerlei Marterinſtrumenten, mit ſchneeweißen Lämmlein, mit Traktätchen und vor allen mit vielen Millionen Bibeln ausfüttern. Dieſes dient ihm auch zugleich, damit er nicht bodenlos ſeyn möge, als Boden, und der iſt ihnen lieber als der ganze Erdboden, der, wenn ſie nur, wie die Fledermäuſe, in der Luft ſchweben könnten, ihrethalben gar nicht da ſeyn möchte, denn das Irdiſche iſt vom Teufel, und der Teufel ſoll es holen ſammt aller Vernunft. Troſtlos iſt ihr Glaube deshalb nicht, weil ſie ſich einer dem andern etwas Tröſtliches weiß machen, ſo wie man Kindern wohl thut, damit ſie nicht weinen. — Weshalb ihnen aller ſolcher Unſinn nicht kraß iſt, habe ich nicht herausbringen können, mag auch nicht weiter darüber nachdenken, denn ich fühle, daß ich bitter werde, und das ſollte billig die Vernunft nicht, allenfalls verzeiht man ſo etwas der Unvernunft; und die Myſtik iſt in dieſem Stücke eine ſtarke Prüferin; ſchimpfen kann ſie wie ein Fiſchweib; und, wahrlich, ſie thut es, wenn man ihre faulen Fiſche nicht kaufen will. Wer aber ſchimpft — iſt böſe.

Ein anderer mag kalt dabei bleiben, wenn man

die für die ſittliche Herausbildung der Menſchheit beſtellten und noch obendrein bezahlten Männer einen Stolz darein ſetzen ſieht, mehr Diener der Kirche als Diener Gottes zu ſeyn; mehr an menſchlichen als an göttlichen Inſtitutionen zu hangen; mehr menſchliche Satzungen als göttliche Anordnungen zu verehren; mehr dem Menſchen als Gott zu gehorchen; dem Beſondern mehr als dem Univerſellen zu huldigen. — Oder wäre die Vernunft keine Inſtitution Gottes? — wäre ſie etwa keine göttliche Anordnung? — und findet ſie ſich nicht, mehr oder minder entwickelt bei allen Völkern und Nationen wieder? — Kann man wohl einer einzelnen, beſondern, von Menſchen ausgegangenen willkührlichen, religiöſen Inſtitution die Unfehlbarkeit zuſprechen, ohne zugleich allen andern, die wir Irrreligion nennen, das gleiche Recht zu vindiciren? —

Eine Religion, die auf die ſittliche Erziehung des Volkes wirken ſoll, muß in ihrer Grundidee möglichſt einfach, faßlich, wahr ſeyn; d. h. ſie muß in ihren Anfängen nicht gleich den erſten angebornen Begriffen von Wahrheit widerſprechen, wenn ſie kein Mißtrauen erregen, und zu einer moraliſchen Verkörperung hinausſtreben ſoll, die ohne Wahrheit nicht gedacht zu werden vermag. Sie ſoll das Un-

edle im Menſchen erdrücken, tödten; wie kann ſie das, wenn ſie mit Ertödtung des alleredelſten anhebt? — Nur in der Vernunft iſt Wahrheit und Lüge zu unterſcheiden; im Gefühle fällt dieſe Diſtinction weg; ihm iſt alles Wahrheit, wovon es afficirt wird, und hieraus erklärt ſich die oft angeſtaunte Erſcheinung, daß jede, auch noch ſo unſinnige Lehrmeinung ihre Anhänger gefunden hat. — Wer aber, der ſeine Menſchenwürde begriffen hat, könnte und möchte ſich wohl einer ſo unzuverläſſigen Leitung allein anvertrauen? — und wer — wenn man nicht endlich einmal von der unſeligen Idee zurück und auf das Rechte verfällt — wer, frage ich, ſteht denn dafür ein, daß der Menſchheit nicht — im Vertrauen auf die Geſetzloſigkeit des Gefühls — mit demſelben Rechte, womit die Myſtik auf die Zuläſſigkeit ihrer Lehre beſteht, noch einmal eine zehnmal tollere Myſterie als Religionsbegriff geboten wird? — In der menſchlichen Geſellſchaft iſt alles menſchlich geordnete tranſitoriſch; nur die Naturgeſetze ſind es nicht, denn ſie ſind von Gott geordnet, und nach ihnen wird nach tauſend Jahren das Gefühl noch eben ſo gewiß geſetzlos ſeyn, als die geſunde Vernunft es nicht

iſt; die Ausſprüche dieſer werden ſich immer auf gewiſſe, unumſtößliche, logiſche Ueberzeugungen zurückführen laſſen. — So wird man noch nach einer Million Jahre überzeugt ſeyn, daß eine regelnde Weisheit, eine geregelte Ordnung in der Natur herrſcht; — ob man aber überzeugt ſeyn wird, daß dieſe Ordnung einſt durch Incarnation perſönlich geworden und am Kreuze geſtorben iſt, bleibt ſehr precair, da nur das kranke Gefühl, nicht aber die geſunde Vernunft davon afficirt wird. — Erſt wenn der Verſtand die ihm gemeſſenen Grenzen überſchreitet und ſich in transſcendentale Hypotheſen vertieft, um aus ihnen die ſublunariſchen Erſcheinungen zu erklären; dort, wo die Magnetnadel der Logik über ihren Pol hinaus iſt, und unſicher, ungewiß und irrend ſchwankt, dort erſt vermiſcht ſich auch für ihn das Kriterium für Lüge und Wahrheit, und ſogleich entſtehen Secten unter dem Namen Syſteme, wie ſie uns in der Philoſophie vorliegen. — Bis dahin aber verliert ſich das Gebiet der Moral nicht; denn dort liegt wieder das Gebiet des blinden Glaubens und in dieſes Utopien ſchlug ſie noch nimmer ihre Wurzel; dort kann ſie nicht gedeihen, und will es nicht.

In dieſem Sinne nun iſt auch die Transſcendental-Philoſophie eine verwerfliche Myſtik, indem

ſie die Hypotheſe als Medium zwiſchen Gott und Menſch hinſtellt; und unvermerkt, wenn die Schwingen der Vernunft in dem leichten Aether nicht mehr tragen wollen, das ätheriſche Gefühl mit vorlegt, das nur allzu gern und dienſtfertig ſich eindrängt, wenn es droben in die Heimath hinausgeht. — Wir haben Zeiten gehabt, wo ſelbſt dieſe Art Myſtik ſich, inſonderheit unter den deutſchen Jünglingen, einfraß, und die Bürſchlein eben ſo andächtigſinnlos von Categorien, Ich-Ich und Nicht-Ich, Identitäten, und Abſoluten faſelten, als heutzutage von Opfer, Lämmlein, Kreuz und Wunden. — Der Menſch iſt ein wunderlich Geſchöpf; er will durchaus ein Gott oder ein Narr ſeyn; und weil er jenes nicht kann, ſo wird er gemeinhin dies.

Ich habe vorhin ſchon einmal geſagt: „Die Vernunft kann irren, ſie will es aber nicht, und ich füge hier hinzu: ſobald ſie es will, iſt ſie keine Vernunft mehr, ſondern Unvernunft. — In dieſem Sinne nun ſpreche ich mich mit gutem Gewiſſen von Unvernunft frei. — Nichts iſt gewiſſer, als daß ich es mit der Geſammtmenſchheit, ohne Ausnahme, redlich meine, und wenn mir meine Antagoniſten auch keine Silbe weiter glauben, für dieſe Wahrheit fordere ich Glauben, und kann es mit

um ſo mehrerem Rechte, da ich auch ihrem Streben ein gleiches Recht widerfahren laſſen, und nur bedaure, daß ſie ſich dem Naturgeſetze nicht entziehn können, nach welchem ſich der Blinde gar leicht verirrt. — Wenn die Vernunft mit offenen Augen irren kann, wie ſollte es nicht das Gefühl mit geſchloſſenen. — Freilich wird man mir den Inſtinkt des Gefühls einwerfen, aber der Menſch, als Halbthier, kann ſich hierauf nicht verlaſſen; ihm wird als Erſatz für Inſtinkt die Vernunft, und wer die nicht gebrauchen will, der irrt auf jeden Fall; auch ſehen wir bei Ueberzählung der Religionsſecten, wohin jener Inſtinkt die Menſchheit ſchon mitunter geführt hat. — Nennt mir nur eine einzige Secte, deren Tollheit nicht aus dem Gefühle entſprungen wäre. Glaubt nur, die Adamiten z. B. trotzten in ihrer Nacktheit eben ſowohl auf die Unfehlbarkeit ihrer Gefühlsreligion als Ihr heutigen Myſtiker; und nach Euren Grundſätzen müßte man, wenn heute wieder eine ſolche Secte erſtände, und uns zum Beitritt aufforderte, ſofort das Hemde abziehn. Hieße man ein ſolches Adam- und Evaſpiel nun vielleicht unvernünftig, wer hindert ſie denn, gleich Euch, zu entgegnen: die hohle, bodenloſe, bettelhafte Vernunft hat in Religionsſachen keine Stimme; nur herunter

mit den Rädern!" — — Nein, gerade das Gefühl ist es, was Einem bei einigem Nachdenken bedenklich erscheinen muß, wenn die Vernunft nicht als Boden gelten soll. — Diese hat doch Grenzen, darüber hinaus geht es nicht, aber das Gefühl ist an sich unbegrenzt. Der Boden, den es sich eingebildet zu haben glaubt, ist so durchsichtiger, daß man beständig durchschlüpft und so geht es durch tausend Welten in die Bodenlosigkeit. — Das Gefühl läßt sich jede Narrenjacke anthun, und wenn es sie angezogen, schlängelt es sich und meint, es sei eine Ge[illegible]; kommandirt wie ihm der Schnabel gewachsen und schimpft, wenn der Verständige nicht gehorchen will. — Freilich werfen die [illegible] gen nicht ohne allen Grund die Einrede auf: „wir aber sind ja doch glücklich in unserm Gefühlsglauben, warum könnt Ihr es nicht auch sein? und warum wollt Ihr's nicht, — da Ihr doch hinauf geschaut habt und den Zauberland sogar schon [illegible] habt?" — Um dieses Begehr zu erfüllen, müßt Ihr an die Schöpfung [illegible], und schon bei der Zeugung diese Sorge tragen, daß der Mensch ohne Anlage zur Logik geboren werde. — [illegible] Zauber und Zauberbergen hält die Natur in ihrem Gange nicht auf, und immer wird die Vernunft [illegible]

andern Dasein selbständig zu haben. — Das thut das Mysterium der Unsterblichkeit nicht. Erst wenn der Geist durch wirkliche, sinnlich wahrnehmbare Veränderung seiner Hülle sich dem Verbande der Erdennatur und ihren Gesetzen entzieht, und nun unter die Herrschaft anderer, neuer, unbekannter Gesetze hinüberwandelt, tritt mit ihm ein Zustand ein, der in den Gesetzen der Erde keine Erklärung findet. Schöpfungen und Schöpfungsakte alle, die mit dem gewöhnlichen christlichen Wunderbegriff immer in Conflict gerathen, bleiben hier ganz außer Betracht, und somit kann die, auf jene höhere Kraft von dieser Seite aus keine gültige Einwände dagegen erheben, und sie muß dem Gefühle das Recht lassen auf diese Grenze zwischen Welt und Welt, wo es auf das Gebiet seiner Heimath hinüber geht, ein hochgläubiges Wort, — jedoch auch nicht zu weitläufig — zu reden. — So weit muß die Vernunft die Zulässigkeit der Unsterblichkeit gestatten. Will das Gefühl aber noch seine Blicke weiter gehn, und die Zustände und Zustände des neuen Lebens speciell ausmalen, vielleicht gar mit den kirchlichen Meinungen, Bildern ausschmücken oder vergessen, so mag gleich die Vernunft in ihre Rechte und schließe diesen wesentlichen Theil des Wunderbaren; denn nur bis auf die äußerste

Grenze des Lebens, auf die letzte hinausragende Klippe über dem unendlichen Meere der Ewigkeit, gestattet sie das hier festgebannte Himmelskind zu treten, um einen sehnsüchtigen Blick hinaus auf die nebelblauen Umrisse des fernen Eilands einer bessern Welt zu thun.

Dieses Zulassen der Vernunft aber, als den Zweifel involvirend, genügt den Zwecken der Religion, insofern sie außer der moralischen Herausbildung auch auf die innere Beruhigung des Menschen, vornehmlich im Zustande des Leidens, wirken soll, nicht vollkommen, und vor allem da nicht, wo einem Wesen die innere, geistige Energie abgeht. — Einzig aber auch nur zur Beruhigung, zur Erhebung, zur freudigen, gereiften Begeisterung und Herausbildung einer gottmächtigen Energie des Geistes ist die Gewißheit der Unsterblichkeit nothwendig; die reine Moral bedarf ihrer nicht; sie ist sich selbst unbewußt, entspringt rein und hell aus ihrem eignen innern Werthe, erhält sich mittelst eigner angeborner Organe und wird nur von äußern Anlässen zum Handeln gereizt.

Jene beiden Umstände: das Unerweisliche des Glaubens an Unsterblichkeit und die aus obigen Gründen erhellende Zulässigkeit desselben überhaupt, waren, in

Verein gebracht, dem Positiven schon einen bedeutenden Schritt näher als jeder einzelne es könnte. — Betrachten wir nun ferner noch den Standpunkt, wo der Mensch, aus der absoluten Harmonie von Liebe, Recht und Wahrheit hervorgehend, durch die Geburt abgesetzt wird, und von woaus er sich nun, um die Aufgabe seines Lebens zu lösen, aus eigner Kraft durch die Moral zu dem Absoluten zurückfördern soll; sehen wir wie theils die vollkommene Förderung bei dem besten Willen und der längsten Lebensdauer uns selber nicht einmal genügend gelingt; theils durch frühen Tod unterbrochen wird: so muß nothwendig von dem, Alles überordnenden Urwesen von Anfang her eine Veranstaltung getroffen seyn, durch welche die Vollendung vervollständigt und auch denen am allermeisten zurückgebliebenen, ja zurückgesunkenen die Möglichkeit gegeben wird, mit mehr oder minder Mühe und Zeit in die absolute Harmonie zurückzukehren, und in diesem Zustande — der nur allgemein gedacht werden kann, weil er außer dem Bereich und den Gesetzen der Erde liegt, es auch nur darf, wenn man anders nicht Gefahr laufen will zu irren, auch nur bedarf, weil so schon der damit verbundene Zweck erreicht wird — in diesem Zustande, sage ich, werden uns nach neuen, uns jetzt noch un-

bekannten Gesetzen der Mittheilung und Auffassung die Absichten der Schöpfung in Beziehung auf diesen unsern Wohnsitz und auf uns selber klar werden, was hier nicht geschehn konnte, weil wir nicht mit organischen Hülfsmitteln dafür ausgerüstet waren. Dann wird das, was der Mystiker hier schon von der Vernunft verlangt, wenn er sie in göttlichen Dingen gelten lassen soll, geschehen, und er wird die Richtigkeit seiner ahnenden Mysterien eben so klar einsehn, als die Zulänglichkeit der Vernunft, für alle, selbst die höhern Zwecke des Erdenlebens. — Dort in der Heimath der Liebe und des Rechts, muß auch die Liebe, die hier weint, nothwendig ihre Satisfaction finden, und jede Thräne, die hier unschuldig vergossen wurde, vergütet werden. Nicht so zwar, wie wir es uns mit irdischen Gedanken und Bildern ausmalen, doch sicher noch schöner, denn nichts Unvollkommenes geht unmittelbar vom Urquell aus und kehrt unmittelbar zu ihm zurück; es kann es, nach heiliger Absicht durch die Zeit werden, muß aber, einem ewigen Gesetze nach zur Vollkommenheit zurückkehren, und wenn ganz zurückgekehrt, vollkommen sein. — Darum ist auch das gut und vollkommen auf Erden, was sich, wenn es unvollkommen wäre, nicht durch sich selber zur Vollkommenheit zurück-

dern könnte. — Darum iſt jedes Thier in ſeiner Art vollkommen und ſein individueller Zweck mit dieſer Erde abgeſchloſſen. Nur der Geiſt des Menſchen iſt unvollkommen, und daß er allein es iſt, hier auch nicht abſolut vollkommen werden kann, iſt uns Beweis, daß er allein auf Erden zur Unſterblichkeit geboren wurde, denn nur ſo allein kann er, wie alles andere, in ſeiner Art vollkommen werden.

Die Lehre von der Auferſtehung der Leiber, wie ſie die Myſtik des Chriſtenthums giebt, hat durchaus mit jener Unſterblichkeit der Seele nichts gemein; erſcheint nur als ein willkührliches, auf nichts Logiſches baſirtes Phantaſie-Dogma, und tritt ganz in die Categorie der übrigen verwerflichen Myſterien, da ſie, innerhalb des irdiſchen Naturverbandes Dinge geſchehn laſſen will, die den Erdengeſetzen nicht entſprechen; die die ſeligſte Idee in der Unſterblichkeit, das beſſere Daſein, vernichten und alſo ſelbſt nicht einmal im Gefühle eine Garantie finden.

Auch das Gebet, welches das im Beſondern iſt, was der Cultus im Allgemeinen, könnte Manchen bei einer vorzüglich auf Vernunft baſirten Religion als überflüſſig, mindeſtens als gleichgültig erſcheinen,

da die Vernunft ſowohl zur Erkenntniß der Pflichten als zu der Ueberzeugung führt, daß unſer Menſchenzweck- und Würde von Abwartung derſelben abhängen. — Allein das hieße den Menſchen, oder eigentlicher die Menſchheit in den Grundbedingungen ihrer Weſenheit ſchlecht erkannt, und eben aus dieſer Bedingung poſtulirt der Supernaturaliſt die Nothwendigkeit einer unmittelbaren poſitiven Offenbarungsreligion. — Ich habe vorhin mehr als einmal den Beweis zu führen geſucht, daß die Träger der ſittlichen Menſchenwürde, Vernunft und Gefühl, in harmoniſcher Wirkſamkeit das Steuer des Willens lenken müßten, um zu einer moraliſchen Selbſtändigkeit zu gelangen; daß eben dieſe vollkommene Harmonie die Mutter der vollkommenen Moral, und die gegenſeitige Ueberwachung und Durchgeiſtigung, Belebung, zur Erreichung dieſer Abſicht nothwendig bedingt ſey. — Ich bemerkte, daß das Gefühl, in ſeiner Beziehung zum Verſtande, dieſen wie mit einem belebenden Hauche durchgeiſtige und zur ſorgfältigen Ausübung ſeiner Funktionen ſtärke. — Nicht in ſolcher Beziehung aber nun ſtritt der Verſtand zum Gefühle, und zwar in Folge eines Naturgeſetzes, welches das Gefühl nur in der Höhe, nicht aber in der Tiefe abhängig vom Verſtande macht; d. h. da

Verſtand kann die Ausartung und Ausſchweifung des Gefühls hemmen, er kann deſſen Propoſitionen prüfen, zulaſſen, verwerfen oder modificiren; aber er kann, wenn es einſchlummert, wenn es erſtirbt, nicht unmittelbar, ſondern nur mittelbar etwas für deſſen Wiederbelebung thun. — Zugleich findet auch hier die allgemeine Regel ihre Anwendung, überall wo es ſich um Uebel handelt, mehr die Verhütung als Hebung derſelben Gegenſtand der Aufmerkſamkeit ſeyn zu laſſen. — Beides darum: die Paralyſis des Gefühls verhüten und heben, kann der Verſtand, wie geſagt, nur mittelbar, und dieſe Mittel ſind in religiöſer Beziehung Gebet, Gottesdienſt und die Unterhaltung mit moraliſch-äſthetiſcher Lectüre oder auch durch Converſation und Meditation.

Aus dieſem Grunde nun iſt es von jeher die Sorge jedes wohl organiſirten Staates geweſen, durch angeſtellte Volkslehrer, Prieſter, mittelſt eines ſogenannten Gottesdienſtes, zu dem jedem Bürger der Zutritt frei, und in ihm durch Anleitung zur Unterhaltung mit dem unſichtbaren Urweſen, das Gefühl zu beleben, oder vielmehr deſſen Erſtarrung und mit ihr der ſittlichen Entartung des Volkes vorzubeugen. — Dieſes, wie aus Allem klar hervorgeht, ſo außerordentlich wichtige Geſchäft, das die heilige Flamme

der religiösen Begeisterung nährt, sollte nun billig nie, ohne die sorgfältigste Erkenntniß des menschlichen Wesens, auf das, und durch das es zur menschlichen Vervollkommnung hinaus wirken soll, angeordnet worden seyn; auch hat es seit so vielen tausend Jahren nicht an den mannigfaltigsten Versuchen gefehlt, der ungenügenden Resultate halber durch verbesserte Lehre und Cultus, günstigere herauszubilden; ja alle die Stifter der mannigfachen Religions-Secten gingen von gleichen Ansichten aus, hatten gleiche Absicht der Verbesserung durch Reform, und machten doch in der Regel nur Uebel schlimmer, denn jeder meinte, der Mysterien nicht entrathen zu können.

In der That geht keine Aufgabe an Wichtigkeit über diese; keine ist aber auch fast schwieriger genügend zu lösen; die größesten Köpfe sind bisher daran gescheitert, und doch leidet es keinen Zweifel, daß eine genügendere Lösung als die jetzige im Reiche der Möglichkeiten liegt. — Wohl uns, daß wir in einem Jahrhunderte leben, wo man mit Bescheidenheit über die heiligsten Interessen der Menschheit reden darf.

Das vorzüglichste Hinderniß, welches einer günstigen Lösung bisher im Wege stand, besteht, wie gesagt, darin, daß, wo eine neue Religion erstand, man

den Mißgriff beging, aus der alten immer etwas, und gewöhnlich das ſchlimmſte, die Myſterien, die man als das conditio sine qua non als das nothwendige, göttliche Lebensprinzip einer jeden Religion zu betrachten gewohnt war, herüber zu ſchleppen; dieſer Umſtand iſt die Quelle alles Uebels, wie es denn auch der geſunde Sinn unſrer Zeit allmählig einzuſehn beginnt, trotz allen Traktätchen und Conventikeln. — Der Mißgriff: zu glauben, es ſey Ueberſinnliches (die Gottheit) nur durch Ueberſinnliches (durch Myſterien), mit dem geiſtigen Gefühl in Verknüpfung zu bringen, und der vermittelnde Verſtand als Leiter auszuſchließen, gab dann Anlaß zu tauſendfältigen weitern Mißgriffen, die mitunter ins Drollige, aber auch ins Entſetzliche ausarteten. — Nächſt dieſem trägt die Schuld des verfehlten Zweckes der Religion die mannigfache Entartung der Prieſter; die, ihren hohen Beruf zu erfüllen, billig Engel ſeyn ſollten, zu allen Zeiten aber nur ſchwache Menſchen, und oft noch viel weniger: nämlich zankſüchtige, eigenſinnige Zwyköpfe waren, und leider hat auch die Gegenwart, vor allen unter den Supernaturaliſten, Exemplare davon aufzuweiſen, die denn auch ſicher an mir kein gutes Haar laſſen werden. — Nun ich werde mir darum doch keine Perrücke

zulegen, und von meinen Worten können sie mir überdies kein Jota rauben, denn wer überzeugt, um zu belehren, mit dem ist der Zeitgeist, und der hat auch seine Dosis Heiligkeit zur Mitgabe bekommen.

Endlich gelange ich jetzt nun an einen nicht mindern Hauptpunkt des Uebels, und ist es eben dieser, wo man bei Beginn der Radicalcur zuerst die Hand anzulegen. — Ich muß, um diesen Punkt hinlänglich zu erläutern, zuvörderst auf eine Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes zurückkommen. Dieses sonderbare Wesen, das sich in jedem Individuum anders gestaltet, und also in millionfachen, durch Anlage und Ausbildung modificirten Erscheinungen ans Licht tritt, ist dennoch auf gewisse Grundzüge zurückzuführen, die eine generelle Mitgabe der Natur sind, und sie eben dieserhalb derjenige, welcher auf das Allgemeine der Wesenheit einwirken will, nicht unberücksichtigt lassen darf, ohne schon im Voraus des Zweckes halb verfehlt zu haben.

Wenn nun gleichwohl solche Eigenthümlichkeiten, weil aus der Natur hervorgehend, unauslöschlich sind, und in jeder Zeit und in jeder Nation wiederkehren, so sind sie demungeachtet doch dem Einflusse des Zeitgeistes, d. h. der jedesmaligen äußern Sitten und vor allen denen der Civilisation durch Künste und

Wiſſenſchaften unterworfen, und nur mit Berückſichtigung dieſer Einflüſſe iſt von ihnen Heil in Sachen der Religion zu erwarten. —

Die Religionsſtifter der Vorzeit ließen beim Beginn ihrer Werke dieſen Umſtand auch keineswegs außer Acht, und ich ſage wahrſcheinlich nicht zu viel, wenn ich eben dieſer Achtſamkeit vor allem das Gelingen derſelben beimeſſe. — Zwei Eigenthümlichkeiten ſind es vor allen, die ihre ganze Aufmerkſamkeit erregte. Nämlich der Sinn für das Uebernatürliche und der Schönheitsſinn. — Es bedarf keiner Deduction, mit welchem Eifer vor allen Chriſtus die angeborne Hinneigung zum Uebernatürlichen für ſeine edlen Zwecke benutzte. Hart wäre es dieſes eine Induction zu nennen, doch bemerke ich, wie eine natürliche, ſelbſt unſchuldige Neigung — die die Natur wohl mit Abſicht als Religions-Vehikel in die Seele ihrer Menſchen gelegt — wenn man ihr auf ſo außerordentliche Weiſe Vorſchub leiſtet, nothwendig nur zu bald ausarten mußte. — Die Natur hat uns einen Fingerzeig gegeben, mit Heiligem nicht zu ſcherzen, und eben jenſeits der Pforte, die die lachenden Gefilde der Erde von einer dunkeln unbekannten Welt trennt, dort am Pol, wohin die Magnetnadel des Herzens zeigt, liegt das Allerheiligſte. — Darum ſagt

Schiller, der große, heilige Sänger: „Mensch, versuche die Götter nicht, und begehre nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!“ —

Es ist wahr, die Natur legte in uns einen Ahnungssinn für eine unsichtbare Geisterwelt, aber er soll nur eben ausreichen für die Bestärkung in einem Glauben an Gott; er soll die Wahrheit des Daseyns eines Gottes, den die Logik mit kalten Schlüssen hinstellt, durchgeistigen, durchwärmen, und das ganze Wesen damit sättigen. Nicht mehr! — jeder Schritt weiter ist ein Schritt zum Narrenhause; wir bedürfen von dem Jenseits nur zwei Worte: Gott und Unsterblichkeit. — Die Poesie der Religion mag mehr nehmen, die Natur der Religion bedarf nicht mehr. —

In jenen Zeiten, bei jenen Nationen, auf der niedern Stufe der Civilisation, wo die damalige Menschheit stand, war Unglaubliches durch diesen Sinn für Uebernatürliches auszurichten. — Gutes sogar anfangs, wo es sich darum handelte, die im Sinnlichen verstrickten Nationen dem Höhern wieder zuzuführen, ihren Sinn für Göttliches zu erschließen; als man sie sich aber erst in dem Zauberbuche hatte festlesen lassen, da war an kein Zurück- und Widerstolesen zu denken, man las immer vorwärts, und

als man endlich ausgeleſen und das Buch bei Seite geworfen, da erſchienen denn nun alle Furien und Teufel auf Erden in Geſtalt von Mönchen und Pfaffen. — Ich rede nicht mehr davon. — Gewiß iſt, daß die Fortſchritte der Wiſſenſchaften die Erſchließung jenes Sinnes zwar meiſt gefahrlos, doch eben ſo ſehr auch unnütz gemacht haben; und — — — man ſoll die Götter nicht verſuchen! —

Der Schönheitsſinn hingegen iſt es, mit dem auch wir es zu thun haben, und von dem unendlich viel Heil zu erwarten. — Moſes, David, Salomon, die Propheten (Dichter), Chriſtus und Luther, Alle zogen die bildende Macht der Schönheit zu ihrem Werke herbei, und wahrlich, nicht ohne die erſprießlichſten Folgen. — Wenn nun aber gleichwohl nicht der moraliſche und künſtleriſche Schönheitsſinn, ſo iſt doch der literariſche, alſo eben der, welcher ſeiner Natur nach in Religionsſachen vorzüglich wirkſam ſeyn ſoll, ungemein den Einflüſſen der Zeit und der Civiliſation unterworfen, und nichts kann thörichter ſeyn, als das, vor hundert und mehreren Jahren, wo die intellectuelle Bildung noch erſt im Entwickeln begriffen war, Schöne, und durch dieſe Schönheit Wirkſame auch jetzt noch als ſolches geltend machen zu wollen; die innere moraliſche Schönheit mag unvergänglich ſeyn, und

ſie iſt es, die Form muß nicht minder den Anforderungen der Aeſthetik entſprechen, wenn anders auf's Volk gewirkt werden ſoll.

Ich mag nicht weiter reden, bevor ich noch die Bemerkung beigebracht, wie allerdings auch bei Berückſichtigung des angeborenen Schönheitsſinnes die Gefahr des Mißbrauchs, und vor allen die der Mißleitung nicht zu verkennen. Sie iſt verkannt worden, wird es noch täglich von dem catholiſchen Klerus, und kann es auch von uns werden, durch die Hervorhebung der äußern Schönheitsform auf Koſten der innern moraliſchen Schönheit. Griechen und Römer ſind vor allen warnende Beiſpiele, daß auch mit dem Schönheitsſinn kein frevelndes Spiel getrieben werden darf ohne den heiligen Zwecken der Religion zu ſchaden. — Die Decenz iſt hier eine Regel, die beobachtet ſeyn will, jene Völker aber nicht beobachteten. — Nichts Heiliges darf profanirt werden durch allzu oft wiederholten Gebrauch: es darf nicht in den Schmuz des Alltagslebens gezerrt werden. Man ſchaffe dem Menſchen frühe einen Gott im Herzen, und lehre ihn mehr mit Gedanken als mit Worten beten: man bringe ihn dahin mit einem einzigen verſtohlenen Blick zum Himmel ein flammendes Gebet ausſprechen zu können, durch das die

moraliſche Energie ſeines Geiſtes bis zum Maximum geſteigert werde. — Wer ſeinen Gott immer in der Taſche und im Munde führt, dem wird er bald aus dem Herzen entweichen. Wer ihn nun gar überall im Hauſe neben Bratpfannen und Tabakspfeifen hinſtellt, dem wird er bald nicht mehr als wie eine andere Möbel gelten, die man vorkommenden Falls vertrödelt. — Die grobe Idololatrie jener Nationen, denen ich am Eingange ebenfalls eine verwerfliche Myſtik nachwies, konnte nun am Ende auch freilich zu nichts anderm als gänzlicher Demoraliſation führen. Wenn man erſt, wie man ausſpuckt auf einen Gott trifft, da iſt es um die Decenz geſchehen. Verſtand und wahres Gefühl ſchlummern ſanft bei tauſendſtimmigen Hymnen und die Moral hat Feierabend.

Wenn ich nun die Theologie provocire, die Aeſthetik als ein in der Natur des Menſchen wurzelndes, und darum mit unendlichem Erfolg auf ſie zurückwirkendes Prinzip, bei der ſittlichen Erziehung der Menſchheit in Anwendung zu bringen, ſo ſind die damit gemachten Anforderungen ſo ausgedehnt, daß ich mich näher darüber zu erklären für nothwendig erachte.

Es iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß ſeit Luther nach und nach den dringendſten Anforderungen der Aeſthetik — aber auch nur den dringendſten, und

wo es sich um Abstellung eines Skandals handelte — Genüge geschehen ist. — Wenn z. B. in einem alten niederdeutschen, ich glaube Bremer Gesangbuche, in einem, für das Johannisfest gedichteten Liede, folgende Strophe vorkam:

„Un aß nu keem de Tiedt un Stünd,
„Dat sie besneen dat Kind sien Pündt,
„Da gin es an ein Beißen,
„Wie sol das Kindlein heißen? —
„Die Juden sprachen Zacharis
„Die Mutter sprach: en alten Sch....,
„Er soll Johannis heißen."

oder in einem andern Liede:

„Die Hölle summt, der Teufel brummt,
„Und wackelt mit dem Schwanze,
„Fürst Gabriel, bei meiner Seel,
„Erstich ihn mit der Lanze."

was, frage ich konnte man anders thun, als bei den Haaren dazu gezogen, solche und viele andere skandaleuse Poesieen endlich entfernen. — Aber glaubt man etwa, es hätten sich keine Stimmen gegen dergleichen Neuerungen erhoben? — das hieße die Nation schlecht kennen. Zeter hat man geschrieen, mit des Himmels Einsturz, mit Hölle und Teufel hat man gedroht: denn, sonderbar genug, der Teufel hat bis auf den heutigen Tag immer sehr zahlreiche Verehrer

unter frömmelnden Leuten gefunden, und ich glaube nicht ganz im Argen zu ſeyn, wenn ich irgendwo ſage:

„Die Zeit meiſt heilte die Glaubensſiechen,
„Fauſt trieb mit der Preſſe den Teufel aus;
„Doch iſt kein Geſtank noch immer zu riechen,
„Kein Mittel reinigt bis jetzt das Haus.“

Viele von jenen werden vielleicht meinen ich ſey der, Gott ſey bei uns, Moſſiö Urian ſelber, und wolle mich hinter die Perſiflage nur verkriechen, denen aber kann ich mit gutem Grunde widerſprechen; denn, abgeſehn, daß ich in einem ziemlich guten Geruche ſtehe, kann ich meine Entteufelung auch noch mit einem bündigen catholiſchen Taufſchein aus Osnabrück belegen. — Doch was ſoll die Nebenſache! —

Ich ſage, die Theologie hat den gewaltſamen Anſprüchen der Aeſthetik nachgegeben; aber dieſes „gewaltſam“ läßt ſchon errathen, daß andere Wiſſenſchaften, die nicht auf die Gewalt warteten, ſondern die Gewalt ſelber waren, immer einige Jahrhunderte vorauseilten. — Nichts iſt ſchwerfälliger als die Gottesgelehrſamkeit. Nur der Geiſt huſcht ſchnell durch Zeit und Raum; die Geiſtlichkeit hat tauſendſündiges Podagra in den Füßen; ſie wird nicht eher mobil bis der Zeitgeiſt zwei bis dreihundert Jahre vorlegt; dann

thut ſie einen einzigen kleinen Schritt und alle Conſervativen ſchreien noch obendrein Zeter.

Nun laßt uns einmal im Geiſte die Axt anlegen, um das faule Holz auszuhauen.

Daß die Beſeitigung der Myſterien die erſte und nothwendigſte Anforderung, auch der Aeſthetik iſt, brauche ich nicht noch einmal zu wiederholen; unſere Zeit iſt dem Ammenſtübchen entwachſen, und wir laſſen uns, von Moſes bis auf Juſtinus Kerner keine Flauſen mehr vormachen. Eine ſorgfältige Sichtung der bibliſchen Bücher, ſo daß weder Wunder, Wiederſprüche, Allotria noch Indecenzen ſtehen bleiben, iſt der erſte nothwendige Schritt. — Wir bedürfen vom alten Teſtamente nichts als die einfache Hiſtorie ohne „der Herr ſprach," ohne Hexerei und Zoten, nebſt den beſſern Poeſien eines Salomo und David. — Wer noch an Prophezeiungen Geſchmack findet, mag ſich die Karte ſchlagen laſſen; das iſt aber Privat- und keine kirchliche Sache. — Das neue Teſtament gebe uns eine einfache, natürliche, hiſtoriſche Darſtellung des Lebens Jeſu, ohne alle Wundergeſchichten; ſeine herrlichen Lehren, ſeine trefflichen Parabeln; der Triumph ſeiner blinden Feinde über Tugend und Wahrheit zur Warnung aller Zeiten durch die ſchändliche Kreuzigung, und damit Schluß.

Ferner die ſchönen lehrreichen Briefe und Schriften der Apoſtel, mit Ausnahme der tollen Apokalypſis, — die, Gott weiß wer, dem Johannis untergeſchoben hat, — mit Berückſichtigung einiger Decenz durchgeſehn und geläutert, reichte für die Stammbegriffe des Chriſtenthums aus, und jeder freiſinnige Jude würde einer alſo geläuterten Religion mit Freuden beitreten.

Selbſt einige wenige Stellen der Moral Jeſu wären, um ſie dem heutigen praktiſchen Leben mehr entſprechender zu machen, zu commentiren. So ſcheint mir z. E., bei einem Hauptcharakter Jeſu, bei der Wohlthätigkeit das Geben, das Schenken, das Wohlthätigſeyn durch Almoſen, allzu unbedingt gefordert zu werden, indem es, meinen Anſichten von Moral nach, eben ſo edelmüthig iſt dahin zu ſtreben, Wohlthaten entbehrlich zu ſeyn als Wohlthaten auszutheilen, und doch redet er hiervon meines Wiſſens kein Wort. Jener, ſo oft wiederholte Aufruf zur Wohlthätigkeit, ſo ehrend er für den, über alles Lob erhabenen Menſchenfreund iſt, führt, bei dem Mangel einer dieſen Aufruf paralliſirenden, eindringlichen Rede an die Armen, die letzte Kraft aufzubieten, und die Ehre, keines Almoſens zu bedürfen, zu retten — zu der eingewurzelten

Erwartung kommt, wenn nur in dem die Verfassung, die Landstände in der Monarch-Stimmung, der ständige Eingriff eines solchen Zu verwirklichen Recht abgibt, wenigen werden. Was das Bedürfnis ist wahrlich hier, und was das Leben ist Recht wichtig.

Zu der gemeinschaftlichen Richtung konnte niemals werden wollen, liegt aber von Zweifel— Zweifel in Unterlassung, in, und Verbindungen prüfen, aber den wenigen verbundenen Staaten, mit einen neuen wichtigen Punkt besitzen werden wollen. — Ist es nicht eine mit einer Schule, daß Jemand andere Parteien, wo über die Schüler mit Recht beschwerden, eine daß die Religion noch nur die einzige sein von denen aufgenommen sind? — Steht von der Ende, der Mann, die Mutter Verschwiegenheit mit heiliger Pflichtübergeboten sein als die Religion? — mit einem? — Warum Gründe zu haben aufmerksamen Mannes nicht bewegen? — warum aber es soll gerade Recht wenn von Verfassen haltigen Lasten, die Gott großen eine Kriterien für Menschen geben wollen.

Zur Schriftbuch ist die Art so völligen Schriftzeichen zusammengesetzt werden, dass die Religion

[illegible] Seite über die Hand von hundert Thalern, [illegible] mit falschen Zähnen [illegible] wird, [illegible] ein wichtiger Schritt zu Ehe kommt, aufhört, und auch der, welchen die Natur eine Ehejährung Zeit für das Leben, und wer also die Ehe für die Wirklichkeit der Liebe gehalten hat, kann eine Maske einmal wieder die Kinder bringen. — Der Gatte, dessen Interesse also Verbrechen, bei auch nur bei möglich Verbrechen [illegible] hat; nicht unwichtige muß eine Zeugin erwachen, und neben den Gründen Zeugnisfähigkeit, müssen auch die Zeugnisfähigkeiten vor Gericht bei. — Nicht Gesetz [illegible] Ehe allein, in Anbetracht der Gattin, wie bei dem Katholiken, [illegible] Ehe wie bei auch kennen.

Daß sich Nichts auf die Endliche Bestimmung ausgedehnt, bedarf keiner Erwähnung. — Das Verbrechen wurde auf einmal in seine eingeschränkt, und zwar, weiter wie alle Verbrechen, nur als natürliche Erscheinungsform in den Umgang einer Person, bei der Gatte bei haben alle Religionen, eine Ehe muß, war. Die weltlichen Strafgesetze und Strafgerichte [illegible] nicht viel anfangen. Das Scheidung ist auf [illegible] Gründen gestiftet. Ein andere Fall, wo nur auf Trennung

verpflichtung und Verfassungsform abgeleitet, sind als Ver-
fassungsrechte zu bezeichnen und heißen Rechte und sind
Rechte gewesen, wie z. B. Eigentum, Freiheit und ähn-
liche wichtigere angesehen.

Doch wenn wir genauer suchen, also in den Schrif-
ten, die Leute für wichtig Gründliche auf dem Wege
der Selbstheit gemacht haben müssen, heißen Gesetze nicht.
Die Rechte hat sich anders hingestreckt; man gab
einmal einem Recht zu verschiedenen Zeitpunkten zu
verschiedenen, einen alle verschiedenen Zeiten von Ver-
schiedene und eine ihre besondere Zahl, eine Lust
zu klagen, verschiedene Art, und man weiß hier
manches a. am einfachsten zu bekommen. — Doch Rechte
auch hat Gott bestimmt sogar Leute ist nimmer
an Gesetz, ist man es nicht einmischen; hier Ge-
setzgebung gründet sich auf den Weg von Verbrechen
auf die einfachen Personen und Leistung durch die
Gesetze auf den Gesetzgeb der menschlichen Gesetz-
bestimmungen, so kann also notwendig, je näher
seinen Gesetzgeber ist, je mehr Recht, je unmittel-
bestimmter, je mehr als bestimmt gesetzt sind menschliche
Gesetze notwendig sie sind, wenn sind Zusatzbe-
stimmungen in die Bestimmungen sogar einem Gesetz und
Bestimmung sind sind. — Wenn man in sind Gesetzen
sind Bestimmungen gibt, sind, meinen sie, sind man

die Einsprüche der Natur berücksichtigen, und das abgeborne Schuldbekenntniß als Versöhnungsmittel beibringen. — Und was auf die Natur zurückgewandte Thorheit in Widerspruch setzt, eine Sache in seiner Zukunft gestalten muß, ist zu entfernen; daß die Folgen von der Unbesonnenheit getrübt eine schwere Zeit an, und ist sie nicht durch apostolische Strenge, sondern nur durch weiche Schonung in das Gemüth zu verbannen. — Die Einleitung und Erklärung der heiligen Quellen ist so nothwendig, und von so unendlicher Wichtigkeit, daß man seinen nächsten bei den Heiden, wo sich auf andere Art begegnen, und für eine gründliche heilige Weise gegen die Widersacher gerüstet müßte, so wie sonst von Jahren in eine fremde Sprache und für fremde Nationen gebildet wurde; und so die mündliche Verkündigung der Wahrheit unfruchtig gemacht werden.

Die freie Widersprach ist überhaupt ein Mißraum in allen, daß in nur, was nicht ist vorgeht, zu bekämpfen. So z.B. hat natürlich, kein Gemeingültig gegen Ungläubige, auf einen Gott hat Schuldigkeit, und gleich auf die andere hat Zeugen der ursprünglichen Gottheit. — Die Verwerfung hat Vorgaben in einer Schrift und

die sinnliche Mittheilung von Zeitumstandschilderung in ganzen Massen und Weltbeschreibungen in der zweiten. — Selbst die Widersprüche der Lehre mit dem wirklichen Leben müssen möglichst beseitigt werden. Welche Gedanken müssen z. B. bei einem Kinde aufkommen, wenn ihm beim Unterricht die unbedingte Mildthätigkeit so dringend empfohlen, ja theilweis zur Bedingung seiner ewigen Seligkeit gemacht wird, und bei der Heimkehr vom Schulhaus sieht er gleich darauf ein obrigkeitliches Mandat, das dem Darreicher eines Almosen fünf Thaler Strafe oder Arrest androht. — Junge Gemüther merken solche Dinge, und Wahrheit ist der erste und vorzüglichste Pfeiler alles Guten und Schönen.

Das erste Studium aller Bildung muß darauf hinausgehen einen Sinn für alles wahrhaft Schöne — für das Erhabene nämlich — in allen Zweigen, der Moral, Kunst, Natur, Literatur und Poesie zu erregen; dann einen edlen Egoismus, einen moralischen, auf die Menschenwürde basirten Stolz in den Gemüthern zu wecken, und dadurch eben den kleinlichen, niedrigen, mißgünstigen, übermüthigen, auf Außendinge allein basirten Stolz zu tilgen; also eigentlich einen Schwindel nur zu verhüten. — Jener, den Menschen auch durch Vergleichung Übergewicht gebende

werden, Freude, wahrhaft heilige Freude an Gott und göttlichen Dingen zu finden. Er muß sich über die Dinge in der Welt stellen lernen; er muß sein Schicksal in die Hand nehmen können; er muß sich selber als ein Object betrachten lernen, über das er gesetzt ist zum Bildner; er muß auch die Autorität prüfen wollen und dürfen, die er glauben soll; mit einem Worte, er muß sich selber, im [illegible] Sinne der Natur, durch Liebe, Recht und Wahrheit zu regieren lernen, alle dem weltlichen Regimente entziehen, und [illegible] durch sich selber zu der [illegible] der menschlichen Vollkommenheit [illegible] können.—

Das kann er nicht auf dem Wege der [illegible] den [illegible], die ihn als einen [illegible] [illegible] von Haus aus [illegible], der nur durch [illegible] [illegible] [illegible] werden könne; und darum behaupte ich noch ein- und zum letzten Male, daß es die, in alle sociale und individuelle Verhältnisse bis zur Ungebühr und mehr als man glaubt, eingedrungene, ja überall eingefressene [illegible] ist, welche die Menschheit von dem schönen Ziele zur menschlich- möglichen Vollkommenheit entfernt hält, und alle den heiligen [illegible] aller Philanthropen über die den geistigen Anlagen des Menschen unwürdige Stellung [illegible] auf [illegible] [illegible].

Die großartige Ideen — sage ich noch einmal — [illegible] sich [illegible] vermöge ihrer innern göttlichen Natur, und mit diesem Glauben, dessen [illegible] jedes meiner Worte, so lange ich athme, geweiht seyn wird, weil ich weiß, daß die Gottheit weder je durch Wunder gewirkt hat noch wirken wird — und mit der kräftigsten begeisterten Hoffnung, reiche ich brüderlich jedem [illegible] von mir und meinen Gedanken [illegible] die Hand; Geneigte bittend, wo ich etwas gefehlt habe, Menschlichem nicht zu zürnen; Ungeneigte aber, von denen ich ganze schwarze Schaaren vor meiner Phantasie [illegible] [illegible], [illegible] einmal zeigen, daß sie ihre [illegible] zu [illegible] wissen, und nicht [illegible]; denn [illegible] ich [illegible] [illegible], so ist mir [illegible] [illegible], [illegible], die andre [illegible] über [illegible] auf den [illegible] haben, ein [illegible].

Weil ich nun aber [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible], so will ich nun noch ein übriges thun, und zu [illegible] [illegible] ein [illegible] [illegible] [illegible]. — Ich [illegible] gern, daß [illegible] mein [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] eigentlich nur ein [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] auf [illegible]; [illegible] [illegible] um so [illegible] [illegible], da [illegible] [illegible] für den

[illegible] [illegible] [illegible] [

Verbesserungen.

[illegible]

[illegible]

Das

entschleierte Bild zu Sais.

Das

entschleierte Bild

zu Sais.

Drei Blicke in die Tiefe

von

Fr. Clemens.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
(Wilhelm Hauff.)

Hamburg.
Hoffmann & Campe.
1832.

Introduction.

Es giebt Früchte oder vielmehr Pflanzen, von denen man, um aufs Neue die ursprüngliche Reinheit ihrer Gattung zu erzielen, statt der Knollen, Wurzeln oder Sprößlinge, die Samenkapseln in die Erde legt, und aus ihnen die erste, erneute, zwar an körperlichem Umfang unbedeutende doch innerlich veredelte Generation der entsprechenden Frucht gewinnt. — Diesem Bilde analog, möchte auch mancher Wissenschaft, deren Resultate nicht eben speciell und augenfällig wahrnehmbar ins Leben und zur Erscheinung heraustreten, ihre Wurzel jedoch in den natürlichen Erscheinungen der Welt und des Lebens haben, oder mindestens doch haben sollten — nach tausendjährigen, mannigfacher Verirrung, von Buch zu Buch, von Schritt

zu Schritt, von Wort zu Wort — einmal wieder aus dem ursprünglichen Samen neu und verjüngt erzeugt zu werden, vermöchten dann. — Bei Aufstellung dieses Paradoxons habe ich keine andere Wissenschaft, als die weitumfassende Philologie im Sinn, um deren alten heiligen Stamm, der in den Gräbern Hellas wurzelt, seit den einigen tausend Jahren seines ersten Emporkommens, eine Unzahl von Schößlingen wucherte und emporschoß, in deren Mitte der Laie, der etwa nach den süßen geistigen Früchten lechzt, in seinem undurchdringlichen Dunkel mit dem Gefühle des Schlingpflanzen, mehr ermüdet und verirrt, als daß er sich erquicken sollte.

Mag gleichwohl mancher Gelehrte über solches Räsonnement mitleidig die Achseln zucken und es philiströse Gesinnung nennen: man verargt es ihm nicht, denn er ist eben ein Gelehrter und zwar ein Schriftgelehrter, der den Weltgelehrten, d. h. denjenigen, der statt Bücher das schöne Leben, mehr für studierenswerth hält. Dennoch, mein' ich, müßte es ihm von einigem Interesse sein, der-

[illegible] [illegible] [illegible] [

Inhalt.

Gott . . . . . Seite 1
Freiheit und Nothwendigkeit . . . . . „ 113
Providenz . . . . . „ 171

Gott.

Droben bei den Orionen,
Wie in meinem Herzen, wohnen
Zeugen deinem Ruhm geweiht. —
Sonnen, die die Glut getrunken,
Sind wie jener Glühwurmfunken
Ausfluß deiner Göttlichkeit.
(Natürl. Klänge.)

Vanini behauptete, ein einziger unscheinbarer Strohhalm reiche hin das Daseyn Gottes an ihm zu beweisen, und ein brittischer Philosoph soll diese Behauptung sogar wahr gemacht haben. — Wunderbare Leute! — wer doch an sie hinanreichte! — O, ich armer Bettler an Minervens Tempelthür! — wenn man mir den Sirius herunterreichte und ich mich baden dürfte in seinem Lichte, wo nähme ich irdische Infusorie denn Worte her, um von dem weiter zu reden, den keine andere Sprache würdig umschreibt, als die, welche tief im Allerheiligsten der Menschenseele in unartikulirten, von keinem Sinne aufgenommenen und weitergetragenen Empfindungen flüstert! — — Was wagt der Mensch

nicht Alles! — Er sucht den Boden des Meeres und die Soffiten des Himmelsgewölbes zu betasten. Er sucht die Axen der Erde und möchte in den Schlottfang hinuntergleiten, der in den Kern unsers Planeten mündet, wo er ein Centralfeuer wittert. Ja er wagt es sogar sich einen Gott zu denken; und diesen Gedanken, dessen Unendlichkeit des Sehers Rohr nicht abmißt, will er in die Röhre eines unscheinbaren Halmes bannen! — — Wunderbarer Gedanke, wer enträthselt deine Zauber, die du in der Spanne Gehäuse übst, in deinem irdischen Wohnhause, dem Schädel? — Warum, bei deiner erhabenen Einheit, jene Legion von Gestalten, die ich mit unbehaglichem Schauer im Nebel der Vergangenheit auf den hüpfenden Wellen der Zeit, bis zu der, die am Ufer des Heute brandend ihren Schaum spritzt, wie nächtlich feindliche Wesen im gegenseitigen Kampfe erblicke? — Soll ich hinaus ziehen auf die wimmelnde Trift des Universums, und bei den schimmernden Welten, die in stillem Wandel auf und nieder schreiten, anfragen, warum das arme kleine Menschenherz hienieden unter der entzückenden Bürde seines Gottgedankens erkrankt? — Oder soll ich bei der Cikade im Grase in die Schule gehn, damit ich von dem hüpfenden Wurme er-

fahre, wie der Gedanke an seinen und meinen Schöpfer so oder so gestaltet den Menschen zum Teufel oder Engel machen kann? — — Nein! — an die Quelle! an die Quelle! ruft es tief in meinem Innern, und freudigen Muthes steige ich tief und tiefer immer in das heilige Dunkel hinab, in jenes Dunkel, wo die leuchtenden Blitze unsers Verstandes dem gesunden Auge eine wohlthätige Dämmerung bereiten, auf daß man erfahre von dem Unendlichen — nicht wie er ist für alle Welten, für alle Sterne — denn wer gab uns dafür einen Schädel — oder könnte Jemand so thöricht seyn zu versuchen, die Erde in eine Nußschale zu zwängen? — — nicht, also, wie er ist für alle Welten, bedingt die Erkenntniß der Wahrheit, sondern wie er auf dieser einsamen Domaine im Universum lebt und waltet in uns und um uns im Lebendigen; das Lebendige zu dem Lebendigen in Beziehung und das Ferne und das Todte, einer weitern Welt angehörend, nicht auf unser Wohl und Wehe influirend, also auch für uns nicht vorhanden — ganz als außer der natürlichen Grenze des Erforschens liegend, betrachtend. — Jener Schleier, der das Bild zu Sais verhüllte, bedarf nicht des Dolches zur Lüftung, denn der Schleier ist ein Theil des Bildes selbst. — Es will

ein geschärftes Auge, vor dem das Gewebe verschwindet, und es sich regt und windet in tausendfach gestalteten Fäden, die tief hinaus reichen in das Unabsehbare, dem unbewaffneten Auge; ein unendliches, ein heiliges Gebilde, das einzig und allein auf Erden auf der Spiegelwand der menschlichen Seele reflectirt. Je reiner dieser Spiegel, desto klarer das Bild; versuchen wir es mit frommer Scheu hinzu zu treten.

Leicht kann man denken, und wer nicht denken mag, der soll mir's glauben, daß ich nichts weniger will, als beweisen, es sey ein Gott. Die Gottheit läßt sich nicht beweisen weder an einem einzelnen Strohhalm noch an einem Fuder; weder an einem Domherrn noch an einer Trüffelpastete; sie steht hoch über dem Beweise, und es hat noch nie einen eigentlichen Atheisten auf Erden gegeben. Ein consequenter Gottesleugner müßte zuvor alle vorhandenen Dinge, die sichtbaren Welten droben nicht ausgenommen, wegleugnen, und dann stände er doch erst an der äußersten Grenze seines Beweises; ein Schritt weiter zum Ziele, und eine neue Legion Welten vertritt ihm wieder den Weg, er müßte sie eben wieder wegdemonstriren und so fort. Schwebte

er aber endlich ganz allein in dem undankbaren Ocean ſeines demonſtrirten Nichts, ſo hieße ihn dennoch jeder Pulsſchlag ſeines eignen Herzens einen Erzlügner, denn dieſes Herz klopfte einſt an die Thore der Schöpfung, und der, welcher „herein!“ rief; das war Gott. — „Nein, das war Zufall!“ — Gut, ſo löſcht in allen Büchern das Wort: Gott, und ich ſinke auf meine Kniee und bete: „Heiliger unbegreiflicher Zufall, den ich denke, andächtig, wie die Natur mich's gelehrt.“ — Nein nicht um das Seyn eines Gottes handelt es ſich, ſondern um die Conſequenzen, die durch das Medium ſeiner Manifeſtation in Beziehung zum Menſchen aus dieſem Seyn hervorgehn und hervorgehn ſollen.

Wie thöricht erſcheint doch der Zweifler, der dasjenige leugnet ohne das er ſelbſt dieſe Leugnung nicht einmal auszuſprechen vermöchte. Er iſt wie der Trunkene, der hartnäckig ſeinen Rauſch ablehnt, während er taumelt und ſtrauchelt und ſeine Zunge kein Gelenk hat. — Was aber mag es ſeyn, das des Leugners Auge mit einem Staar bedeckt? — Es iſt die Gewohnheit. — Sie iſt eine, ihrem Weſen nach bis jetzt noch lange nicht genug gewürdigte Sache, und erſtreckt ihren Einfluß weit in die

heiligſten Zuſtände der menſchlichen Seele und der menſchlichen geſellſchaftlichen Verbindungen hinab. — Alles Erlernte, alle Wiſſenſchaft und Kunſt, iſt — der gewöhnlichen Bedeutung nach, im Grunde nichts weiter als Angewöhntes. Man ſagt dem Kinde einen Buchſtab ſo lange vor, bis es ihn ſich angewöhnt hat; man läßt dem Lehrling einen Handgriff ſo lange und oft in gehöriger Weiſe wiederholen, bis er ihn gewohnt geworden. Das geht ſo fort bis zu einem gewiſſen Grade. Man verſtehe mich recht: ich ſage: das geht ſo fort, folglich muß es irgendwo herkommen. — Die Gewohnheit aber, die in uns eingeht, und unter dem Namen Erlerntes tauſenderlei Dinge in uns fixirt, iſt rein irdiſch, kommt mit der Zeit von außen in uns herein und trifft hier auf einen von oben her autoriſirten bevollmächtigten Empfänger, auf das Gedächtniß, von deſſen mehr oder minderer Fähigkeit die ſchnellere oder trägere Angewöhnung des Eingehenden, die Quantität deſſelben und das Aufbewahren für kurzere oder längere Zeit, abhängt. — Dies iſt Geſchäft; trockues, oft widerwärtiges, ermüdendes mechaniſch-proſaiſches Geſchäft, bis zu einem gewiſſen Grade. — Bis zu welchem Grade? — Ich muß das verbildlichen. — Man verbinde

einmal mit dem vorhin gebrauchten Bilde, das ich für das Gedächtniß anwendete, zugleich den Begriff eines Speichers. — Das Auffassungsvermögen, der Empfänger, steht an der Thür und empfängt die ihm von der Außenwelt zugeführten Dinge, theils ihm von fremder Hand absichtlich zugebracht, theils ihm durch die Natur der Dinge freiwillig zukommend. Er nimmt sie auf so viel sich immer Raum vorfindet und die Rückwand dieses Speichers ist der Grad von dem ich oben redete. — Das Geschäft des Hereinschaffens durch die großen hellen Flügelthüren der Sinne, von der Erdseite von der Außenwelt, geschieht unter Aufsicht und mit Hülfe des Verstandes. Es hat seine Mechanik, seine Regeln, seine Form, Gestalt; es ist offenkundig, es geschieht auf offnem Markte, vor Zeugen, am hellen Mittage. Man speichert; man hebt schon bei Kindern an zu speichern, und wenn Gesellschaft gekommen ist, so zeigt man wohl daran vor, was man dem jugendlichen Menschen schon alles für schöne Siebensachen angewöhnt, d. h. angelernt hat. — So weit ist alles ganz in der Ordnung. Mit minder oder mehr Schwierigkeit werden die dargebotenen Dinge aufgenommen. Jeder Sinn ist eine Thür zum Vorrathshause. Ist sie zufällig vermauert, so geht das ent-

ſprechende Gut entweder gar nicht oder durch Nebenpforten ſchwer ein. — So dem Tauben Phraſen und Ideen ſchwer, Muſik gar nicht u. ſ. w. — Ich wiederhole es noch einmal: dieſes Einbringen von der hellen Sonnen- oder Sinnenſeite, und das Feſthalten durch Gewöhnung, oder dieſes Erlernen durch Lehre und Erfahrung iſt rein irdiſch, proſaiſch, univerſell menſchlich, und die Natur hat ſelbſt dem Thiere als ein Aggregat der Sinne ſein beſcheiden Theil davon mitgegeben, und hätte die Natur nichts darüber hinaus für uns gethan, ſo würden wir uns allgemein nur eine ſo geringe Stufe über das Thier erheben, wie es der Indianer und der rohe, verwahrloſte Thiermenſch unter civiliſirten Nationen wirklich thut. — — Aber hinten an jener bezeichneten Rückwand des Vorrathshauſes, im dunkeln Schatten des tiefſten Hintergrundes hat die Ordnung der Dinge eine heimlich verſteckte Thür angebracht, die hinaus führt in ein weites unbekanntes Reich, in das Reich des Urſprunges, an die ungeheure Quelle des Anfanges. Es iſt das heilige Pförtchen, wohinaus das ſchaffende Weſen, als ſein Werk vollbracht, ſich zurückzog. Hinter ihrer Schwelle liegt eine bodenloſe Tiefe; ſie ſelbſt iſt ein Schleier, jener Schleier des Bildes, und ob man hinter ihm

lauſcht, ſo iſt doch der Nerv keiner unſrer Sinne ein entſprechendes Werkzeug für den durchaus würdigen Reflex der Dinge in der zweiten Welt und der Mangel eines ſechsten, entſprechenden Sinnes iſt eigentlich die Klage aller Zweifler und die Veranlaſſung zu aller Gottesleugnerei und Läſterung.

Aber — merke einmal auf — durch jenes verſchleierte Zauberpförtchen im Hintergrunde unſers geiſtigen Vorrathshauſes, ſtreckt ſich heimlich lauſchig eine unſichtbare Hand herein, und legt, wie eine Chriſtbeſcherung, zu den gewöhnlichen häuslichen Dingen, die durch die alltäglichen, lichten Pforten hereingetragen wurden, etwas Abſonderliches, Schönes. Alles was irdiſcher Maßſtab heißt, läßt ſich an dieſe Gabe nicht anlegen. Niemand weiß die Stunde zu nennen wann es kam; Niemand zu ſagen warum, ſondern nur daß es ſchön iſt. — Tauſend unterfangen ſich es nachzubilden; keinem gelingt es. — Immer iſt die Gabe neu, friſch von einem Baume gebrochen, den Niemand ſah, Niemand kennt. — Niemand weiß auch bis jetzt was ich meine. — Vor der Weiterrede darüber muß ich mich zuvor ergänzen. — Ich ſprach vorhin das Wort Chriſtbeſcherung aus, und dieſes iſt eine ſinnige, verſtändliche Mythe für das Fragliche, ſo wie

das ganze herrliche Chriſtenthum eine tiefbedeutſame Mythe für die ſittliche Pſychologie überhaupt iſt. — Nächtlich heimlich bringt ein freundlicher Genius die Gabe ins Haus, für die Kinder der Erde und die Guten, ſagt man, haben ſich der Edelſten, der Schönſten zu erfreuen. — Unter der reichen Zahl ihrer Kinder hat die Mutter immer einen Auserwählten, einen Liebling. Niemand, ſie ſelber weiß vielleicht nicht, warum es eben dieſer iſt, aber ſein Tiſch findet ſich mit der Gaben ſchönſten geſchmückt, und vergebens ſinnt der ganze Kreis auf die Urſache, die den geheimnißvollen Unbekannten zu dieſer Auszeichnung mag bewogen haben. — So theilt auch die unſichtbare Hand, die ſich nächtlich lauſchig hinter dem Schleier hervorſtreckt, dieſem und jenem Erdenſohne der Gaben ſchönſte mit, und als ſo Beſchenkter, ſteht er vor Aller Augen mit einem Nimbus geiſtiger Größe da, der noch über ſeinem Grabe leuchtet. — Dasjenige, was dieſe Größe erzeugt, iſt das Zuſammentreffen und Zuſammenwirken von dem was angelernt, angewöhnt worden, mit dem, was ihm die Chriſtnacht der Geburt gebracht. — Doch dieſes Alles ſey nur Beleg des Vorhandenſeyns jener geheimnißvollen Zauberpforte, und ſie iſt es überall, ſelbſt da, wo ſie nicht mit einem Genius

beſchenkt, der auf ſeinen gewaltigen Fittigen über unſer Geſchlecht uns eine Stufe näher zum Throne der Vollkommenheit, zum Urquell des Vorhandenen trägt. — Es findet ſich im Innern etwas vor, das hat Niemand von der Erdſeite durch die ſonnenerhellten Pforten hineingetragen, vielmehr iſt es über jene dunkle Schwelle im Innern gekommen, und darum iſt es in ſeiner Weſenheit nicht irdiſch; und ob das Irdiſche gleichwohl auch göttlich iſt, ſo iſt dieſes Außerirdiſche doch reingöttlich, heilig. — Wie aber ſoll ich dieſes Etwas nennen? — Gefühl möchte ich es heißen, wenn dieſer Name nicht zweideutig und durch Religionswirren längſt beſchmutzt wäre. — Poeſie könnte ich es nennen, wenn ſolche Bezeichnung nicht ſo oft mißbraucht worden, daß die heilige Bedeutung des Wortes in dem Schlamm von Millionen ſchlechter Verſe untergegangen, und doch iſt es eigentlich Poeſie, in der Bedeutung, wo ſich keine genügende Erklärung von ihr durch umſchreibende Worte geben läßt, und dieſes Unvermögen, die Unzulänglichkeit irdiſcher Worte und Phraſen für die Umſchreibung iſt das Kriterium für das Außerirdiſche, Heilige, Himmliſche des Gegenſtandes. — Eben, wie man z. B. Niemandem mittheilen kann, in welcher Weiſe eine köſtliche Symphonie

von deren Nachhall noch wollüſtig alle Nerven zit-
tern — erklungen, eben ſo wenig auch läßt ſich
das eigentliche Weſen dieſer Poeſie mit irdiſchen
Worten wiedergeben, mit Worten, die unzulänglich
für höhere Dinge ſind. — Da, wo dieſe Poeſie in
ſich äußernde Anwendung tritt; d. h., da, wo ſie
ihrer Beſtimmung nach zu der Proſa des Lebens,
zu dem Angewöhnten oder vielmehr Angelernten
hinzutritt, und ihr, ſie durchgeiſtigend, die eigent-
liche höhere Weihe giebt, hat man ſich ſeit je mit
ſinnlich analogen Bildern geholfen und helfen müſ-
ſen, vorzüglich mit Gefühl und Geſchmack und zwar
wohl daher, weil Schönheit ein integrirender Theil
dieſer Poeſie iſt. — Die Wirkſamkeit ſolcher Him-
melsgabe äußert ſich je nach ihrer Beziehung auf
die allermannigfachſte Weiſe und iſt ſelbſt in einer
und derſelben Gattung zahllos verſchieden. — Kom-
men wir dem Verſtändniß durch ein Exempel ent-
gegen. Man lehrt Jemand die Regeln der Com-
poſition; man bringt ihn dahin, einen durchaus rei-
nen Satz zu ſchreiben, gegen den auch der ſtrengſte
Theoretiker, ein Sebaſtian Bach z. B., nichts ein-
zuwenden vermag; aber dieſes Angelernte erſcheint
todt und kalt, ſofern nicht von innen heraus das
Unerlernbare, die Poeſie der Kunſt, das göttliche

Vorrecht hinzutritt und den Componisten zum Schöpfer schöner Tongedanken macht. — Mehr: man lehre Jemand fertig lesen und gebe ihm nun das schönste Gedicht, selbst mit bezeichneten Tonwörtern und man wird hören, wie kalt, wie so nichtssagend Alles in seinem Munde klingt, wenn nicht von innen heraus die belebende Poesie hinzutritt, das Angelernte anhauchend und zur schönen Production durchgeistigend. —

In diesen — leicht ist es zu bemerken — künstlerischen, für höhere Lebenszwecke unwesentlichern Beziehungen, geht die Natur anscheinend auffallend partheiisch zu Werke, und sie hat, wie eine Familienmutter, ihre Lieblinge, denen sie mehr oder minder von dieser oder jener Gabe zutheilt, doch verliert sich der Schein von Partheilichkeit alsobald, wenn man bedenkt, daß die Bevorrechteten minder Genuß von ihrer ihnen zugetheilten Gabe haben, als die übrigen Geschwister, die es eigentlich sind, welche sich ungestört an dem Geschenke erfreuen, das seinem Träger oft zur großen Bürde, ja zu einem Wurme wird, der an seiner Wurzel nagt und nur allzuoft ein frühzeitiges Dahinwelken der schönen Blüthe erzeugt. — Schauerlich ergreifen uns bei diesem Gedanken Schillers tiefbedeutsamen Worte:

Unglückskinde, die es wagen,
Götterfunken aus dem Staub zu ſchlagen;
Ach, die kühnſte Harmonie
Wirft das Saitenſpiel zu Trümmer,
Und der hohe Aetherſtrahl Genie
Nährt ſich nur vom Lebenslampenſchimmer.

Was ich in umfaſſender Bedeutung Poeſie nenne, nennt Schiller in ſpecieller Beziehung: den hohen Aetherſtrahl Genie; aber das Wort Genie iſt längſt allzuſehr profanirt, als daß ich es für das erhabene Etwas, das ich meine, verwenden möchte. Nur perſonificirt könnte man es einen Genius nennen, und dieſer Genius — wie denn Schillern ſchon zur Zeit ſeiner blühenden Jugend eine nur allzuwohlbegründete Ahnung davon aufging — dieſer Genius kann in ſeiner Gottgröße das irdiſche Wohnhaus, ſo ihm angewieſen, die Bruſt eines Menſchen, erdrücken, und der Göttliche, den wir beneiden, beneidet ſeinerſeits vielleicht den Hirten des Feldes, der ſich ſeines Lebens rein und ungetrübt erfreut ohne erſchüttert zu werden, und deſſen Wonne, weit entfernt, ein, zum Leben bedingtes Organ zu ſchwächen, jedes nur noch mehr ſtärkt. — So erſcheint alſo das ſcheinbare Vorrecht ausgeglichen. — Genug: es iſt! — doch kann das Gegebene immer nur mit und durch den Einfluß des offenkundigen

Erdenlebens zur Erſcheinung kommen; ja es iſt gleichſam eine Begattung der Dinge aus beiden Welten, wodurch das Großartige entſteht und es bedarf der Gunſt der äußern Umſtände, damit es zur Zeugung komme. —

Man laſſe Wieland als einen Eskimo geboren werden, und er wird höchſtens mit zwei oder drei ungewöhnlichen, ſeinen Landsleuten auffallenden Worten die Lobrede ausſchmücken, die er einer wohlgelungenen Thranſuppe hält oder mit der er den gelandeten fremden Schiffern den Wohlgeſchmack einer friſchgefangenen Laus oder eines Talglichtes begreiflich zu machen ſucht. — Newton, als Indianer geboren, hätte den fallenden Apfel ſicher mit großem Appetit verſchmauſt, und ſein höchſtmöglichſter Gedanke dabei wäre etwa der geweſen, wie es doch als eine ganz gute Einrichtung zu betrachten ſey, daß die Aepfel der Bäume nieder- und nicht aufwärts fallen. — Napoleon, in der Lüneburger Heide geboren, wäre unter den Bauerbengeln als ein Erzkrakeeler bekannt geworden und hätte unfehlbar Sonntags jedesmal ſeine ſchönen Prügel vom Tanzboden mit nach Hauſe getragen. Eine Heidſchnocken-Seuche wäre ſein ruſſiſcher Feldzug und ein böſes Weib etwa ſein Hudſon Lowe geworden. — — So

iſt es, und dieſe Anordnung der Natur beſchirmt uns vor Uebervölkerung mit Genies — der grauenhafteſten von allen, durch die der Bildungsgang der Menſchheit vor der Zeit und athemlos ans Ziel gelangen würde.

Ich abſtrahire von dieſem Thema, und gehe mit einem kurzen, unmerklichen Seitenſchritt von den künſtleriſchen Erſcheinungen im Menſchen zu den ſittlichen über, und bleibe zwar, meiner mir geſtellten Aufgabe entſprechend, ſofort bei der Wurzel aller Ethik, bei der Idee eines Gottes ſtehen. — Eben wie uns nach oben angeführter Definition mittelſt Angewöhnung durch Wiederholung mannigfache Dinge des Wiſſens angelernt werden, eben auf dieſelbe Weiſe auch wird uns ſchon in zarteſter Kindheit, zu einer Zeit, wo das in uns vorwaltende Thieriſche noch an keine eigene Entdeckung eines außer den ſinnlich wahrnehmbaren Dingen exiſtirenden Urhebers denken läßt; — ja was ſage ich, ſchon vor der Zeit des aufgedämmerten Bewußtſeyn, alſo jenſeits der Erinnerung, ſchwatzt man dem Kinde etwas von Gott vor, lehrt ihm die Fingerchen kreuzen und das kleine Papageylein ſtammelt die Worte nach und copirt nach Möglichkeit Mütterchens ernſthaftes Geſicht dabei. — Das geht ſo fort; das Kind

kommt in die Lehre, d. h. es tritt in die Schule des Lebens und in die des Präzeptors: man redet ihm vor von einem Gott und von zweien und von dreien und wieder von einem. Wo es nur hinhorcht ertönt der wunderbare Name. Bekommt ein Kind Hiebe, so schreit es: „au Gott!“ — Hört man eine traurige Begebenheit, da seufzt Alles: „ach du lieber Gott!“ — Es überrascht etwas Erschreckliches und jeder schreit: „o Gott! o Gott! oder was synonym ist: „Herr Jesus! Herr Jesus!“ — „Mein Gott! hilf Gott! i du mein Gott! ach du mein Gott! das weiß der liebe Gott!“ und was weiß ichs, in wie vielen Formeln man das erhabenste Wort der Sprache anbringt im Leben. Obendrein erfährt man nun noch, ohne gehöriges Begriffsvermögen, wie so allerlei Seltsames von diesem Gott vordem geschehn sey. Daß er auf dem Wasser geschwebt, dann in 6 Tagen des Fleißes allerlei Geschöpfe, Thiere und Pflanzen angefertigt, den Himmel ausgespannt, Lichter daran aufgesteckt wie ein menschlicher Laternenanzünder; zuletzt Menschen aus Thon und Knochen angefertigt, Odem eingeblasen und allerlei Thörichtes mit ihnen getrieben, Versteckens mit ihnen gespielt, sie verflucht, verjagt u. s. w. Später sey er hier zum öftern in Person umherge-

wandelt, habe allerlei Wunderbares, faſt wie Hexerei und Spuk in feurigen Büſchen, als Stimme u. ſ. w. getrieben ꝛc. ꝛc. — — Alles dieſes ſeltſam Verworrene wird auf den ſchwachen kindiſchen Begriff losgelaſſen in Worten, in Liedern in Proſa, in Verſen, gereimt und ungereimt, eingetrichtert, eingepaukt, eingebläut; alles hinterm Rücken der Natur, die nichts davon weiß noch wiſſen will und kann, denn ſie redet nicht mit Worten, ihre Zunge iſt die That. — Jene Theorie der Gottheit alſo, ſage ich, wird in die junge Seele des Menſchen gewaltſam hineingebracht, und ſie nimmt ſie auf, damit der liebe Gefährte, der Körper nicht maltraitirt werden möge mit Vorwürfen, Prügel, Hunger, Gefängniß, gelben Erbſen u. desgl. — Ach unter wie vielen Seufzern und Thränen zieht der erkünſtelte Gottheitsbegriff, wie ihn die ergraute Theorie giebt, in das Vorrathshaus des Gedächtniſſes ein! — Aber nun iſt er da; der Mund bekennt es in hundert und einem Spruche; darauf wird conſecrirt und der Menſch iſt ethiſch fertig. Lachend wirft er die Kinderſchuhe aus; lachend wirft er die Plagegeiſter, ſeine Bücher, hinterdrein; ſchmunzelnd ſchlürft er den Zaubertrank hinunter, und — wo bleibt ſein Gott? — — Wir wollen einmal nachſehn. —

Nicht bei Allen äußern sich die Simptome in vorbeschriebener Art, aber bei der Majorität, und weil die wie in allen so auch in den Herzkammern gilt, so buhen wir mit guten Fug bei dieser Classe an. — Hier gilt es, etwas nachzuholen. — Ich bemerkte oben, daß zu dem, von außen her dem Menschen Angelernten von innen heraus, durch eine geheimnißvoll verschleierte Pforte, etwas Göttliches, Heiliges, das ich Poesie nannte, hinzutreten müsse, wenn das Angelernte nicht ein kaltes prosaisches sich mechanisch unschön abhaspelndes Ding bleiben solle, bei dem der Mensch auf einer thierischen Stufe des nachahmenden Wirkens stehn bleibt, wie denn ja auch das Thier Angelerntes auf diese Weise wieder zur Erscheinung bringt. — Ganz so verhält es sich auch mit dem angelernten Gottgedanken, der uns so lange mechanisch auf der Zunge schwebt, bis jene Poesie aus dem dunkeln Hintergrunde unsrer Seele herzutritt, mit ihrem geistig belebenden Hauch, ihn befruchtet mit dem lebendigen Odem und also erst befähigt zur Erzeugung edler, köstlicher Früchte. — Anders wie in jener künstlerischen Beziehung, wo die Natur, des Zweckes eingedenk, mehr oder auffallender bevorrechtend ordnete, ist sie in dieser, in sittlicher Beziehung zu Werke gegangen, und wenn auch immer noch mannigfaltig abweichend, so hat

ſie doch jeden ihrer Vernunftbegabten mit einem aus-
reichenden Theil jener Poeſie beſchenkt, und ich nenne
dieſes eine generell menſchliche Prädiſpoſition für
Religion. — Aber, wie nun einmal der Menſch als
Bürger der Erde ſich den telluriſchen Geſetzen und
Einflüſſen auch geiſtig nicht entziehen ſoll und kann,
ſo findet auch in dieſer Gottbeziehung das obener-
wähnte Geſetz ſeine Anwendung, wonach das in-
nenwohnende Reingöttliche — eigentlich ein und daſ-
ſelbe und nur in ihren Beziehungen verſchieden —
wie dort der Genius ſo hier die Poeſie der Seele,
erſt durch äußere Umſtände, durch etwas von der
Erdſeite hereintretendes gelockt, animirt werden muß,
ehe ſie hervortritt und der Zeugungsact, — nicht
das Werk der Secunde — durch allmählige Durch-
geiſtigung vor ſich geht. Einzelne Phänomene kön-
nen gegen die Exiſtenz dieſes Geſetzes nicht gelten,
und wenn gleich in Mozart, z. E., ſich der Genius
der Muſik, direct, unaufgefordert hervordrängte, ſo
forderten ihn doch indirect die, durch häusliche Ver-
hältniſſe ſeiner Eltern dargebotene Gelegenheit, das
Anhören executirter Pieçen und das Vorhandenſeyn
eines Flügels zur Erſcheinung heraus. — So baute
J. Steiner als Knabe ſchon Geigen, dergleichen er
jedoch zuvor ſchon geſehn. So ſchrieben alle großen

Dichter als Knaben schon Gedichte, desgleichen ihnen bekannt geworden, und alles dieses beweist nur das intensiv Ueberwiegende ihres Gottgeschenkes, das in seiner Fülle mehr denn auf halbem Wege dem Irdischen entgegentritt. — Da nun jeder Genius noch nothwendig in seiner Gattung erfinderisch, schöpferisch wie sein Ursprung und eben dadurch original ist, weil er das Gegebene, das Aufgenommene anders, in seiner Götterwerkstatt umgestaltet, wiedergiebt, so fällt auch die Erscheinung complicirter Erfindungen mit jenem Gesetze zusammen, da dann die Natur die Stelle des Lehrers vertritt und ihm zufällig oder gesucht von außen her etwas zuführt, darbietet, das er nimmt und eine neue Schöpfung daraus bildet.

Dieses Gesetz, ungenannt, aber erkannt, mindestens geahnt von der Seite, wo es befiehlt der noch unangeregten Gottpoesie, das Nothwendige, die irdische Mutter der Religion, die Lehre, entgegenzuführen, ist die erste und frühste Ursache aller Religionsanstalten unter Menschen gewesen, da Gottidee die Wurzel aller Moral und Sitte ist. Dieses sind die Früchte, denen sie aus unerforschter Quelle den Nahrungssaft zum Wachsen und Gedeihen zuführt. Wir haben es jedoch vorläufig nur mit dieser Wurzel zu thun, der Erkenntniß halber.

Ich bemerkte oben, daß die Fähigkeit, die durch Lehre zugeführte Gottidee zu durchgeistigen, zwar intensiv verschieden, doch allgemein sey; ich füge hinzu, daß sie immer, zu allen Zeiten und in allen Gestalten zu menschlich-moralischen Zwecken ausreichend seyn wird, und doch sehen wir, daß sie in einzelnen Individuen wie in ganzen Völkern trotz des allgemeinen Einganges entweder geständlich gar nicht vorhanden ist, oder doch den Zweck ihres Vorhandenseyns nicht im entferntesten erfüllt. — Betrachten wir diesen abnormen Gegenstand wie er ist, wie er sich unter dem Volke, zu dem wir zählen, darbietet. —

Ich wiederhole zu richtigem Verständniß noch einmal die lokale Construction unsrer Seele in Beziehung zu der Gottidee. — Ich sage: dem Vorrathshause unsers Gedächtnisses wird die Lehre von dem Daseyn und Wesen eines höchsten Geistes zu allererst von Lehrern zugeführt, jedoch zu einer Zeit, wo weder der von der Natur bestellte kritische Empfänger alles Eingelieferten, der Verstand, noch die geheime Mitgabe, die Gottpoesie, schon dahin gereift sind, ihre Funktionen in Beziehung auf diese unendlich einflußreiche Wahrheit auszuüben. — Nun hebt man an, dem zarten Menschen in der frühsten

Morgendämmerung seines Lebens die erstaunliche, hehre Gottidee auf allerlei widersprechende Weise zuzutragen. Bald wie er sich uns täglich im Leben manifestirt, als ein nur in seinem Wirken wahrnehmbares sinnlich-individuell undenkbares und eben deshalb nie zu verbildlichendes Etwas; bald wieder, und leider am allermeisten, wie ihn die barokke Phantasie urvorzeitlicher Männer sich in allerlei Gestalten und individuellen Aeußerungen gedacht, und wovon eben schon einmal geredet. — Dieser Weise werden so viele Stunden, wie jener Minuten, gewidmet. Dabei hängt das directe Wohl und Wehe so sehr von dem Aufnehmen der dargebotenen Lehre ab, daß die armen jugendlichen Märtirer das Aeußerste thun, um in dem entweihten Tempel ihrer Seele das Aufgedrungene niederzulegen. — Der junge, blöde noch im Keimen begriffene Verstand läßt schweigend geschehn, was er nicht hindern kann, und wenn ihn gleich der Zweifel einmal neckt und er sich sträuben möchte gegen dieses oder jenes, so schüchtert ihn doch die Autorität des faltenreichen Amtsgesichtes und die des Stocks und der Ruthe gleich wieder ein. Auch soll es nicht anders seyn. — Der jugendliche Mensch hat nur noch zu empfangen, aber eben darum ist es ungerecht, ihn zu

hintergehn; und, wie eine Obervormundschaft über die materiellen Interessen Unmündiger wacht, so sollte es auch über die geistigen Interessen geschehn; sie sind gewiß nicht unwichtiger wie jene und eine alte Wahrheit schon, der ich beipflichte, lautet dahin: Was hülfe es mir so ich die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an meiner Seele. — Solchen Schaden aber nimmt sie in der That durch den Mangel einer redlichen Obervormundschaft über sie. —

Die Erscheinungen, die sich an den mit der Zeit geistig herausgebildeten Menschen in religiöser Beziehung äußern, werden sich je nach der Grundwurzel, nach der Gottidee gestalten, die tief in seinem Innern ruht. — Verschiedene Ursachen wirken hier modificirend ein. — Man kann annehmen, daß die erste Mittheilung der Gottidee für uns gleichgestaltet geschieht und dennoch sind jene Erscheinungen so sehr mannigfaltig! — reindeistisch, alltäglichchristlich, hyperchristlich, indifferent und endlich atheistisch. — Woher das? — Ich meine, die Ursachen liegen — abgesehn von dem gleichartig Angelernten, nach welchem Alle alltäglich-christlich, ein jeder nach Maßgabe seiner Confession, seyn und erscheinen müßte — in der verschiedenartig modificirten Ausrüstung der Natur, welche Verschiedenartigkeit je-

doch durch eine naturgemäße Lehre ohne Zweifel ausgeglichen werden könnte und sollte. Jetzt, bei der ganz und gaben Anlehnungsweise hilft sich die Natur so gut sie immer kann. — Da, wo das Geschenk der Gottpoesie nicht überwiegend, und der nie bedeutend angeregte Verstand mit Materiellem hinlänglich beschäftigt ist, bleibt das Eingeführte alltäglich verkümmernd liegen, löst sich mit der Zeit in Indifferentismus über Religionssachen überhaupt auf und Obrigkeit und Strafanstalt ist bei ihnen der Impuls einer mechanischen Redlichkeit, die nicht über den bürgerlichen Code hinausreicht; die Leidenschaften walten frei; der Egoismus ist die große Triebfeder zu jedweder Handlung und die Gottheit ein bequemes Conversations-Geräth, bei dem sich's gelegentlich schwören oder fluchen läßt u. s. w. — Die Ursache ist, daß der innwohnenden, ohnehin vielleicht nicht in ausgezeichneter Fülle angeborenen Prädisposition, nichts Sympathetisches von außen her zugeführt wurde, wodurch es zur Zeugung einer würdigen religiösen Schöpfung kommen konnte.

Da wo der Verstand schwach, das Gefühl für Göttliches aber, die Poesie stark angeschaffen worden, und nur die bestehende mystische Gottheorie selbst über das Jugendalter hinaus immer neu ein

geführt und jenes geistige Gefühl dadurch künstlich gereizt und verlockt wird, da tritt es denn endlich in einer krampfhaft-krankhaften Erscheinung hervor und zeugt die grauenhafte Mißgeburt, jene widerwärtige Nekrolatrie, der eben in unsern Tagen so drohend die Schwingen wachsen.

Ist jedoch der menschliche Geist mit hinlänglicher Verstandeskraft begabt, oder wird er zeitig genug durch verständige Lehre unterstützt, und ist auch die Zeugungskraft des Göttlichen, die Poesie in seinem innern geistigen Organismus hinlänglich vorhanden, — und sie ist es in der Regel bei Jedem — so geht daraus das einfachste, natürlichste, beseligendste und zu moralischen Zwecken tauglichste Religionssystem, der Deismus hervor, der schon von vorne herein der gesunden Logik als am Annehmbarsten erscheinen muß, weil er in Beziehung auf die Zahl, als Eins, von einer Seite als der erste Grad der Vollkommenheit dasteht, indem jedes Weitere als eine gebrochene Zahl, folglich etwas Unvollkommenes erscheint; von der andern Seite aber die Verirrung ins Unendliche, Verwirrende — gleich den Römern, die schon bis zu vielen tausend Göttern vorgeschritten waren — am sichersten vermeidet, also gerade den einzigen haltbaren Punkt zwi-

ſchen Unvollkommenheit und Unendlichkeit bildet, und alſo auch zu den vorhandenen Geheimniſſen der Natur keine neue, menſchlich-ſpitzfündig erſonnene und irreführende hinzugefügt. —

Endlich und auf dieſem langen Wege gelangen wir zu der pſychiſch merkwürdigen Erſcheinung, die man Atheismus oder Gottesleugnung nennt. — Ich wagte vorhin zu behaupten, daß es weder je einen eigentlichen Atheiſten gegeben habe noch je geben werde, und ich will außer dem dort Vorläufigen hier etwas weiteres, nach eigenthümlicher Durchſchauung für die Richtigkeit jener Behauptung beibringen.

Eben wie die einzelnen innern Organe des menſchlichen Körpers jedes ſeine eigene beſtimmte Periode der Zeitigung hat, in der es ſich zur letzten Vollendung herausbildet, und eben wie dieſe Periode die gefahrvollſte für eben dieſes Organ iſt und Aufmerkſamkeit auf äußere bezügliche ſchädliche Einflüſſe zur Abwehrung derſelben heiſcht, eben ſo hat auch der menſchliche Geiſt vor allen in Beziehung auf Gotterkenntniß ſeine Periode, in der er es zum Abſchluß mit demſelben für Lebenszeit bringt. — Dieſe Periode liegt weit hinter der Confirmation und ich möchte ſie als zwiſchen dem 25. und 35. Jahre be-

zeichnen. Jünger als 25 möchte es darum auch wohl nie einen scheinbaren Atheisten gegeben haben, und wenn auch, so war er sicher ein Papagey, bei dem man nach zehn Jahren wohl einmal wieder anfrägt. Der erste und zwar gröbste Grad des Atheismus ist eigentlich Indifferentismus, der meist aus verwahrloster Erziehung, vereint mit der schon bezeichneten, sich selber widersprechenden angelernten Gotttheorie, entsteht; der sich auf keine Disputation einläßt, der so lange trotz als er in einem gesunden starken Körper haust, und sich drinnen leicht bekehrt, wenn es draußen schlimm geht. Dergleichen Menschen sind fast thierisch unzurechnungsfähig und ihr verkrüppelter Geist kann höchstens zu einem ahnungsvollen Bekenntniß, nie aber zu einer vollen beseligenden Gottidee mehr gelangen. — Sie haben die angelernten Dogmen gedankenlos von sich geworfen, weil sie ihnen nicht mundeten; da ihnen aber für den Fall der Noth nichts anderes geboten wurde, und sie selber sich nichts Heiliges zu verschaffen verstehen, so wird aus Noth das Weggeworfene meist wieder aufgenommen. — Diese Leute haben Gott eigentlich nie geleugnet, sie haben ihn nur verloren; sie sind Opfer einer falschen Behandlung, aber keine Atheisten. — Höher und eben

darum bei weitem widerwärtiger ſteht der gebildete Gottesleugner, der mit angelernten Sophismen bewaffnet, trotzig auf dieſer ſchmalen Scholle im weiten Ocean des Alls ſteht, und ſtolz auf die Gelenkſamkeit ſeiner Glieder und den Fleiß ſeines Magens nichts weiter bedarf, als was dieſe Erdenrinde ihm bietet zum thieriſchen Genuß. — Sein Räſonnement iſt kurz; ſeine Mahlzeiten ſind lang. — Man hat ihm geſagt und er hat es ſogar ſelber geleſen, daß die Pfaffen von jeher Betrüger waren; ſeit der Zeit fing er an gegen alles das Mißtrauen zu hegen, was von ihnen kommt. Einmal beim Verwerfen verwirft er die Schale ſammt den Kern, denn er meint man müſſe nicht ſtehen bleiben. — Der ſchwache Hauch eines ihm nur ſchwach angebornen Gottgefühls, vermochte nicht bis zur Befruchtung hindurchzudringen und unbeſeligt, unerfüllt von der eigentlichen Gottidee, ſteht er da. Verwaiſt von der Vaterſeite, hält er ſich an die Mutter Erde, und was ihr angehört, an ſeine Sinne. Er erkennt die wirkende Productionskraft jener an, und baut auf die mathematiſche Richtigkeit der Logik dieſer; er ſetzt ſich mittelſt dieſer in Beziehung zu jener, geſteht ſeine Abhängigkeit von ihr und nimmt an was ſie ihm bietet. Haben und Genießen iſt das Schluß-

ring an der Kette ſeiner Logik; er ergreift ihn mit Macht und hält an ihm ſich ſchwebend über den Abgrund der Vernichtung. An den Veſten der Erde haftet die Klammer, die ihn trägt; hier iſt ſeine Rechnung abgeſchloſſen. Bricht der Ring, ſo fällt er in den Schooß der Mutter zurück, die ihn gebahr, und die Rechnung iſt vernichtet. Wo bleibt hier der Atheismus? — Der eingefleiſchteſte Gottesleugner legt nach zweien Fragen ſein Glaubensbekenntniß als Pantheiſt ab; er ſitzt unwiſſend auf der Fibelbank in der Schule des Spinoza und H. Heine ſelber iſt nicht bis zum Catechismus gekommen.

Woher rührt es, daß die iſraelitiſche Nation ſo wenige, ja ich möchte behaupten, gar keine Gottesleugner unter ſich aufzuweiſen hat? — Die Antwort hierauf geht leicht und faſt von ſelber aus meiner Theorie hervor: weil nemlich in Beziehung auf ihre menſchlich angeborene Prädiſpoſition für Gotterkenntniß, die Bedingung des lehrbegrifflichen Entgegenführens auf eine urſprünglich natürliche Weiſe geſchieht und alſo die Homogenität des Zugeführten mit dem Vorhandenen eine leichte und natürliche Zeugung der Gottidee zuläßt, dahingegen ſie anderſeitig nur allzuoft verunglückt und allerei Anomalien zur Welt bringt. — Freilich behängt der

zählebige Rabbinismus das reingeborne Gotteskind sofort mit seinen vergilbten, moderrüchigen historischen, talmudischen Gesetzläppchen, und es kann nicht aufwachsen unter dem erstickenden Wust zur freudigen Blüte, aber sie haben einen Schritt voraus zum Rechten, denn man reißt eher einen Fetzen ab, als daß man einen Blutflecken auswäscht.

Wir machen wahrlich der Natur ihr Geschäft sauer; wohl uns, daß wir es ihr nicht ganz und gar verleiden können; sie geht nicht ab von ihrem Gesetze und jede Menschenschöpfung ist von Grund auf neu. Ein Paar Blinde zeugen ein fröhliches Kind, das mit seinen freundlich glänzenden Augen in die Welt hinaus lächelt; der Sohn des Hinkenden wird Balletmeister und die Tochter eines Nasenlosen spannt eine halbe Stadt an ihren Triumpfwagen. — So regenerirt sich auch, trotz aller Verstümmlung durch verkehrte Systeme, der menschliche Geist in seiner urabsichtlichen Art, und keiner kleidet sich in die entsprechende Gestalt und tritt zur bewußten Erscheinung heraus, ohne daß er tief im Innern die Narbe birgt, wo er sich abgelöst vom Ursprung, die ihm gelassen zum Zeichen seiner Abkunft, und die als Zeugungsorgan dient, bei erlangter Reife, zur Schöpfung der beseligenden Gott-

idee, die uns trägt als Vollkommenes über das verlockende Unvollkommene in richtiger Mitte, Erd' und Himmel in Harmonie. — Die Natur hat nichts verbrochen, und sie verbricht nichts. — Der Engel mit dem feurigen Schwerdte, der uns wehrt in das Paradies einzugehn, trägt eine große Perrücke und ein Kreuz bildet den Griff seines Schwerdtes. Wasser über das feurige Schwerdt! — Ueberhaupt nur Muth! — wir haben lange, sehr lange gekränkelt, und dünken uns schwach, aber wir sind stärker als wir glauben; stärker als wie die Aerzte uns glauben machen wollen, sie, die uns allzugern noch länger an die dumpfe Krankenstube fesseln möchten. — Fort mit den Medicamenten! — hinaus auf die Berge, in die Fluren, in die Felder! wo der Odem Gottes weht; hin an die lebendige Quelle! waschet die übernächtigen Augen; waschet das Blut von den Seelen, werdet rein vom verjährten Unflath; zeigt den ursprünglichen Menschen in euch, und dann kommt her, dann wollen wir weiter reden.

Zu jener Knabenzeit, da ich wenige Jahre kaum den Traum des ersten Werdens mir aus den Augen gerieben, war mir's anzumerken, daß die Gewöhnung des Blickes an die allmählig hervortreten-

den Objecte der Erde auf mich wieder gleichgültigend, einſchläfernd als auf andere gleichgezeitigte Erdgenoſſen wirkte. Selber eine zarte Gottespflanze, hing ich in jenen Tagen mit unnennbarer Vorliebe an dem Krautgärtchen, wovon das Hintertheil unſers beſcheidenen Häuschens begrenzt war; mit Leidenſchaft aber vor allem an dem mir zugetheilten Beete, das ich mit Blumen nach eigner Laune bepflanzen durfte, deren Pflege von mir abhing, und wobei vor allen der Gedanke mich unnennbar erfreute, dieſes geſtreckte Viereck, einen Theil der ſo unendlich großen Erde, mein nennen zu dürfen; wobei ich, ſeltſam genug, auch die Tiefe bis zum Mittelpunkt der Erde mit veranſchlagte; das darüber hinaus aber, gerecht genug, dem Antipoden nicht ſtreitig machte, wobei ich die allerſchönſte meiner Blumen darum gegeben hätte, wenn ich gewußt, wie der kleine Knabe heiße und wie er ausſehe, dem das Blumenbeet auf der gerade entgegengeſetzten Seite der Erde angehöre. — — Mein älterer Bruder und Gartennachbar füllte nun einſt einen Bretterkaſten mit Erde, placirte ihn, ſchräge erhöht gegen die Sonnenſeite und legte Blumenſaamen hinein. Ich warf manchen neidiſchen Seitenblick nach dieſem Kaſten, und um ſo mehr als der hineingelegte Saame

bald darauf keimte, grünte und üppig emporſchoß. — Nun fiel mir's einmal plötzlich ein, meine Mutter, mit der ich vor dieſem Gewächskaſten ſtand, zu fragen, wer es denn doch eigentlich ſey, der dieſe Keime aus der Erde und in die Höhe treibe, die Blätter alſo lieblich geſtalte und die noch viel ſchönern Blumen? — Die Mutter, über meine naive Frage einigermaßen frappirt, fertigte mich mit der gewöhnlichen kurzen Antwort ab: „Der liebe Gott.“ — Dieſe Auskunft machte mich nachdenkend. — Ich hatte von dieſem ſogenannten lieben Gott ſchon allerlei Sonderbares erfahren; unter andern, daß er allwiſſend, allgegenwärtig, daß er unſichtbar und daß er ein Geiſt ſey. Dieſes alles konnte ich weder faſſen noch begreifen, und nach einiger Ueberlegung fiel mir's plötzlich aufs Herz, es möge mit dieſer Erklärung wohl eben eine ſolche Bewandniß haben, wie mit dem heiligen Chriſt, von dem man uns immer eingeredet, er bringe zur Weihnachtszeit den, mit Geſchenken behangenen Tannenbaum, da wir Geſchwiſter doch beim letzten Feſte den Vater ausdrücklich attrapirt, wie er das Bäumchen heimlich ins Haus gewaſcht, ja die Schweſter im Verſteck ſogar deſſen Ausſtattung mit Lichtern, Bändern u. ſ. w. zugeſehn. — Aehnliche Täuſchung, meinte ich, habe

ſich die Mutter auch wohl eben in Beziehung auf dieſen Gewächskaſten erlaubt, und ich hielt mich feſt überzeugt, der liebe Gott, wenn anders wirklich ein ſolcher die Pflanzen hervortreibe, müſſe nothwendig unten im Kaſten ſitzen; faßte darum auch den Entſchluß, heimlich nachzuſehn und dem Dinge, wo möglich, auf die Spur zu kommen. — So legte ich mir denn gelegentlich einen alten Meißel zurecht und an einem Tage, da ich nicht überraſcht zu werden befürchten durfte, nahm ich mein Werkzeug nebſt einer kleinen Schachtel und machte mich hinunter an die Arbeit. Ich legte ohne ſonderliche Mühe den Kaſten auf die Seite, brach den Boden ein und begann ſorgfältig in der Erde umherzuſtöbern nach dem lieben Gott, der die Blumen nach oben zu herausgetrieben hatte. — Lange fand ich nichts, was meinen Erwartungen entſprochen hätte, d. h. nichts Lebendiges, denn nur ſolchem traute ich die Kraft des Schaffens zu. — Endlich ertappte ich einen großen geringelten Regenwurm, der ſich mit möglichſter Eile meinem Anblick durch eine Flucht in die Erde entziehen wollte. — Mit Enthuſiasmus aber erhaſchte ich ihn, und mir blieb ganz kein Zweifel, daß eben dieſer der geheimnißvolle Gott ſey, der die Blumen herausgetrieben. Mit einiger Ehr-

furcht bemächtigte ich mich seiner, sperrte ihn als mein Eigenthum in die Schachtel, trug ihn im Triumph nach Hause, und wies dem Gefäß einen Ehrenplatz unter meinen Sachen an. — — Von dieser Minute an ward ich geheimnißvoll feierlich, in einer Art, wie es dem Kinde schlecht steht. — Ich sah mit einem gewissen Stolz auf meine Geschwister herab, die keinen Gott gefangen hatten, wie ich, die also auch nicht wußten, wie er aussah und die zu jemand beteten, den sie nicht kannten. Dahingegen ich bei dem Worte: Gott, immer an meine Schachtel und an den, der darin saß, dachte. — Man meint vielleicht, daß ich ihn gezeigt habe; — aber nein; dieselbe Charakter-Eigenthümlichkeit, die mich meinen Gott finden ließ, ließ mich auch das Geheimniß einige Tage für mich behalten, in denen ich mich mehreremale heimlich an dem Kleinod weidete. — Sonderbar aber, ich wurde täglich störrischer, widerlicher; wollte alles besser wissen, klüger seyn, und meinte im Stillen, einem Knaben mit solchem Entdeckungsgeiste dürfe man mit nichts in den Weg treten. Ich vindicirte mir Unfehlbarkeit und wenn ich wegen meiner Unart bestraft wurde, weinte ich über meiner Schachtel bis ich ruhig geworden. — Endlich trat ich, bei einem neuen Streite

öffentlich mit der Erklärung heraus, daß ich klüger ſey als ſie alle, und das wolle ich beweiſen, denn es ſey kaum acht Tage her, daß ich mir den Gott eingefangen habe, den ſie alle für unſichtbar erklärten; den Gott, der Blumen wachſen laſſe; — und nun rannte ich und holte unbeſonnen mein Heiligthum herbei und ſtellte es feierlich auf den Tiſch, ſah triumphirend darein und geberdete mich überhaupt wie ein Narr. — Eine verächtliche Lache, die über mich herein brach, brachte mich in Harniſch, und flugs lag ich der Schweſter, die am hellſten lachte und dabei die ſchwächſte war, in den Haaren. Ich ſchlug wacker auf ſie ein; man wollte mich abreißen, aber ich kannte mich ſelber nicht mehr; ich ſchlug mich für meinen Gott wie ein Raſender und wollte auch da noch kein Raiſon annehmen, als der verſtändige Vater dazwiſchen trat. — Er leitete indeß eine ruhige Unterſuchung ein; nahm mich auf ſeinen Schooß und ließ mich die Geſchichte meines Wurmgottes der Folge nach erzählen; was ich denn auch unter Schluchzen begann und ohne weitere Störung als das periodiſch gewaltſame Hervorbrechen verhaltenen Lachens in kurzen abgebrochenen Tönen von Seiten der Geſchwiſter — beendete. — Der Vater wurde ungemein ernſt, ich

glaube eine Thräne in ſeinem Auge geſehn zu haben und er küßte mich bedeutſam auf der Stirn. — Die Schachtel war bis jetzt unberührt geblieben. Der Vater nahm ſie in die Hand, und ich geſtehe, daß mir in dieſem Augenblicke ein beklommenes Gefühl, aus Furcht und Scham gemiſcht, überkam, denn ich hatte ſeit einigen Tagen das Behältniß nicht geöffnet, und aus des Vaters ernſthafter Miene las ich unwillkührlich eine Negation meiner Gottſache heraus. — In dieſem Augenblicke traten zwei gebildete Freunde ein, und ſie ſchienen dem Vater eben ſo willkommen, als mir das Peinliche der Situation dadurch noch mehr erhöht ward. — Eine kurze Relation des Obſchwebenden folgte unmittelbar dem Gruße und ich wurde dadurch auch in den Augen der fremden Männer der Gegenſtand geſpannter Aufmerkſamkeit. — „Zeige uns denn nun deinen Gott" — hub der Vater freundlich zu mir an, und ſtreichelte mir die hochglühenden Wangen. — Ich zitterte vor Angſt, denn ein Gericht war über mich und meinen Gott hereingebrochen, und was mir, einſam, in Gedanken, ſo klar, ſo bündig und gewiß geweſen war, das, fühlte ich, konnte vor dem durchdringenden Auge dieſer verſtändigen Männer nicht beſtehn. — Doch ermannte ich mich nach er

neuter Aufforderung und öffnete das hölzerne Haus meines Gottes. — Wehe! — ein wenig trockner Staub war der ganze Ueberreſt meines höchſten Weſens und aus den gereckten Hälſen der Geſchwiſter kicherte ſchon wieder die hämiſche Lache von vorhin hervor. — Eine Schamröthe überflog mein Geſicht; aber gleich übergab die Scham dem Zorne ihre Fackel. Ich beſchuldigte das junge Volk auf den Kopf, es habe mir meinen Gott heimlich geſtohlen und warf ihm erboſt die Schachtel an die Köpfe. — Heute noch begreife ich nicht, wie ich Angeſichts des immer ſo ſtrengen Vaters jetzt ſo ſehr vermeſſen ſeyn konnte. In dem Augenblick aber überdachte ich auch dieſes nicht einmal, denn jede fremde Idee war in der einen Gottidee untergegangen und ich weinte aufs neue Thränen, an denen gekränkte Eitelkeit und Schmerz über den Verluſt eines eingebildeten Gutes gleichen Antheil haben mochten.

Der Vater hob mich nun wieder auf ſeine Knie, trocknete die Thränen auf meinen Wangen und ſuchte meiner geringen Faſſungskraft das kindiſch-lächerliche meines Beginnens durch einige Argumente zugänglich zu machen, wovon mir indeß nur etwa ſo viel erinnerlich, daß er auf die Blumen im Garten und darüber hinaus hinwies, die

ja doch eben ſo gut eines ſchaffenden und erhaltenden Gottes bedürften, wie die im Kaſten. Der Gott aber, zu dem wir beteten, ſey nicht allein der Schöpfer der Blumen, ſondern aller vorhandenen Geſchöpfe; ja, die Erde ſelber und ihre Verwandten, die wandelnden Welten droben, wären Werke ſeines Willens; ſo auch der Regenwurm, den ich angebetet und der nur ein unendlich kleiner Theil eines zur ſichtbaren Geſtalt gewordenen Gottwillens geweſen. — Uebrigens ſolle ich Gott als einen lieben Unbekannten betrachten, etwa wie den Onkel auf dem Cap der guten Hoffnung, deſſen Daſeyn man aus den mancherlei lieben Geſchenken inne werde, und deren man ſich durch ein beſcheidenes Genießen würdig mache. u. ſ. w.

Schweigend küßte ich den ernſthaften Vater; ſchweigend nahm ich meine Schachtel mit dem Wurmſtaube und legte ſie ruhig aufs Feuer. — Als ſie zu Aſche geworden, ging ich heiter wieder meinen Spielen nach und erſt in reifern Jahren iſt die Erinnerung an jene Begebenheit lebhaft in meiner Seele aufgetaucht, und iſt mir gleichſam zu einer Metapher geworden, an die ſich auch heute noch die ſinnigſten Betrachtungen knüpfen.

Wäre mir es gegeben, die Menschheit plötzlich zu der moralischen Stufe emporzuheben, wohin zu gelangen sie ihren Anlagen nach unstreitig fähig ist, so müßte dann von Stund' an keine Silbe ferner über Gott geredet werden, denn Gott ist ganz ein Wesen der Empfindung, und jedes über ihn geredete Wort kann nur ein Irrthum seyn. — Man halte hier ein wenig inne und lächle über das Paradoxon; dann verwerfe man es mit mir, und vernehme, daß ich meine Empfindung über das unendlich Erhabene jenes Wesens nicht anders auszudrücken vermochte, als durch einen Satz, den der Verstand nothwendig desavouiren muß. — wenn ich aber jenes Paradoxon gleichwohl verwerfe, so hindert mich doch nichts, etwas wieder davon aufzunehmen. So schlägt der Künstler seine Geige in Stücken und setzt aus den Splittern eine wohltönende wieder zusammen. — Es ist nicht an dem, daß man nur mit dem Verstande denkt; es giebt Gedanken, und das sind die höchsten und erhabensten, die gehen aus dem Gefühl hervor. Der Unterschied aber ist der, daß der Verstand sich seine Gedanken aus einem Material, aus tausend einzelnen benannten Theilen, aus Splittern zusammen baut, und das ist das Instrument; — daß die Denkkunst sich in allerlei logisch

regelrechten Gängen darauf ergeht, und das iſt die Muſik, — dergleichen uns die Philoſophen und vor allen Kant in großen Maſſen vorgeſpielt — was aber in den Melodien unentziffert, ahnungsvoll redet, dieſer Gedanke, den wir vorzugsweiſe bei Dichtern finden, der, wie dort Körper, hier Geiſt iſt, dieſer höchſte Gedanke, den wir Poeſie nennen, wird nicht mit dem kalten Verſtande gedacht, die Quelle, wo er entſpringt, iſt das Gefühl und er redet allemal von Gott, aber in einer Sprache, die kein Alphabet, keine Grammatik und keine ſichtbare Zunge hat. Freilich muß er, um ſich zu verkünden, ſich der Worte bedienen, wem aber kein anderes Auffaſſungs-Organ angeboren iſt, wie das einfache Ohr, der hört nur Worte aber keine Gedanken, keine Poeſie. Darum: er liegt in Worten, aber keine Worte erklären, was er iſt; und jedes Wort, das ſich vermißt, ihn zu erklären, irrt. Die empfängliche Seele nur iſt wie das tönende Glas oder die Saite, da der eingeborne Ton dann leiſe mittönt, wenn dieſer nahe bei erklingt. Dieſer eingeborne Ton der Seele iſt Gott; und darum iſt Gott in uns und wir ſind in ihm. Aber in uns iſt nur ein einiger Ton aus der unendlichen Skala ſeines harmoniſchen Allein-Weſens, der, angeregt durch

die Erſcheinungen der Erde und des Himmels und der Sprache begabter Menſchen in uns ertönt und von dem Daſeyn des Gottes, außer und in uns, belehrt. — Darf ich den Fittig meiner Phantaſie regen? — —: Jeder Stern hat ſeinen einigen eigenen Ton; alle unendlichen Töne aber zuſammengenommen bilden die höchſte Harmonie, und dieſe Harmonie iſt Gott. — So iſt jeder einzelne erklingende Ton Muſik, aber die Verbindung aller Töne zu einem gedankenreichen Kunſtwerke die höchſte. — Auch dieſer Tropus hat wie jeder ſeine Krücke, und hier iſt es die, daß in der höchſten Gottharmonie, zwar Diſſonanzen — eben das, worüber wir ſo beträchtlich weinen — doch keine Charivaris denkbar ſind. — Was aber dem Zweifler und Spotter als ſolche erſcheint, iſt eben ſeine eigene Katzenmuſik, mit der er vergeblich verſucht, die ewig ruhig fortlönende und in unzähliger Mannigfaltigkeit fortmodulirende Gottharmonie zu überſchreien.

Kann man einem Tauben beſchreiben, was ein Ton iſt? — Eben ſo wenig kann dem Menſchen — und ſteigen unmittelbare Abgeſandte des Himmels zu ihm hernieder — gelehrt werden, was Gott in ſeiner Univerſal-Harmonie iſt. Soll aber der Taube die Harmonie der Muſik wegleugnen, weil

ihm das Werkzeug der Wahrnehmung abgeht? und die für Narren erklären, die, ein Inſtrument am Munde, die Finger darauf bewegen? oder andere, die mit einem Bogen auf einer ſtraffen Saite hin und wieder ſtreichen und in leiſen, abgemeſſenen Schwingungen den Kopf dazu bewegen? — O nein, vielmehr habe ich geſehn, wie ein Taubſtummer behaglich tanzte; und er verſicherte, daß außer dem leitenden Rhythmus ſeiner Tänzerin, auch eine leiſe Schwingung der Luft, vornehmlich durch Baß und Timpano erregt, auf die ſublime Senſibilität ſeiner Nerven in rhythmiſchen Intervallen einwirke und ihm von dem Daſeyn einer ſogenannten Muſik unterrichte. — Keine treffendere Metapher, meine ich, läßt ſich in der menſchlichen Gottſache auffinden, als eben dieſe. — Wie jener Taubſtumme zur Muſik, ſo ſtehen wir zu Gott in Beziehung. — Jener erfreute ſich eben ſo rein, eben ſo enthuſiaſtiſch am Tanz — zu dem er ſich den Rhythmus ſorgfältig mühſam herausfühlen mußte, wie die, die neben dem klaren Erkennen dieſes, auch noch die wollüſtig beſeligenden Melodiegedanken eines Kaliwoda oder Lanner in ſich aufnehmen, und wer iſt es, der ihm ſeine Freude verargen und rathen möchte, viel lieber einſam in einem Winkel zu hocken und zu ſchmollen

mit der unbekannten Urſache, die ihn um einen Sinn gekürzt? — Wie, wenn wir nun Alle um dieſen Sinn gekürzt worden wären? — Und wir ſind es in der That um viele andere. — Es giebt mehr Sinne, wie die uns eigenthümlichen fünfe; und hätten wir nur noch einen mehr, es würden uns ſeltſame Dinge erſcheinen. Es giebt Menſchen, deren Nervengeflechte für dieſes ausreicht, und ohne entſprechendes Werkzeug, vorhandenes Sinneswerkzeug als Surrogat benutzen. Aber das ſind unheimliche, grauenhafte Menſchen, denn ſie fälſchen das Geſetzbuch unſers Naturverbandes und ein geſunder Erdenbürger desavouirt dergleichen Fälſchung. Der Magnetismus an ſich iſt das künſtliche Erregen eines ſolchen außeranimaliſchen Sinnes. Es iſt ein Zerren an dem Schleier, den ich vorhin als an der dunkeln Rückwand der menſchlichen Seele präſumirte. Er bleibt immer eine ſpukhafte Operation, die uns über die ſeeliſche Organiſation des Menſchen zwar ſtaunen macht, ohne uns jedoch den eigentlichen Zuſammenhang des Gottes außer und des Gottes in uns ad oculos zu bringen, denn es iſt nun einmal in dem ordentlichen Geſetzbuche der Dinge eingetragen, daß wir unſer Penſum ohne directe Anweiſung des Meiſters leſen ſollen, und

alles naseweise Glotzen in das heimliche Facitbuch macht uns nur noch irrer in unsrer Rechnung, die wir nicht durch vertretende Zahlen, sondern durch reelle, materielle Dinge zu lösen haben. Dennoch steht es dem frei forschenden Verstande zu, über alle, selbst im schauerlich dunkeln Gebiete der Psychologie sich ihm darbietenden Erscheinungen möglichst Rechenschaft zu fordern und auf der Stufenleiter der Schlüsse, tief hinunter bis an die weislich verhüllte Quelle zu steigen. So wage ich es denn, zurückgekehrt an des Tages Licht, den einfach gefundenen Satz hinzustellen, es sey Somnambulismus, gleichviel, ob natürlich oder künstlich erregbar, nicht anders, als diejenige Abnormität der seelischen Construction, da das einheitlich Göttliche im Menschen, jene Gottpoesie, das Gefühl, sich zur unbedingten Alleinherrschaft aufgeworfen, und die irdische Schwesterkraft, den Verstand vollständig paralysirt, und zu seinen Funktionen in jeder Beziehung untauglich gemacht hat. —

Sollte gleichwohl Manchem dieser Satz paradox erscheinen, so möchte solches doch wohl nur daher rühren, weil — so viel ich weiß — bis jetzt noch Niemand vorher auf solche Idee gerieth und sie äußerte, eben so wenig, als wie der, diesem schnur-

gerade entgegengesetzte excentrische Zustand des Wahnsinns, auf späterhin folgender Weise, seine Deutung finden wird. — Ist nun gleichwohl die Richtigkeit dieser Doppeldeutung weder durch unzweifelhaft logischen Schluß noch durch Experimentiren so klar zu erweisen, daß alles Hypothetische davon abgestreift würde, und bildet solche mithin immer nur eine gewagte Theorie, so ist diese doch nicht die einzige, die solchem Mangel unterliegt, und ich sollte meinen, daß demunerachtet jeder Denkende, der meinen Ansichten über die Construction der menschlichen Seele aufmerksam gefolgt ist, nichts eigentlich Chimärisches in jener Theorie finden werde. In solchem Vertrauen nun möchte ich mich über den zuletzt aufgestellten Satz, der von nicht gemeiner Wichtigkeit für die göttlich-menschlichen Interessen ist, nach bester Einsicht in etwas verbreiten.

Heil der glücklichen Zeit! — rufe ich hier aus voller Seele — wo uns die Fortschritte der Wissenschaft dahin geführt, keine Wunder mehr, sondern nur noch Wunderbares in den Höhen und Tiefen der Natur zu finden, von denen Alles, auch das Erstaunlichste auf ein bestehendes Naturgesetz zurückgeführt zu werden vermag. — Die Vorwelt hatte von Manchem, jetzt nur noch wunderbar Ge-

nanntem, die Sache, aber keinen Namen und keine Urſache, und eben darum waren es bei ihnen Wunder, die denn noch obendrein von phantaſiereichen Hiſtorikern in ein phantaſtiſches Gewand gehüllt, als völliges Monſtrum zu uns herüber kamen. — Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß bei jener Vorwelt, trotz der energiſchern Körperconſtitution der Menſchheit, dennoch auch unter ihnen ſchon einzelne Erſcheinungen zu Tage kommen, die wir jetzt in dem wirklichen Auftreten derſelben, unter dem Sammelnamen: Somnambulismus begreifen, deſſen künſtliche Erregung wir aber Magnetismus nennen; ja es drängt ſich Einem bei dem Gedanken an das ſogenannte delphiſche Orakel, unwillkührlich der Gedanke auf: es ſey den alten Hellenen auch die Kunſt des Magnetiſirens nicht unbekannt geweſen. — Trotz des langen und ehrenwerthen Zweifels der Wiſſenſchaft an dem Daſeyn einer ſolchen erregenden Kraft, an den Wirkungen und den grauenhaft-wunderbar pſychologiſchen Erſcheinungen an einzelnen Perſonen, iſt man, meines Wiſſens, doch jetzt überall zu der Ueberzeugung gekommen, daß, trotz des hie und da untergelaufenen Betruges, dennoch an der Realität der Sache in Wahrheit nicht ferner gezweifelt werden dürfe. — Bekanntlich giebt es drei Ar-

ten des Somnambulismus: nemlich der gewöhnliche, robere, unter dem Namen Mordſucht bekannte; — der natürliche, von ſelber, mittelſt krankhafter Nerventiſpoſition entſtehende, — und zuletzt der, bei prädiſponirten Individuen durch Manipulation zu erregende, künſtliche. — Jener erſtere, vielleicht entfernt, vielleicht gar nicht mit letztern beiden Gattungen verwandt, iſt meines Erachtens nur ein potenzirter Traum, da Pſyche, die Inſtanz der betäubten Nerven umgebend, ihre Imaginationen zu realiſiren verſucht, und ſolches ihr, meiſtens im Bunde mit der Gewohnheit, auch gelingt. — Einzelne Zeichen erhöhter Perfection des leitenden Willens laſſen allerdings auf eine Verwandtſchaft dieſes Zuſtandes mit den andern beiden ſchließen, doch iſt von eigentlichem Hellſehn noch keine Rede, und die Geſetze eines natürlichen Schlafes ſind minder verletzt, als es in der That den Anſchein hat.

Jener, ſowohl freiwillig entſtandene, als auch künſtlich erregte Zuſtand des Hellſehens aber, iſt es, der dem Pſychologen einen tiefen, ſchauerlichen Blick in die wunderbare Conſtruction der menſchlichen Seele thun läßt. — Man wähne nicht, daß ich etwa mit läppiſchem Wohlbehagen nach Wunderbarem haſche; nein, vielmehr hege ich den lebhaften

Wunsch, der Mensch möge weder von Wahnsinn noch von Somnambulismus etwas wissen; nichts von Krankheit, weder des Körpers noch der Seele, sondern er möge, ein gesundes, fröhliches Geschöpf, heilig im Bau und heilig im Wandel, durch den Gottesgarten dieser Erde schreiten, zu den höhern Dingen hinaus, die seiner etwa warten. — Da sich nun aber einmal die Kenntniß jener schauerlich-geheimnißvollen Abnormitäten uns aufgedrungen, und kein Räsonnement sie je wegdisputirt, so, meine ich, sey es Jedes Pflicht mit seinem ihm gewordenen Stümpfchen hinabzuleuchten in die Tiefe, und zu forschen nach den Gesetzen des Natur-Code, die hier zu so absonderlich wunderbaren Erscheinungen hinauswirken.

Ich interpretirte in einem andern Werke dasjenige als Wahrheit und darum der reinen Vernunft annehmbar: was sich den Prüfungen der Sinne oder der Logik nicht entzieht; sich von Zeit zu Zeit freiwillig wiederholt, oder auch sich durch einen consequenten Prozeß zu jeder Zeit wieder erregen und hervorrufen läßt. — Da sich nun die Erscheinungen des Somnambulismus diesen Bedingungen fügen, so ist dessen Realität unter keinem Vorwande abzuleugnen, und es bleibt mithin nichts

übrig, als nach den Geſetzen zu forſchen, die ſolchen wunderſamen Erſcheinungen, als ſie durch jenen menſchlich-pſychiſchen Zuſtand ſchon erregt wurden, zum Grunde liegen.

Die Fähigkeit, die ein aus dem traulich-gewöhnlichen, geſunden Zuſtande heraus und zu jenem krankhaften, ſomnambülen hinübergetretenes menſchliches Weſen von andern geſchlechtsverwandten Geſchöpfen unterſcheidet, gehört nicht ſowohl dem Handeln als dem Wiſſen an, wobei der, überall unſtreitig vornehmſte Sinn, das Auge, nicht ferner auf das gewöhnliche Werkzeug beſchränkt — Schranken, wie Zeit, Raum und Ort in einzelnen Momenten überflügelnd und Hinderniſſe wie Unkenntniſſe beſeitigend, Dinge wahrnimmt, wie ſie es andern bei geſundem Vernunftzuſtande nie möglich waren noch ſeyn werden. — Man weiß, daß das künſtliche Hinüberführen zu dieſem Zuſtande, außer an einer gewiſſen geregelten Mechanik und ſonſtigen Bedingungen auch noch an die Bedingung eines geiſtig und körperlich geſunden Magnetiſeurs geknüpft iſt. Im Zuſtande des Hellſehens ſelber iſt der Kranke allem Gröbern, Sinnlichen entrückt; das Gefühl des höchſten Wohlbefindens und der Zufriedenheit malt ſich auf ſeinem Geſichte ab, und jede Unlau-

terkeit eines Fremden, ſich Nahenden ſtört dieſe beglückende Empfindung. — Wenn nun gleichwohl die Wiſſenſchaft jene Geſammterſcheinung an ſich mit gutem Grunde auf materielle Organe, auf das Ganglienſyſtem und das Sonnengeflechte, überhaupt auf das Nervenſyſtem zurückzuführen ſucht, ſo muß dennoch jeder Vorurtheilsfreie eingeſtehn, daß nichts Genügendes auf ſolchem Wege nachgewieſen werden kann, und die Glanzpunkte in der höchſten Stadie des Hellſehens nicht phiſiologiſch ſondern nur pſychologiſch erklärt werden können; und wer ſteht da im Geiſte vor dieſem erſtaunlich ergreifenden Schauſpiele, auf der Schwelle zwiſchen Welt und Welt, der hier nicht in deutlichen Umriſſen die geheimnißvollen Fäden bemerkte, die das Göttliche im Menſchen mit der Moral verknüpfen? — — Jener Zuſtand des Hellſehens, ſage ich, iſt es, wo auf unbegreiflicher Weiſe die geſunde Wechſelbeziehung der zwei ſeeliſchen Kräfte unterbrochen worden, und jenes Göttliche, die Quelle und der Vermittler des Bewußtſeyns, rein unabhängig von dem Beigeordneten, einen Grad näher zu jenem ſchwindelnd hohen Bewußtſeyn geſteigert iſt, das wir die eigentliche Weſenheit des einigen Gottes nannten. — Hier ſtehen wir mit anbetendem Erſtaunen vor einer, dem

erſten ſeiner Attribute, der Allwiſſenheit genau verwandten Erſcheinung; und iſt es, als ob die ewige und unbegreifliche Providenz ſeinem ſchwachen Vertreter auf Erden in ſolchem Factum eine beweiſende Probe hat geben wollen, daß dasjenige, was ihm dem gewöhnlichen Gange der Dinge nach unbegreiflich, dennoch, ohne Wunder, und einzig unter Einwirkung tiefverſchleierter Naturgeſetze denkbar ſey; daß alſo auch nach ſolcher Analogie die Möglichkeit einer wachenden Vorſehung über alle Dinge der Welt, unabhängig von gewöhnlichen Sinneswerkzeugen, mathematiſch erwieſen iſt. — Daß ferner das Göttliche im Menſchen, ſeiner urſprünglichen Reinheit nach, einzig nur zur Heiligung ſtrebt, und ſolches eben dasjenige iſt, unter deſſen Einwirkung der Menſch zu einem reinen und heiligen Wandel gebracht werden kann; daß aber auch eben darum, nur durch eine reine und unentweihte Gottlehre das Göttliche im Menſchen herausgebildet werden darf und jede Entweihung im Einzelnen und in dem Ganzen ſich furchtbar rächt. —

Doch verhängen wir das ſchauerliche Bild, das wohl nur ein geſunder, ſtarker Sinn ertragen kann, da es von heimlichen Dingen redet, die den Menſchen nur auf Augenblicke beſchäftigen ſollen, weil

er dadurch mit dem erſten Schritte auf einen Pfad geführt wird, der ſich in unbegrenzte, düſtere Tiefen verliert. — Wir bedürfen zu unſerm Zwecke nichts ferner, als was erinnert, und ſollte gleichwohl Manchem die hier aufgeſtellte Theorie Chimäre bedünken, ſo möchte ich doch die Gründe dafür erfahren. — Ich meines Theils erkenne drei mögliche Zuſtände im Menſchen, nemlich: der geregelte denkfähige; dann: Wahnſinn, krankhaft dem Thiere nähernd, wo — wie die nächſten Seiten es definiren werden — der Verſtand der Durchgeiſtigung des einheitlich Göttlichen entbehrt; und drittens: Somnambulismus, oder krankhaftes Vorherrſchen des einheitlich Göttlichen, da die Seelenkräft: der Verſtand paralyſirt, von jener höhern Intelligenz vertreten wird, und dieſe ſonſt unbeſiegbare Schranken im Wiſſen niederwirft. — Ich wiederhole, daß lezte beide Zuſtände Krankheit und ſomit Uebel ſind, die man möglichſt zu vermeiden hat. — Der Menſch ſoll in ſeinem Doppelweſen geſund ſeyn, und er kann es geiſtig nur in der reinen Harmonie beider Seelenkräfte. — Fern ſey darum der Glaube, als könne das Göttliche im Menſchen durch Umgehung oder Schwächung der Mitkraft zur Heiligung führen, als könnten und dürften unmittelbare Inſpirationen

aus jenem Göttlichen an uns ergehn. Nein, kein Sterblicher entzieht ſich ungeſtraft dem Geſetzverbande, und nur reine Erkenntniß und ſtarke Willenskraft, die aus jener Harmonie entſpringt, führt zur Heiligung.

Der erſte Grund alles Irrſals in Beziehung von der Menſchheit auf Gott, liegt in der Nothwendigkeit die Bezeichnungen für die Attribute des Univerſalweſens in dem Bereich einer Speciell-Sprache, d. h. in Rückſicht auf uns in einer Sprache zu finden, die ihre Wurzeln alle in den ſinnlichen Erſcheinungen der Erde ſchlägt und ſelbſt in ihrer ſchönſten Blüthe ſich nur wenig über ſie erhebt, — deshalb ſagte ich vorhin, daß Gott ein Weſen des Gedankens ſey, und zwar eines Gedankens, der ſich nimmer in Worte kleiden läßt, und das iſt der Gefühlsgedanke; wem aber dieſer Gedanke aufgegangen, in dem iſt das menſchlichmöglichſte in Beziehung zu Gott vorgegangen; ihm iſt der Impuls zu der einzig wahrhaften Religion gegeben, die zu ſeiner ſittlichen Erziehung ausreichen muß, und dieſes zum Bewußtſeynbringen Gottes in uns, iſt die erſte und nothwendigſte Aufgabe jeder Religionsan-

ſtalt, denn nur durch das Zuſammentreffen des Gottes von außen, des angelernten Gottes mit dem im Innern, des angebornen, kann jene höchſte Aufgabe gelöſt werden. Die Löſung derſelben, in ihrer Nothwendigkeit und die Wahrheit jenes Axioms des Unzureichens der Speciell-Sprache zur Einführung der Idee des Univerſalweſens mit ſeinen Attributen in die Seele des Menſchen — dieſe nothwendige Befruchtung der geiſtigen Narbe in uns durch den Blüthenſtaub der Lehre und Erfahrung außer uns — dieſes iſt es, was die Religionslehrer der Vorzeit, bei dem redlichen Willen, zum Zweck zu gelangen, veranlaßte, tappend und irrend dorthin nach Mitteln zu greifen, wo das Reale aufhört und das Imaginäre, die Phantaſie anhebt; meinend, das Unbegreifliche ſey nur mit Unbegreiflichem in Beziehung zu bringen, um alſo den Impuls zu einer wahrhaft beglückenden Religion in die Gemüther zu bringen; oder, mit andern Worten, das Natürliche durch Gemachtes, die wollüſtig erſchloſſene Blüthenſpelze etwa mit ſchnödem Staub aus dem Puderbeutel eines Perüquiers zu befruchten. — Ich weiß es, dieſer Vergleich riecht nach Pomade, ich finde ihn aber gleich nicht treffender, und immer und immer überkommt mich der Unwille, wenn ich des ver-

kehrten Experimentirens an der geheiligten Gottpflanze: Mensch, gedenke.

Ich recapitulire absichtlich noch einmal jenes oben aufgestellte Axiom: die Unzulänglichkeit der Sprache in göttlichen Dingen, dem aus eigner Erkenntniß voll beizupflichten, es vielmehr einer Empfindung bedarf, wie ich sie bei Meditationen über den erhabensten aller Gegenstände so oft habe. Aber trotz dieser lebhaften Ueberzeugung der Unzulänglichkeit fällt mir nichts weniger ein, als auch mir die geringste Unzufriedenheit über solche Gestalt der Dinge in mir auftauchen zu lassen. Können wir doch an allen, selbst materiellen Größen den Maßstab unserer gewöhnlichen Begriffe nicht anlegen ohne zu irren. Bleiben wir — zum Beweise — einmal vor der sphärischen Gestalt unserer Erde stehn. Nach Analogie jedes Körpers müßte auch sie z. B. ein Unten und ein Oben haben, und Millionen denkfähiger Menschen ist die Idee durchaus unzulänglich, daß wir nicht sollten oben und unsere Antipoden unter uns wohnen; daß vielmehr Niemand unten und Niemand oben, Niemand auch an den Seiten, Alle vielmehr in gleichem Verhältniß auf diesem Globus situirt wohnen, und die Worte unten und oben in siderischer Beziehung überhaupt nur irr-

thümlich gebraucht werden können. — So — wiederhole ich — iſt es mit allem wahrhaft Großen. Läßt ſich — zum fernern Beiſpiel — behaupten: der Sonnenkörper brenne? — und dennoch leuchtet und wärmt er gleich Feuer, welches wärmt und verzehrt. — Ja ſogar auf menſchliche Größe könnte dieſer Satz angewendet werden. — Wer möchte wohl ſagen: Shakſpeare war ein kluger Mann? — oder ein geſchickter, ein geſcheuter oder ein weiſer Mann? — aber ein genialer! — (obgleich auch dieſes edle Epitheton ſeines Schmelzes längſt ſchmälig entkleidet iſt.) — Nun definire man mir dieſes: „genial." — Hundert Genielein werden mit ihren Definitionen angerennt kommen und die des Talents obendrein in den Kauf geben; aber ſie mögen zu Hauſe bleiben, ſie machen nicht klüger, ſondern um überzeugt zu werden muß man die Werke jenes angezogenen Meiſters leſen und empfinden, dann erſt wird man gewiß, daß und warum er ein genialer Mann war, aber weiter erzählen kann man es dann wieder nicht. Eben ſo müſſen wir auch die Werke der höchſten Intelligenz, in ihren Höhen und Tiefen, im Großen und vor allen im Kleinen, im Materiellen und Geiſtigen ſtudiren, um zu einer Totalempfindung zu gelangen, die ſich durchaus nicht in

artikulirten Lauten wiedergeben läßt, ſondern als ein ruhiges, ſtilles Bewußtſeyn tief beſeligend im Buſen ruht; die keines Breviers und keines Betſchemels bedarf; die ſich nicht verkörpern läßt in Geſtalt eines ſterblichen Geſchöpfes, eines Menſchen, der menſchlich arbeitet, ſchnitzelt, beſchaut, verbeſſert, verwirft, ſich freut, zürnt, ſchimpft, hadert, ſich rächt, ſich beſtechen läßt und ſich verſöhnt, wenn man ihm freundlich zutrinkt; alles wie der kleinlichen Menſchen einer; daß es ein Spott iſt der heiligen Vernunft und den Thoren eine nichtsnützige Freude.

Gott ſoll nicht ein Gott des Glaubens, ſondern der Ueberzeugung ſeyn. — Jeder Glaube läßt dem Zweifel ein Seitenpförtchen offen, und dahinein kommt dieſer, ein gewappneter Mann, und treibt die gemachten Götter hinaus, die Todten, an denen der Wurm nagt. Darum kenne ich nichts Ungereimteres, als das ſtolz angemaßte: „poſitiv" für erkünſteltes Menſchenwerk, für Satzung und Dogma, da doch nur die unmittelbare Manifeſtation Gottes in ſeiner nimmer ruhenden, lebendig beweglichen Schöpfung als ewig und unwiderruflich poſitiv angeſehen werden kann und darf, weil jenes in tauſendfach heterogenen ſich gegenſeitig desavouirten

Formen, je nach der Laune und der Caprice, beschränkter oder hellerer Einsicht eines einzelnen Sterblichen willkührlich, phantastisch geschaffen wurde.

Wenn ich vorhin sagte: keine articulirte Sprache reiche aus, den höchsten Gedanken, Gott, würdig zu umschreiben, so habe ich damit doch nur die moralisch möglichste Vollendung des Gottgedankens eines mit Gott in sich zum Abschluß gekommenen denkenden Menschen meinen können, und dieser höchste Gedanke, so wie er sich aus den klaren Manifestationen durch Vermittlung des Verstandes tief im Busen herangebildet zur Ruhe, zur Unaussprechlichkeit, ist, wie der irdisch höchste, so der himmlisch tiefste Grad der wahrhaftigen Erkenntniß Gottes, und aus ihm hervor geht, als in dem ersten Grade der Reinheit an sich selber, die seelische Reinheit, oder die Moral; nicht plötzlich zwar, sondern wachsend mit der Erkenntniß eines aus- und beides mit einander. — Von hieraus rückwärts, dehnt sich das ungeheure Feld des sogenannten Schicksals mit seinen beiden anziehenden und abstoßenden Polen: Freiheit und Nothwendigkeit, diese ungeheure Sphinx, an der heute noch nicht ohne Timidität meine Blicke hin und wieder schweifen; an deren erstaunliches Räthsel jedoch auch ich späterhin meine geringe Denkkraft zu üben ent-

ſchloſſen bin, wenn mancher Gedanken-Embryo erſt durch die Zeit herangereift ſein wird.

Steht nun — um auf obiges zurückzukommen — die herausgebildete Gottidee in höchſter Blüthe, wo ſie mit ihrem Duft die ganze Seele beſeligend durchgeiſtigt und zur moraliſch ſchönen That kräftigt und animirt; ſteht ſie — ſage ich — alſo in unbeſchreiblicher Köſtlichkeit da, und — um das Bild feſt zu halten — iſt dieſer empfundene Gott gleichwohl eben ſo wenig zu deduciren, wie es der Geruch einer wirklichen Blüthe iſt, wofür die reichſte Sprache keine entſprechende Bezeichnung hat — ſo iſt dennoch der menſchlichen Intelligenz gegeben, das Samenkorn, aus welchem ſich einſt dieſe Blüthe entwickeln ſoll, in die empfängliche Bruſt des Menſchen zu legen und deren Befruchtung und Entwicklung durch Lehre und Anregung zu fördern. Eben dieſes iſt es ja, was ich das Hereinbringen, das Zuführen des Gottes von außen auf den im Innern nannte, gleich dem wirklichen Samen, der in die Erde gelegt wird, wobei zur Vermeidung jeder Begriffsverwirrung die Idee der Einheit und Ausdehnung der Gottheit — dieſe aber nicht etwa in einer einzelnen Perſon, ſondern in Miriaden Weſen und dem All überhaupt — erfaßt ſeyn will; da denn

die Vernunft — die ich als allgemeine Bedingung zum Menſchen, aus der Gefühl und Verſtand ſich entwickelt, betrachtet wiſſen möchte — eben auch die Bedingung der Empfänglichkeit, Befruchtung und Ausbildung der eingebrachten Gottidee iſt. —

Werfen wir von dieſem Standpunkte aus einen critiſchen Blick auf die geiſtige Organiſation des Menſchen im Vergleich zum Thiere, ſo ſtellt ſich alsdann die einflußreiche Wahrheit heraus, daß es eigentlich einzig nur das Gefühl, oder, wie ich es vorhin nennen wollte, die Gottpoeſie iſt, die uns über das Thier erhebt, denn der Verſtand, dieſe in ihren Grundbedingungen kalte Mechanik, findet ſich eben als ſolche mehr oder minder, ja oft in einem bedeutenden Grade auch bei dem Thiere. Es verſteht Urſache, Wirkung und Zweck an materiellen Gegenſtänden abzuwägen, es kann zählen, reden und ſonſt Dinge treiben, die von der Mechanik des Verſtandes abhängen und es iſt anerkannt, daß es gar oft Individuen des ſtolzen Menſchengeſchlechtes übertrifft. Der menſchliche Verſtand aber iſt durchgeiſtigt, befruchtet von dem göttlichen Gefühle. Dieſer Hauch bildet nach geiſtig chemiſchen Geſetzen aus Traum Wachen, aus Mechanik Bewußtſeyn und

die Suspenſion dieſes geiſtigen Hauchs, dieſer Gefühlsinfluenz iſt — Wahnſinn. —

Von allen Göttern, denen die Vorzeit Altäre baute, iſt nur ein einziger dem einigen, dem höchſten Weſen würdig, und dieſes iſt — Hygea. — Entſprechender noch würde dieſes Attribut der Gottheit ſeyn, wenn ſich uns nicht mit der Idee: Geſundheit, zugleich der Gegenſatz: Krankheit verknüpfte; denn unſern Begriffen nach iſt nur das geſund, was nicht krank iſt. Bei Gott aber iſt Geſundheit unzerſtörbare Harmonie in ſeiner Einheit. Zerſtörbar wurde ſie erſt in ihrer Ausdehnung; doch das eigentliche Bild geſtörter Harmonie ſtellte ſich erſt durch die der Menſchheit zugeſchobene aber ungelöſt gebliebene Aufgabe heraus, ſich in der angebornen Harmonie zu erhalten. — So lebt und waltet in Luft und Meer, in Wald und Feld das Thier in ungeſtörter Harmonie ſeiner Organe, und nur der Menſch mit ſeiner ungelöſten Aufgabe iſt trotz der eigentlichen, urabſichtlichen, irdiſchwürdigſten Incarnation der Gottheit in ſeiner ſeeliſchen Organiſation, dennoch das ſchrecklichſte Bild geſtörter Harmonie in körperlicher und geiſtiger Beziehung; ja ſogar das Thier, ſofern es in annähernde Beziehung zum

Menſchen tritt, erſcheint gleichſam als von Präpoſition für geſtörte Harmonie inficirt.

Ich ſtehe hier wieder bei einer Station meiner Gedankenwanderung, und ſchreibe mit heiligem Ernſt an die Gedächtnißtafel der Menſchheit: Da das geiſtige Gefühl der eigentliche Nerv für die Wahrnehmung der Gottheit, wie auch der belebende, erweckende, durchgeiſtigende Hauch für die bewußte Thätigkeit des Verſtandes, mithin alſo eigentlich das iſt, was den Menſchen zum Menſchen macht, ſo iſt jede Verletzung, jede Entweihung, jede Sünde gegen dieſes höchſte im Menſchen, gegen dieſen erſten und eigentlichen Impuls unſrer Menſchenwürde, durch eine von der Phantaſie erſonnene und ihm aufgeredete Unwahrheit und mithin Unſittlichkeit, die erſte und vornehmlichſte, ja — ſo ſchauerlich auch der Gedanke iſt — die einzige Urſache der großen Weltkrankheit, in der wir uns unſers geſunden Gottes unwürdig erſcheinen müſſen.

Dieſe Krankheit nun, hinſichtlich unſers Geiſtes, nenne ich Wahnſinn, ziehe auch im ausgedehnten Sinne die Sünde zu dieſem Begriffe herbei, und bin gerüſtet, alle Phaſen des Wahnſinns aus einer Desorganiſation der beiden ſeeliſchen Kräfte in ihrer Wechſelwirkung abzuleiten, da ich dem bei-

läufig bemerke, daß es gerade der gänzliche Abgang des Gefühls iſt, der das Thier unfähig macht, trotz eines gewiſſen Grades Verſtand, wahnſinnig zu werden.

Schwer iſt es, ein aufgefundenes Axiom, das ſich ganz nur auf geiſtige Organiſation erſtreckt, mit Worten anſchaulich zu machen, die meiſt nur vom Materiellen entlehnt ſind, auf keinen Fall aber iſt dergleichen mit mathematiſcher Anſchaulichkeit beizubringen. — Alle Phaſen des Wahnſinns durchzugehn iſt ſchon deshalb unmöglich, weil er ſich in jedem Individuum eben ſo originell, neu geſtaltet, wie es deſſen Charakter, der Ton ſeiner Stimme und ſein Angeſicht iſt. — Aber in gewiſſe, zwar verſchmolzene, aber durch Urtypen charakteriſirte Gattungen läßt ſich jene geiſtige Krankheit abtheilen und jede derſelben in ihrer Grundbedingung auf die geſtörte Harmonie jener beiden ſeeliſchen Kräfte zurückführen. — Die Sünde gegen das geiſtige Gefühl — ich wiederhole es noch einmal — da man dieſe fein empfindliche und empfängliche Gottgabe ſchon früh im Menſchen entweiht, und in ſolchem entweihten Zuſtande ſeine Funktion auf den Verſtand verrichten läßt, iſt anerkannt die reichſte Quelle des Wahnſinns, den man den religiöſen nennt.

Ich habe an anderm Orte und in anderer Form bereits darüber geredet. — Er führt vom leiſeſten Irrſal hinauf bis zur angeketteten Tollheit, je nachdem die natürlich-intenſive Stärke des Verſtandes nachgiebt oder abwehrt. — Aber auch ſelbſt bei einem guten, geſunden Verſtande, kann das angeborne Gefühl an ſich ſo überwiegend ſeyn, daß es jenen, der Erde angehörig, mit ſeinem Superfluum des Himmliſchen erdrückt, und in ſeiner uſurpirten Autokratie Handlungen begehen läßt, wovor die geſunde Majorität der Menſchheit ſchaudert. — Ich denke hier an Charlotte Stieglitz, dieſen auf die Erde verirrten Engel, der ich einſt eine Thräne des Mitleids geweint. — Das Extrem dieſes überwiegenden Gefühls iſt entweder das natürliche oder aus Schuld vernachläſſigter Entwicklung entſtandene Minimum, oder aber deſſen gewaltſames Zurückdrängen durch den kalten Verſtand mit Hülfe der Affekte, vor allen des Stolzes, da dann die Funktionen der, zur Geſundheit des Verſtandes bedingten Durchgeiſtigung deſſelben ſuspendirt wird, und dieſer in ſeiner Brutalität, geſtützt auf den Wahlſpruch: der Zweck heiligt das Mittel, nichts Heiliges außer dieſem Zweck, den nur der Egoismus motivirt, kennt, und ſo in dieſer geſteigerten Abnormität, alle Er-

ſcheinungen der Sünde hervorruft, die ich, als dem Wahnſinn anachoriz, interpretirte.

Dieſe beiden Grund-Phaſen des Wahnſinns entſtanden alſo, jene durch ein Superfluum des Gefühls, meiſtens mit, ſeltener ohne frühere Entweihung des Gefühls durch willkührlich erſonnene Miſterien, — dieſes durch die Autokratie des Verſtandes bei entbehrter Durchgeiſtigung, und dadurch Irrthum und Sünde. — Inmitten dieſes partiellen Wahnſinns liegt der totale, oder der, womit unſere Irrenhäuſer angefüllt ſind. Jede Erſcheinung dieſer Gattung iſt originell und trägt, wie ein verwiſchtes Bild immer noch die Conturen und einzelnen matten oder verſchobenen Farbungen des frühern Zuſtandes an ſich. — Es möchte ſchwer halten bei dieſem Narrenvolke, deſſen Anblick dem Geſunden einen Schauer übergießt, den eben aufgeſtellten Satz wahr zu machen: — und doch! —

Zwei Ideen ſind es eigentlich nur, die dem Menſchen, dieſen Vaſalen des Augenblicks, in ungetrübter Wahrheit vorſchweben ſollen, wenn er ſich geiſtig geſund nennen will. Nemlich: *Wer ich bin* und *was* iſt: aus beiden aber reſultirt die einzige Aufgabe des Menſchen: *was ich ſoll*. — Dieſes möchte ich die Paralachſe und jenes die Winkel

nennen, aus welchen ſich der Menſch die Höhe ſeiner Würde im Univerſum abmißt. — Theilen wir uns den Verſtand nach Analogie jener Definition in zwei Theile, ſo iſt bei Irren meiſt die eine oder die andere Seite durch Suſpenſion der Gefühlsfunktion paralyſirt; d. h. entweder er weiß nicht wer er iſt — und da hat man Beiſpiele, daß Einer ſich für den lieben Herrgott ſelber angeſehn; oder auch, die andere Seite, und er weiß nicht was außer ihm iſt; oder auch beide Seiten, da dann die Tollheit überkomplett. Aus dieſen verſchiedenen eintretenden Fällen reſultirt das Nichtwiſſen was er ſoll, modificirt nach dem Geweſenen und bringt alles das zur Erſcheinung, was man an Irren Seltſames wahrgenommen. Somit iſt Wahnſinn nicht die Abweſenheit des Verſtandes, ſondern vielmehr die partielle oder totale Suſpenſion der Gefühlsfunktion; dadurch erregte Beſeitigung des Bewußtſeyns und alſo ein traumartiger, krankhafter Zuſtand des Geiſtes, denn noch einmal behaupte ich, daß es einzig und allein das Gefühl iſt, welches den Menſchen zum ſelbſtbewußten Geſchöpfe vermittelt, und den Verſtand befähigt, über das Materielle hinaus auch in abſtracten Ideen ſich zu vertiefen.. —

Nach Analogie jenes Satzes aber ſtände das

Thier mit ſeinem einfachen, nicht vom Gefühl durchdrungenen Verſtande, auf derſelben Stufe wie der Wahnſinnige. Die Erſcheinungen beſtätigen das auch allerdings in mancher Beziehung, in den meiſten aber nicht, denn ein anders iſt eine krankhafte, ein anders eine natürlich-geſunde Erſcheinung in ein und derſelben Sache; im Verhältniß etwa wie der weiße Neger, der Albino, zum weißen Europäer ſteht; jener iſt grauenhaft, wie dieſer ſchön. Daneben iſt der Einfluß nicht ganz und rein aufgehoben. Die Erinnerung, ein reines Attribut des Verſtandes und darum auch dem Thiere verhältnißmäßig eigen, hält einen Theil des Geweſenen feſt, und führt es zu dem Jetzt, zu dem es jedoch nicht paßt, heran, und alles vermiſcht und durchkreuzt ſich in Handlung und Sprache — dieſer nur für die geſunde Seele berechneten Fähigkeit — grauenhaft durch einander, in derſelben Art und Geſtalt, wie uns im wirklichen Traume die imaginären Objekte willkührlich durcheinander gewürfelt werden, ſo daß, wenn wir damit ins wachende Leben treten würden, ſolcher Zuſtand vom Wahnſinn nicht zu unterſcheiden ſeyn müßte.

Man frägt vielleicht, wie denn um alles die Definition des Wahnſinns zu der Erkenntniß Got-

tes ſtimme, und da meine ich: etwa näher als Mancher glaubt. — Man folge einmal.

Geſtändlich iſt es auf dieſem uns im Univerſum angewieſenen Schauplatze der Natur einzig und allein der Menſch, dem die Fähigkeit gegeben, Abſtracta zu erfaſſen, d. h. von einem geringen ſinnlichen Anhaltspunkte durch logiſche Schlüſſe zu bedeutenden Ueberſinnlichen hinüberzuſchreiten und von dieſem ein Syſtem, etwas Gedachtes, zu erbauen, das — beiläufig geſagt — immer doch wieder durch feine Fäden mit der Wirklichkeit zuſammenhängen muß, wenn es nicht ſeine Autorität verlieren, zur Willkühr werden und in den Verdacht gerathen ſoll, täuſchen zu wollen. Zu dieſem gehören die Unzahl aufgedrungener Myſterien: zu jenen z. B. Gott und Unſterblichkeit. — Dieſe ſich über das ſinnliche erhebende Denkfähigkeit reſultirt beim Menſchen durch das Hinzutreten des ſublimſt Göttlichen, des Gefühls, zum Verſtande, deſſen nächſte Wirkung Bewußtſeyn iſt. Dieſes Bewußtſeyn unſer ſelbſt aber iſt zugleich ſchon die erſte, leiſe, unartikulirte Erkenntniß Gottes: denn Gott in ſeiner reinſten Weſenheit iſt nur unendliches Bewußtſeyn. Durch das Hinzuführen

der Lehre von Gott, zu diesem eingebornen Bewußtseyn, oder zu diesem Gott in uns, steigert sich das Bewußtseyn zu immer größerer Klarheit. Die Durchgeistigung des Verstandes wird dadurch gesteigert, und der Mensch kommt zu immer höherm Bewußtseyn, jemehr er sich auf eine natürliche Art von Gott unterrichtet. — (Veredlung). — Eben nun, daß in dem Wahnsinnigen das Bewußtseyn untergegangen; ein Etwas, das ich als vom Gefühl bedingt interpretirte, beweist mir, daß Wahnsinn nur ein Zurücktreten des Gefühls von seiner Funktion der Durchgeistigung ist, welches bei religiösem Wahnsinn jedesmal durch dogmische Entwerthung des Gefühls erregt wird. — Die reingottliche Erkenntniß muß demnach zunächst von uns selber, aus der ungestörten Harmonie der beiden seelischen Kräfte: Gefühl und Verstand, oder vielmehr eigentlich aus dem in uns zum Bewußtseyn gekommenen Göttlichen hervorgehn, und ist somit der erste Satz aller Religion der: Gott ist ursprünglich in uns und wir sind ursprünglich in Gott. Darum ist auch nur der zum klaren Bewußtseyn gekommene, oder der darin gebliebene, moralisch zurechnungsfähig, Kinder und Wahnsinnige aber nicht. Und selbst der Sünder, dem ich partiellen Wahn-

sinn vindicirte, ist nicht eigentlich der bösen Thaten halber strafbar, die er begeht, sondern der Mißachtung des Göttlichen in sich, da er dasselbe zur Durchgeistigung und Kräftigung des Verstandes nicht aufkommen läßt, wozu denn vielfach die Ursachen dazu außer ihm liegen. Deshalb denn auch der gute Mensch Mitleid mit dem Sünder fühlt, selbst das Gericht Verwahrloste entschuldigt, und ein Mensch, der z. B. in der Wildniß ohne menschlichen Umgang aufgewachsen, — dergleichen Beispiele vorhanden — trotz seiner angebornen Vernunft, d. h. trotz seiner Fähigkeit Verstand und Gefühl zur Wechselbeziehung in sich zu entwickeln, dennoch, ohne wahnsinnig zu seyn, unzurechnungsfähig ist, blos weil seine Psyche auf der Stufe der Kindheit stehn geblieben ist, oder nach meiner Version: weil seinem eingebornen Gott nicht der Gott von außen zur Befruchtung zugeführt wurde und er deshalb zu keinem Bewußtseyn gelangen konnte.

Dieser Gott in uns, oder dieses Bewußtseyn, soll aber nicht in sich selber verkümmern: vielmehr hat selbiges das, wenn man es nennen sollte, aus nichts anderm, als aus jenen beiden schon erwähnten Grundideen des gesunden menschlichen Geistes aus dem: wer ich bin, und: was da ist, bestehe

— zu influiren und nächst der reinen Erkenntniß dieser, auf das daraus hervorgehende, allerwichtigste im Menschen, auf das: was ich soll, einzuwirken. — Dieses: was ich soll, zerfällt aber durch eine leichte und natürliche Definition im Wissen und Handeln. Jenes stützt sich auf die Auffassungskraft des von außen her kommenden, und hat eine innere Schöpferkraft — im Genie am Höchsten — zum Helfer; — dieses auf die Willenskraft von innen heraus, und hat die Obrigkeit und das Gesetz von außen her zum Helfer. Schon aus einem oberflächlichen Ueberblick dieser geistigen Construction des Menschen in seinen Hauptmomenten, ergiebt sich, wie die Gottidee mit Moral und Sittlichkeit in einem so ganz natürlichen Zusammenhange steht. Nemlich: weil eine lebhafte und natürlich-reine, nicht willkührlich aufgedrungene Erkenntniß Gottes nichts anders als das gesteigerte Bewußtseyn in uns ist, dieses Bewußtseyn aber in seinen letzten Zwecken durch das: was ich soll in das materielle Leben hinaus tritt, und eben dadurch das Bild der Gottheit: Einheit und Ausdehnung, sich im Menschen verkleinert abspiegelt, da dann je nach dem minder oder höheren Grade der Vollendung das Göttliche in uns (die Einheit) auch unsre Handlun-

gen (die Ausdehnung) hinſichtlich ihres moraliſchen Werthes jenen entſprechen werden. Wie ſich nun die Einheit Gottes, dieſes höchſte Bewußtſeyn, einzig nur in der Menſchheit, ihrer Fähigkeit nach, in einem entſprechenden, wenn auch ſchwachen Bilde, auf Erden wiederfindet, ſo iſt auch dieſe Menſchheit, dem Zwecke nach, eine Einheit; das „Ich" darum auch nur in materieller Beziehung individuell, in moraliſcher Beziehung aber univerſell zu nehmen, ſo daß die Menſchheit zwar Millionen unterſchiedene Körper (Incarnationen) aber nur eine Seele hat, und ich darum nicht ſagen kann: ich liebe mich, ohne daß ich — moraliſch rein — damit ſage: ich liebe Alle, und dieſes iſt die einzige, erſtaunlich umfaſſende Wahrheit, die als belebendes Princip die chriſtliche Religion über alle Religionen der Erde erhebt, und ſelbſt in ihrer nicht immer würdigen Umkleidung ſo viele Völker an ſich feſſelt, und weshalb ſie es werth iſt, in ihrer Reinheit eine Weltreligion zu werden. —

Ich reſumire hier alſo noch einmal: Gott iſt in ſeiner Einheit das allerhöchſte Bewußtſeyn; da nun auch dem Menſchen durch Einwirkung des Gefühls auf den Verſtand, die Fähigkeit zum Bewußtſeyn zu gelangen, gegeben iſt, ſo iſt Gott in uns,

und zwar in einem deſto höhern Grade, jemehr wir dieſe Fähigkeit in uns entwickeln. Oder, mit andern Worten: jemehr wir zu immer klarerem Bewußtſeyn gelangen. Klar aber iſt dieſes Bewußtſeyn dann: wenn ich weiß wer ich bin, was da iſt, und daraus reſultirend: was ich ſoll. Letzteres in beiden oben erwähnten Beziehungen des Wiſſens und des Handelns. — Da nun aber, wie geſagt, das Ich in moraliſcher Beziehung die ganze Menſchheit, Ich als Individuum aber nur ein kleiner incarnirter Theil des Ganzen bin, ſo folgt daraus, daß ich in jener Beziehung keinen Unterſchied zwiſchen mich als Individuum und zwiſchen dem übrigen Theil der Menſchheit machen ſoll: da ich moraliſch durchaus eins mit ihm bin. Darum ſagte ja auch ſchon ein Weiſer der Vorzeit: Liebe deinen Nächſten wie dich ſelber. — Wer da ſagte: mehr wie dich ſelber, verkannte den Grund dieſes durchaus natürlichen Geſetzes und wollte wohl nur den rabbiniſchen Zaun um daſſelbe ziehn. Er hätte es füglich können bleiben laſſen. Denn die Liebe erträgt ihren Grundbedingungen nach nicht die Idee des Geſetzes, und das Wörtchen „ſollſt“ iſt unverträglich mit ihr. Liebe, eines von den Attributen des Urweſens, trägt durchaus den Begriff von Freiheit in ſich: Freiheit

in höchſter Potenz, Freiheit ohne Entſchluß ſelbſt, denn auch die höchſte Intelligenz beſchließt nie etwas.

Ich kehre zurück.

Wie nun das moraliſche Ich generell iſt, ſo iſt auch die Aufforderung zur Liebe generell; oder vielmehr, ſie iſt durchaus reciprok. Einer kann nicht allein rein lieben, auch keine Hundert, keine Tauſend, denn nur durch eine vollkommene Reciprocität, iſt die reine Liebe, wie die Natur der Moral ſie will, denkbar möglich. — So können bei einem Orcheſter von hundert Muſikern nicht 90 im Takte ſpielen, wenn die übrigen zehn im Zeitmaß fehlen; nur die leiſe Schwenkung eines oder einiger weniger iſt höchſtens erträglich, ein Mehreres von Mehreren muß Alles in die kraſſeſte Diſſonanz auflöſen. Solche menſchlich moraliſche Disharmonie erfüllt denn auch bis jezt die Erde zur Betrübniß jedes Philantropen; und dennoch iſt die Compoſition rein und edel aus der Hand des Meiſters hervorgegangen. Darüber weint der Philantrop ſeine Thränen und Niemand trocknet ſie wie das Grab.

Wehe denen, die die Religion nur als einen nothwendigen Zaum für die Völker betrachten: einen Zaum mit Augenkappen, gleichviel aus welchem wenn nur zähem Stoffe gefertigt. Schande ihnen,

denn ſie bekennen damit, daß ſie den Menſchen als ein Zug- oder Laſtthier betrachten. Wehe ihnen, wiederhole ich, denn wenn nur ein einziger Riem einmal reißt, dann geht das wilde Thier durch und richtet Verwüſtung und Schrecken an. — Nein, die Religion ſoll kein Zaum ſeyn, die Völker zu bändigen, ſondern eine ſanfte belehrende Freundin ſoll ſie ſeyn allen Völkern, da ſey denn der Fürſt der erſte im Volk, einen letzten aber gebe es nicht.

Jenes allgemeine Bewußtſeyn nun in der Geſammtmenſchheit aufzubringen, oder mit andern Worten: die Reciprocität der Liebe unter ihr zu fördern, iſt die Aufgabe jedes ſchon zu einigem Bewußtſeyn gekommenen Individuums, vor allen aber deſſen, der — nach Analogie einer, auf frühern Blättern verſuchten Definition — ſchon in der Geburt mit einer vorzüglichen Prädispoſition zur Gotterkenntniß beſchenkt und alſo befähigt wurde, die auffallendſten Zeichen der Manifeſtation der Gottheit in ihrer Ausdehnung aufzufinden, in anſchauliche Worte zu kleiden und dieſe aufgefaßte Gottidee von außen, dem angebornen Gotte im Innern, dem Bewußtſeyn, zur Betrachtung zuzuführen, und alſo die Gottſchöpfung, oder nach vorhin geführter Deduction, die Moral der Liebe, oder das was ich

ſoll in beiden Beziehungen in Auffaſſung und Ausübung zu fördern. —

So dunkel, ſchwankend und ungenügend nun auch immer die Geneſis — abgeſehn von der phantaſtiſchen Moſaiſchen — die nicht viel ſagen will — iſt, ſo liegt es doch dem logiſchen Begriffe ſehr nahe, daß anfangs ganz allein die mechaniſche Natur es war, die ſich auf den Lehrſtuhl ſetzen, und dem menſchlichen empfänglichen Geiſte, durch Anſchauung die nothwendige Gottidee von außen zuführen mußte. Begreiflich iſt es daher auch, wie aus dieſer Befruchtung ein ſo ganz ſinnliches Geſchöpf — wie es die erſten Volksreligionen waren — die Idolatrie, gezeugt werden mußte, und in immer neuer, entſprechender Regeneration lange nicht die reine Aufgabe löſen konnte. Das generell gefühlte Bedürfniß erzeugte die allerſeltſamſten Mittel auf hundert verſchiedenen Schauplatzen der Erde. — Man tappte und tappte, und das Chriſtenthum erhaſchte am Glücklichſten und Unglücklichſten zugleich; darum der grauenhaft drollige Widerſpruch in ihrer Kirche; Oel und Waſſer in einem Gefäße.

Eine dunkle Ahnung trieb von jeher die Völker an, den Gott, der ſich durchaus nur in ſeiner Ausdehnung ſinnlich wahrnehmbar manifeſtirt, auch

in ſeiner Einheit ſinnlich wahrnehmbar haben zu wollen, und zwar je ſtürmiſcher, je tiefer ſie noch auf der Stufe der Kindheit ſtanden, oder mit andern Worten: je weniger ſie noch zu eignem Bewußtſeyn — man weiß nun, was das ſagen will — gediehen waren. — Die Religionsſtifter, ſelbſt nur klügere Kinder, drangen theils nicht auf den Grund der Sache, theils auch, wenn ſie ſelbſt die Geſetze der geiſtigen Chemie erkannt hätten, ſo ging ihnen doch das nothwendige techniſche Mittel: die Preſſe, ab, durch die allein auf die Menge dauernd gewirkt werden kann und, wegen der nothwendigen Reciprocität, muß. So half ſich denn ein jeder nach ſeiner Weiſe ſo gut er konnte. Einige gaben ſich und dem Volke nach und ſchnitzelten Bilder aus todtem Stoff; andere wählten aus den Manifeſtationen der Einheit, oder eben aus dem, was ich Ausdehnung nenne, beliebige Gegenſtände, als: Sonne — und das waren die Klügſten — Sterne, Thiere, Gewächſe, Menſchen und Leichname. Noch andere, Neuere, verwarfen die Einheit mit ganz erſtaunlich klugen Worten ganz und gar, und interpretirten die Ausdehnung als einziges Göttliches. Dieſe, die Pantheiſten, denen unverdaute Spinocismen ſchwer auf dem Herzen liegen, halten ſich an

die Mechanik der ſichtbaren Dinge, beten Trüffelvaſen und ſüßen Sekt an, behaupten: der Zweck des Lebens ſey das Leben ſelbſt, — ein logiſcher Unſinn, da Sache und Zweck nie ein und daſſelbe ſeyn kann — und glauben alſo dem, ihrem Stolze widerwärtigen, Geſtändniß auszuweichen, daß es Dinge in der Welt giebt, die über ihrem Horizonte hinaus liegen. — Doch ſolcher Herren, die eine ſpeculative Philoſophie gerne zu einer Weltreligion machen möchten, giebt es natürlicher- und auch glücklicherweiſe nur wenige und ſie zählen eigentlich nur, weil ſie Zeitgenoſſen ſind. Sie beleuchten die Dinge der Welt nur an den Außenſeiten; ihr Licht dringt nicht weit, verbreitet keine Wärme und mithin auch kein Leben.

Es heißt die Aufgabe verkennen, und iſt durchaus unnütz vom individuellen Standpunkte aus über Gott und göttliche Dinge reden zu wollen. — Der einzelne Menſch, der Starke überhaupt, der Glückliche, der Energiſche mag vielleicht für eine Weile das Gottbedürfniß gar nicht in ſich fühlen; und in der That, zu einem je höhern Bewußtſeyn der Menſch gelangt, je weniger bedarf er des Gottes in Worten und Handlungen — (Cultus) — und eben bei ihm trifft es zu, was ich vorhin ſagte,

daß Gott ein Weſen des höchſten Gedankens und nicht der Worte ſey. — Ihm iſt ein einziger Blick zum Himmel das allerkräftigſte Gebet, und wirklich, je mehr eine Nation betet und ſingt, je weiter iſt ſie gewöhnlich vom Ziele der reinen Gotterkenntniß entfernt. — Alſo: nicht was ich bedarf, ſondern was die Menſchheit bedarf, um zu dieſem ſchönen Ziele des Bewußtſeyns zu kommen, das iſt es, was die natürliche Theologie von uns fordert, und da iſt es denn die erſte und höchſte Aufgabe, den Menſchen über ſeine ſeeliſche Natur, über ſeine Prädiſpoſition zur Gotterkenntniß durch das Geſchenk des Bewußtſeyns, dieſes Rein-Einheitlich-Göttlichen in uns, wie es, im Gegenſatz zum Thiere, durch Gefühl und Verſtand zur Klarheit kommt — anſchaulich zu machen, und auf dieſem alſo beſtellten Felde, nach dieſer erſten Anregung des Gottes im Innern, führe man dann nun auch den Gott von Außen, durch Lehre, wie er ſich in tauſendfacher Ausdehnung als einiges Weſen manifeſtirt, hinzu, ohne menſchliche Autorität aber, ohne Spitzfindigkeit, ohne andere Behauptung als die, welche einer geſunden und natürlichen Logik zugänglich ſind; ohne Wunder, ohne phantaſtiſche Myſterien, ohne Hexerei, ohne unheimliche Schauer. Freundlich, im

rosigen Lichte, lieblich, schön, blühend wie Hygea und dennoch gestaltlos, eine entzückende Idee, schreite der Gott der Natur frühe in die knospenden Seelen ein, und werde hier zum klaren Bewußtseyn; zu einem Gott *eines* großen Gedankens und weniger Worte nur.

Dieses jedoch nur beiläufig. — Progressive mit dem gesteigerten Bewußtseyn dringen die Blicke klarer in die Manifestation der Gottheit, und die Lehre, die es socieller Zwecke und schlummernder Begierden halber anständig fand, dasjenige, was jene Manifestationen an Quasi-Indecenzen aufzuweisen haben, dem unagreisten Menschen zu verschweigen, würde den Vorwurf der Prüderie auf sich laden, wenn sie die verschleierten Zeichen einer unendlichen Weisheit, die sich eben an der Vorsorge für Regeneration am herrlichsten bestätigt — auch dem gereiften Menschen vorenthalten wollte, da doch nur das Gefühl der Bewundrung für Größe, dieser erstaunliche Impuls für Thatkraft, in ihm dadurch gefördert werden kann. — Außer diesen gemachten Indecenzen, die eigentlich — wenigstens für den gereiften Menschen — keine sind, giebt es nun auch noch wirkliche; wenigstens weiß ich das, was ich meine, nicht treffender als mit jenem Ausdruck zu

bezeichnen: nemlich die sogenannten Widersprüche in der materiellen und moralischen Welt, über die die Theologie mit einer eben so ungegründeten Prüderie hinweggeht, als die Pädagogik über die gemachten mit gegründeter. — Ich meine, der gereifte Mensch müsse mit allem, was sich ihm zur Erscheinung aufdrängt, hier schon möglichst abgefunden werden. Verheimlichung erregt Mißtrauen, wenn er zufällig selber darauf kommt, und das Hinbestellen an einen zweiten, unbekannten Ort ist zwar bequem aber ungenügend und erregt üble Laune, wenn der todte Glaube an apodiktisches Zusagen endlich — wie eben jetzt — nicht mehr vorhalt. — Ich weiß es, daß von dieser Seite alle Religionssysteme den schwersten Kampf zu bestehen haben, und zwar, weil ihnen Menschen gegenüberstehen, die noch weit vom schönen Ziele des klaren Bewußtseyns entfernt sind, und die auf dem gewöhnlichen Wege auch schwerlich dahin zu bringen sind, weil solches Bewußtseyn den Lehrern selber nicht in dem Grade aufgegangen ist, als es zu solchem Zwecke nothwendig geschehn müßte.

Ich erwähnte vorhin, daß jene Völker der Vorzeit, die der Sonne eine göttliche Verehrung bewiesen, vor allen andern als die gescheutesten erschienen.

und ich bestätige hier, daß es kein entsprechenderes Bild der Gottheit giebt, als eben diesen flammenden Stern, von dessen Daseyn in der That unsere ganze Existenz abhängt. Vorzüglich aber verbildlicht dieser Stern uns die Idee von Einheit und Ausdehnung am treffendsten. — Gesetzt den Fall, unsere Erde wäre ewig in eine Wolken-Atmosphäre gehüllt — wie es denn unser Familienplanet: die, der Sonne um so viel näher situirte Venus wirklich ist — und uns wäre mithin von allen Himmelskörpern, groß und klein, nie ein einziger, selbst die Sonne nicht, zu Gesicht gekommen, so bliebe uns, ganz in der Natur der Sache, dieser Firstern in seiner Einheit, d. h. in seiner Körperlichkeit, ein noch viel größeres Räthsel wie jetzt; ja, obgleich er in seiner Ausdehnung, durch Licht und Wärme, noch so unbezweifelt zu unsrer Wahrnehmung spräche, so würden dennoch die Natur-Skeptiker — in göttlicher Beziehung den Pantheisten entsprechend — Anlaß nehmen, zu behaupten, Licht und Wärme sey ein im ganzen Raume verbreitetes Fluidum, das momentan unterginge und wieder aufkäme; nichts sey aber lächerlicher als eine Licht- und Wärme-Einheit, eine sogenannte Sonne, von der jene beiden ausströmen, anzunehmen, da jedes einzelne er-

hellende und wärmende Lufttheilchen vielmehr eine Sonne ſey u. ſ. w. —

Dergleichen geſchieht nun in der That in Beziehung zu der Einheit Gottes, die, in einer dunkeln Wolkenatmoſphäre gehüllt, uns nur in der Ausdehnung wahrnehmbar wird, gar öfter, und ſelbſt da, wo die Einheit anerkannt worden, meint man die Indecenzen der Ausdehnung, mit der Idee einer vollkommnen Einheit in mannigfaltigem Widerſpruch zu finden, und dieſe Wahrnehmung iſt es, die Altorthodoxen veranlaßt, den Gedanken in Gottſachen zu verpönen und eine blindgläubige Ergebung dagegen anzurathen, die der ohrfeigenden Hand, nach dem linken auch den rechten Backen getroſt hinhält. Dieſe Lehre hat die europäiſche Menſchheit, den hohen Standpunkt zu erreichen, verwehrt, wo ſie ſtehen ſollte und könnte, und veranlaßt das öftere krampfhaft-blutige Aufzucken einzelner Völker bei momentanem Gefühle der Entweihung, und ſtellt ſie dann der Reaction wieder blos, wenn die alte Gewohnheit in ihre Rechte tritt.

Man möge mir dieſe und andere Digreſſionen zu Gute halten, denn es iſt in der That nichts Verſtändliches von Gott und göttlichen Dingen zu reden, außer vom Standpunkte des Menſchen und

zurückwirkend, denn wie Gott hienieden allein nur im Menſchen zum Bewußtſeyn gekommen iſt, ſo kommt ſeinerſeits auch der Menſch einzig nur in und durch Gott zu würdigem Bewußtſeyn; nicht durch Täuſchung und Verhüllung aber, ſondern durch Aufklärung. Eben nun, weil ihm die Fähigkeit des Bewußtſeyns zugetheilt worden, muß er dieſe Fähigkeit möglichſt entwickeln. — Das Thier freilich bedarf der Gottidee nicht, weil ihm überhaupt die Fähigkeit nicht zugetheilt worden, der Menſch aber verliert mit ſeinem Gott das, was ihn zum Menſchen macht und ſinkt zum grauenhafteſten Thiere herab, zum boshaften Affen.

Um nun aber zu einem würdigen Bewußtſeyn unſrer ſelbſt durch Gott zu kommen, meint man, müſſe Gott in ſeiner Ausdehnung mit unſern Begriffen von ſeiner einigen Vollkommenheit genau zuſammenſtimmen, und wo er das nicht thut, da, ſagen wir, liegen Widerſprüche. — Wenn wir nun dieſe ſogenannten Widerſprüche ins Auge faſſen wollen, ſo müſſen wir uns ganz genau auf den Standpunkt ſtellen, wo die Menſchheit ſteht, die ſie wahrnimmt, denn auf keinem andern ſind ſie ſichtbar, oder vielmehr nur die Menſchheit hat ein Auge für ſie. — Nun weiß man aber ſchon aus der mate-

rieuen Welt, wie bei Beobachtung eines entfernten Gegenſtandes eine bemerkte Eigenſchaft eben ſowohl ihren Grund in unſerm Auge, in der Optik, als in dem Objekte ſelber haben, eben ſowohl alſo eine optiſche Täuſchung als eine reale Wirklichkeit ſeyn kann. Und in der That iſt jenes hier der Fall; denn eine Stufe tiefer oder eine höher geſtellt, iſt von keinem Widerſpruch mehr die Rede. Auf der Stufe, wo wir nun aber eben jetzt ſtehen, und in dem Naturverbande ſind es dennoch nur erkünſtelte Fehler, die die optiſche Täuſchung hervorbringen, und ich meine, es ſey uns wohl gegeben, ſie zu beſeitigen.

Die erſte Aufgabe iſt die: daß wir uns alle Attribute oder Eigenſchaften Gottes nur in Einheit, d. h. ohne Gegenſätze denken müſſen, alſo ohne einen Gedanken an Wandelbarkeit, wie ſie mit irdiſchen Begriffen ſonſt immer verknüpft iſt. — Ferner haben wir uns dieſe Attribute einzig nur von ihm in ſeiner Einheit, nicht aber in ſeiner Ausdehnung zu denken, denn die Ausdehnung iſt nur die Aeußerung der Attribute uranfänglich (ein menſchliches Wort) und ſie empfing in der Geſtalt von Materie und Zeit zwei entſprechende eigenthümliche Attribute: Vollendung und geſetzliche Frei-

heit eines aus dem andern hervorgehend. Beides ſind unerläßlich Bedingungen jeder Vollkommenheit, und um ſo mehr iſt bei einer Schöpfung, wie die Welt, Unvollendetſeyn und regelloſe Willkühr etwas Undenkbares. — So wie nun aber die Attribute der Einheit Gottes ſich äußern ſollten durch Materie und Zeit, ſo entſtand gerade durch die Verbindung der Zeit mit der Materie das, was wir Leben nennen, denn ohne Leben fällt der Begriff Zeit weg, und Leben iſt nur eine durch das Medium der Organe aus der Materie zur Erſcheinung gebrachte Zeit, nach deren Verlauf jedes ſeinen Theil zurück erhält. Man nennt das, dieſe Erſcheinung erregende Geſetz: Seele, und es bringt ununterbrochen durch Reſtauration aus der Materie zur Erſcheinung, bis die Verbindung durch den Tod aufgehoben iſt. Theils iſt dieſe Erſcheinung feſt ſituirt: die Pflanze; theils locomotiv: das Thier, und zu letztern zählt bekanntlich der Menſch. — So iſt denn alſo auch der Menſch urſprünglich nur eine durch das Medium der Materie zur Erſcheinung gebrachte Zeit; und in der That waltet ganz daſſelbe organiſche Geſetz, oder eine Seele in ihm, die ſich fortwährend zur Verknüpfung der Zeit mit der Materie, aus dieſer reſtaurirt, und zwar ſo lange als die Organe dazu

geſchickt ſind. Bis zu dieſem einfach-thieriſchen Prozeß der Erhaltung, worauf ſich auch des eigentlichen Thieres ganzes Wirken beſchränkt, unterſcheidet ſich alſo der Menſch noch durch nichts Weſentliches von andern Thieren, und darüber hinaus erſt geht ſein eigentliches Menſchſeyn an. — Bis zu dieſem Punkt bringen ſich denn nun auch die zu ſolcher Geſtaltung bedingten Geſetze ſelber zur Erſcheinung; auch liegt jeder einzelnen einzig nur die geſetzliche Nothwendigkeit, keineswegs aber ein neuer Entſchluß, eine aus der Einheit Gottes hervorgegangene Idee zum Grunde, und ſelbſt die Mißgeſtaltung einer durch Regeneration neu erzeugten Erſcheinung, z. B. eine Mißgeburt, entſteht ganz nur in Folge beſtehender Geſetze, da durch Umſtände modificirtes Zuſammenwirken ſolche Erſcheinung erzeugten und ſie unter gleichen Umſtänden ewig eben ſo erzeugen werden. Darum iſt es freilich wahr, daß kein Sperling ohne Gottes Willen vom Dache fällt, aber dieſer Wille iſt gerade ſo alt wie die Welt, oder vielmehr, es iſt gar kein Wille, denn Gott hat keinen, den menſchlichen analogen, Willen, es iſt ein ewiges Geſetz, und nimmermehr kommt Gott auf eine Idee, dieſes oder jenes zu thun, heute etwa ein Kalb mit zwei Köpfen und morgen etwa einen

Napoleon zu ſchaffen; heute einen Knaben ſein Butterbrod in den Sand und morgen einen König vom Throne zu werfen. Dieſes Forſchen, dieſes Haſchen nach ſpeciellen Entſchlüſſen und deren Motive iſt es, was uns ewig irre führt. Höchſtens könnten wir fragen, warum ſind die ewigen Naturgeſetze ſo geordnet, daß aus dieſen Urſachen ſolche Wirkungen entſtehn müſſen? — das wäre aber eben ſo als fragte man: warum iſt dieſer ungeheure Raum mit Weltkörpern bevölkert und warum iſt er nicht viel lieber ein ungeheures Nichts? — Wer aber ſo zu fragen wagen konnte, der hat gewiß ſelber noch nie eine vernünftige Antwort auf Etwas gegeben.

Unter dem Einfluß dieſer frei waltenden Geſetze ſteht denn nun auch der Menſch, und Gott ſelber wollte und konnte ihn dem nicht entziehen, ſobald er ein Bürger dieſer Erde werden ſollte. Alles was an ihm iſt, bis auf das Bewußtſeyn, iſt Gott in der Ausdehnung, iſt Aeußerung der Attribute der Einheit Gottes, und ſteht unter dem Einfluß der allgemeinen Erdengeſetze, iſt vollendet, und muß die Geſetze des irdiſchen Naturverbandes in unbegrenzter Freiheit auf ſich einwirken laſſen. Selbſt der Pulsſchlag ſeines Herzens iſt des Geſetzes Werk, er kann ihn hemmen, aber nicht ohne den Ent-

ſchluß dazu als den letzten für immer betrachten zu müſſen.

Neben dieſen mechaniſchen Geſetzen der Ausdehnung aber warf die unbegreifliche Einheit in die Seele des Menſchen, auf daß dieſe hoch über alle Erſcheinungen der Erde ſtehn ſollte, einen Funken aus ſeiner urſprünglichen Einheit, das Gefühl, ſchuf alſo das Bewußtſeyn und mit ihm eine eigne geiſtige Schöpfung inmitten des Naturverbandes, deren Geſetze ihm dadurch zwar nicht unterthan — denn das ſind ſie vermöge ihrer Vollendung ſelbſt Gott nicht — aber doch dienſtbar wurden, und zwar Alle; d. h. nicht nur die, welche die Natur in ihren Bildungen ſelber, freiwillig zur Erſcheinung bringt, ſondern auch die verſchleierten, von denen täglich noch neue ans Licht gezogen werden. — So nun war im Menſchen ein, und zwar das einzige würdige Bild der Einheit Gottes in einer Möglichkeit auf Erden dargeſtellt. Nicht alſo aber in ſeiner Vollendung ſondern in ſeiner Fähigkeit, und mit dieſer Einſchränkung war ihm neben dem unendlichen Vorzuge auch jene ungeheure Aufgabe zugeſchoben, die er bisher noch nicht gelöſt hat. Die Aufgabe iſt ſchwer, aber ſie iſt köſtlich, und ſie iſt möglich lösbar. Sie iſt aber nur einzig auf dem

Wege zu lösen, daß das Göttliche in uns zum irdischmöglichsten Bewußtseyn gebracht wird, und zwar ganz unserm Doppelwesen angemessen, nicht mit Umgehung des irdischen Theils unserer Natur, sondern gerade durch diesen, der unser Träger und der einzige ist, der uns vor dem Zuviel, das zur Lüge wird, bewahren kann. Denn, ist das Zuwenig, das zum Thiere macht, schlimm, so ist doch das Zuviel noch weit schlimmer. Die Erde entläßt uns nimmer ihrem Gesetzverbande vor dem Tode; selbst das Göttliche in uns wirft die Schranken nicht um und soll es nicht. — Jene Gesetze sind uns dienstbar: jedem, wie er sie ergreift. Das Moralgesetz aber fällt ganz genau mit ihnen zusammen. — Sie wollen Erhaltung, Knüpfung an die Zeit; das will das Moralgesetz auch. Sie wollen Erhaltung Aller für die gemessene Dauer; das soll das Moralgesetz auch wollen, und die Liebe, diese Seele aller wahren Moral, ist es, die befiehlt, nicht nur über uns, sondern über Alle möglichst zu wachen. Sie befiehlt es Allen und die Einheit Gottes in uns entspricht der Idee von Einheit der Menschheit in göttlicher Beziehung, oder der Liebe. — In der mangelhaften Ausbildung des Göttlichen nun in uns, und in der falschen Ansicht, Gott in seiner

Einheit speciellen, willkührlichen Einfluß auf die Vorgänge in der Natur und im Schicksal beizumessen, da doch einzig nur die zur Erhaltung des Ganzen bedingten Gesetze es sind, die dort walten — liegen die Ursachen der scheinbaren Widersprüche, die ureigentlich schon von vorne herein mit der Idee eines so unendlich erhabenen Wesens, wie Gott, unvereinbar sind. Von diesem Standpunkte aus bemerkt man, wie so ganz in Nichts der Pantheismus zerfällt, der keinen andern Gott als den der Ausdehnung kennt und ihn gewiß nicht anbetet.

Die dem Menschen eingeborne Fertigkeit nun, die Einheit Gottes in sich in einem schwachen Bilde darzustellen, diese Aufgabe seines Lebens kann er, als ein dem Naturverbande der Erde einverleibtes Wesen nur in harmonischem Anschließen an ihn, oder, mit andern Worten, nur durch verständige Unterwerfung unter die Gesetze, die, von der Einheit Gottes ausgegangen, und durch ihn bestehend, in der Materie zur Erscheinung streben. — Ihm sind eben mit jener Fähigkeit die Gesetze in die Hand gegeben; er kann sie freilich weder modeln noch aufheben, aber er darf sie durch Anwendung aller Art zu Erscheinungen wirken lassen, so weit nur immer das Wohl der Menschheit dadurch zu

fördern ist, und jede Entsch[illegible]
verborgen gewesenen Gesetzes kann nur das Bewußtseyn von der Größe seines Urhebers steigern, und dieses Bewußtseyn an sich ist die höchste und reinste Anbetung. — Diese Gesetze sind es auch einzig nur die in einer dem Menschen verständlichen, articulirten Sprache von dem Willen des Urhebers reden; ja es giebt Paragraphe in dem Gesetzbuche, deren Verständniß auch dem Bornirtesten zugänglich. So z. B. in Betreff der Geschlechtsordnung spricht der Herr Herr: „Ich will, daß jedes Thiergeschlecht sich nur in der Gattung regenerire, zu der ich es anfangs geordnet. Zwar gebe ich der Willkühr so viel nach, daß ich die Befruchtung verschiedener verwandter Thiergattungen in erster Instanz zulasse, doch schon nicht in der zweiten und ferner, denn dadurch würde die Geschlechtsordnung, die ich weise eingeführt, zuletzt in eine allgemeine Anarchie aufgelöst und auch die jeder Gattung beigeordneten Eigenschaften und alle Kennzeichen verwischt werden.“ — So, sage ich, spricht die Einheit Gottes in einem zur Erscheinung gebrachten Gesetze, und wer nach einem Zeugniß frage, dem führe ich als nahe liegendes Beispiel das Maulthier an, das nur durch die Künstelei des Menschen erzeugt wird, nimmer

aber ſich regenerirt. Dieſes Geſetz erſtreckt ſich bis auf die Pflanzen herab: ſo iſt auch die Kunſt der Oculation auf Kern zum Kern und Stein zum Stein beſchränkt; kein Reiß vom Stein aber gedeiht auf einem Stock vom Kern, und ſo umgekehrt. — Dergleichen Geſetze, von denen uns die Naturlehre und ſonderlich die Chemie mannichfaltige und wunderbare mittheilt, reden nun unſtreitig mit ganz andern Gründen und verſtändlichern Motiven, wie die phantaſtiſche Willkühr vorzeitlicher, menſchlicher Geſetzgeber an deren Befolgung vorzüglich Mohamedaner, Iſraeliten und auch die Catholiſche Chriſtenheit laboriren. — Wahrlich, der Naturforſcher iſt ein gar würdiger Prieſter Gottes, und wenn z. E. der nun geſchiedene ehrwürdige Aesculap Hufeland zum Volke ſpricht: „es gewöhne ſich Jeder, Morgens nach dem Erwachen ein Glas friſches, kaltes Waſſer zu trinken, denn man kann und ſoll eben ſowohl die innern Organe reinigen, als wie die äußern Gliedmaßen, und es wird die Geſundheit des Körpers dadurch erhalten", ei ſo folge ich mit Freuden ſolchem Gebote, denn ſchon einmal bemerkt' ich: daß Hygea ein würdiges Bild der Gottheit ſey.

Ich zweifle nicht, daß dergleichen Reden der verwöhnten und irregeleiteten Menſchheit faſt ſon

derbar klingen mögen; aber diese Lehre ist kerngesund, und auch die Menschheit würde mit Hinneigung zu ihr geistig und körperlich gesunden, statt daß sie nun in beiden Beziehungen entnervt und kränklich ist. — Darum sollte auch billig bei der Jugend die Naturlehre über die Dogmenlehre gehn: und man sollte ihr mit möglichster Vermeidung der Prüderie aus dem offenen Buche der Natur und aus den verborgensten, geheimsten Winkeln desselben den Gott in seiner Ausdehnung zuführen, und durch folgerichtige Schlüsse auf die Idee der Einheit hinwirken, die als Embryo in jeder Menschenseele schlummert, die eben dadurch zum schönen, göttlichen Bewußtseyn herausgebildet und zur Stütze, zum Träger des Menschen wird, deren er in den Wirren des Lebens zur gottwürdigen Hinauslebung seiner ihm gemessenen Zeit bedarf.

Neben dem Körnchen Begreiflichen bleibt freilich immer noch eine ganze Welt von Unbegreiflichem nach; wie könnte es bei der timiden Größe des Meisters und bei unserer, unserm unbedeutenden Wohnplatze im Universum entsprechenden Winzigkeit denn auch anders seyn? — Das Begreifliche aber ist ausreichend für menschliche Zwecke und das neugierige Mehrwollen bestraft sich außer dem Versa-

gen auch noch durch Selbſtbetrug, den wir Schwärmerei nennen, und der diejenige Krankheit der Seele iſt, da das Göttliche in uns, das Gefühl, mehrentheils mit und durch phantaſtiſch-dogmiſche Entwerthung, künſtlich über den Culminationspunkt hinaus geſteigert iſt und alſo nicht ferner den Verſtand functionell durchgeiſtigt und zur freien Thätigkeit befähigt, ſondern ihn paralyſirend erdrückt, hintergeht und den Willen zu Thorheiten der ſeltſamſten Art verleitet. Unter ſolchen Umſtänden bleibt die Gottidee im Menſchen auch nicht mehr geiſtig rein. Sie wird perſonell, ſpeciell, ſie wird herunter gezerrt in den Erdenſtaub. Die Einheit, die ſich durchaus nur in ihrer Ausdehnung manifeſtirt und auf dieſem Wege im Menſchen zum Bewußtſeyn kommt, glaubt man zur directen Manifeſtation in einzelnen Individuen gezwungen zu haben, und nimmt jede Fiction, jede von der ungebundenen Phantaſie vorgeſpiegelte Erſcheinung als ein überſinnlich Reales, ſo daß jedem geiſtig Geſunden nothwendig ein Schauer überkommt, da er ſieht, wie ein Weſenverwandter ſich dem Naturverbande entſchlagen und im irdiſchen Leibe, ein Wahnſinniger, die unüberſteigliche Mauer zu überklettern trachtet, die zwei Welten von einander ſcheidet.

Wenn nun aber gleichwohl der trauliche, erdbürgerliche Freund, der Verſtand, ein ſolches Streben mit gutem Grunde ein thörichtes nennt, da die Reuſſite durchaus dem erſten Geſetze unſers irdiſchen Naturverbandes widerſtrebt und ſelbſt das gewaltſame Hindrängen auf die erſte Stufe der Geiſterwelt — wozu die Erſcheinungen des Magnetismus gehören — uns ſtatt Aufklärung, und die ſchauerliche Unergründlichkeit des Außerſinnlichen nur noch mehr und mehr beſtätigt — wenn, ſage ich, von unſerer Seite eigentlich kein Schritt dahinaus gethan werden ſoll, weil er zu nichts, unſere menſchlichen Zwecke Förderndes, führen kann, ſo iſt damit doch noch nicht geſagt, daß die Gottheit uns nicht in dem einfachen, vertraulichen Naturkreiſe unſers irdiſchen Seyns, eben durch Anlaß unſerer ſeeliſchen Verwandtſchaft auf andere Weiſe entgegen treten könnte, als ſie es den übrigen im Traum des Seyns befangenen Weſen ihrer Schöpfung thut. Ja, ich fühle mich überzeugt, daß eben mit der urankänglichen Veranſtaltung des geiſtigen Bewußtſeyns, wodurch die Einheit Gottes in einem organiſirten Weſen auf Erden ſich ſpeciell in gewiſſem Grade inkarnirte, daß — ſage ich — ſich eben zugleich mit dieſer Veranſtaltung auch ein nach ke-

nem ſinnlichen Maßſtabe zu ermeſſender und nach keiner uns begreiflichen Regel geordneter Connex veranſtaltet wurde, deſſen äußerſter Anknüpfungspunkt das Gefühl iſt, von wohinaus es auf den verwandten Verſtand, von hieraus wieder auf das Sinnliche an und um uns und ſo dann auch auf unſer Geſchick hinaus wirkt. — Dieſen Connex nun aber forciren und zur auffallenden Erſcheinung bringen zu wollen, heißt die Natur budeln und ihr durch Kunſt Geſetze vorſchreiben; denn nicht nur die materielle Natur hat ihre unumſtößlichen Geſetze ſondern auch die geiſtige, und auf die Entzifferung dieſer, die in tauſendfachen Verſchleierungen in der Menſchenbruſt liegen, und doch immer auf gewiſſe Urtypen zurückzubringen ſind — beruht das individuelle und ſocielle Wohl der ganzen Menſchheit. Solche Naturforſcher ſollten nun vor allen die Theologen und dann auch die Staatsmanner ſeyn; aber — Gott beſſers! von jenen rede ich nicht, denn ſie ſind mir feindlich und ihre Hände greifen immer nach erſchrecklichen Waffen; — von dieſen aber bemerke ich: daß es ſcheint, als wolle ihnen ein Licht aufdämmern; aber, wie ihre Vorgänger mit Kanonen, Schwerdtern und Lanzen, ſo werden ſie noch lange mit Schreibfedern experimentiren, ehe es bei

ſer gehn wird. — Robespierres Experiment der Halsabſchneiderei füllt ein Namenregiſter von 300 Druckſeiten, und die franzöſiſchen Könige waren es, die ihn zum Fleiſcher-Meiſter gemacht; wollte man das doch nie vergeſſen! —

Doch warum ſich das Herz wund reden um Unwiderbringliches! —

Jener ſpecielle Conner iſt denn nun auch ein integrirender Theil der Religion; er wird ſich aber — wie das Glück — am unzweifelhafteſten äußern, je weniger man an ihn denkt. — Die Wahrheit ſeiner Exiſtenz ſoll einzig nur wie ein ſtilles, ruhiges, freudiges Bewußtſeyn in unſerer Seele ruhen, und der höchſte Ausbruch deſſelben ein einſam ſtilles Gedanken-Gebet ſeyn. — Mag dem Schwachen am Geiſte — wer wollte das beſtreiten — eine große Zuthat Cultus Bedürfniß ſeiner Religion ſeyn: — der Gottgereifte profanirt das Allerheiligſte ſeines Daſeyns durch möglichſt wenige Mimik, und die geiſtige Sonne, die ſein Inneres tief, bis in die geheimſten Kammern durchglüht, bezeugt ihr Daſeyn allermeiſt nur durch gereifte Frucht, die in ſeinem ganzen Seyn, in jeder ſeiner Handlungen zu Tage tritt, und ihn mit dem Namen eines edlen, biedern

Menſchen krank. — „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, ſondern die Schwachen.“ —

Wir ſind auf unſerm Standpunkte ſituirt. Eine große, ſchwere Aufgabe iſt uns zugeſchoben, aber die Kraft, ſie zu löſen, mit ihr. — Das weiſere Alter aber muß der Jugend; der Begabtere dem Beſchränktern helfen. — Die Moral iſt einfach, und es giebt nur eine Natürliche. — Was auch Philoſophen von der Modification des Moralprincips nach Sitte, Gewohnheit und Erkenntniß verſchiedener Völker geredet haben; — ich ſage, es giebt nur eines, ewig wie Gott ſelber, und wie die Menſchheit.

Der Samojede, der Neuſeeländer, der Baſchkire, der Hindu, der Mohamedaner, Jude und Chriſt: — alle ſind Kinder einer Natur und dieſe Natur ſpricht das allgemeine Moralprinzip mit gar verſtändlichen Worten aus; wie konnte man es doch nur verkennen! — In dem einen Worte: Leben, liegt die ganze Erklärung. Ohne Leben giebt es keine Moral, und was das Leben will, das ſoll die Moral wollen und fördern. Leben aber will behagliche Erhaltung, das iſt das materielle Grundgeſetz der Moral. Die Natur aber will nicht die behagliche Erhaltung eines Individuums, ſondern Aller; darum beſeelt dieſen Körper die Seele: Liebe, deren

Urſprung ich vorhin deducirt und dieſe Moral muß gelten für alle Völker, die zum Bewußtſeyn gekommen ſind; denn nicht Menſchen haben ſie erfunden, ſondern der Schöpfer ſelber ſchuf ſie zugleich mit dem Leben, und Gott, Menſch und Moral ſind für uns ſimultane Begriffe. Mag ein entartetes Volk das Naturgeſetz verkennen und etwas Willkührliches dafür unterſchieben; mag ſelbſt der gebildete Europäer die Pflicht des Mordes, die Kriegspflicht in den Moralbegriff einſchwärzen: — Die Natur erkennt dergleichen nicht an, und es ſcheint denn doch — Gott ſey es gedankt — auch den Großen dieſer Erde die Erkenntniß ſolcher Wahrheit allmälig aufzugehn. — Ehrend iſt es und groß, ohne Zagen zu ſterben, wenn die Nothwendigkeit herantritt; eben ſo groß aber iſt es auch, dem Tode ſo lange zu wehren, als nur noch eine einzige Sehne unſers Körpers Spannkraft beſitzt.

Jemehr Individuen der menſchlichen Geſellſchaft dem reinen Moralprinzip huldigen, um deſto leichter wird die Löſung der Aufgabe. Die große Anzahl verderbter Menſchen erſchwert ſelbe nicht nur, ſondern macht ſie dem Einzelnen ſchier unmöglich: denn die Nothwendigkeit, auf ſeiner Hut zu ſeyn, gegen Täuſchung, Betrug und Anfall aller Art,

erregt nothwendig Mißtrauen: und Mißtrauen iſt die natürliche Mutter mancher Ungerechtigkeit. — Darum ſoll der Menſch zu dem reinen Moralprinzip, das in Gott ſeine Wurzel ſchlägt, von Jugend an herausgebildet werden, nicht durch Trug ſondern durch Wahrheit, wie ſie die Natur und das Leben beut und wie ſie für menſchliche Zwecke ausreichend iſt. — Wiſſen ſoll man, daß nicht nur die materielle Natur ihren Samen und ihre Keime hat, aus denen und durch die ſich Erſcheinungen entwickeln, ſondern auch der geiſtigen Natur iſt — ich ſagte es ſchon einmal — dergleichen angeſchaffen. So trägt denn jede Unwahrheit einen unſichtbaren Keim des Verderbens in ſich, und jene großen Weltlügen, wie ſie ſich in hundertfachen Geſtalten bei allen Völkern der Erde vorfinden, klage ich an als die natürliche Urſache der univerſellen Menſchenverderbtheit. — Jene Kerne des Apfels, nicht der Erkenntniß ſondern der Verkenntniß ſind bei allen Völkern üppig aufgegangen; Jedem iſt eine andere Verkenntniß entkeimt und die Menſchheit, mit dieſer Frucht geſättigt, kränkelt alle die tauſend Jahre hindurch bis heute. Auch heute noch ſpeiſet man uns damit und murren dagegen heißt Läſterung. — Wahrlich, die Willensfreiheit der Menſchen iſt groß; zu groß faſt. Min-

deſtens in der Gottſache hätte er mit Gewalt auf dem Wege der natürlichen Erkenntniß und der natürlichen Moral bleiben müſſen. Dann aber iſt der Begriff-Menſch wieder aufgehoben. Darum: es iſt Alles, wie es iſt, wohlgeordnet, aber der Tropf von Menſch meint, er müſſe an Allem ſchnitzeln. — Mag er; nur vom Heiligſten ſollte er die Hand laſſen, denn hier ſchnitzelt er ſich ſelber das Verderben. — Urſprünglich iſt ein Gott, eine Natur, eine Menſchheit. Da fängt aber dieſe an zu künſteln; macht ſich tauſend verſchiedene Götter, und jede Partei ſchwört Stein und Bein, ſie eben habe den rechten getroffen; im Zank darüber ſchneidet man ſich die Hälſe einander ab, und doch hat keiner den rechten; denn Gott iſt kein Gemachtes, ſondern ein Gegebenes; er will erkannt, nicht aber erſonnen ſeyn; und was ſich nicht von ihm erkennen läßt, deſſen bedürfen wir nicht. Mag Jeder im ſtillen mit ſeiner Phantaſie die Schauer ſeiner ungemeſſ'nen Größe empfinden; mag er an der Hand der Sternen-Weiſen die unermeßlichen Räume des Alls durchſchreiten, von Stern zu Stern; möge er die Welten überdenken und die Weſen, die auf jenem unbekannten Schauplatze der Natur als Zeugen der unendlichen Größe unſers gemeinſchaftlichen Ur-

lebens leben und empfinden; aber er hüte sich, seiner Phantasie Gestalt zu geben; Dogmen darauf zu gründen und sie als Wahrheiten seinen Mitmenschen apodiktisch aufzudringen. Einer soll nicht des andern Narr seyn, vor allem in dem Heiligsten nicht, was uns gegeben. Kein Punkt in der Geschichte hat sich ein Recht über uns anzumaßen, und alles das, was die Natur verwirft, kann keinen Glauben von uns verlangen. Des Menschen Phantasie ist schöpferisch; jede ist fähig, mit ungemess'ner Willkühr etwas Neues zu erfinden, und so man ihr's nicht wehrt, andern aufzudesten. — Gottes Schöpfung allein ist eins und beständig und jede Lehre soll nur ihr Commentar seyn. — Es heißt die Menschenwurde schlecht begreifen uns zum gedankenlos nachahmenden Affen machen zu wollen in dem, was unserer Interessen größeste in sich beschließt.

Jedes Diffamations-Prinzip nimmt mit der Ehre auch das Selbstvertrauen. Kommt man wirklich als Taugenichts auf die Welt, scheidet man als solcher wieder ab; ist das gute Haar, was etwa doch noch an uns ist, das Erzeugniß eines fremden Verdienstes, ist es Gnade: — pfui, so muß man sich schämen vor sich selber. — Mit dem vernichteten Ehrgefühl aber wird der Mensch zu allem Schlech-

ten fähig. — Lehrt ihn darum seine Würde kennen; weckt den moralischen Stolz in ihm, sich dieser Würde gemäß zu betragen; zeigt ihm seine Anlagen, seine Kräfte, seinen Vorzug vor allen organischen Wesen auf diesem Naturschauplatze; seine nahe und nächste Verwandtschaft mit Gott, der in ihm und in dem er lebt; erfüllt seinen Geist mit dem Schauer-Gedanken der Gottes-Größe und lehrt ihn vor allen dieses Wesen ohne specielles Bild in einem generellen Begriff zusammen fassen; — es ist nicht so unmöglich, ja nicht einmal so schwer, als uns Manche glauben machen mochten, auch nicht unerhört; haben wir doch auch andere Gegenstände, die nur in einem abstracten Begriffe in uns leben. — Wer sagt mir z. B. wie ein Publikum — (kein Auditorium) — aussieht; wer kann sagen, daß er es jemals gesehn, ja selbst nur gehört hat? — wer hat es jemals abgebildet? — und doch, wer leugnet die Existenz desselben? — wer seinen Einfluß? — Der Vergleich ist freilich schwach, doch anschaulich, und alles mit Gott in vergleichende Beziehung gebrachte muß nothwendig geringfügig erscheinen: doch nie geringfügig bis zur Nichtswürdigkeit. —

Der Mensch ist nicht ohne die erhabenste Absicht in der Art erschaffen, wie er existirt. — Dar-

ich das Weltgebäude in einem ſchwachen Bilde mit einem Uhrwerke vergleichen; iſt die äußere Erdenrinde ein großes Zifferblatt; ſo vertritt der Menſch die Funktion der Zeiger. Auch ohne ſie wird die ungeheure Mechanik ihren ungeſtörten Gang gehen, aber nichts deutet dann an, wie es an der Zeit iſt. Nur die Menſchheit durcheilt wiſſend den weiten Stundenkreis, und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß die große Weltenuhr einſt zum Aufbruch ſchlagen wird. Die Reliquien der Urwelt reden ein ſtillbedeutſames Wort zu dem Beſchauer, und es walten ohne Zweifel noch Geſetze in den Materien, die uns nicht berühren. — Es giebt noch einen andern Pendelſchlag, als den der Jahres- und Tageszeit. — Auch die Ewigkeit hat ihre Ziffern, aber nur der Ewige, der ſie geſchrieben, zählt die Stunden. Fällt etwa die große Stunde mit der ſittlichen Vollendung der Menſchheit zuſammen? — O wir Schwachen! — eine Schrift, in unſerer eignen Mutterſprache geſchrieben und einen Zoll über unſern Geſichtskreis hinausgerückt: — ja, wenn ſie alle Geheimniſſe des Himmels und der Erde verkündete: — wir ſtehen wie Tröpfe davor — und ſchieben im Aerger ein Verſtändniß unter. — — Große, erhabene Gedanken aller Art dürfen uns mannigfaltig

durchschauen, aber sie apodiktisch als unumstößliche Wahrheiten der Mit- und Nachwelt aufzudringen, das kann nur die Arroganz, und sie als solche an- und aufnehmen und Geltung einraumen: die evidenteste Bornirtheit. — Meint man etwa, es sey so gar schwer, Quasi-Gedichte niederzuschreiben? — Jeder wirkliche Dichter darf seine Phantasie nur etwas in die Höhe schrauben und in dem Kaleidoskop seines Kopfes müssen die allerseltsamsten Visionen erscheinen. — Was ist denn nicht schon alles an Mährchen ersonnen worden, und was bringt selbst die neueste Zeit nicht noch derartiges zu Markte! Man nehme z. E. einmal die quasi-Herschelschen Entdeckungen im Monde zur Hand; und doch ist es noch nicht einmal entschieden, in wie fern diese Phantasiegebilde außer dem Gebiete der Facta liegen. Alt oder neu, aber: Mährchen werden nie ein anderes Recht als das der Mythe vindiciren dürfen, darüber hinaus aber liegt das Gebiet der Thorheit.

Schauderhaft ist es, wie theologische Phantasie-Gemälde seit je die Köpfe der Menschen einzunehmen verstanden. Beispiele der Art, wie sie die jetzige und jüngstvergangene Zeit noch aufstellt, werden der erleuchteten Nachwelt unglaublich fast erscheinen. Als ein schreiendes Denkmal solchen Wah-

nes, von einem Manne ausgegangen, deſſen Name und Ruhm ſeiner Zeit den Erdball umwandelte, ſtehe hier eine Sentenz Jung-Stillings, die der ſonſt brave Mann in vollem Ernſte niedergeſchrieben hat und die mit vollem Rechte verdient, den Pforten eines Tollhauſes eingegraben zu werden. In der neuen Ausgabe ſeiner Werke, Seite 602 des erſten Bandes, lautet von ſeinem Glaubensbekenntniß der Paragraph 7 wörtlich alſo: „Gott will und muß in Jeſu Chriſto, in ſeinem Namen, das iſt, in ſeiner Perſon angebetet werden. Gott außer Chriſto iſt ein metaphiſiſches Unding, das ſich die kühne Vernunft von der Idee eines höchſt vollkommenen Menſchen abſtrahirt hat. Dieſes Unding, das nirgends als im Kopfe der Philoſophen exiſtirt, anbeten, iſt pure Abgötterei. In Chriſto findet man nur den Vater der Menſchen; nur da will und kann er angebetet werden."

Armer, großer, gottgeweihter Jüngling, das haſt du wohl nicht erwartet! — — Und ſolche Lehren ſtreut man ungeſtraft der Menſchheit auf die Pfade, wirft ſie ihr in die Thüren und aus den Fenſtern auf die Gaſſe! — — Und jenen engliſchen Glaubensgeldſäcken und deutſchen Tractätchen-Ballen, aus denen ſie hervorgehn, ſteht nichts gegen

über als die einfache, schmucklose Vernunft, deren treuste Freunde noch immer geächtet dastehn. Aber sie, die freundliche Deodata, die Gottgeweihte, bedarf der Makler, deren Kunste und Mammon nicht. Sie wird sich losringen aus der Umarmung des grauenhaften Polypen; sie wird die blutigen Spuren der Entweihung abwaschen von ihrer geheiligten Gestalt und walten unter den Menschen mit Liebe und Milde, nicht durch Trug sondern durch Wahrheit, und der edlen Gottespflanze wird die edle Frucht entsprießen.

So, in solcher Verknüpfung lebt die Gottidee in meiner Brust. Gedanke in ihrer Einheit; Gestalt in ihrer Ausdehnung. Jenes Glied der Kette, welches Gott auf Erden verknüpft, ist der Mensch. Der sinnliche wahrnehmbare, mechanische Pulsschlag des Herzens ist noch Ausdehnung; jene entzückende Empfindung aber, bei dem Gedanken der Gottesgröße, das Produkt des Bewußtseyns, ist der erste leise Schimmer der Einheit Gottes, die ihrem Grundwesen nach unendliches Bewußtseyn ist. — Ist nun gleichwohl jedes über Gott geredete Wort, in Beziehung von ihm auf uns, Irrthum: wird schon der Bürger der Sonne mit ganz andern Worten

von ihm zu reden wiſſen; — ſo bin ich doch gewiß, daß ich in Beziehung von uns auf ihn, menſchlich mögliche, zu unſern Erden-Zwecken ausreichende Wahrheit geredet habe. — Wahr iſt es auch, daß weder unſere Begriffe noch unſere Sprache für die Umſchreibung des Weſens Gottes, ſelbſt wenn uns die Anſchauung deſſelben möglich gemacht würde, ausreichend wäre, und erſt neue Bezeichnungen dafür erfunden werden müßten. — Dieſer Erfindung aber müßte erſt eine Vervollkommnung unſers Denkmaterials, mithin eine neue Schöpfung vorausgehn. Denn, wie ſelbes jetzt geordnet, möchten wir z. E. wohl ſchwerlich zu begreifen vermögend ſeyn, wie Gott weder Individuum noch das All, ſondern etwas Drittes Anders ſeyn kann; und dennoch bin ich überzeugt, daß es ſo iſt. — Eben ſo verhält es ſich mit allem Unbegreiflichen an ihm; daß es aber ſo iſt, daß es ſo ſeyn muß, das iſt das Leichteſt-Begreifliche. — Wir nehmen die Manifeſtation jenes Unbegreiflichen wahr, und wiſſen es doch mit keinem unſerm Begreiflichen entſprechenden Attribute zu reimen, weil alle uns bekannten Attribute Analogien von uns Eigenthümlichen ſind. So iſt es mit Freiheit und Nothwendigkeit, mit Schöpfung, Ewigkeit, Raum, Nichts, Unendlichkeit

und vielen andern Dingen. Wir haben einen Maßſtab von eines Zolles Länge, und wollen eine Welt damit ausmeſſen. Wenn das nun nicht gelingt, ſo erſinnt die Phantaſie ein willkührliches Facit und heftet es der Einfalt als Wahrheit auf. So verſucht es der einfältige Schulbube beim Kopferempel und hofft wohl gar den Meiſter damit zu hintergehn. — O über die Thörichten! — Niemand hebt ſich über unſre Atmoſphäre hinaus, und der Adler ſelbſt, der der Sonne entgegen ſteigt, kehrt da zurück, wo die Natur das Markzeichen der letzten Wolke ausgehangt. — Was wir von Gott bedürfen, das ſteht uns zu Gebot: wenn wir aber das Gegebene verwerfen, und Erkünſteltes unterſchieben, wer ſoll die Schuld der böſen Folgen tragen? —

Wahrlich, es iſt nur ein Gott, und er ſelber iſt ſein Prophet.

Freiheit und Nothwendigkeit.

Fern von des Lichtes geselligem Schimmer,
Unter des Nichts verhüllender Hülle,
Dort schlummern in heiliger Stille
Die Wunder. —

Es giebt einige großartige Worte in jeder Sprache, die hat die Natur selber niedergeschrieben; das sind keine ersonnene Worte, und der Mensch soll sie lesen und verstehen, eben weil er Mensch ist; denn diese Schrift ist die versiegelte Ordre, die ihm mitgegeben aus dem unbekannten Hafen, und er soll sie entsiegeln auf der hohen See des Lebens, auf daß er erfahre, was zu thun, wie das Steuer zu lenken und wohinaus. — Aber diese Schrift ist eine dunkle hieroglyphische; klar dem, der sie geschrieben; der Klarheit fähig dem Denkenden, und wer sie gelesen soll davon weiter reden. — Man hat aber gelesen und man hat geredet seit grauen Jahren. Moos ist gewachsen auf dem Worte; aber Hader ist am Steuer und Zwist, und das Schiffiein

Mensch treibt auf dem fluthenden Meere des Lebens einher, im Hader mit sich selber und mit andern, denn noch immer sind die Worte der Deutung fähig und das ganze Leben ist eine Deutung, bis es eine Wahrheit werden wird.

Es giebt nur einen Schlüssel zur Erschließung aller Wahrheit auf Erden, und wenn ich sagen darf: ich habe Gott erkannt, so habe ich den Schlüssel gefunden, mit dem die Thore aller Erkenntniß zu öffnen. — Doch der Schlüssel ist nur das Mittel; ja selbst das Erschließen ist noch nicht Zweck, sondern das lebendige Erkennen und Aufnehmen der entgegenströmenden Wahrheit; das Durchgeistigen des Wesens der Menschheit mittelst des erwärmenden beglückenden Strahls derselben, zur Erzeugung edler Frucht, das ist des Schlüssels letzter Zweck: er muß mehr wie ein Gemach erschließen, um dahin zu führen, und es bedarf mehr wie einer tappenden Hand, um durch Schluß und Schluß, von Schloß zu Schloß zu gelangen.

Einsam, eigensinnig losgerissen durch meines Willens Entschluß von allen künstlichen Banden, die mich an vergängliche Erdendinge fesselten, mit verschlungenen Armen in meinem Mantel gehüllt, stand ich oft unterm sternbesäeten Himmel auf dem

Kegel eines freien Hügels. Nichts feſſelte mich an die Erde als zwei Hände voll Staub, die meine Sohlen zum Ruhm, und auch vielleicht mein Geiſt zum Denken bedurfte; eben ſo pſychiſch, wie der Rieſe Aethnus materiell. Solche Stunden gehören dem höhern Bewußtſeyn; ich befinde mich auf dem hohen Meer des Lebens, und nehme Worte hervor, die der Ewige geſchrieben, um ſie zu entrathſeln.

Je dunkler die Nacht, um ſo heller glänzt droben der Stern; und das umdüſterte Erdenauge begünſtigt den Strahl, der den geiſtigen Blick erhellt. — Beim Sternenlichte leſe ich am liebſten in der geheiligten Schrift des Ewigen, denn vom Außerirdiſchen iſt keinem Sinne etwas gegeben als dem Auge dieſe Funken. Darum iſt das Auge ſo ſchön und ſo groß; auch dem Geiſte ziemt das Bild des Blickes, und das Auge allein verknüpft zwei Welten; der Stern ſpiegelt ſich im Stern; die Seele wird befruchtet von dem Licht; ſie treibt Keime, und dieſe Keime ſind Gedanken. Die geiſtige Natur hat ihren Zauber; dichter verſchleiert noch wie die körperliche, und ohne Wunder iſt alles wunderbar.

Gott iſt Gott, und die Welt iſt Welt, und Gott iſt die Welt. — Gott aber iſt Eins; und

die Welt iſt Zwei. Darum aber iſt Gott unbegreiflich, weil er Eins iſt; das Begreifliche aber iſt Zwei. — Auch der Menſch iſt Zwei, viele Male; und nur wenn er Eins wäre, würde er ſeinen Meiſter begreifen können. Denn nur das Eine iſt vollkommen, und ſchon die Zwei iſt Zwieſpalt. Darum iſt alles Hervorgegangene für uns Zwieſpalt, weil wir ſelber Zwieſpalt ſind. Wir können aber, und ſollen den Zwieſpalt einigen, bis zu einem unbekannten Grade; dazu legte die höchſte Einheit einen Keim in uns; dieſer Keim iſt urſprüngliche Einheit und ſeine Entwicklung — Bewußtſeyn.

Wenn ich aber ſage: Gott iſt Eins und die Welt iſt Zwei, ſo will ich damit ſagen: Gott iſt, was er iſt, Eins, ohne Gegenſatz; die Welt aber iſt unendliche Male Zwei, d. h. ſie iſt Alles, was ſie iſt, nur im Begriff des Gegenſatzes, oder es entſteht a priori die Frage: Seyn oder Nichtſeyn. — Shakſpeare hat dieſen apriori-Satz an die Pforten der Literatur geſchrieben; tauſend und aber tauſend unberufene Zungen haben es nachgelallt ohne Deutung, und doch ahnt Jeder den tiefen Sinn dieſes Antitheton, und ſpricht es zweimal aus mit Wohlbehagen. — Alles alſo, was ſich dem Begriff der Zwei fügt, iſt begreiflich, und darum ſind: Gott,

Schöpfung, Raum, Nichts und Ewigkeit im ausgedehnten Sinne uns unbegreifliche Dinge, weil sie eben durch das Ausschließen der Gegensätze das sind was sie sind, und beim Hinzufügen in Wesenlosigkeit zerfallen. — So glaubte die kindische Vorwelt durch den Gegensatz: Teufel, dem menschlichen Begriffe das Wesen der Gottheit zugänglicher zu machen, ohne zu bedenken, daß eben dadurch die Idee eines höchsten Wesens zum Irdischen herabgezerrt, nothwendig in sich selber zerfallen mußte, da man den im Menschen und in irdischen Dingen überhaupt waltenden Gegensatz, potenzirt dem Urwesen übertrug; eben wie der Astronom, der die zwischen Objektivglas und Linse seines Rohrs spielenden Mücken für wogende Kriegsvölker im Monde hielt und davon weiter redete. — Die Existenz dieser Gegensätze nun ist weder das Ergebniß einer Nothwendigkeit noch Freiheit, am allerwenigsten aber Willkühr — als worüber weiter unten — sondern jene Existenz ist Einheit, weil der Gegensatz des Nichtexistirens nicht gedacht werden kann, ohne die erschaffnen Dinge selber wegzudenken, und eben aus der Einheit der Existenz geht leicht und natürlich die Wahrheit hervor, daß Gott die Welt und die Welt Gott ist: d. h. nicht die Materie ist Gott;

nicht die in ihr wirkenden Kräfte selber; überhaupt nicht das Einzelne, sondern das All; denn nur am Einzelnen haftet der Gegensatz; das All aber ist Einheit. Einen Stern, z. B. die Erde, können wir als seyend und auch als nichtseyend denken; sie kann unsern Begriffen nach mit der Sonne zusammenfallen, und es giebt dann keine Erde weiter; aber das All kann nicht als nichtseyend gedacht werden, ohne auch Gott als nichtseyend zu denken. Gott aber ist Seyn und das All, oder die Welt ist Seyn; darum ist Gott die Welt, und die Welt ist Gott. Gott aber ist Einheit.

Jenes erste Antitheton des Seyn und Nichtseyn ist nun die Wurzel aller unzähligen andern, wodurch im Einzelnen die Welt Welt, und im irdisch Höchsten der Mensch Mensch wird. — Ohne Gegensätze gäbe es keine Menschen, und ohne Menschen gäbe es keine Gegensätze; denn Gegensätze entstehen erst durch Combination und daraus hervorgehenden Begriff, wie ihn nur die intellectuelle Kraft des Menschen zu bilden fähig ist. So hatte die vormenschliche Urwelt wohl die Dinge aber nicht ihre begriffliche Bildung; eben wie es keinen Schall ohne Ohr, keine Farbe ohne Auge, keinen Geruch ohne Nase, ja, noch weiter ausgedehnt z. B. keinen

Narren ohne vernünftige Leute giebt, obgleich das Prinzip recht gern vorhanden ſeyn mag. Eben ſo hat das Thier keinen Gott, obgleich Gott das Thier hat. — Wie nun aus der Eins das Zwei, oder aus der Einheit die Gegenſätze hervorgingen, ſo kommen ſie auch erſt in der Einheit, wie ſelbe dem erſchaffenen Menſchen als Keim eingeboren, zur anſchaulichen Exiſtenz; oder, mit andern Worten: durch das Bewußtſeyn, wie es als einheitlich Göttliches im Menſchen zur Entwicklung kömmt, treten die Gegenſätze der Dinge materiell und moraliſch, in der entſprechenden Chemie als Agentien auf. Vor entwickeltem Bewußtſeyn, oder nach Untergang deſſelben im Wahnſinn und Delirium, — da im Zuſtande des Traumlebens die richtige Würdigung der Gegenſätze nicht Statt findet, — iſt der Menſch nicht Menſch in eigentlicher höherer Bedeutung; er iſt nicht zurechnungsfähig, denn ſein ſeeliſcher Zuſtand iſt dahin beſtehend, daß die Wahl ſeiner Handlungen eben wegen jener falſchen Würdigung der Gegenſätze von Willkühr bedingt ſind, die ohne Intelligenz tappend das ergreift, wozu regelloſer Einfall oder thieriſche, oft krankhaft verſchrobene Triebe auffordern. — Stellen wir nun die Begriffe: Freiheit und Nothwendigkeit feſt, ſo meine ich, liegen

ſolche in dem Vorhingeſagten ganz und gar enthalten, und bliebe mir alſo nur das Geſchäft, ſelbe mit hinlänglicher Sorgfalt daraus hervorzunehmen und anſchaulich auszulegen.

Wenn ich ſage: Gott iſt Eins, ſo meine ich in vorliegender Beziehung, wie ſchon erwähnt, er iſt, was er iſt, ohne Gegenſatz, alſo ſind auch ſeine Attribute oder Eigenſchaften ohne Gegenſatz. Z. B. er iſt gerecht, ohne daß bei dem Begriff Gerechtigkeit in Beziehung auf ihn an eine mögliche Ungerechtigkeit gedacht werden dürfe; ſo iſt er weiſe, gütig u. ſ. w., ohne daß bei dem Gedanken an irgend einen möglichen Gegenſatz gedacht werden könne. Da dieſes aber nun dem menſchlichen Geiſte wegen der, ſeinem Wohnplatze entſprechenden, beſchränkenden Bildungsfähigkeit eine Unmöglichkeit, ſo iſt ſolches, wie ſchon geſagt, der erſte Grund, weshalb wir Gott von vorne herein nicht ganz und würdig erkennen können. — Alle die Attribute, oder Eigenſchaften Gottes in jener Einheit zuſammen genommen, bilden den Begriff der höchſten Freiheit, der reinen lautern Freiheit: frei von auch nur der geringſten Ahnung eines möglichen Gegenſatzes, weder des Gegenſatzes der Nothwendigkeit, noch auch der Willkühr: jenes ein mögliches: „Muß“ voraus-

ſetzend, dieſes ein mögliches Schwanken oder Wählen. — Nothwendigkeit involvirt den Begriff einer höhern Macht, aus deſſen Einfluß das „So und nicht anders" hervorgegangen und von dem es abhängig; Willkühr aber Laune oder unvollkommene und verbeſſerte oder verſchlimmerte Einſicht. Dem geringſten Denker aber muß die Unzuläſſigkeit ſolcher Schwächen, ſolcher Unvollkommenheiten in Beziehung auf ein höchſtes Weſen einleuchten. Dieſes Licht wirft nun aber auch zugleich einen Strahl auf die ſogenannten Wunder, und ſie verſchwinden urplötzlich in dem Lichte; denn Wunder könnten nur das Ergebniß einer Willkühr ſeyn, nicht der Freiheit. Willkühr aber wurzelt in einer Unvollkommenheit.

Wenn ich oben ſagte: die Erkenntniß des Weſens Gottes ſey der Schlüſſel zur Erkenntniß aller andern geiſtigen Dinge, ſo muß auch der richtige Begriff von göttlicher Freiheit den Schlüſſel zur richtigen Erkenntniß menſchlicher Freiheit abgeben. — Wenn ich aber hinzufüge, daß wegen begrenzter, irdiſcher Bildungsfähigkeit des menſchlichen Geiſtes die göttliche Freiheit — die eigentlich mit ſeiner Vollkommenheit zuſammenfällt — nicht ganz und würdig begriffen werden kann, ſo folgt eben daraus

auch wieder, daß die Erkenntniß der Erdendinge, zu denen auch die menſchliche Willensfreiheit gehört, nicht ganz und würdig, d. h. ſo klar, wie ſie der göttlichen Erkenntniß vorliegt, von uns erkannt und erreicht werden kann, ſondern, daß auch dem freieſten Denker Einwürfe zurückbleiben, die Niemand mehr und beſſer zu machen befähigt iſt als er ſelber. — Doch gehen wir weiter.

Wenn ich vorhin einmal ſagte: Leben ſey in die Materie gebannte Zeit: ſo geht der Begriff: Zeit in dem Begriff Gott unter, und er thut es in der That, ſammt dem Begriff: Raum. — Dennoch erſcheint uns die Erde als in verſchiedenen Schöpfungsacten erſchaffen; verſchiedene Bildungsſtufen beginnend und durchſchreitend, bei deren letzten nebſt andern auch der Menſch auf den Schauplatz trat, nach dem das, woraus er beſteht, in der Materie und in Gott geruht hatte. Die Seele war wie das Samenkorn, das Jahrhunderte in einem Grabe geſchlummert, endlich gefunden und in das warme Erdreich gelegt, keimt und ſich endlich entfaltet zur Erzeugung tauſendfältiger Frucht. — Vorher und nachher, jetzt und einſt und dereinſt ſind alles uns angehörige Begriffe, weil wir dem organiſchen Leben nach nichts weiter als in die Materie gebannte

Zeit ſind; vor Gott waren wir von alle Ewigkeit, (die über unſere Begriffe liegt) für uns erſt ſeit dem letzten Schöpfungsacte da. — So wie die Zeit in irgend einer Form in die Materie gebannt werden ſollte, konnte es nur mit Aufgebung der Einheit, durch Erzeugung der Gegenſätze geſchehen, deren Wurzel Seyn oder Nichtſeyn wurde; oder: Leben oder Tod, und dann von hieraus weiter: z. B. groß oder klein, ſtark oder ſchwach ꝛc., wobei zu bemerken, daß das Seyende, das Reale, eines der Gegenſätze aber mannigfaltige ſeyn können. Z. E. die Nelke iſt eins, und alle andern Pflanzen ſind Gegenſätze; gäbe es auf der ganzen weiten Erde kein Gewächs außer der Nelke, dann wäre die Nelke als Pflanze Einheit, als organiſcher Körper aber noch lange nicht. — Dieſe Gegenſätze waren da, ſobald zwei verſchiedene Dinge auf Erden da waren; aber ſie waren da, wie der Donner da war, ehe ein lebendes Geſchöpf auf Erden athmete; ehe ein Ohr da war. Sie waren da, wie für den Indianer oder auch unſern Landmann, ja eigentlich für jedes unbewaffnete Auge Miriaden lebende Geſchöpfe in einem Waſſertropfen da ſind, den man trinkt, oder wie vielleicht unſere athmoſphäriſche Umgebung mit Weſen bevölkert iſt, für die uns kein entſpre-

chender Sinn angeſchaffen worden, und die mithin alſo für uns nicht da ſind. — Da, auf jener erſten Schöpfungsſtufe, war noch Alles Nothwendigkeit, d. h. die Modification der Materie, die Geſtaltung derſelben mittelſt Organe zu mannigfaltigen Erſcheinungen für eine gemeſſene Friſt und für gemeſſene Zwecke eigentlich alſo nur, die, durch die Materie zur Erſcheinung gebrachte Zeit, geſchah unter abſolutem Einfluß oder mittelſt der göttlichen Freiheit am Ausgangspunkte; im Verfolg aber, bei fortgeſetzter Bewegung der Materie zur Geſtaltung, entſtand, obgleich immer nur noch um Körperliches ſich handelnd, neben der Nothwendigkeit ſchon der irdiſch nothwendige Gegenſatz: Willkühr, welchem zufolge die größte Geſtaltmannigfaltigkeit bei gleichem Pflanzengeſchlechte ſich von Ewigkeit her herausſtellte. — Die Pflanze, in dieſem Geſetz-Verbande von Nichtſeyn zum Seyn und wieder zurück zum Nichtſeyn ſchreitend, gab mehr oder weniger leiſe angedeutet den Typus zur darauf folgenden Stufe der Geſchöpf-Bildung, nemlich des Thiers. —

Die Gottheit, in ihrer ſinnlich wahrnehmbaren Aeußerung, oder, mit andern Worten, das Hervorgehn der Gegenſätze aus der Einheit, nennen wir Natur, und übertragen dann dieſen Begriff als Bild

auch wohl auf das Geiſtige, um ſo mehr, da die Exiſtenz des Geiſtigen von uns allemal nur durch das Medium der Materie erkannt werden kann. — In der ſchon oben angedeuteten menſchlichen Unzulänglichkeit des Begriffs-Vermögens für göttliche Einheit ohne Gegenſatz, liegt auch die Unfähigkeit den unmittelbaren Verknüpfungspunkt der Einheit und der Natur, wo dieſe nemlich anhebt, ſelbſt mit der ungebundenſten Phantaſie zu überſchauen, indem dieſer Punkt, Schöpfung genannt, in dem Begriff der Einheit; Fortpflanzung aber, mit uns ſelber in dem der Natur liegt.

Die Schöpfung des Thieres war eigentlich nur die Schöpfung einer beweglichen, freigegebenen Pflanze, die eben wegen dieſer Freiheit des Bewegens andere Organe zur Erhaltung und Fortpflanzung bedurfte, die ſich aber in der vorangegangenen Pflanze ſchon leiſe angedeutet vorfanden. Die Pflanze mußte eher erſchaffen werden als das Thier, weil ſie — mit geringen Ausnahmen — die Vermittlerin zwiſchen Thier und Erde ſeyn mußte, damit dieſe jenes ernähren könne.

Mit dem Auftreten dieſes Geſchöpfes auf den Schauplatz der Erde, ſtellen ſich plötzlich neben den Gegenſätzen der körperlichen Geſtaltung auch die ge-

ſtigen des Willens heraus, und mit dieſen iſt ſofort in leiſer Andeutung der Typus zu einer anderweitigen Schöpfung, zu der des Menſchen, gegeben. Die in der Pflanze angedeuteten Gegenſätze: Nothwendigkeit und Willkühr in der, einzig auch nur möglichen Beziehung ihres Geſchlechts und ihrer Geſtalt, tragen ſich im Thier neben dieſem auch auf den Willen über, und treffen, einzig unterſchieden in der Weſenheit, ſonſt ganz genau mit jenen zuſammen; d. h. ſo lange das Thier in ſeinem natürlichen, angebornen Zuſtande bleibt, und keine menſchliche Intelligenz auf ihn influirt. Von Freiheit kann bei ihm noch keine Rede ſeyn, ſondern angekettet an den Pflock der Nothwendigkeit iſt ihm ein nur beſchränkter Spielraum gegeben, in welchem es ſich nach Willkühr bewegen, doch nicht darüber hinausgehn darf. Es entſcheidet ſich für dieſes oder jenes, ohne daß es an dem Gegenſatze, wenn er den Sinnen nicht offen vorliegt, das Rathſame oder Nichtrathſame abzuwägen im Stande wäre. Vorſtellung und Urtheil des Thieres iſt immer nur ſinnlich einſeitig, ſein Schluß gedeiht nie zu einer Kette von Schlüſſen, ſondern endet mit dem erſten Ringe, der ihn an das Urtheil kettet: darum ſage ich: das Thier hat zwar einen gewiſſen Grad Verſtand, aber die-

ſer iſt eine gegebene kalte Mechanik, die ſich bei gewiſſen ſinnlichen Anläſſen in Bewegung ſetzt. So trägt der Adler die geraubte Schildkröte mit ſich in eine ſchwindelnde Höhe und läßt ſie im Fall auf einen Felſen die harte Schale zerbrechen, die ihm das Fleiſch, das er genießen möchte, vorenthielt. Abſicht und Handlung, Zweck und Mittel zeugen hier allerdings von der Mechanik eines Verſtandes; dieſe Mechanik aber iſt etwas Gegebenes und erhebt ſich nicht, da es die Befriedigung eines natürlichen Bedürfniſſes gilt, über das, was man thieriſchen Inſtinkt nennt. Nicht immer auch ſieht, wie hier, Zweck und Mittel in ſo richtigem, entſprechendem Verhältniſſe beim Thiere. — Der Hund ſpringt im dritten Stock durch ein Fenſter, weil er die Freiheit draußen im Gegenſatze zum Kerker drinnen vor Augen hat, ohne daß er aber die geſunden Glieder hier, und den Gegenſatz: das Zerſchmettern draußen mittelſt des Sprunges, in den Kreis ſeiner Berathung zu ziehn vermag. Ja ſelbſt die ſinnlich wahrnehmbaren Gegenſätze werden dem Thiere nichts weniger wie klar, ſondern das Vorwaltende des Annehmlichen, wie es irgend einer Neigung oder einem ſeiner Triebe zuſagt, beſtimmt die Wahl, die eigentlich keine iſt, weil ſie nicht aus irgend einer Ueber-

legung hervorgeht; ſeine Handlung alſo aus Nothwendigkeit zur Willkühr wird, woraus denn — mag es gleich parador erſcheinen — klar wird, daß Nothwendigkeit unter gewiſſen Bedingungen mit der Willkühr zuſammen fällt; welcher Satz leicht auf menſchlich-ſocielle Erſcheinungen zu übertragen wäre.

Wir haben nun, von der Einheit Gottes aus, über die öden Steppen der anorganiſchen Schöpfung zur organiſchen, und in dieſer, mit Beachtung der beiden vorangegangenen Geſchlechter, der Pflanze und des Thiers, den Weg bis zu dem letzten und erhabenſten Werke der Schöpfung zurückgelegt und ſtehn jetzt vor dieſer wunderbar grauenhaften Sphinx, die ſich, ach, — vielleicht in den Abgrund ſtürzen wird, wenn die Zeit endlich und endlich ihre Räthſel alle gelöſt hat. —

Wir ſtehen mit einer Empfindung ſchauerlicher Bewundrung vor dem Geſchöpfe, das, einzig in ſeiner Art, unvollendet gelaſſen wurde von der Hand des Bildners in ſeinem Aeußern, wie in ſeinem Innern, indem er, der Urheber, nach tief begründeter Abſicht, als Erſatz ein Atom ſeiner Einheit in die Seele dieſes ſeines jüngſten Geſchöpfes als Keim niederlegte, mit deſſen Entwicklung ihm die Kraft gegeben, ſich ſelber zu vollenden, und mit dieſer

Vollendung der Herrſcher zu werden über die ganze organiſche, und den größten Theil der anorganiſchen Schöpfung; die verwandten Weſen ſich dienſtbar zu machen, und die ſorglich verſchleierten Kräfte, die ſchlummernd in den Stoffen ruhen. — Er ſitzt über ſich ſelber zu Rathe; ſein Geiſt iſt ein Doppeltgänger, ärger als einer; er haſcht nach ſich ſelber und kann ſich doch nimmer begreifen: ſeine Aufgabe aber iſt groß: denn er iſt Zwei und ſoll Eins werden. — Er ſoll zum andern Male geſchaffen werden durch ſich ſelber, denn er iſt unvollendet und ſoll vollendet ſeyn. — Dieſe Selbſtvollendung iſt der große Gedanke, der uns vorſchweben ſoll in der Nacht des irdiſchen Seyns, in der ſo viele ſchöne Sterne, aber noch mehr thörende Irrwiſche herein leuchten. Das iſt das einzige inhaltſchwere Wort, die einzige ſüße Sorge, die nicht eingeſargt wird mit unſrer Hülle, ſondern uns hinübergeleitet in einen neuen Naturverband, bis wir vollendet ſind.

Dieſes große Wort iſt die Aufgabe, zu deren Löſung uns die Zeit eines Menſchenalters und der Keim einer göttlichen Kraft gegeben worden mit deſſen Entwicklung die Vollendung zuſammen fällt. So liegt jede Frucht als eine tiefverhüllte Möglichkeit im Keime verborgen, und die Entwicklung iſt

der Weg zur Vollendung und die Vollendung; ſelber. — Iſt nun aber dem vorhandenen Organiſch-Körperlichen und dem Seeliſchen des Thieres die Vollendung als eine von außen her bedingte Nothwendigkeit, der ſich nicht zu entziehen, angeboren, ſo iſt dagegen der menſchliche Geiſt hinſichts ſeiner intellectuellen und moraliſchen Vollendung von keiner Nothwendigkeit bedingt, er kann unvollendet bleiben, und bleibt es; nur die Stufen ſind verſchieden; aber der göttliche Keim in ihm kann in dem Naturkreis dieſer Erde nicht bis zur Vollendung, bis zur gereiften Frucht gedeihen; nur bis zur ſchönen Blüthe bringt es die edle Größe, und wenn ſie welkt und ihre Blätter fallen, ſo geſtaltet daraus von ſelber ſich der Todtenkranz.

Doch kehren wir zurück vom ernſten Trauergarten, und treten wir an die Wiege, wo unſere ſchöne Gottespflanze noch im Keime ſchlummert; körperlich eine Nothwendigkeit und geiſtig Nothwendigkeit und Willkühr. Noch herrſcht das Thieriſche allein; nichts unterſcheidet das edle Geſchöpf von andrer Thierbrut, als ſeine nackte Form und in dem lächelnden Auge der leiſe Schimmer einer unſterblichen Pſyche. — Zeigt mir, wo das göttliche dieſer Pſyche, das ſie vom jungen Thiere unterſcheidet,

liegt? — Niemand findet es: und dennoch iſt jede Erſcheinung an einer Weſenheit, an körperliche Bedingungen geknüpft. — Doch hat bis heute die Natur noch Manches für ſich behalten; auch das: wie viel ſie der Menſchheit noch herausgeben wird. — Man braucht aber nicht einmal zerſtörend im Organismus eines Jungſtgebornen zu walten; die Nothwendigkeit der Verhältniſſe beim Entwicklungsacte der Reproductions-Schöpfung, erregt von ſelber Abnormitäten und bringt ſie zur Erſcheinung, wo die Bedingung der geiſtigen Ebenmie in ihren erſten Inſtanzen: das Göttliche im Menſchen, das ich Bewußtſeyn nannte, zur Entwicklung zu bringen, nicht erfüllte, das Thieriſche daher vorherrſchend blieb, und dieſes, wohl äußerlich, nicht aber im Innern menſchlich geſtaltete Weſen, wahnſinnig geboren genannt wird. — Wollte man ſich erinnern, was ich weitvorhin — bei meinen Gedanken über Gott — über den Gott von innen, und dem von außen ihm zuzuführenden — woraus dann erſt eine Befruchtung des Göttlichen in uns, zur Erzeugung einer würdigen Menſchenſchöpfung entſtände, — ſagte, ſo findet ſich's ungemein leicht, daß in vorliegend aufgeſtelltem Falle, die Bedingung des Gottes von innen, der Prädiſpoſition, oder, wie ich mich meta-

phorisch ausdrückte: der, zur Befruchtung erforderlichen geistigen Narbe, durch gewisse, zusammengetroffene, ungünstige Umstände nicht erfüllt wurde, und daher in diesem Wesen aus innern Gründen kein eigentlicher Mensch, sondern eine Anomalie zur Erscheinung kommen konnte.

Gleiches aber auch kann aus entgegengesetzten Ursachen erregt werden; ich meine, wenn die Bedingung, des, dem Innern zuzuführenden Gottes von außen — welches ich die Befruchtung nannte — nicht erfüllt wird. — Auch dergleichen Fälle liegen häufig genug vor, und zwar am schlagendsten in den, zu verschiedenen Zeiten und an unterschiedlichen Orten in europäischen Wäldern eingefangenen Wilden, vorzüglich Mädchen, die früh in ihrer Kindheit unter wilde Thiere im Forste geriethen und mit ihnen wie Thiere aufwuchsen. — Es ist mehr als wahrscheinlich, daß — bei der Seltenheit jener erst-erwähnten Anomalie — diese menschlichen Geschöpfe die innere Gottprädisposition von der Natur empfangen hatten, bei dem gänzlichen Mangel aller Cultur aber zu einer wirklichen Menschenbildung in keiner Beziehung gedeihen konnten.

Ich recapitulirte diesen Satz mit hinzugefügtem erläuterndem Beispiele aus keinem andern Grunde,

als weil ich in dieſem äußerſten Extreme, mit der veranlaſſenden Doppelurſache, dem geiſtigen Blicke ein ſonderlich anſchauliches Bild von einem menſchlichen Zuſtande vorzuführen vermeinte, in welchem trotz eines durchlaufenen zur vorläufigen Entwicklung bedingten Zeitraumes dennoch an keine Willensfreiheit auch nur entfernt gedacht werden kann; ſolcher Zuſtand vielmehr den größtmöglichſten Abſtand bildet von dem, wozu der Menſch ſich zu entwickeln ſeinen Anlagen nach befähigt iſt. Zugleich finde ich mich bewogen, hier noch einmal den von mir hypothetiſch aufgeſtellten Satz zu berühren, vermoge welchem ich das Lebendigwerden des einheitlich Göttlichen in uns, des Bewußtſeyns, auf den continuirten Act der geiſtigen Chemie zurückführte, da das Gefühl den Verſtand durchgeiſtigt, und eben hierdurch zum Bewußtſeyn, zur unbegrenzten Ausbildung im Erkennen und Ausüben befähigt wird, deſſen Unterbrechung aber ſofort das Bewußtſeyn aufhebt und die Seele zum Traumleben übergehn macht.

Sinnige Leſer würden ohne meine Erinnerung vielleicht ſchon beim Ueberdenken dieſer verſchiedenen Sätze den natürlichen Zuſammenhang der mannigfaltigen Fäden zu dem wunderſamen Gewebe eines

menſchlichen Geiſtes überſehn konnen, doch bringen wir ſie, bei zweckforderndem Fortſchreiten zu unſerer Abſicht dem Geſichtskreiſe wohl noch naher.

Wir wiſſen ſchon, daß unter dem Ausdruck: Einheit Gottes, der Geſammtbegriff ſeiner Attribute, ohne irgend einen Gedanken an Gegenſätze zu verſtehen iſt, und eben in dieſem Umſtande wurzelt der höchſte Begriff von Freiheit. — Mit dem zur Erſcheinungwerden dieſer Einheit in der Materie, oder, wie wir es nannten: mit ſeiner Ausdehnung entſtanden die Gegenſätze, die aber in der anorganiſchen Schöpfung und auf der erſten Stufe der organiſchen, bei der Pflanze — obgleich hier ſchon die Zeit und durch ſie das Leben zur Erſcheinung kam — außer allen Einfluß bleiben, indem dort die allerſtrengſte Nothwendigkeit, hier aber neben dieſer nur der erſte, leiſe Grad einer ſeelenloſen, geſtaltlichen Willkühr zur Erſcheinung wirkte. — Erſt mit der losgelaſſenen Pflanze, mit dem Thiere, und der, mit dieſem Loslaſſen ihm nothwendig angeſchaffenen Willensfähigkeit, treten die Gegenſätze, Einfluß uvend auf den Willen, in den Erſcheinungen auf; jedoch, weil abhängig von den Sinnen und ihrer Gegenwart vor dieſen, um einwirkend werden zu konnen in freier natürlicher Waltung — als Nothwendig

keit: die, wie ſchon geſagt, weil der Ueberlegung und darauf fußenden Entſchluſſes entbehrend, mit der Willkühr zuſammenfällt. — So lege man z. B. einem Pferde zwei Haufen, einen Heckerling und den andern Hafer vor, und ſeine Wahl des Hafers iſt eigentlich keine Wahl, kein Entſchluß; nein, es iſt Nothwendigkeit, daß es den wohlſchmeckendern Hafer wählt, denn, obgleich ihm die Gegenſätze: Hafer und Heckerling vor Augen liegen, ſo ſtellt es doch keine Betrachtung darüber durch fortſchreitende Gegenſätze, z. B. wohlſchmeckend und nichtwohlſchmeckend, geſund und ungeſund u. ſ. w. an, und zwar aus dem einfachen Grunde ſchon an ſich, weil ihm die Benennungen dafür abgehn, denn die Sprache — auch ohne Laut — iſt ein Aggregat des Bewußtſeyns, ja es gäbe kein Bewußtſeyn ohne Sprache, denn die Erkenntniß erfordert Benennung, wodurch die Gegenſtände auseinandergehalten und verknüpft werden, ohne dieſe Benennungen fließen alle Gegenſtände in ein Verworrenes, Nebelhaftes zuſammen, und an keine Erkenntniß, an kein Bewußtwerden iſt zu denken. — Jene Wahl des Thieres nenne ich auch nicht, wie wohl gewöhnlich, unwillkührlich, ſondern willkührlich, da ich als eigentlichen Gegenſatz der Willkühr, die, einzig im Gott-

lichen, im Bewußtſeyn wurzelnde und eben darum dem Thiere unzugängliche Freiheit betrachte. — Mit dem Auftreten eines Geſchöpfes alſo, in welchem neben dem Thieriſchen auch das Göttliche geboren wurde; oder, mit andern Worten, in welchem Gott in ſeiner Einheit und Ausdehnung zur Erſcheinung kam, mit dieſem Geſchöpfe, ſage ich, wurde eben durch dieſes Doppelte ſeiner Weſenheit die vorher nicht dageweſene Erſcheinung von Freiheit und Nothwendigkeit in ſeeliſcher Beziehung geboren.

Wenn auch vielleicht nicht dem Leſer, ſo fällt mir es doch ſelber ein, wie ich meine Behauptung wahr zu machen, als wäre dem Menſchen ein einheitlich Göttliches beigegeben, da ich ja doch als ohne Gegenſätze beſtehend, und eben darum als den Inbegriff der reinen Freiheit betrachtete. — Ich bin gewiß, daß mich Niemand im Verdacht haben wird, als könne mir die Thorheit eingekommen ſeyn, ich wolle den Menſchen in gewiſſer Beziehung mit Gott identificiren; — nur ein Atom göttlicher Einheit, ſagte ich vorhin, ſey dieſem Geſchöpfe im leiſeſten Keime eingeboren, und in der That behaupte ich, daß dieſes Atom, ſelbſt in ſeiner irdiſchen Kleine, und in ſeinem von Gegenſätzen ſtrotzenden Gehäuſe, dennoch ſelber in ſeiner eigentlichen reinſten Weſen-

heit ohne Gegenſätze, und eben dadurch befähigt iſt, ſeine erhabene Miſſion unter beglückenden Umſtänden zu erfüllen. — Nicht ſchmerzlicher empfinde ich die Unzulänglichkeit unſerer Sprache, als wenn ich dieſes göttliche Etwas, das ich meine, Gefühl nennen muß; ein entlehntes Bild, das mich ebenſowohl an des Präzeptors Haſelruthe als wie an die ſchauerliche Größe eines höchſten Weſens erinnern kann. — Man möchte mich vielleicht erinnern, daß ich jenes Göttliche vorhin Gottpoeſie genannt, doch galt die Bezeichnung nur von der allgemeinen Anlage, von der geiſtigen Narbe, Gefühl aber von dem durch Herausbildung zur Anwendung gekommenen. — Demnach bleibt es dabei, und ich behaupte, daß dieſes geiſtige Gefühl in ſeiner reinen Weſenheit ohne Gegenſätze iſt, und nur zur Heiligung hinausſtrebt. — Es will — das ſagte ich ſchon — durch Befruchtung erregt ſeyn; es iſt empfindlich und verkrüppelt leicht durch Dogmen; dafür aber, wenn es geſchieht, kann die Natur nicht. Das rein befruchtete und genährte Gefühl inclinirt nur nach einem Pol, und dieſer iſt ſein Urſprung. Es ſchwankt nicht einmal; das thut nur der Verſtand zwiſchen den Klippen der tauſendfältigen Gegenſätze, und dieſer irdiſche Oberaufſeher hat ſelber

mit dem Himmelskinde ſeine Noth, das ſeine Heimath nie vergeſſen kann, und am Nordpol Palmen pflanzen möchte.

Doch, nicht reden läßt ſich gut von ihm, eben weil ſein Weſen eine Einheit iſt. Nur in Gegenſatzen wurzeln die menſchlichen Begriffe, und nur von Dingen, woran ſie haften, redet ſichs weit leichter. Darum muß Jeder, der mich hier verſtehen will, in die ſtille, heilige Kammer ſeines Buſens hinabſteigen, wo das Göttliche wohnt, das uns zu Menſchen macht; er muß dort fragen nach dem Heiligſten, und ſo ihm keine Stimme antwortet, und alles öde und leer bleibt, ſo iſt er noch weit davon entfernt, ein wahrer Menſch, ein freies, conſtitutionelles Weſen zu ſeyn.

Der Menſch wird nicht frei geboren; er tritt nur mit einer Anlage zur Freiheit auf, und wenn dieſe Anlage unter angeführten Umſtänden unentwickelt bleibt, ſo bleibt ſein Weſen für die Lebensdauer Nothwendigkeit und ſeine Handlungen Willkühr. Aber außer dieſem ſeltenen Extreme, außer dieſer totalen Nichtentwicklung der angebornen Anlage zur Freiheit, ſtellt ſich in tauſendfaltigen Abſtufungen unter der Menſchheit eine partielle Nichtentwicklung heraus, deſſen vorzüglichſte Urſache ich

auf die, ſchon oft vorhin angeführte, beſtehende, der irdiſch-menſchlichen Wahrheit entbehrende Dogmenlehre, auch hier wieder zurückführe. Das Göttliche im Menſchen iſt die Blüthe, aus der einzig durch reine Befruchtung die edle Frucht der reinen Willensfreiheit erwachſen kann und ſoll, denn auf dieſer Frucht beruht, fortzeugend der Begriff Moral, und in und mit dieſer kann nach dem reinen Begriffe aller Denkfähigen einzig nur die irdiſche Beſtimmung des Menſchen, die mit der reinen Moral zuſammenfällt, erreicht werden.

Wie nun aber die höchſte Abſicht alle irdiſchen Zwecke nicht unmittelbar, ſondern mittelbar erreicht, ſo hat ſie auch bei dem höchſten, den ſie auf Erden erreichen wollte, bei Herausbildung eines ſittlichguten Menſchen, eben wie es ſchon in dem Sinn dieſer Eigenſchaften abſolut liegt, nicht jenes Göttliche unmittelbar als den Willen und Entſchluß **überwaltend** angeordnet und anordnen können, weil es, als **Einheit** abſolut wirkend, dann den Begriff **Wahl**, in welchem wieder der Begriff Moral wurzelt, ausgeſchloſſen wäre, und etwas Neues jetzt nicht vorhandenes, der Nothwendigkeit Analoges dadurch hätte ins Leben gerufen werden und die ganze Ordnung der Dinge, vor allen hinſichtlich

der Gegenſätze hätte eine andere ſeyn oder werden müſſen; denn wir ſehen, wenn dieſes Gefühl ſich abſolute Herrſchaft über den Verſtand anmaßt, ſchon jetzt dadurch die größtmöglichſten irdiſchen Thor- und Tollheiten ins Leben treten; oder wenn es ſich gar dem beſtehenden irdiſchen Naturverbande entſchlägt, und autokratiſch unmittelbar die Zügel ergreift, den grauenhaften Somnambulismus entſtehen, mit dem, zum generellen Zuſtande geworden, ſich ein gar ſonderbares Leben unter der Menſchheit geſtalten müßte. — Statt deſſen nun, d. h. ſtatt dieſes Gefühl autokratiſch und unmittelbar walten zu laſſen, iſt ihm eine andere, der Erde mit ihren unzähligen Gegenſätzen entſprechende Kraft, der Verſtand, beigegeben, auf daß er, nicht als Vaſal, ſondern beide vereint, gleichſam als Mann und Weib, oder, wie ich es an anderm Orte verbildlichte, als erſte und zweite Kammer, auf Erkenntniß, Willen und Entſchluß influire, und alſo aus den Gegenſätzen hinſichtlich Zweck und Mittel das Beſte, das Entſprechendſte zu erkennen, zu wählen und auszuüben. Die Fähigkeit, dieſes ſelbſtſtändig zu können, dem Menſchen abſprechen, heißt ihm ſeine moraliſche Freiheit und ſomit ſeine Würde als Menſch ſelber rauben und ihn auf die Stufe eines raffinirten Affen ſtellen.

Was man in Beziehung zum Thiere von innen heraus und von außen herein Nothwendigkeit nennt, die, wie geſagt, mit der Willkühr identiſch iſt, heißt hinſichts des Menſchen, da es ſich als ein beſonders imaginäres Etwas ſeiner Freiheit von außen her geiſtig oder materiell entgegenſtellt: Geſchick, welches Geſchick denn nun ſelbſt bis in unſer Innerſtes hereinreichen, und hier auf Koſten unſrer Freiheit Entſchlüſſe zum Durchſetzen einer außer uns liegenden Abſicht erregen ſoll, wodurch denn natürlich unſre Handlungen und unſre Zuſtände reine Nothwendigkeit würden. — Es iſt gewiß, daß unklare Lehrſätze dieſen Glauben nur zu ſehr unterſtützen, und es iſt zu verwundern, daß der entnervende Fatalismus nicht eben ſo ſehr bei uns als bei den Muſelmännern gang und gebe iſt; er iſt es aber auch in der That theoretiſch, doch glücklicher Weiſe nicht praktiſch. — Denn wenn kein Sperling vom Dache und kein Haar von unſerm Haupte ohne des Herrn Willen fällt, und wenn er es nun eben will, Niemand dergleichen und andere Dinge halten kann, ſo kann ja auch nicht das unbedeutendſte und trivialſte arriviren oder es iſt die Abſicht des Höchſten, und was geſchehn ſoll, dagegen hilft keine moraliſche noch Körper-Kraft; alſo warum

ſich denn opponiren gegen Unvermeidliches, und nicht viel lieber die Hände in den Schooß legen und erwarten der Dinge, die da kommen ſollen? — Welche Ausflucht aber wird da dem Laſterhaften nicht gegeben zur Entſchuldigung ſeiner nichtswürdigen Handlungen! —

Unglückſeliger Mißverſtand! der nur daher rührt, Göttliches mit menſchlichem Maßſtabe meſſen zu wollen; ich wiederhole es: wir haben einen Stab von eines Zolles Länge, und wollen die Räume des Weltalls damit ausmeſſen. — Alle unſre Begriffe ſind irdiſche Analogie, und doch regiert Gott anders wie der Kaiſer und Bürgermeiſter. — Gott aber als Einheit will nichts; denn Wille ſetzt Entſchluß voraus, Entſchluß aber Berathung, Berathung aber Schranken, oder Gegenſatz. Darum iſt es nur Klopſtock dem Dichter zu verzeihen, wenn er ſingt „dir nur iſt es bekannt, mit was vor (für) Einmuth wir damals, du, mein Vater, und ich und der Geiſt die Erlöſung beſchloſſen." — Doch ſollte auch der Dichter den Philoſophen nicht ganz an den Nagel hängen. —

Ich knüpfe vorne wieder an. — Gott iſt eins, und die Welt iſt zwei. — Gott iſt abſolute Freiheit, ohne Gegenſatz; die Welt aber iſt nur durch

Gegenſatze Welt. — Der Menſch, als Theil der Welt, kann nur bedingte Freiheit haben, denn Gott und Welt trifft in ihm zuſammen; er hat Freiheit und Nothwendigkeit. — Die Freiheit überwiegt die Nothwendigkeit, wenn das, worin jene wurzelt, das Göttliche in ihm, die Vernunft — (Gefühl und Verſtand in reiner Wechſelbeziehung) — die zur Moral hinaus ſtrebt, völlig conſtituirt iſt. Die Nothwendigkeit wird die Freiheit überwiegen, wo das Thieriſche das Göttliche überwiegt; ſein Wille daher mehr oder weniger der Willkühr anheimfällt, die der reinen, intellectuellen Freiheit als Gegenſatz gegenüber ſteht. Reicht nun gleichwohl ſolche Willkühr zu der Exiſtenz des Thieres aus, da ihm die verſorgende Natur als Erſatz der intellectuellen Freiheit, triebiſche Nothwendigkeit verliehen, ſo ſtellt ſich dagegen bei einem Menſchen, der auf das Göttliche in ſich von vorne herein angewieſen iſt, bei mangelhafter Entwicklung dieſes Angebornen, ein geiſtig verkrüppeltes Geſchöpf heraus, deſſen Erkenntniß, Entſchluß und Handlung, durch Willkühr geleitet, (hört!) in ſeinen Folgen den Erwartungen nicht entſprechen kann; welche Täuſchung er dann, ſie mag nun günſtig oder ungünſtig ausfallen — denn ſie kann und thut beides — er als außer ſich

und noch über der Natur der Erdendinge hinaus liegend, als ein Erzeugniß eines guten oder bösen Geschicks ansieht. — Eine richtige Würdigung der Gegensätze durch den Verstand; ein richtiger Verstand, d. h. ein, durch Hülfe seiner selbst mittelst Durchgeistigung des Göttlichen in uns und durch dargebotene Hülfe von außen her, zum richtigen Erkennen und Wählen, festem Entschließen und Ausführen befähigter, bildet die erste schöpferische Ursache unsers, der höhern Absicht entsprechenden irdischen Zustandes, und ist, weil in der göttlichen Freiheit wurzelnd, der Vermittler wirklicher Willensfreiheit, obgleich doch auch wieder eben dadurch in Gott ruhend und von ihm abhängig, weil Gott mittelbar, in seinen Gesetzen nemlich — die sich in fortwährender Zeugungskraft auch im Geistigen offenbaren — waltet; in welchem Gesetzverbande denn auch wir leben und wirken, und bei der Unmöglichkeit das große Gesetzbuch ganz und wie es eben in Beziehung auf uns wirkt, zu kennen, oft auch bei der redlichsten Bemühung uns getäuscht finden werden in unirer Erwartung, ohne jedoch solche Täuschung eben als das Ergebniß eines kapriciösen Geschicks ansehn zu dürfen, das uns durch absoluten Einfluß zu Fehlhandlungen verlockte. Nein, viel-

mehr lag es in der irdiſchen Fehlbarkeit überhaupt, die die Zeugungskraft der Handlungen nicht bis ins zehnte oder zwanzigſte Glied hinaus zu überſehn vermochte. Immer aber tritt die moraliſche Freiheit neu wieder in uns auf, und ergreift nach beſter Einſicht Mittel zum Zweck, die ſich gegenſeitig jedoch nicht heiligen, ſondern beide ſchon im Gedanken geheiligt ſeyn ſollen, und die dann bei redlichem Willen und bei Beharrlichkeit endlich doch zum Ziele führen werden.

Wurzelt nun aber die moraliſche oder reine Willensfreiheit im Göttlichen in uns und von hieraus in der Moral ſelber, deren Entwicklung vorzüglich auf Entgegenführung der reinen Gottlehre zur Befruchtung des Göttlichen in uns beruht, ſo muß bei mangelhafter Entwicklung dieſes Göttlichen, und bei der mangelhaften Moral, wie ſie ſich bis jetzt noch immer unter der Menſchheit herausſtellt, da entweder das Thieriſche das Göttliche im Menſchen überwiegt, oder auch das Göttliche auf eine naturwidrige Art befruchtet wurde — ſo muß, ſage ich, hierdurch die reine Willensfreiheit, wie ſie die Natur bei ihren Menſchen beabſichtigte, nothwendig beeinträchtigt werden, und einem natürlichen Gange der Dinge nach zur Willkühr, die, wie ich ſchon

zeigte, mit der Nothwendigkeit zusammenfällt, überschlagen. Bei also herausgebildeter Asthenie des Geistes, die sich als moralische Schwäche fühlbar macht, bildet sich der Mensch zu gern nur ein, daß diese Schwäche nicht sowohl von innen heraus herrühre, als daß vielmehr eine stärkere Hand von außen her ein unbesiegbares Gegengewicht halte, bis tief ins Innere hineinreiche und zauberartig die Willenskraft zur Erreichung einer eigensinnigen Absicht verlocke, da doch die Zeugungskraft activer und passiver Handlungen von innen heraus und von außen herein wirkend — die man Schicksal nennt — in ununterbrochner Thätigkeit fortwirkt und uns zu gleicher entsprechender Thätigkeit auffordert, widrigenfalls uns dieses sogenannte Schicksal — gleich dem Trägen in der Corrections-Tretmühle — mit seinem Knittel ungemein widerwärtig über den Rücken schlägt; fatal freilich, ohne aber doch Fatum zu seyn. — Thätigkeit indeß erfordert nicht immer die That, vielmehr übernimmt die Zeit öfter die Stelle des Handelnden und sie ihr zu rechter Zeit und für die rechte Dauer zu übergeben ist oft von größerer Wichtigkeit als das Handeln selber, denn der Vorwitz so gut als die Trägheit, das Zuviel und das Zuwenig vereitelt oft das redlichste Bestreben, und

nur ein Aber könnte das von außen herein wirkende Nothwendigkeit nennen, was das natürliche Ergebniß einer falschen Berathung, einer falschen Wahl war. — Wie nun Alles aber im Menschen mittelbar auf das Göttliche zurückzuführen, so auch die richtige Wahl der Handlungen, und zwar aus demselben Grunde, wie die eigentliche reine Willensfreiheit in dem Göttlichen in uns wurzelt, da dann mit Entwicklung dieser, jene auch zugleich zu immer größerer Reinheit und Klarheit gedeiht. — Eben in dieser Beziehung tritt die Welt der Gegensätze am krassesten auf. Der geistige Mensch ist das Subjektive; in irdischer Beziehung das Eins; die ganze weite Welt, vom Stern herab bis zum Halm und bis zum körperlichen Ich, ist das Objective das Zwei. Beides tritt in Conflict, so wie das Eins zum Eins geworden ist, d. h. so wie das Göttliche in ihm sich entwickelt, wovon als Zeichen das aufdämmernde Bewußtseyn gelten kann. Ohne dieses, bemerkte ich schon einmal, giebt es keinen eigentlichen Menschen, denn in ihm wurzelt die Willensfreiheit. — In dem Eins beruhet zuvörderst die glückliche Lösung der Aufgabe. Was sie erschwert, ist der Umstand, daß auch das Eins, der geistige Mensch an sich selber, nicht ohne Gegensätze

iſt. Dieſes ſind die Affecte, die Leidenſchaften, deren Zurückweiſung in die angemeſſenen Schranken die erſte ſynonime Handlung zugleich mit Herausbildung des Göttlichen in uns iſt. — Dieſe Meiſterſchaft über die Affecte — die ſich übrigens keineswegs bis zur gänzlichen Unterdrückung derſelben ausdehnen ſoll — ſcheint die Natur als die erſte Uebungsſchule der Willensfreiheit für uns geſchaffen zu haben, und ich meine, es müßte eine würdige Aufgabe für die Pädagogik ſeyn, dieſer Vorkehrung der Natur auf eine eigene, noch zu erfindende Weiſe nachzuhelfen, damit die Willensfreiheit früh ſchon ſich ſtähle an den erſten Gegenſätzen und im eignen Hauſe Herr würde, ehe ſie mit der weiten Welt ſich einzulaſſen genöthigt. — In dieſem ſeinen eignen Hauſe, in ſeinem Innern, geſteht ſo Mancher dieſes oder jenes nicht thun oder laſſen zu können, und man ſollte ſich wundern, wenn er in dem großen weitläufigen Hauſe der Erde und den ſociellen Verhältniſſen in ihm, die ſich meiſtens mit eitel Gegenſätzen, die er gar nicht alle zu überſehn vermag, ihm ſich gegenüberſtellen, ſo vieles nicht kann was er will. — War es eine Nothwendigkeit, daß der, der ſeinen Zorn oder Rache nicht beſiegen konnte, ſeinen Bruder erſchlug? — Allerdings! aber

keine von außen herein wirkende, keine fremde, sondern jene, mit der Willkühr identisch innere, die da jedesmal den Thron usurpirt, wo die moralische Freiheit sich nicht constituirt hat. — Aber ist diese bestehende Willkühr im Gegensatz zur moralischen Freiheit nicht sein Werk? — Gewiß! und dieses passive Werk ist die Mutter aller activen bösen Handlungen, zu denen sie einen reichen Eierstock in sich birgt. — Nicht immer gedeiht die Frucht zu etwas Ungeheurem, die Welt wäre sonst eine Höhle des Schreckens, aber die abwehrenden Umstände dürfen dem Träger der Handlung moralisch nicht zu gute geschrieben werden, und mit Recht sagt schon ein großer Lehrer der Vorzeit: wer seinen Bruder ärgert, der ist ein Todtschläger; weil nemlich in diesem Aerger schon der Embryo zur Keule liegt und leicht entwickelt werden kann.

Doch, immer wieder anknüpfend, komme ich auch hierbei aufs neue zu dem Axiom zurück, daß die angeborne natürliche Prädisposition für Göttliches in uns, das Entgegenführen des Gottes von außen auf eine natürliche entsprechende Art bedingt, wenn anders das, worin die reine Willensfreiheit wurzelt, und mit ihm diese selber, im Menschen heraus gebildet werden soll. Kein Mensch ist von

vorne herein sein eigner Bildner. Beim Thier vertritt die Natur die Stelle und läßt ihn mechanisch thun was er soll; den Menschen in seinem Thierischen ebenfalls; weiterhin aber, wo der Mensch anhebt, kann dieser den großen Forderungen an seine Menschheit nur mit Herausbildung des Göttlichen in sich entsprechen; was von hieraus Mangelhaftes geschieht, kann in seinen Folgen, streng genommen, nicht in sein Schuldbuch eingetragen werden. — Und so haben mich denn auch diese Betrachtungen wiederum allmählig zu der großen Frage unsers Jahrhunderts hingeführt: was befiehlt die Natur zu thun, um in jedem Individuum die reine moralische Willensfreiheit herauszubilden? — was ist bisher in dieser Art geschehn? war das Geschehene ausreichend? war es naturgemäß? — oder war es unzureichend? fehlerhaft? und welches sind die Fehler? — — Die Beantwortung dieser Fragen liegt in dem Vorhergehenden klar und deutlich entwickelt.

Speciell vorgenommen, vor allen von ihrer negativen Seite, führt die Erörterung immer wieder auf den feinen, krankhaft empfindlichen Nerv christlicher Völker, und nicht allein mein Ohr, nein, auch mein Herz ist empfindlich gegen den gellenden Schrei,

den ich in dieſer Art ſchon erregt. — Iſt doch die Welt wie ein kleiner Knabe, wie ich ſelber war, da ich die Zähne wechſeln ſollte. Unter den verfallenen Milchzähnen zeigten ſich längſt die weißen neuen Erſatz-Zähne; und dennoch weinte ich bitterlich und entfloh, wenn die unbedeutende Operation des Beſeitigens der alten beginnen ſollte. Die natürlichen Folgen davon muß ich nun mein Lebenlang, mir ſelber zum Aerger, mit mir umhertragen, — ach, und der Welt wird es wohl um nichts beſſer ergehn. — Schief und krumm und verwachſen genug ſieht es in ihr aus, und ſie weint, und ſchmäht weidlich auf die Operateure, — unter denen freilich leider auch Charlatane hinlänglich umherlaufen, die einzig ſich ſelber zur ſchnoden Luſt, nicht allein die alten Zähne, ſondern auch die neuen mit herausnehmen, und ſtatt ihrer falſche oder auch gar keine einſetzen mochten. — Wenige Wochen Arreſt iſt wahrlich gelinde Strafe für ſolch naſeweiſen Operateur, der die größten Kinder in Furcht jagt und alle Operation in übeln Geruch bringt. — Wer aber ſehen kann und begreifen, wird ſchon auch unterſcheiden lernen. — Freilich, um Eklat zu erregen iſt es ganz ein trefflich Mittel, Jemandem die Kleider in Fetzen abreißen, und ihn dann nackt laufen zu laſſen. Aber

pfui! — Wenn man einem Bettler ſeiner alten zerriſſenen, die Blößen nicht mehr deckenden Hülle entledigen will, ſo muß ſie ihm mit Ruhe abgenommen werden; und wenn er vielleicht blind wäre, und weigerte ſich, von dem alten Lebgewordenen Trödel zu laſſen, ſo ſoll man ihm milde die Hand führen und ihn ſeine Blößen fühlen laſſen, die ihn fröſteln machen und eines Menſchen unwürdig ſind. Zugleich aber ſoll man ihm die neuen Kleider zeigen, die zur Hand ſind, und die ganz und gar für ſeinen Leib paſſen und ſeinem Bedürfniſſe vollkommen entſprechen. So nur übt man Wohlthat; im entgegengeſetzten Falle aber iſt man ſein Henker, denn ein dürftig Kleid iſt doch beſſer als keines. Dieſes iſt mein Grundſatz, und daß ich ihn befolgt, dafür redet Alles, was ich in dieſer Beziehung gethan, und auch die Zukunft wird es bewähren. — Doch kehren wir zurück.

Das Reſume des Vorhergegangenen iſt alſo kürzlich dieſes: daß die moraliſche Freiheit in der reinen Vernunft, deren tiefſtes das Gefühl, deren oberſtes Verſtand iſt, wurzelt. — Dieſe beiden ſeeliſchen Kräfte liegen als Prädisposition, als angebornes Geſchenk der Natur in jedem Menſchen, die ſie uns geben mußte, wenn wir anders das, was

man unter Mensch eigentlich versteht, sollten werden können. Ihre Entwicklung aber war, wie alles der Entwicklung fähige Irdische an Bedingungen geknüpft; hier an die des Entgegenführens, welches ich Befruchtung nannte. — Ist nun das Angeborne ein rein Natürliches, weil es von keiner Menschenhand und keinem Menschensinn berührt, als ein reiner Keim aus seinem Ursprunge hervorgeht, so muß nothwendig das Entgegenzuführende, das Befruchtende diesem Keime vollkommen entsprechen, also rein natürlich und von keiner menschlichen Erfindung, der die Natur fremd, berührt und beschmutzt seyn, wenn das zu Erzeugende, die geistige Schöpfung im Individuum und der Gesammtmenschheit als eine, der Urabsicht des höchsten Wesens entsprechende sich gestalten soll. — Ich mache hier beiläufig auf den genauen Connex der geistigen und körperlichen Schöpfung hinsichtlich ihrer Regeneration mittelst Zeugung aufmerksam, da in letzterer, wäre es anders möglich bis an die letzte Quelle zurückzugehn, alle Mißgestaltungen als aus natürlichen, bei der Zeugung Statt gefundenen anomalen Umständen hervorgehend erkannt werden würden. (!!) — Es ist in der That all zu läppisch, anzunehmen, es hätte dem Schöpfer etwa die Laune angewandelt,

heute einmal, gleichsam im Scherz, ein Kalb mit zwei Köpfen, morgen einen Menschen mit einem Hasengesichte und dann einmal wieder ein Paar zusammen verwachsene Menschen ins Leben zu rufen. —

Beruht nun auf jener geistigen Zeugung — die aber nicht das Werk der Minute, sondern mehrerer Jahre ist, wie denn alles Edle langsamer sich gestaltet als das Rohe — beruht nun in ihr, sage ich, die Gestaltung des geistigen Menschen, so muß nothwendig aus der fehlerhaften Befruchtung, da das Entgegengeführte dem Vorhandenen seiner Natur nach, nicht entspricht, eine mißgestaltete geistige Schöpfung hervorgehn, wie solche bisher noch immer hervor ging; da man sich dann mit der Entschuldigung abfindet, man sey allzumal Sünder. — Es ist allerdings keine geringe Kunst, unter so verkehrter Behandlung keiner zu seyn, oder unter einer Menschheit, die Jahrtausende lang von Generation zu Generation unter solchem Einflusse fortgebildet wurde, keiner zu werden. — Unter guten Menschen ist es ein Leichtes, gut zu seyn; unter verderbten fast eine Unmöglichkeit. — Ich erinnere hier an den Satz über Reciprocität.

Es ist nur zu gewiß, daß wir von allen in der Körperwelt zu Erscheinungen hinauswirkenden,

in Materien eingeſchloſſenen Kräfte nur — ſo weit die Entdeckungen bis jetzt reichen — wiſſen, daß und wozu, nie aber wie und wodurch ſie ſo und nicht anders wirken, ſondern bei der ſorgfältigſten Analyſe der verſchiedenen Beſtandtheile einer wirkenden Materie in ihre Elemente, ſtoßen wir doch zuletzt auf eine Urkraft, die von vorne herein dieſes Geſetz in dieſe Materie, und jenes Geſetz in die combinirten Materien legte, eben wie wir bei der Genealogie irgend eines lebenden Geſchlechtes, ſey es auch die Pflanze im Samenkorn, verfolgend auf die anknüpfende Urkraft ſtoßen müſſen. — Zugleich iſt es eben die Chemie, oder die Combination und Behandlung der verſchiedenen Stoffe, durch welche der Erfindung noch immer ein weites Feld eröffnet bleibt, auf dem ſie zu unbekannten Reſultaten und Zwecken zu gelangen hoffen darf. — Wies ich nun ſchon den Conner der menſchlich-geiſtigen und generell-materiellen Chemie in der Zeugung nach — die ſich viel weiter als nur auf die Regeneration der lebendigen Geſchöpfe erſtreckt — ſo bin ich auch überzeugt, daß in der geiſtigen, zur Moral hinausſtrebenden Chemie mittelſt neuer Combinationen, neue Wege zur Förderung der erhabenen Menſchenzwecke zu entdecken ſind, durch welche im

kaufe der Zeiten eine veredelte Menschheit herauszubilden möglich werden muß. — Eben so, wie in der gewöhnlichen materiellen Chemie gewisse Gegensätze existiren, hindernde, störende Kräfte, die sich den Zwecken des Chemikers gegenüberstellen, und die er beseitigen, überwinden, oder sogar durch künstliche Bewältigung sich dienstbar machen und zur Förderung seiner Absicht herbeiziehen muß; eben so liegen auch in der menschlichen Seele der Gegensätze viele und mancherlei, die ich in Kräfte und Affecte eintheilen möchte, und die die Grundbedingung der menschlichen Seele, die Vernunft, wie dienstbare, aber auch neckende Geister umgeben. — Gehören die Kräfte z. B. Gedächtniß, Beharrlichkeit, ja selbst die Phantasie und vor allem die Willenskraft dem Verstande an, so sind die Affecte dagegen ihrem Wesen nach dem Gefühle verwandt, ohne jedoch ihm, dem Heiligsten im Menschen, speciell anzugehören. — Diese Affecte sind dem Menschen nicht ohne die allerweiseste Absicht angeschaffen und eine pragmatische Chemie kann und wird sie sich zu den edelsten Zwecken dienstbar machen, da sie sich selbe dann als Fähigkeiten denkt. — So z. E. die Fähigkeit stolz zu seyn, die ich schon anderswo als zu einem moralischen Stolze herauszu-

bilden aufforderte, der es z. B. für ehrender hält, Wohlthaten entübrigt zu seyn und sich auf sich selber zu verlassen als dergleichen anzunehmen und Andrer zu bedürfen. — So die Fähigkeit zu hassen; nicht Brüder oder Geschöpfe überhaupt, sondern das Laster, Indecenzen und alles Unschöne. — So der Zorn; wie edel kann dieser Affect dem Unrecht gegenüberstehn; wie ist er zu jeder Größe so bedingt; zürnte doch selber der weise Nazarener. — Ich überlasse es dem sinnigen Leser, den Eigennutz, die Ruhmsucht, die Eitelkeit, ja selbst die Vergnügungs- oder was noch mehr: die Rachsucht als der herrlichsten Veredlung fähig sich zu denken. Wie schön rächt man sich nicht an seinem Feind, wenn man Böses mit Gutem vergilt! — Und — ha! — schrecklicher Gedanke! — wenn etwa nur die bisherigen Mißgriffe in der geistigen Chemie die einzige Ursache der falschen Richtung jener Affecte wären, und die eigentliche Absicht des großen Bildners ursprünglich auf das angedeutete Edle abgezielt hätten? — Ja, er hat es, behaupte ich, und die Menschheit, die eben jetzt erst ihren unbändigen Kinderjahren entwächst, wird zum Bewußtseyn ihrer selbst gelangen; sie wird in den Plan der geistigen Schöpfung eindringen, die eigene irdische Bestimmung und die

angebornen entſprechenden ſeeliſchen Kräfte zur Erreichung derſelben klarer erkennen wie bisher; das Diffamations-Prinzip beſeitigen, das Gefühl angeborner Ehre dagegen erregen, und durch eine naturgemäße Chemie, deren erſter Act eine natürliche Befruchtung des göttlichen Keimes in uns iſt, die erhabenen Zwecke des theuren Urhebers ſchon hier auf Erden, mit Hinweiſung auf ein Höheres zu erreichen ſuchen. — Hierin, behaupte ich, beruht die Entwicklung der moraliſchen oder reinen Willensfreiheit. — Der Irrthum, der ſich in den Elementarregeln der geiſtigen Chemie geltend macht, ward zu einem regenerirenden Irrthum in den mannigfachſten Verzweigungen und wirkte ebenmäßig auch zu der Anſicht heraus, als ſey die Willensfreiheit des Menſchen nur eine relative; im Ganzen unterliege er doch wohl einer abſoluten Nothwendigkeit, gegen die von innen heraus ſich aufzulehnen eben ſo thöricht als erfolglos ſey. — Ich meine, man verwechſele nur allzuoft und in zu vielen Beziehungen *Menſch* und *Menſchheit*. — Das Individuum hängt allerdings früh von einem äußern Einfluß ab. Dieſer Einfluß ruht indeß mittelbar in der Menſchheit, zu der jener ſelber wieder zählt; vor allen aber in denen, die auf den Höhen der Menſch-

heit ſtehn und die man als die Organe des ſocialen Lebens betrachten könnte: ich meine vorzugsweiſe Herrſcher und Lehrer: — jene Kopf, dieſe — Herz. — Sie ſind die nächſten Vermittler der reinen Willensfreiheit, und jeder Irrthum, der ſie blendet, muß nothwendig entſprechende Folgen in dem ſocialen Körper erzeugen, und thut es. — Bis hieher, wo es ſich noch um das Generelle handelt, ſind Urſache und Wirkung mit Erfolg gegen einander abzuwägen; erſt in der Mannigfaltigkeit der Individuen wird ſich auch die Wirkung mannigfaltig geſtalten; doch kann ſich jede großartige Idee auch nur auf das Großartige, d. h. auf das Univerſelle, nicht auf das Specielle einlaſſen und jedem Individuum bleibt an ſich ſelber etwas zu thun übrig. — Der Säemann kann nur für den Acker ſorgen und ſeinen Samen hineinlegen, nicht ſich um jeden einzelnen Halm kümmern, wie er etwa wächſt und gedeiht. Aber er muß für guten Acker und für edlen Samen Sorge tragen, wenn er anders viele und edle Früchte zu erndten hoffen will.

Darum iſt es Pflicht, daß man von oben her die Natur belauſche, wie ſie in der Seele des Menſchen wirkt, was ſie hat und was ſie will, und man muß in ihrem, nicht im eignen Sinne la-

boriren; daß es aber anders iſt, eben daran laborirt die Menſchheit.

Wenn ich vorhin ſagte: die Willensfreiheit wurzelt in ihren Tiefen im Gefühl, und oben im Verſtande, ſo wollte ich damit nichts anders ſagen, als daß ſie anſchaulich, dem oberflächlichen Blicke nach vom Verſtande abhängig, der ja nur von den Pflichten eines Menſchen unterrichtet zu werden braucht, um zu wiſſen, was er dem Willen zu heißen oder zu verbieten habe; es bedarf nur einer mechaniſchen Uebung im Urtheilen und Schließen, um aus den Gegenſätzen das Rathſame zu wählen; es bedarf nur der Vorſicht, um ſich vor Schaden zu hüten; der Geſundheitslehre z. B. der Mäßigkeit, der Abhärtung u. ſ. w., um geſund zu bleiben; ja, zu alle dem hat die vorſichtige Natur noch das Gewiſſen beigefügt, damit es unterſtütze und aushelfe; — und doch! — auffallende Erſcheinung! — dennoch wurde die Abſicht ſo ſehr unvollkommen erreicht, und die Welt iſt zum Uebermaaß des Argen voll! — Man predigt früh und ſpät; Jeder weiß ſeine Pflichten am Schnürchen herzuſagen; er verſpricht Gott, der Menſchheit und ſich ſelber, ſie zu erfüllen; er ſchämt ſich jeder Verletzung derſelben und will gut ſcheinen, wenn er es auch gleich nicht iſt;

— und dennoch! — „Der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach!“ ſagte unſer Lehrer in einem Bilde, das ich nicht geurire; denn der Geiſt, ſage ich, iſt zwar ſtark im Wollen, aber gerade er iſt zugleich ſchwach im Vollbringen; denn Erkennen und Wollen iſt leicht; Gedächtniß und Ueberredung, überhaupt die Mechanik des Verſtandes hilft wohl dazu, aber die Kraft zum Vollführen, dieſes Edlere in ihm, dieſes die eigentliche moraliſche Freiheit Bedingende wurzelt tief im Allerheiligſten des Menſchen, in dem Allergeiſtigſten, in dem Göttlichen, das uns alleigentlich zum Bilde der einheitlichen Gottheit erhebt. Es iſt nicht das Fleiſch, das im Vollbringen ſtark, und beim Nichtvollbringen ſchwach genannt werden darf; nein, im Gegentheil, es iſt das Allergeiſtigſte im Menſchen, aus welchem die Kraft zum Vollbringen des als gut erkannten, gleichmäßig aber auch die Kraft zum Ertragen, zum Dulden, zum Leiden, wenn uns keine Waffe zum Abwehren mehr geblieben iſt — hervorgeht. — Daß dieſe moraliſche Kraft, die ich näher bezeichnend moraliſchen Muth nennen möchte, in dem Göttlichen, in dem Gefühle wurzelt, bezeugen, vorzuglich in Beziehung zum Dulden, immer neu wiederkehrende Erſcheinungen des taglich gemeinen Lebens ſogar:

denn wo in kritiſchen Fällen, und beim Mangel jenes moraliſchen Muthes Verſtandesgründe nichts vermögen, da wendet man ſich an dieſes Heiligſte im Menſchen, und wirkt mittelbar, durch Herbeiziehung der Gottidee auf dieſe heilige Quelle alles Edlen und Erhabenen im Menſchen. — Das Vergehen gegen dieſes Göttliche, wie ich es beim Acte der Befruchtung nachwies, nenne ich jene Sünde gegen den heiligen Geiſt, von der ſchon die Vorwelt als eine nicht zu vergebende redet; und doch iſt ſie eine Unwiſſenheits-Sünde, die erſt ſtrafbar wird, da man ſie wiſſend macht. — Darum: wer Ohren hat zu hören der höre! und ich kannte in der That noch keinen taubſtummen Theologen. Heute könnte man auch mit eben ſo gutem Fug ausrufen: wer Augen hat zu leſen, der leſe; denn die Preſſe iſt jetzt das Wort; aber dieſes Wort war nicht von Anfang.

Die Wechſelbeziehungen von Verſtand und Gefühl zur Herausbildung einer reinen Vernunft, ſind ſo ſubtil, ſo tiefverborgen, und doch auch ſo ſehr zur Herausbildung eines ſittlich guten, eines wirklichen Menſchen bedingt, daß man nicht genug auf dieſe heilige Quelle alles Edlen im Menſchen hindeuten kann. Obgleich ich nun ſchon an anderm Orte von dieſer Wechſelbeziehung geredet habe, ſo

kann ich doch, bei Erledigung dieſer meiner Ideen über Willensfreiheit nicht umhin, jene dort aufgeſtellten Sätze auch hier wieder herbeizuziehn, da ihre Wahrheit es iſt, die auf jede einzelne Beſchäftigung der Seele als Grundbedingung influirt. — Der Verſtand nemlich, behaupte ich, hängt hinſichtlich ſeiner Thätigkeit — nicht allein des Erkennens und Wollens, als auch ganz vorzüglich des Ausführens — von der Durchgeiſtigung des Gefühls ab, das — gleich dem Sauerſtoff der Luft für die organiſche Schöpfung — das eigentliche Lebensprinzip für jene geiſtige Fähigkeit enthält, und das Bewußtſeyn, das eigentlich identiſch mit der Vernunft iſt, iſt in ſeinen Höhen und Tiefen an dieſe Bedingung geknüpft. — Dagegen überwacht der Verſtand, als der Erde mehr angehörig, die Ausartung des Gefühls in ſeinen Höhen; es kann, bei einer natürlichen Befruchtung, höchſtens in Sentimentalität und Naturſchwärmerei — bei unnatürlicher aber, der gewehrt werden ſollte, in tolle Dinge ausarten. — In dieſer Höhe kann der Verſtand unmittelbar wehrend einſchreiten, weil es von hieraus als Erſcheinung in die ſichtbare Welt, mithin auf das eigentliche Gebiet des Verſtandes heraustritt; — in der Tiefe aber, d. h. wo das Gefühl verkümmert, einſchlum-

mert, ſteht ihm nur eine mittelbare Intervention zu, und dieſe Mittel ſind Beſchäftigungen mit Gott als Einheit und Natur, aller Art. — Mit dem Einſchlummern des Gefühls aber ſinkt auch ganz natürlich regreſſive der Einfluß, den der Verſtand vom Gefühl zu ſeiner Funktion bedarf; die Affecte alle, und die thieriſchen Triebe mit ihnen, treten in ungezähmter Brutalität hervor, und Willkühr herrſcht von nun an da, wo reine Willensfreiheit das Zepter führen könnte und ſollte. — Aber nicht allein die Paralyſis des Göttlichen im Menſchen, ſondern auch die widernatürliche Befruchtung, und eine in dieſer Art continuirte Aufreizung und Anregung muß einen entſprechenden Einfluß auf den Verſtand üben. Das ganze wunderbare Getriebe der menſchlichen Seele wird in dem einen, in dem Grundtriebrade, in dem Göttlichen, zu anomalen Erſcheinungen verbildet, und die reine Willensfreiheit, die einzig nur in dieſem einen wurzelt, wird von vorne herein in ihren edelſten Theilen verletzt. — Bei dem ergrauten Stande der Dinge läßt ſich gar nicht mit Beſtimmtheit angeben, wie weit das Anomale gediehen, und was die Menſchheit bei einer naturgemäßen Befruchtung des Göttlichen in ihr, ſeyn und werden könnte. — Eine jede verletzte

Willensfreiheit ſchlägt mehr oder minder zur Willkühr hinüber; die Willkühr aber iſt tappend, denn nur die Freiheit iſt Licht, das aber mehr von innen heraus als von außen herein leuchtet. Die Willkühr iſt nun aber eben darum auch irrend; ſie ergreift Dinge und glaubt ſie zu erkennen; wähnt ſelbe der Abſicht entſprechend und doch ſind ſie es meiſtens nicht, oder wenn auch, faſt zufällig. — In dem Weſen der Dinge, das die Willkühr verkennt, liegt nun aber eine natürliche Zeugungskraft, die von der reinen Willensfreiheit zu ihren Zwecken herbeigezogen wird; darum verfehlt die Gottheit, als der Inbegriff der höchſten, reinen Freiheit, die mit dem höchſten Bewußtſeyn zuſammenfällt, ihre Zwecke nie. Die Willkühr aber, die je nach ihrer Intenſität, mehr oder minder tappend zu Werke ſchreitet, findet ſich, eben wegen jener Zeugungskraft, deren Geſetze ihr nicht klar werden, in ihren Kräften, in ihren Hülfsmitteln und in ihren Erwartungen getäuſcht. Sie kennt weder ſich ſelber noch die Außendinge hinlänglich, und weiß weder das Einzelne noch die Wechſelbeziehung deſſelben unter einander zu würdigen; darum zeugt das Weſen der Dinge, mit dem ſie in Beziehung geſtellt iſt, ſo vielfältig Günſtiges oder Ungünſtiges, das außer ihrer Berech-

nung liegt, ja nicht selten gerade das Gegentheil von dem Beabsichtigten, und diese, dem Anscheine nach, eigensinnige Zeugung gegen Absicht und Willen interpretirt man als Nothwendigkeit, die sich als ein capriciöses Außending über den freien Willen stellt und scheinbar die Freiheit des Willens aufhebt. — Allerdings waltet auch eine höhere unwandelbare Nothwendigkeit in den Gesetzen der Natur, die sich bis tief in die Seele des Menschen erstreckt; aber eben diese Nothwendigkeit in den Gesetzen ist es, in denen und durch die eine reine Willensfreiheit denkbar wird. — Menschen haben diese Nothwendigkeit bei Aufstellung ihrer Gesetze weislich nachgeahmt, und der Bürger kann erst dann sich frei im Staate bewegen, wenn diese Gesetze nicht allein weise sondern auch unwandelbar sind, denn so erst wird es möglich, die bestehenden Gegensätze gegen einander abzuwägen und entsprechend zu wählen; der Uebertreter aber wird eben dadurch auch zurechnungsfähig.

In wie weit bei bestehenden Dingen die reine Willensfreiheit der Menschheit beeinträchtigt ist, läßt sich nicht bestimmen, vor allen da ein möglicher Vergleich fehlt. Daß sie aber beeinträchtigt, behaupte ich dreist, und meine, die Quelle dieser Beeinträch-

tigung nachzuweisen zu haben. — Darum ist auch das Mittelalter bei allen seinen Gräuelthaten, die als der Ehre Gottes und dem Wohl der Menschheit schuldig ausgeübt wurden, nicht zurechnungsfähig, weil die reine Willensfreiheit in ihrem Ursprunge auf die empörendste Weise beeinträchtigt, und eine grauenhafte Willkühr, diese Bastardschwester der reinen Freiheit an ihre Stelle getreten war, von der man sich alles versehen darf. — Der höchste Grad dieser entsetzlichen Willkühr muß dann entstehen, wenn das einheitlich Göttliche im Menschen von seiner Funktion: den Verstand zu durchgeistigen und zum selbstbewußten Denken zu befähigen, durch irgend einen Umstand veranlaßt, ganz zurücktritt, welcher menschliche Zustand dann, wie ich schon einmal erwähnte, — Wahnsinn genannt wird. Hier ist jeder Schimmer von moralischer Freiheit verwischt, und eben an solchem Extreme ist der Begriff der Sache am erfolgreichsten abzusehn. — Von hieraus, wo der Mensch — aus schon früher gegebenen Gründen — auf einer tiefern Stufe selbst, als das Thier steht — durchschreitet die Willensfreiheit graduell alle Stufen bis zu einer unbekannten Höhe, die ich mir nur als in einem Menschen möglich denke, der, mit vorzüglicher Prädisposition begabt, nach den Grund-

sätzen eines reinen, natürlichen Deismus von früher Jugend an erzogen und zu höchstem Bewußtseyn und daraus hervorgehender Moral herangebildet wurde. — Dahin die Menschheit zu führen, das ist mein Ideal, für das ich glühe. — Jeder Stand, auch der, den wir jetzt roh und niedrig nennen, kann durch Menschen bekleidet werden, die sich ihrer Menschenwürde bewußt sind; nur das Laster und der Stand des gemeinen Bettlers würde dann von selber eingehn.

Der, der meinen Ideen aufmerksam gefolgt ist, wird es inne geworden seyn, daß ich die reine, unbeeinträchtigte Willensfreiheit als nur zur Moral inklinirend darstellte; und es stellen sich daraus scheinbar zwei Sätze hervor, die eines Commentars bedürfen. Zuvörderst nemlich scheine ich zu behaupten, als ob der Mensch bei reiner, unbeeinträchtigter Willensfreiheit absolut unsträflich handeln müsse; doch folgt das nicht unbedingt; denn, abgesehn von der Fehlbarkeit, oder vielmehr Unvollendbarkeit der Ausbildung jener Freiheit, woraus denn, eben im Sinne meiner Lehre, wieder Unmoral hervorgehn muß, so bleibt auch dem möglichst Vollendeten in den jetzt noch bestehenden Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft zu viel Irrendes und Verlorendes,

als daß eine durchaus reine Moral ſich daraus geſtalten könnte. Das kraſſe Laſter aber, und die Greuel der Sünde würden ſich verlieren, und mit der Verbreitung jener reinen Willensfreiheit, eben durch Reciprocität das Gutſeyn leichter und mithin auch allgemeiner werden. — Anderſeits möchte es ſcheinen, als ob durch die Beläſtigung, es ſey bei beſtehenden Dingen die Willensfreiheit der Menſchheit beeinträchtigt, das Laſter nicht zurechnungsfähig ſey: und in der That iſt etwas Wahres daran. Dieſe Wahrheit aber liegt ſo tief an der Wurzel und es iſt ſo viel Moos darüber gewachſen, daß ſie ſo leicht Niemanden compromittiren, Niemanden auch als Entläſtigungsgrund dienen kann und wird. — Die Philoſophie ſetzt der Theologie nur dann und wann einen Floh ins Ohr, und ich wünſchte, der meine hüpfte nicht wieder heraus. — Warum ſoll man denn träge ſeyn im Glauben, ſo lange ſich durch Fleiß noch etwas erkennen läßt? — warum ſoll man dürſten an der Quelle, die noch ſprudelt? — Und wahrlich, Gott iſt die Quelle alles Guten und Schönen, und der Menſch iſt empfänglich, aber man umzäune den ewigen Born nicht mit Dornen und Neſſeln, und trübe den Sprudel nicht durch künſtliche Zuthat, denn nur im Reinen

soll der Geist sich baden. — O könnte ich doch mit Engelzungen reden, ohne daß man mich auf den Mund schlüge. — Aber — wer wehrt mir denn, auch einmal in prophetischem Tone zu reden, wenn ich gleichwohl bedenke und zu bedenken gebe, daß nicht alles Zukünftige in das Reich der Prophezeiung gehört? — So soll man denn wissen: es wird eine Zeit kommen, da werden die Völker von dem Heute reden, als von einer Zeit, da noch Finsterniß ruhte über der Menschheit, obgleich man rings vom Lichte redete und von Erleuchtung, von Aufklärung und dergleichen; und die Lehrer der Geschichte werden dociren im Schweiße ihres Angesichts, was man im Jahr 1837 unter geistiger Erleuchtung verstand. Aber sie werden es selber nicht verstehen, vielweniger noch ihr Auditorium; denn die Natur wird zu keiner Zeit Worte herausgeben an ihre Menschen, durch welche natürliche Widersprüche, die mit ihren Trägern untergegangen, auch den Nachgebornen begreiflich werden könnten; und noch weiterhin, wenn der Wurm die letzte Historie von uns zernagt hat, werden wir den Kreislauf der Fabel durchschritten seyn, und werden wieder zur Fabel werden, von der wir ausgegangen sind. —

Providenz.

Des Menſchenirrthums düſtre Nacht
Hat Schlimmes ſchlimmer ſtets gemacht. —
Doch aus den Jahren, die zu Grabe ſinken,
Wird endlich eine ſchön're Zeit erblühen.
Schon taucht ſie auf, die Barbarei verſchwindet,
Der blut'gen Woche letzter Tag erſcheint,
Der Menſchheit wird ein Sabbath angekündet
Und endlich, endlich hat ſie ausgeweint! —

Eine Ameiſe, wage ich es, auf das große Blatt zu kriechen, wo mit wunderſam verſchlungenen Charakteren eine gewaltige Geiſterhand in der ſechsten Chiliaden-Zeile *) eben ihre Offenbarung niederſchreibt. — Werde ich etwas von der Schrift verſtehn? — Vielleicht nicht einmal den Buchſtab, zu dem ich ein Titel bin; — und vielleicht doch! — Die ganze Menſchheit iſt ja nur ein Vielleicht, warum ſollte ich mich deſſen ſchämen. — — Mit jeder Zeile, meine ich, muß ſich der Sinn klarer herausſtellen, und wir leſen jetzt aus unſrer ſechsten Zeile

*) Chiliade: ein Tauſend.

ſchon mehr heraus als Anaxagoras, Plato und andere philoſophiſche Genoſſen ſeiner Zeit aus der dritten oder vierten; oder vielmehr, wir leſen zu dem ihrigen etwas hinzu; Kantſche Weisheit und Hegelſches Abracadabra. — Aus einem Papierballen Schrift, groß wie der St. Gotthard, läutert die Zeit eine einzige Silbe Erkenntniß; fügt ſie dem Vorhandenen bei, und von hundert Fragen wird alle Tauſend Jahre eine beantwortet.

Was wäre das Leben ohne Wißbegier? — was wäre Wißbegier ohne Dunkelheit? — und was wäre Dunkelheit ohne den Contraſt des Lichtes, ſey es auch nur das eines hüpfenden Irrwiſches? — Beim Glück iſt Vermuthen ſeliger denn Wiſſen; beim Unglück ſchrecklicher. So iſt Liebe Entbehren; das Myſterium ihrer Seligkeit enträthſeln, heißt der Seligkeit entſagen; der erſte kecke Griff an den verhüllenden Schleier verwiſcht den zarten Schmelz, und läßt Spuren entweihender Betüpfung nach. — Und dennoch — iſt Blüthe Zweck oder die Frucht? — Nicht ſelten Blüthe! — So meint der ſinnentändelnde Menſch; die Natur anders: ſie hat ihre letzten Zwecke. — Ich weiß es, ſie hat auch ihre erſten; es ſind die Lächelnden für die Jugend; ſie ſchafft überall ein Manneſt und wirft mit Kränzen

und Liedern um ſich: da iſt Schmelz; da ſind Schmetterlinge und Vogelgeſang; da iſt Tanz und Hopſei; da ſind Küſſe und Scherzen; da iſt Hoffen und Lieben, und an dem blauen Himmel voller Geigen hängt kaum ein einziges ſchwaches Wölkchen Ahnung. — Unter jubelnde Kinder, mitten in den freudeſtrahlenden Cirkel ihrer Spiele tritt wohl einmal mit ausgeſtreckter Hand ein lahmer, zerlumpter Bettler; — aber er geht auch wieder, und von den beſtürzten Geſichtern flieht eine Falte nach der andern; auch die Herzen hüpfen wieder froh, und wo etwa eines iſt, das nicht ſo froh wieder hüpfen will als zuvor, an deſſen Himmel das düſtre Wölkchen Ahnung länger hängen bleibt, der reift ganz gewiß zu etwas anderm als dem gewöhnlichen heran. — — O daß ich immer und immer meiner Jugend gedenken muß! —

Alſo die Natur hat ihre letzten Zwecke! — Sie hat frühe, erſte, mittlere, Uebergangs- und letzte Zwecke! — was hat die Natur nicht Alles! — ſie hat auch Narren, die da ſagen, ſie habe gar keine Zwecke. — Dieſe haben aber Recht und wiſſens nicht, weil ſie nicht wiſſen, daß ſie Narren ſind; ein wiſſender Narr aber iſt ein Weiſer. — — Die Natur, oder die Bewegung der Materie zu Erſchei-

nungen, die Metamorphoſe der Materie nach Geſetzen, dieſer Schaum auf dem brauſenden Meere der Zeit; dieſes Nichtſeyn, Seyn und wieder Nichtſeyn in und über dieſer Planetenrinde iſt nicht Zweck, weder in ſich ſelber noch um etwas Zukünftiges, Unbekanntes; denn der menſchliche Begriff Zweck wurzelt in dem menſchlichen Begriff: Thun, oder dem Uebergange vom Einzeln zum Ganzen. — Jemand ſchlägt hunderttauſend Brüder todt, um über zehnmal Hunderttauſend König werden zu können; dies iſt Zweck. Der Menſch hat allerlei Zwecke; nur was er zuletzt erreicht, iſt nicht ſein Zweck. — Darum meine ich: die Natur hat keine Zwecke, wie wir ſie haben. Gottes Zwecke ſind nicht unſere Zwecke, und ſeine Gedanken ſind nicht unſere Gedanken. — Zu menſchlichen Zwecken giebt es hundert Wege, auch Schleichwege; Gott erreicht ſeinen Zweck auf einem Wege, und der iſt keiner. — — Ein Name iſt ein Klang, der mit ſeiner Spitze das Ohr berührt; er läuft aber zu einer Breite aus, ſo viel der Schädel Raum bietet, und bedürfte in Beziehung auf Gott dazu des Weltalls, ſo es ihm zu Gebote ſtande. — Darum ſage ich: die Natur hat allerdings Zweck, aber dieſer Zweck fällt mit dem Mittel zuſammen, er iſt Einheit und

darum — unbegreiflich — aber nicht unbeſchreiblich. — Nimm das edelſte deiner Organe, dein pulſirendes Herz hervor, öffne ſeine heiligen Kammern, damit du den ſichtbaren Zauber deines Lebens enträthſeln mögeſt; und — dieſes Leben, dieſer Zweck des Organs iſt ja eben das Mittel! — Du erwürgſt den Zweck, ſo du das Mittel betaſteſt, und darum hängt es in ſeinem Beutel wohlverwahrt hinter der gewölbten Rippe; ſo überwölbt das Gerippe der Zeit die Geheimniſſe der Zukunft und ſie ganz enträthſeln wollen, hieße Vernichtung des Enträthſelnden. — Nicht alſo um die Löſung, ſondern um das Räthſel handelt es ſich, und das Verſtändniß der Schrift, die, wie ich ſagte, bis zur ſechsten Zeile gediehn iſt, ohne was etwa auf der vorigen Seite ſteht, die uns nicht aufgeſchlagen liegt. Der tiefverſteckte Sinn dieſes Räthſels, unabhängig von der Löſung alſo, das iſts, worüber jeder Denkende — ſelber ein Jota der Schrift — zum Verſtändniß zu gelangen ſuchen ſoll. — Dieſes Verſtändniß, ſagt man, iſt gegeben; ein poſitives Verſtändniß; ein Kanon, als Parentheſe in der dritten und vierten Zeile eingeſchoben. — Ich ſage aber, die Ordnung der Dinge ſtatuirt keinen gegebenen Kanon, ſondern ſie ſelber iſt der Kanon: ja, ſie iſt der Rundgeſang,

der Ewigkeiten durch ertönt; und ob auch die Melodien moduliren, ſo iſt der regelnde Contrapunkt doch immer derſelbe, und — noch einmal ſage ich es — man gehe mir mit dem Charrivari, wovon jene Parentheſen Kunde geben. —

„Ordnung regiert die Welt" — ſagt der Deutſche — „und der Knittel den Hund!" — Wie harmlos naiv, und wie philoſophiſch wahr! — Das Deutſche Volk iſt ein echtphiloſophiſches Volk und eine gute Haut obendrein; wie ſollte es dieſes auch nicht; iſt es doch ſeit tauſend Jahren und darüber mehr als hinlänglich gegerbt worden. — Ja, Ordnung regiert die Welt; aber das iſt überall wieder keine Ordnung wie die unſre, die Simetrie in Raum und Zeit beobachtet; das iſt die Ordnung eines Ameiſenhaufens, die Ordnung in ſcheinbarer Unordnung; „denn ob Alles in ewigem Wechſel kreiſt, es waltet im Wechſel ein ruhiger Geiſt." —

Dieſer Geiſt iſt Gott; ſeine Ruhe iſt kaltblütiger Wechſel; der Wechſel doppelter Geſtalt: Kreis und Linie; jenem gehört die ganze organiſche Schöpfung an, dieſer der geiſtige Menſch ausſchließlich. — Was in Kreiſen wandelt, liegt in Zahlen und Bildern auch für die Zukunft, aber die Linie reicht nur bis heute und ihr Ende läuft durch die Oeff-

nung der beweglichen Mauer, die mit dem Sonnenwagen wandelt. — Jene Kreiſe, in denen der Wechſel der Materie geſtaltend und vergebend wandelt, gehört der Prädeſtination an, nicht der launenhaften ſondern der ſpeciell geſetzlichen; ſie finden in ihren Trägern weder Entgegenkommendes noch Wehrendes; ſie ſind Trabanten der Linie und umgaukeln ſie in ewigem Ringeltanze des Seyn und Nichtſeyn. — Es iſt die freiwillige, unabhängige Ehemie, die in dieſen Kreiſen waltet; es iſt die Ehemie des Lebens, die nicht das Höchſte ſelber, aber das Mittel zum Höchſten und ein Bild deſſelben iſt; des Irdiſchhöchſten nemlich; ſo wie dieſes Irdiſchhöchſte in ſeinem Agens wieder das Bild des Metaphyſiſchhöchſten abgiebt. — Ehe ſich das einheitlich Göttliche, das unendliche Bewußtſeyn in einer leiſen Andeutung auf Erden inkarnirte und alſo die reine moraliſche Freiheit in einem organiſchen Weſen zur möglichen Waltung kam, gab es keine Providenz in unſerm Sinne, und die Geneſis — nicht des bis jetzt letzten Actes, auch nicht des allerfrühſten der anorganiſchen Formation, ſondern die, von der die tiefſten Schichten der Urwelt ein bedeutſames Wort reden — dieſe Geneſis, die nicht die unſre iſt, knüpfte Geſchlechter determinirend an

die Kreise, an den Wechsel der Gestalten, den kreisförmigen Pendelschlag des Lebens; zu gestalten war die einzige mechanische Funktion der jüngern Erde, als in ihr die Zeit zur Erscheinung gebracht wurde: d. h. als sie, von ihrer chaotischen Bewegung zur innern Ruhe gekommen, Leben entwickelte. Leben aber, in seiner tiefsten Wurzel ist gestaltete Zeit; in seiner Aeußerung: Bewegung; Bewegung ist Wechsel; Wechsel endlich ist die universelle Tendenz des Alls; dieser allgemeine Wechsel aber in Gott zusammenströmend ist hier Ruhe. Ruhe in menschlichem Sinne auf Gott angewendet ist ein Unding. Ein Augenblick Ruhe in ihm, und das ganze Weltall stürzt in ein Chaos zusammen. Ein ruhender Gott wäre ein Contradictio in adjecta. — Gott vom Standpunkte der Erde aus allein betrachtet, heißt etwa so viel, als Raphael d'Urbino eine einzige Linie zeichnen sehn. Sie verräth den Meister, aber seine Madonna mehr, und nur die Collection aller seiner Werke zeigt den Gottgeweihten in seiner Herrlichkeit. —

Auch im folgenden Acte, als zum trägen Wechsel der Gestalt, der rapide des Orts hinzutrat, und das sich freibewegende Thier auf den Schauplatz der Erde trat, blieb der kreisgeformte Determinismus,

waltend im Seyn und Erſcheinen die leichtzuerkennende Form, in der ſich ein verwaltender höherer Wille kund that; und noch heute, da zu dem zu Erkennenden der Erkenner, der Menſch, hinzugetreten iſt, und dadurch alles Vorhandene geiſtig, ſo zu ſagen noch einmal geſchaffen wurde, auch heute noch waltet jener abgeſchloſſene Determinismus, jenſeits der Freiheit, jenſeits der Willkühr ſogar, in ſeinem unabhängigen, ruhigen Wechſel fort; und dieſer ruhige, ordentliche Wechſel iſt die Elementarſchule der Gotteserkenntniß und ſomit auch der Religion. — Völker, unter denen kein Schulmeiſter erſtand, und die alſo auch in keine höhere Klaſſe verſetzt wurden, blieben in jener Elementarſchule für immer; ſie ſahen nur aus ſich heraus, und Niemand wies ſie nach innen, wo die eigentliche wahrhaftige Schrift der Offenbarung geſchrieben ſteht mit unvergänglichen Zeichen, die aber erſt recht hervortritt durch den Hauch der Lehre, gleich einer ſympathetiſchen Schrift. — Jene Manifeſtation der Gottheit in der freiwilligen Ehemie, durch welche ſich, unabhängig von der menſchlichen bewußten Willensfreiheit, in der organiſchen Schöpfung die Zeit zur wahrnehmbaren Erſcheinung geſtaltet: dieſe, den Charakter des Mechaniſchen an ſich tragende, und eben darum

leicht durch Gewöhnung einschläfernd wirkende Manifestation Gottes wirkte und wirkt noch heute da, wo sie des commentirenden Wortes entbehrt, trotz ihrer erhabenen Größe, auf den göttlichen Keim im Menschen, sehr geringe, ja bei den rohen Naturvölkern sogar verwerflich, indem man das Alles überwaltende Wesen gewaltsam concentrirt in eine Materie gebannt, zur sinnlichen Erscheinung zwingen will, und mit eben so großem Eigensinn, wie ich meinen Wurm im Blumenkasten, hundert andere Dinge zu einheitlich Göttlichen willkührlich interpretirt. — Wie und wodurch die also sich herausstellende Idololatrie nachtheilig auf die intelligente und moralische Fortbildung der Völker einwirkt, suche ich wohl einmal an anderm Orte zu deduciren; erwähnen will ich jedoch hier schon beiläufig, daß von allem, was auf geistige Herausbildung in jeder Beziehung einwirken soll, möglichst das Mechanische entfernt gehalten werden soll, weil die Grundbedingung der menschlichen Seele, gerade dem Thiere entgegengesetzt, eine freie unberechnete Thätigkeit ist, die, fern von aller schläfernden Mechanik, immer und immer neu und wieder neu und originell in eigener Weise nach Zwecken strebt. Die Sprache ist die erste Vermittlerin dieser Anti-Me-

chanik, und ob Einer hundert Jahre lebte, ſo ſpricht er doch nicht zehn ſelbſtſtändige Worte hintereinander auf genau dieſelbe Weiſe in Ton-Folge aus. — Gewohnheit ſtumpft ab, und ſie iſt die Tochter der Mechanik. Darum ſage ich, ſoll die Gotteslehre Erde und Himmel, die ganze Menſchheit und ihre Geſchichte bis zu der Schwelle des heutigen Tages umfaſſen, damit der Geiſt der Gewöhnung, der Erbfeind des Intereſſes, ſich nicht auf die Augenlieder ſenke, und die Menſchheit in unthätige Träumereien verſinke, da denn der Geiſt der Finſterniß — nicht der mit Huf und Hörnern, ſondern mit Pantoffeln und Schlafmütze — mit Reactionsplänen umgeht, und die Menſchheit im Blindekuh rückwärts führt. — — Aber wie bin ich ſo getroſt! — Nur die freiwillige Chemie der Natur, die erſten Erſcheinungen Gottes in ſeiner Ausdehnung ſind das Ergebniß einer grandioſen Mechanik; es iſt dieſes das gewaltige, granitne, vollendete Fundament, auf dem ſich eine andere unvollendete und unendliche Schöpfung erhebt. — Die unerforſchte und unbegreifliche Regel, die in dem Plane waltet, wonach der Rieſenbau dieſer erhabenen Schöpfung ſich geſtaltet, heißt Providenz. Dieſes Wort, in unſerm Sinne, wurde mit dem erſten Menſchen geboren,

und gestaltet sich immer klarer mit dem wachsenden Bewußtseyn der Menschheit, denn es ist die universellste, umfassendste Manifestation des unendlichen Bewußtseyns Gottes; sie ist das Ergebniß der höchstmöglichsten Freiheit, und der Gedanke: Mechanik, haftet darum in keiner Beziehung an dem erhabenen Sinne dieses Wortes. Denn, Mechanik ist Kreis; des Werkes Form aber, das die Providenz erschafft, ist Linie. — Die Ruhe des Handelns ist ihr Charakter, Fortschritt ihre Tendenz; Unordnung, Wirren ihr scheinbares Aeußere; unbegreiflich ihre Motive; Staunen erregend die einzelnen Resultate; schwindelnd der Plan, der sich die Ewigkeit zu seinem Felde ermessen. — Da stehe ich, ein schwacher Mensch, mit meinem Zollstabe vor dem endlosen Plane, und möchte ihn ausmessen vor Aller Augen; — und es ist gemessen worden und verzeichnet und gegeben; — aber Menschenplan für Gottesplan; Gewalt für Freiheit, Glauben für Wissen, Abgeschlossenes für Unendliches, Mechanik für freie Waltung, Traum für Denken, Phantasie für Wahrheit, Kreis für Linie, qui pro quo. — Glaubet mir: die Offenbarung schließt erst mit dem letzten Menschen; und es wäre sonderbar, wenn er gerade Johannes hieße.

Iſt Gott überhaupt im Menſchen zum Bewußtſeyn gekommen, ſo iſt es auch die Vorſehung: denn die großartige Verknüpfung des Verhältniſſes der Dinge auf Erden durch den Menſchen in Beziehung zum Menſchen und für die letzten unentwickelten Zwecke der Menſchheit, das iſt Providenz, die, großartig waltend, großartig erfaßt ſeyn will. — Sie ſoll aber überhaupt erfaßt werden, damit die Idee eines einigen Gottes größer ſich, und erhabener immer geſtalte in der gottempfänglichen Seele des Menſchen, und damit er vertraue — nicht wie ein Thor ſondern wie ein Weiſer — auf eine höhere, möglichſt begriffene Abſicht, und vertraue auf ſich ſelber, in dem die höchſte Abſicht wirkſam geworden und immer wirkſamer werden kann und ſoll durch die Erkenntniß des wunderſam verketteten Zuſammenhanges zwiſchen Gott und Menſch.

Gleich auf die freiwillige Chemie der Materie zur Erſcheinung des Lebendigen im Kreisſchritt des Seyn und Nichtſeyn, folgt die unfreiwillige Chemie, die in ſympathetiſchem Zuſammenhange mit der menſchlich-geiſtigen Chemie, ihrer Bedingung nach, oder in den Kräften, tief verhängt in den Materien ſchlummert. Ob ſie es ſchon nach dem allerfrühſten Akte der Geneſis, in der urweltlichen Formation

der Dinge thaten, kümmert uns nicht eigentlich, doch, meine ich, ſey der Gedanke von einigem Intereſſe, daß der Urgedanke, der der Conſtruction der Materie vorherging, bei Zeugung jener Kräfte ſchon an eine dereinſtige entſprechende Intelligenz gedacht haben muß, ohne die an keine unfreiwillige Chemie, oder Erweckung und Benutzung jener Kräfte zu mannigfachen Erſcheinungen, jemals zu denken geweſen wäre. Das iſt es alſo mit, in welcher Beziehung ich weitvorhin einmal ſagte, der Menſch ſey in Gott von aller Ewigkeit her da geweſen. — — Dieſe unfreiwillige Chemie in der Materie, und die in der Seele des Menſchen, in Wechſelbeziehung beſtehend und immer neu wieder auftretend, das ſind unſtreitig die Vehikel, wodurch die Providenz in ſcheinbar unordentlicher Regel die Menſchheit einem großen, unbekannten Ziele entgegenführt.

Manifeſtirt ſich das höchſte Weſen mit ſeinen vorzüglichſten Attributen in der freiwilligen, offenkundigen Chemie ſchon auf eine unzweideutige Weiſe, ſo geſchieht ſolches ohne Zweifel noch viel mehr in der unfreiwilligen, am allermeiſten aber in der geiſtigen Chemie des innern Menſchen. — Iſt jene erſtere, als der Kreisform angehörig, leicht gewohnend, und darum einſchlafernd und gleichgültigend,

ſo iſt letztere dagegen, als der Linienform angehörig — d. h. fortſchreitend — erweckend, ſchöpferiſch und eben darum begeiſternd. — Aus dieſer Urſache wird auch ſo leicht kein Naturforſcher, Aſtronom, kein Chemiſt, ja — trotz ihrer großen Anzahl — auch ſelten ein Arzt, ein Kopfhänger, Träumer und myſtiſcher Religionsſchwärmer ſeyn. —

Iſt dieſe unfreiwillige Chemie nun in den Bedingungen ihrer Wirkſamkeit durchaus an die Intelligenz des Menſchen ſowohl im Auffinden als Anwenden geknüpft, und wäre — wie es gewiß — die Zeugung der ihr zum Grunde liegenden Kräfte ohne dieſe ſpäter hinzugetretene Intelligenz, und wenn ſie nie und nimmer auf den Schauplatz getreten wäre — eine durchaus ganz und gar unnütze geweſen, ſo darf man ohne Stolz vorausſetzen, daß die Alles überwaltende Gottheit ſeit je an die Erſcheinung eines ſolchen Weſens, wie es der Menſch iſt, gedacht hat, und die Zeugung jener die unfreiwillige Chemie bedingenden Kräfte war der erſte, wenn auch weit zurückliegende, doch unzweideutige Akt der Providenz, der ſich ſchon auf die zukünftige, hinzutretende Intelligenz bezog. — Man kannt mir mit einigem Schein von Gründlichkeit einwerfen, daß jene der unfreiwilligen Chemie zum Grunde

liegenden Kräfte in den Materien, auch zu der freiwilligen Chemie bedingt ſind, doch möchte die Behauptung im Allgemeinen ſchwer durchzuführen ſeyn. — Wozu bedarf die Erde mit allen ihren Bewohnern, außer dem Menſchen z. B. des Feuers? — nicht des Sonnenfeuers, das eigentlich keines iſt, auch nicht des electriſchen, das in ſich ſelber verpufft, und deſſen der Menſch, wenn wirklich, doch mit allen Lebendigen und nicht ſpeciell bedürftig iſt. — Jenes Feuer aber, das die Mythe Prometeus vom Himmel rauben läßt, iſt nur für die unfreiwillige Chemie, die dem Menſchen angehört, unentbehrlich. — Wozu bedarf es der Schmelzbarkeit des Sandes, wenn dem Menſchen nicht ein Glas kredenzt werden ſollte? — Wozu Perlen und Edelſteine, wenn keine des Schmuckes bedürftige Nobleſſe? — Wozu denn Wein, wenn es keine Schädel zu illuminiren gäbe? — Wozu todtende Gifte ohne Pfaffen und eiferſüchtige Weiber? — Wozu Salpeter, Schwefel und Kohle ohne den mordſüchtigen Menſchen? — Wozu — möchte ich fragen — eine Schellenkappe ohne den Narren? —

Alſo — wendet man mir etwa ein — iſt Gutes und Böſes, das ſich mit Hülfe der Intelligenz aus jenen Kräften zur Erſcheinung förderte, Werk

der Vorſehung? — Ich antworte: in ſeinen Quellen, ja! — in der Erſcheinung ſelber: nein! — Wir haben vorhin ſchon in moraliſcher Beziehung geſehn, wie die Gottheit bei ihren Menſchen als Individuum die Maxime des Unvollendetlaſſen überall in Anwendung gebracht hat, damit das Geſchenk der möglichen, reinen Willensfreiheit ein Feld finden möge, auf dem ſie ſich ſelber herausbilden und dann ungebunden in weitgedehnten Schranken zu höhern und weitausreichenden Zwecken und Planen tummeln möge. — Wie nun ein menſchliches Individuum in den Grundbedingungen ſeiner Bildungsfähigkeit überhaupt als Schema der Menſchheit angeſehn werden darf, ſo ſtellt ſich jenes Unvollendetſeyn und die Aufgabe der nothwendigen Selbſtvollendung wie bei jenen ſo auch bei dieſen unverkennbar heraus, wozu von oben her nichts weiter gegeben wurde als die Kraft und die Mittel, eingeſchloſſen in einen liberalen Geſetzescirkel, wohinaus und wohinüber die Freiheit nicht ausſchweifen darf und ſoll. — Nach Anlaß dieſer Eintheilung ergiebt ſich auch eine doppelte Providenz, eine große nemlich und eine kleine; jene auf die Geſammtmenſchheit, mit der Unterabtheilung: Völker, dieſe ſich auf das Individuum beziehend. Beide nach einerlei Maxime ge-

ordnet und waltend ſtehen unter einander in genauer Wechſelbeziehung, und die moraliſche Ordnung in der Seele eines ſittlich-guten Menſchen ſollte denen auf der Zinne der Menſchheit ſtehenden einen leichtverſtändlichen Wink zur Herausbildung und Regierung der Seele im Volkskorper abgeben. Die reine moraliſche Willensfreiheit, wie ich ſie vorhin beim Individuum deducirt, und wie ſie der Willkühr als rein göttliches Prinzip ſchnurſtracks entgegenſteht, ſollte, nach reinen Vernunftprinzipien herausgebildet, auch im Volke walten, denn ſie iſt eben ſo ſehr die Vermittlerin aller Wohlfahrt, als ihr Gegenſatz, die Willkühr, die man hie und da gewaltſam als Freiheit betrachtet wiſſen will, immer die Vernichterin alles geſellſchaftlichen Glückes ſeyn und allemal in und durch ſich ſelber zerfallen wird. — Hiervon jedoch zu ſeiner Zeit ausdrücklicher.

Bleiben wir zuvörderſt bei der kleinen Providenz ſtehen, die ich auch die bürgerliche oder die individuelle nennen möchte — ſo kann ich nicht umhin zu behaupten, daß von ihr, aus Schuld der gang und gebe Lehre und Anſicht der Dinge ganz verkehrte Begriffe unter dem Volke umgehn; d. h. wo noch ein wirklicher Begriff aus den Morgenſtunden des Lebens vorhanden und er im Verlauf

der wechselnden Zeiten nicht längſt ein Raub des factiſchen Widerſpruchs geworden, der, mit der Theorie zuſammengehalten, mit dieſer in grellem Contraſte oft ſteht. — So gewiß es iſt, daß die Gottheit Alles der Urabſicht nach zu bezweckende auf Erden, Anknupfung der Dinge ſowohl als Verlauf derſelben, auf natürliche, d. h. geſetzliche Weiſe im Sinn einer freiwilligen oder unfreiwilligen Chemie erreicht; — ferner, daß das, was wir in engerm Sinne unter Vorſehung in doppelter Beziehung verſtehen, ſich einzig nur auf Menſch und Menſchheit, mithin auf ein intelligentes, moraliſcher Freiheit fahiges Weſen bezieht; ſo gewiß iſt es auch, daß jene der kleinen Vorſehung dienſtbare, natürlichen Mittel, eben, weil ſie ſich auf das Individuum beziehen und für ihn wirkſam ſeyn ſollen, gerade vorzugsweiſe in ihm ſelber auch liegen, ſo wie die Mittel der großen Vorſehung, zur Lenkung der Dinge im Intereſſe der Menſchheit, eben wieder in der Menſchheit ſelber vorhanden ſind. — Wer hier ein wenig einhalten und nachdenken möchte, würde leicht inne werden, daß die Wahrheit des letztern Satzes klarer und einleuchtender vorliegt, als die erſtern, weil nemlich die Menſchheit — parcellire man ſie auch gleichwohl wieder in einzelne Völker —

begreiflich mehr auf ſich ſelber angewieſen iſt, und ſein Glück und ſeine Wohlfahrt mehr in eigenen Kräften, in eignem Thun und Laſſen zu ſuchen und weniger wunderbare Einmiſchung einer höhern Hand zu erwarten hat, als ſolches anſcheinend der einzelne Menſch, der als Theil einer Societät ununterbrochen auf ſeine Nebenmenſchen angewieſen iſt, in denen man ein vorzügliches Werkzeug der Providenz zu ſehen gewohnt iſt. — Ich hebe hier abſichtlich zwei Worte heraus: wunderbar und erwarten. Bleiben wir bei letzterm zuerſt ſtehen, ſo bemerke ich, daß nichts peinlicher, nichts entkräftender und thatlindernder iſt, als Warten und eben darum auch Erwarten, das der ſinnige Leſer nicht mit Hoffnung itendificiren wolle, denn beides ſteht in einem ungefähren Verhältniß zu einander, wie Körper und Geiſt. — Die Erwartung eines Kommenden, auf deſſen Hülfe man rechnen zu dürfen glaubt, erſchafft jedesmal die eigne Thatkraft unwillkührlich, und wenn auch ſonſt eben keine Trägheit vorherrſchend, ſo tritt ſie unter ſolchen Umſtänden doch nur allzuleicht ein. — So ſchön, ſo tröſtend, ſo beglückend und darum vielbeſungen und vielgehätſchelt die Hoffnung auch immer ſeyn mag und wirklich iſt, ſo muß ſie doch jedesmal ihren

Ankergrund und mit ihm ihre eigentliche Bedeutung verlieren, wenn solcher nicht von einer reinen Pflichterfüllung gebildet wird, und, tiefsinniger als man glaubt, redet das alte kernige Sprichwort die Wahrheit: „Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren.“ — Ich wage es daher zu behaupten, daß der vormals jüdischen Nation von ihren Propheten kein schlimmerer Dienst erzeigt werden konnte, als die Verheißung eines Messias, von dessen Erscheinen man sich im eigentlichen Sinne des Wortes Wunderdinge versprach. Der Mensch ist von Natur nur allzusehr geneigt, seinen activen und passiven Neigungen nachzugeben, z. B. Excesse in der Diät, in seinen Finanzen, in seiner Stellung zu Nebenmenschen oder in sonstigen Beziehungen zu begehen, wenn er sich überzeugt hält, im Besitz eines Mittels zu seyn, wodurch er die etwaigen übeln Folgen schnell aufzuheben vermag, oder auch, wenn er gewiß zu seyn glaubt, es werde von außen her dergleichen plötzlich Einwirkendes erscheinen. — Ueberhaupt kann das Vertrauen auf unmittelbare höhere Intervention, wodurch man mit seinen Gedanken über den Kreis der Gesetzlichkeit hinausgreift, immer nur entnervend wirken, und trägt den Keim des Unheils schon in sich selber; welches denn —

um bei jenem Beiſpiel ſtehen zu bleiben — auch gleich nach der Tauſchung über die jüdiſche Nation gar jämmerlich hereinbrach, da es denn, gewohnt immer nach oben und nicht in ſich ſelber nach Rettung auszuſehn, mit ſich ſelber zerfallen, ein Raub des bitterſten Unglücks wurde, welches allerdings als ein Werk der Vorſehung zu betrachten iſt, inſofern es das Ergebniß einer ganz natürlichen oben angedeuteten Folge, innerhalb der moraliſchen Geſetzlichkeit oder der Ordnung der Dinge war, die unter gleichen Umſtänden immer und heute noch gleiche Reſultate erzeugen würde.

Dieſes ſich in ſich ſelbſt ſtrafende Schädliche einer nach außen gerichteten Erwartung, verbildlicht ſich dem ſinnigen Beobachter außer der auf wunderbares Eingreifen einer höhern, überſinnlichen Macht gerichteten Erwartung, wie wir ſolches bei den Juden wahrnahmen, und auch bei Individuen täglich wahrnehmen können, — mitunter in der Geſchichte der Vorzeit einleuchtend in Ergebniſſen nicht ſo hochverſteigender Erwartung, die, anſtatt auf ſich ſelber zu vertrauen und in ſich ſelber den rechten Helfer in der Noth zu ſuchen, die Hand nach außen hin und dem Verderben entgegenſtreckte. — Solchem groben Fehlgriff in öfterer

Wiederholung, vorzüglich unter Heinrich von Anjou und ſpäter unter Poniatowsky verdankt Polen den Verluſt ſeiner ſelbſtſtändigen Exiſtenz. Auch die kleine Republik Hamburg war einſt Zeuge eines ſolchen Fehlgriffs der Seitger und ſeinem Freunde Jaſtram den Kopf koſtete; und es iſt mir ein Beweis des, bei allen Wirren doch nicht ganz erkrankten Sinnes der ſpaniſchen Nation, daß ſie der fremden Intervention abhold iſt, und eine Ehre darin ſetzt ſich möglichſt auf ſich ſelber zu verlaſſen. — Mindeſtens muß für eine Hülfe von außen ein Verdienſt in uns ſelber liegen, und die Maxime bleibt alſo immer gerettet.

Dennoch — um wieder auf unſer Thema zurückzukommen — iſt dieſes thätige Selbſtvertrauen zugleich das allerreinſte Vertrauen auf eine waltende Vorſehung, die eben in ihrer überſchwänglichen Vorausſicht der möglich kommenden Dinge in die Seele des Menſchen einen Keim zu reiner Willensfreiheit legte, den ſie aber nicht hineinlegen konnte, ohne mit dem Subjectiven zugleich das Objective, oder das, woran dieſe Freiheit des Willens zur Ausübung kommen konnte, zu verbinden. — Zu dieſem Objektiven gehört nun vorzüglich der Nebenmenſch aber auch die freiwillige und unfreiwillige Chemie

in der Materie, auf die der Menſch zur Feſtſtellung und Ordnung ſeines Geſchicks von vorne herein angewieſen iſt. — Dieſer Gedanke führt uns von dem Erwarten zu dem andern oben angezogenen, genau mit dieſem in Verbindung ſtehenden Adjectiv: **wunderbar**. — Es war die Weiſe einer noch in der Kindheit befangenen Vorzeit, deren Weltanſichten auch heute noch einen unbeſchreiblichen Einfluß üben, die heiligſten Momente der Verknüpfung mit dem Urheber und Erhalter aller Dinge, nicht in der Ordnung, ſondern in der Willkühr ſeiner Manifeſtation zu ſuchen. — Ohne uns in eine Critik der Zu- oder Unzuläſſigkeit jener Weltanſicht einzulaſſen, der von oben her in der Menſchheit ein ungebührlicher Vorſchub geleiſtet wurde, ohne doch dadurch eine äußere und innere dauerhafte Glückſeligkeit im Volke herauszubilden — ſo meine ich doch, daß jene in der Hiſtorie auf uns gekommene Anſicht, ſelbſt bei anerkannt Unſtatthaftem in ſtreng praktiſcher Beziehung für uns und unſere Zeit, auf die Idee einer, der menſchlichen analogen, ſpeciellen Aufſicht und Lenkung der Vorſehung, mehr als wünſchenswerth eingewirkt, und dem Wunderbaren, wie es durch die Ordnung wirklich exiſtirt, einen Wunderſinn, wie er durch Willkühr exiſtiren ſoll, untergeſchoben hat.

— Das ganze Gewebe des menſchlichen Schickſals iſt eben nur deshalb Schickſal, und deshalb Gewebe, weil der Menſch ein ſelbſtbewußtes Geſchöpf iſt; vom Schickſal eines Thieres reden wir nimmer, obgleich es ebenfalls ſeine Begegniſſe hat, die theils aus ſeinen Handlungen hervorgehn. Daß wir dieſes kein Geſchick nennen, iſt keineswegs Ergebniß des menſchlichen Egoismus, ſondern es iſt ſolches im Rechte begründet, weil der Begriff: Schickſal, mit dem äußerſten Faden im einheitlich Göttlichen wurzelt; in dem Göttlichen nemlich, was dem Menſchen als herauszubildendes volles Bewußtſeyn zur Erlangung ſeiner eigentlichen Menſchenwürde eingeboren wurde, und das, wie wir geſehn, mit ſeiner moraliſchen Willensfreiheit genau zuſammenfällt. — Die wirrende Ordnung, die ich vorhin die Ordnung eines Ameiſenhaufens nannte — wie ſie in den Zeugungsgeſetzen der Materie und in den intelligenten Handlungen des Menſchen als Societäts-Glied der Menſchheit zu Erſcheinungen wirken, — der Conflikt, worin reine Willensfreiheit mit Willkühr und umgekehrt, worin alſo Moral mit Unmoral, Klugheit mit Unverſtand, Noth mit Ueberfluß, Trieb mit Vernunftgeſetz u. ſ. w. geräth, dieſes iſt es, welches unſere Berechnungen verwirrend, oder auch

Unberechnetes in ſeinen Folgen als irgend eine Berechnung erſcheinen laſſend, zu der Meinung veranlaßt, als müſſe da nothwendig eine höhere hindernde oder fördernde ſpecielle Abſicht gewaltſam eingreifen, wo entweder gar keine oder eine auf ganz etwas Anderes abzielende menſchliche That oder Abſicht dieſer oder jener auffallenden Erſcheinung vorherging. Nur wo menſchliche Abſicht und Erfolg in entſprechendem Verhältniß zu einander ſtehn, redet man nicht von einwirkender Vorſehung, ſondern von Gottes Segen: der auch allerdings da immer als ein naturgeſetzliches Agens zu gewünſchten Zwecken hilft, wo Abſicht und Mittel in ein entſprechendes Verhältniß zu einander geſtellt ſind. — Die Natur iſt darin auch ganz und gar unparteiiſch: ſie gab dem Menſchen uranfänglich zwei Dinge: die Materie mit ihrer freiwilligen und unfreiwilligen Chemie, und eine Seele, die durch eine geregelte aber an Bedingungen geknüpfte pſychiſche Chemie zum Bewußtſeyn herausgebildet werden konnte. — Er ſchaffe nun darin was Recht. — Die Geberin ſuſpendirt keines ihrer Geſetze je, weder zu Gunſten eines Lieblings noch zum Nachtheil eines Gehaßten. Ja, der Bau eines der Gottheit geweihten Tempels kann durch Einwirkung eines unwiderruflichen Naturge-

ſetzes, durch Gewitter, Erdbeben, ſchlechten Grund oder Unkenntniß des Baumeiſters geſtört werden, da hingegen der Bau einer Fleſchiſchen Höllenmaſchine aufs trefflichſte gelingt, ohne daß der fromme Sinn der Menſchen es wagen möchte zu behaupten, dort ſey Unſegen, hier aber Segen geweſen. Das Gute wie das Böſe trägt den entſprechenden Keim — oft freilich tiefverſteckt — in ſich; über dieſes aber noch ſteht zum Ausgleichen gegen die unparteilichen Geſetze der äußern Natur das Doppelgeſetz des ſichtbaren Gerichtes, der Juſtiz und das unſichtbare der innern Stimme auf. — Die Hand der Vorſehung alſo iſt keine Hand wie die eines Menſchen, ſondern ſie iſt die Hand des Geſetzes, deſſen höchſte und heiligſte Inſtanz in unſerer eigenen Bruſt ruhte. — Wie hier der Menſch anhebt, und von hier ausgeht, ſo ſoll auch alles von außen Bezügliche darauf zurückgehn und in dem Edeln veredelt werden, ſelbſt wenn es moraliſch oder äſthetiſch unſchön, oder als Geſchick unheilbringend wäre. Das iſt daſſelbe, was die Schrift mit den Worten ausdrückt: „denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen.“ —

Dieſe Anſicht der Dinge iſt es auch einzig nur, die uns vor einem Irrewerden an Gottes erhabener

Größe, vor allen an ſeiner Liebe und Gerechtigkeit bewahrt, mit der wir ſonſt das Miſere auf Erden nicht würden reimen können. — Ruhe im Fortzeugen der Handlungen, Kaltblütigkeit und Unparteilichkeit ſind die Eigenſchaften der kleinen wie der großen Providenz, wie ſie auf Erden waltet. Sie hat dem Menſchen frei gegeben aus demſelben Eiſen, das er zum Schwerdte bildete, eine Pflugſchar zu ſchmieden, und derſelbe Fleck Erde, der einer Giftſtaude Gedeihen giebt, könnte auch eine Balſampflanze nähren. Soll denn der Schöpfer die Schuld tragen, wenn der freie Wille des Menſchen das Ueberlieferte zu ſeinem Nachtheil verwendet? — Schon die Wahrheit des Satzes: daß nur in Beziehung zum Menſchen unter Menſchen von Vorſehung die Rede iſt, bezeugt, daß dasjenige, was der Begriff dieſes Wortes in ſich faßt, mit dem, was den Menſchen zum Menſchen macht, und das wir kennen, in genauer Verbindung ſtehen müſſe; und, weil mit dieſem, ſofern es wegfällt und der Menſch zum Thiere wird, auch der engere Begriff Vorſehung wegfällt, ſo geht daraus hervor, daß dieſer Begriff, obgleich er gewiß in der Einheit Gottes wurzelt, doch erſt durch das Medium des menſchlichen Bewußtſeyns zur praktiſchen Erſcheinung kommen kann,

und alſo auch in dieſem Medium, vermöge der damit verbundenen Willensfreiheit die Inſtanz der Modification unſers Geſchicks — über der aber wieder bei nicht zu erledigenden Fällen die höhere Inſtanz der Menſchheit, oder im engern Sinne: des Volkes — liegt, auf die ſich das Individuum zurückzieht, und erſt was auch hier, in der höhern Inſtanz, keine Erledigung finden kann, muß man als das Ergebniß der freiwilligen Chemie der Materie, mithin Gottes in ſeiner Ausdehnung, anſehn; das Nachtheil bringende derſelben aber ſoll durch die Menſchheit möglichſt reparirt werden; was nun auch darüber hinaus liegt, das ſoll als Ergebniß der zum Weltenplan bedingten, freiwilligen Chemie der Materie ertragen und nicht murrend dem Urheber zur Laſt gelegt werden, der ſeine Welt nicht ſo vielgeſtaltig erſchaffen konnte, ohne in einer Urſache, in einer Kraft tauſend mögliche Wirkungen zu legen.

Das wachende Auge der kleinen Vorſehung liegt in dem redlichen Willen und dem beharrlichen Fleiße des Individuums, in der Ruhe ſeines Gemüths, in der beſonnenen Geiſtesgegenwart und in der moraliſchen Kraft Unvermeidliches zu ertragen, und einen unverſchuldeten Tod als kein Uebel zu betrachten. — In dieſen vereinigten Dingen liegt eine

unbeſchreiblich reiche Quelle der Glückſeligkeit, die mit dem Glück nur wenig gemein hat; und daß dem Menſchen jene Mttel zur möglichen Diſpoſition geſtellt wurden, das iſt der erſte vorbereitende Akt der Vorſehung, die ſich dann im Verlauf der menſchlich-irdiſchen Dinge vermöge der geſetzlichen Zeugungsfähigkeit der Handlungen in unzuberechnender Verkettung ſogar wunderſam bekundet. — Alles auf Gott bezügliche muß von einem univerſellen Standpunkte aus betrachtet werden; alles Specielle aber wurzelt im Univerſellen; ſo wurzelt auch der Menſch als Specielles vermöge ſeines Heiligſten, vermöge ſeiner Vernunft, in Gott, und er iſt in Ermanglung einer ſpeciellen Führung, gleichſam als mündig geſprochenes Thier — einzig auf dieſe angewieſen. Darum, ſagte ich ſchon einmal, iſt jede Schwächung, jede Hintergehung oder Mißachtung des Allerheiligſten eine Sünde, und zwar jene Sünde gegen den heiligen Geiſt, die nicht vergeben werden ſoll. — Sie, die Vernunft, führt zwar oft irre, und ihre Gegner werfen dieſe Einrede ihren Verehrern mit Triumph entgegen — ohne zu erröthen!! — Heiliger Gott! die Freiheit deiner Menſchen iſt groß! — ja ſie iſt zu groß, d. h. ſie iſt Willkühr. — Was darf man nicht alles ſagen,

was darf man nicht alles thun! — Das Auge darf man frevelnd blenden, und ſpotten, wenn es dann irre führt. — Man wende nicht etwa ein, daß es nur in der Gottesſache geblendet würde; das ganze Leben iſt Gottesſache, und ſo man das Auge tödtet, auf daß es im Cirkellaufe nicht ſchwindeln machen möge, daſſelbe wird allerwegen irre leiten, ſeinen Träger in die Grube führen und wohl gar um den Hals bringen. — Warum ruft man doch auf dem wogenden Meere des Lebens: o Welt voll Irrthum! daß es an beiden Polen gehört werden mag, da man doch das Steuer in ſtarre Ketten ſchlägt und am Compas die Leuchte auslöſcht? — Iſt es denn zu verwundern, wenn Scylla und Charibdis jeden Augenblick neue Beute verſchlingen, und man dort und hier über Schiffbruch jammern hört? — Großer Gott, wann wird deine Menſchheit endlich einmal Gründe annehmen?! — ja anhören nur einmal?! —

Doch, hinweg mit der weibiſchen Klage, es iſt des Jammers hinlänglich auf Erden, und viel beſſer wäre es, man hörte deſſen weniger und ſähe dafür des Handelns mehr. — — Darf der Schiffer auf leckem Fahrzeuge den Himmel anklagen, daß er ihn ertrinken laſſe, wenn er ſich jammernd

und flehend niederwirft, anſtatt das Waſſer auszuſchöpfen? — Und wenn nun auch die letzte Kraft von ihm vergebens aufgeboten würde: hat der, der ſich den falſchen Wellen anvertraut, mit dieſem Schritte nicht der Gefahr gewiſſe Rechte über ſich eingeräumt? und darf er murren, wenn dieſe geltend gemacht werden? — Iſt es die Hand der Vorſehung, die ihm dem Waſſertode Preis giebt? — Gewiß! — doch nicht wie es die Einfalt ſich wohl träumt, als falle hier ein Menſch in Folge eines ſpeciellen Urtheils des einigen Gottes, vielmehr iſt es das Naturgeſetz, die nie gehemmte Ordnung der Dinge, wodurch er verurtheilt wurde, und wenn ja etwas Specielles dazu hinwirkte, ſo lag es in ihm ſelber. — Die Gerechtigkeit und Güte Gottes liegt in der unwandelbaren Geſetzlichkeit der Naturkräfte, die tief bis in unſre Seele hineinreichen. Selbſt der erhebende Gedanke einer vergeltenden Zukunft im ausgedehnteſten Sinne zugeſtanden, reicht bei einer ſuponirten ſpeciellen Waltung nicht aus, einen würdigen Begriff von jenen Attributen Gottes feſtzuhalten: denn ein erlittenes Leid iſt durch nichts ungeſchehen zu machen, und wenn dem Tugendhaften, der da unverſchuldet litt, gleichwohl eine Vergeltung werden würde, wie ſollte es denn Dem ge-

kürzt werden, der tugendhaft lebte und nicht duldete? — Der Dulder bliebe immer im Nachtheil und dem Anlaß zu Hader wäre kein Ende abzusehn. Wer aber auch anscheinend selbstverschuldet duldete: wissen wir bis an die geheimste Quelle der Schuld vorzudringen, wo das Zünglein der Wage hin und wieder schwankt? — und ist von der Menschheit aus für die Herausbildung reiner moralischer Freiheit das geschehen, was geschehen könnte und sollte, um in reinem Begriffe von Schuld und Unschuld reden zu können? — Darum laßt uns nicht zu vorwitzig auf das Jenseits als einen Nothbehelf hinweisen, ehe wir alles aufgeboten haben, im Sinne der Natur und unsrer Vernunft und Freiheit der Menschen Geschick mit Gottes Güte und Gerechtigkeit zu versöhnen; welche Versöhnung freilich mit der Vernunft anbebt, nie aber gelingen kann, so lange diese eine Gefangene ist. — Es leidet überdem keinen Zweifel, daß, wie in der materiellen so auch in der moralischen Natur unenthüllte, feststehende Gesetze walten, deren Wirksamkeit so wenig wie dessen Resultate allemal zur offenbaren Anschauung gelangen, wonach aber in jeder edlen That wie in jeder schlechten ein entsprechender, durch die Zeit zu entwickelnder Keim der Belohnung oder

Beſtrafung liegt; wenn aber ſolcher ſich auch gleichwohl nicht der Erwartung entſprechend entwickeln ſollte, ſo wolle man annehmen, daß dem Beſchauer die allwiſſende Würdigung des fraglichen Charakters bis in die geheimſte Verzweigung und ſomit deſſen eigentlicher Werth oder Unwerth entgeht, als das eigentliche Erdreich, in welchem jener Keim wurzelt. — Wie unendlich viel Sünde und Elend auf Rechnung der Menſchheit kommt, entgeht ſo leicht Niemand, und als Dämonen, die dem Wohle des Einzelnen und des Ganzen wehren, erkenne ich dort vorzüglich Ungenügſamkeit, Unvorſichtigkeit und Trägheit, hier aber, als jenem Vorſchub leiſtend, ja als Quelle deſſelben Mißachtung der Vernunft und ſtatuirter Ertödtung derſelben in der allerheiligſten Angelegenheit, die als die Wurzel aller andern zu betrachten iſt. — Unmöglich kann das die Abſicht der Vorſehung geweſen ſeyn. Die Triebe freilich, weil ſie in ihrer Ungebundenheit zerſtörend wirken, ſollen gefeſſelt, gezähmt, geſchwächt werden; wer ſagt uns das aber? — und wer iſt zugleich der Beherrſcher, der Bezähmer jener Triebe? — iſt ſie es nicht, die heiligſte, höchſte Autorität im Menſchen, die Vernunft? — und an ſie durfte man ungeſtraft die entweihende Hand legen? — C, wenn

einſt die Akten der Menſchheit zum Spruch liegen, und dieſer ware vergönnt, einen allwiſſenden Blick hinein zu thun, wie würde man ſtaunen, über die ungeheure Selbſtſchuld! Laſſet uns den allweiſen Ordner der Dinge nicht läſtern, da man ihn zu loben wähnt, und, wahrlich — um zu der ſpeciellen Providenz zurückzukehren — dergleichen geſchieht täglich über die Gebühr, da man Gottes Güte zu preiſen glaubt mit Worten, die doch zugleich die Beſchuldigung der allerkraſſeſten Unbarmherzigkeit involviren. — Belege dafür bieten ſich mannigfaltig dar, und wie ich als ein echter Sohn der Zeit bei jedem Worte faſt nur unſere Zeit im Auge habe, und die rieſenhaft anſchwellende Hiſtorie der Vorzeit, bis zu dem verſchwimmenden Nebel hinaus, gerne gelehrtern Leuten zur Leibes- und Geiſtesnahrung überlaſſe, ſo nehme ich aus dem ſich vor unſern Augen noch ſchwingenden Glücks- oder Unglücksrade der Tyche eine Begebenheit hervor, um ſolche in unſrer Beziehung unter das kritiſche Meſſer zu legen. — Man ſchreibt aus Petersburg: *)

„Wir haben hier am Sonntage den 14. Februar

*) Durch Verſpätung des Drucks iſt jene Begebenheit, die in die Zeit der Abfaſſung dieſes Werkes fiel, freilich älter geworden, doch verliert ſie dadurch ihre Anwendbarkeit zu vorſtehendem Zwecke durchaus nicht.

ein großes Unglück für ſehr viele Einwohner unſerer Stadt erlebt. Wegen des Carnevals nemlich waren auf dem Iſaaks-Platze viele Buden aufgebaut, als Mittags die ſchönſte und größte derſelben von einem gewiſſen Lehmann, worin Comödie geſpielt wurde, in Brand gerieth, während ſie voller Menſchen war. Die Ausgänge waren eng; die Thüren fielen nach innen und da das Gebäude von trocknem Holze erbauet und die Fugen vertheert waren, ſo griff das Feuer mit furchtbarer Gewalt und Schnelligkeit um ſich; in zehn Minuten war alles vorbei, und nur wenige Leute konnten gerettet werden. Die Zahl der Todten wird auf 500 angeſchlagen, obwohl man nur 129 angiebt. Eine ungeheure Menge wurde verſtümmelt und halb verbrannt, die faſt alle noch erliegen werden; und 19, die gerettet wurden, ſind wahnſinnig, ja raſend geworden, durch die furchtbare Angſt, worin ſie Schrekken und Gefahr verſetzten. Da dies Unglück gerade zur Eßſtunde der höhern Claſſen geſchah, ſo trifft es meiſt nur die mittlern und ärmern Claſſen, Handwerker und Arbeiter, viele Kinder und Ammen, wenig Deutſche, von der Börſe Niemand. — Viele ſind nur durch ein Wunder und offenbar durch die Hand der Vorſehung vor dem Unglück be-

wahrt. Mehrere Freunde von mir waren im Begriff, hinzugehn und wurden aus Zufall (!) daran verhindert: der Essigbrauer Bargmann, ein Bremer, hatte alle seine Kinder bis vor die Thür hingebracht, und war mit seiner Frau weiter zu einem Besuche in der Nachbarschaft gegangen. Plötzlich entsteht Feuerlärm; er eilt herbei, findet Alles in Flammen und jede Rettung unmöglich; seine Frau sinkt in Krämpfen nieder, er bringt sie eiligst nach seinem sehr entlegenen Hause und — trifft alle seine Kinder wohlbehalten dort an. Der Eigensinn des kleinsten, das nicht mit hineingewollt hatte, war Ursache, daß sie vor der Thür umgekehrt waren und so gerettet wurden. Ein andrer Freund war mit Frau und Kind vor der Bude gewesen, da aber das Gedränge so groß war, so ging er in die nächste Bude; fünf Minuten nachher waren alle, in deren Mitte er eben im Gedränge stand, schon verbrannte Leichen. So und ähnlich ging es Vielen. —"

Fassen wir den Inhalt dieses Briefes parteilos ins Auge, so findet sichs, daß neben sechs oder acht durch Umstände oder Sinnesändrung gänzlich bewahrten Menschen fünfhundert theils verbrannt, theils verstümmelt, und die Geretteten selber, durch Angst wahnsinnig, ja rasend geworden sind. Sofern wir

nun mit dem Berichterſtatter annehmen, daß jene erſtern „augenblicklich durch ein Wunder und durch die Hand der Vorſehung“, mithin nach ſpecieller Abſicht Gottes vor dem erſchrecklichen Unheil bewahrt wurden, heißt das nicht zugleich ſchweigend ausgeſprochen, es habe der Gottheit gefallen, 500 unſchuldige Menſchen, Erwachſene und Kinder verbrennen, verſtümmeln und wahnwitzig werden zu laſſen? — Ich bitte jeden denkfähigen Menſchen, es zu verſuchen, ob er einen ſolchen, von der grellſten Parteilichkeit zeugenden Entſchluß mit der Idee eines gütigen und gerechten Gottes, wie er in der Seele eines jeden zum Bewußtſeyn gekommenen Menſchen lebt, zu einigen vermag. — Oder, wollte man mir vielleicht entgegnen, der Höchſte habe ſich eben hier 500 ſtrafwürdige Perſonen unter der Bevölkerung Petersburgs ausgewählt und ſie in die Bude zum Gerichtplatz, zum Autodafé geführt? — O nein, ein ſo kleinlicher, liebloſer Gedanke kann, meine ich, auch dem Bornirteſten nicht zukommen, denn das hieße Gott als einen grauſamen Tyrannen, einen Caligula, Nero oder Biſchof Hanno darſtellen, als einen launenhaften Deſpoten, desgleichen Rußland noch nimmer einen ſichtbaren aufzuweiſen hatte. — Entgegnet man aber etwa, Gott

habe ohne ein ſichtbares Wunder nicht in den Seelen aller Fünfhundert wirken und ſie vom Hineingehen abhalten können, ſo meine ich doch, er hätte in der Seele des einen Arbeiters, der, wie man aus andrer Quelle weiß — die zündende Lampe aufhing, wirkſam ſeyn, und ihn zu dem Gedanken veranlaſſen können, es möge etwa Gefahr aus der Situation derſelben erwachſen und ſey es darum räthlich, ſelbe etwas niedriger zu hängen. So wäre denn das ſichtbare Wunder erſpart und durch ein ganz unſcheinbares Mittel das Unglück verhütet. Da ſolches nun nicht geſchehen, ſo hätte alſo Gott durch eine Unterlaſſung die Bude angezündet und recht abſichtlich die 500 Perſonen verbrennen laſſen. — Das folgt aber unwiderleglich, ſobald wir annehmen, daß er jene 6 oder 8 Perſonen abſichtlich bewahrte; denn, konnte und wollte er in jenen Seelen, ſogar in der eines kleinen Kindes, wirkſam ſeyn, ſo konnte er es ja doch auch in der eines Arbeiters, damit das Unheil verhütet werde; und ſofern wir jene Anſicht nicht aufgeben, ſteht dieſe Beſchuldigung ihr immer zur Seite, und ich wüßte nicht, wie man ſich anders gegen ſolches Dilemma verwahren wollte, als durch den ganz gewöhnlichen Gemeinplatz: die Wege des Herrn ſind unerforſch-

ſich. — Das ſind ſie in anderm Sinne auch allerdings, und müſſen es um ſo mehr ſeyn, da man das zum Erforſchen unerläßliche geiſtige Werkzeug gerade in dieſer Beziehung möglichſt früh abſtumpft, alles vom Menſchen ab möglichſt auf die Gottheit überträgt und die Größe dieſer in einer Willkühr, alſo in einer Unvollkommenheit ſucht, anſtatt daß ſie doch in der unendlichen Freiheit begründet, die in den Geſetzen der freiwilligen und unfreiwilligen Chemie im Conflikt mit der moraliſchen Freiheit des Menſchen zu rein entſprechenden Erſcheinungen hinauswirkt. — Den Glauben an Dämonismus aber, worauf Mancher ſich hier vielleicht berufen möchte, mag ich, als längſt von jeder Intelligenz desavouirt, gar nicht in die Schranken laſſen.

Ich äußerte ſchon mehrmal, wie ich der Gottheit keine ſpecielle Abſicht beimeſſen könne, vielmehr meine ich, daß das ganze Leben eine ungeheure Berechnung von Urſachen iſt, die je nach dem Object, worauf ſie wirken, verſchieden geſtaltete Wirkungen hervorbringen, welche Wirkungen denn ſofort in der Geburt ſchon wieder Urſachen werden, in die nach eigner Erkenntniß einzugreifen das Prärogativ der Menſchheit iſt, das ihn eben zum Stellvertreter Gottes auf Erden erhebt. Sollte der Menſch ein freies

Weſen, d. h. ſollte er Menſch ſeyn, ſo mußte ſeinem Willen Raum gegeben werden, zu walten in dem Material der Erde und durch jeden ſpeciellen Eingriff geriethe die Gottheit in Widerſpruch mit ſich ſelber.

Diejenigen Anläſſe, in denen der Menſch geneigt iſt, eine ſpecielle Vorſehung zu finden, theilen ſich in Glück und Unglück ein, tragen gewöhnlich das Gepräge des Abentheuerlichen an ſich und ſind entweder das Ergebniß der freiwillgen Chemie, der unfreiwilligen Chemie, der geiſtigen Chemie (des Gedankens) oder auch endlich des Spiels. — Die unfreiwillige Chemie mit ihrem Erregten: Erdbeben, Gewitter, Hagel, Sturm, Ueberſchwemmung, Hitze und Kälte, fruchtbare und unfruchtbare Zeiten, Seuchen u. dgl., waltet ſo unverkennbar hazardiös, daß man nicht umhin kann, es mit dem Spiel, als welchem ebenfalls kein menſchlicher Gedanke als Einwirkendes zum Grunde liegt, zuſammenzuſchlagen. Beides mag in ſeinen verſchiedenen Ergebniſſen noch ſo ſehr excentriren, ſo kehrt es doch, nach einem ewigen Grundſatze, wie ein thätiger Pendel, immer zu der gerechten Mitte wieder zurück. Das Zerſtörende oder Bauende deſſelben nimmt indeß ſein Material, wo es es findet, und keine von einer

überlegenden Intelligenz ausgehende *specielle* Wahl macht sich geltend bemerkbar. Der gesunde Sinn jedes nicht ganz geistig erkrankten Volkes räumt solches auch redend und schweigend ein, wenn es z. B. über die Thorheit südeuropäischer, catholischer Nationen lächelt, die da meinen, durch Gebet und Prozession vom Himmel ein Schauer Regen erbeteln zu können, dergleichen die protestantische Kirche sammt der weltlichen Obrigkeit nimmer statuirt hat. — Wohl mag vielleicht mancher Protestant auch einsam in seinem Kämmerlein den Segen des Himmels über einen Lotterieeinsatz oder dergleichen erflehen, wo die Hoffnung den Ankergrund des Fleißes entbehrt und also zur todten Erwartung herabsinkt; er wird sich aber *eben* so oft getäuscht finden, als der fleißige Arbeiter *nicht*, der mit freudigem Gebet und starker Hand an seine Arbeit geht; denn Segen ist nimmer Hexerei; die Thatkraft, die ihren Impuls im Geiste findet, wird durch das Gebet befruchtet und herausgebildet, und da, in uns selber liegt die Quelle des Segens, denn so wir wollen ist Gott in uns, wie wir in Gott sind. — Weil nun aber jene freiwillige Ebenie im engern Sinne nicht nur allein auf den Menschen sondern auch auf die ganze organische Schopfung einwirkt, die Vor-

ſehung aber, wie erwähnt, einzig in Beziehung zum Menſchen in unſer Bewußtſeyn tritt, ſo haben wir keinen Anlaß, uns egoiſtiſch, und in einer kleinlichen Vorſtellung von Gott einzubilden, jede einzelne Erſcheinung jener freiwilligen Chemie wäre etwa das Ergebniß eines eben erſt gefaßten höhern Entſchluſſes, als fände die Vorſehung Belieben, dieſes oder jenes zu thun, jetzt z. E. einen armen Hirten vom Blitze erſchlagen, dann einem Andern ſein Kornfeld abhageln, hier eine Hütte vom Sturm umwehen und dort eine ganze Stadt durch Erdbeben verſinken zu laſſen. Das hieße doch wahrlich Gott zu einem launigen Menſchen gemacht, der mit einer Hand Ohrfeigen und mit der andern Pfeffernüſſe austheilt. — Höher auf mit unſerm Begriff! — großartig ſoll unſere Idee von Gott ſeyn. Es fällt kein Tropfen Waſſer auf unſer Haupt, der nicht der ganzen Erde angehörte, und kein Hauch geht aus unſerm Munde, oder er iſt ein Arbeiter im großen Gotteshauſe. Bei tauſend verſchiedenen Kräften liegt in der Materie nur eine einzige Abſicht, das iſt die Metamorphoſe; und im Sinne dieſer Abſicht dürfen wir die Kräfte waltigen, d. h. lenken, denn Ruhe iſt ein außer dem Geſetz erklärtes Wort.

Mit dem Menſchen kam die unfreiwillige Ehe-

mte zur Erſcheinung, und auf ſie zurück iſt meiſt alles das zu führen, was uns die Weltregierung zum Räthſel zu machen ſcheint. — Nicht die Natur, ſondern die Kunſt brütet die kraſſeſten Widerſprüche aus und wenn auch Börnes ironiſcher Ausſpruch: „Wo ich im Leben die Natur nicht fand, da fand ich eitel Tölpelei!“ — nicht unbedingte Beipflichtung verdient, ſo liegt doch über funfzig Prozent Wahrheit darin, und jene Tölpelei iſt es faſt ausſchließlich, aus der die ſcheinbaren Widerſprüche, die ſogenannten unerklärlichen Wege der Vorſehung hervorgehn, für die man ſie ſo gern verantwortlich machen möchte. — Bleiben wir zur Verſtändigung bei obenangezogenem Beiſpiele aus Petersburg ſtehen, ſo behaupte ich — um jenem vorhin erwähnten Dilemma zu entgehn — daß weder die Bewahrung jener 6 oder 8 Perſonen, noch auch, was aus dem Zugeſtändniſſe hervorginge, der Brand ſelber und die damit verknüpfte ſchauerliche Vernichtung von 500 fühlenden Menſchen, aus einer ſpeciellen Abſicht der Vorſehung hervorging, ſondern vielmehr, daß jene Bewahrung das Ergebniß ganz gewöhnlicher, ſich täglich bei überfüllten Schauplätzen ereignender Umſtände, — dieſes aber, der Brand und die Vernichtung ſo vieler ſchuldloſer Menſchen,

eine Folge menſchlicher Tölpelei war. — Daß ein kleines Kind ſich vor dem auffallenden, bunt dekorirten und von allerlei Menſchen gefüllten Eingange eines ihm durchaus fremden Lokals fürchtet, iſt etwas ſo Natürliches und wenig Auffallendes als nur etwas ſeyn kann; eben ſo auch, daß ein verſtändiger Mann das Gedränge ſcheut und am Eingange umkehrt; Andere aber Abhaltung fanden u. ſ. w. Es iſt dieſes weder Anſicht noch Zufall, ſondern regelmäßiger, geſetzlicher Gang der Erdendinge, nach welchen an jedem Spieltage nicht Alle, die entſchloſſen waren, das Schauſpiel zu beſuchen, auch hinkommen, ſondern immer ein kleiner Theil durch dieſen oder jenen Umſtand veranlaßt, zurückbleibt.

Die ganze Lehmanniſche Bude, vom erſten eingerammten Pfahl bis zum letzten Stäubchen Aſche iſt das Werk unfreiwilliger Chemie oder der Kunſt, für die der Menſch in jeder Beziehung verantwortlich iſt und darum das, was daraus entſteht, keinem Weſen außer ſich aufbürden kann und darf. — Tölpelei war es von dem Arbeiter, die zündende Lampe ſo zu ſituiren, wie es zum Unglück geſchah. Tölpelei war es von dem Baumeiſter, die Thüren eng und zum Einſchlagen nach innen anzuordnen, durch welche Umſtände die Rettung ſo vie-

ler Menſchen unmöglich wurde. Tölpelei auch kann man es nennen, wenn die Behörden kein wachendes Auge auf Sachen richten, bei denen gefahrbringende Tölpeleien vorgehen können, und wenn ſie einer ambulanten Künſtlertruppe mit der bezahlten Conceſſion freie Hand geben, mit ihren Tölpeleien Glück und Leben ſo vieler Unſchuldigen zu vernichten.

Alles alſo, was zu dieſem unheilvollen Brande in Beziehung trat, war in ſeinen Quellen nicht das Ergebniß einer freiwilligen Chemie, ſondern es ging aus dem Schädel und der Hand des vertretenden Menſchen hervor und dieſer muß dem prüfenden Gedanken dafür verantwortlich ſeyn. Schrecklich genug freilich, daß die Unſchuld gewöhnlich für die Schuld mitbüßen muß und daß dieſe Schuld, genau beſehen, nicht einmal eine iſt, oder daß man keinen Anhaltspunkt recht für ſie findet, indem ſie in der Menſchheit verſchwimmt. Doch konnte der Menſch nicht freies Geſchöpf werden ohne Fehlbarkeit, ohne die Möglichkeit ſolcher ſchauerlich-tragiſchen Ereigniſſe; denn das Geſichertſeyn gegen jegliche Gefahr durch höhere ſpecielle Einwirkung, das ſich vom Inſtinkt durch nichts unterſcheiden würde, müßte den Menſchen bald zu einer

entnervenden, trägen Sicherheit führen, da entgegengeſetzt die Unſicherheit rings, aus eigner und fremder Fehlbarkeit im Conflikt mit der doppelten Chemie entſpringend, es gerade iſt, die die Spannkraft des menſchlichen Geiſtes unterhält, mit der er voll Verdacht in alle Winkel dieſes großen Wohnhauſes umherſpäht und ſelbſt nach dem großen unbekannten Hausherrn forſcht, den er im Suchen findet und ſofort verliert, wenn er nicht mehr ſucht.

Was bleibt denn aber — höre ich fragen — bei ſolcher Anſicht der Dinge von dem tröſtenden Gedanken an eine ſpecielle Vorſicht, da Gott über ſeine Menſchen wacht, übrig? — und da meine ich, es bleibe nicht nur etwas übrig, ſondern es komme noch Bedeutendes hinzu, das bei der gewöhnlichen kindiſchen Anſicht von dem Geiſt und dem Weſen einer Providenz nicht in Wirkſamkeit tritt.

Freilich iſt es ſchwer, Gedanken über Gott, ſobald ſie ſich der Wahrheit nähern, in menſchlich-irdiſche Worte zu kleiden und dieſelben Gedanken auch in einer andern Seele lebhaft hervorzubringen, weil Gedanken über Gott eigentlich unbeſchreibbare Empfindungen ſind, die ich vorhin ſchon einmal mit dem Nachgefühl einer ſchönen Muſik verglich, das ſich in keinem andern durch erzählende Worte

erregen läßt, doch iſt dem, der etwas zum Verſtändniß aus ſich ſelber hinzuträgt, auch das Heiligſte und Erhabenſte zu eröffnen, und die Natur hat Jedem davon zugetheilt.

Daß ſich das eigentliche Weſen der Vorſehung ſchon von vorne herein nicht mit dem menſchlichen Bewachen, Beſchützen, Erretten, Leiten oder ähnlichen menſchlichen Thätigkeiten identificiren läßt, geht aus der Erfahrung mehr als zur Genüge hervor, denn wir würden denjenigen unter den Menſchen einen gar ſchlechten Wächter, Schützer, Retter oder Führer untergeordneter Geſchöpfe nennen, der ſeine Schutzbefohlnen in ſo augenſcheinliches Verderben führte und gegen acht Bewahrte, Fünfhundert, die er retten konnte, nicht allein untergehn ließ, ſondern ſie recht abſichtlich verderbte. Dieſe ſich überall aufdringende Bemerkung muß uns lehren, daß wir bei dem Gedanken an eine ſchützende Vorſehung der Vorſtellung von einem, dem menſchlichen analogen Schutze entſagen, und dagegen einen weit umfaſſendern Begriff in uns auszubilden ſuchen müſſen. — Dieſe Begriffbildung bedarf nun freilich eines Fundamentes und zwar eines ganz andern als in der Menſchheit bisher gelegt wurde, da es denn nicht zu verwundern iſt, daß Irrthum

nur Irrthum erzeugt und Theorie und Praxis, Glaube und Leben in ſtetem Widerſpruch gegen einander erſcheinen, der Menſch irre wird an ſeinem Gott und ſtatt Harmonie eitel Disharmonie im Leben ſich geltend zu machen ſcheint. — Jenes Fundament aber wird gebildet durch ein rein herausgebildetes Bewußtſeyn, oder die Erkenntniß zu wiſſen, wer ich bin, was da iſt und was ich ſoll. Dieſes Bewußtſeyn in allen Menſchen herausgebildet würde die Menſchheit, den Menſchen und die ihn umgebende Natur, als in welchen Dreien die ſichtbaren Mittel der Vorſehung ruhen, in ein harmoniſches Verhältniß bringen, deſſen Grundton aus dem einheitlich Göttlichen im Menſchen hervorginge, zuvörderſt auf das individuelle, von hieraus wieder auf das geſammte Wohl und alſo reciprok hinauswirkte. — Die Erkenntniß zu wiſſen, wer man iſt, würde eben ſo ſehr vor ſtolzer Anmaßung als vor verächtlicher Geringſchätzung bewahren; die begriffene Fähigkeit, eine göttliche Würde in ſich herauszubilden, bildete ſchon einen großen Theil der Würde ſelber, die eine imponirende Stellung auf dem Schauplatze der Natur einzunehmen hat, und mit einer bewußten Ruhe jede Berührung der Naturkräfte aufnimmt, und dem Schatze der Erfahrung

einverleibt. — Wie Gott nun im Menſchen überhaupt auf Erden zum Bewußtſeyn gekommen iſt, ſo findet auch diejenige Aeußerung derſelben, die wir Vorſehung nennen, zuvörderſt ihren Grund im Menſchen ſelber, und jemehr dieſer erkennt, wer er iſt, jemehr wird er die Hand der Vorſehung erkennen und bewundern; daß er dieſes aber kann, das iſt die Hand der Vorſehung. — Nicht eben Unglück ab- oder Glück zuzuwenden allein iſt das Geſchäft der Vorſehung, ſondern auch die Gabe, beides mit Gleichmuth zu ertragen, dem Glücke an ſeinem Werthe zuzulegen oder auch davon abzunehmen, dem Unglücke an ſeinem Unwerthe kürzen zu können: die Stärke des Willens, die Ruhe der Ueberlegung, die Modification der Abſicht, kurz die Wahrheit ſuchende philoſophiſche Gleichmüthigkeit, die ihre Wurzel tief im Heiligſten des Menſchen ſchlägt, das iſt die erſte Inſtanz der Vorſehung, die dem Menſchen die Fähigkeit ſchenkte zu erkennen, wer er iſt. — Ferner die Erkenntniß zu wiſſen, was da iſt; vor allen die mit uns in ununterbrochener Berührung ſtehenden Kräfte und Geſetze der Natur, die in folgerichtigen Proceſſen immer fortwirken; die Erkenntniß auch der Menſchheit, wie ſie iſt, in ihrer beſtehenden Fehlbarkeit; die Vorſicht, die ſich vernünftiger

Weiſe daraus geltend macht, überhaupt die aus dem ſelbſtbewußten Erkennen der Dinge in und außer uns hervorgehende Regel für das, was ich ſoll, ſind die Verikel, deren ſich die Vorſehung auf naturgemäße Weiſe bedient, in Uebereinſtimmung mit der menſchlichen Freiheit, der ſie zur Diſpoſition geſtellt ſind, über das Wohl und Wehe ihrer Menſchen zu wachen, und alles Unheil, das dem Menſchen überkommt, liegt entweder in Mißachtung dieſer dargebotenen Hülfsmittel, vom erſten Elementarunterrichte des Kindes an bis zu dem verderblichſten Staatsmißgriffe hinaus, oder auch, es iſt Folge nothwendig waltender Naturkräfte, deren Suſpenſion zu Gunſten Einzelner eine gänzliche Anarchie der Weltordnung bedingte, die nur der allereingefleiſchteſte Egoiſt für ſich provociren könnte. — Die Unmöglichkeit nun, vor allen bei Einfältigen, Verbildeten, Kindern und Schwachen dieſer Anforderung im Dienſte der Vorſehung, mit Geſchick im eigenen Glücke zu bauen, dem Unfall möglichſt zu begegnen und überkommenem Unheil den Stachel zu nehmen — legt den Obern der Menſchheit, bei denen das Bewußtſeyn bis zum Maximum herausgebildet ſeyn ſoll — die Pflicht auf, keinen ihrer Bürger in geiſtiger Finſterniß weilen zu laſſen, ſondern Jedem, auch dem

Geringſten, durch Mittel und Wege an die Hand zu gehn, ſich zu einem ſelbſtbewußten, ſelbſtſtändigen Weſen herausbilden zu können; nebenbei aber auch mit unendlicher Sorgfalt über alles das zu wachen, was dem Menſchen verderblich werden kann, wodurch denn auch z. E. vorhin bemerktes Petersburger Unheil ſowohl hatte können verhütet als vermindert werden.

Die Hintanſetzung dieſer praktiſchen Seite der Religion, da die Pflichterfüllung nicht eben ſonderlich beachtet und dagegen dem frommen Köhlerglauben an eine überſinnliche Leitung ganz und gar gehuldigt wird, führt zu dem ſtarren Fatalismus der Orientalen, der den Menſchen ſeiner Würde beraubt und ihn zu einem Automaten degradirt, der an unſichtbaren Fäden zu jeder Handlung, die er begeht, gezogen wird, und der alles über ſich ergehn laſſen muß, was da von oben her beſchloſſen worden iſt. —

Jenes herauszubildende Bewußtſeyn zuvörderſt, wo man aber etwa damit im Argen iſt, die allerſtrengſte Pflichterfüllung doch, ſo weit nur irgend die Kräfte reichen, iſt die erſte nothwendige Grundlage, deren ein tröſtender Glaube an die ſchützende Hand der Vorſetzung bedarf; denn, wie auch in der

geiſtigen Natur gewiſſe Keime liegen, die ſich allmählig zu entſprechenden Erſcheinungen entwickeln, ſo liegt in jeder Pflichterfüllung der Keim zu einem Schutze, der auf oft unbegreifliche Weiſe zu unſerm Heile wirkt: und, gewiß! einen blinden Glauben an Pflichterfüllung kann man mit freudigem Gewiſſen jedem Menſchen empfehlen, denn dieſe Pflichterfüllung iſt die Wimper, hinter der das Auge der Vorſehung hervorlauſcht, und die ſichtbare Hand, deren ſie bedarf, um die lenkenden Zügel zu halten. Sie, die Erfüllung unſerer Pflicht, iſt es auch nur allein, die dem Unvermeidlichen die Schärfe des Stachels ſtumpft, ja im Erdulden wohl gar eine heilige Freude zu finden weiß. — So ſehen wir z. E. Spinoza, den großen philoſophiſch-heiligen Juden, verfolgt, geächtet, Jahre lang am Bruſtübel kränkelnd, mit ſich und ſeinem Gott zufrieden in Dürftigkeit leben und die Menſchheit mit den erhabenen Gedanken-Schöpfungen ſeines Geiſtes beglücken. — So ſteht Hiob als ein Meiſter von Geduld, und Sokrates als ein gottergebener Dulder des ſchändlichſten Unrechts in der Geſchichte da, die Unvermeidlichem, wie es ſich von außen her aufdrängte, die innere Stärke des Geiſtes entgegenſetzten; eine Stärke, die in dem letzten zu erſchwingenden und

angewendeten Mittel ihren kräftigen Stützpunkt fin-
det. — Freilich iſt wohl nicht jedem eine Seele, aus-
gerüſtet wie die jener Männer, zu geben, aber das,
worin die reſignirte Ruhe ihres Geiſtes wurzelte,
ſteht, ſo man will, jedem Menſchen zu Gebote.
Jene philoſophiſche Weltanſicht, die Dinge außer
uns zu nehmen, wie ſie ſind, und nicht wie ſie ei-
ner oft einſeitigen Theorie nach ſeyn könnten; das
Verhältniß, worin wir zu dieſen Dingen ſtehen,
richtig erkennen; die Spuren der Gottheit allererſt
in uns ſelber zu ſuchen und ſeinem Wollen und
Walten mit Ueberlegung entgegenzukommen; eine
ſtrenge Pflichterfüllung und eine bis aufs äußerſte
fortgeſetzte thätige Oppoſition gegen hereinbrechendes
Unheil; dann aber auch ferner Genügſamkeit, gere-
gelte Beſcheidenheit, Entſagung falſcher Scham und
am Flitter klebender Eitelkeit: dieſes alles bildet das
Gerippe zum Bau eines menſchlichen Geiſtes, der
mit eiſernem Vertrauen den Beiſtand einer göttli-
chen Vorſehung auch in der jetzt noch beſtehenden
unvollkommenen Geſtaltung der menſchlich ſociellen
Verhältniſſe erwarten darf; nicht zwar ein abentheu-
erliches, eigenſinniges, wunderliches Eingreifen in die
Cataſtrophe mächtig daherbrauſenden Unheils, das
einmal entſprechen, zehnmal aber tauſchen und

endlich umkommen laſſen möchte: ſondern im ruhigen, natürlichen Fortzeugen von Urſache und Wirkung, deren Wechſelbeziehung nicht zwar in menſchlicher doch aber in göttlicher Berechnung liegen; und dieſe ſich durchkreuzende Berechnung eben, in der wir eine ſelbſtſtändige Zahl ſind, ohne doch das ganze ungeheure Exempel überſehen und in ſeinen Wirren einen unfehlbar leitenden Faden finden zu können, — das eben iſt die göttliche Vorſehung. Darum kann der Pflichtvergeſſene, der Träge, der Verſchwender, der faule Bethruder, der Laſterhafte, kein begründetes Vertrauen auf die Vorſehung ſetzen, und wenn auch gleichwohl von Zweien in Gefahr gerathenen, ein letzterer gerettet würde, da ein Redlicher umkäme, ſo ſoll uns ſolches doch nicht irren, denn, wie geſagt, die Vorſehung iſt keine Abentheuerer- ſondern eine ruhige Bildnerin, und die Nothwendigkeit entkleidet den Tod plötzlich vom Gewande des Uebels. Das Leben aber iſt der Güter höchſtes nicht. —

Die göttliche Gerechtigkeit beruht in dem Code ihrer Natur und gegen den Einfluß eines ſeiner Geſetze läßt ſich nur verwahren, indem man ein anderes ſtärkeres oder ausweichendes Geſetz aus demſelben Buche dagegen in Anwendung bringt. Wo

aber dergleichen nicht zu finden, wo die freiwillige Ehemie verderbend hereinbricht, wo Erdbeben Städte und Dörfer verſchlingen, Orkane Schiffe in den Abgrund ſchleudern und Gebäude zu Trümmern werfen, Sturmfluthen Hab und Gut und die Lieben hinwegführen, Seuchen und Feuersbrunſt herein wüthet und Nichts und Nichts gegen den Groll der Natur verſchlägt — da zieht ſich der Schuldloſe wie die Schildkröte in ihr Gehäuſe, in ſich ſelber zurück, geht, ſo es ſeyn ſoll, gottergeben durch die Ordnung der Dinge unter, und zweifelt dennoch bis zum letzten Odem nicht an der Güte und Gerechtigkeit Gottes in Beziehung zu ſeinen Geſchöpfen; des Gottes, der ſeine Erde nicht an die Dauer knüpfen und den Menſchen nicht Menſch werden laſſen konnte ohne nothwendige Freiheit, den waltenden Kräften und ohne Willensfreiheit ſeinen Menſchen zu geſtatten. — Jener Zeigefinger aber an der Hand der Vorſehung: jene auf der Zinne der Menſchheit ſtehenden Obern, die zum ſichtbaren Geſchick der Völker geworden ſind; die Vertreter der Schwachen, und die Lenker der Starken; die Seele im Staatskörper: dieſer gouvernirende Geiſt ſoll vor allem zum klarſten Bewußtſeyn herausgebildet ſeyn und mit Argusaugen jede Faſer des Staatskörpers

beobachten, denn die Gebete der Menſchen durchſchreiten unbewußt die Inſtanz des Thrones, und die Gewährung ihrer Bitten hebt mit der dem Volke gebotenen Fibel an und verſteigt ſich — (ich rede als Deutſcher) — bis zur Kabinetsorder und zum Bundestagsbeſchluß. — Darum flehte ein weiſer König der Vorzeit wohl mit Recht um Weisheit und Verſtand, denn dieſe Weisheit iſt der Stern im wachenden Auge Gottes; und der Fürſt, der es ſo weit gebracht, daß er aus eignen Mitteln ernſtlich um Weisheit betet, dem iſt ſeine Bitte ſchon halb gewährt; wer aber gedankenlos ein Paternoſter oder ein Dutzend ableiert, der iſt noch weit vom ſchönen Ziele; er wähnt in der Hand der Vorſehung einen Zauberſtab, da ſie doch Winkel und Richtſcheit trägt.

Weil es nun als die weiſeſte Einrichtung des Ordners der Dinge zu erkennen, daß überall in ſeiner unbewußten Schöpfung eine feſtſtehende Harmonie der Geſetze begründet worden, ſo iſt es ein übergroßes Uebel, daß in der Menſchheit ein tauſendfältiger Zwieſpalt der Anſichten über dasjenige exiſtirt, was den allergrößeſten Einfluß auf das Wohl und Wehe des Einzelnen und der Geſammtmenſchheit ausübt. Dieſer innere Zwieſpalt geht zu dem äußern über, und es war ſeit je auf Erden ſo, daß

ſich erſt die Geiſter im Stillen eine gute Weile ungebührlich zauſten und dann die Fauſte dazwiſchen kamen, die nichts vom ganzen Zwiſte verſtanden. — Pelagius und Auguſtinus waren ein Paar ſolcher Kampfhähne in den frühſten Jahrhunderten des Chriſtenthums, die ſich um des Kaiſers Bart zankten, der erſt nach dem Tode geſchoren wird. — Pelagius der Vernünftigere, der dem Menſchen vermöge ſeiner Freiheit doch auch ein Verdienſt um ſeiner Seelen Seligkeit einräumte, mußte — wie denn gewöhnlich — vor der Dummheit das Feld räumen und flüchtig werden; dagegen denn der liebe Auguſtin mit ſeiner Prädeſtination und Verdammungslehre noch heutiges Tages auf Erden umherſpukt, vor allen unter den Reformirten, da in ſpäterer Zeit die Catholiken und auch Luther von der auguſtiniſchen Gnadenwahl, nach welcher die Vorſehung gewiſſe Menſchen ſchon vor der Geburt zur Verdammung, andere aber zur Seligkeit auserleſen habe — abließen, wogegen Calvin und Beza ganz zu dieſer troſtloſen Anſicht zurückkehrten. — Ich meine, es ſey gar verwerflicher Vorwitz, die Spuren der Vorſehung bis übers Grab hinaus mit Blicken verfolgen zu wollen, die, vorläufig für die Erde geboren, ſich beim hellen Sonnenlichte kaum hienieden

einmal zurecht finden können, und, wenn ſie auch gleichwohl nicht ohne Erfolg mit den Sternen auf ſchwindelnden Bahnen umherkreiſen, ſich doch geſtehen müſſen, daß ſie Maulwurfsaugen angehören, die zuletzt nur erfreut ſind, wenn ſie einen leckern Regenwurm entdecken.

Es iſt gewiß, daß jeder Einzelne zur Seligkeit, hier und dort, erſchaffen wurde, und mit dem ihm zur Erlangung dieſer Seligkeit anvertrauten Pfunde ſoll er wuchern auf Erden für ſich und für andere. Wenn nun Alle dieſer Anſicht huldigen, und ſie bei recht erkannter Seligkeit zur Richtſchnur ihrer Handlungen wählen, ſo wirds beſſer ſeyn auf Erden, und daß es immer beſſer werden kann und es auch ſchon geworden iſt, das eben iſt wieder die Hand der Vorſehung. Laßt uns nur immer fleißig Holz herbei tragen, und der Himmel wird kochen. — Gott iſt kein Hexenmeiſter ſondern ein Baumeiſter; wer in den Grund eine todte Gebetformel ſtatt eines Quaderſteins legt, der wird am wankenden Bau den Irrthum bald genug inne werden. — Wer ſeine geſunden Hände läſſig in den Schooß legt, da liegt eine dritte — man weiß ſchon welche — gleich daneben, und wer nach einer Bath Kol. nach einer Stimme vom Himmel horcht, dem wachſen darüber

die Ohren zur Ungebühr. — Wo aber zwei Hände kräftig zur That ſchreiten, da greift auch die dritte tapfer mit an. Jeder iſt ſeines Glückes Schmidt und die Vorſehung liefert Feuer, Hammer, Ambos und Eiſen; jenes erliſcht und dieſes verroſtet, wenn der ſichtbare Meiſter unthätig iſt; nur wenn er am Glücke hämmert, kanns werden, je nach ſeinem Geſchick; ſchlägt er ſich aber auf die Finger, — was kann der Hammer dafür? — Nicht aber das äußere, ſichtbare der Dinge iſt das Hülfreiche, ſondern das innere Unſichtbare: des Feuers Hitze, des Hammers Schwere, die Härte des Amboſes und die Geſchmeidigkeit des Eiſens hilft zum Zweck. —

Alles mich umgebende iſt ein fühlender Nerv der Einheit Gottes; jedes Lüftchen, das ich athme; jede Faſer meines Herzens, mit dem ich fühle, oder des Gehirns, mit dem ich denke, verläuft ſich in das All des Alleinigen; darum rede ich zu ihm von den Angelegenheiten meines Lebens, und der Gedanke meines Gebetes wird zum belebenden Geiſte meiner That und ordnet ihre Geſtalt und ihre Zeugung. — Die Natur iſt der Lexicon Gottes, des Menſchen Geiſt aber die Syntax. Dieſe anwenden, ohne jenen zu kennen, heißt Narrentheiding treiben; jenen anwenden, ohne dieſe zu kennen, heißt Gala-

mathias reden, und was man damit ſchaffen will, Babiloniſcher Thurmbau. — Weißt du, Geneigteſter, daß wir Beide ein Paar gezwungene Arbeiter in dieſem Bau ſind, die ſich — ſchwerlich verſtehen? — Wie oft ſchon glaubte man bei unſerm Bau am Kopfe zu ſeyn, und — war doch immer noch beim Fundament! — wahrlich, wenn man je dahin gelangt, ſo wird weder Hahn noch Henne, weder Kreuz noch Halbmond droben ſchimmern, ſondern ein Stern, glänzend wie eine Sonne, wird als Symbol der Wahrheit über alle Länder ſtrahlen, denn die Wahrheit allein iſt es, an der endlich die blutige Hyder der Zwietracht verenden muß. Menſchlich ausreichende Wahrheit, die dem Leben im Geiſte und in der Materie frommt, und die ihren Vertreter in jedem Neugebornen wiederfindet, kann nur allein das Reich der Eintracht ſtiften. Die Welt iſt ihre Kirche und bei dem glänzendſten Lichte ihrer Strahlen wird auch dem Glauben immer noch dunkles Element genug bleiben und er wird der heimiſchen Erde nimmer entſagen dürfen. — Nur nicht verzagt! — freilich, was der rein menſchliche Fleiß am Tage baut, das reißt der Teufel der Zwietracht allnächtlich wieder ein; aber einen neuhinzugekommenen Stein muß er immer lie-

gen laſſen, und ſo der Fleiß nicht endet, muß der Bau endlich doch gelingen. — Laſſet uns die verwirrten Sprachen nur erſt wieder einigen; wir wollen ja nichts Ungeheures, Unmögliches; unſer Bau ſoll ja nicht bis zum Himmel, er ſoll nur über die Erde reichen, die Erde aber iſt Gottes und des Menſchen; wir haben diſſeits genug in des Herrn Dienſt zu thun; drüben bauet er allein oder vielleicht mit Engeln, deren Sprache nicht verwirrt iſt. — Mit uns baut die große Providenz; ihre Hand erſtreckt ſich über die Menſchheit, aber eben ſo mittelbar wie die kleine über den Menſchen. — Ungeheure Geſetze ſchreiten folgerichtig in einem Cyklus von Jahrtauſenden durch kommende und ſchwindende Generationen einem Endpunkte entgegen. — Solcher geſchichtlicher Endpunkt iſt zugleich ein Wendepunkt, es iſt eine Zeit des innern Zwieſpaltes der Kriſe; die alte, ewige, unvergängliche Wahrheit ſteht neben einem neuen Irrthum; beide werben um die Braut, um die Menſchheit; aber dieſer, der Irrthum, ſich in die Maske jener kleidend, betrügt die Wahrheit, wie Jakob den Eſau um das Recht der Erſtgeburt, und ſie hat meiſt nicht einmal das Einkommen eines Linſengerichtes davon. — Die neue Ehe wird meiſt in Unſegen geſchloſſen und die Hochzeit wird eine

Blutbochzeit. Die Wahrheit findet ihren Perseus und aus jedem fallenden Blutstropfen gebiehrt die Erde ihre Schlangen. — Schauerliche Erfahrung! — wird die Nachwelt denn Aehnliches zu beweinen haben? Hoffentlich nicht; denn das ist keine Ordnung der Dinge, das ist die Unordnung der Willkühr, da der Mensch seine Aufgabe verkennt und im tollen Wahne am eigenen Geschlechte nagt, wie kein Raubthier es thut; darum ist der Mensch kein Raubthier, aber er kann mehr werden. — Eine angeborne Fähigkeit, die Bestimmung der Ausbildung in sich tragend, entgeht dieser Bestimmung nicht. Die Menschheit ist mit einem Genius gezeugt; seine Beziehung ist Kraft, Energie; er regt sich früh, er strebt nach Etwas; er will Etwas; wo ist die Hand, die ihn leitet? — er verschmäht jede Leitung, ein Zügel ist ihm ein Greuel; er folgt dem innern Drang nach Thaten und unbewußt dem Zügel der Umstände; was aus ihm wird, das machen diese; was er ergreift, ward von diesen geboten; aber Etwas muß werden; Ruhe heißt ihm Tod. Etwas Großes, etwas Außerordentliches will dieses wunderliche Wesen, das sich selber nicht kennt, weil es seinen Ursprung nicht weiß. — Sich selber überlassen, bei aller Größe: kindisch, ungezogen, baut

es heute, um morgen zu zertrümmern; heute wüthet es gegen ſich ſelber, und morgen weint es Thränen über ſeine Thorheit, um übermorgen noch viel thörichter zu ſeyn. — Wohinaus will dieſer Genius? — zu etwas Großem gewiß; denn was man auch faſelt, ein Genius ſinkt nie zu einer gemeinen Creatur herab. Napoleon konnte nie ein anderer Räuber werden, als der Königreiche in die Taſche ſteckt. — Er ſteigt nie herunter als nur für Momente, um ſich dann höher wieder zu erheben. — Das Mittelalter war ſolch ein Moment. — Die Thorheit ſeiner Jugend ſind die Experimente der geiſtigen Chemie, da ſich der Schaum ſondert vom Edlern und zur Schlacke geworden, dient ſie der Erfahrung zum Denkmal. — Wir dünken uns heute klug, wenn wir's aber ſind, werden wir viel von unſrer Einfalt reden; nicht um es zu bleiben, ſondern um klüger zu werden, d. h. beſſer. — Bewußtſeyn! Bewußtſeyn! — heiliges Wort, das allein auch die Menſchheit heiligen kann! — Seine Quelle iſt das Herz. — Dieſes Herz für die Menſchheit war einſt der Orient; Hellas war der Kopf; da lief endlich das Herz mit dem Kopf davon und beide ſind jetzt zuſammen vereinigt auf dem Continent von Europa. Muskeln und Knochen umſchlie-

ßen die Organe; aber im Innern, im Kerne iſt das Wirkende, das Belebende, das Durchgeiſtigende, das man Vernunft nennt; ſie muß einen Ort haben, von woaus ſie wirkt; ſie hat lange geſucht — und noch keine bleibende Stelle. — Des Menſchen Sohn hat nicht, wo er ſein Haupt hinlege.

Was will die Vorſehung mit der Menſchheit? — Sie will nichts! — ſie gab und giebt und läßt ſie gewähren. — Jeder Menſch hat ſeine Geneſis und er muß glauben, was man ihm davon erzählt. — Der Bettler iſt nicht ſicher, ob er nicht an den Stufen eines Thrones geboren worden; der König ungewiß, ob er nicht in einer Bettlerherberge jung geworden. Man erzählt ihm, wenn er gezeitigt ſeinen Anfang, und der Kluge ſpricht: es kann ſeyn. — So hat die Menſchheit eine Geneſis und man muß es überlegte Abſicht nennen, daß der Schaffende dort wie hier im Buche des Lebens die erſten Blätter weiß läßt. — Der erſte Menſch oder die erſten Menſchen, gleichviel: — hätten ſie ſofort Bewußtſeyn gehabt, müßten den Meiſter belauſcht haben, und, wäre auch Alles da geweſen, an ſich ſelber hätten ſie die Weiſe der Anknüpfung entdeckt, und wir hätten im ſchaffenden Weſen ſicher etwas anders als einen Töpfer- oder Drechslermeiſter ken-

nen gelernt; oder — nach einer perſiſchen Auslegung — einen ſorgſamen Himmelspapa, der, als er die beiden erſten Menſchen droben zu Hauſe, im Himmel, — wo nach jener Auslegung das Paradies zu ſuchen — fertig gemacht, nun von der verbotenen Frucht geſchmauſt und Leibſchmerz bekommen, beide gefallenen Menſchen, damit der Himmel nicht möchte verunreinigt werden, der Nothdurft halber auf die Erde hinab ſetzte, da er ſie denn zufällig vergeſſen und ſelbige Großältern auf Erden verblieben. — Die Philoſophie wäre um ein Duzzend Hypotheſen und die Philoſophen um tauſendmal ſo viel Lehrſtunden ärmer. — Jenes aber und dieſes ſollte nicht ſeyn: die Vorſehung wollte es nicht, und dieſes Nichtwollen war ihr letzter ſpecieller Wille, das einzige Teſtament, was ſie uns hinterlaſſen hat; dann folgten Geſetze, und die Geſchichte, die wir nicht kennen, füllte, mit ſympathetiſcher Dinte geſchrieben, das erſte noch unenträtſelte Blatt der Weltgeſchichte. — Die Philoſophen, die mit dieſem Blatte experimentiren, um es leſerlich zu machen, habe ich immer bedauert, ſo wie ich neugierige Knaben oft bedauerte, die um eine dicht verſchloſſene Künſtlerbude, aus der Muſik und Tumult erſchallte, umherſchlichen und ſich mühten, ei-

nen Spalt zu entdecken, durch den ſie etwa einen Blick in die Scene werfen möchten. — Aber ich ehre, ja ich theile jene köſtliche Neugier; ich liebe den göttlichen Herder z. B. mehr wie jene ſtolzen Herren, die von ferne ſtehen, ſich behaglich ſchmunzelnd den Bauch ſtreichen und des vermeinten Thoren ſpotten, der das noch anders zu erklauben ſich unterfängt, was die halbe Welt längſt ſchwarz auf weiß hat. — Freilich haben die Herren ihre guten Gründe, denn, abgeſehn davon, daß es nicht Jedermann gegeben worden, des Höchſten Gedanken nachzudenken, ſo läßt ſich nichts gegen das Argument einwenden: daß ein Braten z. B. immer eine gute Gabe bleibt, wenn man gleich nicht ganz genau nachzuweiſen, auf welche Art der Stammvater dieſes Bratens ſeinen erſten Urſprung genommen. — Gewiß iſt aber, daß alles Lebende auf gleiche Weiſe geſchaffen wurde; der erſte Menſch und das Infuſionsgeſchöpf haben ſicher ein und dieſelbe Geneſis; und wenn dieſes keine Rippe zur Anfertigung einer Männin lieferte, ſo durfte ſolches der Menſch ſicher auch nicht. — Wie ſo kindlich ſonderbar klingen doch die Sagen aus der Kinderſtube der Menſchheit. — Gott iſt groß! —

Mußte die Menſchheit abſolut ſo daſtehn, wie ſie heute daſteht? — Nein — und ja — wie man's nimmt. Dem Allgemeinen, d. h. demjenigen, was aus natürlichen Geſetzen beſtimmt hervorging, ließ ſich nicht entgehen; das Einzelne, das Unbeſtimmte, hätte ſich aus denſelben Grundgeſetzen tauſendfältig anders geſtalten können. — Daß die Menſchheit groß wurde, daß ſie ſich in Völker abtheilte und dieſe verſchiedenen Völker verſchiedene Sitten, Religionen, Sprachen, Gebräuche und Regierungsformen bekamen; daß die Fähigkeiten und Anlagen der Gebornen verſchieden und Begabtere über Unbegabtere Herrſchaft des Geiſtes ausübten, daß Städte, Reiche und Nationen in ſich zerfallen und wieder aufblühen konnten; daß Regierungs- und Religionsſyſteme geſchaffen wurden und wieder untergingen, daß die urſprüngliche eingeborne Vernunft von Zeit zu Zeit immer wieder ihre Rechte geltend zu machen ſucht, alles dieſes iſt das Ergebniß unwandelbarer, ich möchte ſagen: kosmiſcher Geſetze, die ſich auf den endgebornen Menſchen unwandelbar geltend machen. Der Menſch hängt an der Erde wie die Blattlaus an ihrem Stengel, mit dem ſie die Farbe ſogar wechſelt. — Wie aber jene Geſetze in Anwendung kamen, daß z. B. jetzt etwa tauſend Millionen

Menſchen auf Erden leben, da doch vielleicht ohne die blutigen Kriege, Seuchen u. ſ. w. noch einmal ſo viel exiſtiren könnten: daß es gerade Chineſen, Perſer, Türken, Griechen, Franzoſen, Deutſche ꝛc. giebt, genau in der Art, wie ſie exiſtiren, mit ihren Regierungs- und Religionsſyſtemen, mit ihren Fakultäten und Gerichtshöfen, mit ihren Scheiks, Mandarins, Bonzen und Prieſtern, mit ihren Tribunälen und Stadtzimmern, Scharfrichtern und Rezenſenten, alles in vorliegender Art und Form, das iſt nicht das Ergebniß einer ſpeciellen Abſicht, ſondern ſich frei verknüpfender Umſtände, was ſchon daraus hervorgeht, daß dieſe Zuſtände an gewiſſe Völker und Zeiten gebunden ſind und vergehen und wieder auftauchen können. — Man betrachte zwei geübte Spieler am Schachbret: nicht wahr, ſie ſpielen mit Geſchick, mit Ueberlegung, jeder Zug iſt das Werk der höchſten Intelligenz, und dennoch — man laſſe ſie einmal das Spiel von heute morgen noch einmal genau copiren; — vergebens! — hier wie dort waltet die Freiheit der Umſtände im Conflikt mit der Freiheit, der Wahl und die daraus hervorgehende immenſe Mannigfaltigkeit der Conſequenzen, die außer menſchlicher Berechnung liegen. — Unter andern Umſtänden hätten z. E. Deutſche Eng-

länder, diese jene, oder beide zwei Nationen werden können, von denen heute keine existirt. —

Es liegt nahe, die Bemerkung einzulegen, daß das Klima — welches doch von der Vorsehung also, wie es ist, geschaffen wurde — auf den Zustand der Völker einwirke, und die Eigenthümlichkeiten der unter ihrem Einflusse Lebenden hervorriefe. Doch opponirt die Erfahrung gegen unbedingtes Zugeständniß, und nur in einzelnen unbeträchtlichen Nebendingen kann man darin beipflichten. — Des menschlichen Geistes einstmaliges Prunkgemach z. B. — das Land der Griechen, obgleich noch dieselbe Sonne es bestrahlt, derselbe alte Himmel auf ihn hernieder lacht und kühlende Gebirgslüfte es befächeln, ist dennoch zum menschlichen Schmutzwinkel herabgesunken; in Pästum — früher jenem Volke angehörig — blühen Disteln statt Rosen; die Begierde nach Weisheit hat der schmutzigsten Geldgier Raum gemacht, und wo einst der Fuß göttlicher Weisen wandelte, da schleicht jetzt vielleicht ein zerlumpter Bettler einher, der Platos ganze Weisheit, wenn er sie in Händen und nicht im Kopfe hätte, um eine Datel wegschlüge. — Dasselbe gilt von Rom, wo es gewiß die unwandelbare Sonne nicht war, wodurch einst der erstaunlichste Heroismus und

dann allmählig wieder die ſklaviſchſte Indolenz ausgebrütet wurde. Sie war es nicht, die Wunder der Baukunſt in nie geſehener Pracht aufführen ließ, um ſie dann wieder zu Trümmern zu ſcheinen. — Waren es etwa die Gebirge einſt, die dem männlichen Schotten die Modeſten vorenthielten in dem rauhen Klima? — was hat die Unvergänglichen denn bewogen, von ihrem Eigenſinn möglichſt abzulaſſen? — — Kleinliche Zuſammenſtellung! — nicht wahr? — Ich entgegne: es giebt unter einem gewiſſen Geſichtspunkte nichts Kleines; nur Kleinſcheinendes geringſchätzen, iſt klein; ein einziges Sandkorn vermag unter Umſtänden mehr Einfluß zu üben, als der Chimboraſſo, und wenn es etwa einen einäugigen Feldherrn im kritiſchen Moment ins Auge trifft, ſo dürfte es das Schickſal ganzer Völker entſcheiden. — Was wollen wir uns unterfangen, von Kleinem und Großen zu reden, wenn es ſich um Conſequenzen handelt! —

Die Vorſehung hat nur ein Ziel aber tauſend Wege. Sie gab der Menſchheit nur ein Licht; das ſtellt dieſe nun unter einen Scheffel und würgt ſich im Dunkeln. — Wollte die Vorſehung das? — Sie will nichts, als daß ihre Geſetze aufrecht erhalten werden, und dazu bedarf es keines Willens;

denn ſie zu umgehen iſt eben ſo unmöglich, als wie daß Sonne und Mond einmal heimlich davon gehen und uns im Stich laſſen. — Was will man von der Vorſehung? — Sie ſoll die Menſchheit glücklich machen? — wodurch? — durch Gewalt? — giebt es denn ein gewaltſames Glück? — Wenn mich ein Vogel um ſeine Freiheit bittet, iſt es nicht genug, daß ich ihm ſeinen Käfig öffne? — So Jemand klagt, er könne im Dunkeln nichts finden, iſts nicht genug, daß man ihm zwei Augen, ein Licht und Zündzeug gebe: und iſts nicht ſeine Schuld, wenn er das Licht nicht zündet, ſondern viel lieber ſein Gut beim Schimmer eines Stückchen faulen Glimmholzes vergeblich ſucht? — Wir werben Alle um Glück, Menſchen und Völker; aber wie eine Phantasmagorie, wie eine Fata-Morgana, eine Lügengeſtalt, ſchwebt es meiſt vor unſern Augen in der thörenden Beleuchtung. Wiſchwamitra faßt nach einer Kuh, wie der Gallier nach geſetzloſer Freiheit, nach Willkühr. Der Bramine faſet ſich mit Kuhmiſt, der Türke frißt Opium, der Nordländer berauſcht ſich in Fuſel und Dummheit; der Eine ergeißelt ſich ſein Glück, der Andere erſchachert es; dieſer findet es mit Lorbeern geſchmückt auf der Schüſſel, jener auf dem Schlachtfelde. Dieſer ſucht

es im Werden, jener im Lebendigmachen und sollten auch beide darüber zu Krüppeln werden. — Welch eine Glücksjägerei! — Und dieser Glücks-Jammer im Großen und im Kleinen wäre das spezielle Werk der Vorsehung? — Wie, sie wäre es, die jene 40 Millionen Indianer durch spanische Barbaren hatte erwürgen lassen? — sie hätte Alexanders, Xerres und Napoleons Heere errichtet? — Sie hätte dem Würgengel Ibrahim Pascha das zweischneidige Schwerdt in die Hand gegeben? — sie hätte einst Jerusalems Mauern über die unglücklichen Juden zusammengestürzt, und sich schon viele Jahre lang vorher auf dieses kommende Schauspiel gefreut! — sie hätte in unsern Tagen Don Carlos durch Frankreich geschmuggelt und an die Schlachtbank geführt, auf der die Leichname hülfloser Völker zucken? — auf ihr Geheiß risse man im Orient menschliche Zungen und stäche Augen aus? — schnitte Nasen und Ohren ab, präparirte Mörtel aus lebenden Menschen und ungelöschtem Kalk und überkleidete den Sitz eines Richterstuhls mit der noch zukkenden Haut eines bestechlichen Richters? — Ei so gebt doch! — das kann nur eine Närrin wie Ladi Stanhope meinen, die auf dem Libanon bei contemplativen Leben Taback schmaucht, in den Ster-

nen ließ, als sey der Himmel ein Katechismus, und der beiden milchweißen Maulthiere pflegt, auf denen sie an der Seite des kommenden Messias in das neue Jerusalem einzuziehn gedenkt. *)

Wie, der Mensch wäre also eine Pflanze, die je nach dem Einfluß der Gestirne entweder Gift- oder Balsam-Früchte erzeugte! — Nein! und wenn auch gleichwohl auf der ganzen Erde Zwietracht war und ist unter Zweien und Tausenden, so kann und will ich dennoch, trotz dieser Universalerscheinung, nicht an ein absolutes Naturgesetz, das solche zur Nothwendigkeit macht, glauben, sondern sie zu den Mängeln schlagen, die im Einzelnen und im Ganzen aus dem unvollendeten Bewußtseyn und daraus entstehender Willkühr resultiren.

Ein Wort ist es, das jene feststehenden Gesetze, nach denen sich eine Weltgeschichte, gleichviel wie, entwickeln mußte, wie eine Hülse umgiebt, und eigentlich selber ein Gesetz ist. — Dieses Wort heißt Quantität, denn mit dem Gesetze der unbeschränkten Vermehrung war der Keim zu einer Weltgeschichte gelegt. — Dieser Satz ist empirischer Natur, zieht aber noch zur Verstärkung die Nebenbedingung

*) Siehe Lamartines Reisen in den Orient, 18ten Band.

zu ſich heran, daß jenes in der Quantität wirkſame Geſetz um ſo eher zur Erſcheinung kommt, auf je engerm Raum — das Minimum jedoch nicht zur Ungebühr überſchreitend — eine große Anzahl Menſchen zuſammengedrängt lebt. — Die nächſte Folge dieſer beiden Umſtände iſt Civiliſation im allgemeinen Sinne des Worts; daß dieſe nun unter ſolchen Umſtänden auch am erſten zu Individualität in ſittlicher Beziehung überſchlägt, kann die Richtung jener Behauptung nicht aufheben; auch möchten andere, auf das Glück überhaupt ſtörend einwirkende Einflüſſe, die hier zugleich nothwendig mit begünſtigt werden und wirkſamer auftreten müſſen, die eigentliche Schuld davon tragen. — Schon im Bilde einer großen Stadt bemerken wir den Einfluß jenes Geſetzes, das ſeinen natürlichen Grund findet in dem mannigfachen Austauſch der Ideen, gleichſam in dem Reiben der Geiſter an einander zu Funken; in dem Anhäufen von geiſtigen und irdiſchen Reichthümern; in der Concurrenz, und in der möglich gewordenen Beiſteuer Vieler zu einem Zwecke in Kunſt und Wiſſenſchaft. — Man verbreite morgen die Bevölkerung Londons auf den Flächenraum Rußlands ohne Centralpunkt, ohne Eiſenbahnen auch, und nach einigen hundert Jahren würden die jetzt

ſo magnifiquen Almacks aufgelöſt ſeyn in dürftige Kneipenſcenen, wo man in Bären- oder Schafspelze gehüllt bei dürftigen Thranlampen um Krüge voll Whysky hockte. — Gerade in dem Zuſammenrücken der Völker — (um Beiläufiges zu berühren) — beſteht die unzuberechnende Wichtigkeit der Eiſenbahnen; was Maulwürfe freilich noch immer nicht begreifen können. — — So fand man bei den großen Nationen Mexico und Peru, obgleich ihnen eigentlich keine beſſern Hülfsquellen zu Gebote ſtanden, als anderen kleineren Nationen des amerikaniſchen Continents — einen nicht unbedeutenden Grad von Civiliſation, von dem es unbekannt iſt, wie hoch er noch hätte ſteigen können, wenn die Natur ihnen Zeit und Eiſen geſchenkt hätte. — Darum findet man alle iſolirten Inſulaner der Südſee'n auf einer mehr oder minder tiefen Stufe der Bildung, und ſie allein ſind es, die uns ein ziemlich anſchauliches Bild von der Perſönlichkeit der erſten Menſchen geben können. — Die Helgolander werden ſchwerlich je ein Meerbeherrſchendes Volk werden, und die Peſcherähs nimmer einen Plato unter ſich erweckt ſehen. — Ein in ſich abgeſchloſſenes Volk überhaupt, und ſey es ſo groß wie das Chineſiſche, bleibt lange auf der Fibelbank, und wenn es dort artig und zu-

frieden iſt, ſo mag es; von dem groben, unfreundlichen, eigenſinnigen Chineſiſchen weiß ich aber nicht, ob es die Ruthe verdient oder ob man die naſeklugs Range loben ſoll, die nichts von unſerer Superklugheit, Superdummheit und von unſern Superlaſtern profitiren will.

Dieſem erſten in der Menſchheit wirkſamen Geſetze, daß nach Proportion der Umſtände in Activität tritt, und das ich das Aeußere nennen möchte, hat die ordnende Schöpfung ein zweites inneres Geſetz beigefügt, das jenem erſtern als Leitendes, Modificirendes, Bildendes, ſozuſagen als Beſeelendes dient; das demjenigen, was jenes ſchafft, der Civiliſation, ein Gepräge giebt. — Es iſt dieſes die, jedem geiſtig geſund gebornen Menſchen angeſchaffene Prädiſpoſition für Gotterkenntniß; die freilich bei jetzt beſtehenden Zuſtänden in einem großen Theil der Menſchen leider nicht viel über mechaniſche Anerkennung eines höchſten Weſens herausgebildet wird. — Abgeſehen hiervon haben wir bemerkt, daß die Erkenntniß Gottes vermöge unſerer Unzulänglichkeit nur bis zu einem gewiſſen, nicht ſehr hohen, jedoch für menſchliche Zwecke ausreichendem Grade, gedeihen kann. — Beides würde jedoch ganz ohne Ausbildung und mithin auch ohne Einfluß auf Völker-

ſchickſal geblieben ſeyn, wenn ihnen nicht ein dienſtbarer Geiſt beigegeben worden, der, ein unermüdeter Ueber- und Zwiſchenträger, ein Ideen- und Gedanken-Mäkler, ein Schulmeiſter, ein Richter, Zankteufel und Friedensengel, Tröſter und Peiniger, Verräther und Freund, kurz Alles in Allem, nicht ruht und raſtet, an dem Menſchen zu bauen, zu beſſern und zu verſchlimmern. Es iſt dieſes der Geiſt der Sprache; ein Allerwelts-Geiſt, ohne den wir eine gar poſſirliche Gattung Orangutangs bilden müßten. — Er iſt es, der für jede vorhandene oder erfundene Sache ein eigenes Separat-Körperchen liefert, an dem der menſchliche Geiſt, der nun einmal in keiner Art ohne eine materielle Handhabe etwas wirken kann — ſeine Erinnerungen und ſeine kleinen Schöpfungen knüpft; die er austheilt als Keep sa tre, dafür Gleiches empfängt, wegwirft, behält, verändert, modificirt, hinzuſchafft, wieder fortgiebt, und was weiß ichs! — Kurz die Worte ſind da und bilden ein nothwendiges Gehäuſe für ſonſt ſchwer oder gar nicht zu erfaſſende und transportable Dinge, für Vorſtellungen, Begriffe, Urtheile und Schlüſſe, und es wird Niemand in Abrede ſtellen, daß ohne das Geſchenk der Sprache das Geſchenk des göttlichen Keimes in uns ein ver-

gebliches geweſen wäre und zwar weil die Bedingung der Befruchtung dieſes Keimes nur mittelſt jenes Ueberträgers möglich wird. Auch dieſe Fähigkeit: zu ſprechen, nenne ich ein Geſetz dem ſich kein Völkchen, und ſei es noch ſo klein, ganz entzieht, mit der Größe eines Volkes aber und mit ſeiner Civiliſation tritt dieſes Geſetz in immer größere Anwendung und ſie wird die Mutter der Weltgeſchichte. — Daß ſie es indeß nicht allein iſt, die ein Volk zu einem geſchichtlichen Volke macht — als worauf ſich doch die Idee einer großen Providenz vorzüglich ſtützt — beweiſt die Unzahl kleiner Völkerſchaften in allen Winkeln der Erde, die zwar eine Sprache aber keine Geſchichte haben; ungeſchichtliche Völker aber haben eine arme Sprache, dahingegen geſchichtliche eine reiche haben. Dieſe reiche Sprache, die allem Großen und Kleinen, Tugend und Laſter, Sinn und Unſinn dienſtbar iſt, mußte es ja doch auch vor allen den großen geſetzlichen Abſichten ſeyn, Völker unter jenen Geſetzen entſprechenden Umſtänden zu einer Civiliſation zu führen, wie wir ſie ſeit Jahrtauſenden unter allerlei Volk, in allerlei Geſtalten bis zur Gegenwart unter uns ſelber zur Erſcheinung kommen ſehen. —

Noch ein viertes Urgeſetz, ein allgemeines, auch in der Körperwelt dominirendes, tritt zu jenen endlich heran: es iſt ſolches das Geſetz der unbegrenzten Mannigfaltigkeit; ein Geſetz, das ſich vom winzigen Halme bis zum rieſenhaften Weltenkörper, in allen Formen, auch beim Menſchen, ſeinem Aeußern und Innern nach, geltend macht. Wir ſehen es, alle Progreſſionen durchſchreitend, auch bei Völkern in Anwendung treten, und trotz aller Conformität der Geſammtmenſchheit dieſe doch wieder in Volkergattungen und Untergattungen eintheilen, bis zur Familie, ja bis zum Innern des Individuums herab, denn ſchon mehr als Einer klagte, daß zwei verſchiedene Weſen in ihm wirkſam ſeyen. — Ueberall aber ſtößt man bei der Critik ſolcher Erſcheinungen auf Geſetze, die, je nach dem Conflikt, worin ſie zu einander treten, dieſe oder jene Erſcheinung zu Wege bringen. In dieſem allgemeinen Geſetze der Mannigfaltigkeit tritt ein ſubordinirtes Geſetz auf, vermöge welchem von Zeit zu Zeit in der Menſchenfamilie außerordentlich begabte Männer geboren werden, die, mit vorzüglicher Geiſteskraft ausgerüſtet — mit einem Genius beſchenkt — ſich über das Gros der Menſchheit ſtellen, das vorhandene Große ergreifend, ſelbſtſchöpferiſch hinzuthun, und alſo auf

die Fortbildung eines großen Theils der Menſchengeſellſchaft einen außerordentlichen Einfluß üben.

Dieſe vier Geſetze: concentrirte Quantität, Gottvrädiſpoſition und Sprache, Mannigfaltigkeit und Genius-Erweckung, bilden vereinigt die Grundwurzel der großen Providenz, aus der eine Weltgeſchichte, gleichviel wie und welche, nothwendig hervorgehn mußte, ſobald der Menſch Menſch wurde, d. h. ſobald ein Geſchöpf ſeiner Art ſprach- und bewußtſeynfähig wurde. — Die Genius-Erweckung, die ich auch unter gewiſſen Bedingungen Offenbarung nennen möchte, d. h. mit den Worten Herders, wenn er ſpricht: „Offenbarung geht durch alle Zeiten; jede Zeit enthüllt und offenbart. Die Zeit Chriſti, eine große Offenbarerin hat ihr Amt verrichtet; enthüllend geht ihr Werk fort; wer eine Wahrheit hell ans Licht ſtellt, der offenbart.“ — Die Erfüllung dieſes Geſetzes iſt es, wodurch die andern erſt recht lebendig werden und hier- oder dorthin hinauswirken. — Mit Recht könnte man fragen, warum doch in ſo manchen Nationen, größern und kleinern, dieſes Geſetz nicht in Anwendung getreten und die Civiliſation darum auf einer ſo niedern Stufe ſtehn geblieben? — worauf ich erwiedere, daß dieſer Erſcheinung eine pſychologiſche,

tief begründete Einſchränkung, doppelter Natur zum Grunde liegt. — Die Natur iſt mit Geſchenken der Art ſparſam, giebt ſie nie plötzlich, ſondern, ich möchte, um bildlich zu reden, ſagen: es ginge in einem Volke ein langer geiſtiger Gährungsprozeß vor, ehe endlich aus ſolcher Fermentation an einem Orte, wo eben Niemand hinſieht, das Donne de dieu allmälig unſcheinbar hervortritt. — Wenn nun aber gleichwohl hervorgetreten, ſo unterliegt ein ſolches Weſen nicht nur ſehr leicht phyſiſch ſeiner Bürde, ſondern das Pſychiſche bedarf auch, nach früherer Deduction, einer neuen Befruchtung, einer neuen Zeugung, einer neuen Schöpfung, desgleichen er außer ſich, nicht vergeblich ſuchen darf, mehrentheils ihm entgegen kommen muß. Auf einer je höhern Stufe der Bildung ſolcher Menſch nun ſein Volk, unter dem er erſcheint, vorfindet, eine um deſto höhere Fähigkeit bedarf es ſeinerſeits die Blicke auf ſich zu lenken, den nothwendigen Ruhm und Ruf zu erlangen, Neid, Mißgunſt und Bosheit zu entkräften, ja wohl gar — und darnach zu ſtreben heiſcht ſeine Pflicht — der Vernichtung zu entgehen, ehe er ſeine Miſſion vollbracht. — Wie viele Bedingungen alſo ſollen vor und nach der Geburt erfüllt werden, ehe ein ſolches Werkzeug der Provi-

denz vollendet daſteht. Und dennoch bleibt an einem ſolchen immer noch ein gut Theil Menſch: Fehl, Irrthum, und im glücklichſten Falle ſelbſt Mißverſtändniß, ſogar von Seiten der Freunde; Verfälſchung durch Nachtreter und eine Diſtelerndte endlich, wo er Weizen geſäet zu haben glaubte.

Schon der Mythos, dieſe dem Blicke entzogene Wurzel der Geſchichte, deutet auf Erſcheinungen der Art hin. Dieſe Wurzel mußte mit der Sprache entſtehn; ſo wie die Geſchichte ſelber, mit der Schrift, an der Grenzſcheide thörend in einander verwachſen und von der Phantaſie aufgeſchmückt wie es tändelnden Kindern ziemt. — Die Idee eines nothwendigen erſten Urſprungs und einer continuirten Abhängigkeit von einem unbekannten Weſen, frühe geahnt, wurde von begabten Männern klar erkannt; d. h. klar als einfach Seyendes, unklar aber blieb bis heute die Idee des eigentlichen Weſens jenes Seyenden und man begann, um ſich ſelber und der Umgebung zu Hülfe zu kommen das einfache Seyn willkührlich auszuſchmücken, Bedingungen der Verehrung als Pflichten daran zu knüpfen und Alles als einen Kanon der Nachwelt zu überliefern. — Das Feſthalten an dergleichen Gegebenem in allen

Ländern und bei allem Volk, ja das Vertauſchen ſelbſt, iſt ein Zeichen der angeborenen Sehnſucht im Menſchen zur Vereinigung mit Gott, und es iſt eine auffallende, tiefſinnige Wahrheit daß bei allen Naturgeſetzen aus einem und demſelben, je nach deſſen Anwendung, Fluch oder Segen hervorgehen kann. — So iſt ſelbſt das Gift bei aller Verderblichkeit doch auch zugleich ein Heilmittel. — Was wollte nun die Vorſehung uranfänglich mit jener Gottprädiſpoſition im Menſchen? — wollte ſie den Irrthum, das Elend, den Jammer und die Thorheit? — und wenn dieſes alles als ein ungeheurer chemiſcher Prozeß für die Herausbildung einer Civiliſation nothwendig: — wollte ſie überhaupt Civiliſation? — — oder hätte Rouſſeau vielleicht recht verſtanden, — und ſtände es beſſer um uns, wenn wir in dem Urzuſtande verblieben wären, ja wohl gar in den Wäldern auf allen Vieren umherliefen, als wozu Voltaire, uneingedenk ſeines Kaffeetopfes, ſchon Luſt in ſich zu verſpüren verſicherte, als er jenes Philoſophen „sur l'inégalité parmi les hommes" geleſen? — — Nein ich kann nicht glauben, daß die Vorſehung eine allgemeine Fähigkeit geſchaffen hat, ohne die Abſicht, daß ſolche auch zur Ausbildung gedeihen ſollte. — Man nenne aber nicht etwa Jemand tod ſchla-

gen oder vergiften auch eine Fähigkeit; dergleichen gehört in die allgemeine Fähigkeit, etwas zu wollen; über die Affecte aber, die man hier auch allenfalls herbeiziehen könnte, habe ich früherhin schon geredet; dergleichen bezieht sich mehr aufs Besondere und gehört in die Lehre von der Willensfreiheit. — Jene Fähigkeit der Civilisation ist eine allgemeine, und es wäre sonderbar, wenn ein Irokese, von Mutterbrust weggenommen, nicht sollte zum Doctor irgend einer Fakultät können herausgebildet werden, so Jemand die Verantwortung auf sich nehmen wollte.

Nur vereinzelt kann eine Civilisation als aus sich selber entstanden nicht wohl gedacht werden, und kam sie auch, diesem entsprechend, erst allmählig, bei vermehrter Population und unter dem Einflusse festgestellter Religionssysteme in Ausübung. — Die Grade und Gattungen waren seit je so verschieden und mannigfaltig, als es Religionen und Völker waren, und selbst bei der Conformität der christlichen oder mahomedanischen Religion sehen wir die verschiedensten Grade der Civilisation, vor allen in Rücksicht der Humanität, — ein erstes und unerläßliches Aggregat, — vor uns. — Im Einverständniß mit jenem Gesetze der universellen Mannigfaltigkeit wären auch die unterabgetheilten Gesetze für

beſtehende Erſcheinungen leicht aufzufinden, doch abſtrahiren wir für dieſesmal davon.

Daß die jetzt beſtehende Civiliſation ſo wenig wie irgend eine vorzeitliche, — ſelbſt die vielgeprieſene griechiſche nicht ausgenommen — als Ideal einer Civiliſation gelten kann, wird Jeder leicht eingeſtehn, und ſicher geht es einem Volke wie dem Individuum, das, je weiſer es wird, mehr und klarer ſeine Fehlbarkeit und Unvollkommenheit einſieht. Eben ein Weiſer findet darin einen Grund, vom Bau an ſeiner Vollendung nicht abzulaſſen, denn eben dieſer Bau iſt die Ausübung der Weisheit. Auch ſehen wir eben jetzt die Völker unabläſſig bauen und beſſern an ihrem Staats- und Sittengebäude, und wenn man beim Ueberblick des großen Bauplatzes gleichwohl auf eingeſchwärzte Klöſter träfe, ſo ſoll uns das nicht kümmern, es hält kein Mörtel des neunzehnten Jahrhunderts mehr in Kloſtermauern. Die Welt wird alt und wieder jung. —

Die Vorſehung, behaupte ich, ordnet und regiert nur nach Geſetzen. — Nach ſolchem einen und demſelben Geſetze hätten denn nun wir Deutſchen z. B. zu hundert, ja zu tauſend von unſerm jetzigen Zuſtande verſchiedenen Völkern herausgebildet werden können, und es iſt mehr als Traum, daß, wie heute

von dem Deutſchen vor tauſend Jahren, ſo über tauſend Jahren von dem Deutſchen von heute vielleicht nichts mehr als der Name übrig ſeyn wird. — Wie, in welcher Art, wozu ſich die Nation herausbildet, das liegt außer aller Berechnung; die Geſetze aber, die es bewirken, ſind die alten, ewigen. Die Geſetze des Ueberſchlagens, des Wendepunktes; jene Geſetze, denen Völker und Städte, Aegyptier, Griechen, Römer und Juden; Carthago, Athen, Jeruſalem, Tyrus, Troya, Syrakus und Rom, die jetzige Tapete auf der verkehrten Seite — erlagen. — Mit den Völkern gehen auch gewöhnlich die Denkmäler ihrer Größe, ihre Städte, zu Trümmern. — Es iſt ein Zeitpunkt — freilich von großer Dimenſion — da eine Seuche unter den prächtigen Steinhaufen umgeht, eine Cholera, der die kräftigſten Naturen zuerſt erliegen. — Da kriecht nun ein Gewürm auf den Leichnamen umher, baut ſich Zellen in den Trümmern wie die Horniſſe; kerjohlt ſeinen Herrgott ums liebe Brod Sachen vor, die es nicht verſteht, und — nicht wahr, das iſt doch gewiß kein Fortſchritt in der Civiliſation zu nennen? — Wie man's nimmt. — Große Häuſer und große Fäuſte machen ein Volk noch nicht glücklich. — Todtſchlägerei im Großen und Kleinen iſt immer geweſen;

Scävola's, Mutiusse und Alcibiadesse giebt's auch heute noch im faſt buchſtäblichen Sinne des Worts, wenn auch aus anderen Motiven; warf ſich doch unlängſt ein lebensſatter Franzoſe vor das Rad eines ſchwer daher rollenden Wagens, indeß ein anderer, um ſich auf eine originelle Weiſe zu tödten, Feuer auf ſeiner Bruſt anlegte. Schade, daß der Römer keine langweilige Romane ſchrieb, man könnte die Paralelle noch weiter ausdehnen. — Nun, was iſt denn am Ende noch für ein bedeutender Unterſchied zwiſchen einer großartigen Narrheit und einer kleinlichen! — jene verdient etwa einige größere Schellen an ihre Kappe. Heutiges Tages ziehen die Feldherrn ſo leichten Kaufs nicht wieder ab. — Auch jene großartigen Volker hatten ihre Fieschi's, wenn man nachſähe, vielleicht ſogar ihre Nina Laſſon dazu; jeder Wallfiſch hat ſogar ſeine Laus, ſagt Göthe; und jeder Schriftſteller ſeinen biſſigen Recenſenten. — Die Gelehrten, die weiſe ſein wollten, lagen ſich zu allen Zeiten in den Haaren und die Wahrheit mußte mehr als einmal gewaltſam in das Gras beißen. — Wir ſind kleiner geworden, ſagt man: — ich glaube es nicht, und meine, wir ſehen die Welt durch eine Alte-Frauen-Brille an. — Ungeſchlachte Recken ſoll es freilich gegeben haben, ob

gleich meines Wiſſens die ägyptiſchen Mumien, die auf uns, und ſeiner Zeit bis in unſere Medicinflaſchen gekommen, nicht ſonderlich davon reden. — Ich meine, der ruſſiſche Regiments-Tambour von Kaliſch, deſſen Handſchuh als gewöhnliche Grenadiermütze dienen konnte, dürfte auch ein Wort mitreden. — In Bosheit, Unmenſchlichkeit, viehiſchen Laſtern, Tyranneien und Wahrſagen that man es uns zuvor; man thürmte in tollem Uebermuthe ungeheure Steinmaſſen auf einander, die dem Herrſcher meiſt nichts koſteten, als ein Machtwort, eine Tyrannei. — Ich geſtehe, die Größe nicht abſehen zu können; — ſollte ich kurzſichtig ſein? — Daß es weiſe Männer gab, Philoſophen, Dichter, die unſterbliche Werke hinterließen! — die neueſte Zeit dürfte mit ihnen in die Schranken treten. — Daß es einige weiſe Könige gab, die zugleich ſchöne Lieder dichteten! — Vergeſſen wir nicht, daß alle ihre Weisheit zuletzt betteln ging, daß ſie zur unſinnigſten Thorheit umſchlug, und ſelbſt bei guten Tagen ſchon nicht vor der ſchmutzigſten Sinnlichkeit bewahren konnte. — Es iſt wahr, wir haben keine Könige, die gute Dichter ſind, wir haben aber etliche — und das iſt beſſer — die gute Fürſten ſind. — Ein Rebsweib iſt unſerm geſunden Sinne ſchon zu viel,

und ein Salomo ſähe ſich heute ſicher genöthigt, ſeine Liebeslieder privatim in Paris zu ſingen, wie Heine, und wenn er gleich Klagelieder hinzuthäte, ſo ließe man ſich ſchwerlich davon bethören; Carl v. Br. kann's bezeugen.

Von den Helden und Heldenthaten jener Zeit ſchweige man vollends. Wehe, wer im Todtſchlagen ſeine Größe ſucht, ich meine, er kann ſie vor Gott nie finden. — Das iſt die ſchändliche Thorheit, die ſich wie eine ewige Krankheit forterbt. — Wahres Recht und gute Geſetze ſind eine Wohlthat. Möchten wir unſern Nachkommen dieſe nur, und jene nicht teſtiren. — Fort mit der falſchen Anſicht, als könne die Providenz alles das ſpeciell gewollt haben, was die Menſchheit ſeit je an Greueln begangen. — Sie wäre ein Freibrief für alle Launen eines kommenden Tyrannen und heiligte die blutbeſprützten Wege, die zu mehr als einem Golgatha der Menſchheit führten. — Aber — wie, ſo hätte die Vorſehung auch nicht gewollt, daß ein Marc-Aurel, ein Titus, Heinrich der vierte und Joſeph der zweite das waren, was ſie geweſen ſind? — Ich wiederhole es, ſie will nichts Specielles; jene Fürſten hatten die Freiheit, gerade das Gegentheil zu werden von dem, was ſie waren. — Wir wollen anneh-

men, daß das Geſetz der Mannigfaltigkeit bei ihnen geiſtig in Anwendung gekommen; daß die bildende Natur, nach ihrer Weiſe der Vertheilung, ſie mit vorzüglicher Anlage zu edlen Charakteren ausgerüſtet, und ihr — der Fürſten — Verdienſt darum nicht ſo groß war, als man es anſchlägt, ſo ſoll man doch den Glauben toleriren, ihr Edelmuth ſei eigenes Verdienſt, und den Glauben feſtſtellen: es könne und ſolle jeder Fürſt nach ſolchem Verdienſt ſtreben, auch ſei es möglich, ſolches bei redlichem Willen zu erlangen; und wenn auch jede Zeit und jedes Volk gleichwohl andere Bedürfniſſe hat, ſo ſtehen Charaktere, wie jene, doch für immer als allgemeingültige Muſter da. — Die Vorſehung wollte freilich nicht ſpeciell, daß jene Männer gerade das wurden, was ſie in ihrer Art waren; d. h. ſie wurden nicht wie Automate dazu gezwungen; ſondern die Vorſehung ſchenkte allen Menſchen eine Anlage zur Vernunft, die, herausgebildet, ihrem Träger lehrt, in jedem Stande, worin er auch leben möge, ein Menſchenfreund, gerecht, gütig und nach Möglichkeit weiſe zu ſeyn. Dieſer Stimme — müſſen wir annehmen — gehorchten jene guten Fürſten, die auch Menſchen waren, in einem vorzüglichen Grade; andere Boshafte thaten es nicht, und nach

dieſer Definition wollte die Vorſehung nicht allein, daß jene, ſondern daß alle Fürſten, ja, daß alle Menſchen gut und edel ſeyn ſollten.

So wie das Bewußtſeyn im Allgemeinen den Menſchen zu ſeiner Veredlung befähigt, ſo iſt es die Erkenntniß der, auch in der Menſchheit waltenden Naturgeſetze insbeſondere, die dem Menſchen dazu Veranlaſſung und Anleitung geben können und ſollen. Jenes Geſetz der Mannigfaltigkeit z. B. lehrt uns, daß, wie das Körperliche, ſo auch der Geiſt des Menſchen, mit ganz verſchiedenen Anlagen geboren wird. Die Welt und die Menſchheit in ihr iſt alt genug geworden, um durch Erfahrung zu wiſſen, welche Anlagen man zu fördern, welche man zu hindern habe. Schon die Ueberzeugung, daß die Natur auf ſolche Weiſe vertheilt, muß uns nothwendig aufmerkſam auf uns ſelber machen, um zu erfahren, was in dieſer Beziehung mit uns oder den unſerer Obhut anbefohlnen geſchehen, auf daß man Maßregeln im Sinne des Guten und Edlen ergreife das Gegebene zu ordnen zu einer den Regeln der Vernunft möglichſt entſprechenden, gottwürdigen, menſchlich-geiſtigen Schöpfung. — Dieſes, allgemein gethan, erzeugt eine Gattung, die generirend nach und nach immer mehr und mehr

zum Guten inclinirt. Tritt ein homogenes Religionssystem und eine eben solche Legislation hinzu, dann zieht man die Natur zuletzt selber mit ins Complott, und leichter und leichter immer wird es also, die mannigfaltigen Anlagen der Menschen in ein als recht erkanntes Geleis zu führen, ohne doch die Mannigfaltigkeit, die zu unserer Wohlfahrt, zur Vermeidung der Verflachung, der Einförmigkeit und des Fortschrittes selber, nothwendig ist und bleibt, ganz aufzuheben. — Die Providenz hat ihrer Menschheit in weitgedehnten gesetzlichen Schranken überall, körperlich und geistig, nur einen Kreis von Möglichkeiten eröffnet, die Vernunft an das Steuer gestellt und darauf die Realisation dieser Möglichkeiten unserem freien Willen anheim gestellt. — Bis über die Atmosphäre hinaus dringt kein Aeronaut, bis zum Kern der Erde kein Bergmann, an die Pole kein Schiffer; den Tod bezwingt kein Arzt, den Haushalt der Sterne enträthselt kein Nohr ꝛc., innerhalb dieser Grenzen aber mag der Scharfsinn walten und vordringen, so weit er immer kann. So wird auch kein Mensch ein Engelideal, die Erde kein Himmel, die Fürsten keine Götter; aber dahin soll man streben, gleich als könnte es erreicht werden, das Gesetz spricht dann

früh genug: nicht weiter, doch ſoll man es überhören. — Das menſchlich Möglichſte laſſet uns thun, wenigſtens verſuchen, und den Verſuch nicht aufgeben. Die Vorzeit ſoll uns mehr Warnung, die Zukunft mehr Hoffnung ſeyn; laſſet uns beim Rückblick nicht eigenſinnig ſeyn, wir bekommen ſonſt die Ruthe. — Die Providenz hat nur einen erſten und einen letzten Zweck mit dem Menſchen und mit der Menſchheit; der Körper dieſer Zwecke heißt: geboren werden und ſterben; den Geiſt kennen wir nicht; auch ſollten wir ihn nicht kennen, weil die Kenntniß davon dem, was dazwiſchen liegt, dem Leben, ſein Intereſſe raubt; wem der Tod zu intereſſant dünkt, wird ein Selbſtmörder. — Die Vorſehung, obgleich ſie ſich in die freie Waltung ihrer Menſchen keine willkührlichen Eingriffe erlaubt, wacht dennoch über die Stabilität der beſchränkenden und der fördernden Geſetze und eben dieſe Geſetze ſind die Vorſehung; gleich dahinter geht der Menſch an und jene Geſetze ſind gleichſam der Stamm, auf den er das Reis ſeines Willens pfropfen ſoll, wenn er anders edle Früchte zu tragen hoffen will. —

Alle, auch die auffallendſten ſocialen Erſcheinungen wurzeln in feſtſtehenden Geſetzen, und es

giebt keine wunderbare Erſcheinung, der nicht ſogleich eine ähnliche, das Wunder entkräftende, wie die egyptiſchen Zauberer dem Moſes, zur Seite ſtände. — Man macht die bis zu uns hereinragende, trotz alles Jammers fortbeſtehende Nationalität der Juden als etwas dergleichen geltend; unglücklicherweiſe aber ſteht dem geheiligten Volke das Nichtgeheiligte der Zigeuner gleich zur Seite, die, ohne Moſes und die Propheten zu haben, jenen doch in nichts nachgeben. — Jeder Gottglaube hält ein Volk zuſammen, ja eine einzige geheiligte Formel iſt, wie uns Beweiſe davon vorliegen, ſchon dazu im Stande. —

Wer etwas von der Vorſehung begehrt, der kehre zu allererſt bei ſich ſelber ein, denn Gott iſt immer zu Hauſe. Er klopfe alle Kräfte aus dem Schlummer und ſperre die Schwächen ein. Er hoffe, denn die Hoffnung iſt der alleinſeligmachende Glaube; doch ſenke er prüfend das Blei, ehe er den Anker auswirft. — — Und wenn ſich nun kein Ankergrund findet? — In uns ſelber iſt immer Ankergrund, d. h. in Gott, und ſelbſt der Tod kann ihn dem Redlichen nicht rauben. — Gott iſt uns immer nahe, nicht mit einer Hand etwa, mit tauſend Händen aber, von denen wir keine wahr-

nehmen. Der Menſch ſey überhaupt groß und Gott wächſt mit ihm; wie man aber klein wird, ſchrumpft er mit zuſammen. — Was nun vom Einzelnen gilt, gilt auch vom Ganzen. — Es bedarf wahrlich keine Zergliederung der Weltgeſchichte, um auf die heiligen Geſetze zu ſtoßen, um die ſichs handelt, — Alles Große, Schöne und Edle kann nur das Ergebniß der Freiheit ſeyn, die im Innern wohnt, in dem Göttlichen. Alles, was der Menſchheit fehlt, läßt ſich in dem einen Worte: „Religion“ zuſammenfaſſen. Religion, nicht Glaube. — Religion der Freiheit, die nimmer in ſich ſelber zerfällt; die keinen Wurm in ſich trägt, der an ihrem Daſeyn nagt. — Wir ſind zu einem ernſten, ſehr ernſten Zeitpunkt, ja zu einem Wendepunkt in der Geſchichte gelangt. Forſchend überſieht mein Auge den großen rohen Haufen der Menſchheit, ich werfe einen ſchmerzlichen Blick zu den ewigen Sternen hinauf und verhülle weinend mein Haupt; — denn, obgleich ich noch Vieles zu ſagen hätte, ſo könnt Ihr's ja doch noch nicht ertragen, und ich ſchweige darum — — weil ich muß. —

Alle hier abgehandelten Themata ſind bei weitem nicht erſchöpft, und wir reden hoffentlich mehr darüber. — Wem das Heilige ehrwürdig, der empfange meinen freundlichen Gruß bis zum nächſten Worte.

Hamburg's

Gedenkbuch,

eine Chronik

ſeiner Schickſale und Begebenheiten

vom Urſprung der Stadt

bis zur

letzten Feuersbrunſt und Wiedererbauung.

Bearbeitet von

Fr. Clemens.

Hamburg,

B. S. Berendſohn.

1844.

Erſte Abtheilung.

Inhalts-Verzeichniß.

Erste Abtheilung.

	Seite
Einleitung	1
Die alten Sachsen. Trena, eine Stadt	2
Karl des Großen Kriegszug. Wittekind getauft	3
Schloß und Kirche erbaut. Otdo, erster Prediger	4
Anscharius, erster Bischof zu Hamburg	5
Hamburg durch König Erich in Asche gelegt	6
Anscharius stirbt. Rembert wird sein Nachfolger	7
Einfall der Normänner. Gründung Schleswigs	8
König Frodo und Blauzahn getauft. Kaiserlicher Statthalter	9
Herzog Billing. Rathscollegie. Handel mit England	10
Verheerung durch die Abotriten. Hamburg verbrannt	11
Bischof Unwakus. Libentius und Hermann	12
Adebrand wird Bischof von Hamburg und stirbt	13
Bischof Adelbert sorgt für Hamburgs Flor	14
Eine Burg auf dem Süllberg und die Hamburger Neuburg	15
Adalbert wahnsinnig. Hamburg unter Wendischer Knechtschaft	16
Hamburg von der Erde vertilgt. Kruko ermordet	17
Ursprung der Grafen v. Schauenburg	18
Graf Adolph I. stirbt. Adolph II. baut Klöster	19
Adolph II. vertrieben und wiedergekehrt	20
„ II. stirbt. Adolph III. und Heinrich v. Orlamünde	21
Erster kaiserlicher Freiheitsbrief	22
Inhalt und Unterschrift des kaiserlichen Briefes	23
Heinrich der Löwe vor Bardewick	24
Bardewick geplündert. Lübeck ergiebt sich	25
Heinrich der Löwe stirbt. Waldemar verheert Holstein	26
Waldemar wird König. Albrecht v. Orlamünde Statthalter	27
Adolph der IV. tritt auf den Schauplatz	28
Ausbruch der Revolution in Holstein	29
Bremen im Bann. Hamburg belagert	30
Hamburg ergiebt sich und wird geplündert	31
Albrecht v. Orlamünde, Regent von Hamburg	32
König Waldemar gefangen	33
Hamburgs Freiheit erkauft. Graf Albrecht gefangen	34

	Seite.
Hamburg fällt wiederum dem Grafen Adolph zu	35
Adolph zieht in Hamburg ein. Waldemar soll frei werden	36
Feldschlacht bei Bornhövd	37
Graf Adolphs Gelübde und Sieg	38
Adolph erbaut Klöster	39
" sorgt für Hamburg und verheirathet seine Tochter	40
Graf Adolph besucht Livland, kehrt zurück und wird Mönch	41
Adolph besucht Rom. Gräfin Hedwig wird Nonne	42
Das Kloster zu Harvestehude. Hamburgs innere Gestaltung	43
Hamburgs gewerbliche Einwohner	44
Topographie. Das Siechenhaus	45
Passionsbilder. Hamburgs Staatsverhältnisse	46
Aelteste Justizverwaltung	47
Gerichtsverfahren und Handelszustände	48
Hamburgs Gassen bis 1241	49
Abel entsagt der Vormundschaft. — Dänische Truppen in Holstein	50
Befestigung Hamburgs. Lübecks Geldnoth. Hamburgs Bund mit Braunschweig	51
Abels Brudermord	52
Hamburgs Vortheile durch König Abels Thaten	53
Pfaffenkrieg um die Erzbischöfliche Pfründe zu Bremen	54
Neuer Gebiets-Zuwachs. Schwank von Adolph IV.	55
Fehde bricht aus. Stade reibt sich an Hamburg	56
Päbstlicher Befehl von Hamburg verlacht	57
Handelsprivilegien in Schweden	58
Graf Johann von Holstein stirbt	59
Schmauserei und dessen glückliche Folgen	60
Der Stahlhof in London	61
Streit mit Flandern und den hiesigen Dompfaffen	62
Der älteste Stadtbau	63
Hamburg leiht Geld auf Länder und vergrößert sein Gebiet	64
Krieg zwischen Bürger und Pfaffen. Große Feuersbrunst	65
Schonenfahrer-Gesellschaft. Erster Keim des Hansabundes	66
Räuberkrieg. — Kühre	67
Verklausulirung des Freiheits-Briefes	68
Innere Ausbildung der Städtischen Angelegenheiten	69
Sittengesetz	70
Betrachtungen darüber	71
Einleitung in das 14te Jahrhundert	72
Hamburg nimmt die Insel Neuwerk in Besitz	73
Hamburg erwirbt die Alster und mehrere Dörfer	74
Adelige Buschklepper und Strauchdiebe	75
Gräfliche Gräuelthaten. Krieg gegen die Räuber	76. 78
Beschluß des Räuberkrieges	79
Hamburg vergrößert sein Gebiet	80
Fortsetzung der Gebietsvergrößerung	81
Hamburg verkauft Ritzebüttel	82
Zwist mit Stade und Bremen	83
Strand- und andere Diebereien	84
Entstehung des Schauenburger Zolls	85
Münz-Verhältnisse und Pfaffeneigennutz	86

Seite.

Adolph erhebt oberherrliche Ansprüche an Hamburg 87
Kaiserliches Urtheil. Hamburg in Bann gethan 88
Der Bann wird vom Pabst bestätigt 89
Der Bann aufgehoben. Bürgerliches Mißtrauen 90
Bürgerliche Zerwürfnisse treten ein 91
Aufrühreriſche Verhandlungen zwiſchen Rath und Bürger 92
Verſöhnung zwiſchen Rath und Burger 93
Aufruhr in Lübeck und Hamburg 94
Aelteſter Hamburger Receß 95
Fortſetzung des Receſſes. Vertrag mit der Geiſtlichkeit 96
Der St. Petri-Thurm 97
Die Familie v. Bergen. Neue Kapellen 98
Hamburger Topographie a. d. 14ten Jahrhundert 99
Hamburger Topographie a. d. 15ten Jahrhundert 100. 102
Bergedorfs Geſchichte 103
Mölln in Aſche gelegt 104
Lübeck und Bergedorf 105
Eroberung Bergedorfs und Riepenburg 106
Vierlanden 107
Der Hanſabund 108
Geſchichte der Hanſa 109. 116
Vitalienbrüder 116. 118
Klaus Störtebeker 119. 121
Ende der Vitalienbrüder 122
Hanſeatiſche Handels-Intereſſen 123
Zwiſt und Sühne mit den Flamändern 124
Zerwürfniß mit den Holländern 125
Sühne mit den Holländern. Krieg mit den Frieſen 126
Handelsverbindung mit England Obergeſellſchaft 127
Die Hamburger in England 128
Handel mit Spanien, Portugal ꝛc. 129
Privilegien in Preußen. Handel mit Rußland 130
Revolution in Braunſchweig 131
Zerwürfniß mit den Lüneburgern 132
Hamburgs ſittliche Zuſtände 133. 134
Eine Criminal-Geſchichte a. d. Jahr 1390 . . . . . 135. 136
Arnold, ein aufgeklärter Mönch 137. 138
Religiöſer Wahnwitz in Hamburg 139
Biſchof Albert II. der Schlemmer 140
Peinliche Juſtiz im 15ten Jahrhundert 141
Land Hadeln und Otterndorf kommt an Hamburg 142
Krieg der Hamburger in Friesland 143
Frieden, Aufruhr und Vertrag in und mit Friesland 144
Ulrich, des Frieſen Verrath 145
Graf Heinrich v. Schauenburg beſucht Hamburg 148
Verhandlung mit ihm 149
Sieg über König Erich 150
König Erich revangirt ſich 151
Hamburg ſchlägt die däniſche Flotte 152
Der Hanſen Krieg gegen König Erich 153
Kaiſer und Pabſt miſchen ſich in den Streit 154

Seite.

Die Hansen rüsten neuerding gegen Dänemark 155
Die Belagerung von Flensburg 156
Graf Heinrichs unglücklicher Tod 157
Die Hansen verlieren eine Seeschlacht 158
König Erich säet Zwietracht 159
Klege wird hingerichtet 160
Elisabeth Klege stiftet ein Hospital 161
Feindschaft der Dithmarser 162
Unzug der hamburgischen Lanzenknechte in Dithmarsen 163
Ein Conossement von 1442 164
Päbstlicher Bannfluch über Land Wursten 165
Der Bannfluch vergebens verstärkt 166
Der Bann aufgehoben. König Erichs Character 167
Erich und seine Gemahlin Philippe 168
Friede mit Schleswig und den Hansestädten 169
Kaiserlicher Freiheitsbrief an Hamburg 170
König Erichs Stern erblaßt 171
Erich stirbt. Christoph wird nord. König 172
Die oldenburgische Familie besteigt den dänischen Thron 173
Die Städte verfolgen Separat-Interessen 174
Der 2te Hamburger Recess vom Jahr 1458 175
Weiblicher und anderer Kleiderluxus 176
Pluderhosen und Kampf dagegen 177
Vereinzelte Hamburger Merkwürdigkeiten 178
Schleswig-Holsteinische Erbfolge 179
Christian v. Dänemark begehrt Huldigung 180. 181
Hamburg bleibt unabhängig 182. 183
Freundschaft der Stadt gegen Dänemark 184
Verlegung des Gastrechts aus Zanatismus 185
Bruch mit England 186
Die Hanseaten landen feindlich in England 187
Margarethe von England in Hamb. Oldenburg gegen Holstein . 188
Graf Gerhard v. Oldenburg. Rache gegen Hamburg 189
König Johann von Dänemark fordert Huldigung 190
Königlicher Brief Stapelgerechtigkeit. Theurung 191
Pöbelrevolte wegen des Stifts zu Harvestehude 192
Der Aufruhr bildet sich weiter aus 193. 195
Dem Rath werden 19 Gesetz-Artikel vorgelegt 196
Berathung und Aufnahme derselben 197
Neue Unruhestiftung 198. 199
Ausbruch der Emporung und blutiges Ende 200. 201
Trauriges Ende des v. Lee 202
Krieg um Helgoland 203
Verbesserung der hamburger Befestigung 204
Alt-Hamburger Patriotismus 205
Tagfahrt in Antwerpen. Hamburg giebt Emden heraus 206
Handel mit Rußland 201
Die Hansa beginnt sich aufzulösen 208
Hamburger Zwist mit Heinrich von Braunschweig 209
Eine Passionsgeschichte 210
Neues Stadtbuch 211

Seite.

Der Hamburger Rath und deſſen Aemter 212
Hamburger Gerichtsverfahren im 16ten Jahrhundert 213
Cardinal Raimund in Hamburg 214
Bürgermeiſter Hermann Langenbeck 215
Hamburger Topographie aus dem 15ten Jahrhundert . . . 216. 219
Oeffentliche Gebäude und Hamburger Verwaltungsſitten. 220 — 232
Obrigkeitlicher Kuchenzettel. Kalkhof 233
Die Frohnerei 234
Oeffentliche Gebäude und Inſtitute 235
Elbe, Alſter und Bille 236
Einführung der Aemter 237
Zünfte 238
Hamburger Bier 239
Münzweſen 240. 241
Poſtweſen . . . . . 242 — 244
Einleitung in die Reformation 244
Religiöſe Zuſtände 245. 246
Ablaßkram 247
Das Wunder im Kohlgarten 248
Pfaffentrug. Juſtizmore an Dr. Biet 249
Geiſtlicher Unfug 250
Mönchiſcher Geiz. — Die Schlafſchüler 251
Domgeiſtliche Habſucht. Schulweſen 252. 253
Beginn der Reformation 254
Otto Stiefel 255
Die Bürger ſchließen einen Reformationsbund 256
Reformations-Geſchichte . . . . . 257 — 292
Einſetzung der Oberalten und Collegien 293
Bugenhagen vollendet die Reformation 294
Bürger und Obrigkeit greifen mit ein 295
Hamburg wird beim Kaiſer verklagt 296
Bugenhagen vollendet das Werk 297
Schulordnung. Gelehrten-Schule 298
Mönchiſcher Starrſinn. Bugenhagen ſcheidet 299
Katholiſche Nachzügler 300
Verhältniß zu Dänemark. Neue Krankheit 301
Fortwirkung der Reformation 302
Der 4te oder lange Receß 303. 304
Die luſtigen Nonnen in Reinbeck 305
Die Harveſtehuder Jungfrauen 306
Der Bürgermeiſter Salsberg 307
Innere Reform 308
Buurſpraak 309. 310

Regiſter

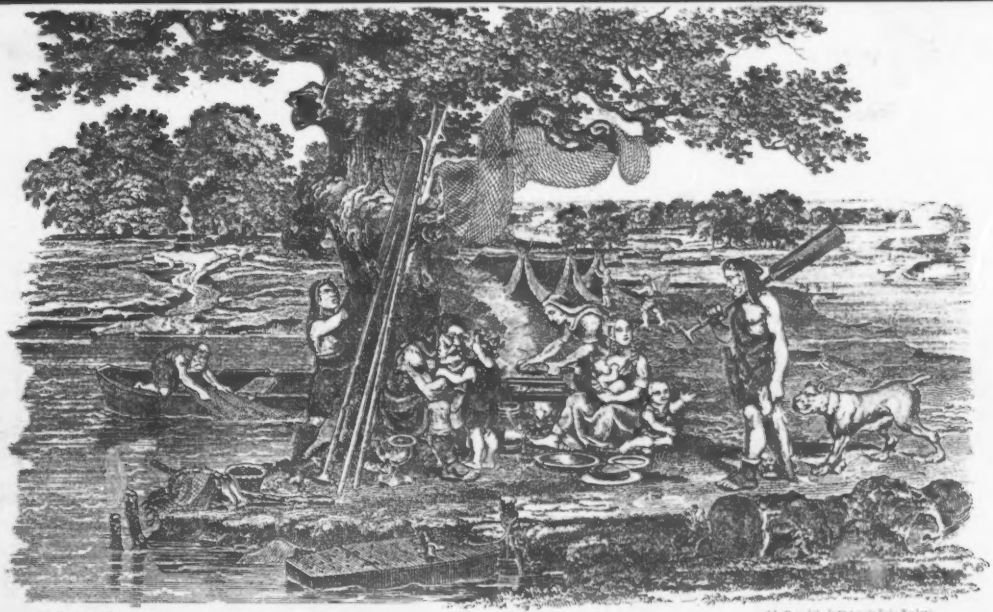
ſiehe

Zweite Abtheilung.

Jede Stadt, wie jeder einzelne Menſch, hat ihr Kindes-, ihr Jünglings- und Mannesalter zu durchleben; hat ihre Schickſale und darum ihre Geſchichte, die jedesmal um ſo mehr Intereſſe erregen wird, jemehr der Gegenſtand auf einen weiten Kreis von Menſchen Einfluß ausübt, und je mehr dieſer Einfluß aus ungewöhnlichen Begebenheiten hervorging und ſich geltend machte. — Unſere gute, reichbeglückte aber auch vielgeprüfte Hanſeſtadt Hamburg darf ſich nun wohl rühmen ſeit den älteſten Zeiten eine ſehr merkwürdige Schule der Erfahrung durchgemacht zu haben, und die jüngſten Zeiten lieferten zu dieſer wahrlich keinen ganz unbedeutenden Beitrag. Deshalb dürfte kein Zeitpunkt ſo günſtig ſein, die Bekanntſchaft auch mit den ältern, auf ſie bezüglichen Begebenheiten, einem viel weitern Leſekreis als bisher auf eine angenehme Weiſe zugänglich zu machen, da eben jetzt ein ungewöhnliches Intereſſe dafür vorausgeſetzt werden darf, und die Gemüther aus der dadurch unwillkührlich geſtellten Aufgabe der Vergleichung älterer und neuerer Zuſtände, Beruhigung und Kraft zum Kampfe gegen aufgedrungene Widerwärtigkeiten zu gewinnen Gelegenheit haben und nehmen werden. —

Die Urgeſchichte Hamburgs verliert ſich in die dunkeln Nebel der Sagen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil unſere älteſten Vorfahren, die alten blau-

äugigen und goldhaarigen Sachsen, die man wegen Anbetung von Götzenbildern, Heiden zu nennen pflegt, (obgleich die Anwendung dieser Bezeichnung anderweitig aus der Mode gekommen ist) — keine Schriften hinterließen, und Alles was aus jenen Zeiten der Wälder und der Nebel auf uns an Nachrichten gekommen ist, von den Römern herrührt, deren Eroberungssucht keiner Nation Friede ließ, und die sich nach Rückkehr in die Heimath, während Ausheilung der zerschlagenen Glieder, einen Zeitvertreib daraus machten, über die bärbeißigen Völker des Nordens allerlei fabelhafte Sagen niederzuschreiben und zu verbreiten. Solche Erzählungen, die indeß nicht aller Wahrheit, ledig zu nennen, erstreckten sich indeß nur auf Sitten und Gebräuche, auf Gestalten und Charakter der angetroffenen Völkerschaften, und es lohnte nicht der Mühe, von einem Häuflein Fischerhütten oder Zelten aus Thierfellen errichtet, weitläufige und genaue, staatsinteressliche Nachrichten zu hinterlassen, und eben deshalb, — gesetzt auch die römischen Soldaten wären bis zu dem Winkel zwischen Elbe, Alster und Bille vorgedrungen — ist es nicht zu erwarten, daß wir mehr von dem Urzustande dieses uns so theuern Fleckchen Erde erfahren, als daß derbe deutsche Männer mit ihren keuschen Weibern in Hütten wohnten, Fische fingen und sie auch verzehrten, dabei ihren sichtbaren Göttern, als Abbilder der Naturkräfte, Verehrung bezeigten, Bären fingen, sich in deren Pelze kleideten, und mit ihren spätesten Nachkommen keine andere Aehnlichkeit hatten als die Menschengestalt, wenn sie sich eben badeten, und die Neigung und das Bestreben ein sorgenfreies und vergnügliches Leben zu führen. — Darum wollen wir es für nichts halten, wenn Ptolomäus schon 100 Jahr nach Christo, einer Stadt oder dergleichen gedenkt, die er Treua nennt, und die nach Strabo auf der Stelle des heutigen Hamburg gestanden haben soll, sondern wir müssen uns mit einer etwas mehr als tausendjährigen Ge-



Familie heidnischer Sachsen unweit des Opferplatzes an der Aster vor Begründung Hamburgs.

ſchichte dieſer Stadt begnügen, die bis zum Jahre 772 hinaufreicht, bis zu welcher Zeit unſere wackern Sachſen ſich noch gegen die von Süd-Weſten heranbringende Civiliſation des Chriſtenthums tapfer gewehrt, und den Urzuſtand ihrer Vorfahren gegen jede Anmaßung von dorther bewahrt hatten. — Die unheimliche Angſt vor das immer näherrückende, phantaſtiſch aufgeputzte neue Heil, das vom Orient her, und durch den Schlamm der Stadt Rom geſchleift, den Naturvölkern nur um ſo widerlicher erſcheinen mußte, hatte daſſelbe veranlaßt, ſeinen Haß dagegen in mörderiſchen Streifzügen dort hinaus Luft zu machen, und Karl der Große ſetzte es auf dem Reichstage zu Worms in genanntem Jahre 772 durch, einen Kriegszug gegen die Barbaren des Nordens zu unternehmen, die ihnen nun ſchon ſo manchen Miſſionair ſammt deſſen Kreuz und Scapulier erſchlagen und zerriſſen hatten. Jenes wunderbare Zeichen, mit ſeinem unauslöſchlichen Blutmaale entzündete hier nun wiederum eine ſo fluchwürdige Metzelei, daß der Menſchenfreund ſich nur mit Zorn und Unwillen davon abwenden kann, und die Früchte mit mißtrauiſchen Augen betrachtet, die auf ſolchem blutbedüngten Boden entſproſſen. Indeß pflegt man gemeiniglich des abtrünnigen Sachſenführers Wittekind rühmlichſt zu gedenken, weil er ſich dem übermächtigen Feinde unterwarf und ſchließlich, im Jahre 785, dem Glauben ſeines Volkes durch die chriſtliche Taufe entſagte, auch den glatzköpfigen Pfaffen geſtattete, in Paderborn, Minden, Osnabrück, Hildesheim, Halberſtadt, Bremen u. ſ. w., Klöſter zu erbauen. Dieſe Neuerung war indeß nicht geeignet, Zufriedenheit zu verbreiten, und der gefangene Löwe verſuchte noch öfter ſein Kreuznetz zu zerreißen. Karl aber, der römiſch-deutſche Kaiſer verordnete dann neue Aderläſſe, trieb auch ganze Heerden bewältigter Sachſen vor ſich her in fremde Länder, vorzüglich nach Franken, und übte ſchon da eine in neueſter Zeit im Norden wiederum angewendete Politik: die Stämme

mit fremdem Blute zu vermischen, indem er ein fügsameres Volk, die Obotriten (heutige Mecklenburger) an die Stelle der Entführten brachte, worauf es ihm endlich im Jahre 801 gelang, seinen Willen durchzusetzen, und die Unterwerfung des zersplitterten Sachsenvolkes zu vollenden.

Um nun aber dieses Werk vor dem zerstörenden Einbruche noch weiter nördlich wohnenden Völker, der Slaven und Normänner zu schützen, wurden um 808 und 809 verschiedene feste Schlösser angelegt, und Karls Legat, Otho erwählte dazu die heutigen Orte Dithmarschen, Itzehoe und Hamburg, deren erstere Beiden damals Hochbuche und Essefeld hießen. Die entsprechende Landschaft bestand aus drei abgetheilten Gauen: Dithmarschen, Holstein und Stormarn. — In letzterem lag ein Buchenwald in dem Flußwinkel der schon genannten drei Ströme: Elbe, Alster und Bille, welcher bereits zu den Zeiten der Sachsen die Hamme genannt wurde und westlich in einen Eichwald auslief, von welchem noch heute eine Straße Hamburgs ihren Namen führt. — Otho ließ zwischen beiden Gehölzen das feste Schloß erbauen, daß diese Gegend beschützen sollte, und die Pfaffen säumten in gewohnter Weise nicht, sich zugleich miteinzunisten, um von hier aus ihre fernern Missionsbestrebungen leiten zu können. Die entführten Sachsen bekamen Erlaubniß in ihr Vaterland zurückzukehren, und zugleich begann man nahe der festen Burg, in dem Hamm (Waldung) eine Kirche zu erbauen, die im Jahre 811 vollendet und vom fränkischen Bischof Amalhas, dem Heilande und der Jungfrau Maria geweiht und mit einem — wie man sagt, — gottesfürchtigen Prediger Heridas besetzt wurde. Dieser Heridas war also der erste Pastor in Hamburg, starb indeß schon 812, und zwei Jahre später folgte ihm Karl der Große, noch bevor er den Plan, Hamburg zum Sitze eines Bischofs

Muthmaßliche Ansicht des ersten A.o 808 erbauten Kastells, die Hammaburg, nebst der Marien- (spätern Doms-) Kirche.

zu machen ausgeführt, und ſein Sohn und Erbe Ludwig, ein Menſch von ſchwachen Geiſtesgaben, und darum unfähig die Rieſenpläne ſeines Vaters zu verwirklichen, dachte erſt im Jahre 831, durch Einwirkung des franzöſiſchen Benediktiner-Mönches Anſcharius, daran, der vorerwähnten Kirche ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken, und nach vielfältiger Beſprechung in den Zuſammenkünften der Biſchöfe, wurde auf einem Reichstage zu Diedenhofen, im Luxemburgiſchen, die Angelegenheit dahin zum Abſchluß gebracht, das man Hamburg zum Erzbisthum erklärte, und den durch mehrere gefährliche Miſſionen im Norden berühmt gewordenen und vom König von Schweden Biörn beſtens empfohlenen, Anſcharius zum erſten Biſchof ernannte. Mit großem Pomp erfolgte die Einweihung durch den Erzbiſchof zu Metz, Drogo, Bruder des Kaiſers, und 834 beſtätigte auch Papſt Gregor IV. das Bisthum und belehnte Anſcharius mit dem Biſchofsmantel, froh, eine ſo gute Gelegenheit zur Ausbreitung der geiſtlichen Gewalt über den fernen Norden gefunden zu haben. Dieſe erſte Kirche ſtand auf der Stelle des heutigen Gymnaſiums, frühern Domsplatzes und es iſt leicht zu erachten, daß Anſcharius, als ein echter Mönch, einmal mit der Gewalt beliehen, nicht ſäumte, dem kirchlichen Material einen größern Umfang zu geben, wie er denn bis zum Jahr 848 bereits 4 weitere Kirchen im Lande herum erbaut, auch der Hamburger Domkirche ein Benedictiner-Kloſter zugelegt und mit Mönchen aus der Abtei Corvey bevölkert hatte; eine Bibliothek wurde angeſchafft, eine Schule errichtet und mehrere Knaben aus der Leibeigenſchaft der Dänen und Slaven erkauft, um ſie zu Miſſionairen unter ihrem Volke zu erziehen. — Dieſe kaiſerlichen Freuden waren indeß nur von ſehr kurzer Dauer, denn jene nordiſchen und ſlaviſchen (jetzt polniſche, lithauiſche und ruſſiſche) Völker konnten das Heil der neuen Dinge immer noch nicht begreifen, und die dem Kreuz beigefügten

Schwerter der kaiserlichen Burggrafen konnten es nicht verhindern, daß von Zeit zu Zeit eine verheerende Brandfackel in Kirchen, Klöster und Bürgerwohnungen geschleudert, geraubt und geplündert auch friedliche Bürger in ganzen Schaaren als Sklaven mit hinweggeführt wurden. Dennoch ließ man nicht ab, den so bequem und angenehm gelegenen Ort zu behaupten, und nach jeder Zerstörung die Gebäude besser und fester wieder aufzubauen. —

Daß der rastlose Geist des in seiner Art wirklich tüchtigen Anscharius hierbei immer das Beste that, ist leicht zu erachten, doch überkam ihm gegen das Jahr 840 ein neues Leid durch den Tod seines Beschützers Ludwig, worauf das Reich getheilt wurde, und Karl der Kühne, dem Frankreich zufiel, ein, in seinem Reiche belegenes und dem Bisthum Hamburg bisher zum Unterhalt angewiesenes Kloster, Turnholt einzog, worauf es nun so knappe Bissen gab, daß sogar das Werk der Heidenbekehrung darunter litt. — Ludwig der Deutsche wurde Magnat von Sachsen, und da innerer Zwiespalt die Zeit als günstig erscheinen ließ, so benutzte der Dänenkönig Erich die Gelegenheit, seinem Christenhaß Luft zu machen, und schiffte nach anderweitigen Streifzügen im Jahre 845 auch die Elbe herauf und stand plötzlich zu einer Zeit schlagfertig vor Hamburg als unglücklicher Weise eben der kaiserliche Schirmvoigt, Graf Bernar nicht daheim war. Anscharius, als ein echter Mönch, ergriff, fast nackt und blos, das Hasenpanier, sogar den Klosterschatz dahinten lassend, und nur einige unbedeutende Reliquien rettend, an denen sich die blutdürstigen Normannen wohl schwerlich würden vergriffen haben. Er floh nach Bremen, zum Bischof Leuderich, anstatt sich an die Spitze seines Volkes zu stellen und zu wehren, daß man 24 Stunden sengte, brennte und würgte und fast keinen Stein auf dem andern ließ. — Zu noch größerm Unheil wies ihn der neidische Bremer Bischof aus der Stadt, und Anscharius pilgerte landflüchtig gen

Bardengow (ſpäter Bardowik) wo ſich eine fromme Dame, die Frau von Ikia ſeiner erbarmte und ihm eine ihr angehörige Meierei: Rameslob, im Stifte Verden, auch ſo viel Geld ſchenkte, daß er ein Kloſter erbauen und ſeine zerſtreuten Schafe, die Ordensbrüder, um ſich verſammeln konnte. — Die Umſtände geſtalteten ſich bald darnach (847) für ihn ſo günſtig, daß er nach ſeines neidiſchen Widerſachers, des Erzbiſchofs Leuderichs Tod, zum Erzbiſchofe von Hamburg und Bremen ernannt wurde. — Nun baute man Hamburg wieder auf, auch wußte Kaiſer Ludwig den Dänenkönig Erich friedlich zu ſtimmen, und man hatte vollends gewonnen Spiel, als ſich dieſer Eisbär bald hernach ſelber der chriſtlichen Taufe unterzog, auch Olav, der abtrünnig gewordne König von Schweden, durch Anſcharius Bemühen in den Schooß der allein ſeligmachenden Kirche zurückkehrte. Der vielgeprüfte Biſchof legte nach dieſem Erfolg ſein Haupt ruhig auf's Sterbekiſſen, und ſtieg im Jahr 865, nach dreißigjähriger Dienſttreue, alt und bekehrungsſatt ins Grab. Sein Nachfolger und Geſchichtſchreiber Rembert iſt ſeines Lobes voll, und er ſoll in der That außer den mönchiſchen auch allgemein menſchliche gute Eigenſchaften gehabt haben, doch waren es dieſe wohl nicht, die ihm die Heiligſprechung nach ſeinem Tode verſchafften, ſo daß der 3. Februar in der katholiſchen Chriſtenheit noch heute als der Tag des heiligen Anſcharius gefeiert wird. Für Hamburg iſt ſein Andenken in dem Namen Schaarthor und Schaarſteinweg bewahrt, und er hat es wohl um Hamburg verdient, daß man ſein in Ehren alſo gedenkt.

Sein Jünger, Rembert, folgte ihm im erzbiſchöflichen Amte und ſetzte die einmal beliebte Heidenbekehrung ſo eifrig fort, daß Papſt Hadrian II. ſeine Macht zu einem geiſtlichen Legate aller nördlichen Länder ausdehnte. — Unſere Vorfahren konnten indeß leider nie lange die Früchte ihres Fleißes in Ruhe genießen, denn ſchon ums Jahr 878,

zur Zeit der Entthronung Karl des Dicken, und unter der Regierung Arnulf's des unlegitimen Königs, schwammen wiederum Normänner unter König Erichs Anführung, vereinigt mit andern slavischen Stämmen die Elbe herauf, bis unweit Lüneburg, wo die Sachsen bei Ebstorff standen, aber schrecklich geschlagen wurden, wozu auch noch eine Ueberschwemmung kam. Ein Herzog, 12 Grafen und 2 Bischöfe blieben auf dem Platze, der Hamburger Rembert war wohlweislich zu Hause geblieben, mußte aber erleben, daß die entsetzlichen Barbaren nach gewonnener Schlacht, auch in seinem Kirchensprengel aufklopften, grausam verheerten, und viele Christen entführten, die Bischof Rembert aber, selbst mit Aufopferung der Kirchengefäße, loskaufte. Hamburg ging für diesmal frei aus, kaum aber hatte man den Feind mit großer Anstrengung aus Deutschland vertrieben, als ein neuer noch viel grimmigerer, die Hunnen, hereinbrachen und den deutschen Heeresmächten so viel zu schaffen machten, daß die Dänen und Slaven ungehindert die Gelegenheit wahrnehmen und Hamburg neuerdings einen lästigen Besuch machen konnten, wobei das alte Trauerspiel: Plünderung und Einäscherung sich in schrecklichem Maaße erneuerte. Dieses aber begab sich im Jahre 915.

Zu solchen Bedrängnissen gesellten sich mehrfach bischöfliche Streitigkeiten mit Bremen, die wir als widerwärtige geistliche Zänkereien gern übergehen, und nur bemerken, daß hintereinander Adalgar, Hoger und dann 917, Unni den erzbischöflichen Stuhl zu Hamburg einnahmen. Zu des letztern Zeit begab sichs, daß Heinrich der Große, erster Kaiser aus dem Hause Sachsen, die barbarischen Dänen in ihrem eigenen Lande aufsuchte, dem König Gorm eine große Strecke Landes an der Schley abnahm, und hier eine Markgrafschaft, durch Sachsen bevölkert und Schleswig genannt, einrichtete, die als Grenze Deutschlands gelten und Schutz gegen die Einfälle der Feinde gewähren sollte; solches aber kam 931 zu Stande.—

Bischof Unni säumte nicht, kirchlichen Vortheil hiervon zu ziehen; er dehnte nicht allein seinen Sprengel aus, sondern taufte auch Frodo den König von Jütland, und Haralt Blatand oder Blauzahn, des König Gorms Erbe, setzte wenigstens dem Christenthume keine Hindernisse mehr entgegen. — Bald genug aber machten die Dänen diesem Zustand dadurch wieder ein Ende, daß sie in Schleswig einfielen, in gewohnter Weise mit Flamme und Schwert hauseten, sogar den Markgrafen erschlugen, auch kaiserliche Gesandte verspotteten. Kaiser Otto der Erste, um diese Zeit zur Regierung gekommen, rächte die Schmach auf gleich grausame Weise an Jütland, und es ist eine jämmerliche Wahrnehmung in der Geschichte, bis auf die neuesten Zeiten, daß sich im großen und veränderten Maßstabe die von Dr. Rießer so naiv erzählte Anekdote, von: „schlägst du meinen Jud', schlag' ich deinen Jud'" — zwischen Fürsten und Völker immer erneuert, und vergebens suchen wir dagegen in den Chroniken-Quellen, Nachrichten über den bürgerlichen Charakter, den Betrieb, Sitten und Gewohnheiten der Bewohner Hamburgs aus jenen Tagen des Emporblühens.

Indeß erfahren wir, daß nach der letzten Metzelei in Jutland, in dessen Folge auch wiederum einiges Taufwasser auf nordische Fürstenhäupter gesprengt wurde, eine Zeit der Ruhe eintrat, in welcher man Hamburg zum vierten oder fünften Male wieder aufbaute und Muße fand, sich zu erholen. — Die Regierung in den kaiserlichen Provinzen, wozu auch Hamburg gehörte, wurde durch Statthalter oder sogenannte Grafen gehandhabt, zu deren Beaufsichtigung wiederum von Zeit zu Zeit, Sendboten ausgeschickt wurden, die Berichte über die Pflichterfüllung der Beamten abzustatten, auf Mißbräuche aller Art ein wachsames Auge zu richten und Klagen der Einwohner entgegenzunehmen hatten. Diese gute Einrichtung kam unter dem schwachen und einfältigen Nachfolgern Carls

des Großen aber in Vorfall. Unter Otto dem Ersten wurde die Oberaufsicht der Sachsenlande einem tapfern Heerführer, Herm. Billing, unter dem Titel eines Herzogs übertragen, welches Amt sich forterbte und womit eine gänzliche Umgestaltung der Verwaltung begann. Es wurde ein Collegium aus Räthen gebildet, dessen Vorsitzer den Namen Voigt führte, und die Bischöfe wußten sich ihren Einfluß in die geistlichen allein, gelegentlich auch weltlichen Angelegenheiten des Reiches zu sichern, namentlich aber erstere dem weltlichen Arm gänzlich zu entziehen, wofür sie ihre eigenen Vögte hatten, die die Aufsicht über Kirchengut und Kirchenknechte führten, auch wurde alljährlich ein scharfes Sittengericht, die Send genannt, abgehalten, bei welchem zugleich die kirchlichen Interessen einen Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit abgaben, und namentlich wußten die hamburgischen Bischöfe ihren Kirchenreichthum durch Tausch und Verträge ansehnlich zu bereichern, wie ihnen denn zur Zeit des Bischofs Unni auf einmal 9 Ortschaften von einem Edelmann, Wallerich mit Namen, abgetreten wurden.

Der Herzog Herm. Billing, vom Kaiser Otto sehr geschätzt, starb 973 wurde begraben zu Michaelis auf dem Berge und sein Sohn Bernhardt folgte ihm im Regiment. Auch dieser war ein weiser und kraftbegabter Herr, der die Wohlfahrt seiner untergebenen Lande eifrig wahrnahm, und es ist erwiesen, daß sich unter dem Einflusse einer durch ihn vermittelten Ruhe und Sicherheit der Wohlstand Hamburgs vorzüglich durch Handel und Schifffahrt zu einer bedeutenden Höhe emporschwang. Es war bereits um diese Zeit ein lebhafter Verkehr mit England angeknüpft, und König Ethelred II. von England erlaubte den Kaufleuten auf ihren Schiffen — nicht auf dem Markte — englische Waaren ungehindert einzukaufen. Zwar brachen von Zeit zu Zeit immer wieder heidnische Dänen, z. B. unter König Sueno, der vom Christenthume abge-

fallen — in Sachsen ein, wurden aber — nicht sowohl durch den Bannstrahl des Bischofs von Hamburg, Libentius, als durch das Schwert Herzogs Bernhard und des Markgrafen Heinrich in die Flucht geschlagen, so daß die unter dem Namen Ascomannen (Aische Männer) bekannten Feinde vorzüglich an der Eider geschlagen, mit blutigen Köpfen ihre Heimath suchen mußten.

So sanft und milde Herzog Bernhard I., so boshaft und grausam war sein Nachfolger Bernhard II. Aufgehetzt durch einige abscheuliche Geistliche, z. B. den Bischof Dittmar von Merseburg, der unter andern behauptete, der Pole müsse wie ein Ochs gefüttert und wie ein Esel geprügelt werden, und wer in der Fastenzeit Fleisch esse, der verdiene, daß ihm alle Zähne ausgebrochen würden: — unternahm der kriegslustige Herzog Streifzüge nach Norden, wo die Obotriten noch immer dem Christenthume widerstanden. Ein angesehner Fürst, Mistevoi söhnte sich indeß mit dem Sachsenherzoge aus, und stellte 1000 Reiter zu einem Kriegszuge nach Italien, wofür er eine Verwandtin des Herzogs zum Weibe zugesagt bekam. Man hielt ihm indeß kein Wort, indem Dietrich von Brandenburg meinte, eine christliche Fürstin dem wendischen Hunde beizulegen, zieme sich nicht. — Das vermerkte Mistevoi sehr übel, meinte, der Hund habe aber Zähne zu beißen, und nun gings wieder in alter, gewohnter Raub- und Brandweise durch die Sachsenlande, Kirchen und Klöster flammten auf, Mönchen wurde die Haut kreuzweise überm Kopfe aufgeritzt und heruntergezogen, der Hirnschädel durchbohrt, die Hände auf den Rücken gebunden und so herumgeführt und zu Tode gegeißelt. Hamburg wurde zur Abwechselung auch wiederum einmal zu einem Schutthaufen verwandelt, und die Greuel waren so groß, daß der Glaube dem Himmel ein sichtbares Zeichen des Mißfalls, nemlich eine drohende Hand aus den Wolken, absah, die sich bis in die Flamme ausstreckte und hier ihre Finger

ausbreitete. — Der Bischof Libentius starb aus Schrekken und Trauer über dieses Elend 1012.

Hamburg, das also keinem Ueberfall ohne Brand- und Mord entging, wurde bis 994 durch Libentius Nachfolger, Bischof Unwanus, von Holz wieder aufgebaut; er setzte 12 Domherren zu einem Capitel ein, und man erinnert, daß bei seinen Lebzeiten, die Pfaffen Erlaubniß hatten, Weiber zu freien, wahrscheinlich weil er die Annehmlichkeiten der Ehefrauen aus Erfahrung kannte. Er und der Herzog Bernhard führten gar ein angenehmes Leben und standen sich so gut mit ihren Nachbaren, daß Kanut der Dänenkönig nicht selten zum Besuch in Hamburg eintraf und sichs wohl sein ließ. — Unwanus war gar ein prachtliebender Herr, der oft und mit großem Pomp feierliche Umzüge hielt, um das Volk auch durch die Sinne für das Christenthum zu gewinnen, suchte daneben auch alle Volksstätten wo heidnischer Gottesdienst gehalten wurde, auf, und zerstörte deren bei 12, nach der beliebten Weise gottesfurchtiger Männer.

1029, nach dem Tode dieses Bischofs, kam Silentius der Andere auf den Stuhl, ein sanftliebender mildthätiger Herr, der während der kurzen Zeit seines Amtes in Hamburg zuerst eine Armenpflege einführte, den Pfaffen die Weiber wieder nahm, und die Kirche in lange beliebter Weise mit Häuslein, gleichwie mit Schwalbennester, umklebte. — Nach ihm, 1033, kam Hermann, ein Pfaffe aus Halberstadt, der sich aber um Hamburg nicht eben viel kümmerte, sondern viel lieber in Bremen saß, wo er sich mit Ziehung einer Stadtmauer und mit Verbesserung der Kirchenmusik beschäftigte, wie er denn auch den berühmten Mönch Guido von Arezzo, welcher sich um die Vereinfachung der musikalischen Zeichen und die Verbesserung der Musik überhaupt sehr verdient machte, nach Bremen berief. — Für Hamburg that er nichts, als daß er auch hier zuerst eine Stadtmauer zu ziehen verordnete;

sonst kam er nur ein einzig Mal nach Hamburg, und zwar in Begleitung einer Kriegerhorde, die sichs hierwohl sein ließ, schwelgte und so übel hauſete, daß seine Anwesenheit mehr einem Feindes- als Freundesbesuch glich. Er starb 1035 und wurde durch Bezelin Alebrandt ersetzt, der seine ganze Aufmerksamkeit Hamburg zuwendete, und damit begann, die hölzernen Kirchen abbrechen und aus gehauenen Quadersteinen wieder aufbauen zu lassen. Man rühmt an diesem Bau eine, dem Straßburger Münster nachgebildete Großartigkeit, von welcher man noch bei Abbruch der Domkirche Spuren an der großen Halle wahrgenommen haben will. — Um Hamburg zum bleibenden Sitze des Erzbisthums zu machen, ließ er sich die Befestigung der Stadt angelegen sein, vollendete die Ringmauer, die mit 12 festen Thürmen bespickt wurde, von der 6 die Bürger und 6 die Geistlichkeit zu bewachen angewiesen wurden; ferner führte er ein festes Schloß an der Südseite des Doms auf, deren Ausgang unmittelbar an die Elbe mittelst einer Treppe führte, die man die Kathedraltreppe nannte, aus welcher Benennung später das mundgerechtere Kattrepel entstand, — und wodurch er bezweckte, in Zeiten der Gefahr schnell über die Elbe entwischen zu können. — Der Herzog sah mit neidischen Augen auf diese Befestigungswerke, und um ihnen ein Gegengewicht zu geben, errichtete er nördlich an der Alster, (wo vor dem letzten Brande noch der Herrenstall stand) eine andere, später gewöhnlich die alte Burg genannt, die sich von der Alster bis hinauf zum Dom erstreckte; und so saß denn weltliche und geistliche Macht da und schauten sich mit scheelen Augen an, ohne daß jedoch der heimlich genährte Groll bei Lebzeiten der beiden Herren eben zum Ausbruch gekommen wäre.

Alebrandt starb 1043 und an seine Stelle trat ein Baierscher Mönch, Adalbert I., bei dem sich die größten Vorzüge neben den größten Fehlern in einem seltenen Grade vereinigt gefunden haben sollen. Seine Gestalt war schön,

sein Geist voll Verstand und Witz, seine Sitten keusch und mäßig, daneben aber war er ehrgeizig, stolz, prahlerisch, projectmacherisch, übermuthig im Glück, und niedergeschlagen beim Unglück, daneben jähzornig und befehlshaberisch. Nach pfäffischen Begriffen war jeder Zoll an ihm ein Christ, und er trieb die äußere Maske der Demuth so weit, daß er Arme und Pilgrimme oft zu dreißig auf einmal knieend die Füße, dagegen den großen Herren bei jeder Gelegenheit unbändig den Kopf wusch, und sich rücksichtslos bestrebte, sie zu demüthigen und herunterzusetzen. Für Hamburg sorgte er übrigens mit großer Liebe; ließ die Stadtmauer und die Kirche vollenden; erbauete in dieser auch zwei Altäre, einen der Jungfrau Maria, den andern dem St. Peter geweiht, von welchem letztern das Einkommen später zur Erbauung der Petrikirche verwendet wurde.

Beim Kaiser Heinrich IV. durch Einschmeichlung über die Maaßen wohl gelitten, und ihn auf seinen Zügen nach Flandern und Italien begleitend, hätte er Pabst werden können, wenn er die Würde nicht ausgeschlagen; ihn beschäftigte aber der Plan, im Norden ein geistliches Patriarchat zu errichten. Er lud den Kaiser nach Bremen ein und schwärzte den Herzog Bernhardt und dessen Bruder so an, daß letzterer, Graf Dithmer, sich in einem Zweikampf gegen einen kaiserlichen Kriegshauptmann zu reinigen gezwungen wurde, in welchem er erlag, und nun vom Herzog zugeschworen bekam, so lange er, der Herzog oder seiner Söhne einer lebte, solle der Bischof keinen Frieden haben. — Indeß machte der Pfaff sich nicht eben viel aus dieser Drohung, verfolgte seine Pläne, und war keck genug, den Dänenkönig Swend Estrithsen mit dem Kirchenbann zu bedrohen, weil er eine Blutsverwandte geehelicht. — Obgleich nun dem König solches sehr verdroß und er gar zornig darüber wurde, so setzten die Pfaffen, den Pabst an der Spitze, doch ihren Willen durch, der furchtsame König

trennte sich von seiner Frau, aber die Dänen bekamen durch solche Scheererei die Hamburger erzbischöfliche Aufsicht satt, und meinten, dergleichen geistliches Amt auch wohl in den eignen Staaten errichten zu können. — Das kam dem schlauen Pfaffen gar erwünscht; er trat dem Plan gern und völlig bei, und ordnete auf dem Papier bereits sein neues Patriarchat, das die Oberherrschaft über 15 neue Bisthümer führen sollte. Er lebte und webte in dieser Idee und sein Factotum, ein Zeichendeuter und Wahrsager, bestärkte ihn darin. — Der Tod des Pabstes Leo IX. und Kaiser Heinrichs III. unterbrach vor der Hand diesen hochfliehenden Plan; er ließ sich nun in Hofintriguen ein; auch sein Beschützer Herzog Bernhard II. starb, und alles, was an Herren am Leben blieb, nährte nur Haß gegen den anmaßenden Pfaffen; vorzüglich die beiden Söhne und Erben Bernhards, die er vergeblich untereinander zu entzweien trachtete. — Er versah sich nun nichts Gutes und ließ hie und da umher feste Schlösser bauen, so z. B. auf dem Süllenberge, wo er den Wald umhauen ließ und auch ein Kloster errichtete. — Dergleichen Schlösser aber beherbergten eine Besatzung, ohne daß derselben Unterhalt geliefert wurde, und die Noth zwang die Leute, zu stehlen und zu rauben, wodurch die Landstraßen unsicher gemacht wurden. So erhob sich denn der Herzog Ordulph mit den Stormaren und schleifte das Schloß auf dem Süllberge, trotz bischöflichen Bannfluchs, und weil man den wüthenden Adalbert das Schlimmste zutraute, so ließ der Herzog nahe der Stadt, im Südwesten, eine neue Burg aufrichten, dessen Umfang die Rundung an der Wasserseite der noch heute so benannten Straße bezeichnet. — Bischof Adalbert, 1066 am kaiserlichen Hofe sich aufhaltend, hatte sich so verhaßt gemacht, daß man ihn zwang, denselben zu verlassen, und kaum war er in Bremen eingetroffen, als auch schon die sächsischen Fürsten über seine Güter herfielen, ihn selbst in Bremen belagerten und so in

die Enge trieben, daß er nur noch eben mit genauer Noth entwischte und sich auf einer seiner Meiereien verstecken konnte.

Nichtsobald war dieser Zwiespalt im Lande umher bekannt geworden, als die heidnischen Abotriten ihrem alten Christenhaß nachgingen, und dermaßen einen Vernichtungskrieg in Sachsen begannen, daß die Ströme von Blut gefärbt waren; ma steinigte, mißhandelte, verstümmelte und enthauptete vor allen die Geistlichen, und verwüstete unter andern das Gebiet rings um Hamburg, schleifte auch die alte Burg an der Alster, daß kein Stein auf dem andern blieb. — Dieses Unheil beraubte dem Bischof Adalbert den Verstand; er durchwachte die Nächte, um sich mit Sterndeuterei und Wahrsagen zu beschäftigen, und haßte den Tag, wie das Licht und die Wahrheit. Den Armen enthielt er ihre Almosen, und verschleuderte große Summen unnütz und an Unwürdige. — Schuldlose ließ er strafen und berauben, Gotteshäuser plünderte er, wüthete gegen sich selbst, und war seiner Umgebung eine Geissel. — Dieser Zustand währte so lange, bis er wieder Raum gewann zu wirken und seinen Lieblingsplanen nachzugehn; er erschien wieder am Hofe und lebte der besten Hoffnung, als ihm, gehaßt und verlassen von fast Allen, außer dem Kaiser, der ihn liebte, zu Goslar am 16. März 1072 der Tod ereilte. — Dieser Schlag für Hamburg kam nicht allein, denn noch in demselben Jahre rückte Kruko, Tyrann der Wenden, vor Hamburg, ließ die ganze Stadt in Flammen aufgehen, und verwüstete die Umgegend dermaßen, daß keine Spur des frühern Wohlstandes nachblieb. — 30 Jahre währte die tyrannische Oberherrschaft der grausamen Fremden über Hamburg und die Umgegend, und ganze Schaaren holsteinischer Familien wanderten über die Elbe und siedelten sich in der Gegend des Harzes an. — Man sieht, daß unser jetziges Unheil, von Freunden umgeben, und durch Menschenliebe gemildert, gegen frühere Schicksalsschläge, die durch das Schwerdt boshafter Men-

Zerstörung Hamburgs durch Kruko Tyrann der Wenden im Jahre 1072.

schen vollführt wurden, sehr erträglich ist, und wir Ursache haben den Himmel zu danken, daß wir in einer Zeit leben, wo wir nur gegen blinde Elemente und nicht gegen die Katzenaugen und Krallen heimtückischer grausamer Menschen zu kämpfen haben.

Unter solchen Umständen als jene oben erwähnten, darf man Hamburg für eine Zeit als fast aus der Geschichte gestrichen betrachten; auch wurde der Erzbischofsitz nach Bremen verlegt, und Hamburg war zur Tradition geworden, indem man desselben Umgebung nur noch gelegentlich gedachte, wo einige wenige Ueberbleibsel der Bevölkerung sich wieder angesiedelt haben mochten. — Adalbert hatte diesen Vorfall nicht erlebt, aber, dem Tode nahe, rief er, wie im prophetischen Geiste, über Hamburg die Worte der Schrift aus: „Sei fröhlich, du Unfruchtbare, die du nicht gebierst, und brich hervor und rufe, die du nicht schwanger bist; denn die Einsame hat viel mehr Kinder, als die den Mann hat." Und in der That, ist die Stätte, auf welcher Hamburg steht, eine so unverwüstbar fruchtbare, daß, ob sie eine Weile einsam sei, nur desto üppiger die Keime zur Geburt treiben, und so lange es Menschen auf der Erde giebt, wird es auch ein Hamburg geben.

Wir übergehen die nun hereinbrechende vielfach verwirrte und verwirrende Regentengeschichte Deutschlands, obgleich Hamburg als ein Theil des deutschen Staatskörpers immer an dem Geschicke desselben einen empfindlichen Antheil zu nehmen gezwungen war. — Obgleich schon im Jahr 1088 die Macht der Slaven und Wenden durch Herzog Magnus gebrochen, der grausame Kruko bald darauf unter Mitwirkung seiner eignen jungen Frau, einer pommerschen Prinzessin, bei der Tafel ermordet wurde, und die Sache überall eine günstigere Wendung für das Christenthum im Norden nahm, so war doch zu wenig Ruhe und Sicherheit, um das Emporblühen eines stets dem ersten

feindlichen Angriffen ausgesetzten Ortes, wie Hamburg zu begünstigen, und erst nach vielen Jahren, 1106, zur Zeit, da Lothar von Supplinburg zum Herzog von Sachsen ernannt wurde, erneuerte sich die Theilnahme für dieselbe, indem dieser verständige Herr, wohl einsehend, daß es anderer als der bisherigen Maßregeln bedürfe, um das nördliche Sachsen gegen die Barbaren zu schützen, daran dachte, diesem einen eignen kräftigen Schirmherrn zu bestellen, der, obgleich ihm Vasall bleibend, doch alle seine Thätigkeit für diesen Theil Deutschlands verwenden könne.

Die hierzu erwählte Person spielt eine zu wichtige Rolle in der Geschichte Hamburgs, als daß wir nicht auf dessen Ursprung zurückzugehen uns bewogen fühlen sollten. — Kaiser Conrad der II. nemlich hatte einen Edelmann, Apolph von Santersleben, in seinem Gefolge, den er wegen seiner Treue und Anhänglichkeit so lieb gewann, daß er ihn zum Ritter schlug. Den Günstling des Kaisers schenkte der Bischof von Minden einen Strich Landes an der Weser, das einen Berg, der Nesselberg am Sünnthal (Sonnenthal), in sich schloß (wovon wohl das Nesselblatt in dem Familienwappen herstammt) und auf diesem Berge erbaute der Ritter sich eine Burg, worauf ihn Kaiser Conrad 1030, auf dem Reichstage zu Minden zum Grafen ernannte, und wegen der weit vom Nesselberg ins Land hinaus schauenden Burg, den Namen Schauenburg beilegte. Ein Enkel dieses wackern Grafen von Schauenburg wurde nun vom Herzog Lothar zum Beschützer des Nordens ersehen, und er hatte sich in seiner Wahl nicht betrogen. Verstand und Tapferkeit machten den neuen Herrn geliebt und gefürchtet, er wußte den Frieden zu bewahren und hatte nichts eiligers zu thun, als Hamburg und seine schon mit Gras bewachsenen Trümmern wieder bebaut zu machen. — Da sich die Bevölkerung nach dem letzten Unheil mehr als lieb aus dieser Gegend weggezogen, so ergriff Adolph mit Freuden die Gelegen-

heit, eine große Schaar durch Ueberſchwemmung aus Holland, Flandern und Friesland vertriebener fleiſſiger Landbauern aufzunehmen, und von ihnen namentlich die Umgebung Hamburgs, z. B. die heutigen Vierlanden, bebauen zu laſſen, wo Sitte und Tracht ſich bis auf dieſe Stunde am reinſten erhalten haben. — Noch ſorgfältiger war der Graf aber auf die Erbauung der Stadt ſelbſt bedacht, und er ſorgte zuvörderſt für Wiederherſtellung der ſeit 1072 in Trümmern gelegenen Domkirche, und das nun errichtete und von Adolphs Nachfolger vollendete Gebäude, deſſen Pracht man ſehr rühmt, ſtand bis in die neueſte Zeit, da man es dann wegen Baufälligkeit abzutragen ſich bewogen fand. — Auch Adolphs Gemalin zeigte ſich ſorgfältig für Hamburg, indem ſie es vorzüglich betrieb, und von ihrem Gelde dazu hergab, die mehrerwähnte Alſterburg, zum Schutz gegen die Feinde wieder herzuſtellen.

Graf Adolph ſtarb 1130, und hinterließ ſeinem zweiten Sohne Adolph II, einem ſehr gelehrten und gottesfürchtigen Herrn, das Erbe, der denn auch das begonnene Werk des Vaters mit Eifer fortſetzte, ja, als ein in ſeiner Jugend mit Pfaffenmilch Genährter, noch weiter, und dem Heidenthum an die letzte Wurzel ging, wobei ihm vor allen ein ſchlauer und kühner Mönch, Vicelin, behülflich war, der ſich unverdroſſen unter die heidniſchen Wenden wagte und ihnen die unverdaulichſten Dogmen der neuen Lehre mit ſolcher Eindringlichkeit predigte, daß ihm von fern und nah eine Menge Volks zulief, wie denn ſolches auch ohne Verſtändniß nicht ſelten einer äußerlich imponirenden Erſcheinung den Saum des Kleides küßt. — Dieſer Vicelin veranlaßte, daß nachher neue Klöſter, z. B. zu Kaldern (jetzt Neumunſter) und zu Segeberg errichtet wurden. —

Es war aber im Jahre 1038 als Herzog Lothar, jetzt zum deutſchen König erhoben, durch Heinrich den Hoffährtigen erſetzt wurde, in Folge deſſen Adolph II. von

Schauenburg, einem Günstling weichen mußte, und Heinrich von Badewide, als Lehnsgraf von Nordalbingen eingesetzt, in Hamburg einzog; jedoch währte diese Herrlichkeit nur ein Jahr, als er schon durch politische Verwickelungen getrieben, wieder abziehen mußte, jedoch vorher nicht unterließ, in kindischem Groll die Alsterburg zu schleifen, und auch Segeberg in Trümmern zu legen. Adolph kehrte nach Hamburg zurück, hätte indeß um ein Haar bald wiederum wechseln müssen, denn Herzog Heinrich des Hoffärtigen Wittwe, Frau Gertrud, war dem Heinrich von Bardowike sehr hold, und nur mit Mühe siegte des Adolphen gutes Recht, daß er in seinem Amt verblieb und Heinrich mit Ratzeburg entschädigt wurde. Adolph begann nun wieder ein thätiges Leben; er ließ nicht nur die zerstörten Burgen wieder aufbauen, sondern richtete auch sein Augenmerk auf das alte Abotritenschloß Lübeck an der Ostsee, das 1139 von einem Rügischen Fürsten zertrümmert worden, und das er nun an einem geeigneten Orte zwischen der Trave und Wackenitz wieder aufrichtete, und Sorge trug, daß es bald zu einem blühenden Handelsplatz heranwuchs.

Des verstorbenen Herzogs Heinrichs Sohn war der berühmte Heinrich der Löwe, der nun zu einem unbändigen Jüngling herangewachsen, und von Kampflust entbrannt, allerlei Händel anfing, auch Adolph zumuthete, da Lübeck seine Stadt Bardowik in Verfall brachte — ihm Lübeck zur Hälfte abzutreten, und die Saline in Oldeslohe zu Gunsten Lüneburgs aufzugeben, und als Adolph sich dessen weigerte, ließ er Lübecker Waaren auf der Landstraße wegmausen und nach Bardowik bringen auch die Salzquellen zu Oldeslohe verschütten. — Adolph war verständig genug in diesem Sturme zu laviren. Als nun aber Lübeck 1157 im Feuer aufging und Adolph demselben wenig Hülfe zukommen ließ, zogen die Lübecker auf Heinrichs Gebiet, und bauten an der Wackenitz

eine Stadt, die nannten sie Löwenstadt. Allein es ging schlecht damit, weil die Lage nicht zum Handel günstig war, und da nun Adolph dem welfschen Löwen die alte Stätte an der Trave gutwillig abtrat, war die Freundschaft für ewige Zeiten zwischen ihnen geschlossen. Adolph fiel nicht bald darauf in einer mörderischen Schlacht gegen die Wenden und Heinrich beweinte innig den Verlust eines so wackern Mannes, ließ sein Gebein präpariren und in Minden neben einem den Todten zu Ehren errichteten Altar feierlich beisetzen.

Sein minderjähriger Sohn Adolph III. wurde durch seinen Vormund und bald darauf Stiefvater: Heinrich von Orlamünde vertreten und wir finden Hamburg zu dieser Zeit schon als eine zu hohem Wohlstande herangeblühte Stadt wieder. So hatte sich z. B. das Tuchmachergeschäft so sehr geltend gemacht daß 1152 neben dem Krameramte, auch das Amt der Gewandschneider bestätigt und mit besonderen Privilegien bevorzugt wurde. Mehrere andere Gewerke, die sich des blühendsten Zustandes erfreuten, folgten ihnen, und noch bezeugen die Namen einiger Straßen in der Umgegend der Domkirche, welche Handwerker vorzugsweise dort ihre Geschäfte betrieben; so finden wir z. B. die Schmiede-, Filter-, (Filzer-, Hutmacher-,) Pelzer-, (Pelzhändler-,) Garbrader-, Beckmacher-, Knochenhauer- und andere Straßen mehr. Auch um die Neueburg siedelten sich zahlreiche Bewohner an, und sie selbst, oder vielmehr der Platz, worauf sie stand, wurde zu Bürgerwohnungen benutzt, als 1161, zur Zeit der Vormundschaft der Gerichtsvogt von Hamburg es veranlaßte, daß die Burg geschleift wurde. Auch eine Betkapelle in dieser Gegend zu errichten heischte, die Nothwendigkeit, und welche Schwierigkeiten auch von Seiten des Domkapitels dagegen erhoben wurden, so setzte man es doch durch, und 1168 weihte man das neue Bethaus dem Schutzpatron der Seefahrenden, dem St. Nikolaus, worauf dann diese, durch einen nunmehr direkt auf sie

herab erflehten Segen gedeihende Neuſtadt bald ſo ſehr an Umfang und Wohlſtand zunahm, daß ſie die Altſtadt faſt zu überflügeln drohte.

Im Laufe dieſer Zeit erhoben ſich wieder mancherlei fürſtliche Zwiſtigkeiten, in Folge deſſen Heinrich der Löwe in die Reichsacht erklärt wurde, auch ſich gezwungen ſah, drei Jahre in England zu verweilen; ſeine angeſtammten Lehnsguter wurden zerſplittert, und der kühne und kräftige Mann durch ein verworrenes Zuſammentreffen von Umſtänden ſo ſehr gedemüthigt, daß er von England heimgekehrt, wie ein kranker Löwe ſtill und verzagt auf ſeinem Erbſchloß zu Braunſchweig hockte, vor dem er das Bild eines Löwen in Stein gehauen hatte aufrichten laſſen. Dennoch fürchtete man den Herzog Heinrich, und als gegen das Jahr 1198 Clemens III. einen Kreuzzug nach Paläſtina ausſchrieb, und 68 Fürſten ſich demſelben anſchloſſen, mußte er ſich wiederum bequemen nach England zu gehen, mit dem Verſprechen, ſich dort bis zur Heimkehr der Ritterlichen Fürſten ruhig und friedlich zu verhalten. —

Auch Adolph III. ſchloß ſich beſagtem Zuge an, und da es ihm an Geld gebrach, ſo wendete er ſich an die reichen Hamburger Bürger, die auch nicht lange anſtanden, ihm ihre Säckel zu öffnen, aber man darf hier wohl das heutige Hamburger Volksſprichwort anwenden, und bemerken, daß ſie mit der Wurſt nach dem Schinken warfen, denn der dankbare Herzog begab ſich ſeiner vornehmlichſten Rechte auf Hamburg, und veranlaßte den Kaiſer Friedrich I. zu Privilegien, die man als die erſten leiſen Anfänge der republikaniſchen Freiheit Hamburgs zu betrachten berechtigt iſt. Nemlich:

„Es ſollen die Bürger in Hamburg mit ihren Schiffen, Waaren und Mannſchaften von der See bis an die Stadt frei ſeyn von allem Zoll, Angeld und ſonſtigen Anforderungen. — Dafern ſie fremdes Gut heran bringen, dürfen ſie nach Stade einen Boten ſchicken der auf Eides

Pflicht den Zoll zu entrichten nach den Gütern. — Wir, der Kaiser machen die Bürger von Hamburg im Gebiete des Grafen frei von jeglichem Zoll und Angeld, auch soll es verboten seyn bei 2 Meilen von der Stadt ein festes Schloß oder desgleichen zu erbauen. — Sie sollen frei haben auf der Elbe Fischerei zu treiben zwei Meilen auf- und abwärts der Stadt, ebenso auch in der Bille fur eine Meile, — massen des Wasser ist des Reiches Straße. — Jeglich Gut das ein Hamburger innerhalb des gräflichen Bezirks erwirbt oder kauft, möge es seyn Holz, Kohlen oder Getraide, und verfährt solches zu Schiffe oder zu Wagen, soll nicht dürfen angehalten werden durch irgend Einen, anders nicht durch gute Zeugen das Recht darzu möchte erwiesen werden. — Es soll ihnen auch vergönnet seyn ihr Vieh auszutreiben vom Morgen zum Abend auf die Weide. — Es sey ihnen Macht gegeben Holz zu schlagen, und die Waldungen zu gebrauchen wie bisher. Strafgelder fur ungerechte Maaße an Bier, Brodt und Fleisch sollen zu zwei Drittheilen der Stadt und ein Drittheil dem Gerichtsvoigt zufallen. — Es soll ihnen frey sein aller Orten in der Stadt Geld zu wechseln außer vor dem Münzhause, auch sei ihnen Macht gegeben der Münze Pfenninge zu wardeien um deren Gewicht und Echtheit halber. — Wir geben auch die Bürger frei von jeglichem Kriegszuge, selbst um Vertheidigung des Landes, dagegen sie fur ihr Geld mögen Kriegsvolk anwerben."

Solch kaiserlicher Freiheitsbrief wurde gezeichnet zu Neuburg an der Donau den 7. Mai 1189, darauf von Adolph bestätigt, und beglaubigt durch die Edeln Herrn Friedrich von Haseldorp, Borchard von Barmstedt, Gerard Magnus, benebst dessen Herren Brüder Wilhelm und Otto. — Hamburger Seits aber von den ältesten auf uns gekommenen Rathmännern Vronald, Esecus, Virod, Standard und dessen Bruder Siegfried. — Es findet sich überdem in einer andern Urkunde

außer diesen Namen noch ein Gerichtsvogt Willebrand, dessen Amt später durch die Bürgermeister ersetzt wurde.

Die guten Aussichten wurden indeß nur zu bald wieder getrübt, denn während Heinrich der Löwe ruhig in England saß, brachen böse Nachbaren in seine Erblande ein und verübten daselbst die schändlichsten Gräuel. Wie ein Wetter saß Heinrich ihnen im Nacken und der erste der sich zu ihm hielt, war der Bischof Hartwich von Bremen, der in der Hoffnung lebte, durch Heinrichs Beistand in Nordalbingen seine frühere geistliche Macht wieder zu gewinnen. Stade wurde ihm eingeräumt; holsteinische Edelleute traten ebenfalls auf seine Seite und so wurde im Fluge Hamburg, Ploen und Itzehoe erobert. Auch die Grafen von Schwerin und Ratzeburg hielten sich zu Heinrich, und der einmal in Zorn gerathene Löwe ergriff jetzt die Gelegenheit, sich an der ihm verhaßten Stadt Bardowik dafür zu rächen, daß sie ihm in den Tagen der Noth, da er in die Reichsacht erklärt worden, eine Zuflucht in ihren Mauern versagt hatte. — Er rückte mit einer großen Heeresmacht vor die festverrammelte volkreiche Stadt, und es schreibt sich aus dieser Zeit ein Hohn her, mit welchem man noch zu unsern Tagen die sanftmuthigste Bardowiker „Zippeldeeren“ (Zwiebelmädchen) in Zorn jagen und ihr eine Grobheit entlocken kann. Als nemlich das Heer des Herzogs Heinrich vor der Elbe ankam, hatten die Bardowiker wohlweislich alle Fahrzeuge ans jenseitige Ufer gebracht, und man war einigermaßen in Verlegenheit, wie man den Strom passiren sollte. Zwar war das Wasser eben sehr seicht und eine Furth vorhanden, über die kundige Leute ihr Vieh zur jenseitigen Weide zu treiben pflegten, aber Niemand kannte die Lage derselben. Da kam Jemand auf den Einfall einen unweit des Ufers weidenden Bardowiker Ochsen herbei zu treiben, von dem man mit Recht erwartete, daß er die Furth kennen werde, und man hatte sich

nicht geirrt. Das einfältige Geschöpf zeigte den gefährlichen Fremden richtig den Ort, wo man ohne Gefahr passiren konnte, und unter diesem Anführer zog das ganze Heer über den Strom und gen Bardowik. Frägt man deshalb eine Bardowikerin: „Wat makt de Bardowiker Bull?“ — so giebt sie mit zornglühendem Gesicht eine unmittheilbare Antwort. —

Die volkreiche und gut vertheidigte Stadt leistete indeß den grimmigsten Widerstand und reizte dadurch den Zorn des Herzogs nur noch mehr, daher er auch nicht abließ, bis endlich am Tage Simon und Judä, die Stadt sich ergeben mußte, worauf die Sieger ein solch gräulich Wesen darin trieben, daß kein Stein auf dem andern blieb. Geistliche und weltliche Guter wurden geraubt, die Häuser geplündert und dann in Brand gesteckt; die vornehmsten Einwohner mußten hängen und was von den übrigen am Leben blieb, wurde gefangen fortgeführt. Bardowik erholte sich von diesem Schlage nimmer; der blühende Handel zog sich vornehmlich von hier nach Hamburg und Lübeck, und Hamburg kaufte für 300 ℔ Silber eine solche Masse Quadersteine aus den Trümmern vom Herzog Heinrich, daß man eine Vorsetzen vom Winserbaum bis zum Niederhafen davon erbauen konnte. Das großmuthige Hamburg gab den unglücklichen Einwohnern jedoch später noch ein kleines Aufgeld zu dem billigen Kauf, indem es, laut Vertrag, den Gemüsehändlern von dort für ewige Zeiten einen Marktplatz nebst Behausung abtrat, der in der Gegend der jetzigen Catharinenkirche belegen ist, und Zippelhaus benannt wurde. Erst viel später gingen sie ein, jährlich 100 ℔ für Unterhaltung des Gebäudes beizutragen.

Lübeck entging einem gleichen Schicksale nur durch schnelle und gutwillige Unterwerfung, auch wurde der dort hingeflüchteten Gemahlin des Grafen Adolph freier Abzug bewilligt. — Adolph war eben in Tyrus, als die Mähr von Heinrich des Löwen Beginnen, bei ihm

eintraf, und er hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Erlaubniß zur Heimkehr zu erwirken, um ſeine Länder wieder zu erobern, was ihm denn auch unter Beiſtand des Herzogs Bernhard und des Markgrafen Otto von Brandenburg um ſo eher gelang, da Heinrichs Muth gebrochen war, er ſich nach Ruhe ſehnte und auch bald darauf, am 13. Aug. 1195, ins Grab ſtieg.

In Folge des Regierungswechſels wurde Adolph von Holſtein unabhängig von den ſächſiſchen Herzögen; auch Hamburg wurde dadurch in ſeinen Freiheiten befeſtigt, aber kaum war Adolph von einem zweiten Kreuzzuge heimgekehrt, als ſich auch die Ausſichten für ihn ſchon wieder auf eine bedenkliche Art trübten. — Er hatte der Neider viele und diesmal war es einmal wieder Dänemark, das in verſchiedenen, ſeinen Feinden von Adolph verliehenen Schutz und Beiſtand, einen geſuchten Anlaß fand, dieſen aus ſeinem Frieden aufzuſchrecken. — Zuvörderſt ſtachelte man die Mecklenburger auf, Holſteiniſche und Lübecker Schonen-Fahrer wegzufangen, und dann ſandte der Dänenkönig ſeinen Bruder Waldemar mit einem Heere aus, in Holſtein einzufallen, worauf es bei Itzehoe zu einer Schlacht kam, in welcher Adolph den Kürzeren zog, und in Folge deſſen Itzehoe und dann auch Ploen genommen und Segeberg und Travemünde belagert wurden. Der Schauenburger entfloh nach Hamburg, konnte ſich aber nicht halten und entwiſchte nach Stade. Ratzeburg, Wittenburg und Gadebuſch mußten ſich dem Feinde ebenfalls ergeben, und Lübeck ihm huldigen, um Schlimmerem zu entgehen und ſeine Schiffe zurück zu bekommen. — Adolph verſuchte bald hierauf ſein geliebtes Hamburg wieder zu erobern, und mit Hülfe der getreuen Burger wurde ſein Verſuch mit Erfolg gekrönt. Er hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als die früher verſäumte Befeſtigung zu vollenden; leider aber war der Winter vor der Thür, und während er ſich bereden

ließ, die Weihnachtstage sorglos zu begehen, stand plötzlich das Dänenheer am Abend vor dem Feste schlachtfertig vor den Thoren, und wegen des unsichern Eisganges gehindert, über die Elbe zu entkommen, auch unvermögend die Ueberzahl der Feinde zu besiegen, mußte Adolph sich ergeben, und nur die Zusage, das ebenfalls berennte Lauenburg zur Capitulation zu bewegen, konnte ihn vor der Hand der Gefangennahme entheben; als er aber sein Versprechen nicht halten konnte, wurde er in Ketten geschlagen und unter Schmach und Hohn durchs Land geführt, worüber die Dänen dann kein geringes Siegesgeschrei erhoben. — Segeberg und Lauenburg hielten sich noch immer, und namentlich ersteres mit einem bewunderungswürdigen Trotz, obgleich die schrecklichste Hungersnoth in den Mauern wuthete. Die Feinde wurden von der Besatzung durch das leere Geklapper ihrer Mühlen getäuscht, doch konnte die Besatzung der Beharrlichkeit des Feindes nicht länger widerstehen, und man übergab sich unter der Bedingung eines freien Abzugs. In denselben Tagen starb Waldemars Bruder, der König von Dänemark, dem er nun auf den Thron folgte. Nach geschehener Huldigung belagerte er Lauenburg, und nach blutiger Gegenwehr ergab sich auch diese Besatzung, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Graf Adolph seiner Gefangenschaft entlassen werde, was denn auch unter Begebung aller Ansprüche auf Holstein, Stormarn und Wagerland, und unter Abgabe zweier Söhne und zehn anderer angesehenen Männer als Geißeln auf 10 Jahre, ins Werk gerichtet wurde, worauf alsdann Adolph tiefbekümmert heim nach Schauenburg zog und dort verharrte bis ihn der Gram ins Grab legte. Zum Statthalter zu Hamburg wurde Albrecht von Orlamünde ernannt, ein naher Verwandter Adolphs, und somit war die gute Stadt Hamburg unter dänischer Botmäßigkeit gestellt. — Diese Neuerung aber that kein gut; die Hamburger fanden sich in ihren alten Rechten und

Herkommen vielfach gekränkt; Chikane aller Art erregte ihren Mißmuth, auch die Holsteiner Landbewohner theilten den Verdruß, und heimlich gährte ein Complott zur Umwälzung der Dinge, das in der Wilstermarsch seinen Centralpunkt fand und es fehlte nur ein kräftiger Führer, die revolutionäre Gesinnung zur That ausbrechen zu machen. Man dachte in diesem Punkte wohl an Graf Adolph, aber sein Muth war gebrochen, auch hatte Verrath und Feigheit vieler der nun Unzufriedenen das Unheil heraufbeschworen, so daß man nicht wagte, sich an ihn zu wenden. — Dieser Unentschlossenheit machte endlich eine Dame, die Frau von Deest aus Kellingdorf in der Kremper-Marsch, die die Verzagtheit der Männer mit Unwillen ansah, ein Ende; sie reiste selbst nach Schauenburg zu Graf Adolph, und beschwor ihn, sich an die Spitze der Unzufriedenen zu stellen. Der edle Graf schützte die Heiligkeit seines Eides und die Gefahr der in den Händen des Usurpators befindlichen Geißeln vor, ließ sich dennoch aber endlich bereden, unter dem Versprechen, dieselben vorher in Sicherheit zu bringen, seinen Sohn, den nachmaligen Grafen Adolph IV., der mit Bitten nicht nachlassenden Frau zu übergeben, damit unter dem Einfluß dieses Namens die Fahne des Aufruhrs erhoben und die Erblande wiederum erobert würden.

Der Knabe war noch jung, aber die edle Frau nahm ihn mit sich, ließ ihn unter den Edlen und Rittern von Holstein erziehen und sorgte dafür daß ihm die Gesinnungen der Unzufriedenen eingeprägt wurden. Die Anwesenheit eines Abkömmlings des rechtmäßigen Herrn wirkte belebend auf die verzagten Edelleute, und mit besonderer Keckheit begaben sich unter andern mehrere von ihnen zum Statthalter von Segeberg, um ihre Beschwerden vor ihn laut werden zu lassen, oder wie sich eine alte Chronik ausdrückt: sie „begunnten unter Ogen to knurren". — Der Gegenstand ihrer Klage war die Entziehung des alten sächsischen Rechtes, dessen Handhabung ihnen vom Könige

von Dänemark bei Uebernahme des eroberten Gebietes, zugesagt worden. — Der dänische Hauptmann von Segeberg erwiderte trotzig, daß er ihr Recht nicht kenne, weil es nicht niedergeschrieben sei; das dänische Recht kenne er aus der Schrift, aber ihr sogenanntes sächsisches Recht müsse er ihnen erst von einem Hunde vorbellen lassen. — Der schlechte Witz fand für diesmal keine weitere Erwiderung, ein andermal aber, da die Herren mit derselben Klage erschienen und gemahnt wurden, denn doch eine Abschrift ihres Rechtes vorzubringen, zogen sie blanke Schwerter unter ihren Gewändern hervor, und meinten, so es dem Hauptmann beliebe, wollten sie es ihm mit diesen Schreibfedern auf den Rücken niederschreiben. — Auf solche Antwort war der Königsknecht nicht vorbereitet, und nahm vor den furchtbaren Scribenten eilend Reißaus; diese aber waren flugs hinter ihm drein, und er mußte unter ihren Schwertern den Geist aufgeben. — Nun schlug die Flamme der Empörung hell auf; man verjagte die Dänen aus allen festen Orten, und setzte sich vorzüglich in Itzehoe fest, das man eilend mit einem festen Graben umzog. Hier erwarteten sie den Feind, der auch nicht lange zögerte die Feste zu berennen, und wahrscheinlich gesiegt haben würde, wenn nicht glücklicher Weise die Stör eben so hoch angeschwollen wäre, daß eine von dem Feinde gezogene Brücke fortgeschwemmt, und jener sich dadurch genöthigt gesehen hätte, abzuziehen.

Ob Hamburg an diesen Ereignissen, die nunmehr weitverzweigte Folgen nach sich zogen, thätigen Antheil genommen, wissen wir nicht zu sagen, der Anlaß dazu war bei ihnen geringe, da Graf Orlamünde, der dänische Statthalter daselbst, in letzter Zeit mit großer Milde und Umsicht regierte. Indeß traten im Laufe dieser Periode politische Verwickelungen ein, die Hamburg wiederum zum Schauplatz blutiger Ereignisse machten. Heinrich des Löwen Sohn nämlich, Otto IV., Verwandter

und anfangs Freund des Königs Waldemar, sah sich später bei einem Streit um die deutsche Königskrone zu Gunsten Friedrich II., von jenem verlassen, da Friedrich den Dänen die Herrschaft aller deutschen Lande am rechten Elbufer abtrat. Otto appellirte gegen diesen Gewaltstreich mit dem Schwerte in der Faust, und mit ihm war der Bischof von Bremen, Waldemar, der ohne Vorwissen der Hamburger Domherren und ohne Bestätigung des Pabstes, auf den Bischofsstuhl berufen, in Bann gethan war, und sich durch solch Bundniß mit Otto des aufgedrungenen Bischofs Gerhard v. Osnabrück, als Erzbischof von Bremen, zu erwehren gedachte. — Es war aber eben Kirchweihfest zu Bremen, und das Volk drängte sich schaarenweis zum Altar, seine Gaben darzubringen, als ein Unbekannter unter der Menge sich ebenfalls herandrängte, einen großen Brief auf den Altar niederlegte und dann eben so schnell wieder verschwand. Dieser Brief enthielt die päbstliche Bannbulle; aber die Bremer kehrten sich nicht viel daran, sondern zogen mit ihrem Bischof hinaus gen Hamburg, unter Otto's Fahnen zu kämpfen, und so thürmte sich 1215 abermals ein schweres Gewitter über Hamburg auf, denn die Feinde drohten mit Feuer und Schwert, sofern ihnen nicht die Stadt übergeben würde. Die Hamburger aber, der Dänenherrschaft ohnehin längst überdrüssig, säumten nicht, die da draußen einzulassen, doch waren sie klug genug sich gute Bedingungen auszuwirken, die indeß keine besonders gute Früchte trugen, da König Otto nicht allein bald weiter zog, sondern auch bald darauf von Waldemar, dem Dänenkönig, über die Elbe zurückgeschlagen wurde. Nun maßten Stade und die bischöflichen Lande zuerst den Zorn des Feindes empfinden und die Verheerungen mitten im Winter waren grausenerregend. Dann ging er über das Eis zurück und belagerte Hamburg, dessen Einwohner sich indeß auf eine so verzweifelte Weise des Fein-

des erwehrten, daß dieser zum Aushungern seine Zuflucht zu nehmen sich gezwungen sah, weshalb er in dem westlich belegenen Eichholze eine Schanze anlegte, und zwar auf derselben Stelle, die man von dieser Zeit an den Feendsberg (woraus dann später Venusberg geworden) zu nennen pflegte. Der frühere Statthalter, Albrecht von Orlamunde, legte sich zu Schiffbeck an die Bille, um von dorther die Zufuhr abzuschneiden und so war denn nun Hamburg in großer Noth. — Dörfer und Fluren lagen ringsumher in Asche und von Rossen zertreten; die Vorräthe in den Mauern wurden täglich geringer, bald genug schlich der Hunger mit bleichem Gesichte durch die Gassen, und dabei sollte man auf den Wällen stehen und Wache halten. Sechs Monate lang hatte man diese Noth schon erduldet, da riß den Bürgern der Geduldsfaden und weil überdem von Außen keine Hülfe zu erwarten, so murrte man im Stillen, und eine Empörung drohete auszubrechen, weshalb der Rath beschloß, ein. Deputation ins feindliche Lager zu senden, um wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Es wurden leidliche Bedingungen gewährt, aber nicht gehalten, denn kaum war der Feind in der Stadt, als er auch sein altes liebgewonnenes Plünderungssystem in Anwendung brachte, der verhaltene Groll gegen die abtrunnig gewesene Stadt in allen Arten von Grausamkeiten sich Luft machte, und der König selbst seiner Zusage so wenig gedenk war, daß er die Stadt 2 Jahre später, 1218, um 24,000 ℳ Lübisch an den schon erwähnten Albrecht von Orlamunde förmlich verschacherte. Zum Glück blieb dieser edle Herr seinen früheren milden Gesinnungen treu, und Hamburg hat Ursache, diesen wackern Edelmann einen der ersten Ehrenplätze in den Jahrbüchern seiner Geschichte anzuweisen. — Er suchte sich die Liebe und das Wohlwollen der nur zu hart bedrängt gewesenen Bürger auf alle erdenkliche Art zu erwerben, und auch die Geistlichen erfreuten sich seiner Fürsorge, wie er

denn unter andern der Domkirche die Zehnten von Schiffbeck, Altenburg und Steinbeck überwies. Etwas später, 1224, bestätigte er der Stadt sogar die unter Heinrich dem Löwen erworbenen Freiheiten und Gerechtsame, und man darf im Ganzen behaupten, daß aus diesem sich so drohend und verderblich anlassendem Ereigniß die schönsten und segenreichsten Früchte erwuchsen, eine Erscheinung, die sich nur zu oft im Leben des Einzelnen und der Völker wiederholt hat, als daß sie nicht eine große Tröstung in den Tagen der Noth und Bedrängniß dem nachdenkenden Leidenden gewähren sollte. Es mag erwähnt werden, daß unter der Regierung des Grafen Albrecht die kirchlichen Verhältnisse Hamburgs sich völlig umgestalteten, die erzbischöfliche Würde an Bremen überging, und ein Probst die oberste geistliche Gewalt in Hamburg ausübte, dem ein Decan zunächst untergeordnet war und dem alle Geistlichen zu gehorsamen angewiesen. Ein Scholasticus überwachte die Schulen, und man muß sich billig wundern, daß man in letzterem Punkte eher rück- als vorwärts geschritten ist.

Um wieder auf Waldemar, den Dänenkönig zurück zu kommen, so hatte dessen kolossale Macht (er kommandirte eine Armee von 160,000 Mann und hatte 1500 Schiffe) — die holsteinischen Unzufriedenen so eingeschüchtert, daß man einen günstigern Zeitpunkt abzuwarten beschloß, um den im verborgenen unter ihnen lebenden Jüngling, Adolph v. Schauenburg, zu seinem Rechte zu verhelfen. Dieser Augenblick kam viel früher als menschlicher Scharfsinn es zu vermuthen Veranlassung fand, denn seit jeher hat die göttliche Regierung der menschlichen Schicksale auf der höchsten Staffel des irdischen Glückes eine Falle hingestellt, in welcher der nun einmal Blindgeborne sich gewöhnlich, trotz seiner Klugheit, selber fängt. — So auch hier. — Es ereignete sich nämlich, daß Heinrich

und Günzel, zwei Grafen von Schwerin, einen nichtsnützigen Edelmann, Johann Gans, wegen schlechter Streiche des Landes verwiesen, worauf solcher zu Waldemar ging und diesen durch Verläumdung so gegen genannte Grafen zu verhetzen wußte, daß der übermüthige Dänenkönig nicht nur des Grafen Heinrich festes Schloß Boitzenburg zertrümmerte, sondern auch durch den Grafen Albrecht v. Orlamünde, die ganze Umgegend verheeren ließ. Ueber dem allen mußte Heinrich vor dem König erscheinen, wurde hier zurück behalten und so sehr gedemüthigt, daß die gerechteste Rache in der Brust des Edelmanns glühte. Er wartete daher nur auf eine Gelegenheit diese brennende Leidenschaft zu befriedigen, und solche ließ nicht allzulange auf sich warten. Es ereignete sich nämlich, daß der Hof sich auf einer kleinen, an der Südseite von Fühnen belegenen Insel, Lyoe, bei Jagd, Spiel und Gesang ergötzte. Die Nacht brach über diese Lust herein (es war am 6. May 1223) — und der König lag mit seinen Leuten tiefbezecht, schlummernd in seinem Zelte, als Graf Heinrich von Schwerin mit einigen Getreuen leise zu Waldemars Lager heranschlich, ihm nebst seinem ältesten Sohne den Mund verstopfte, beide knebelte, in bereitgehaltene Fahrzeuge schleppte und darauf nach Schwerin in ein festes Gewahrsam entführete. — Wuth und Bestürzung über den kecken Streich bemeisterte sich der Großen des dänischen Reichs, die augenblicklich Graf Albrecht zum Reichsverweser ernannten, und dann bei Kaiser und Pabst sich für die Befreiung ihres Königs verwendeten. Indeß der Kaiser, längst eifersüchtig auf Waldemars Macht und Ansehen, that nur zum Schein etwas des Begehrten, hätte aber in Wahrheit den Gefangenen gern selbst in seiner Macht gehabt, doch vermochte weder sein, noch des Pabstes Bemühen den Grafen Heinrich v. Schwerin zu bewegen, einen so fetten Braten heraus zu geben. Da nun Güte nichts verschlagen wollte,

so gedachte Graf Albrecht es mit der Gewalt zu versuchen, und es gebrach ihm hierzu nichts weiter als Geld; etwas, das man schon zu jener Zeit in Hamburg reichlich finden konnte, und wie er immer gegen Hamburg gütig gesinnt war, so gedachte er mit dem Plane des Herbeischaffens zugleich eine Wohlthat für die gute Stadt zu verbinden, daher er derselben, nach kurzer Verhandlung, alle Gerechtsame — welche er für sein gutes Geld von König Waldemar erkauft — für eine baare Summe von 1500 Mark löthigen Silbers, etwa 51000 ℔ lübsch, wieder abließ, und somit datirt sich von diesem Handel, der 1224 abgeschlossen wurde, die erste eigentlich republikanische Freiheit Hamburgs, dessen entfernte Veranlassung die Nichtswürdigkeit eines mecklenburgischen Edelmannes, Johann Gans von Grabow, abgab, darum wir gleich den Römern — deren Capitol durch eine Gans gerettet wurde — wohl Veranlassung haben, dem Geschlechte der Gänse eine dankbare Erinnerung zu weihen.

Der Graf von Schwerin war indessen nicht träge gewesen sich des Angriffs zu versehn, und hatte sich zu dem Ende nicht nur mit dem Erzbischof Gerhard von Bremen und einem mecklenburgischen Fürsten, Burwin, verbündet, sondern auch der junge Graf Adolph der IV. trat plötzlich mit zahlreichen holsteinischen Rittern und Edelleuten nebst einem schlachtfertigen Heere auf den Schauplatz der Begebenheiten, und somit rückten sich im Januar 1225, die beiden feindlichen Mächte bei Mölln entgegen. — Ein mörderisches, mit großer Erbitterung geführtes Treffen begann, indeß unterlag nach fünfstündigem Kampfe König Waldemars Partei; Graf Albrecht fiel in die Hände der Sieger, und wurde zu nicht geringem Schrecken seines königlichen Herrn, in einen und denselben Kerker mit ihm gesperrt.

Hamburg war durch diesen Sieg wiederum in einen

ſchlimmen Handel verwickelt, denn es ließ ſich annehmen, daß die Sieger, unter denen der Schauenburger, jenen Kaufkontrakt des nun geſchlagenen Feindes nicht reſpektiren würden, und in der That ſahen die ewig geplagten Hamburger bald nach jenem Treffen wiederum eine Heeresmacht vor ihren Mauern. Zuerſt fiel Schiffbeck, ein feſtes von Albrecht v. Orlamunde an der Bille erbautes Schloß, in die Hände der Sieger, und in Hamburg erhob ſich ein Zwieſpalt der Meinungen, was bei ſo geſtellten Sachen zu beginnen, ob man ſich ergeben und den Zorn der Sieger abwenden, oder das Aeußerſte verſuchen ſollte, um die redlich erkaufte Freiheit vielleicht zu bewahren. — Zum Glück giebt's bei den meiſten Dingen eine Mittelſtraße, und ein altes lateiniſches Sprichwort ſagt, daß es dieſe immer war, welche die Seligen gegangen. — Auch unſere ſeligen Vorfahren ſchlugen dieſen Weg ein, ſchickten Graf Adolph eine Deputation entgegen, und der Sprecher redete den edlen Herrn etwa folgendermaßen an:

„Nur mit großem Widerwillen können wir uns herbeilaſſen etwas zu reden; was Ew. gräflichen Gnaden Ohren widerlich zu hören, aber der Stadt Beſtes und der Auftrag derer die uns geſendet laſſens nicht anders zu. Sie wiſſen ſelbſt wie wir in die Macht derer von Dänemark gekommen, auch daß wir nicht die alleinigen geweſen ſo nach Entſagung Ihres Herrn Vaters gezwungen worden nach eignem Ermeſſen an dem Heil der Stadt zu bauen. Wir waren gezwungen dem neuen Sieger freundlich zu begegnen und die Geſinnungen der Liebe für das Haus Schauenburg zu verbergen. Nachdem nun der Graf Albrecht uns ſeine Anſprüche an die Stadt um guten Preis verkauft, ein Handel, den man wohl nicht als Verrath auslegen kann, da Albrechten die Herrſchaft über Hamburg nirgend beſtritten worden iſt — ſo bitten wir nun, die Liebe zur Freiheit nicht übel auszulegen, ſondern vielmehr mit Billigkeit unſere Verhältniſſe zu wür-

digen, auch unsere ehrlich erworbenen und vom Kaiser bestätigten Gerechtsame zu respektiren, wenn wir Ew. gräfliche Hoheit nebst Ihrem Heer den freien Einzug in unsere Mauern gestatten; wo nicht, so haben wir dann beschlossen, lieber im Kampfe zu sterben, als uns unserer Freiheiten zu begeben".

Adolph, ein gutmüthiger und wohlwollender Herr, nahm diese Rede keineswegs übel auf, sondern verschleß sein Ohr den bösen Anreizungen Mancher von seinem Heer, denen es in Hamburg zu plundern und zu rauben sehr gelüstete, versprach auch den Burgern ihrem Begehren zu Willen zu seyn, und hielt zur Weihnachtszeit 1225 seinen Einzug in Hamburgs Thore, worauf er zuvörderst der Dänen feste Schlösser, zu Schiffbeck und im Eichholz, der Erde gleich machte, kraft des städtischen Privilegiums, nach welchem bei 2 Meilen in der Runde nichts dergleichen geduldet werden sollte.

Nach diesem Vorgange widerstand nun auch Graf Heinrich v. Schwerin den dringenden Mahnungen des Pabstes, Waldemar von Dänemark frei zu lassen, nicht länger, doch sollte derselbe seine Freiheit mit schweren Opfern erkaufen, als welche man 45000 ℔ Silber, alle Kleinodien der Königin (ausgenommen die Krone), 200 Zimmer raren Pelzwerkes, 1,000 Ellen flandrischen Scharlachs und Abtretung aller zwischen der Eyder und Elbe belegenen, auch dem Heinrich v. Burwin angehörigen, nebst sämmtlichen außer Rugen belegenen slavischen Länder — wohl zu nennen berechtigt ist. Ferner mußte er versprechen, binnen 10 Tagen Rendsburg an den Grafen Adolph herauszugeben, wie auch allen Kaufleuten des römischen Reiches, sonderlich den Hamburgern und Lübeckern, gleiche Rechte in Dänemark, wie vor seiner Gefangennehmung, zu gestatten. — Zu besserer Sicherung dieses Abkommens mußte der König und seine Söhne, als auch die hohe Geistlichkeit des Reiche, die Ur-

kunde beschwören und besiegeln; auch mußte Waldemar einen Eid leisten, nicht nur sich selber nicht zu rächen, sondern auch seinen Bundesgenossen solches zu wehren; endlich aber aller solcher Zusage, durch Stellung einer Geissel, in der Person seines Sohnes Waldemar, eine völlige Sicherheit zu gewähren.

Solche harte Bedingungen zu erfüllen hielt der freigelassene König sich indeß nicht für verbunden, und kaum hatte der Pabst ihn der Sünde eines gebrochenen Eides entsühnt, als er auch schon Vorkehrungen traf, seiner Rach- und Eroberungssucht nachzugehen. — Er verbündete sich zu dem Ende im Jahre 1227 mit seinem Neffen, dem Herzog Otto von Lüneburg, verwüstete Dithmarschen und begann gegen Adolph eine Feldschlacht in Holstein. Mehrere Tage blieb der Sieg unentschieden; selbst der von Adolph zu Hülfe herbeigerufene Albert v. Sachsen konnte keinen Ausschlag geben, und erst die Lübecker, die aber durch nächtlichen Verrath die dänische Besatzung theils ermordet, theils verjagt hatten, entschieden zu Gunsten der Holsteiner; jedoch keinesweges ausreichend genug, als daß der Krieg damit schon sollte beendet gewesen seyn; vielmehr zog sich der Kampf hin und her, bis endlich bei einem Dorfe, Bornhöved, an der Grenze von Wagern, ein Haupttreffen entbrannte. Es war am Tage Maria Magdalena, als diese ewig denkwürdige Schlacht geschlagen wurde. Die Dänen wurden im Centrum von Waldemar selber befehligt; der linke und rechte Flügel gehorchte dem Prinzen Abel und dem Herzog Otto v. Lüneburg; Reserve bildeten die unzufriedenen Dithmarschen, von denen der Schauenburger heimlich Zusage empfangen, man werde zu rechter Zeit zu ihm übertreten. Dem königlichen Feinde gegenüber stand Adolph selber, an der Spitze von 300 ihm vom Kaiser Friedrich gesendeten Reiter; Prinz Abel hatte es mit dem Grafen von Schwerin und dem Lübecker Bürgermeister, Alexander

v. Soltwedel, der Lüneburger aber mit Herzog Albert v. Sachsen zu thun; der Erzbischof Gerhard v. Bremen und der wendische Fürst Burwin befehligten das Hintertreffen. — So brach der Mittag herein; Adolphs Leute hatten die brennende Sonne gerade im Gesicht; der Feind wußte den Umstand wohl zu benutzen; immer näher drängte er heran, schon begann man diesseits zu weichen und Flucht und Unordnung riß ein; vergebens sprengte Graf Adolph von einem Flügel zum andern, befahl, bat, mahnte an gegebenes Versprechen, flehte, nur noch eine kurze Weile zu stehen: — vergebens; Alles schien verloren. — Da rief er den Himmel an, ihm beizustehn, versprach im Fall der Gewährung, zum Dank und zur Erinnerung an diese Stunde, Kirchen zu errichten, selber ein gottselig Leben zu führen und sich dem heiligen Dienste der Religion zu weihen. — Sein Gebet, das er, in den brennend heißen Sand niedergestreckt, mit zum Himmel erhobenen Händen sprach, lautete wörtlich also:

„Hiliger Gott! ick spöre in my Dyne allmächtige Hulpe, vnd ick will nicht vndankbar erfunden warden. Wenn du my de Feende överwinnen helpest, will ick thom Denkmal Dyner Genade, by dem Ankamen tho Dyner Ehren vnd thom Angedenken disser Victoria, Karken vprichten, vnd will my aller minschlichen Dingen begäwen vnd tho Dynem Dinst my sülvst gäwen vnd in en Klooster gahn".

Sein Herz ward wundersam ermuthigt und getröstet nach diesem Gebet; wie ein Löwe stürzte er in das Schlachtgetümmel zurück, und siehe da, es begegneten ihm die tapfern Ditmarschen mit dem verabredeten Zeichen der umgekehrten Schwerter. — Adolphs Leute faßten drob wieder Muth, die Dänen wankten, der Sieg wendete sich und 4000 Dänen nebst einem Auge des Königs Waldemar blieben auf dem Wahlplatze; ja, letzterer dankte

GRAF ADOLPH'S GELÜBDE IN DER SCHLACHT VON BORNHÖVED

es nur einem deutschen Ritter, daß er der Gefangenschaft entkam und Kiel erreichte.

Nach solchem Siege konnte der Erfolg nicht mehr zweifelhaft sein; Adolph hatte nicht nur seine Grafschaft wieder gewonnen, sondern auch die Dithmarschen ihre Freiheit, und Lübeck nannte sich von diesem Tage an eine kaiserliche freie Reichsstadt. — Im Jahre 1228 versuchte es der heimtückische Waldemar zwar noch einmal, in einem neuen Feldzuge die verlorenen Länder wieder zu erobern; er griff zuerst Rendsburg, und da er hier geschlagen wurde, auch Itzehoe und Segeberg an, da er indeß überall unglücklich war, gab er endlich die Fehde auf, tauschte gegen Lauenburg seinen gefangenen Feldherrn, Albrecht v. Orlamünde, ein und wurde zuletzt noch so zahm, daß er sogar seine Einwilligung zu einer Heirath zwischen seinem Sohn Abel und der Tochter des Grafen Adolph, Mathildis, gab.

Die Schlacht bei Bornhöved, zu der die Hamburger laut Contract, wie überall, weder Leute noch Kriegssteuer zu geben brauchten, kostete sie dennoch freiwillig 20,000 ℔ löthigen Silbers. Nach Beendigung des Feldzuges hielt Graf Adolph seinen feierlichen Einzug in die Stadt und säumte dann nicht, sein, mitten in dem Wüthen der Schlacht gegebenes Gelübde in Erfüllung zu bringen, in Folge dessen er noch in demselben Jahre 2 Klöster zu erbauen begann, das eine der Maria Magdalena, das andere den beiden biblischen Johannes geweiht und für Franciskaner- und Dominikaner-Mönche bestimmt. Das neidische Domkapitel widersetzte sich zwar dieser Neuerung, aber man zog den geduldigen Himmel mit in ein Complott, und er mußte vor den sichtbaren Augen des Kloster-Grundbesitzers Redder eine Scholle Erde aus den Wolken fallen lassen, die auswendig schwarz, inwendig aber weiß und mit goldnen Streifen durchfurcht war, so auszulegen, daß weiß und schwarz die Ordenstracht,

das Gold aber die reine christlich-katholische Lehre der Dominikaner bedeute; (wird demnach also wohl nur Bronce gewesen sein). — So etwas verfehlte in jenen Zeiten die beabsichtigte Wirkung nicht leicht, und nachdem die Mönche dem Domkapitel noch das Versprechen geleistet, für keinerlei geistliche Bedienung irgend Zahlung zu nehmen, anders sie sich gutwillig wollten aus den Thoren jagen lassen, erfolgte die Weihe vom Domdechanten Eilhard im Jahre 1235.

Nachdem der fromme Graf diese Angelegenheit zu seiner Zufriedenheit erledigt, gedachte er auch anderweitig der Stadt Bestes. So sorgte er bei dem Kaiser, daß den Bewohnern der Neustadt gleiche Rechte und Privilegien mit denen der Altstadt zu Theil wurden, welche vornehmlich in Benutzung vieler, auf gräflichem Bezirk liegenden Wälder, Wiesen und Feldländereien bestanden; auch zwei Jahrmärkte wurden ausbedungen, benebst den gewöhnlichen Wochenmärkten. Eine Colonie Braunschweiger unter Anführung eines Bürgers Woirath, siedelte sich um diese Zeit zwischen der Alster und dem Millernthor (jetzt Ellernthorsbrücke) an. — Unter diesen Verhältnissen gestaltete sich ein freundliches Einvernehmen zwischen Gräflichen und Bürgerlichen, und als die schon oben erwähnte Hochzeit des Prinzen Abel vollzogen wurde, lud man auch Rath und Bürger von Hamburg dazu ein, die ein Brautgeschenk von nicht weniger denn 200 ℔ Silber mit sich dahin nahmen. Mit dieser Heirath war Graf Adolph der weltlichen Sorge so ziemlich quit, und er gedachte nun nur noch daran, den zweiten Theil seines Gelübdes in Erfüllung zu bringen und sich selber dem Himmel zum Opfer darzubringen. Jedoch sollte noch eine fromme Handlung — so meinte er — voran gehen, und da eben zu damaliger Zeit die Entdeckung Liefflands, die Begrundung der Stadt Riga und die Sorge für Ausbreitung des Christenthums unter der heidnischen Bevölkerung begonnen hatte, womit

Graf Adolph | der Franziskaner | begegnet seinen Söhnen.

nicht wenig Gefahren, gleich wie mit den Zügen nach Jerusalem verbunden waren, so beschloß Graf Adolph in Begleitung seiner gottesfürchtigen Frau Hedwig von der Lippe, durch einen derartigen Missionszug sich auf sein beschauliches Leben vorzubereiten, und nachdem er noch einige Staats- und Familien-Angelegenheiten geordnet, zog er mit nur geringem Gefolge, doch an der Grenze Liefflands von den damals berühmten Schwerttrittern empfangen und beschutzt, von dannen.

Auf der Reise begegnete den Pilgern nichts Besonderes, und die Verhältnisse hatten sich auch in jenem erst unlängst eroberten Reiche eben jetzt so friedlich gestaltet, daß der schon mit der Welt abgeschlossene Graf Adolph Gelegenheit fand, sich schon hier Uebungen der klösterlichen Disciplin hinzugeben und den Sinn vom Weltlichen abzukehren, Beschäftigungen, die dem Geschichtschreiber nicht eben Erhebliches aufzubewahren geben. — Nach einem Jahr schon kehrte das gräfliche Ehepaar nach Hamburg zurück, und nachdem den Söhnen Johann und Gerhard, unter Vormundschaft des Schwiegersohnes Abel, die Verwaltung der Länder übergeben, wählte Adolph den Tag des h. Hipolyt, den 16. August, zu seinem Eintritt in den Orden der Barfüßer; zwei Adelige, v. Ghikow, begleiteten ihn mit gleichem Entschluß in das Maria-Magdalenen-Kloster und man rühmt die strenge und gewissenhafte Observance des Grafen, deren er sich während der Probezeit unterzog. Unter andern erzählt man sich als Beweis für den Ernst seiner Entschließung, daß eines Tages, da ihm seine Söhne, mit aller Pracht von Rittern angethan, zufällig auf der Gasse begegneten, als er eben einen Topf mit Milch trug, er einen Augenblick bestürzt und schaamroth stehen blieb. Schnell aber ermannte sich sein frommer Sinn in ihm, und zu eigner Demüthigung goß er sich die Milch über sein geschorenes Haupt. — Nach Verlauf des Laienjahrs sehnte sich dann sein Herz vollends nach der Priesterweihe, die

aber an dem frühern Krieger, an dessen Händen Menschenblut klebte, nicht so ohne weiteres vollzogen werden konnte, weshalb er sich von seinen Obern die Erlaubniß nach Rom zu pilgern, erwirkte, und den Pabst Innocentius II. um Erlaß der an ihm haftenden Makel ersuchte. — Der schlaue Kirchenfürst sah die Demuthigung eines so hohen Herrn unter dem Krummstab gar nicht ungern, und Adolph zog hochbeglückt durch die Erfüllung seiner Wunsche nach Hamburg zurück, nachdem er noch zuvor alle diejenigen Orte besucht hatte, wo der heilige Franciscus, sein Ordensherr, früher sogenannte Wunder verrichtet hatte. Nach seiner Heimkehr empfing er vom Bischof Johann v. Bosnien die Weihe als Diaconus, dann vom Bischof von Lübeck am 20. December die Priesterweihe; hierauf besuchte er die von seinen Ordensbrüdern zu Bornhövd gestiftete Kapelle, las dort seine erste Messe, dann die zweite in Hamburg in seinem Kloster, worauf er beschloß, die übrige Lebenszeit im Marienkloster zu Kiel zuzubringen, in dessen dunkeln Hallen er uns und der Geschichte überhaupt, bis auf seinen Todestag, den 8. Juli 1261, verschwindet. Adolph war ein tapfrer und gerechter Krieger, ein freundlicher, leutseliger Regent und endlich in einer seinem Zeitalter zu Gute zu haltenden Verirrung, ein ganzer Mönch aus Ueberzeugung; was aber aus dieser Gesinnung entsprießt, ist, wenn auch nicht immer zu loben, vielweniger nachzuahmen, doch immer zu entschuldigen oder schlimmsten Falls zu bemitleiden, nie zu verdammen, wenn nemlich so wenig Schädliches wie hier für die Gesammtmenschheit daraus entspringt.

Die mönchisch frommen Entschließungen ihres Gemals theilte Hedwig, die aus Liefland heimgekehrte Gräfin, und auch von ihr wurden die häuslichen Freuden der Ehe mit einer klösterlichen Eingezogenheit vertauscht. Nordwestlich an der Alster lag ein schattiger Eichenwald, der wohl früher über manchen heidnischen

Götzendienſt ſeine Aeſte gewölbt. Schon 1225 hatte hier ein Landmann, Herbert mit Namen, eine Meierei angelegt, und Hedwig fand das Plätzchen traulich genug, ihr Leben daſelbſt in Gottſeligkeit zu verträumen. Sie kaufte dem Herbert ſeine Hude, (Weide, Hütung, Harvſtehude) um gutes Geld ab, und legte ein Ciſtercienſer-Nonnenkloſter, auch Jungfernthal genannt, daſelbſt an, und ſtand demſelben als Aebtiſſin ſelber vor. Der Pabſt Innocenz ließ das Kloſter feierlichſt beſtätigen, und es wurde ſpäter der Zufluchtsort vornehmer Hamburgerinnen, die um ihren Beruf als Weib betrogen, ſich mit dem himmliſchen Bräutigam zu begnügen, Veranlaſſung fanden.

Nach Anordnung dieſer geiſtlichen Angelegenheiten tritt das Bild der weltlichen Hamburger Bürger wieder in den Rahmen. Sie glaubten nicht vorſichtig genug ſein zu können, ſich das mühſam errungene Gut der bürgerlichen Freiheit gegen die fürſtlichen Krallen rings im Lande zu verwahren, und bei jedem Anlaß neu verbriefen zu laſſen. Heinrich des Löwen Nachkommen vermeinten noch immer Anſprüche an die freie Reichsſtadt zu haben, und dieſe wurden eben jetzt unter Vermittlung des Erzbiſchofs Gerhard von Bremen mittelſt bündiger Urkunde beſeitigt, wogegen Graf Johann v. Schauenburg für alle Zeiten ſeine Anſprüche an Lüneburg aufgab, und daſſelbe aller Plackereien ledig zu laſſen verſprach.

Die Stadt war bisher trotz aller Stürme und Verheerungen in ſteter Zunahme begriffen, und dieſer Trieb zum Wachsthum und dieſer verjüngende Keim ſcheinen ſich bis zur heutigen Stunde bewahrt zu haben. Urkunden geben den Umfang der Stadt im 13. Jahrhundert ungefähr folgendermaßen an: Südöſtlich von dem Winkel, den das Zuſammenfließen der drei Ströme bildete, zog ſich ein Deich (Butendyk) von einer aus den Bardowiker Mauerſteinen erbauten Vorſetzen, nebſt aufgezogener und mit Thürmen verſehener Mauer an der Elbe entlang über die

Mühren, alten Krahn und Kayen bis zum Ende des Rödingsmarktes, dessen Bezeichnung nicht von dem Familien-Namen Röding, sondern von dem altdeutschen rojen, messen, hergekommen ist, indem hier vorzüglich die Brauer wohnten, die Bier in Maaßen ausschenkten, Rojer genannt wurden, und die zu jener Zeit ganz nahe am Stadtgraben wohnten, wovon das heutige Rödingsmarktsteth ein Ueberbleibsel, und an dessen südlichem Ende ein Thor, das Schaarthor befindlich war. Vom andern Ende des Rödingsmarktes lief ein Damm auf das Marien-Magdalenen-Kloster zu, der dem Andrang des Alsterwassers Einhalt that, und den Barfüßer-Mönchen zum Spaziergang diente, daher der Name Mönkedamm. Von letzterm Kloster zog sich wiederum eine Mauer bis zum Johanniskloster. Innerhalb lief eine Gasse von der Petrikirche bis zum Grashkeller, wo das sogenannte Millernthor belegen, doch so, daß die erst in neuester Zeit abgebrochene Mühle noch außerhalb der Stadt lag. In viel früherer Zeit begrenzte die Stadt das Hadelerthor, da wo jetzt die Zollenbrücke belegen; das Hopfen- oder Lüneburgerthor, zwischen der kleinen Reichenstraße und dem Hopfensack befindlich, und das Schul- oder Marienthor, dort wo der Kattrepel belegen. Schon viel früher hatten sich, trotz aller Beunruhigungen, durch Privilegien geschützt, auch im südlichen Theil der Stadt gewerbfleißige Leute, vorzüglich Fischer und Handwerker angesiedelt, und ihre Vermehrung hatte es im 13. Jahrhundert nothwendig gemacht, eine Kapelle daselbst zu erbauen, aus welcher Ansammlung dann später das Catharinen-Kirchspiel entstand. Vor allen mehrten sich dort die Tuchfabrikanten (Wandbereiter) wovon die beiden Wandrahme und der Wandbereiter-Brook, Zeugniß auf uns gebracht. Die Bierbrauer gediehen zu einer Zeit, als man noch keinen Schnaps trank, zu Reichthum und Ansehen; sie saßen zahlreich im Rath und erfreuten sich sonderlicher kaiserlicher Privilegien; Vorzüge, die ihnen

unsere Mäßigkeitsvereine wohl schwerlich wieder zurück erstatten werden. Passionirte Biertrinker mag es interessiren, daß bis zum Jahre 1233 der freundlich moussirende Gerstensaft in jugendlicher Röthe schimmerte, von dieser Zeit an aber allmälig erblaßte, ohne jedoch dadurch an Güte und Kraft zu verlieren. — Um schließlich eines vierten Kirchspiels zu gedenken, so siedelten sich um die Zeit des 12. Jahrhunderts gegen Osten zahlreiche Fuhrleute und Gärtner an, deren Nachkommen sich augenscheinlich in forterbender Beschäftigung im Jacobikirchspiele erhalten haben, wie denn auch schon bald, im 13. Jahrhundert, eine Kapelle unter dem Schutze des heiligen Jacob daselbst errichtet wurde. — Graf Adolph IV., seine ganze Aufmerksamkeit geistlichen Interessen widmend, faßte im Jahre 1233 den Entschluß, in einem dorthinaus liegenden Gehölz abermals etwas Klösterliches zu stiften, diesmal ein Convent, in welchem zwanzig Nonnen in blauen Habiten (blave Süsters) für Kranke, vorzüglich fremde Pilger, Sorge zu tragen beauftragt und dafür mit gewissem Einkommen, auch mit einer Erlaubniß bedacht wurden, Vorübergehende durch einen sorgsam verhüllten Aussätzigen vor der Thür des Siechenhauses mittelst langbestockten Almosenbeutels mit den Worten anbetteln zu lassen: „gönnt den armen Seeken ook wat". Eine alte, dem St. Georg, Bezwinger des Lindwurms, geweihte Kapelle die schon von Graf Albrecht mit einigen Aeckern Landes dotirt worden war, wurde zu dem geistlichen Bezirk herbeigezogen. Jenes Krankenhaus lag übrigens sehr zweckmäßig in einem Gehölz an der Alster versteckt, um die zu damaliger Zeit vielfältig mit Aussatz behafteten Kranken dem Anblick der Gesunden zu entziehen, und nur ein schmaler, dunkler Fußpfad zog sich verstohlen an der Mauer dahin; daher der alte Name: „dat Spital up dem Steg". Die Kapelle soll sich aus den Zeiten der Kreuzzüge herschreiben, wo arg heruntergekommene und zerfetzte Krieger

von den vergeblichen Zügen gegen die Ungläubigen heimkehrten und Orte ſuchten, ihre Glieder wiederum zuſammen heilen zu laſſen. — Ganz im Sinne des päbſtlich-katholiſchen Mittelalters hatte man in Stationen, genau dem Weg von Pontius Pilatus bis nach Golgatha nachgemeſſen, in Meſſing gegoſſene Kreuzigungsgruppen aufgeſtellt, deren größte neben der St. Georgs-Kapelle, zwei andere im Spitalerthor und dem Speersort ſtanden, am Dome ſelbſt aber war Chriſti Abführung in Stein ausgehauen. Erſt in ganz neuerer Zeit vermogte der fortzeugende Proteſtantismus und der Akatholicismus dieſe Marterbilder des geſunden Geſchmacks in die Rumpelkammer zu verweiſen. Das letzte, welches am längſten auf ſeiner rechten Stelle ſtand, wurde von einem hohen Granitblocke getragen. Es waren 3 metallene Crucifixe, jedes etwa 3 Fuß hoch; am mittleren und höchſten der Kreuze hing Chriſtus, zu ſeinen Füßen ſtand Maria, die Mutter, und Johannis, hinter dem Kreuz war früher noch ein Engel befindlich. Auf dem Haupte des rechten Schächers ſaß urſprünglich ein Engel, der die, in Geſtalt eines Kindes dargeſtellte Seele in Empfang nahm, während den andern eine Teufelskralle beim Schopf faßte.

Werfen wir nun einen Blick auf die ſich geſtaltet-habenden innern Regierungszuſtände, ſo finden wir als hervortretend und vorherrſchend eine weiſe, mit Geld nicht geizende Sorgfalt in Erwerbung und Bewahrung reichſtädtiſcher Freiheit inmitten aller Drangſale furſtlichen Uebermuthes und Gewaltthätigkeiten, die uns eine unbedingte Hochachtung für die Leiter der öffentlichen hamburgiſchen Angelegenheiten einzuflößen berechtigt iſt. Der jetzige Zuſtand unſrer Verfaſſung hat ſich aus einem unförmlichen, das Kommende nur leiſe andeutenden Urkeim entwickelt. Zur Zeit, da man Hamburg, unter der unmittelbaren Herrſchaft der Grafen von Holſtein geſtellt, nicht füglich als ſächſiſche Stadt betrachten durfte, übte ein

Voigt die bürgerliche Gerichtsbarkeit; dieser Voigt ist eine uralte Persönlichkeit in Hamburg und schreibt sich aus den frühesten Perioden her, doch fand derselbe schon zur Kaiserzeit an dem gediegenen Charakter der hamburger Bürger einen Zaum seiner etwaigen Willkühr. Kampfgericht (Wehrding) und Gottesurtheil (Ordalien) entschieden in jenen Zeiten über außerordentliche Fälle, die etwa jetzt dem Oberappellationsgericht zugewiesen werden. Geschriebene Gesetze kannte man noch nicht, sondern Traditionen von analogen Rechtsfällen und Sprüchen und das Urtheil der Witzigsten (Wittigsten), das im Naturrecht seine Basis fand, sprach Recht über dazumal noch nicht mit heutiger Spitzfindigkeit geführte Rechtsfälle. Der Voigt, auf freier Wahlstatt Gericht haltend, schöpfte seinen Spruch aus den Ansichten dieser Witzigen, oder eigentlich Verständigen, an die die Parteien auch wiederum appelliren konnten, wenn ihnen des Voigts Urtheil ungerecht bedunkte. — Diese witzigen Männer waren die Uranfänge unserer jetzigen Rathmänner oder Senatoren, bei deren Wahl also billig noch immer Witz und Verstand, Scharfsinn und redlicher Wille entscheiden sollten. Der kaiserliche Voigt war nach der eigentlichen Absicht bestimmt, die Bürger bei ihren Rechten zu erhalten und gegen fremde Unbill zu schützen, aber die kriegerischen Zeiten veranlaßten nicht selten daß die Bürger ihn und hohe adelige Herren in ihren Mauern gegen Gefahren verstecken mußten, wodurch denn die Hochachtung für dieselben nicht eben gewinnen konnte, vielmehr Forderungen für solchen Schutz gemacht wurden, dem die hohen Herren sich nicht immer entziehen konnten, und wodurch die Freiheiten und Gerechtsame der Städter von Zeit zu Zeit keinen unerheblichen Zuwachs erhielten. Hamburgs Bürgerschaft kam so allgemach zum Bewußtsein seiner Macht und Größe, mit welcher die Kraft solche zu bewahren und zu vergrößern wuchs, und bald sank die Würde des Statthalters wie des Voigts völlig zu einem Schat-

bilde herab, da Abgeordnete des Raths bei Handhabung ihrer Aemter ihnen stets zur Seite standen und auf die Finger sahen, damit nichts den Rechten und Privilegien zuwider geschehen konnte. Bald nach erwähntem Freikauf vom Grafen Albrecht v. Orlamunde sammelten Hamburgs Bürger die Herkommen ihrer Rechtssprüche in einem eigenen Buche — das Stadtbuch — und die aus den verständigsten der Bürger von verständigen Burgern (wohl verstanden: nicht von dem Rath selber) erwählten Rathsherren waren gehalten, getreulich nach diesem Rechte zu richten und zu schlichten, und Willkühr darin würde ihnen übel bekommen sein. Die Grafen v. Holstein hüteten sich gleicherweise wohl, Eingriffe in diese burgerlichen Rechte zu wagen, da vor ihren Augen die ersprießlichsten Folgen an Ruhe und Wohlstand daraus hervorgingen, in Folge dessen sich Reichthum in der Stadt sammelte, von dem sie gelegentlich in der Noth ihr Scherflein zu erbitten Veranlassung fanden und selten leer ausgingen. — Unter diesen Umständen, verbunden mit einer den Welthandel so sehr begunstigenden Lage, wuchs der kleine Staat zu einer wundersamen, innern, prunklosen Macht heran. Nationen aller Art suchten und fanden sich und die ihnen anständigen Waaren hier; zwei Märkte, seit jeher in der Neustadt abgehalten, halfen den Verkehr nicht unmerklich befördern. Munz- und Wechselrecht, mit Vorsicht entworfen und gehandhabt, erleichterte den kaufmännischen Betrieb und Austausch; verfallene Städte, z. B. Bardewik, veranlaßten das Herbeiströmen neuer, wohlhabender oder doch betriebsamer Bürger; neue Handelswege, wofür dazumal noch ein weites unentdecktes Feld offen lag, wurden gesucht und gefunden; freundschaftliche Verträge zu gegenseitigem Schutz und Trutz mit nahen und fernen Nationen angeknupft und mittelst bundiger Urkunden abgeschlossen, worunter vornehmlich die Dithmarschen, Wurstfriesen und die Lübecker figuriren. Rechte über Strandfälle und

Klagepunkte in fremden Ländern wurden nach Uebereinkommen festgestellt; Alles aus der Nothwendigkeit hervorgegangen, wegen Mangel an fürstlichem Schutz in sich selber die Mittel zur Sicherung von Leib und Habe zu suchen, und so schließt hiemit, sozusagen, die Jünglingszeit Hamburgs und wir gehen neuen und interessanten Scenen burgerlicher Verwickelung entgegen, aus denen sich dann wiederum weitere und vollkommnere Gestaltungen vor unsern Augen entwickeln werden.

Es hatten sich bis hierher an bewohnten Straßen, wie solche in alten Urkunden ausdrücklich vorkommen, gebildet: 1) Im St. Petri Kirchspiel: die Reichenstraße, die neue (große) Bäckerstraße, die alte (kleine) Bäckerstraße, Fischmarkt (früher alter Markt), Beckmacher- (früher Hunde-) Straße, Filterstraße (früher: beim Schrangen), Peltzerstraße, bei der Münze, Knochenhauerstraße, Berg, bei St. Peter, bei St. Marien-Kirchhof, die beiden Johannisstraßen, auf dem Nessel (Neß), Brodschrangen, (Rathhaus wird zuerst 1266 gedacht), bei der Waage, bei der Alster, und der Mühlendamm. — Bis hierher reichte die durch Thore getrennte Altstadt. — 2) Nikolai Kirchspiel: Trostbrücke, so genannt wegen eines Kruzifixes, unter welchem hinweg die Verbrecher zum Tode auf den „Köppelberg" (Richtstätte, in der Gegend zwischen der Alsterburg und der St. Georgs-Kapelle belegen), geführt wurden, während sie die Tröstung des Priesters empfingen. Diese Brücke zog sich vom Ausgang der Neuenburg bis zur alten Börse. Ferner: bei St. Nikolai, die Deich- (Dyk-) Straße, Hohe Brücke, Rödings- (Royer-) Markt, wovon um diese Zeit noch die eine Seite außer dem Thore belegen. — Mühlenbrücke, Holzbrücke, Kaaks- (Kirchen-) Twiete, beim heiligen Geist. — 3) Catharinen Kirchspiel: Catharinenbrücke, Grimm (bis 1266 nur an einer Seite bebaut), bei den Mühren (Mauern), Cre-

mon; die kleine Kirche war westlich vom Elbufer begrenzt. — 4) Das Jacobi-Kirchspiel weist aus dieser Zeit nur zwei Straßen: die Stein- und die Sägerstraße auf. Das Uebrige glich mehr einer mit Gärten und Wiesen besäeten Vorstadt. — Bohnen-Straße und Burstah, Bezeichnungen, die aus dem Stand der Landleute mit Gartenfrüchten ihre natürliche Ableitung finden, hatten, außer einigen Wirthshäusern, noch keine Wohnungen aufzuweisen. Der Schlieknht verdankt seinen Namen den durstigen Mönchen, die bei ihren Spaziergängen auf dem Mönkedamm gelegentlich einen heimlichen Abstecher nach den gefüllten Bierkrügen des Rödingsmarktes machten. — Die Lilienstraße (früher Nackerstraße) ist ein Denkmal des damaligen Volkswitzes, da man die weißgebleichten Knochen des dort belegenen Schindangers mit jener Blume verglich, welches etwas später ein unbegründetes Analogen in der Bezeichung: Rosenstraße fand.

So ungefähr waren die Umrisse der Stadt zur Zeit, da Herzog Abel der Vormundschaft über Graf Adolphs IV. Söhne, Johann und Gerhard, am 8ten November 1211 entsagte, Erzbischof Gerhard II. von Bremen dieselbe übernahm, Graf Johann unter großem Jubel der Einwohner am 10ten seinen Einzug in die Stadt hielt und beide Brüder bald darauf zu fernerer Ausbildung nach Paris gingen. — Fünf Jahre lebten Hamburg und die Holsteinischen Lande überhaupt in Ruhe und Zufriedenheit. Die Söhne Waldemars waren zu sehr mit gegenseitigen inneren Zwistigkeiten beschäftigt, als daß sie an Eroberungen nach Außen hätten denken sollen, aber schon im J. 1246 erschien Erich mit einem zahlreichen Heere, angeblich um nach Livland zum Beistand der Ordensritter zu ziehen, in Holstein. Allgemein bestürzt sammelten Graf Abel von Schleswig und der Bischof von Bremen ihre Heere; auch Lübeck rüstete sich mit Volk und Truppen, und die beiden Grafen von Holstein kehrten eiligst aus Paris nach Hamburg zurück, wo

sie am 11ten October mit großem Jubel empfangen wurden. — Hamburg bot um diese Zeit im Nordwesten noch große Blößen dar, und man beschloß eiligst, an eine Befestigung dieser Seite zu denken, wozu denn alle guten Bürger aufgeboten wurden, die auch, um der Gefahr willen, nicht lange auf sich warten ließen. Namentlich war es die Strecke von der kleinen Alster bis an das Millern- (Mittlern) Thor, nahe der Heil. Geist-Kirche, wo in der Nähe ein Wall, der später sogenannte alte (daher Altewallstraße), aufgeworfen wurde; den schwächsten Punkt, wo Linnenbleichen belegen, die mit Wasser überlaufen und zugefroren leicht überschritten werden konnten, besetzte man mit einem festen Thurm, von seinem Schieferdach der blaue Thurm genannt, der bis zum J. 1728 gestanden hat. — Indeß ging die persönliche Gefahr an Hamburg vorüber, indem sich die Heeresmacht nach Lübeck wendete. — Die Lübecker bewiesen sich in diesem Handel als wahre Helden, denn Alexander von Soltwedel, der Lübecker Bürgermeister, vernichtete die dänische Flotte bei Fehmarn, landete an der dänischen Küste, verheerte das Land, steckte Kopenhagen in Brand und kehrte mit reicher Beute nach Lübeck zurück, worauf ein Waffenstillstand die Ruhe für einige Zeit wieder herstellte, welche sich für Hamburg durch nichts auszeichnet, als daß im Jahre 1247 mit Braunschweig ein Vertrag und Bündniß errichtet wurde, und zwar so intim, daß, wenn gleichwohl es sich etwa ereignen möchte, daß ein Regent Braunschweigs Hamburg befeinde, die Bürger doch mit Leib und Gut in Braunschweig Schutz und Sicherheit zu gewärtigen haben sollten, ein Vertrag, der aus einer, fast möchte man sagen, Heiligsprechung des Handels hervorgegangen zu sein scheint, da dieser Erwerbsquell sich immer mehr als das Glück und den Wohlstand der Nationen fördernd, herausstellte.

Die nächste, Aufmerksamkeit verdienende kriegerische Begebenheit ereignete sich zwischen des verstorbenen

Waldemars Söhnen, doch gab Veranlaſſung dazu Graf Gerhard von Holſtein, dem bei Theilung der väterlichen Güter, Rendsburg zugefallen, durch König Erich von Dänemark aber deſſelben wieder beraubt worden war. Jetzt verbanden, nach ſo glänzenden Siegen, ſich die Brüder mit den gefürchteten Lübeckern und Bremern; auch Hamburg ſchloß ſich gegen die Gewohnheit ihnen an und ſendete nicht nur eine Hülfsmannſchaft unter Anführung der beiden Rathsherren, Werner von Ertenburg und Friedr. Meyer (die in dieſem Zuge gefangen wurden und ſich für ihr eigenes Geld rantioniren mußten), ſondern ſie ließen ſichs auch einige tauſend Mark an baarem Gelde koſten. Der Sturm richtete ſich flugs auf Rendsburg, zu deſſen Entſatz indeß König Erich eben ſo ſchnell mit einer Armee herbeieilte und alle Chancen des Sieges für ſich hatte, als eine große tragiſche Begebenheit der Sache eine unerwartete Richtung gab. — Des Königs Bruder Abel, ohne Theil an dieſem Kriege zu nehmen, ſchien die Gelegenheit, ſeinen mit ihm entzweiten Bruder in der Nähe zu haben, zu einer Ausſöhnung benutzen zu wollen, und lud Erich zu ſich nach Schleswig zu einem freundlichen Gaſtmahle ein. — Der König, nichts Arges ahnend, ging in das Netz des boshaften Abels, denn kaum war er bei dieſem eingetroffen und freundlich empfangen, als auch ſchon die Schlinge über ihn zuſammen fiel, indem ein däniſcher ſogenannter Edelmann, Lago Gudmundſon, ſich verrätheriſch ſeiner Perſon bemächtigte, ihn in einen dunkeln Kerker ſchleppen, hier von einem ſchon bereit ſtehenden Henker durch das Beil enthaupten und den Leib mit Ketten umſchlungen und mit Steinen belaſtet ins Meer bei Möſund verſenken ließ. Die Nacht des 12ten Auguſt 1250 deckte ihren ſchwarzen Schleier über dieſe verwerfene Bluthat. — Die Geſchichte hat verſucht, Abel, dem der Thron nach Erichs Tode zufallen mußte, von der Schuld des Brudermordes zu reinigen, nicht allein weil er ſich

selber — als Bedingung der Krönung — durch einen Eid davon reinigte, sondern auch weil seine anderweitige Handlungsweise, als wohin vorzüglich Almosen und fromme Stiftungen zu rechnen, eine solche That nicht vermuthen lasse; jedoch ist die Wahrscheinlichkeit nur zu grell gegen ihn, und eben die zuletzt bezeichneten Handlungen deutet der Unbefangene auf ein schuldbeladenes Gewissen; zudem freiete Abel nun Graf Adolph des Pfaffen Tochter, den er durch dergleichen Handlungen der Frömmigkeit schon zu gewinnen hoffen durfte. Die Zeitgenossen haben Abel gerichtet und die Besonnenern der Geschichtschreiber stimmen ihnen bei.

Hamburg war unter denen, die von dem Bestreben des nun bald darauf gekrönten Königs Abel, die Welt durch Milde zu versöhnen, große Vortheile zogen. — Die Belagerung wurde gleich nach vollzogener Blutthat aufgehoben, und die Hamburger erlangten ein Privilegium von dem neuen König, datirt von Roskild den 11. November 1250, das, ganz gegen ein bisher übliches Strandrecht: alles an der dänischen Küste verunglückte, hamburger, von den Leuten der Eigenthümer geborgene Gut, frei und ungefährdet nach Hamburg sollte entlassen werden. — Man muß bewundern, wie unsere Vorfahren sofort jede Gelegenheit, Handelsvortheile und Privilegien zu erlangen, beim Zipfel zu ergreifen verstanden, und es wären aus dieser Zeit eine Menge ähnlicher Beispiele anzuführen, wie denn mit Norwegen, Flandern, Sachsen, Lübeck u. a. m. sehr günstige Handelsverträge zum Abschluß kamen, wodurch theils Sicherheit des Eigenthums zu Lande, theils Erlaß der Zölle (z. B. beim Zollenspeicher) auf den Strömen gewährt wurde. — Auch im Innern wußte man die Bande der Abhängigkeit von den Grafen von Holstein mehr und mehr nun auf gütlichem Wege zu lockern. So geschah es um die Zeit 1252 und 53, daß die fürstlichen Herren sich aller Münzgerechtigkeit begaben und dieselbe, mit Ausschließung

von Wagern, Holstein und Stormarn, an Hamburg für ewige Zeiten abtraten. Was indeß in der Politik die Bezeichnung: ewige Zeiten bedeutet, ist uns allzugut bekannt. – Ferner wurde ein Erlaß der unter dem Namen Kriegszins von, innerhalb der Ringmauern belegenen Grundstücken zu zahlenden und von Waldemar II. herrührenden Abgaben erlassen, auch der Friedschilling, — eine Art Schutzgeld, das aber die Bürger in der Regel selber verdienen und doch bezahlen mußten, — wurde um diese Zeit erlassen, und dabei als Zeugen die hamburger Rathsherren, Bertram v. Burtehude, Willen Herwerk, Tangmar Tode, Petrus Rudolff v. Eilenstette, Joh. v. Braunschweig, Wolf Jacobsen und Ric. Fredewort genannt. Dergleichen Freundlichkeiten vergalt dann die dankbare Stadt durch allerlei, mit Geld und Gaben zu erlangenden kleinen Aufmerksamkeiten, wie z. B. diesmal die Ausrichtung von König Abels, in Hamburg erzogener Tochter Hochzeit mit dem Grafen Bernhard v. Anhalt.

Um diese Zeit des Jahres 1258, nachdem der Erzbischof von Bremen, Gerhard, am 28sten August gestorben war, erhob sich ein Pfaffenkrieg um die erledigte Stelle, zu der nicht weniger wie drei Bewerber: Hildebold, aus gräflich Wundstorpschem Geschlechte, der Bremer Domprobst Gerhard, und Simon, Bischof von Paderborn, sich meldeten. Die geistliche Angelegenheit, von drei harten Köpfen geführt, konnte Schwerter aus der Scheide locken und Hamburg, als betheiligt, mit in den eigennützigen Gotteshandel verpflochten werden, weshalb die Grafen von Holstein beschlossen, auf dem Süllberg die längstverfallene Burg wiederum zu gutem Schutz aufzurichten. Dagegen protestirten aber die vorsichtigen Hamburger, auf ihre Privilegien pochend, ließen's jedoch, vorbehältlich der Gerechtsame, endlich geschehen, da der Stadt Sicherheit damit verknüpft war. Die Sache ließ sich wirklich so gefährlich an, daß die Grafen sich auf eine Art zu rüsten für nothwendig

erachteten, die mehr Geld erforderte, als sie besaßen, und um die Bürger von Hamburg zur Hergabe desselben geneigt zu machen, ertheilten sie der Stadt ein sehr liberales Privilegium, dahin lautend, daß die städtische Gerichtsbarkeit, das Weichbildsrecht, wie man es nannte, über die Grenze der Stadtmauer hinaus zu einem umfassenden Bezirk erweitert werden sollte. Wir finden in der betreffenden, von den Rathmännern Bartram Erici, Leo Winter Claus v. Parchen, Anno Mylor und Fr. v. Ertenburg gezeichneten Urkunde, die, denselbigen Zuwachs umschließende Grenze von dem Millernthor beim Graskeller ab bis an den Bach Herverdshude, von der Mündung desselben an, und dann quer über dieselbe; hierauf von demselben Bache aufwärts bis zum Bach Henninghude, und von da über die Alster bis zum Anschariusbach (Scherbade) bezeichnet, wo sich denn das neue Gebiet jenseits der Elbe endigt. — Alle genannten Bäche sind unsrer Kunde entschwunden, doch geht so viel hervor, daß das Gebiet nicht unbedeutend war und ohne Zweifel ein Theil des später erbauten Michaelis-Kirchspiels in sich begriff. Dieses Weichbild, auch Ding- oder Mahlstätte genannt, wurde bald durch ein einfaches Kreuz, öfter aber auch durch ein ehernes Kaiserbild mit Schwerdt und Handschuhen (Symbol des Marktfriedens und des Halsgerichts) bezeichnet. — Das Volk war gewohnt, jede solche große eherne Statue einen Roland zu nennen. In Hamburg stand ein solcher Roland auf der Stelle des späteren Eimbeckschen Bierhauses, woran die daran grenzende Brücke erinnert. — Man erzählt sich aus jenen Tagen den hübschen Schwank, daß Graf Adolpp V., der seinen Wohnsitz in Pinneberg hatte, öfter Nachmittags mit seinen Mannen nach Hamburg ritt, einen guten Trunk im Rathsweinkeller zu sich zu nehmen, wo auch die Herren des Raths alsdann sich einzufinden pflegten. An einem nebeligen Novembertage, wo der Graf wohl auf keine ergötzlichere Weise sich die Grillen zu vertreiben wußte,

erschien er ebenfalls und sprach in guter Gesellschaft, unter Erzählung allerlei lustiger Schwänke, dem grünen Römer so tapfer zu, daß er die Zeit des Thorschlusses darüber verfehlte, die man bei dem dunkeln Wetter sogar etwas verfrüht haben soll. Geschlossene Thore aber öffneten sich hier zu jenen Tagen keinem Sterblichen vor Tagesanbruch, und ein anwesender Rathsherr bat deshalb den edlen Grafen, bei ihm freundlichst die Nachtherberge vorlieb zu nehmen. So geschah's; man brach auf, und in der nahegelegenen Wohnung des Gastfreundes wurde die Pokulation des Rathskellers fortgesetzt. Graf Adolph ließ sichs wohl sein und verschmähte den Becher nicht, vorzüglich da des Rathsherrn wunderschöne Tochter ihn kredenzte. — Im Laufe des Diskurses äußerte der Graf: für diese Freundschaft werde er erkenntlich sein und der Gastfreund möge sich sofort Etwas von ihm erbitten. Da erbat der Gastfreund sich die Strecke Landes bis zum heutigen Grenzgraben vor Altona, oder, wie er sich ausdrückte, „dat lütje Rümken". Einer der übrigen Anwesenden setzte die Urkunde sofort auf, Adolph unterschrieb sie, besiegelte sie mit seinem Degenknopf und wunderte sich am andern Morgen sehr, als man ihn freundlich einlud, bei Aufrichtung des Weichbildzeichens anwesend zu sein. Allein ein Grafenwort soll man nicht drehen noch deuteln, und so geschah's, daß Hamburg sein Gebiet auch im Westen ansehnlich vergrößerte. — Man wußte aber auch den Werth des Geschenkes zu würdigen und vergalt sofort durch 9800 ℔ löthigen Silbers, eine Summe, die in jenen Zeiten schon bedeutend genug war, eine Fehde damit kräftig zu unterstützen. — Die Angelegenheit wurde auch durch Parteinahme verschiedener Mächte verwickelt genug; der zunächst leidende Theil war, wie immer, das Volk, und namentlich ergriff das längst auf Hamburg neidische Stade die Gelegenheit, sich an der Nachbarstadt zu reiben, und die Elbe und deren Ufer zum Gegenstande mannigfältiger Räu-

Adolph V. besiegelt die Schenkungsurkunde eines Theils des vormaligen Hamburgerberges.

bereien zu machen, gegen die keine Repressalie und Abwehr Seitens der hiesigen Bürger etwas verschlug. — Nebenbei erschien der eine der bischöflichen Prätendenten, Hildebold, mit einem eigenhändig vom Papste Alexander IV. empfangenen Befehl an Hamburg, des Inhalts, daß sich die Stadt als der herzoglichen Oberherrschaft für entbunden betrachten und der erzbischöflichen Macht zu Bremen unterwerfen möge. Auch sollte genannter Herr bei Strafe des Kirchenbannes gehalten sein, sich seiner Rechte zu Gunsten Bremens zu begeben. — Die ehrlichen Hamburger ergötzten sich blos an diesen Nonsens des römischen Pfaffen und beantworteten ihn mit verdientem Hohn dahin, daß sie privatim mit den Bremer Bürgern ein Handelsbündniß zu gegenseitigem Schutz und Trutz errichteten und sich um die Bischofswirthschaft nicht weiter kümmerten. — Gegenseitige Ohnmacht endete indeß diesen Pfaffenkrieg, noch ehe man's erwartete, und da auch eine gleichzeitige Verwickelung derer von Holstein mit Dänemark eine Fortsetzung des Krieges mißlich machte, so wurde durch gütlichen Vergleich unter den hohen Herren Friede gestiftet, ohne daß indeß Hamburg zu dem Vertrage herbeigezogen worden, welches erst 7 Jahre später, in alter beliebter Weise, durch sein gutes löthiges Silber, und zwar für dieses Mal mit 600 ℔, Ruhe von dem Bischof von Bremen erkaufen mußte. Die Geschichte hat's den Grafen nicht gut angeschrieben, daß sie die Interessen ihrer pflegbefohlenen Stadt nicht besser vertreten, aber die Herren werden schon ihre Gründe gehabt haben, die Stadt einmal um des eigenen Interesses halber durchfallen zu lassen, so etwas muß man den Fürsten nicht übel deuten, es bringt das die Natur der Dinge so einmal mit sich.

Die nächstfolgende Zeit zeichnet sich durch nichts Besonderes aus, als daß die sogenannte schwarze Grethe, eine dänische Königin, in der Schlacht bei Schleswig von den Holsteinischen nebst ihrem Sohne, Erich V., gefangen genommen, in Hamburg ihren Aufenthalt hatte.

Die Hamburger ließen keinen Augenblick ihre Handelsvortheile aus den Augen; so sendeten sie in diesen Tagen den diplomatisch geschickten Bürgermeister Jordan nach Schweden zum Herzog Byrge von Ostgothland, um sich gleiche Handelsrechte mit den Lübeckern zu erwirken, wobei der schlaue Bürgermeister mit großer Umsicht die Grundsätze seines Volkchens: in Friede und Freundschaft nach Wohlhabenheit zu streben und gelegentlich den Fürsten davon abzugeben, hervorhob, und seine Mission überhaupt so glücklich zu Ende brachte, daß er mit einem Privilegium in der Tasche nach Hause zurückkehrte, dahin lautend: es sollten die Hamburger gleiche Zollberechtigungen mit den Schweden genießen, nach Verhältniß, wie diese sie in Hamburg unterworfen seien. Hamburger Strandgut solle in Schweden den Eigenthümern gesichert werden. Erbgut eines Hamburgers daselbst solle bis ein Jahr in gutem Verwahrsam bleiben, und im Nichteinforderungsfalle erst dann dem königlichen Schatze anheimfallen. Schließlich aber in Fällen, wo ein dem schwedischen Gerichte Verfallener Geld und Gut eines Hamburgers in Händen habe, solle dieses ungefährdet und dem Unschuldigen wohlbehalten bewahrt werden. — Aehnliche Traktate wurden mit anderen Nationen, namentlich auch mit Hannover abgeschlossen, und als im Jahre 1265 der päbstliche Legat, Kardinal Guido, nach Hamburg kam, geistliche Zwiste in Dänemark beizulegen, ergriff man die Gelegenheit, gegen die See- und Flußräubereien einiger Nachbarvölker, namentlich der Bremer, gegen die alle weltliche Macht nichts verschlagen wollte, geistlich-katholische Waffe aufzubieten. Der verständige Kardinal neigte sich den Bittenden mit großer Bereitwilligkeit, belegte die Strafbaren mit dem Kirchenbann und beauftragte den Erzbischof von Magdeburg, über die Wirksamkeit zu wachen. Die darüber ausgestellte Urkunde spricht sich sehr bildreich und eindringlich über die Niederträchtigkeit der Strandiebe aus, aber der fromme

Erzbischof Hildebold von Bremen schien diese Ansicht keineswegs zu theilen, mindestens hielt er es für zu hart, des Guido Verlangen, es sollten die Räuber ihr Gut wieder herausgeben, nachzukommen und sendete desfalls einen Abgeordneten nach Hamburg, diesem Theil des Begehrens Erlaß auszuwirken, was denn auch durch Vermittelung eben jenes Guido gelang, denn in jenen Tagen hatte man noch ziemlich liberale Begriffe über jene Gattung von Freibeuterei; — jedoch mußte Hildebold, wohl oder übel, den angedrohten Kirchenbann gegen obgenannte Räuber in seinem Sprengel anschlagen, und somit reisete der Legat nach Lübeck ab, nachdem er noch allen kirchlichen Privilegien der Stadt seine geistliche Weihe gegeben.

Dieses Jahr (1266) überliefert der Erinnerung noch den Tod des Grafen Johann von Holstein*). Dieser

*) Er wurde begraben im Dome zu Hamburg der Kanzel gegenüber. Sein Grab war mit einer messingenen Platte bedeckt, und die Statue des Grafen lag in Lebensgröße ebenfalls in Messing gegossen auf derselben. Neben an hing eine eherne Tafel, auf welcher geschrieben stand:

„Deenet God vnde bidtet för de Edlen Hochgeborne Herren tho Holsteen, Stormarn vnd tho Schowendorch, Greven (Grafen) hebben gewesen vnd hier liggen begrawen, dat jem God gnädig sy."

„Tho dem ersten för Greven Johanne dem Ersten, de da was des Greven Allewis (Adolphs) Sohne, de sit hier tho Hamborch tho de Barföter begav. Dessülve Grav Johann hevt düsser Karken väl Gudes gedahn vnd starv im Jahre naa Godes Boorte MCC. darnaa LXVI. in Sunte Victoris dage."

„Boertmehr' för Greven Gehrde, dem ersten synen Broder de ook düsser Karken väl Gudes hevt gedahn, vnde hevt den Altar und eene Vicarie dar gestiftet vnd starv in dem Jahre naa Godes Boorte dusend tweehundert darnaa in dem een vnd achtzigsten Jahre in Sunte Thomas dage des Apostels."

„Boertmehr för Greven Waldemar des andern Greven Gehrde Sohne, de da wart geschlagen in dem Orloghe

Graf Johann starb bald, nachdem er mit Albert von Braunschweig sich friedlich vertragen und seine Nichte mit Alberts Bruder, Johann von Lüneburg, in Hamburg Hochzeit gemacht; wobei die Bürger wiederum ihre Gastfreundschaft und Geschicklichkeit bei Anordnung von leckeren Schmausereien so eigenthümlich an den Tag legten, daß Albert von Braunschweig aus Dankbarkeit für so viele Freundlichkeit seine Freundschaft mit Heinrich III. von England dahin benutzte, daß er der liebgewonnenen Stadt an der Elbe die Freiheit erwirkte, in ganz Britannien Handelsgesellschaften haben und keine andere als die gewöhnlichen Abgaben dafür entrichten zu dürfen. In einer hierüber ausgefertigten Urkunde (dergleichen Cöln schon früher empfangen, Lübeck aber bald nachher gleichfalls erwarb) wird zuerst die Bezeichnung

---

Bischop Bysses in dem Stride by Untersen, in den Jahren naa Godes Boorte MCCCVI. in dem billigen dage Sunte Petrus vnde Sunte Paulus."

„Vortmehr för Greven Gherden der andere, des eersten Greven Gherdes Sohne, de da starv in den Jahren naa Godes Boorte Dusend Dreehundert, darnaa in den twölfwenden Jahre in Sunte Crispinus vnde Sunte Crispianus dage der Merdeler.

„Voortmehr för Greven Johannes den andern, des andern Gresen Gehrde Sohn, de de andere Vicarie tho düssen Altare gestiftet hevt, unde starv in den Jahren naa Godes Boorte dusend dreehundert, darnaa negen vnde sostigsten Jahre in Sunte Cormes vnde Sunte Domianes dage der Merdeler, vnde koer syn Grav hier, wo he liggt var Versumenisse tho Reinevelde begraven."

„Voortmehr för Greven Albert des andern Greven Johannes Sohne, de da starv in den Jahren naa Godes Boorte dusend dreehundert darnaa in den negen vnde negendigsten Jahre in Sunte Polycarpus dage des Merdelers."

„Düsser Edlen Herren Seelen vnd aller Christen Seelen mütten rauven in dem ewigen Bräden Gottes. Amen."

„Orate pro Scriptore."

„Hansa" für diese Handelsgesellschaft angewendet, die nach Einigen anderweitig eine Zoll- oder Handelsabgabe bedeuten soll, doch kömmt in alten geschriebenen Chroniken schon früher der Ausdruck „An-See-Städte" vor, als Unterscheidung der Seehandel treibenden Städte von den Landstädten, wovon denn wohl am natürlichsten der Name Hanse-Städte abzuleiten sein möchte. — In Folge dieses Privilegiums und daraus vermehrter Handelsthätigkeit erlangte Hamburg auch vo.. den damals schon den Werth des befreundeten Handelsplatzes würdigenden Britten einen eigenen Stapelplatz seiner Waaren für ewige, mindestens bis auf uns reichende Zeit, und wurde derselbe von den Engländern Guildhall genannt. Vermehrter Betrieb verlangte auch größern Raum, und die Hamburger Kaufleute erstanden zu dem Ende ein an Guildhall grenzendes Haus welches wegen seines früheren Zweckes, Laken daselbst mit einem Bleistempel (Stahl) zu belegen, den auch anderweitig gebräuchlichen Namen Stahlhof führte, der dann auf das Gesammtlokal iberging und sich seitdem erhalten hat, jetzt den letzten drei Hansestädten gemeinschaftlich angehört, und ihnen Einkünfte abwirft, die selbst in den Tagen der französischen Oberherrschaft ungeschmälert blieben.

Durch klügliches Bemühen der Hamburger kam in dieser Zeit auch ein Vertrag zwischen ihnen und dem Bremer Erzbischofe Hildebold zu Stande, der ihnen nicht nur Schutz und Frieden, sondern auch — wie scheel man anderweitig darein sehen mochte — die Befreiung von jeglichem Zoll und Ungeld zu Stade zusagte. Indeß fügten im Jahre 1268 die Kaufleute noch in einem neuen Abkommen die Klausel hinzu, daß im Falle eines Zerwürfnisses mit Stade die Hamburger Schiffer dennoch keinesfalls gehalten sein sollten, des Zolls wegen nach Stade zu kommen, sondern denselben in Bardenfleth (wo.l jetzt Brunshausen) entrichten dürften. — Dergleichen Wachsamkeit über den städtischen Vortheil erstreckte sich denn auch auf den Betrieb

im Innern der Stadt, und jedem Uebergriff fremder Handelsleute wurde bald ein Riegel vorgeschoben, wie solches unter andern mit den flandrischen Kaufleuten der Fall war, die nebst anderen Waaren auch eine solche Masse Tuch und Wein nach Hamburg brachten und dieselben selbst im Kleinen ausmaßen, daß den Hamburgern endlich die Galle überlief und dergleichen untersagten, worauf die Flamänder in ihrem Lande Repressalien, jedoch so unverhältnißmäßig anwendeten, daß man die Gräfin Margaretha v. Flandern anging, sich aus Gerechtigkeit ins Mittel zu legen, worauf denn ein Machtspruch derselben in diesem Jahre solcher Unbill ein schleuniges Ende machte.

Bald nach diesem, im Jahre 1269, erhob sich ein Zwist zwischen Bürgern und Dompfaffen, da sich diese nach alter beliebter Weise mancherlei Rechte anmaßten, was man sich nicht länger glaubte gefallen lassen zu dürfen. Nach langem Zungenkampfe kam eine Uebereinkunft unter den Parteien zu Stande, nach welcher ein Mitglied des Raths die Aufsicht über die Almosenkasse mit führen sollte, auf daß die Gaben im Sinne des Staats verwendet werden möchten. Auch wurde bestimmt, daß die Geistlichkeit fortan keinen Bürger, gegen den sie etwas zu klagen, anders als vor seiner rechten weltlichen Obrigkeit sollte belangen können, und namentlich die famösen Feuerproben sollten abgeschafft werden, deren man sich bis dahin nicht entblödet hatte, bei Bürgern der Stadt anzuwenden.

Nunmehr trat eine kurze Periode des Friedens und der Ruhe ein, welche dazu benutzt wurde, außer den Interessen des Handels, einen prüfenden Blick auf die innere Verfassung zu werfen, die ja nach den Fortschritten der Cultur und politischen Verhältnissen jederzeit eine unablässige Fortbildung bedingt, wenn nicht ein Mißverhältniß und mancherlei Nachtheile in dessen Gefolge aus dem Nichtfolgegeben dieser Bedingung entstehen sollen. Da überdem die Aussicht auf eine eigne unabhängige Regie-

rungsform immer näher rückte, ſo ſtellte ſich dem durchaus praktiſchen Hamburger die Nothwendigkeit heraus, die für ſolchen Fall anwendbaren Staatsgeſetze zu reguliren, feſtzuſtellen und wo nöthig zu ergänzen. Dieſe Arbeit wurde begonnen und vollendet zwiſchen den Jahren 1270 und 1276 und ergab das, bis in die ſpäteſte Zeit aufbewahrte und als Baſis unſerer Geſetze zu betrachtende ſogenannte Stadtbuch (Ordeelbook), in denen eine, zumal für jene Zeit, ſo hohe Achtung erregende Vereinigung von Rechtsſinn und Vorbedacht ſich kund giebt, daß ihnen noch bei Anlaß der jüngſten Schreckensperiode der Senat das Zeugniß giebt: es ſeien von den Alten in unſerer Verfaſſung verjüngende Keime niedergelegt, aus welchen eine naturgemäße Fortbildung zum Beſſern möglich gemacht werde. Daß dieſes Stadtbuch, indem es die Herren des Raths und die Advokaten daſſelbe mit ſich in die Sitzungen getragen, die Veranlaſſung zu dem Ausdruck Bocksbeutel (Booksbüdel) ſollte gegeben haben, iſt eine abgeſchmackte, unſerer tüchtigen Vorfahren unwürdige Erfindung müſſiger Köpfe. — Das Buch war übrigens in 13 Kapitel mit folgenden Ueberſchriften abgetheilt:

„1) Wo man den Raht beſetten ſall und van Erven; 2) Van Erwetniſen; 3) Van Dehlinge; 4) Van Ghifte; 5) Van Vormundſchop; 6) Van Schult; 7) Van Tügen; 8) Van Deenſte; 9) Van Schlaghen; 10) Van Unrichte; 11) Van Vorſate; 12) Van Duve un van Rove; 13) Van Schip-Rechte.“ — Das älteſte vorhandene Exemplar iſt von 1276 datirt.

Solche beſonnene wirkſame Thatkraft konnte nicht anders als Achtung einflößend auf das Ausland wirken, und in der That bezeigten die verſchiedenſten Fürſtenhäuſer ſolche nicht nur durch freiwillige Beſtätigung älterer Privilegien, ſondern es wurden noch mancherlei neue und einflußreiche hinzugethan. Als merkwürdig iſt hierbei zu erinnern, daß Hamburg ſchon in jenen Tagen die Bewahrung

seiner Rechte und Privilegien als selbstständiger Staat größtentheils dem Neide und der Eifersucht der Fürsten, von denen einer dem andern solch' wichtigen Besitz nicht gönnte, verdankte. — Ein solcher Fall trat 1281 bei dem Tode des Grafen Gerhard v. Holstein ein, wonach sein und seines Bruders zahlreiche Nachkommen in mancherlei Erbfolgezwist geriethen, ohne daß Hamburg im geringsten anders dabei berührt wurde, als daß bald dieser, bald jener bei dessen gefüllter Geldkiste anklopfte und pfandweise Anleihen machte, theils um gewohnter Pracht auch ferner nachgehen, theils auch blutige Fehden ausfechten zu können. An Einlösen war bei den flotten Junkern nicht zu denken, und so verblieb manches hübsche Stück Land den Pfandleihern; nebenher aber zwickten die Herren ihre Unterthanen auf eine kannibalische Weise, um Geld zu ihrem Aufwande zu erpressen. Was übrigens die Erwerbung neuer Gebiete betrifft, so ließ Hamburg keine Gelegenheit dazu vorübergehen, auch von außergräflichen Personen dergleichen zu erstehen. So kauften z. B. die Bürger Joh. und Hinr. v. Bergen schon im J. 1283 von Hermann, Abt zu Reinfeld, das Dorf Fuhlsbüttel, nebst Mühle, Gehölz, Wasser, Wiesen, hoher und niederer Gerichtsbarkeit über Hals und Hand für 245 ℔.

Bis zum Jahr 1276 hatte Hamburg 2 Rathhäuser, von dem das alte, beim Dom, der Altstadt, das der Neustadt angehörige aber auf der Stelle des nunmehr abgebrannten stand. Das Unzulässige solches Zwiespalts einsehend, vereinigte man sich, das alte eingehen zu lassen, und in Folge dieses Beschlusses erbat sich ein Edelmann, Arnold v. Blumenthal, von dem Grafen v. Holstein die Erlaubniß, auf der erledigten Stelle ein Haus für sich aufbauen zu dürfen, erlangte dieselbige auch, aber die Hamburger, meinend: die Grafen hätten nichts von ihrem städtischen Grund zu verschenken, trieben des Edelmanns Arbeiter mit Knütteln ab, worauf dieser sich draußen an

Hamburger Reisende boshaft rächte, indem er sie wie ein gemeiner Freibeuter beraubte, bis die Sache endlich mit Opferung von einigen 1000 ℔ erledigt wurde. Kaum aber von einem Hader befreit, tauchte auch schon wieder ein neuer auf. Das neue Kirchspiel St. Nikolai wünschte eine vom Domkapitel unabhängige Schule für sich zu haben, kam damit aber übel bei den Glatzköpfen an, die in geistlichen Sachen nicht gern etwas aus den Händen geben, worüber sich dann ein Zwist erhob, der sogar bis zum Papste drang, und hier zu Gunsten der Bürger entschieden wurde. Nichts desto weniger fügte sich der Scholasticus Joh. v. Hamme nicht und es brach ein förmlicher Krieg aus, in welchem die Schulbuben Parteiungen bildeten und sich einander mit Knütteln und Steine bombardirten. Dieser Schulkrieg währte ganzer 7 Jahre und wurde endlich durch den Bischof von Bremen dahin geschlichtet, daß die Nikolaiten ihre Kinder bis zu einer gewissen Reife in ihrer eigenen Schule unabhängig von der Marianischen sollten dürfen unterrichten lassen, hierauf dieselben aber in die Domschule schicken müßten. Daß diese Entscheidung den Groll nicht ganz wird gedämpft haben, läßt sich denken, und die Domherren wurden von jetzt an schon überall scheel wegen ihrer Unduldsamkeit von den Bürgern angesehen.

Das Jahr 1284 wird uns interessant durch den Umstand, daß ganz ein ähnliches, wie das uns jüngst überkommene Unheil die gute Stadt heimsuchte, es wurde nämlich mehr als die Hälfte der Stadt in Asche gelegt. Zu bedauern ist, daß nicht ein Theil der heutigen Schreibluft die Leute dazumal beseelte, um der Nachwelt Details von dieser großen Feuersbrunst aufzubewahren. Kaum aber daß man das Jahr mit Bestimmtheit anzugeben weiß, hat man uns auch nur überliefert, daß eine große Anzahl Bürger ihren Tod in den Flammen fanden, und die junkerhaften Nachkommen des wackern Grafen Adolph sogar Holz zum Wiederaufbau der Stadt verweigerten, welchem

Uebel indeß durch den Grafen v. Schwerin mittelst freiwilliger Zufuhr so unschädlich gemacht wurde, daß man Hamburg „viel zierlicher und hübscher" wieder aufbaute, ein Beweis, daß unsere Altvordern der Idee der Verschönerung keineswegs unzugänglich waren. Der Umstand, daß das Stadterbebuch aus jener Zeit ohne Lücke erfunden wird, läßt schließen, daß die Geschäfte ihren ruhigen Fortgang hatten, obgleich man erwähnt findet, daß erst nach 8 Jahren die Spuren der Vernichtung völlig verwischt waren. Der ameisenfleißige Sinn unserer Vorfahren wendete sich schon während des Wiederaufbaues neuerdings auf eine lockende Seite des Erwerbs, und es entstand um diese Zeit die, bis auf uns gekommene, sogenannte Schonenfahrer-Gesellschaft, indem an den Küsten von Norwegen und Island der Fang von Heringen, Steck- und Klippfischen eine zu reiche Ausbeute gewährte, als daß man nicht sollte bedacht gewesen sein, dem Geschäfte vortheilhafte Erleichterungen an jenen Küsten zu sichern, und so erwarb man durch klügliches Verfahren die Erlaubniß, nicht nur daselbst Fische salzen, räuchern und trocknen zu dürfen, sondern man erwirkte auch die Erlaubniß zum Besuche von Jahr- und andern Märkten in jener Gegend, vorzüglich in Schonen, wo die bedeutendsten Umsätze in diesen Artikeln gemacht wurden.

Es war wiederum in dieser Zeit, wo die oberste Vorsehung, die Regiererin der Völkerschicksale, zu dem Werke eines großen, einflußreichen und wohl nie ganz endenden Städtebundes, dem Hanseatischen, den ersten zarten Keim in den Schädel eines schlechten Königs, Erich von Norwegen, legte. Dieser neidische Patron sah die Freundlichkeit seines dänischen Nachbars gegen die Städte des nördlichen Deutschlands nur sehr ungern, und suchte, nach Art kleinlicher Seelen und in völligem Verkennen des eigenen Interesses, genannten Städten durch Kapern ihrer Schiffe Schaden zuzufügen und sich durch deren Verkauf zu berei-

chern. Repreſſalien nehmend kamen nun die beſchädigten Städte Lübeck, Wismar, Roſtock, Stralſund, Greifswalde und Riga überein, dem unwirthbaren Lande der Norweger alle Zufuhr an Bier und Lebensmittel vorzuenthalten, wodurch eine ſolche Hungersnoth daſelbſt entſtand, daß der unvorſichtige König in einem, 1285 zu Kalmar geſchloſſenen Frieden, ſich gern bequemte, nicht nur alle mögliche Handelsfreiheit zu geſtatten, ſondern auch die gekaperten Schiffe theils wieder herauszugeben, theils die bereits verkauften mit 6000 ℔ zu erſetzen. Bremen hatte es in dieſem Handel mit dem König gehalten, und Hamburg, durch den fürchterlichen Brand in ſeiner Macht gebrochen, war neutral geblieben; Alle aber wurden inne, wie einflußreich ein ſolches Bundniß der Handelsſtädte fremder Willkühr und Anmaßung gegenüber ſein müſſe, und ſomit näherten ſich die Bewohner der Ringmauern um ein gemeinſchaftliches Band um die Intereſſen Aller zu ſchlingen, deſſen Knoten indeß erſt ſpäter geſchürzt werden konnte.

Hamburg und Lübeck beſchloſſen, vorläufig im Jahre 1286 der überhand nehmenden Räuberei zwiſchen beiden Städten ſelber ein Ende zu machen, da ſich die Fürſten und Herren der Bürger gegen das Edel-Geſindel auf den feſten Burgen, von woaus eben jene Räuberei ausging, nicht annahmen; ſomit zog man mit Reiſigen hinaus und zuvörderſt vor Ratzeburg, dem Haupt-Raubneſte, das im Umſehen in Trümmern lag; ferner wurden erobert und geſchleift, Walrade, Klochſtrop, Karlau, Plumſin, Durow, Schloustorp, Lünau und Hummendorf.

Dergleichen Thaten ſetzten die Städte in mächtigen Reſpekt, und da Hamburg nebenbei mit ſeinen Gaben nicht knauſerte, ſo erlangte man im Jahre 1292 von den vier Grafen zu Holſtein: Adolph, Gerhard, Johannes und Heinrich, etwas, das unter dem völlig unſcheinbaren und Tauſenden unverſtändlich klingenden Worte: Kühre, ein Kleinod enthält, um daß uns Millionen deutſcher Brü-

der benieden. — Dieses vortreffliche Wörtchen — (auch wohl Köhre geschrieben) ist ein altdeutsches, doch jetzt ziemlich aus der Mode gekommenes Wort, und führte diesmal die Bedeutung mit sich, daß es dem rastlos auf der Bahn der Freiheit fortschreitenden Hamburg fortan gestattet sein solle, sich selber seine Gesetze, Verordnungen, Edicte, Statuten, und was sonst in Regierungssachen einschlägt, zu erkiesen, darnach zu richten, dieselben nöthigenfalls zu verändern oder ganz aufzuheben auch neue zu verfassen und hinzuzuthun, ganz wie man es zum Besten der Stadt möchte für nöthig erachten. Nach solchen Gesetzen sollte indeß stets auf dem Rathhause — nie außerhalb der Stadt — gerichtet werden — auch sollten dieselben jedem Bürger, reich oder arm, zur Einsicht verstattet sein, falls Einer sich in seinem Rechte möchte beeinträchtigt glauben; jedoch verklausulirten die Herren ihr Geschenk behutsam dahin, daß solche Gesetze nimmer etwas, die Grafen von Holstein in ihren Rechten und Ansprüchen an die Stadt Kränkendes sollten enthalten dürfen. — Dieser für Hamburg durch alle Jahrtausende hindurch wichtige Freiheitsbrief wurde gezeichnet und besiegelt in der Stadt Hamburg am Freitag nach Lätare Jerusalem 1292. Unterschrieben wurde die Urkunde von Seiten der Grafen durch die Edeln Everich v. Otterhude und Theodorich v. Hayken; hamburgischer Seits aber durch den Secretarius Johann in Lütkenborg, Rector der Kirchen. Im Rathe saßen zu diesen Tagen die Herren: Twedorp, Hellingwernus, v. Regenspurg, Joh. Ritter, Heinr. Lange, Egge v. Hadelen und Erwigh v. Erteneborg.

In Folge dieses köstlichen Geschenkes an Freiheit wuchs den Bürgern, im Gefühl ihrer Würde, der Muth, die umfassendsten und weitgreifendsten Verbesserungen in ihrem Verwaltungssysteme vorzunehmen. Der bisherige Voigt war nun einmal vollends überflüssig geworden, und von

Stund' an iſt ſeine Spur in der Geſchichte verloren. Zu größerer Einheit wurde aber auch beſchloſſen, allen Unterſchied zwiſchen Alt- und Neuſtadt fallen zu laſſen und zu verwiſchen. Noch immer hatte der Entſchluß, nur ein Rathhaus zu haben, nicht in Ausführung gebracht werden können, und viel Zwiſt und Hader waren aus ſolchem Separatismus entſtanden. Nunmehr wurde Ernſt gemacht und der Mittelpunkt der Stadt in St. Nikolai Kirchſpiel, als der geeignetſte Ort für die Zuſammenkünfte des Raths erleſen. Es ſollten alle bisher einzeln genoſſenen Rechte und Privilegien fortan gemeinſchaftlich und die Oberherrſchaft über beide Städte im Rathe vereinigt ſein, auch nur ein einiger Schatz (Cämmerei) geführt werden. Zu dem Ende ward angeordnet, daß die bisherigen, Alt- und Neuſtadt (Nikolai-Kirchſpiel) trennenden Mauern und Thore und mit ihnen die Bezeichnung neu und alt überhaupt fallen ſollten, da dieſelben nur zu vielen Anlaß zu Hader und Zwietracht gegeben. Ferner ſollte Beſchwerden zu erheben Jedermann zuſtehen, und bei Beſetzung der Ehrenämter (hört!) weder auf Abkunft, Vormundſchaft, Freundſchaft noch Reichthum geſehen werden, ſondern einzig Rechtlichkeit, Talent und guter Name qualificiren. — Daß den dermaligen Vätern der Stadt die übernommene Verpflichtung der Selbſtherrſchaft mit aller Verantwortlichkeit und möglichſt daraus entſpringenden Wirren und Zerwürfniſſen ſchwer auf die Seele gefallen ſei, geht aus der Sorgfalt hervor, mit welcher ſie Mißbräuche und Anmaßungen, den Bürgern gegenüber, vorzubeugen bemüht waren, gleichſam als hätten ſie mit prophetiſchem Auge in die Ferne geſchaut, wo blutige Geſtalten ſich auf das Buch der Geſchichte niederlegten. Man ſah ein, daß — wie nun einmal die menſchliche Natur beſchaffen iſt — ein Drängen nach den höchſten ſtädtiſchen Ehrenämtern unvermeidlich ſein würde, weshalb vor allen Dingen eine beſtimmte Norm bei Ergänzung des Rathes

festgestellt wurde, worin unter andern ausdrücklich verboten ist: daß Vater und Sohn oder Brüder zu gleicher Zeit im Rathe sitzen könnten. — Zur Bewahrung der echten bürgerlichen Freiheit, wohl auch aus Furcht, daß früher oder später die adeligen Herren ihre langen Finger wiederum nach dem köstlichen Bissen, Hamburg, möchten ausstrecken, wurde ferner verordnet: es solle kein Ritter (Adeliger) oder rittermäßige Person in der Stadt oder dem Weichbilde wohnen, noch daselbst unbewegliche Güter an sich bringen dürfen. — Die Sorgfalt der Gesetzgeber dehnte sich ferner auf die geringfügigsten Gegenstände bürgerlicher Interessen aus, und es ist bemerkenswerth, wie sich die Stadt nach dem großen Brande zu Wohlstand und Ueppigkeit wiederum erst recht erhoben haben muß, da man es für nöthig erachtete, gewisse äußere Sittengesetze zu erlassen, woraus deutlich hervorgeht, daß schon vor 800 Jahren jene weiblichen Märtyrer menschlicher Leidenschaften existirten, die man heute nach den Franzosen mit Prostituirte zu bezeichnen pflegt; bei den einfachen, gottesfürchtigen Sitten unserer Vorfahren ein Beweis, daß man deren Nothwendigkeit für eine bevölkerte Seestadt schon dazumal eingesehen hat, nicht um den Leidenschaften der Männer eine Concession zu machen, sondern um ehrliebenden Frauen und Töchtern einen Ableiter der Verführung oder wohl gar des Angriffs dadurch zu verschaffen, auch eines Findelhauses möglichst überhoben zu sein. — Das bezügliche Gesetz verordnet: „Leichtfertige, berüchtigte Frauennahmen, (Frauenzimmer) welche mit unzüchtigen Reden die Ehre und den guten Ruf rechtlicher Frauen kränken, sollen am Kaken (Schandgerüst) stehen, mit 2 Steine um ihren Hals und sodann durch die Frohnen mit Hörnern vor und nach ihnen herblasend, und so zum Hohn und Schmach aus dem Stadtthore gewiesen werden. — Um die wandelbaren (leichtfertigen) Frauenzimmer von ehrlichen Frauen unterscheiden zu können, sollen diese keine Korallen, Schnüre, Geschmeide

noch Zwicken (ſilberne oder goldene Haken) mit Franzen oder andern Zierungen tragen, desgleichen fromme Frauen gewohnt ſind, bei Verluſt desjenigen, das ſie alſo gegen das Gebot tragen und anderer Strafe, welche der Rath beſtimmt. — Frauen und Männer, ſo in Verdacht der Uebertretung ſtehen, ſollen beobachtet werden, und dürfen die Wächter und Diener auf Befehl an verdächtigen Orten Fenſter und Thüren öffnen, und falls jene (die Weiber?) unbekleidet bei Nachtzeit ohne Licht allein bei einander gefunden werden, ſoll man ſie in die „Hechte“ (ein Stockhaus für Geſindel) ſetzen, und ſoll ein jedes 60 ß Strafe zahlen oder an den Kak kommen.“ — — Die naive Faſſung dieſes Geſetzes kommt einem ſehr drollig vor; ſo z. B. ſcheint aus dem Geſetze hervor zu gehen, daß dergleichen obſcöne Situationen bei Licht durchaus nichts Strafwürdiges in den Augen der Geſetzgeber enthielten. Jedenfalls iſt ein auffallendes Zeugniß von dem Sittenzuſtand der „guten alten Zeit“ mit dieſem Geſetze abgelegt. — Auch der Prunkſucht bei öffentlichen Gelagen, namentlich Hochzeiten, wurde durch bezügliche Geſetze ein Zaum angelegt, und es kann dem beobachtenden Blicke nicht entgehen, daß wir Tugendſpiegel im Vergleich zu jenen Bürgern des dreizehnten Jahrhunderts genannt zu werden verdienen. — Uebrigens iſt aus dem Inhalte dieſes neuen Geſetzbuchs zugleich auch die Wahrnehmung zu ſchöpfen, daß an eine Trennung der Intereſſen zwiſchen Bürger und Rath zu der Zeit nicht gedacht wurde, und mehr ein patriarchaliſches als ein republikaniſches Verhältniß, zu welchem erſt der Keim gelegt worden — unter dem Bürgerbund ſich geltend machte. Somit enden wir das 13te Jahrhundert, das dem nächſten ein unſchätzbares Pfand überlieferte, eines von den wenigen weltlichen Gütern, daß nicht für Geld und Gut mehr zu erkaufen iſt, und ſelbſt mit Strömen Blutes bezahlt, keine ſolche Dauer als dieſes Hamburg angehörige bewährte; ſehen wir zu

ob die Nachkommen dieses Geschlechts sich des Geschenkes würdig bezeigten.

Da unsere Vorfahren nicht die Schreib- und Redseligkeit ihrer jetzt lebenden Enkel besaßen, sondern mehr handelten als schrieben und lasen, so sind uns von ihren mannigfachen und sehr wichtigen Erlebnissen, mit deren Erzählungen heute ganze Bibliotheken gefüllt werden würden, nur die allgemeinen Umrisse überliefert, und die Phantasie mag das übrige hinzuthun. Mit einiger Begabung dieser Art aber kann es uns nicht entgehen, daß die Ereignisse, welcher Gattung sie auch waren, einer eben so überlegten Würdigung wie heute unterzogen wurden, und daß man nie vergeblich bemüht war, aus jedem derselben, sei es gleichwohl ein Uebel, ein möglichst Gutes zu gewinnen, wie denn auch dem Beobachtenden die Erscheinung frappirt, daß Mißgriffe zu den fast nicht vorkommenden Dingen gehören, dahingegen jedes Unternehmen zu einem gesegneten Ziele führte und jedes gebrachte Opfer der Saame zu einer reichen Erndte wurde. Das Gefühl, was uns bis hieher für die Bürger Hamburg's beseelt, ist durchaus Achtung, nicht selten Bewunderung, und daß die Zeitgenossen nur etwas ähnliches gefühlt haben können, geht aus dem hervor, was Hamburg von den Fürsten zu erlangen wußte und aus der Art und Weise, wie man gegen dieselben auftrat. Die Menschen, in den Grundzügen ihres Charakters ewig dieselben, nur durch die Aeußerungen derselben verschieden, beneideten früh schon das Glück und den Wohlstand der immer herrlicher aufblühenden Stadt, und was sie derselben nicht wehren konnten, suchten sie ihr mindestens und vorzüglich durch Räuberei zu verkümmern; vorzüglich aber war es die Mündung der Elbe, wo die Handelsfahrzeuge der Bürger einer rücksichtslosen Freibeuterei, vor allem bei Strandungsfällen Preis gegeben

waren, die in jenen Zeiten viel öfter noch als jetzt vorkamen, da die Kenntniß des unbewachten Fahrwaſſers ſehr geringe und faſt nur bei jenen feindlich geſinnten Uferbewohnern zu finden war. Selbſt die früher erwähnte Aufbietung geiſtlicher Waffen erreichte den gehofften Zweck nicht ganz, und ſomit war Hamburg's Kaufmannſchaft ſchon früh, in der Mitte des 13ten Jahrhunderts, bedacht, Maßregeln für die Sicherung ihres Eigenthums zu treffen. Ihr Scharfblick richtete ſich zu dem Ende auf eine unmittelbar an der Mundung der Elbe belegene, unbewohnte, Inſel, in jenen Zeiten Nige Og (neues Auge) genannt und identiſch mit dem heutigen Neuwerk, deren man ſich auf eine leichte Art bemächtigte und mit einem hohen ſteinernen Thurm beſetzte, theils dem Schiffer als Warnzeichen, theils auch um Schiffbrüchigen als Unterkommen zu dienen; etwas ſpäter, 1296, fand ſich der Rath in Hamburg bewogen, den Pabſt Bonifacius VIII. um Erlaubniß zu bitten, einen Prieſter dorthin ſchicken und einen Altar erbauen zu dürfen, dergleichen Geſuche ein Papſt nicht leicht zu verſagen pflegt, da jeder Splitter, der alleinſeligmachenden Kirche beigefügt, ein Schatz für ihn iſt. Der diesmalige belobte die frommen Hamburger ſehr und ſagte dem neuen Altar ſogar für den Fall Schutz zu, wenn Hamburg einmal — was Gott verhüten wolle — mit dem Kirchenbann ſollte belegt werden. — Wie klug die Hamburger in dieſem Stücke gehandelt, bewies der Erfolg, denn die Herzöge Johann und Albrecht wollten gegen den Pabſt nicht zurückbleiben und beſtätigten nicht nur das eigenmächtig genommene Beſitzthum, ſondern erlaubten auch, zur Fortführung und Vergrößerung des Baues, Steine auf ihrem Gebiete im Lande Hadeln und Wurſten zu ſuchen und zu nehmen; gleicherweiſe verſprachen ſie dem beliebten Strandraub zu wehren, und ihre Voigte und Schöppen ſagten urkundlich ſolchem Verſprechen möglichſt Schutz und Beiſtand zu; nur Schade, daß die noch in der Kindheit

des Mein und Dein befindlichen Völker ihre Hände nicht besser in der Gewalt hatten, denn es bedurfte alle zehn Jahre neuer Schwüre und Betheurungen, um die Zusage in Erinnerung zu bringen, in welcher Beziehung vor allen die Dithmarsen sehr vergeßlicher Natur waren, indem dieselben Fäuste, die heute unter blauem Himmel sich schwörend erhoben und die Finger ausbreiteten, morgen schon der Versuchung zu mausen nicht widerstehen konnten, und vor Allen waren die Brunsbüttler hierin sehr berüchtigt. Auch ein sogenanntes adeliges Geschlecht, v. Lappe geheißen, und in der Gegend von Ritzebüttel hausend, bewies eine vorzügliche Liebhaberei zu bürgerlichen Kaufmannsgütern und war eine Plage der Schiffer für noch fernere 50 Jahre. — Dem kleinen Eroberungsbesitz folgten um diese Zeit mehrere bedeutende Ankäufe, von denen der erste wiederum durch schon genannte Gebrüder v. Bergen gemacht wurde, indem dieselben von dem Grafen Adolph — ein lockerer Zeisig, der Wein und Weiber liebte — das Dorf Klein-Borstel erstanden. Unsere freundliche Alster gehörte in jenen Tagen noch den Grafen Johann und Adolph; die Hamburger hätten schon längst gar zu gern das glitzernde Silberbecken für sich erworben, und wiederum war es der immer geldbedürftige Adolph, der 1306 ein Viertheil derselben zum Versatz für 250 ℔ darbrachte; ein zweites Viertheil wurde dann 1309 vom Grafen Johann um 200 ℔ verpfändet und ein Jahr später brachte der lustige Adolph wiederum die andere Hälfte um 600 ℔ zu dem andern. — Schon beim ersten Pfande hatten die geschäftskundigen Kaufleute die Dörfer Barmbeck und Eilbeck, nebst zwei eben so genannten Bächen als eine kleine Zugabe einbedungen. — Diese bequeme Art, einerseits Geld, andererseits Land zu erwerben, wurde zu Hamburgs großem Nutzen fortgesetzt, und man findet in derselben Art erworben: 1332 ein großes mit Waldungen versehenes Dorf, Langenhorn, für 200 ℔,

an die Gebrüder v. Bergen; ferner einen Meierhof, die Berne geheißen, und vom Harvestehuder Jungfrauenkloster wurde dann 1339 das Dorf Eimsbüttel für 300 ℔ und 1343 Eppendorf für 239 ℔ erstanden, ebenfalls wieder von dem lustigen Grafen Adolph, und zwar mit Hals- und Handgericht, wie die noch vorhandenen Kaufbriefe sich vernehmen lassen. Olsterdorp (Ohlsdorf) und Groß-Borstel waren bereits 1325 den Weg des übrigen Landbesitzes in dieser Gegend gegangen, und von Adolph dem Convent des genannten Klosters verkauft worden.

Soweit stand sich Hamburg nun allerdings gut bei diesem Handel, ein Uebelstand aber war bei solchen Länderei-besitzungen, daß man seines Gutes wegen Buschklepper und Strauchdieben, die meist Helm und Schwert im Wappen führten, nicht gar recht froh werden konnte. Jene Zeit, aus der die Ritter- und Räuberroman-Fabrikanten noch immer ihre fettsten Bissen holen, war eine Zeit der Noth und Plage für den gewerbfleißigen Bürger, und es ist wohl zu glauben, daß die Fürsten und Oberherren der adeligen Schnapphähne sich den Raub mit diesen theilten, anders auch wohl ein Ende des Frevels geworden wäre. Die vorhin benannten, von den Hamburgern und Lübeckern zerstörten Raubschlösser waren zum Theil schon wieder aufgebaut worden, und es ließ sich endlich 1326 der Graf Johann bewegen, zu Trittau eine feste Burg zu erbauen und mit hinlänglicher Mannschaft zur Abwehr der Räuberei zu besetzen. Beispiele der rohesten und gemeinsten Gewaltthaten liefert die Geschichte jener Tage vielfach, und wie unglücklich die armen Unterthanen solcher adeligen Gaudiebe daran waren, mag etwa aus folgender Thatsache entnommen werden. Graf Adolph, Sohn von Johann II., sein Wesen auf Segeberg treibend, entsendete eines Tages eine Anzahl Drescher nach dem Landgut eines Edlen v. Split, damit sie dort Korngarben abdreschen

und dann ihm den Raub heimbringen möchten. v. Split aber verstand die Sache unrecht, ließ die armen Dreſcher packen, ihnen die Füße abſchneiden und ſchickte ſie ſo auf einem Wagen verpackt dem Grafen heim. — Ein anderer Edelmann, Hartw. v. Reventlow, war von dieſem leckern Adolph ebenfalls an ſeiner Ehre gekränkt worden, und aufgehetzt vom Grafen Gerhard, Adolphs Verwandten, ſchlich er ſich auf Segeberg ein, erreichte mit Hülfe ſeines Sohnes, einem Pagen des Grafen, deſſen Schlafgemach und erſtach ihn meuchlings, worauf er dann, den Verdacht von ſich abzulenken, in gänzlicher Verworfenheit, das Werkzeug der That, ſeinen eigenen Sohn, dem Grafen nachſchickte. Graf Gerhard erbte das Schloß des Ermordeten, unterlag aber an derſelben Stätte durch den Meuchelmord der eigenen Dienerſchaft, die von ſeinen Feinden dazu erkauft worden. Ein Jahr zuvor hatten ihm die Hamburger noch eine Feldſchlacht gegen die Dänen ſchlagen helfen, bei welcher 900 Mann auf dem Platze blieben und 300 in der Schley ertranken. — Bei ſo tief geſunkener Moral der Edelleute, die dem Volke zum Vorbilde dienten, läßt ſich glauben, daß ſelbſt ein, von Fürſten, Biſchöfen und Abgeordneten der Städte in Lübeck, am heil. Dreikönigstage 1310 beſchworner Landfrieden nicht viel gefruchtet habe, vielmehr währten die Plackereien nach wie vor fort und vor allem war es Graf Gerhards ſauberer Nachlaß, Heinrich, Nicolaus und Gerhard, denen die Räuberei wohl anſtand und die die Sache ſo auf die Spitze trieben, daß die Städte beſchloſſen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und ſich an den ſchon genannten Grafen Johann den Milden wendeten, der ihnen die Veſte Segeberg einräumte und erlaubte, daſelbſt 200 gewappnete Reiter zu halten, die mit großer Keckheit in den Forſten und auf den Landſtraßen umherſtreiften und Jeden einfingen, der ihnen verdächtig ſchien. — Der Commandant von Segeberg ſah dieſes Treiben mit

scherlen Augen an, da er es aber nicht zu hindern vermochte, so ließ er nicht unweit von der Alster ein anderes Schloß, ton Steghen genannt, erbauen, das wiederum den Schnapphähnen zum willkommenen Schlupfwinkel und Schutz diente, und zugleich erboßte sich Graf Heinrich der Eiserne gar sehr über die Anmaßung der Hamburger, den Adeligen ihr gutes Handwerk der Straßenräuberei wehren zu wollen. Er verwieß seinem Vetter Johann die Gutherzigkeit, begehrte freie Hand, und schlich sich mit Hülfe der Einwohner Nachts in Segeberg ein, führte heimlich die 200 Pferde der Hamburger und Lübecker hinweg, nahm Reisige und Handelsleute gefangen und sperrte sie so lange ein, bis ein gutes Lösegeld ihnen die Freiheit wieder gab. Dergleichen Repressalien — man weiß es — spannen die Saiten nur immer höher. — Die Städtischen fanden sich nunmehr veranlaßt, mit ihren Klagen bis zum Kaiser zu dringen, und zunächst dessen Sohn Ludwig v. Brandenburg, Reichsvoigt von Lübeck, um Schutz und Beistand zu bitten. — Die Holsteinischen Grafen dagegen, wohl wissend, daß sie aus eigner Macht auf die Dauer den reichen Städten nicht wurden die Spitze bieten können, wendeten sich nach Schweden zum König Magnus, der ihnen auch seinen Beistand im Interesse der adeligen Straßendieberei zusagte. — Ludwig v. Brandenburg aber sendete 200 bairische und schwäbische Reuter, commandirt vom Marschall Friedrich v. Läcken, nach Lübeck, zog beiderstädtische Hülfsmannschaft zu sich heran, und machte den Raubschlössern eine interessante Visite, indem er sie für ihre Räubereien jämmerlich brandschatzte und das Unsichermachen der Landstraße übel eintränkte, wofür nun wiederum der Schwedenkönig Repressalien an Lübecker Kaufleuten, und eben so umgekehrt Lübeck an schwedischen Kaufleuten mittelst Verhaftung nahm, ohne die Sache darum einen Schritt weiter als bis zur Beeinträchtigung des Handels und Beschädigung einzelner Unschul-

digen zu bringen. Der Brandenburger aber setzte mit seinen Reisigen nach Dänemark über, um den schwedischen und holsteinischen Heeringsfängern in Schonen Leides zu thun, eroberten auch einen vom Feinde besetzten festen Thurm bei Copenhagen; alles Dinge, die in praxi der Politik das Bürgerrecht bis auf unsere Tage bewahrt haben, so widerrechtlich sie auch an und für sich dem gesunden Verstande erscheinen mögen. — Der Abt zu Reinfeld legte sich ins Mittel und hoffte die Sache gütlich zu vertragen, aber die salbungsreichsten Worte konnten die schmerzliche Wunde der Zwietracht nicht ausheilen, darum der Kaiser, der um jeden Preis Frieden im Lande begehrte, zwei wackere Ritter, Günther v. Schwarzenberg und Henning v. Buch, mit Reisigen nach Lübeck entsendete, erst Güte und dann das Schwert zu Gunsten der Städte zu versuchen. — Die Güte bewaffneter Ritter pflegt indeß nicht von bester Art zu sein, darum schlug sie auch lange nicht an; dazu kam noch, daß während man es mit ihr versuchte, die Knappen und Soldaten den Bürgern arge Dinge trieben und durch Soldzahlungen und Einquartirung sehr zur Last wurden. Endlich nach lange fruchtlos gewesener Verhandlung kam denn doch eine Art Vergleich zu Stande, der indeß keinem Theil behagte und sich in seinen Folgen so einflußreich erwies, daß sofort die alten Wegelagerer, vorzüglich die edeln Spitzbuben v. Krummendiek, v. Vornfelde, v. Blankenberg und v. Nußhard sich mit erneuerter Wuth auf die reisenden Kaufleute warfen, um das Versäumte doppelt nachzuholen, und vor Allen waren es die Raubschlösser Rydlenborg, Bargedorp und Steenhorst, wo die Herren Schnapphähne ihren Horst hatten und auf die vorüberziehenden Kaufleute lauerten. Hamburg erwirkte sich aber später vom Kaiser Karl IV. ein Privilegium, datirt Prag, den 20. October 1359, Befugniß verleihend, jedem eingefangenen Räuber sofort an den Hals zu gehen, und wir werden sehen wie man damit nicht säumte, denn alle anderen

friedlichen Maßregeln, deren von Zeit zu Zeit immer neue durch Verträge verſucht wurden, blieben ohne Erfolg. Sieht man, daß in Holſtein die Diebs-Edlen von Zyler, Trelony, Zobel, Hummersbüttel und andere, Kaufleute, ja ihren eignen Herrn, Graf Heinrich beſtahlen, ſo trieben die an der Alſter zu Wohldorp und Stegen die Frechheit ſo weit, die Alſter abzudämmen und Hamburg das Waſſer für die Mühlen abzuſchneiden. Darüber entbrannte nun denn doch der Zorn der Grafen Johann, Heinrich und Gerhard mit den Hamburgern zu einer Flamme; im Sturm wurde Wohldorp erobert und geſchleift, und da Steger ſich allzumörderiſch vertheidigte, ſo legte ſich König Waldemar III. v. Dänemark ins Mittel und kaufte dem Johann Hummersbüttel für 5000 Mark Silber das Raubneſt ab, ließ es ſchleifen und iſt daſſelbe ſeitdem nie wieder erbaut worden. Wohldorp kam auf dieſe Weiſe an Hamburg und iſt ihm erhalten worden. — Man darf indeß nicht glauben, daß durch ſolche Maßregel die tiefeingewurzelte Leidenſchaft der Räuberei ausgerottet worden ſey; die edlen Ritter vielmehr hielten das, was von einem Bürgerlichen begangen, Schwert und Strang anheim fiel, für ſich, unter der Bezeichnung vom Stegreif oder vom Sattel leben, für ſehr erlaubt, ja im Rechte begründet, und nun gar, da die Bürgerlichen ſich erlaubten, einen jeden gepackten Gaudieb, und ſei er noch ſo hoch adelig, an den erſten beſten Baum zu knüpfen, nahm die Sache den Charakter der Fehde an, und es galt einen Krieg, in welchem die Land-Kaperei ſich ganz von ſelber verſtand, und ſomit zieht ſich dieſe Gaunerei wie ein rother Schandfaden noch lange durch die Geſchichte hin und wir werden uns nur bei einigen Hauptknoten zu verweilen veranlaßt finden.

Kehren wir zu Hamburgs innern Verhältniſſen zurück, ſo finden wir noch immer die Organe des Wachsthums, der Ausdehnung in üppigſter Thätigkeit, und da

nunmehr nordwestlich die Gegenden der Alster so ziemlich abgerundet, so suchte man auch nach der entgegengesetzten Seite dem Drange nach Vergrößerung zu genügen, und da war es denn vorzüglich ein sich an der Bille weithinerstreckender Wald: der Hamm, neuerdings durch Landbau ziemlich gelichtet und den Edlen von Hamm angehörig, dem die Erwerbslust sich zuwendete, und es war der Bürgermeister Johann v. Horborch, der im Jahre 1338, Namens der Stadt, das Gut derer v. Hamme mit 3 Morgen Landes, 8 Bauerkathen, vielen Ländereien nebst Gerichtsbarkeit erstand. Acht Jahre später kaufte der Rathsherr Hellingborn v. Hetfeldt einen großen Strich Landes, eine in Horn zwischen dem Hammerbrook und Schiffbeck belegene Wiese, vom Grafen Johann und 1383 der Rath vom Grafen Adolph ganz Hamm und Horn nebst dem Hammerbrook, benebst allen Inseln (Wärdern), namentlich Bullhorn und Boytzenwärder, auch Holzung und Wiesen, die außerhalb des Deiches bis an die Bille belegen, nebst der Fähre beim Ausschlägerweg, um 650 ℔ baare Pfennige, vorbehältlich des Einlösungsrechtes, das aber, wie gewöhnlich, auf dem leeren Boden der gräflichen Kasse liegen blieb. Kaum hatte man diesen Kauf am Tage St. Lucas geschlossen, so war zu Johannis schon wieder Geldnoth da, und dieses Mal mußte das ganze Billwärder mit Wasser-, Fischereien, Weiden und Wiesen fort, und zwar für 2400 lübsche Pfennige an die Rathsmänner Albert und Joh. Hoyer, mit Vorbehalt der Wiedereinlösung. Etwas später kaufte es die Stadt mit 100 ℔ Avance-Zahlung an sich. Da man nun einmal im Zuge war, so wurde von dem Hamburger Bürger, Marquardt Wildehövet, auch noch dessen großes Gehöft in Hamm von der Stadt für 2500 ℔ erstanden und hiedurch das Besitzthum jener Gegend völlig abgerundet. Fernerer Ankäufe wollen wir noch kürzlich folgende gedenken: 1371 von Braunschweig-Lüneburg den

Moorwärder; 1372 von den Edeln v. Lappe die Kirchspiele Wolde und Groden im Lande Hadeln, und 1375, am 5. Mai, für 2 Pfund hamburger Münze den Neſendamm, eine Strecke vom alten Wall über den heutigen Jungfernſtieg und Gänſemarkt bis zur ABC-Straße belegen. Ferner fielen theils durch Kauf, theils durch Schenkung des Grafen Johann II. an das Domkapitel die Dörfer Wulfsdorp, Sprenge, Todendorp, Hagendorp, Grotenſee, Papendorp, Kronenhorſt, Heenwende, Wedingbuſch, Oſternbeck, Bockbüttel und die Mühle zu Schiffbeck. Etwas ſpäter, um 1395 wurden auch die durch kirchliche Verhältniſſe längſt mit Hamburg verbundenen Dorfſchaften Ochſenwärder und Moorwärder von den Grafen Otto und Bernhard für 1000 ℳ in rechtem Erbkauf zu Hamburg geſchlagen, und auf ähnliche, durchaus kaufmänniſch rechtliche Weiſe wurde Alles, was Hamburg jetzt noch an Grundbeſitz inne hat, baar bezahlt, etwas, was nicht viele Staaten von ihren Beſitzungen zu ſagen berechtigt ſein möchten.

Was nun das Grundeigenthum im Lande Hadeln an der Elbmündung betrifft, ſo iſt davon noch folgendes Ereignißvolle beizubringen. Die Kirchſpiele Wolden und Groden wurden Anno 1372, urſprünglich für 240 Mark, von Willcken und Walder v. Lappe an den Rath zu Hamburg verpfändet, bei Strafe des Verfalls, dieſelben binnen 2 Jahr wieder einzulöſen, auch unter der Bedingung, das feſte Schloß zu Ritzebuttel den Darleihern bis zum Tage der Einlöſung zu beliebigem Gebrauch gegen die Strand- und Seediebe einzuräumen. — Den Hamburgern war der Handel ſchon ſehr erwünſcht, als aber die Lappen das Geld weg hatten, reuete ihnen der Vertrag, und ſie karteten deshalb mit ihrem Lehnsherrn Erich v. Sachſen eine Einrede ab, daß die Verpfänder nicht berechtigt ſeien, über ihre Güter in dieſer verſchleudernden

Weise zu verfügen, und gewiß hätte Hamburg sein Geld in den Brunnen geworfen gehabt, wenn nicht der Lehnsherr Erich beim Kaiser im schwarzen Buch gestanden hätte, unter welchen ungünstigen Verhältnissen es ihm nicht möglich war, den Beiden v. Lappen thätig beizustehen. Doch versuchten's diese nun auf eigene Hand den Hamburgern die Besitznahme zu wehren, und es verzögerte dieselbe sich lange, obgleich die Pfandzeit längst abgelaufen war, und erst 1393, da die Plackereien der Seeräuber von hier aus kein Ende nahmen, versuchte die lange genug geduldig gewesene Stadt das Recht der Gewalt; 800 kernige Wurstfriesen stießen freiwillig zu den ihren, und nach blutigen Kämpfen wurde Ritzebüttel im Jahre 1393 im Sturm genommen, und die Ueberwundenen zu der Erklärung gezwungen, daß solches in rechter ehrlicher Fehde geschehen sei. Indeß begnügte sich der hamburger Rechtssinn mit dieser Erklärung allein nicht, sondern vielmehr wünschte man, in klüglicher Voraussicht, das Recht des Besitzes auf andere Grundlagen als Eroberung zu fundiren, und so wurde im nächsten Jahre ein Kauf darüber abgeschlossen, wodurch man in rechtlichen Besitz des Schlosses Ritzebuttel nebst 9 dazu gehörigen Dorfschaften, auch Feldern, Wiesen, Gewässern und allem Zubehör für 2000 ℔ kam. In der über diesen Kauf gefertigten und mit großer Vorsicht des Besitzes verklausulirten Urkunde unterzeichneten sich die früheren Eigenthümer „Wolder und Alveric, Vedderen genannt de Lappen Knapen." Von dem Kaufpreise wurden 200 ℔ baar und das übrige in jährlichen Raten, à 180 ℔ gezahlt, in Folge dessen 1417 die ganze Schuld getilgt war, und die Herren v. Lappe mit dem Versprechen quitirten, Hamburg in keiner Weise ferner zu belästigen, auch hatte der Lehnsherr Erich IV. schon 1400 die Gültigkeit des Verkaufs anerkannt, und entsagte „aus besonderer Freundschaft für Hamburg" allen Ansprüchen für sich und

ſeine Erben an dem rechtlich erworbenen Beſitze. Der erſte dort regierende hamburgiſche Amtmann (damals Caſtellan genannt) war der Rathsherr Ludolph Wulfshagen, erwählt 1480.

Werfen wir nach dieſem etwas voraus geeilten Gebiets-Erwerb einen Blick rückwärts, ſo bemerken wir, daß ſolche, für alle folgende Zeit ſo höchſt wichtigen Geſchäfte, immer nur unter den ärgerlichſten Störungen vollzogen werden konnten. — So entſpann ſich mit den Stadern Zwiſt über eine Abgabe, die Hamburg von Schiffen, die Neuwerk paſſirten, für Unterhaltung der Ufer und Baaken, einzufordern ſich für berechtigt hielt, und wovon Stade nicht nur ſich, ſondern auch die ihren Markt beſuchenden Frieſen befreit wiſſen wollte. Dieſe Sache wurde endlich durch Schiedsrichter beſeitigt. — Ferner ließ das nachbarliche Bremen, die Stadt, die uns heute mit ächter Schweſterliebe in der Noth beiſtand, in jenen Tagen nicht ab, unter Begünſtigung des ſpitzbübiſchen Erzbiſchofs Albert nicht nur geſtrandete Schiffe zu plündern, ſondern ſogar Kaufleute, die mit ihren beladenen Fahrzeugen ſchon die Elbe erreicht hatten, zu berauben. Ja, dieſer habſüchtige Prälat trieb die Frechheit ſo unglaublich weit, daß er im Jahr 1373 in ſeiner Schloßkirche zu Verden einen hamburgiſchen Studioſus der Theologie, Lüneborg geheißen, der auf einer Reiſe nach Oxford in England begriffen war, ohne alle weitere Urſache, als weil derſelbe viel Geld bei ſich hatte, einfangen, in Ketten ſchließen und in einen Kerker abführen ließ, wobei er ſich verläufig der 200 ℔, die der Student bei ſich hatte, bemächtigte, und dann 600 ℔ Löſegeld zu erpreſſen wußte. — Solche geiſtliche Privatſpitzbüberei ſchrie denn doch allzu laut um Rache, als daß ein von Hamburg an den Papſt geſendetes Schreiben nicht ſollte den Unwillen deſſelben erregt haben. In der That erließ der Papa aus Rom einen Bannfluch über den Frevler (der Erzbiſchof wird wohl ſeine Sün-

denböcke gehabt haben) — befahl auch eine Rückerſtattung des Geraubten und Zahlung der Prozeßkoſten. — Der Erzbiſchof verkehrte die frommen Augen und bezeigte ſich willigſt einverſtanden mit den Befehlen des heiligen Vaters, erklärte auch, daß es ſeine Pflicht ſei, für das Heil Aller mit der thätigſten Aufmerkſamkeit Sorge zu tragen, und was dem Geſetze, der Gerechtigkeit und den guten Sitten entgegen ſei, mit Fleiß zu vernichten und auszurotten; ließ deshalb 1387, den gehäuften Beſchwerden der „vielgeliebten“ Bürger von Hamburg abzuhelfen, geſchärfte Befehle zur Sicherheit der Schifffahrenden ergehen, um der verkehrten und abſcheulichen Gewohnheit (porversa et exsecrabilis consuetudo) die gebührenden Schranken zu ſetzen. — Auch die Dithmarſen konnten ſich die Gewohnheit des Raubens lange nicht abgewöhnen, und der Herzog Heinrich v. Schleswig nahm ſich der vereinigten Hanſeſtädte Hamburg, Lübeck, Roſtock, Stralſund, Kiel u. a. m. in einem beſonderen Privilegium an, gebietend, daß ihnen die Strandgüter ſollten aufbewahrt und zurückgeſtellt werden. — Eine ehrliebende Dame, die Herzogin Adelheit v. Pommern, hörte von einem Gerücht, daß auch auf ihrem Gebiete dergleichen Stranddieberei ſollte vorgefallen ſein und verwahrte ſich in einem eigenhändigen Schreiben an den Rath von Hamburg gegen dieſe Beſchuldigung mit einer wohl zu ehrenden Empfindlichkeit, beſagend: „ſolche Handlungen, weder ihrem Hauſe noch ihrer Ehre ziemend, ſeien niemals üblich in Pommern geweſen und würden es auch nie werden, und die Hamburger hätten auf eine ſehr verwegene und unerlaubte Weiſe nur ihr Haus und ihr Anſehen ſchänden wollen. Es ſollten aber Güter, die in ihrem Lande in Verwahrung genommen, jederzeit wohl aufbewahrt und den Eigenthümern unbeſchädigt zurückgegeben werden.“ — Am getreueſten hielt Lübeck ſich zu der Schweſterſtadt Hamburg und es liegen keine Beiſpiele eines Zerwürfniſſes vor. Jedoch

hielten auch die andern „An-See-Städte“ ſich wacker zu der immer mächtiger emporblühenden; viele andere Städte buhlten um ihre Freundſchaft, viele aber auch beneideten die glückliche und verſäumten keine Gelegenheit, ſich an ihr zu reiben und ihrem Wohlſtande Hinderniſſe in den Weg zu legen.

Auch die Grafen v. Schauenburg, obgleich ſie ſich der Hoheitsrechte über Hamburg freiwillig begaben, ſahen dennoch, nachdem die dafür eingeſtrichenen ſehr reſpectablen Sümmchen verſplittert, nicht ohne Neid den wachſenden Wohlſtand der fleißigen Stadt, und verſuchten es, möglichſt ihre Hände hie und da nach den innern Angelegenheiten derſelben auszuſtrecken. Dieſes geſchah z. B. 1305 mittelſt Auferlegung eines Zolls auf alle in Hamburg durch fremde Kaufleute einzuführende Waaren. — Obgleich die Bürger nicht direct dadurch beſchädigt wurden, ſo ſahen ſie doch ſehr wohl ein, daß jede den freien Handel beſchwerende Abgabe auf ſie zurückfallen würde, darum man ſich auch lange und heftig gegen dieſe Maaßregel ſträubte, und erſt, als alles vergeblich war, ergab man ſich unter der Bedingung darein, einen Theil der durch den Zoll eingehenden Gelder in den Staatsſchatz fließen zu ſehen. — Graf Adolph, der vielerwähnte, war es, von dem dieſe geldbegierige Maaßregel ausging, und, ganz entſprechend dem uns eingeprägten Bilde ſeines Charakters, verpfändete er — unerachtet die Einnahme ſeiner Frau als Leibgeding von ihm verſchrieben worden war — dieſelbe dennoch einem lübecker Bürger für 800 ℔ Silber. — Auch die den Grafen gemeinſchaftlich verbleibenden Mühlgerechtigkeiten verſilberte er an hamburgiſche Bürger, und daß die Münzgerechtigkeit ebenfalls um guten Preis an den Bürgerſtaat abgelaſſen wurde, iſt ſchon erwähnt worden. — Es möchte hier am Orte ſein, über die Verhältniſſe der hamburgiſchen Münze aus jenen Tagen, deren Wortausdruck, nicht aber deren Gehalt mit den unſerigen über-

einstimmt, und deren Bezeichnung deshalb zu mannigfachen Irrthümern Veranlassung gegeben hat, einiges beizubringen. Es wurde nämlich die Mark Silber (16 Loth) um diese Zeit zu 41 Schill. und 6 Pf. ausgemunzt, so daß die 41½ Schill. nach heutigem Gelde gleich 34 bis 35 ℔ Cour. werth waren. Es geht daraus hervor, daß ein damaliger hamburgischer Schilling vierzehn Mal mehr Silbergehalt als der heutige hatte, wonach denn die so oft bewunderte Wohlfeilheit zu damaliger Zeit in ihr Nichts zurückfällt, und z. E. die Stiege Eier, die damals 9 Pf. kostete, in Wahrheit mit circa 11 Schill. heutigen Geldes bezahlt wurde, wofür man sie jetzt auch kaufen kann. Uebrigens veränderte Hamburg seinen Münzfuß verschiedene Male, je nachdem es den Handelsverhältnissen zuträglich erachtet wurde. — Ergötzlich ist es zu erfahren, daß, als ums Jahr 1336, bis wohin die kleinste Munze Pfennige oder Schillinge (von skillen, d. i. theilen, scheiden, mithin Scheidemünze) gewesen waren, der Rath und die Burgerschaft es für nothwendig hielten, kleinere Scheidemünze, Beerlinge zu prägen, sich ein hochehrwürdiges Domkapitel dieser Neuerung alles Ernstes widersetzte, fürchtend, man werde ihm etwa den Beichtpfennig fortan in dieser kleinen Münze entrichten, und dadurch ein Schaden erwachsen; ja, man erwirkte sogar ein Edict des hochehrwürdigen Erzbischof's zu Bremen, worin den Dompfaffen verboten wurde, für ertheilten Segen und andere geistliche Waare diese unscheinbare Münze anzunehmen, woran sich aber der practische Hamburger, wie man liest, nicht eben viel gekehrt hat. Die Habsucht der Pfaffen ist doch eine alte unausrottbare Erbsunde.

Um aber wieder auf obigen Uebergriff derer von Schauenburg zurückzukommen, so wurden zuletzt, ehe man weitere Versilberung zur Verbesserung der Finanzen versuchte, andere und ernstlichere Wege eingeschlagen, die ganze Stadt in Bausch und Bogen als Eigenthum wieder

zurückzubekommen, und obgleich Kaiser Carl IV., durch Abfassung mehrerer Verordnungen, indirect die Unabhängigkeit Hamburgs anerkannt hatte, so ließ sich's dennoch 1363 der saubere Graf Adolph gelüsten, bei Kaiser und Reich als Ankläger der Stadt Hamburg aufzutreten, und die Zurückführung derselben unter seine Herrschaft zu beantragen, da die Stadt ihn als Oberherrn nicht mehr gehörig anerkenne. Der Kaiser, dergleichen Händel sich gern vom Halse wälzend, und unbillig genug, den klarsten Forderungen des Rechts nicht ohne Weiteres Gehör zu geben, beauftragte den, der Stadt Hamburg ohnehin unfreundlich gesinnten und Adolph nahe verwandten Herzog Albrecht v. Mecklenburg zum Schiedsrichter in diesem Handel, wogegen sich indeß die Stadt auf das allerentschiedenste sträubte, jedennoch ein gütliches Abkommen — wahrscheinlich abermalige Geldzahlung — offerirte, das aber diesmal nicht angenommen wurde, vielmehr sollte die Stadt sich vor einem außerordentlichen Gerichte durch Abgeordnete vertheidigen. — Für diesmal jedoch hatten die hohen Herren sich verrechnet. Hamburg erwählte den kürzesten Weg und ignorirte den ganzen Handel, erschien vor keinem Gericht und erwartete ruhig die Dinge die da kommen würden. Es kam auch allerdings, wie zu erwarten, ein durchaus ungünstiges Urtheil, nur Schade daß Adolph nicht die Macht hatte, dasselbe in Kraft zu setzen, worauf er im Gefühl seiner Ohnmacht sich mit Hamburg in Unterhandlungen einließ, die indeß auch wieder zu keinem andern Resultat führten, als daß die Stadt auf ergangene Anfrage sehr schlau, ja fast ironisch antwortete: sie wolle dem Grafen geben, was sie ihm schuldig sei. — Da nun aber eine eigentliche Schuld nicht vorhanden, vielmehr jeder Besitz in gutem löthigen Silber bezahlt worden war, so nahmen die Grafen eine Gelegenheit wahr, da der Kaiser Carl 1368 in Tangermünde anwesend, und gingen ihn alles Ernstes an, ihre Gerecht-

same an die Stadt, „welche doch eigentlich auf der Grafen Grund und Boden stehe“, geltend zu machen. Die römischen Kaiser pflegten dergleichen Privatzwiste im Lande nicht eben ungern zu sehen, und Carl goß hier ein Tröpfchen Oel ins Feuer, indem er entschied: es müsse die Stadt sich allerdings den Befehlen des Grafen unterwerfen, widrigenfalls er sie schon zum Gehorsam zu zwingen wissen werde, jedoch sollten alle Rechte, Freiheiten und Privilegien der Stadt gänzlich ungekränkt bleiben. — Dieses Urtheil klingt in der That wie Spott und verdroß beide Theile gleich sehr. Als es in Hamburg bekannt wurde, bemächtigte sich des Volkes eine solche Wuth gegen den doppelzüngigen Kaiser, daß es sein Rolandsbild, was da in der Gegend des spätern Eimbeck'schen Hauses stand, mit Schimpf und Hohn, unter großem Jubel über die Rolandsbrücke ins Wasser stürzte.

Zu solchen mancherlei Zwistigkeiten kamen nun auch noch innerliche, sowohl geistliche als weltliche. Mit den Domherren stand sich die Bürgerschaft schon lange nicht gut, theils weil die Glatzköpfe sich Uebergriffe in weltliche Justiz, theils auch wieder in weltliche Geschäfts- und Erwerbssachen erlaubten. Zu einem Ausbruch des lange verhaltenen Grolls kam es endlich im Jahre 1335, als die Pfaffen es versuchten, das Verbrechen des Ehebruchs mit geistlichen Waffen zu bestrafen, unerachtet ihnen nach dem Gesetz dergleichen überall nicht zustand. Die also öffentlich von der Kanzel Beleidigten vergriffen sich an den hochmüthigen unduldsamen Priestern an geweihter Altarstätte, und zwar so, daß dieselbe mit Blut befleckt wurde. — Die Thäter entwichen aus der Stadt, aber hinter ihnen her geschleudert wurde der Kirchenbann, und die ganze Stadt unterlag solchem Fluch; es durften keine Sacramente ausgetheilt und andere heilige Handlungen an den Bürgern vollzogen werden. Indeß kehrten die kecken Hamburger sich wie gewöhnlich nicht viel an diese ohnmäch-

Das wegen kaiserlich: Mandat mißvergnügte Volk stürzt die Rolands-Säule um.

tige Rache, zumal die Barfüßer im St. Marien-Magdalenen-Kloſter aushalfen, und, unbekümmert um das Domkapitel, das hier Verſagte austheilten. — Daß es aber wirklich ſo arg, wie erwähnt, hergegangen ſein muß, bezeugt eine Verordnung des Erzbiſchofs Burchard von Bremen, vom Jahre 1352, welche befiehlt, es ſollten die Dom- und Petri-Kirche und deren Altäre, welche durch Blutvergießen geſchändet, feierlichſt wieder geweiht werden. Auch wurde ein weitläufiger Vergleich in 32 Artikeln von ihm aufgeſetzt, der aber, als für die Bürger zu nachtheilig, nicht ganz derſelben Zuſtimmung fand. Nun miſchte ſich auch der Papſt in die Sache, und beſtätigte den Bannfluch, laut welchem z. B. kein Gottesdienſt gehalten und keine Todten weder in den Kirchen, noch auf deren Höfen ſollten begraben werden. Man ſolle keine Glocke läuten, ausgenommen, daß die Seiger- (Stunden-) Glocken ſchlagen dürften. — Als Bedingung des Friedens wurde verlangt: es dürfe den Geiſtlichen freiſtehen, ihre in der Stadt belegenen Erbgüter, gleich den Bürgern, zu verkaufen oder zu verpfänden; auch ſich Häuſer und Erben anzukaufen, ſofern ſolche auf eines Bürgers Namen, der für Schoß und Gebühren hafte, geſchrieben ſtänden. — Es ſolle fernerhin nicht geſtattet ſein, daß Krämer und andere Handelsleute in den Kirchen und in der St. Anten-Kapelle (Schappen-Dom) Waaren feil böten. Niemand, auch nicht die Domherren, ſollten ſich erdreiſten, auf den Kirchhöfen oder ſonſt in der Stadt Kalk zu brennen ꝛc. — Die Bürger weigerten ſich, hierin zu willigen, und ſtützten ſich auf die moraliſche Verſunkenheit der Kleriſei, ſo daß eine Kirchenviſitation angeordnet wurde, als deren theilweiſes Ergebniß man anführt, daß denen Geiſtlichen eine ſtrengere Erfüllung ihrer Amtspflichten und ein ſittlicherer Lebenswandel empfohlen wurde. Die Bürger beſtanden überdem auf Handhabung der Geſetze, wie ſolche im Stadtbuche, bezüglich der Geiſtlichkeit, verzeichnet ſtänden; z. B. daß kein,

mündig ins Kloster getretener Mönch erben könnte, überhaupt aber jeder Mönch als unmündig sollte betrachtet werden, und nur unter Beistand eines Vormundes vor Gericht verhandeln dürfe. Dieses behagte nun Papst und Pfaffen wieder nicht, doch ließen die Bürger nicht von ihrem Rechte. Der Streit zog sich ganzer 18 Jahre fort, und die Schwarzröcke hatten viele Excesse zu erdulden, denn das Volk plünderte und zerstörte deren Dörfer und Meiereien, und neckte die Geplagten auf alle erdenkliche Weise, so daß ihr Schaden sehr groß war, und sie, ohne die geplünderten Dörfer zu zählen, 1343 schon berechneten: für Prozeßkosten 2500 ℔; Kosten für Zusammenkünfte in Lübeck und Bremen 2000 ℔; Schaden an nicht eingekommenem Opfergelde während des Banns 1250 ℔ und 400 ℔ für verfallene Domhöfe. 1355 endlich versöhnte man sich, und zwar unter dem Versprechen die gegenseitigen Rechte zu ehren, sich gegenseitig nicht zu beunruhigen und die Pfaffen versprachen auch besonders die Bannbulle aufzuheben; somit war der Friede für einige Zeit, wiewohl nur oberflächlich, hergestellt.

Als Einleitung in vorläufige Zerwürfnisse zwischen Rath und Bürger bemerken wir, daß obgleich das alte Ordeelbook den Adeligen versagte, Grundbesitz in Hamburg zu erwerben, viele Adelige doch ihren Stammbaum aufgaben, um an den zu Reichthum führenden bürgerlichen Rechten Antheil zu haben, als wovon die zahlreichen noch jetzt existirenden Namen mit einem „von“ Zeugniß geben. Ihre Bildung verhalf ihnen bald zu den höchsten Ehrenämtern, jedoch konnten sie die adelige Tücke nicht ganz verleugnen, und nur zu bald stellte sich heraus, daß ihrer mehrere darauf abzielten, eine erbliche Würde, oder ein sogenanntes Patriciat in ihren Familien einzuführen, wodurch denn zuerst der verderbliche Saame des Mißtrauens unter den Bürgern ausgestreut wurde und sie auf ihrer Hut waren, ihre Rechte wahrzunehmen. Doch auch andere Umstände

noch wirkten zu dieſem Uebel bei. Urſprünglich waren Rath und Bürger eine Familie und ein Standesunterſchied kaum bemerklich. Im Laufe der Zeit aber, wo die Würde eines Rathsherrn an Bedeutung gewann, und man anfing, nicht immer die „Witzigſten“ – wie es urſprünglich geheißen — ſondern die Wohlhabendſten, Angeſehendſten, ſich geltend machendſten, ja auch, wie es immer wiederkehrende Familiennamen bezeugen — trotz der Einſchränkung, verwandtſchaftliche Rückſichten bei Rathswahlen auszuſchließen — dennoch Vetter und Schwäger in den Rath erwählte; im Laufe der Zeit endlich, wo Feldherrnthaten dieſem Rath ein überwiegendes Anſehen verliehen, mancher vielleicht anfing, auf ſeine Mitbürger ſtolz, oder mindeſtens gleichgültig herabzuſehen, und wo die vielen theuern Ankäufe und Kriegsſteuern Auferlegung von ungewohnten Abgaben veranlaßten, die zum Theil wieder in die Taſchen der Rathsherren und Bürgermeiſter für Tagfahrten und Jahrgehalte floſſen, und in dieſer zur Ueppigkeit geneigten Zeit für ſchöne Bauten, Anlagen, Gaſtmähler und Pretioſen angelegt wurden: — Alles dieſes, ſagen wir, mochte wohl geeignet ſein, Neid und Unmuth in den Köpfen Niederer zu erzeugen; und es ſteht das Beiſpiel Hamburgs keineswegs iſolirt da, vielmehr ſchritt ſolcher Sinn des Aufruhrs durch viele Städte, und Braunſchweig ſogar verſuchte es, eine Art Propaganda für Aufruhr-Ideen dieſer Art zu bilden.

Es war im Jahr 1376, als Mißhelligkeiten zwiſchen Bürger und Rath, wie ein böſes Geſpenſt, zuerſt ſich bemerklich machten. So traten denn in Hamburg die Zünfte, mit Ausnahme der Krämer, Faßbinder, Kerzengießer und Heeringswäſcher, zuſammen, beſchworen einen Bund, den Rath zur Erlaſſung des halben Schoſſes zu zwingen, und beauftragten, durch gütliches Zureden, vier Bürger: Heine Klingeſporen, Lütken v. d. Heyde, Tycken Saſſen und den Faßbinder Bremer, ihr Begehren vor-

läufig einem Rathsherrn Heyne Grövel vorzutragen. — So geſchah es, und zwei Abgeordnete des Raths nahmen nach Vorladung der Aemter deren Beſchwerde entgegen, verſprachen auch, es ſollten dem Rathe dieſelben vorgetragen und bis dahin keinerlei Gewalt gegen die aufrühreriſchen Aemter gebraucht werden, wohingegen dieſe wiederum zuſagten, keine Thätlichkeiten gegen den Rath zu verüben. — Am Donnerſtag nach Invocavit wurden die Aufrührer auf den Barfüßer-Kloſter-Saal beſchieden, wo der älteſte Bürgermeiſter, Menno Wigreve, 4 Rathsherren und 24 kaufmänniſche Bürger verſammelt waren. Die Klageführer begehrten in dieſer Verſammlung ihre Vorlage ſchriftlich einzureichen, deſſen ſich indeß die Mitglieder des Rathes weigerten, vorſchützend, daß ſie keine Inſtruction hierüber hätten, zeigten aber an, daß man der Bürger Abgaben um der Stadt Nothdurft unmöglich erleichtern könne, ſobald es indeß thunlich, wolle man ihrem Verlangen genügen. Hierüber wurden die Unzufriedenen ſo zornig, daß ſie Miene machten, ſich an den Abgeordneten thätlich zu vergreifen. — Dieſe beſchwichtigten ſie aber: es ſei der Rath erbötig, ſich einer Unterſuchungs-Commiſſion, zu welcher die Gegner 6 bis 8 Perſonen hinzuthun könnten, zu unterwerfen, ob in den 26 Jahren, welche der Aelteſte von ihnen bereits im Rathe ſitze, mit den durch Abgaben eingegangenen Geldern etwa Mißbrauch getrieben werden, es werde ſich aber ergeben, daß man des ganzen Schoſſes nicht entbehren könne. Indeß die Aemter wollten davon nichts wiſſen, vielmehr ſchwor ein vierſchrötiger Fleiſcher, Tilke Bukeſtadt, er werde ſich nicht eher wieder zu Tiſche ſetzen, bis das halbe Schoß erlaſſen wäre, und ſollte er auch deshalb auf dem Rade ſitzen. Indeß legten ſich die Kaufleute ins Mittel und erlangten, daß man dem geſammten Rath dieſen Handel berichten dürfe, und ſolle Sonnabend Entſcheidung gegeben werden, bis dahin wurde wiederum gegenſeitiger Friede zugeſagt. — Am Freitage

rief der Rath die Kaufleute und die 4 friedlichen Aemter in die Katharinen-Kirche zusammen, die Aufrührerischen aber waren auf dem Johannis-Kloster. Durch parlamentarische Verhandlung kam man dahin überein, daß die Kläger ihre Sache durch Abgeordnete mündlich sollten vor den Rath bringen dürfen; solches geschah am Sonnabend, aber der Rath verharrte bei seiner abschlägigen Antwort. Hierauf thaten sich die Aemter wiederum heimlich zusammen, und beschlossen, eine Zeit abzuwarten, da die Kaufleute in ihren Geschäften zur See oder sonst auswärts wären, dann wollte man dem Rath heftig zu Leibe gehen. Dieser Beschluß wurde verrathen, und der Rath versammelte eiligst wiederum die Treuen und die Ungetreuen, und brachte es durch gütliche Versprechungen dahin, daß alle Betheiligten einen Eid, sich ruhig und friedlich zu verhalten, beschworen, und somit wurde diese erste Bürgerfehde ohne weitere Folgen beschwichtigt; wahrscheinlich weil kein eigentlicher Grund zu Beschwerden vorhanden war, und nur einige unruhige Köpfe die ganze Sache angezettelt; indeß werden wir sehen, daß später die hier gelegte Larve des Aufruhrs zu einem nur zu giftigen Wurm ausgebrütet wurde. — Ob der dicke Fleischer wieder zu Tische gegangen, verschweigt die Chronik.

Vor der Hand erneuerten sich diese Scenen nicht, und wir finden nur erwähnt, daß bei Anlaß eines Krieges der Grafen von Holstein gegen die Dithmarsen, wo Hamburg Partei für jene nahm und seinen Bürgern allen Handel mit den Dithmarsen untersagte, die Bürgerschaft eine Gelegenheit ergriff, dem Rathe gewisse Eigenmächtigkeiten und rechtswidrige Uebergriffe zu verweisen, in Folge dessen z. B. derselbe 1404 das feierliche Versprechen leisten mußte, das wohl eine strenge Erneuerung verdiente, nämlich: „keinen Bürger, bevor nicht ordentliches Recht über ihn erkannt sei, gefänglich einziehen zu lassen," wahrlich ein ächt republikanisches Gesetz über dessen Auf-

rechthaltung der Bürger mit aller Eifersucht wachen sollte.

Fürchterlich aber tobte in dieser Zeitperiode der Aufruhr in Lübeck. Eine durch Kriege erzeugte Schuldenlast drückte die Stadt, und da die Auflagen immer unerträglicher wurden, konnte der Rath nicht länger wehren, daß 60 Personen aus der Bürgerschaft zu Mitberathern in Finanzsachen erwählt wurden. Diese 60 aber griffen bald in alle Fächer über, und 1408 brachte es die Volkspartei dahin, daß der alte Rath ab- und ein neuer, mehrentheils aus Handwerkern bestehender, eingesetzt wurde. Vergebens suchte Hamburg Eintracht und Ordnung herzustellen; der alte Rath mußte, seines Lebens nicht mehr sicher, aus der Stadt entfliehen. Er fand größtentheils in Hamburg Aufnahme und Schutz vom hiesigen Rath, nicht ohne grollendes Scheelsehen der Bürger, die in den Flüchtlingen nur schuldige Opfer der Volksrache erblickten, und es bedurfte nur eines geringen Anstoßes, um auch hier Scenen der Unordnung zu erregen. Dieser Anlaß fand sich 1410, wo Herzog Johann v. Sachsen, unter Versprechen sicheren Geleits, in Hamburg war, und von einem Bürger, Heine Brand, arge Schmähungen erduldete. Nach des Herzogs Abreise empfing der Rath Klagebriefe von ihm über Brand's Betragen, dieser wurde vorgeladen und, unerachtet gebotener Caution, unter Geleit von 8 Rathsherren nach dem Bürgergefängniß auf dem Winserbaum gebracht. — Kaum wurde dieses in der Stadt ruchtbar, als eine große Menge Bürger sich auf dem sogenannten, lange nicht mehr existirenden, in der Gegend der alten Börse belegenen Schöffenhause versammelte. Pochend auf das obenerwähnte, vor 6 Jahren erlassene, nun verletzte Gesetz, verlangte man von dem Bürgermeister Miles die Freilassung Brand's, und dieselben 8 Rathsherren mußten sich bequemen, ihn aus seinem Gefängnisse wieder abzuholen und freizugeben. Gleich am folgenden Tage

verſammelten ſich die Bürger wieder und wählten, gleich wie Lübeck, 60 Männer aus der Bürgerſchaft, die ſich ſofort nach dem Rathhauſe verfügten, den Heine Brand vorfordern, und ſich des Herzogs Briefe vorlegen ließen.— Man fand die Klagepunkte nicht allein unerheblich, ſondern auch die geſtellten 3 Zeugen, einen Mönch und 2 Dithmarſen, unzuläſſig. Brand wurde alſo freigeſprochen. Dieſer erſte gelungene Schritt führte zu andern. Ein Rathsherr, Quickborn mit Namen, der Bürger härteſter Gegner, mußte den Rath verlaſſen, die Sechsziger blieben erwählt und als Vertreter der Bürger in Thätigkeit, alle Wünſche und Klagen der Bürger kamen zur Sprache und ſo entſtand der älteſte zwiſchen Rath und Bürgerſchaft beliebte Receß: „belevet unn bevulbordet in St. Laurentius Avende des hilligen Martelers 1410“. In dieſem Receß war man bedacht geweſen, ebenſowohl beſtehende Mängel abzuſtellen, als auch möglichen Fällen zum Voraus zu begegnen. Er lautet in unſerer Mundart etwa ſo: Es ſolle kein Bürger, reich oder arm, ohne bevor rechtlich verurtheilt zu ſein, in Haft gebracht werden. — Der alte Lübecker Rath ſolle die Stadt verlaſſen und mit dem neuen gute Freundſchaft gepflogen werden. — In wichtigen Angelegenheiten der Hanſe darf der Rath ohne Vorwiſſen der Bürgerſchaft nichts beſchließen. Der Orloff*) ſolle forthin richtiger vertheilt werden. — Ohne Genehmigung der Bürgerſchaft dürfe der Rath keinen Krieg beginnen.— Es ſolle die Mark Silber mit 8 Schill. 1 Pf. verſchoßt werden. — Sofern die Stadtkaſſe dringlich Zuſchüſſe bedarf, ſoll es der Rath den Bürgern vortragen, damit man ſich darüber verſtändige. — Es ſoll die Fahrt der Englandsfahrer geſchützt werden, doch unter der Bedingung

*) Urlaub oder Erlaubniß zu brauen, der vom Rath an Inhabern von Braugerechtigkeiten ertheilt wurde, ſo oft nach Mittheilung der Spunderalten das Bier zu Ende ging.

daß ſie hinreichend Schiffe zum Transport der Waaren hieſiger Kaufleute anſchaffen. — Wird der Stadt Krieg erklärt, ſo ſoll des Feindes Name ſofort am Rathhauſe angeſchlagen werden. — Der Rath ſoll keinem Schuldflüchtigen freies Geleit in der Stadt geben. Sollten dringliche Umſtände es dennoch nöthig machen, ſoll den Bürgern davon Anzeige gemacht werden, um auf ſeiner Hut zu ſein. — Im Münzen ſoll der Rath nach ſeiner beſten Ueberzeugung verfahren. — Leibeigene, ſofern ſie Jahr und Tag hier geweſen, können nicht mehr zurückgefordert werden. — Klagt ein Bürger gegen ein Rathsglied im Rechte, ſo ſoll dieſes vor allen andern abgethan werden. — Stadtbediente, die den Bürger ſcheeren (die grob und widerwärtig ſind) ſoll der Rath abſetzen (ſehr gut). — Die Audienzen ſollen bei guter Zeit — d. i. früh genug — angeſagt werden. — Die Armen und „Seeken“ (Kranken) zu St. Georg ſollen beſſer gepflegt werden. — Der Rath verſpricht die Bürger gegen Ritter und Knappen rechtlich zu vertreten und der Stadt Freiheiten getreulich zu bewahren.“ — Dieſer Receß trug einen ſegensreichen Keim in ſich, der bis auf uns reichliche, ſchöne Früchte gebracht.

Für den Ausbau Hamburg's wurde auch in dieſem Jahrhundert manches begonnen und gethan. Bis zum Jahr 1314 war der Wiederbau des im Jahre 1281 oder 84 mit abgebrannten Johannis-Kloſters vollendet, wozu der Rath aus freien Stucken 100 ℔ lübſch beigeſteuert hatte, und es wurde zwiſchen Rath und Geiſtlichkeit ein Vertrag abgeſchloſſen über die Grenze und innere Einrichtung des Kloſters, laut welchem es den Mönchen erlaubt wurde, eine vom Schlachthauſe (Küterhauſe) bis zur Gerberſtraße ſich erſtreckende Mauer aufzuziehen; auch das Marien-Magdalenen-Kloſter erhielt eine Mauer vom blauen Thurm bis zur Stavenpforte, und für St. Petri wurde das Paſtorenhaus (Wedeme) erbaut. — 1312, alſo

zur Zeit, da über Hamburg der Kirchenbann verhängt war, wurde der Grundstein zu dem jetzt noch stehenden Gemäuer des Petrikirchthurmes gelegt. Das Andenken daran wurde durch einen Ring an der äußern Seite der beim letzten Brande zerstörten Kirchenthür aufbewahrt, eine Schrift auf dem selben lautete nämlich:

„Anno Domini CIↃCCCXLII. inceptum est fundamentum hujus turris; orate pro Juratis."

("Im Jahr des Herrn 1342 wurde der Grund zu diesem Thurm gelegt; betet für die Juraten [Kirchengeschwornen]").

Im Jahr 1679, bei Erneuerung der Thür, hat man den Ring an die innere Seite befestigt. — Die Spitze des 416 Fuß hohen, 1842 abgebrannten Petrithurmes wurde erst 1516 vollendet und von Kennern für eine der schönsten Pyramiden im deutschen Lande gehalten. Ein im Innern der Kirche ausgehängt gewesenes Gemälde stellte Hamburg um die Zeit des Jahres 1250 vor, und zeigte 3 Kirchen, 2 Klöster und das St. Georgs-Hospital jenseits der Binnen-Alster. Zur rechten Seite einer südlichen Nebenthür stand früher eine hölzerne Betschwester (es giebt freilich kaum andere) mit einem Buch in einem Beutel, welches beides vereint man in hamburgischer Mundart den Books-Bübel (Bocksbeutel) zu nennen pflegte, eine Bezeichnung, die als Symbol für alles Veraltete, Lächerliche galt, über dessen Ursprung man aber, wie schon erwähnt, durchaus nicht einig ist. Jene Betschwester galt übrigens als hamburger Wahrzeichen für reisende Handwerksbursche. — 1389 wurde von dem Glockenmeister Dierich aus Münster die große Glocke gegossen.

Da das Stadtviertel im Osten bis zu dieser Zeit ebenfalls zu einiger Bedeutung herangewachsen war, so wurde mit Bewilligung des Papstes auch hier im Jahr 1384 der Grund zu einem Thurm- und Kirchenbau an die Stelle der bisherigen kleinen Kapelle gelegt. Um das Werk zu

Bayerische Staatsbibliothek

fördern, ertheilte Innocentius VI. schon 1354 und 56 von Avignon aus, Ablaßbriefe, laut welchen Jeder, der die Kirche besuchen, dahin wallfahrten, Messen und Predigten hören, Prozessionen beiwohnen, dem Leibe Christi und dem heiligen Oele, wenn es herumgetragen, nachfolgen, und überhaupt zum Bau der Kirche mildthätig beitragen werde, jedesmal auf 14 Tage Ablaß seiner Sünden erhalten solle. Als Veranlassung zu diesem außerordentlichen Geschenk rühmt man den damaligen Bürgermeister Heinrich v. Bergen, den der ebenfalls dabei thätig gewesene Erzbischof Gottfried von Bremen „einen berühmten und hochangesehenen Mann“ nennt. Das echte Geschlecht derer v. Bergen, aus welchem zwischen 1274 und 1470 eine Menge Rathsherren und Bürgermeister hervorgingen, soll, alten Urkunden zufolge, im letztgenannten Jahre mit dem Senator Joh. v. Bergen ausgestorben und mit ihm Helm und Schild ins Grab gelegt worden sein. Man erfährt zugleich daraus, daß der östliche Theil der Kirche, mit Inbegriff des Chor's, auf Kosten dieser Familie erbaut worden ist. Bis 1311 sah man neben dem Hauptthurme noch ein kleines spitzes Nebenthürmchen mit einer Glocke zum Läuten. 1372 baute man zur Bequemlichkeit der Pilger auch noch die Kapelle to den Scharen, beim Scharthore, dieselbe wurde aber weder geweiht noch je zum Gottesdienste benutzt. 1391 legte man dann schließlich auch noch den Grund zu der St. Getruden-Kapelle, deren Einkünfte bestimmt waren, den Ausbau der Jacobi-Kirche fördern zu helfen. — Ueberhaupt hatte die Stadt bis hieher wiederum bedeutend an Umfang gewonnen, und eine durchaus veränderte innere Gestaltung angenommen. Durch Erwerbung der Alster war es möglich, ja nothwendig geworden, neue Straßen an den, den Kaufleuten so sehr bequemen Kanälen (Fleeten) zu erbauen, und vorzüglich geschah dieses im St. Petri-Kirchspiele. Wir finden als um diese Zeit erbaut: die kleine Reichenstraße, die kleine Johannisstraße, die von der Kirche sofort nach dem Raths-

weinkeller führte; — ferner: die Gerberſtraße, der Dreckwall (Altewallſtraße); auch eine Dammthorſtraße wird genannt, die indeß in ihrer alten Geſtalt wieder verſchwunden ſein muß, denn das Dammthor ſtand zwiſchen der Alſter und dem Voglerswall. — Des letztlich abgebrannten Rathhauſes findet man zuerſt zwiſchen den Jahren 1350 und 1352 im Stadterbebuch indirect erwähnt, nämlich bei Anlaß folgender Bezeichnung: „über der Wechſelbank (Wesle) an der Kegelſpitze der Straße, gegenüber dem Rathhauſe, nach der Troſtbrücke zu.“ — Es iſt erwieſen, daß der erwähnte Rathsweinkeller ſchon vor dem Jahre 1326 exiſtirte. Etwas ſpäter, wahrſcheinlich nach einem Brande, wurde ein Gebäude darüber errichtet, daß man lange „dat howe Huuß“ nannte, bis man es aus beſonderer Vorliebe für das in der Hanſeſtadt Eimbeck gebraute Weißbier (Em'ſche Beer) und Bürgern von derther zum Verzapfen deſſelben angewieſen, das Eimbeck'ſche Haus nannte. — Auch die Brandstwiete, von einem Heine Brandt (worüber ſpäter näheres) und von twitio, Beſchirmung, ſo genannt, welche Bezeichnung auf viele ähnliche enge Gaſſen überging — waren bis zu Ende des 14ten Jahrhunderts erbaut. — Schon im 13ten Jahrhunderte hatte ſich das Nicolai-Kirchſpiel von dem Orte der ſpäter erbauten Troſtbrücke bis zum Rödingsmarkt und von dort bis zum Scharthor erweitert; — bei der ſpäter ſogenannten hohen Brücke hatte die Stadt ein Ende, jedoch wurde eben Ausgangs des 14ten und Anfangs des 15ten Jahrhunderts eine Straße von da bis zum Scharthor erbaut, die man anfangs die kleine Deichſtraße, ſpäter aber die Binnen- und Buten-Kaſen (von Kay) nannte, indem die Gebäude an der Elbſeite eine doppelte Fronte bekamen. Weiter wurden auch die Bohnenſtraße und der Burſtah in dieſer Zeit vergrößert und ausgebaut.

Das Katharinen-Kirchſpiel, bisher nur aus einzelnen Straßen, vorzüglich dem Grimm, Cremon und bei den Mühren beſtehend, fand in dieſer Zeit ſeine Erweiterung und Ver-

schönerung, indem man im alten kräftigen Baustil große prächtige Gebäude an dem breiten Elbarme aufbaute und so die Katharinenstraße und die Gröningerstraße (so geheißen von den hier vordem anlegenden Gröninger Schiffern) begründete. — Ferner entstanden: der Hürter, beim Dowen- (tauben, wasserlosen) Fleet. — In der Gegend des Wandrahms stand der alte Bauhof — von dem auch die jetzt noch sogenannte Bauhofsbrücke — und das spurlos verschwundene Bauthor, das wohl zum Grasbrook führte. Die schon frühe Existenz des Bauhofes gehet hervor aus einem Receß des Jahres 1582, in welchem von dessen Reparatur die Rede und eine Summe von 10,000 ℔ genannt ist, die von der Kammer zu diesem Zweck erbeten wird; auch eine vollständige Bauhofs-Ordnung wurde um diese Zeit entworfen und später, zur Zeit der Vergrößerung des Hofes, angewendet.

Bis in die Mitte des 15ten Jahrhunderts gehörte das Jacobi-Kirchspiel noch nicht zur eigentlichen Stadt und wurde anfangs als Vorstadt, dann aber, als St. Nicola zur Stadt gezogen wurde, als Neustadt bezeichnet. — Wie es im 12ten und 13ten Jahrhundert beschaffen war, haben wir bereits erwähnt. Von dem großen Gartenfelde, nahe der Jacobi-Kapelle, hatten Graf Adolphs, des Pfaffen, Söhne einen Theil an die Harvestehuder blaven Süstern verschenkt, um daselbst ein Convent zu errichten; ein übriger Theil wurde Bürgern zum Bebauen gegen Grundmiethe überlassen. Die Lage derselben war nach unserer jetzigen Topographie dort, wo die altstädter Fuhlentwiete und ein Theil der Steinstraße belegen, weshalb auch diese Gegend noch spät mit dem Namen des Schauenburger Hofes bezeichnet wurde. Bis zum Jahre 1455, wo das Stadtviertel so ziemlich ausgebaut war, ein eigenes Stadterbebuch bekam und der Stadt einverleibt wurde, waren noch hinzugekommen: die Breitestraße, die schon erwähnte Lilien- und Rosenstraße und der Schopensteel oder Stegel, sogenannt, weil die Schöppen oder

Dingleute uber die nach der Burg hinauf führende Treppe, Stiege oder Stegel, nach dem alten Rathhause zu gehen pflegten. Eine unweit der Alster erbaute Straße, die Raboisen, soll ihren Namen von zweien Rathsherren, Lambert und Borchert Raboise bekommen haben; andere meinen, die Gegend desselben, früher das Galgenfeld, auch wohl Rabenwiese, haben zu dem Namen Raboisen Veranlassung gegeben, ist aber nicht wahrscheinlich, da man in jenen Tagen noch kein hochdeutsch sprach und schrieb und viel eher Kreienwische gesagt haben würde. — Mit großer Wahrscheinlichkeit dürfte man wohl die Benennung Bark- oder Barghof von der großen und angesehenen Familie v. Bargen oder Bergen ableiten, die sich bekanntlich die Wohlfahrt des St. Jacobi-Kirchspiels sehr angelegen sein ließ. — Die Gränzen dieses Kirchsprengels waren das, der Steinstraße gerade gegenüber stehende Steinthor, die Steinstraße aber ging vom alten Marien- oder Schulthor beim Speerthor ab, und bildete früher den Eingang zur Stadt. — Das Steinthor wurde im Jahr 1483 und ein Jahr später das Spitalerthor erbaut, welches gerade zum St. Georgs-Hospital führte. Zwischen beiden Thoren war eine Mauer gezogen, davon der jetzige Name: lange Mühren, und auch etwas tiefer gegen die Alster die kurze Mühren (Mauer). Hiermit war bis zum heutigen Tage die Stadt im Osten begränzt, doch wurde zur bessern Sicherheit im Jahr 1447 noch ein hoher Wall vom Hammerbrook uber den Borgesch bis zur Alster gezogen.

Was nun die Gegend um das St. Georgs-Hospital anbetrifft, so wurde dieselbe bis zu der Mitte des 15ten Jahrhunderts größtentheils zu Gärten benutzt und von der Kammer vermiethet. Die Kapelle wurde vergrößert, und in gleichzeitigen Urkunden als „Seeken-Kark" (Krankenkirche) bezeichnet. — Man findet einen vom Jahr 1485 datirten und von sechs römischen Cardinälen unterzeichneten Ablaßbrief, laut welchem Jeder, der zur Unterhaltung dieser

Kirche etwas beitragen werde, 100 Tage Erlaß von Buß-übungen genießen solle. — Außer den daselbst zur Heilung übergebenen Kranken, gab es auch noch sogenannte „gude Lüde", theils Krankenwärter, theils Geheilte, die sich in der Umgebung anbauten, vereint mit Leuten, die sich eine Leibrente vom Hospital erkauft hatten und „Seeken-Pröpner" genannt wurden. Die Verwaltung ward einem Havemeister (Hofmeister) übertragen, und zum Unterhalt des Stifts dienten außer den Vermächtnissen die Dorfschaften: Klein-Borstel, Langen-Horn und der Meierhof Berne.

Wenden wir uns nun schließlich zu der Gegend des heutigen St. Michaelis-Kirchspiels, so war dasselbe, obgleich zum Weichbilde Hamburgs gehörig, doch noch größtentheils ein wilder, fast unbebauter Platz, nur hie und da spärlich mit Gebäuden und Gärten versehen. Die Strecke vom Millernthor bis nach Harvestehude und Hemminghude, war im Jahr 1258 von den Grafen Johann und Gerhard für die Stadt angekauft worden. 1373 verkaufte auch, wie schon erwähnt, das Domcapitel für zwei hamburger Pfund Pfennige jährlicher Rente der Stadt das ganze sogenannte Brunofeld, vom Neßendamm über den heutigen Jungfernstieg bis nach Harvestehude sich erstreckend, und diese Gegend war von um so größerer Wichtigkeit, da man in den Besitz des Alsterstromes gekommen war. Später, 1499, wurde der Stadtwall, zwischen Elbe und Alster belegen, etwas hinausgerückt, und hieß jetzt der Vogleswall, vom Neßendamm bis zum Scharthor sich erstreckend, wo sich dann der sogenannte Küterwall ihm anschloß. Inmitten von beiden stand das alte Millern- oder Mittlernthor, später auch vom Volke Ellernthor genannt, wahrscheinlich weil ein von demselben hinausführender Steinweg (der alte) mit Erlen (Ellern) bepflanzt war; ein zweiter, jetzt eingegangener Steinweg führte zum Scharthor. Auf der Stelle des heutigen Teilfeldes (Ziegel- oder Tegelfeld) standen Ziegelhütten, wo man den daselbst in Menge vorhandenen vortrefflichen Thon zu Ziegel-

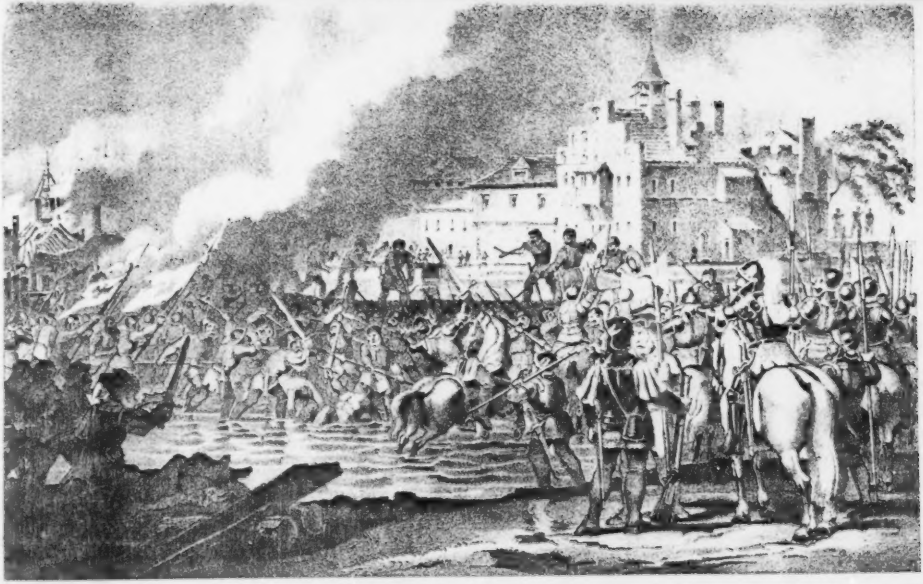
steinen bearbeitete. Die Gegend wurde übrigens von einem bis zu Ende des 16ten Jahrhunderts noch stehenden Eichenwalde begrenzt.

So nun ist hiermit die Umgrenzung des hamburger Gebietes in allgemeinen Zügen angedeutet; der praktische Sinn unserer fleißigen Vorfahren begnügte sich mit den bisherigen Erwerbungen, und war von jetzt an mehr darauf bedacht, das Erworbene zu sichern, als neue Besitzungen, die den Wohlstand eines Handelsstaates zu vergrößern nicht geeignet waren, zu versuchen. Nur der Erwerbung Bergedorfs, unserer jetzigen Eisenbahn-Station, ist noch als bemerkenswerth zu gedenken, denn es haftet Bürgerblut und Bürgergeld an diesem Häuflein Mauersteinen. — Herzog Erich von Sachsen nämlich, durch Verwicklung in Kriege und andere kostspielige Dinge in Geldverlegenheit gebracht, fand sich veranlaßt, im Jahr 1370 Schloß und Städtchen Bergedorf, die Vogtei nebst angehörigen Ländereien in der Marsch, den Fürstenwald nebst einem Theile des Landes Hadeln für 26,019 lubsche Gulden an Lübeck zu verpfänden. Dreißig Jahre später, da jenes Herzogs Neffe, Erich IV., seinem Onkel succedirte und kein Silber oder Gold zur Einlösung des Pfandes vorfand, meinte er wohl, Eisen an die Stelle setzen zu dürfen, und zog im Jahre 1400 mit Roß und Mann vor Bergedorf und wußte den damaligen lubschen Schloßhauptmann Otto v. Ritzenau so zu übertölpeln, daß derselbe ihn gutwillig in den Besitz des Schlosses gelangen ließ, da er einsah, daß er der Gewalt des Herzogs nicht wurde widerstehen können. — Die Lübecker waren natürlich mit dieser Besitznahme gänzlich nicht einverstanden, doch war der kleine Freistaat durch innern Zwiespalt so in sich selbst zerrissen und zerfallen, daß er es geduldig ansehen mußte, wie aus seinem mit dem Schwerdte eingelösten Pfand ein Schlupfwinkel für Diebe und Räuber geworden, wie die adeligen Strauchdiebe und Wegelagerer ungestraft auf den Heerstraßen den schutzlosen Kaufleuten auflauerten und

ihnen ihre Waaren für Prügel und Mißhandlungen abkauften, ja die Beraubten nicht selten mit sich fortschleppten, sie einkerkerten oder erwürgten. — Da legten sich vor der Hand, auf Lübecks klägliche Beschwerde, Hamburg und Lüneburg gütlich ins Mittel und schlugen vor, zur Befriedigung von Lübecks Ansprüchen, die Pfandschuld mit auf Mölln zu schreiben, das schon von Erichs III. Vater, Herzog Albrecht, an Lübeck verpfändet war. Die in sich selbst geschwächte Stadt gab diesem nachtheiligen Ansinnen Gehör, aber der nichtswürdige Erich gedachte, von den Umständen begünstigt, auch diese Maaßregel für sich unschädlich zu machen, und versuchte zum andern, mit Waffengewalt auch dieses, nunmehr doppelt beschwerte Pfand für sich zurück zu gewinnen, zu welchem Ende er sich 1409 mit starker Macht vor Mölln lagerte, es berannte, eroberte, und da er fürchtete, sich vor den heranruckenden Lübeckern nicht halten zu können, steckte er den rothen Hahn aus und legte das Städtchen in Asche, um auf diese Weise seinen Rückzug zu decken. Die Sache verschleppte sich noch einige Jahre, da legten sich wiederum die Städte Hamburg und Lüneburg nebst dem Herzog Heinrich v. Braunschweig ins Mittel und wurde der Streit dahin vertragen, daß die Lübecker Mölln rechtlich zurückbekamen, auch findet man von beiden Seiten eine Uebereinkunft getroffen, dem schändlichen Straßenraube zu wehren, und für diese Zusage der Bergedorfer Buschkleppr wurde sogar von Lübeck großmüthig ein jährliches Schutzgeld von 300 ℔ Pfennige zu zahlen versprochen. Man darf wahrlich nicht sagen, daß die Städte in jenen Zeiten mit ihrem Gute geizt, und ehrend ist es gewiß für sie, daß sie gegen Faustrecht meist nur das Geldrecht in die Waage legten. — Indeß halfen auch diesesmal die bündigsten Versprechungen nichts, vielmehr waren die Straßen um Hamburg unsicherer wie zuvor, täglich hörte man Klagen über Beraubungen und Mordthaten, die wiederum meist von dem famösen Berge-

dorf ausgingen, und es war erwiesen, daß Herzog Erich nebst seinen drei Brüdern Albert, Bernhard und Otto persönlich Theil an diesen Schändlichkeiten nahmen. Indeß hatten sich die innern Verhältnisse Lübecks bis hieher viel günstiger gestaltet. Die Mißhelligkeiten zwischen alter und neuer Obrigkeit waren beseitigt und im Juni 1416 gedieh die Sache dahin, daß die Mitglieder des neuen Raths, nach geleisteter Abbitte, zurücktraten, und der alte Rath seine Stelle wieder einnahm. Indeß erwählte man aus jenen für vier, währenddem verstorbenen ältern, Ersatzmänner aus dem neuen Rath, um den zwischen Bürgern und Rath noch immer nicht völlig geschlossenen Spalt möglichst auszufüllen. Dieses, nicht Jedem willkommene, Verhältniß war nun aber auch den wiederum keck gewordenen Räubern ein böses Omen. — Bergedorf, die vorzüglichste Höhle dieses adeligen Gesindels, war über die Maßen gut verwahrt, und das veste mit doppelten Wassergräben umringte Schloß hatte sogar eine unter dieselben hinführende Brücke, die im Gebüsch ausmündete, und so ein oft unbegreifliches Entkommen der Raubgesellen beförderte. — Die reisenden, mit beladenen Wagen ins Innere Deutschlands ziehenden Kaufleute wurden meist plötzlich und unvermuthet von den Auflauernden überfallen und entweder geknebelt ins Gebüsch geschleppt, während man ihre Güter plünderte, oder auch man führte sie mit verbundenen Augen auf Umwegen nach Bergedorf in unterirdische Kerker, um sie so über ihren Aufenthalt in Irrthum zu lassen. — Zu ihrem Einfangen abgesendete lübecker und hamburger Reisige vermochten nicht bis in diese unzugänglichen Schlupfwinkel vorzudringen, und vielfältig erhobene heftige Klagen wegen jener schändlichen Räubereien wurden von Erich mit leeren Versprechungen hingehalten. — Da riß denn endlich den Städten Hamburg und Lübeck der Geduldsfaden; man brachte ein Heer von 800 schweren Reitern und 2000 Mann Fußvolk zusammen, unter welchen sich viele patriotische Freiwillige befanden, selbst große an-

gesehene Kaufleute, die wohl Ursache hatten, einen Zahn auf dieses Raubnest zu haben. Mancherlei Belagerungswerkzeuge und grobes Geschütz war in großer Anzahl vorräthig, und mit einem Schwertstreich war das wehrlose Städtchen erobert, geplündert und den Flammen überliefert. — Nunmehr ging es aufs feste Schloß zu und man ließ 4 Tage und 4 Nächte hindurch nicht ab, dasselbe zu berennen und mit Büchsen und schweren Steinstücken zu beschießen, aber noch immer saßen die Hamster in ihren festen Höhlen und wehrten sich bestialisch; da — am fünften Tage, Morgens in der Frühe — hoben die Belagerer an, mit Pech, gestoßenem Salpeter und ähnlichen Stoffen einen fürchterlichen Qualm in der Richtung des Windes zu machen und dadurch die Vertheidiger von den Wällen und in das Innere des Schlosses zurückzutreiben. Nun kletterten die Bürger auf die Wälle und Verschanzungen, und die Besatzung ergab sich unter Bedingung eines freien Abzugs. — Nach diesem Siege zog man auch noch vor das Raubschloß Riepenburg, auf der Stelle des heutigen Kirchwärders gelegen, und nachdem es erobert worden, zog man weiter nach Cuddeworde, machte diese Veste der Erde gleich, und würde den Kriegszug noch weiter fortgesetzt haben, wenn nicht die Fürsten der Nachbarschaft sich ins Mittel gelegt, erst einen Waffenstillstand, und dann eine Tagfahrt zu Pinneberg veranlaßt hätten, wo der Churfürst Friedrich v. Brandenburg und der Herzog Wilhelm v. Lüneburg präsidirten, viele andere Fürsten und die Abgeordneten der Städte anwesend waren, und alle Irrungen dahin beseitigt wurden, daß laut Vergleichs vom 23. Aug. 1420 Herzog Erich, der Räuberfreund, für sich, seine Brüder und Erben die festen Schlösser Bergedorf und Riepenburg nebst Anbehör, auch den Eßlinger Zoll und die Fähre, den halben Herzogenwald (Sachsenwald), mit Ausnahme der Jagd, an die beiden Städte Hamburg und Lübeck zu ewigen Tagen abtrat, zugleich auch den Lübeckern die Verpflichtung der obenerwähnten



Will. Heuer inv. Stich

Eroberung des Raubschlosses Bergedorf im Jahre 1420 durch die Hamburg. Lübecker.

300 Mark jährlich erlassen werden sollte. — Von hierab also gehörten nun die festen Schlösser Bergedorf und Riepenburg den beiden Städten gemeinschaftlich und im Jahr 1422 kamen beide Theile über die Verwaltung des neuen Besitzthums dahin überein, daß ein Rathsherr von Lübeck auf dem einen, und ein Rathsherr von Hamburg auf dem andern in rittermäßigem Vertrauen sollten regieren. Als Einkommen waren jedem derselben die Gefälle, Zölle und andere Einkünfte angewiesen, wofür sie verbunden waren, die gehörige Besatzung der Schlösser und die Unterhaltung der Bedienten, einbegriffen den Amtsschreiber, zu beschaffen. — In Folge dieser Eroberung wurden auch die, aus den Kirchspielen Kirchenwärder, Neuen-Gamme, Alten-Gamme und Kurslak bestehenden, sogenannten Vierlande nebst Geesthacht beiden Städten unterworfen. — Anfangs alle 4 Jahre, dann alle 6 Jahre, fand ein Wechsel unter den Städten in Besetzung der Schloßhauptmannsstelle durch Rathsherren statt, und dieses währte bis 1506, wo man sich genöthigt sah, die alte Riepenburg wegen Baufälligkeit abzubrechen, und nun nur noch Bergedorf zu besetzen übrig blieb, was gleicherweise abwechselnd nach 6 Jahren durch Rathsherren geschah. Später, und bis auf den heutigen Tag ist die Stelle durch einen eigends dazu ernannten Amtmann besetzt und verwaltet worden, auch blieb das nicht unwichtige Besitzthum unangefochten, bis auf einen erfolglos gebliebenen Versuch des Herzogs Bernhard v. Sachsen im Jahre 1467, der durch schleunige Befestigung des Schlosses und Entsatz schon im Beginnen vereitelt wurde. Seit der Zeit ist das mit Fruchten gesegnete Vierlanden, von welchem man Bergedorf die Hauptstadt nennen darf, zu gemeinschaftlichem Segen, ohne Hader im Besitz beider freien Städte geblieben, und die immer geläutertern, friedfertigen Staatsideen bürgen für eine ewige Dauer dieses Zustandes.

Alle innern und äußern Bedrängnisse hinderten das

immer üppigere Aufblühen Hamburgs und des ganzen Hansabundes nicht, der eben in diesem 14ten Jahrhundert seine vollste kräftigste Blüthe erreichte. Seit 1241, da die Hansestädte zuerst ein Schutz- und Trutz-Bündniß zu gegenseitigem Beistande gegen Räuberei und andere Feindschaft unter sich errichteten, war dieses Bündniß nach und nach bis zu 56 Städten herangewachsen, und es gehörten etwa 100 Jahre später zu den Ansee-Städten: Hamburg, Lübeck, Bremen, Braunschweig, Stade, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Anclam, Demnin, Stettin, Colberg, Kiel, Neu-Stargard, Culm, Thorn, Elbing, Danzig, Königsberg, Braunsberg, Landsberg, Riga, Dorpat, Reval, Pernau, Cöln, Dortmund, Soest, Münster, Coesfeld, Osnabrück, Magdeburg, Hannover, Lüneburg, Utrecht, Zwoll, Hasselt, Deventer, Zütphen, Zirkfee, Briel, Middelborg, Doortrecht, Amsterdam, Campen, Gröningen, Arnemuiden, Harderwyck, Stolpe, Halle, Paderborn, Lemgo, Hörter und Hameln. — Alle diese Städte, unter der Bezeichnung Hansebund vereinigt, strebte einem und demselben Zwecke nach: den Angriffen und die Beeinträchtigung des Handels von Seiten der sogenannten Edeln einen Damm entgegenzusetzen, und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; ihre Zahl wuchs noch immer, und soll zur Zeit, da man dem König Waldemar III. von Dänemark geradezu eine Kriegserklärung zuschickte, also im Jahr 1364, bereits 77 Städte gezählt haben. Man findet von dänischen Historikern einen Königswitz eben in Beziehung zu jenem Fehdebrief des Hansebundes aufbewahrt; Waldemar soll nämlich bei Empfang desselben gesagt haben:

„Säven vnd säventig Hänse,
Vnd säven vnd säventig Gänse,
Byten my nich de Gänse,
So frag' ick een Sch..t na de Hänse."

Indeß ergiebt die Geschichte, daß ihm die 77 Hänse hin-

länglich zuſchaffen machten, um dieſen Witz als eitle Großprahlerei erkennen zu laſſen. — „Ein König ſoll nicht witzig ſein.“

Die Bezeichnung: „Hänſa“ reicht eigentlich nicht über das Jahr 1343 hinauf, ſeit dieſer Zeit aber iſt er der immer bezeichnende Ausdruck für einen Städtebund, der ein großes blutiges Blatt der Geſchichte mit ſeinen Thaten zu füllen wußte, obgleich ihm die römiſchen Kaiſer niemals ſeine verdiente Anerkennung als unabhängige Macht gewähren mochten. Zur Zeit, da ſich die Macht dieſes Bundes in der üppigſten Entwickelung befand, geriethen die nordiſchen Staaten Dänemark, Schweden und Norwegen in die verworrenſten politiſchen Händel, indem die Souverainität dieſer Staaten von übermüthigen Prälaten und einer brutalen Adelsariſtokratie ſtets im Schach gehalten, unfähig war, die blutigen Partheikämpfe zu unterdrücken, durch die die beſten Kräfte des Landes nutzlos vergeudet wurden. — Solcher unheilvollen Zerſplitterung ſchnurſtracks entgegengeſetzt, ſtellt ſich die Thatkräftigkeit des Hanſebundes heraus. Das Gefühl eines durchaus rechtlich erworbenen Beſitzes gab dem Willen deſſelben jene moraliſche Energie in Beſchützung der Rechte und Privilegien, die eine andere als dieſe Art Erwerb nimmer gewähren kann, und die gemeinſchaftlichen Intereſſen auf einen einzigen Punkt: Freiheit und Sicherheit, losſteuernd, konnten keinen Augenblick über die Mittel ſchwankend ſein, die zur Geltendmachung eines ſo guten Rechts in Anwendung gebracht werden mußten. Der immer friſch ſprudelnde Quell des Reichthums gab den Kaufleuten die Mittel, Söldner zu werben und gut zu bezahlen, ſo daß ſich nicht ſelten arme Edelleute unter ihre Fahnen reihten. Die bisherigen Mächte waren frappirt von dem kecken Auftreten des neuen Bürgerbundes gegen die faſt legitim gewordenen Anmaßungen und Eingriffe in ihre natürlichen Eigenthumsrechte und eine lange Kette von Kriegen entſpann ſich, die wir mit ſtetem Hinblick auf unſere Elbſtadt mit möglichſter Treue verfolgen werden.

Es war zur Zeit Erich VI., Königs von Dänemark, der mit nervigter Fauſt die Zügel der Regierung ergriffen, und nicht ohne günſtigen Erfolg gegen mehrere deutſche Städte gekämpft hatte, als die Bürger, durch rohe Gewalt zu rechtloſen Huldigungen und Geldbuße gezwungen, mehr und mehr immer einſahen, daß hier ein gemeinſchaftliches Gegengewicht in die Schale gelegt werden müſſe. Im Jahr 1320 beſtieg Chriſtoph II. den däniſchen Thron; er fand die Krongüter verpfändet, das Land von Parteien zerriſſen, und mußte gezwungen den Thron verlaufen und landflüchtig werden. Er wendete ſich, um Hülfe bittend, an die Hanſeſtädte Anklam, Demmin, Stralſund und Greifswalde, ſpäter auch an Lübeck und Roſtock, erlangte das Gewünſchte für einen Entgelt an Privilegien und Rechten, und wurde durch ſie der verlornen Krone, wenn auch nicht der vollen Königsrechte theilhaft. Die däniſche Gewalt blieb im Intereſſe der Städte getheilt, und als König Chriſtoph 1331 ſtarb, hinterließ er ein aus allen Fugen gewichenes Reich.

Nicht ſo günſtig für die Hanſe ſtanden die Sachen in Schweden und Norwegen. Beide Länder waren unter dem Zepter des thatkräftigen Königs Smäk vereinigt, und dieſer hatte es auf nichts Geringeres, als auf Vernichtung des deutſchen Städtehandels abgeſehen. Die Gefahr erreichte eine bedrohliche Höhe, als es dem Könige gelang, das däniſche Schonen an ſich zu bringen, deſſen Küſte, wie ſchon erwähnt, dem Heringshandel den erſprießlichſten Nutzen gewährte, und deſſen Verluſt durch nichts erſetzt werden konnte. Vergebens legten ſich Roſtock, Lübeck, Stralſund und Greifswalde aufs Bitten; ſchnöde abſchlägige Antwort war der Erfolg. Schon gab man die Ausſicht auf irgend Abwendung des drohenden Unheils, ſelbſt durch Gewalt der Waffen auf, als Entzweiung der Reiche unter ſich, durch Nationalhaß entflammt, der Sache eine für Deutſchland günſtige Geſtaltung veranlaßte. Der König ſuchte den

Sturm dadurch zu beſchwören, daß er die beiden Königreiche unter ſeine Söhne Erick und Hakon vertheilte. Indeß war der Erfolg nicht den Erwartungen entſprechend, innere und äußere Kriege — z. B. gegen Rußland — fraßen am Mark der Staaten, und zu allem Unheil kam die bekannte Peſtilenz, der ſchwarze Tod, der viele Tauſende ins Grab legte, und ſchließlich vollendete ein über Schweden vom Papſte verhängter Kirchenbann die furchterliche Verwirrung. — In dieſer Noth kroch der alte König zu Kreuz, und ſeilſchte um den Beiſtand der Hanſeſtädte, durch deren Vermittlung denn auch 1345 der Frieden von Helſingburg abgeſchloſſen und namentlich den Städten Lubeck, Hamburg, Wismar, Roſtock, Stralſund und Greifswalde und allen hanſeatiſchen Kaufleuten bedeutende Privilegien zugeſichert wurden. — Dieſe Urkunde ſpricht die erſte Anerkennung der Hanſe von Seiten eines Monarchen aus. Jedoch erweckten dieſe Zugeſtändniſſe, wie das Abtreten mehrerer Provinzen an Dänemark, nur einen furchterlichen Parteienkampf in Schweden, der indeß unſere Stadt nicht weiter berührte.

Die politiſchen Kämpfe Dänemarks unter Anführung des Königs Waldemar III. (Atendag, wie er ſich ſelbſt nannte) und die dadurch erzeugte Einnahme von Wisby in Gothland (1361) ſchreckte die Hanſe zu neuem Kampf gegen die bedrohlich wachſende Macht dieſes Landes auf, und ſofort ſchloß man ein Bündniß mit Schweden, um Dänemark anzugreifen. Mit ihnen war der Herzog Heinrich v. Mecklenburg und Graf Heinrich v. Holſtein-Schauenburg, und letzterer, ein tapferer Ritter, nebſt dem Bürgermeiſter Johann Wittenberg von Lubeck, wurden zu Oberfeldherren ernannt. — In zahlreichen Schiffen ſegelte man hinüber und gleich im erſten Anlauf wurden die Inſeln Oeland und Gothland erobert, die däniſche Flotte unter Prinz Chriſtoph geſchlagen und die Sieger landeten zu ihrem Unheil bei Helſingburg, um ſich hier in unverzeih-

licher Sorglosigkeit einer Plünderung der Dörfer zu überlassen. — Der schlaue Waldemar merkte nicht sobald, daß die Schiffe von Mannschaft entblößt waren, als er auch von seiner Flucht zurückkehrte, sechs der größten Schiffe eroberte, mehrere verbrannte und den unbesonnenen Hanseaten kaum vergönnte, mit einigen geretteten Trümmern von ihrer stolzen Flotte nach Lübeck zurückzukehren, wo man den heerführenden Bürgermeister Wittenborg peinlich des Verraths anklagte und nach zweijährigem Gefängniß sein Haupt unter dem Beile des Henkers fallen ließ. — Die Städte verloren indeß den Muth nicht, behaupteten noch lange ihre Rechte auf Helsingburg und erlangten durch neue Drohungen erneuerte und vermehrte Freiheiten und als Pfand für die Kriegskosten die Insel Bornholm.

Der König Hakon hatte nun Gelegenheit gehabt, die Gewalt der Hansa aus Erfahrung kennen zu lernen und suchte Schutz vor derselben in einer Verschwägerung mit dem Hause Dänemark durch Bewerbung um die Hand der Prinzessin Margaretha; worauf am Sonntage nach Ostern 1363 die Vermählung vollzogen wurde. — Hierdurch fühlten sich indeß nicht nur die Städte beleidigt, sondern auch der schwedische Adel, da von demselben eine Vermählung ihres Königs mit des Grafen von Holstein Schwester, Elisabeth, nach feierlichst geschehener Verlobung, verbürgt worden war. — Die Hansa schürte den Groll, und nicht lange, so erklärten die mächtigen Vasallen Schwedens und Norwegens beide Könige Magnus und Hakon der Krone verlustig, und es wurde diese, als Graf Heinrich sich die Ehre verbat, dem Prinzen Albrecht v. Mecklenburg, unter Vormundschaft seines Vaters, übertragen. — Der Dänenkönig säumte nicht, sich Bundesgenossen für einen nun unvermeidlichen Krieg zu werben, und zog deßhalb persönlich in Deutschland umher, erlangte auch, daß Kaiser Karl IV. einen Befehl an Lübeck ergehen ließ, die den König lange vorenthaltenen Reichssteuern zu entrichten.

Pabſt Urban V. erließ Ordre an die Biſchöfe von Camin, Lübeck und Linköping, ſämmtliche Rebellen und deren Anbehörige in den Bann zu thun, und Waldemar's Rüſtungen ſelbſt verkündeten die Erwartung eines heißen Kampfes, dem indeß die Hanſeſtädte mit einer bis dahin beiſpielloſen Rüſtung begegneten, und zu gemeinſchaftlicher Berathung 1364 in Cölln eine Tagefahrt abhielten, auf welcher eine Urkunde — (die erſte dieſer Art) — zu gegenſeitigem Beiſtande mit Gut und Blut unterzeichnet wurde. Siebenundſiebenzig Städte erklärten Waldemar den Krieg, und bei Empfang dieſer Erklärung war es, wo er den vorhin erwähnten Witz riß. Die Flotte der Verbündeten erſchien unmittelbar nachher an der däniſchen Küſte und die hier angerichteten Verwüſtungen machten den nordiſchen Bär bald ſo zahm, daß er um Frieden bat und, nach ertheilten vielfältigen Privilegien dafür, auch erlangte. Doch war derſelbe nicht von langer Dauer, denn als Waldemar bald darauf wieder Theil an der Fehde Hakon's gegen Albrecht v. Mecklenburg nahm, fanden ſich auch die Städte zu einem neuen Kriege veranlaßt, in Folge deſſen zu Roſtock ein Hanſetag abgehalten und der Kampf beſchloſſen wurde, an welchem jedoch Hamburg und Bremen nur durch Subſidien, Cölln aber durchaus keinen Antheil zu nehmen für gut fand. — Es war diesmal auf nichts geringeres, als die gänzliche Auflöſung des däniſchen Reichs abgeſehen, die Verbundeten: Mecklenburg, Holſtein und die revoltirenden Adeligen Jütlands nebſt den Städten hatten daſſelbe ſchon zum Voraus unter ſich getheilt, und Waldemar gerieth ſo in Angſt, daß er wiederum beim Kaiſer und andern deutſchen Fürſten perſönlich um Hülfe flehte. Dieſe, abermals zugeſagt, verzögerte ſich indeß ſo lange, daß es von einer bewunderungswürdigen Mäßigung der, mit großem Glück agirenden vereinigten Flotte zeugt, wenn das beſchloſſene Vernichtungsprojekt nicht ausgeführt, ſondern mit dem Statthalter des Königreichs, Heinrich v. Padeburk einen

Vergleich eingegangen wurde, in welchem den Hanſeſtädten alle älteren Privilegien, Schadenerſatz für Werbung, Erſtattung der Kriegskoſten, Uebergabe aller feſten Plätze und Thore und zwei Drittheile der daſelbſt fallenden Einkünfte auf fünfzehn Jahre zugeſagt wurden. Als Waldemar zurückkehrte, war alles geſchehen, und er hatte nichts zu thun, als zu unterzeichnen, jedoch noch das Verſprechen hinzuzufügen, bei etwaiger Entſagung des Thrones nur mit Vorwiſſen und unter Zuſtimmung der Hanſa einen Nachfolger zu ernennen. Dieſe Kränkung legte ihn auf die Bahre; er ſtarb 1375. — Hakon, der ſich in Norwegen feſtgeſetzt, kämpfte in letzterm Kriege gegen Albrecht, und zur Vergeltung landeten die Städter in Norwegen, verwüſteten mehrere Städte und 15 Kirchſpiele, brannten 200 Dörfer nieder, plünderten Kirchen und Klöſter, zwangen Hakon abzudanken, Albrecht als König von Schweden anzuerkennen und der Hanſa alle Freiheiten und Privilegien zu beſtätigen. Die Schlußakte wurde im Lager zu Bornahus ausgefertigt, und Hamburg, Lübeck und Bremen ſtanden ehrenvoll an der Spitze der unterzeichneten Städte.

Ein neuer Schauplatz von, für die Hanſa wichtigen Begebenheiten eröffnet ſich jetzt abermals in Dänemark, wo Olav, Waldemar's Enkel und Hakon's und Margaretha's Sohn, unter Vormundſchaft dieſer ſeiner Mutter, den Thron beſtieg. Margaretha wird uns als ein wahrhaft königliches, mit ſeltenen Geiſtesgaben von der Natur beſchenktes Weib geſchildert, und ihrem Scharfblick entging die Wichtigkeit des Städtebundes nicht, dem ſie ſofort alle erworbenen Privilegien nebſt dem Beſitz der ſchwediſchen feſten Schlöſſer beſtätigte. — König Albrecht von Schweden, Prätendent der däniſchen Krone, bewarb ſich um den Beiſtand der Städte zur Geltendmachung dieſer ſeiner vermeinten Rechte und verſprach die glänzendſten und reichſten Vortheile, ohne jedoch das Erwünſchte erlangen zu können. Als 1380 Hakon ſtarb, erbte Olav ſogar

Norwegen; 5 Jahre ſpäter fielen auch die den Städten verpfändeten Schlöſſer an Schweden zurück, und gleichzeitig gährte der Unmuth über Albrechts, des Fremdlings liebloſes Regiment, in Schwedens Volke, was um ſo gefährlicher, da die Königin Margaretha von Dänemark, durch bittern Spott von ihm gekränkt, ſehr erzürnt war und ebenfalls den gehäſſigſten Unmuth gegen ihn nährte. Ein Krieg war unvermeidlich, und Albrecht, indem er nach Weſtphalen ausrückte, ſchwor, nicht eher ſeine Lieblingsmütze wieder aufzuſetzen, bis er Margaretha überwunden. Dieſer Einfall kam ihm theuer zu ſtehen. Am 24. Februar 1384 auf der Ebene Rykelang bei Fallköping begann das Treffen und endete mit einer gänzlichen Niederlage der Schweden, wobei Albrecht und ſein Sohn in die Hände der rachſüchtigen Königin Margaretha fiel, die, den ſanften Gefühlen der Großmuth unzugänglich, den Gefeſſelten — anſpielend auf ſein Gelobniß — zwang, eine Mütze des verſtorbenen Königs Waldemar zu tragen. Faſt ganz Schweden fiel in die Gewalt der Dänen; unter den treugebliebenen Provinzen war Stockholm und Wisby, die von deutſchen Söldlingen, Huttenbruder (Hutbrüder, als Gegenſatz zur Mütze) genannt, tapfer vertheidigt, aber auch zugleich von der zügelloſen Horde geplündert und aller Ausſchweifungen roher Krieger Preis gegeben wurden. Stockholm konnte nur von der Seeſeite Lebensmittel erhalten, und das Zuführen derſelben war mit ſo außerordentlichen Gefahren verknüpft, daß nur die wildeſten und unbändigſten Seeleute für reichen Lohn ſich dazu verſtanden, die zugleich die Gelegenheit wahrnahmen, Dänen, Schweden und Norweger, als Feinde Albrecht's, auch als ihre eignen Feinde zu betrachten, die man auf jede erdenkliche Weiſe zu beſchädigen habe. Von ihrer eigentlichen Beſchäftigung, Victualien (auf ſchwediſch Vitalien) zuzuführen, bekamen ſie den Namen Vitalienbrüder, unter welchem Namen ſie nur zu bald als die ſchrecklichſten

Seeräuber bekannt und gefürchtet wurden. Ihre Zahl vergrößerte sich von Tage zu Tage, die Räuberei wurde bald ihr Hauptgeschäft und die von ihnen bedrängten Städte wünschten nichts sehnlicher, als den unseligen Kampf zwischen Margaretha und Albrecht beendet zu sehen, hoffend, daß dadurch diese Plage des Seehandels beseitigt werden würde. — Man knüpfte deßhalb Unterhandlungen mit Dänemark an, und nach langwierigem Hin- und Herzögern kam endlich 1395 eine Uebereinkunft dahin zu Stande, daß Margaretha den König nebst seinen Sohn frei ließ, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Städte entweder nach 3 Jahren beide Freigelassene wieder zur Haft stellen, oder die für sie geleistete Caution von 60,000 Mark zahlen sollten; würde es aber vorgezogen: die Hauptstadt Stockholm nebst allem Zubehör auszuliefern, die von den Unterhändlern so lange in Besitz genommen wurde. — Letztere Bedingung fand nach 3 Jahren ihre Erfüllung, da das Geld nicht disponibel war, und die stolze Margaretha war nun Königin von Schweden, Dänemark und Norwegen; die Hansa hatte ihr dazu verholfen und dankbar bestätigte sie ihr alle bisherigen Freiheiten. Dieses große Ereigniß knüpft sich an den Namen der Kalmarschen Unionen, geschlossen am 17. Juni 1397.

Die Erwartung der Städte indeß, es werde die Freibeuterei der Vitalienbruder nunmehr ihr Ende erreicht haben, ging nicht in Erfüllung, ja es wurde nur das Uebel ärger, da der rechtliche Erwerb aufhörte, und die hungrigen Seewölfe auf sich selbst angewiesen waren. Man beschuldigte einige Städte, daß sie mit dem Gesindel einverstanden wären, mindestens zu wenig für deren Ausrottung thäten, und so rüstete Stralsund zuerst ein großes Schiff gegen die Seeräuber aus, fing ihrer auch eine so große Anzahl ein, daß man nicht Gefängnisse genug hatte, sie alle unterzubringen, und so übte man eine, von den Räubern selbst erlernte, gegen Kaufleute angewendete Maßregel an

ihnen, nämlich, man ſchloß ſie, nur mit dem Kopf frei, in große Wein- und Bierfäſſer ein, und bewahrte ſie ſo lange, bis der Tag des Schaffot's angebrochen war. Die Zahl der Seeräuber war indeß ſo groß, daß ein einziger Fang nicht viel verſchlug, doch zogen die übrigen, eingeſchüchtert, ſich auf die Inſel Gothland zurück, auch auf Rügen ſollen ſie ſich eingeniſtet haben, und die berühmte Stubbenkammer wird noch heute als ihr damaliges Magazin vorgezeigt. — Mit Vorwiſſen Margaretha's landeten auf Gothland däniſche Ordensritter mit 4000 Kriegern und nach einem fürchterlichen Gemetzel, worin die meiſten Räuber umkamen, und wobei ihr feſter Ort geſchleift wurde, war mindeſtens die Oſtſee von ihnen befreit. Bald aber ſpürte man neue Horden in der Nordſee, die namentlich holländiſch-hamburgiſche Schiffe zum Gegenſtand ihrer kühnen Räubereien machten. Eine Abtheilung von ihnen war ſogar kühn genug, Bergen in Norwegen anzugreifen, zu erobern und zu plündern. Ja, die Geſchichte jener Tage weiß ſogar von Streifzügen in den tiefſten Norden, auf Entdeckungen ausgehend, zu erzählen, wo ſie ein behaartes Volk trafen, und theils von dieſem, theils durch das rauhe Clima und die Unkenntniß der Gegend, da ſie verirrten, ihren Untergang fanden. — Die Freibeuter der Nordſee erfreuten ſich leider eines fleißigen Vorſchubs durch die Friſen, — aus welcher Nation ohne Zweifel der eigentliche Stamm dieſer Horden beſtand, — und von da erhielten ſie nicht nur Schiffe und Munition, ſondern die Adeligen beherbergten die Räuber auch, verkauften und theilten den Raub mit ihnen, und machten ſich ſo zum Gegenſtand des öffentlichen Abſcheues.

Hamburg und Lübeck konnten und wollten endlich dieſen Frevel an der Menſchheit nicht länger geduldig mehr anſehen, und nach mehreren vergeblichen Verſuchen, die Königin von Dänemark zu energiſchen Maßregeln dagegen zu veranlaſſen, kam demnach endlich 1389 eine Verſammlung zu Nyköping zu Stande, auf welcher, außer den

Gesandten vieler anderen Städte, von Hamburg die beiden Bürgermeister Christian Miles und Johann Hagen eintrafen, und wo, unerachtet eines friesischen Gesandten Versprechen, die Vitalienbrüder zu verbannen, dennoch geradezu ein Beschluß zu Stande kam, den Grafen Cordt v. Oldenburg, Benno v. Broke (Brugge), und den Städten Gröningen und Dockam eine ernstliche Mahnung zukommen zu lassen, bei schwerster Ahndung ihre Hand von den Vitalienbrüdern abzuziehen. Als aber auch hiervon noch kein Erfolg zu sehen war, beschloß man auf der nächsten zu Lübeck abgehaltenen Versammlung, wo von Hamburg die Burgermeister Miles und Burtehude anwesend waren, Ostfriesland den Krieg zu erklären, und schon um Ostern 1400 steuerte eine starke Flotte nach Frießlands Kusten. Die beiden Rathsherrn Albrecht Schrey und Johannes Nanne befehligten die hamburger Schiffe. Am Freitag nach Ostern segelte man von Hamburg ab, und fand sich in der Nordsee zusammen mit denen von Bremen, Gröningen, Camyen, Elbort und Deventer. In der Oster-Ems traf man auf einige Vitalienbrüder; ein hitziger Kampf entbrannte sofort, bei 80 Räuber wurden erschlagen oder uber Bord geworfen und 36 führte man gefangen mit sich fort, um sie den Tod der Verbrecher sterben zu lassen. Man zog jetzt zur Rache gen Emden, fand jedoch daselbst das freundlichste Entgegenkommen und verzieh; dagegen mußten mehrere Adelige auf ihren Schlössern die den Räubern gewährte Freundschaft bitter büßen. Zuerst zog man gegen das feste Schloß Gertershausen, der Besitzer Volkmar Allen floh, und sah sein Eigenthum hinter sich in Flammen aufgehn; eben so wurden zertrümmert Widmund und Lackvörde. Zwei andere Schlösser, Balren und Barslet wurden dem Probst Hysecke auf eidliches Versprechen der Treue übergeben. Benno von Broken kam de- und wehmüthigst gen Emden und übergab sein Schloß Anrichhofe, mußte Geißeln für richtige

Zahlung der an ihn zu machenden Ansprüche stellen und sich selbst vor der Hand nach Bremen verfügen, um allda den Ausgang der Dinge zu erwarten, und die Friesen erlangten nur mit Mühe von den Städten die Erlaubniß, einige, wegen Kriegs mit Holland in ihren Diensten stehende Vitalienbrüder bis zum Frieden zu behalten, demnach aber dieselben unschädlich zu machen. — Durch Vermittlung des Herzogs von Geldern verzieh man ihnen später.

Sonderbar genug schienen die Vitalienbrüder nach jeder erlittenen Niederlage neuerdings wie aus dem Boden zu wachsen, und so trafen denn leider auch dieses Mal nur zu bald Nachrichten von wiederholtem Seeraub bei den Städten ein, und zwar stellte sich heraus, daß die von dem Vernichtungskriege übrig gebliebenen mit einer bis hieher unbekannten Wuth die Kaufleute verfolgten und Vernichtung mit Vernichtung zu vergelten bemüht waren. Diese Richtung des Kampfes erwuchs aus dem Umstande, daß der Hansabund den gefangenen Vitalienbrüdern, die doch früher in ihren Diensten gestanden, ein ehrliches Gericht versagten, sie ohne weiteres dem Henkertode überlieferte, und so die Rechte der Menschheit an den im ehrlichen Kampfe Gefangenen nicht übte. Da war es denn Nachedurst, welcher das Schwerdt der Brüderschaft doppelt geschärft aus der Scheide zog, und es hatten sich in dieser Zeit vor allen zwei Hauptleute an die Spitze der, für vogelfrei erklärten Raubgesellschaft gestellt, nämlich der adelige Friese Klaus Störtebeker aus Bath gebürtig und Gödeke Michel (vom hamb. Volke Gothemichel genannt) von der Insel Rügen, wo zuvor, in der Stubnitz, bei Jasmund, in einer Höle des jähen Vorgebirges, die Kammer genannt, ihr Raubgut verborgen worden sein soll. Im Volkes Munde zu Hamburg lebte lange und zu Rügen noch heute ein auf diese beiden Hauptleute bezügliches Lied, welches mit den Reimen beginnt:

„Störtebek und Göd Michael,
De roven beed to lyken Deel.“

Ein dritter Anführer war der früher aus England verbannte und dann in Rostock Magister gewesene Wichbald, und lange trotzte dieser Rest der Vitalienbrüder allen Anstrengungen zu ihrer Habhaftwerdung, und nistete sich im Jahr 1402 auf der Felseninsel Hilligland (später Helgoland) förmlich ein, von wo aus sie die schmählichsten Uebelthaten an Gut und Leben der Kaufleute ausübten und die Gefangenen auf eine grausame, schmälige Weise zu Tode quälten. — Störtebeker war ein geborner Seeheld und hätte nur vom Geschick in eine andere Bahn geschleudert werden dürfen, um mit einer Glorie, statt jetzt mit den Attributen von Richtbeil und Block auf die Nachwelt zu kommen. Er und seine Rotte hatten sich in der That so furchtbar gemacht, daß sich der Glaube unter ihren Feinden verbreitete, sie ständen unter dem unmittelbaren Schutze des heiligen Märtyrers Vicentius, dessen Gebeine sie an der spanischen Küste erbeutet haben wollten, und wahrscheinlich glaubten die Räuber selbst hieran. — Hamburg aber belehrte sie bald eines andern. — Vor allen Städten war diese bei dem Vernichtungszuge gegen die furchterlichen Menschen am meisten interessirt, und kaum gelangte die Kunde hieher, daß eine Abtheilung der Vitalien-Flotte bei Hilligland vor Anker liege, um die Englandsfahrer (Obergesellschaft) zu erwarten und auszuplündern, als auch schon eine kleine Flotte unter Commando des Rathsherrn Nicolaus Schocke die Elbe hinab und dem Feinde entgegen segelte. — Nicht lange währte es, so bekam man die Feinde zu Gesicht und augenblicklich wurde auch von den muthigen Hanseleuten ein Treffen geordnet. — Worauf sendete man ein Schiff, das im oben erwähnten alten Volksliede: „die durch die See brausende bunte Kuh aus Flandern mit starken Hörnern“ genannt wird. — Die alten Urkunden besagen, daß es von einem günstigen Winde mit Gewalt

Störtebekers Gefangennehmung im Seetreffen bei Helgoland

auf die feindliche Flotte getrieben, einem, kürzlich von den Seeräubern gewonnenen, mit Wein beladenen Hölk, das Vorderkaſtell ſo hart einrannte, daß es ſofort ſank. — Im Augenblick darauf kämpfte man Bord an Bord; die Räuber wehrten ſich wie junge Teufel und verkauften ihr Leben theuer, doch blieb der Sieg nicht lange unentſchieden; die tapfern Hanſeaten ſchlugen drein, daß die Funken ſtoben; die helgolander Fiſcher, den Städten befreundet, hatten liſtig genug, den Räubern die Steuerruder mit Blei vergoſſen und dadurch unlenkſam gemacht, und nach einer Stunde Kampfes, während welcher der Feinde bereits eine große Zahl ihr Grab in den Wellen gefunden, und die See ringsum vom Blute geröthet war — hatten die Hamburger den gewaltigen Störtebeker, nebſt ſiebenzig ſeiner Raubgeſellen mit Ketten geſchloſſen auf ihren Schiffen. Kaum ließ man ſich Zeit, die Wunden zu verbinden, da entſpann ſich ſchon wieder ein neuer Kampf mit einer andern Abtheilung der feindlichen Flotte unter Anführung des Götkemichel und Magiſter Wichbald, die ebenfalls ihrem Schickſale nicht entgehen konnten und nebſt 80 Gefangenen den Triumphzug vergrößerten, in welchem man jetzt, nachdem die eroberten Schiffe geplündert und dann verbrannt waren, die Elbe herauf ſegelte. — In Hamburg war großer Jubel, als ſich die Siegesnachricht verbreitete. Schaaren von Volk ſtrömten herbei, den großen Seeräuberhauptmann zu ſchauen, der nebſt ſeinen Geſellen mit Gepränge durch die Straßen der Stadt und ins Gefängniß geführt wurde. Schon am folgenden Tage wurde ein ſummariſches Verhör über die Miſſethäter abgehalten und ohne ſie weiter eines Urtheils zu würdigen, führte man ſie auf den Grasbrook, wo in der Eile Vorkehrungen zu ihrer Hinrichtung durchs Schwert getroffen waren. — Der damalige Scharfrichter Roſenfeld war ein gewaltiger rieſenhafter Mann und führte ein Schwert, das mancher Andere kaum zu heben vermochte. Er aber würgte dermaßen an

den Hälsen der gefangenen Seeräuber, daß er gegen das Ende der Execution bis an die Knöchel im Menschenblut watete, und brachte so sein saures Tagewerk richtig zu Ende. Das Schwert, womit er alle die Köpfe abschlug, wurde zu ewigen Tagen im Zeughaus aufgehängt und bis auf die jüngste Zeit den Neugierigen zum Wahrzeichen aufgewiesen. Die Köpfe steckte man auf Pfähle und pflanzte sie am Elbufer beim Grasbrook auf. Aus dem eroberten Raubgut fertigte man theils eine goldene Krone, mit welcher der etwas später neuerbaute, nunmehr niedergebrannte Nicolaithurm an seiner Spitze geschmückt wurde, den Rest verwandte man zur Verfertigung eines großen Trinkbechers von Silber, der mit Scenen aus dem Seetreffen und der Vernichtung Stortebekers und seiner Rotte geziert und der hamburger Schiffergesellschaft zum Andenken an die Thaten ihrer Vorfahren verehrt wurde. So endete denn diese unvergeßlich tragische Begebenheit zu Hamburgs Ruhm und Zufriedenheit; dennoch war die See keineswegs völlig von den Räubern befreit und es gehörten noch 30 Jahre Kämpfe dazu, um dieses Uebel endlich völlig nach Wunsch auszurotten. In der letzten Zeit hatten indeß einige von ihnen der Stadt freiwillig Dienste im Kriege gegen Dänemark geleistet, und sie verloren sich dann allmälig, da ihre Zeit in der Geschichte abgelaufen war.

Die Achtung und Anerkennung der Hansa im Norden Europa's war durch die bis hieher mitgetheilten Begebenheiten für alle Zeiten gesichert und wir werden uns demnach nach einer andern Seite ihrer Thätigkeit, nach Flandern, Brabant und Holland wenden, Länder, die ebensowohl durch günstige Verhältnisse, als durch Fleiß und Geschicklichkeit ihrer Bewohner berufen waren, ein großes Gewicht in die Waagschale des Handels zu legen, und darum einen natürlichen Zielpunkt auch des hanseatischen, namentlich des hamburger Handels abgaben. Jene Länder waren sogar in der Entwickelung dieses völkerbeglückenden Geschäftes früh voran

gegangen und der deutschen Städte Lehrmeister gewesen. Dort war, wie für den Gesammthandel des deutschen Nordens, so auch für Hamburg, der Hauptstapelplatz, und namentlich durfte man Brügge als den Markt nennen, wo diese Stadt ihre Waaren austauschte. Bei dem großartigen Verkehr konnte es nicht unterbleiben, daß die eifersüchtige Wahrnehmung gegenseitiger Interessen zu ärgerlichen Conflicten Veranlassung gab, und mehr wie einmal rächte sich Hamburg an den eigennützigen Bruggern durch Verlegung seines Handelsmarktes nach anderen Plätzen, um indeß nur desto schneller zurückzukehren, je bereitwilliger die Flämінger nachgaben und die eigne Bequemlichkeit dazu rieth. Indeß unterblieb nicht, daß sich die Nachbarstaaten um Heranziehung der Hamburger bemühten, und namentlich versprach Johann von Brabant schon 1315 freien Verkehr in allen seinen Ländern, wenn man Antwerpen zum Haupt-Waarenstapelplatz erwählen wurde. — Theilweise von solchen Anerbietungen Gebrauch machend, veranlaßten spätere politische Verwickelungen des Landes, unter Herzog Philipp dem Kühnen, mit England, die demselben bei 200,000 der gewerbfleißigsten Bürger entzog, auch mehrfache Kränkung der hanseatischen Privilegien; städtische Bürger und Agenten wurden eingekerkert und ihrer Güter beraubt, und da keine der darüber erhobenen Klagen zu einem günstigen Resultate führen wollte, so hatte sich bereits gegen 1388 die Sache so sehr zum Schlimmen gewendet, daß die Städte, in Folge eines ausdrücklichen Gesetzes, jeden Handel mit den unsichern und undankbaren Provinzen aufgaben. — Was keine Klage bewirken konnte, bewirkte dies Gesetz; auf einer zu Lübeck im Jahre 1389 abgehaltenen Tagfahrt der Städte erschienen auch Abgeordnete des Herzogs v. Burgund, des Grafen v. Flandern, so wie der Städte Gent, Brügge und Ypern, beauftragt, den erzürnten Städten jede Genugthuung und Erstattung des erlittenen Schadens zuzusagen. Hiemit aber waren die beschädigten und höchst erzürnten

Bürger keineswegs zufrieden geſtellt, denn die in jenen Ländern erlittene Schmach der Deutſchen war zu himmelſchreiend geweſen, und ganz im Einklange mit den nicht abzuleugnenden Thatſachen, forderte man von den Beleidigern nicht nur einen Schadenerſatz von 11,100 Pfund flämiſche Münze (etwa 8000 ℔ lübſch) für die Hanſeſtädte, ſondern auch öffentliche Abbitte durch Geſandte der obgenannten drei Städte und etliche Freien des Landes, zu Brügge bei den Carmelitern, wo die hanſeatiſchen Kaufleute ſich gewöhnlich zu verſammeln pflegten. Als dieſes von denen daheim aber zu hart befunden wurde, und man ſich demſelben nachzukommen weigerte, verzögerte ſich der Handel bei 2 bis 3 Jahre, wo dann eine Tagfahrt in Hamburg abgehalten wurde. — Es waren von Seiten dieſer Stadt dazu abgeordnet: die Bürgermeiſter Bertram Hamberg, Chriſt. Miles, Joh. Hoyer und Marquardt Schreyer, nebſt dem Rathmann Chriſt. Vos. Man kam nach eifrig verſuchter Begütigung der Niederländer endlich dahin überein, daß die Entſchädigungsſumme in 2 Terminen zu bezahlen ſei, die Buße aber für jene den Deutſchen angethane Schmach wurde noch dahin verſtärkt, daß 41 angeſehene Männer Flanderns als Pilger nach Rom, eine gleiche Zahl nach San Jago de Compoſtella, in der ſpaniſchen Provinz Gallizien, und 4 nach dem heiligen Grabe zu Jeruſalem pilgern ſollten. Die Forderungen des gegenſeitigen Verhaltens für die Zukunft wurde noch genau in allen einzelnen Punkten beſtimmt und die Genehmigung alles Verabredeten erfolgte von Seiten der Niederländer auf einer im nächſten Jahre zu Lübeck wiederum abgehaltenen Tagfahrt. — Schon vorher hatte der Bürgermeiſter Hoyer die Hälfte der Schadenſumme in Amſterdam eingeſtrichen, und nicht lange darnach wurde in feierlichem Einzuge die Ueberſiedelung der hanſeatiſchen Kaufleute unter Anführung des Joh. Hoyer aus Hamburg und Heinrich Werthof aus Lübeck von Dortrecht nach Brügge unter großem

Jubel der Bevölkerung abgehalten, womit dieſe Sache zu abermaliger Ehre und Ruhm der Hanſeſtädte als völlig beendet zu betrachten.

Weniger günſtig ſtanden die Verhältniſſe mit dem nördlichen Holland. Nicht nur daß die deutſchen Städte (Oeſterlige genannt) daſelbſt großen Vexationen und erhöhten Zöllen ausgeſetzt waren, ſo wurde auch das räuberiſche Strandrecht gegen ſchiffbrüchige deutſche Kaufleute und deren Güter unerbittlich geltend gemacht. — Unter ſolchen Widerwärtigkeiten wurde namentlich Hamburg immer noch in böſe Händel mit dem Regenten von Holland: Albrecht von Baiern, verwickelt, der einen Krieg mit den tapfern Dithmarſen ſo zu ſagen vom Zaune gebrochen, und von den Hamburgern alles Ernſtes verlangte, ſeinen Feinden gänzlich keine Waaren zuführen. — Die hamburger Bürgermeiſter Hoyer und Burtehude wußten durch geſchicktes Benehmen einen Waffenſtillſtand zu erzielen, während welcher ein freier Waarenverkehr zugeſtanden wurde, und die ſchlauen Holländer benutzten im J. 1400 dieſe Friſt, um in Hamburg 52 große Schiffe mit Waaren zu beladen, mit welchen ſie der Nordſee zuſteuerten, jedoch widrigen Windes halber genöthigt wurden, neben Stade, auf der Elbe, Anker zu werfen. — In derſelben Zeit verbreitete ſich nun aber in Hamburg das Gerücht, es ſeien mehrere hieſige Schiffe auf offener See von den Holländern widerrechtlich gekapert und die Mannſchaft abgeführt worden. — Ein Schrei des Unwillens und der Rache durchzuckte im Augenblick die ganze Bevölkerung über dieſen ſchändlichen Treubruch. Muthig in dem Gefühle ihrer Kraft, beſtiegen die tapferen Bürger einige tuchtige Schiffe, hißten die Flagge, und ſetzten, zur Ausübung von Repreſſalien, den kurzlich abgefahrenen 52 holländiſchen Fahrzeugen nach, überrumpelten ſie Nachts bei Stade, eroberten alle und brachten ſie nach Hamburg zurück, wo man die Beſatzung ins Gefängniß ſetzte. — Deſſen hatten

ſich die Holländer nicht verſehen, und waren nach mehrjähriger Unterhandlung ſehr erfreut, als 1403 durch Vermittlung des Raths von Flandern die Sache dahin gütlich beigelegt wurde, daß Hamburg neue und koſtbare Privilegien zugeſagt bekam, für deren Aufrechthaltung ſich außer des Regenten Sohn und mehreren hohen Herren des Reichs auch noch die Städte Dortrecht, Harlem, Delft, Leyden und Amſterdam verbürgten; eine Entſchädigungsſumme von 5000 Roſenobel für Kriegskoſten wurde überdem zur Begutigung der erzürnten Stadt gezahlt. Ein neuer Beweis, welchen Grad von Achtung unſer Hamburg ſich ſchon in jenen Tagen bei den europäiſchen Völkern zu erringen gewußt hatte.

Wir durfen nicht vergeſſen, daß dieſe Ereigniſſe ſich in der Zeit des Vernichtungskrieges gegen oberwähnte Vitalienbruder zutrug, und dieſe zogen eben aus einem Kriege zwiſchen Holland und den Frieſen die größtmöglichſten Vortheile, weshalb die Hanſeſtädte ſich alle erdenkliche Mühe gaben, dieſe Fehde gutlich beizulegen, um den Räubern einen Theil der Subſiſtenzmittel und des Schutzes dadurch zu entziehen. Ihr Bemuhen war auch nicht vergebens, aber nun forderte man auch, daß die Frieſen jenen ihnen verbundeten Vitalienbrudern den Dienſt kundigen, ja überdem den durch dieſelben den Städten gethanen Schaden erſtatten ſollten. — Die Frieſen verſprachen die Sache in Ueberlegung zu ziehen und ſie auf der 1407 zu Pfingſten abzuhaltenden Tagfahrt zu entſcheiden; wer aber nicht kam, waren die Frieſen, doch ließen ſie wiſſen, man wunſche die Sache in Amſterdam zu verhandeln, daſelbſt denn die Weſtfrieſen erſchienen und ſich ſo weit fugten, daß ſie den Grafen Wilhelm als ihren Herrn anerkannten. Die Oſtfrieſen beharrten auf ihren Kopf, geſtatteten den Seeräubern immer noch Vorſchub und wollten von Entſchädigung nichts hören. Drob waren die Hamburger nun wiederum ſehr entrüſtet, beſtiegen ein Schiff, ſegelten gen Friesland

und eroberten die festen Schlösser der mächtigen Edelleute Enno v. Norden, Hayke v. Vollradt und Hylt v. Osterhausen, plunderten und zertrümmerten sie. — Den ergrimmten Hansen treu war seit seiner schon erwähnten Zusage, der Edle Remo v. Broke geblieben, wofür er zum Entgelt mehrere der eroberten Landgüter erhielt, nebenbei aber geloben mußte, zwischen Weser und Ems keinen Vitalier zu dulden, auch in vorkommenden Fällen den Hansestädten getreulich zu Diensten zu sein und ihnen seine Schlösser jederzeit, wenn es verlangt werde, zu öffnen. Dieser Vergleich wurde 1408 in Beisein der hamburger Abgeordneten, Burgermeister Burtebude und der Rathleute Claus Schoden, Marquard Heimingh und Dietrich vamme Hagben, abgeschlossen.

Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf die Verhältnisse der Hanse zu England um diese Zeit, so finden wir vor allen Hamburg — zu allen Zeiten vermöge seiner Lage mit seinem Handel dorthin gewiesen — auch schon zu jenen Tagen in dem lebhaftesten Verkehr mit jenem Reiche. Die großen Herren in Britannien fanden in den deutschen Kaufleuten willige Abnehmer der Produkte ihrer Ländereien, für deren Verarbeitung man im Innern des Reichs noch keine Fabriken hatte, und es wurden darum von Zeit zu Zeit die umfassendsten und liberalsten Privilegien ohne Schwierigkeit verliehen und den ältern hinzugefügt. Auch die Könige wurden sowohl durch die, in Folge des lebhaften Handelsverkehrs eingehenden Zölle, als auch unmittelbar durch die Seefahrer in ihren fast unabläßigen Kriegszügen gegen Frankreich auf das trefflichste unterstützt und es war darum die Handelsstraße nach England, die Nordsee, fast nicht leer von schwerbeladenen hamburgischen Schiffen. Die sich vorzüglich hiermit beschäftigenden Schiffer kauften sich schon im Jahre 1378 ein besonderes Haus für ihre Zusammenkünfte, und constituirten sich unter dem Namen „der Obergesellschaft", ein Name, der

ſich bis zum letzten Brande für jenes Haus erhalten hat, und aus der Lage deſſelben, in dem obern Theil der Pelzerſtraße, abgeleitet iſt, im Gegenſatz zu dem Lokale der Schonenfahrergeſellſchaft, die von ihrem in dem untern Theile derſelben Straße belegenen Lokale, „die Niedergeſellſchaft“ genannt wurde. Ein ſo friedliches Einvernehmen zum Vortheil von Ausländern pflegt jedoch in der Regel nicht lange zu beſtehen, und auch in England zeigten ſich bald Spuren der Eiferſucht des Volkes gegen die deutſchen Städte, die, durch Privilegien, den Eingebornen die beſten Handelsvortheile vor der Naſe wegnahmen, ja ſogar ſich eines von Eduard I. ausgegangenen Geſetzes erfreuten, nach welchem den Engländern alle Ausfuhr von Waaren verboten war, weil ſich ſeine Zölle bei der, durch Fremde beſchafften Ausfuhr viel beſſer ſtanden. So etwas war indeß für die Dauer natürlich nicht durchzuſetzen; die brittiſchen Kaufleute rächten ſich bald an den Fremden, durch gemeinſchaftliches Zuſammentreten gegen dieſelben, ſo daß kein Fremder im Lande mit einem Fremden Handel treiben durfte, ſondern ſich eines engliſchen Unterhändlers bedienen mußte, es wurde ihnen der Kleinhandel verboten und andere Plackereien mehr kamen an die Tagesordnung, ja man würde, die Geſetze der ſchwachen Regierung verhöhnend, bald alle fremden Kaufleute aus dem Lande vertrieben haben, wenn man nur ſchon Mittel und Wege gehabt hätte, ſelbſt die Producte des Landes in die Fremde auszuführen. Bald genug wurde indeß auch dieſer Mangel durch Conſtituirung einer Handelsgeſellſchaft unter Leitung eines gewiſſen Thomas a Becket beſeitigt. Die Theilnehmer nannten ſich Aventurirer, ſo viel als Abentheurer oder Waghälſe, die ihr Glück verſuchten, und da ſie es fanden, verlor die Hanſa das Ihrige. — Von da an wurden die Privilegien der Hanſeaten mehrfach gekränkt, auf geſchehene Klage zwar jedesmal erneuert, ſogar vermehrt, aber der Wurm nagte nun einmal an der Wurzel des überjährigen Gewächſes

verfallener Jahrhunderte, und das Mißvergnügen der Deutſchen wuchs je länger, je ärger, welche Stimmung den Franzoſen nicht ſo bald kund wurde, als dieſe auch ſchon bedacht waren, ſich dieſelbe gegen ihre Erbfeinde, die Engländer zu nutzen zu machen, und mit desfallſigen Anträgen an die in ihren Rechten und Vermögen gekränkten Hanſekaufleute hervortraten, die ſich jedoch mit weiſer Umſicht die glattzüngigen Franzmänner vom Leibe hielten und lieber noch einmal ernſtliche Unterhandlungen mit den Brittaniern anknüpften, die auch den guten Erfolg hatten, daß ihnen in Folge verlangter 2000 Roſenobel Entſchädigung abſchläglich die Hälfte gezahlt, und für die andere Hälfte genügendere Beweiſe der rechtmäßigen Forderung verlangt wurden, worauf ſich die Verhältniſſe für eine Zeit günſtiger ſtellten.

Mit Frankreich ſelbſt war um dieſe Zeit der Verkehr unbedeutend. König und Admiral hatten ihren Antheil von Strandgutern, und da kann man ſich die langen Finger der Küſtenbewohner gegen fremde Schiffbrüchige vorſtellen; unaufhörliche Kriege mit England verurſachten weiter eine dem Kaufmann abſchreckende Unſicherheit, und ſo beſchränkte ſich der Seehandel Hamburgs dahin auf einige Ladungen Salz im Jahre, die man holte. Eben ſo ſtand es mit der Fahrt nach Spanien und Portugal, auch hier kaufte man nur Seeſalz und der übrige Austauſch von Waaren wurde in Brügge gemacht, wo man ſich gegenſeitig zu gewiſſen Zeiten traf. — Was nun die Handelsverbindungen mit den deutſchen Oſtſee-Provinzen betrifft, ſo waren es namentlich der deutſche und der Schwert-Orden in Preußen und Liefland, welche als Repräſentanten der weltlichen Macht, im Verein mit den Biſchöfen jener Länder, den Seehandel der Hanſe ausnehmend begünſtigten, und neben den Oſtſeeſtädten auch Hamburg nicht nur Freibriefe ertheilten, ſondern auch in beſonderen Schutz gegen See- und Strandräuber nahmen. Ja, die Gunſt erſtreckte ſich ſogar ſo weit, daß man den Schiffen Berechtigung

ertheilte, bei Havariefällen überall an den Küsten zu landen und Holz zur Ausbesserung der Schiffe zu fällen, wobei ihnen überdem der Beistand der Eingebornen zugesagt wurde. Schiffer durften ihr Vieh in vorkommenden Fällen frei am Ufer weiden, ihre Waare überall zum Verkauf (hört!) ohne Zoll ausladen und verhandeln; richterliche Hülfe bei Kränkung der Rechte unentgeltlich begehren; kein Abzugsgeld zahlen; geraubte Güter überall wo sie gefunden ohne weiteres wegnehmen ꝛc. — Solche Freiheitsbriefe aber waren ertheilt: „allen Christen, allen Seefahrern, allen Deutschen", letzteren kamen sie nun vorzüglich zu Gute, und wir fragen: — wie steht es mit den gerühmten Fortschritten der Civilisation? — und was wurden die Preußen heute sagen, wenn man solche Forderungen an sie machte? — Schließlich ist auch des Handels nach Rußland und dem türkischen Reiche als nicht unerheblich zu erwähnen und es geht aus dieser kurzen Darstellung hervor, daß die Hansestädte in jenen Zeiten fast die einzigen Vermittler des Waaren-Austausches nach den verschiedensten Ländern Europa's abgaben, und solcher Handel war nicht etwa als Commissions-, sondern als eigentlicher Selbsthandel zu betrachten. Dadurch vermehrte sich aber die Zahl der Schiffe und der Erwerb des Volkes durch Industrie von Jahr zu Jahr; kein Wunder, wenn sich die Reichthümer häuften, der Luxus gedieh und die Bevölkerung in rascher Progression zunahm.

Man kann nicht nachweisen, daß der Städtebund schon zu jener Zeit durch ein regelrechtes Band verknüpft war. Die gemeinschaftlichen, klar vor Augen liegenden Interessen hielten das ungeheure Ganze zusammen, und selbst die Zahl der zu ihm gehörenden Städte ist nie genau zu ermitteln und mit Namen zu belegen gewesen, doch geht aus alten Urkunden hervor, daß dieselben in drei Kreise, dem Lübschen, Westphälischen und Cölnischen abgetheilt waren. Daß auch eine, mindestens mündlich verabredete Verbindung und

aufmerkſame gegenſeitige Ueberwachung ſtattfand, beweiſt, ſchon früh im Anfang des 14ten Jahrhunderts ein in Braunſchweig ſich ereignendes Wirrniß zwiſchen Rath und Burgerſchaft, in Folge deſſen jener ab- und mit Handwerkern beſetzt wurde. In einer 1318 abgehaltenen Verſammlung (Thohopeſate der Anſee-Städte) wo man ſich mit dieſer Revolte beſchäftigte, wurden die Burger des Unrechts beſchuldigt, und zur Strafe von allen Vorrechten der Handelsgeſellſchaft ausgeſchloſſen, bis ſie die Beleidigten zu völliger Genugthuung in ihre Aemter wieder eingeſetzt. Dieſe Maaßregel hatte Erfolg und die Sache war beigelegt. 1375 aber kehrte derſelbe Zuſtand, und noch in einem viel grauenhaftern Maaßſtabe wieder. Die Burger empörten ſich aufs Neue, zogen mit Mordinſtrumenten vor die Wohnungen der Rathsmitglieder, und die ſich nicht eiligſt durch die Flucht retteten, wurden eingekerkert und enthauptet, ihre Häuſer geplündert und ſelbſt die Verwandten und Freunde derſelben waren der grauſamſten Verfolgung Preis gegeben. — Darüber ergrimmte die Hanſa ſehr, zumal der Rath mit den rohheſten und ungebildetſten Handwerkern beſetzt worden war. Der Bann wurde abermals einſtimmig und ſchärfer wie zuvor über die Frevler ausgeſprochen, und es geborte gar die Fürbitte des deutſchen Kaiſers bei ſeiner Anweſenheit in Lübeck dazu, um die Erzurnten endlich zu beſänftigen, nachdem Hamburg und Lübeck — zuletzt auch Bremen die Sache grundlich unterſucht und die Braunſchweiger förmlich Abbitte gethan und einen ſolennen Rath wiederum eingeſetzt hatten.

Dergleichen Vorfälle, wo die Hanſe ſich bewußt war, dem Rechte und der Gerechtigkeit zu dienen, war wohl geeignet, ein ſo ſtolzes Selbſtbewußtſein bei ihr zu erwecken, daß bald kein Unterſchied mehr zwiſchen den Gegenſtänden ſolcher Intervention — wie man es heute nennen wurde — gemacht und auch auf Fürſten ausgedehnt wurde, wenn dieſelben ſich rechtswidrige Eingriffe gegen benachbarte

Bundesvölker erlaubten. — Ein Beispiel solcher Art fällt eben in diesen Zeitabschnitt, indem es sich ereignete, daß die Herzöge Heinrich und Bernhard v. Lüneburg Gewaltthaten der rohesten Art gegen die Bürger von Lüneburg sich erlaubten, die sich in einigen Stücken ihrem Willen widersetzt hatten und nun erleben mußten, daß die friedlichen Salzschiffer, die ihre Ladungen auf dem Strome nach Hamburg führen wollten, bei Winsen attakirt und beraubt, auch sonst allerlei fürstlicher Frevel an ihrem Eigenthum verübt wurde. Solchen Uebermuth zu züchtigen, thaten sich 1396 vor allen Hamburg und Lübeck zusammen, schickten ein kleines Heer unter Anführung des hamburger Bürgermeisters Hoyer vor Harburg und berennten den festen Platz mit großer Tapferkeit, jedoch ohne Erfolg. Man zog ab, plünderte und verheerte aber dafür die herzoglichen Dörfer und Felder, schleppte auch viele kostbare Beute mit sich davon, und da die Lüneburger und Hanoveraner sich gleicher Dinge befleißigten, so wurden die Herzöge so sehr beschädigt, daß sie darüber in große Wuth geriethen. Nun hatten aber die Lübecker erst im vorigen Jahre für schweres Geld einen Kanal vom möllner See bis nach Lauenburg durch Ausgraben der Delvenau hergestellt, und dadurch dem Salzhandel von Lüneburg große Dienste erwiesen. Diesen Punkt wählte sich Herzog Heinrich für seine Rache, dämmte die Mündung des Kanals zu, versenkte große Felsen und Fahrzeuge mit Schutt und Steinen beladen in das Bette desselben, und machte den Kanal dadurch für lange Zeit unbrauchbar. — Drob schnoben nun aber wiederum die Städte fürchterliche Rache, und ehe sich's der Herzog versah, rückte man vor das feste Schloß Winsen und drohte viel ärger denn zuvor zu hausen. Da kroch aber Herzog Heinrich schnell zu Kreuz, bat um Waffenstillstand und zeigte sich gütlichem Vergleich geneigt; die Städte waren nicht zuwider, zumal der Herzog vortheilhafte Anerbietungen machte, und so kam drei Jahre später ein

Friede zu Stande, in welchem den Städten drei feſte Schlöſſer nebſt deſſen Umgebung verpfändet wurden. Die Lübecker bekamen Ludershuſen, Hamburg Bleckede, und Lüneburg Harburg; jedennoch zeigten ſich die Städte wiederum großmüthig und zahlten freiwillig einen Pfandſchilling von 19,200 ℔ darauf, vielleicht in der Erwartung, man werde das Einlöſen vergeſſen, und der Beſitz dann um ſo ſicherer ſein; doch ſcheint man ſich diesmal verrechnet zu haben, die Zeiten Adolph's waren dahin.

Werfen wir nun nach dieſem, mehr nach Außen hin wirkenden politiſchen Ereigniſſen, einen Blick auf die inneren nationalen Zuſtände des hamburger Freiſtaates, ſo finden wir, wie überall in jenen Zeiten, die unverkennbarſten Zeichen eines in den ſchmachvollen Banden von religiöſem Fanatismus ſich quäleriſch zu dem Urſtande des Lichtes, der Wahrheit und des milden Rechtes zurückringenden Geiſtes, der aber, kaum eine Maſche des pfäffiſchen Netzes zerreißend, ſchon die andere wieder geſtrickt fühlt; kaum ein Auge blinzelnd zu dem ewigen Sonnenlichte göttlicher Klarheit erhoben, auch ſchon wieder den Druck des päbſtlichen Pantoffels ſpürt, und ſo in Dämmerung und Nacht ſich nach ſeinem Ziele, das man Himmel und Seligkeit nennt, forttappt. — Aus dieſen, ſich gegenſeitig raſtlos bekämpfenden, noch immer nicht friedlich ausgeglichenen Mächten von Licht und Finſterniß, kann man nur die extremen Handlungen von ſtrengſter Rechtlichkeit und wilder Raub- und Plünderungsſucht; von hülfreichem Erbarmen und grauenhafter Blutrache; von wild auflodernder Kriegsluſt und aufrichtiger Sühne; von einfacher Häuslichkeit neben gediegener Prunkſucht und überhaupt aus allen den Widerſprüchen erklären, die aus einer Jahrhunderte langen Mißhandlung des menſchlichen Geiſtes zur Erſcheinung ſtreben. Suchen wir Beiſpiele hiervon in der Sittengeſchichte Hamburgs, ſo treten uns aus dem dunkeln blutbefleckten Gemälde jener Tage die rührendſten Beweiſe von menſchlicher Biederkeit nicht etwa

in einigen Ausnahmsfällen entgegen, sondern es gehörte zum National-Charakter des Hamburgers, weniger vielleicht aus einem innern moralischen Halt, — den die Religionsbegriffe jener Zeit nicht zu geben vermochten, — als aus angebornem, durch den kaufmännischen Geschäftssinn genährtem Gefühle der Nothwendigkeit zur Behauptung bürgerlicher Würde. Somit trat vor allem die Heiligkeit des deutschen Wortes in den Vordergrund, das an Eides Statt sich Geltung errungen hatte, dafür galt und das Vertrauen nie betrog, so wie denn auch Anspruch auf Hülfe im Mißgeschick, aus dem erprobten Gefühle der Vereinsstärke, so leicht nicht vergebens sich geltend zu machen versuchen durfte. Eine edle Gattung kaufmännischen Stolzes, aus der Ueberzeugung hervorgegangen, daß der Credit eines guten auf Rechtlichkeit basirten Namens dem Golde gleich zu achten, erzeugte das erste Comtoir-Sitten-Gesetz: streng redlich zu sein. Daß ferner auch Fleiß und Thätigkeit zu den Cardinal-Tugenden der damaligen Zeit gehörten, bedarf kaum der Erwähnung, und zu diesem Tugendverein die Söhne schon früh heranzubilden, war die erste Sorge der würdigen Väter, die eben so und unter denselben Prinzipien mit der Feder in der Hand herangebildet worden waren. Die Mütter vollendeten das Gemälde von der andern Seite, indem sie ihrerseits die kräftigen Hansa-Töchter zu jener verschämten Sittsamkeit heranzubilden verstanden, die jedes Haus so zu sagen zu einer bürgerlichen Abtei macht, wo Zucht und Gottesfurcht die selbstgeschaffenen frommen Hausgenossen zu echten Kindern Gottes erzieht, was um so leichter wurde, da die arge Welt in jenen Tagen noch nicht alle die buntfarbigen Stricke, aus duftigen Blumenguirlanden gewunden, sich angeschafft hatte, mit denen sie heute die Kinder der Erde zu fangen trachtet und wirklich fängt. Indien mit seinen Schätzen war noch nicht entdeckt; Bühne und Salon nicht eröffnet, und der Gaumen nicht an alle die Leckereien gewöhnt, die Docteren und Apothekern ihre Felder bebauen.

Die ſchlanke Tochter des Rathsherrn, in ein dunkelfarbiges Regenkleid gehüllt, trug eigenhändig ihr Klappſtühlchen in die Kirche, und horchte, gegen lüſterne Augen durch einen dichten Schleier verdeckt, an der Seite der andächtigen Mutter, durch ein dumpfes Pflichtgefühl getrieben, aufmerkſam auf das Orakel eines Pfaffen, von dem zwar die Seele nicht gefeſſelt, aber doch eingelullt wurde, und mit dem Bewußtſein nach Hauſe zurückkehrte, die Sonntagspflicht erfüllt zu haben. Dennoch ſind wir, aus den gegebenen Luxusgeſetzen zu ſchließen berechtigt, daß ſich der Hochmuths- und Eitelkeitsteufel auch in dieſem bürgerlichen Madonnaköpfen eine Zelle zu erobern und darin zu niſten wußte, und daß andererſeits auf den niedern und mittlern Stufen der Geſellſchaft das Laſter und die Verworfenheit wie zu allen Zeiten, ſo auch dazumal ſich geltend zu machen wußten; auch ſind uns davon nur zu traurige Beweiſe in den alten Chronik-Manuſcripten aufbewahrt worden. So z. B. erzählt man aus dem Jahre 1390, daß eines Stadtbeamten junge und ſchöne Frau, die nicht eben zur Fahne der Sittſamkeit geſchworen hatte, Liebesanträge anderer Männer nicht eben ungern ſah, ſie nicht mit dem gehörigen Nachdruck zurückwies, ja endlich geradezu ihrem Eheherrn untreu wurde. Nun ereignete es ſich, daß die geſammten Stadtdiener mit ihren Frauen und Kindern eine heitere Geſellſchaft unter ſich veranſtalteten, zuſammen tranken, tanzten und guter Dinge waren, bei welcher Gelegenheit einer der Herren, — es war ein Küſter zu Jacobi, der die Frau ohne Zweifel wohl genauer als ziemlich kannte — ſich zu ihr ſetzte, mit ihr koſ'te und ſcherzte, und endlich, wie die Chronik ſich ausdrückt: — „mit einem Finger auf das Maul ein Brumlein gab." — Unglücklicher Weiſe bemerkte dies ihr Mann, und da er ſah, daß ſeine ſaubere Ehehälfte den Scherz gutwillig hinnahm, ſo ſtieg ihm der Zorn auf, und er gab ihr vor der ganzen Geſellſchaft eine exemplariſche Ohrfeige. — Die Frau ſteckte den Schimpf

geduldig ein, furchterliche Rache aber kochte in ihrer Bruſt. — Der Mann ertränkte ſeinen Grimm in Wein, taumelte mit ſeiner Frau nach Hauſe, und entſchlief unausgekleidet auf einem Stuhl, ſo daß ihm der Kopf auf die Seite hing. Dieſer Augenblick ſchien dem Weibe zur Rache geeignet; ſie zog deshalb leiſe des Mannes Schwert aus der Scheide und ſchlug ihm mit einem Streich das Haupt ab. — Als die That vollbracht war, ging ſie eilends zu dem Küſter, ihrem Buhlen, erzählte ihm was ſie gethan und verlangte von ihm, daß er ihr in Beſeitigung des Leichnams möchte behülflich ſein, wobei ſie ihm zu bedenken gab, daß ſie von nun an ungehindert ihren gegenſeitigen Vergnügen nachgeben könnten. — Der Küſter ließ ſich beſchwatzen, trug den Ermordeten auf den Jacobi-Kirchhof, grub ſchnell ein Grab und legte ihn hinein, darnach ging er zu dem Weibe zurück und war guter Dinge mit ihr. Als aber der Sinnenrauſch verflogen, erwachte das böſe Gewiſſen, und mit Schrecken dachten ſie daran, daß am nächſten Morgen das friſch gegrabene Grab gefunden und der Getödtete vermißt werden würde. Da kam das Weib auf den Gedanken, es ſei gerathener, den todten Körper wieder herauszunehmen und zu verbrennen. Auch hiezu ließ der Verblendete ſich bereden, aber es entſtand durch das Verbrennen auf dem Heerde ein gräulicher Geſtank in der Umgegend, ſo daß die Nachbarn davon erwachten, und mit Schrecken große Funken aus dem Schornſtein des Sündenhauſes fliegen ſahen. Ein großer Haufen Volks verſammelte ſich nun vor der Thür, man klopfte an und verlangte Einlaß, da aber Niemand öffnete, ſchlug man die Thür ein, fand den Todten halb verbrannt im Feuer und die beiden Sünder verſteckt. Sie wurden ergriffen, und nach peinlichem Gericht erlitt das Weib den Feuertod, der Küſter aber wurde gerädert, zu welchem ewigen Angedenken beide Körpe über der Thür des Küſterhauſes in Stein gemeißelt wurden.

Es verdient ebenfalls angemerkt zu werden, daß

Hamburg in dieſer Zeit ſchon unter ſeinen Gelehrten eine gelinde Art Reformator auftreten ſah, der es wohl verdient, der Geſchichte aufbewahrt zu werden, da jede Oppoſition gegen die fürchterliche Macht des eingefleiſchten Katholicismus 150 Jahr vor Luther, einen geiſtigen Heroismus vorausſetzt, der, etwas ſpäter geboren, vielleicht mit dem der größten der Männer rivaliſirt hätte. Sein Name war Engehard Arnold, anfangs Ciſtercienſer-Mönch in der Abtei zu Lockum im Hannoverſchen, unweit der Weſer zwiſchen Hannover und Preußiſch-Minden belegen, deſſen Kloſterhallen noch jetzt unverſehrt aus alten Tagen exiſtiren und zu einem Convent für angehende Geiſtliche eingerichtet ſind. Dieſem Arnold ward bald das Lügenhafte des päpſtlichen Lehrgebäudes klar, und es war ihm die Anmaßung der Pfaffen ein ſolcher Greuel geworden, daß er in die Welt zurückkehrte, wo er mindeſtens kein Heuchler zu ſein brauchte. Er ſtudirte Medicin und Chemie und erſt als er dieſe Wiſſenſchaften ſo inne hatte, um ſich allenfalls davon ernähren zu können, erklärte er dem Pfaffenthum den Krieg. Wir dürfen freilich nicht erwarten, daß er den, erſt 400 Jahre ſpäter gewagten Schritt über die Bibel hinaus gethan hätte; ſo völlig ſchwand der Nebel auch in den aufgeklärteſten Köpfen nicht, aber über den päpſtlichen Panteffel ſchritt der kühne Mönch hinweg, und ſcheute ſich nicht, ſein Glaubensbekenntniß ſchon als Mönch in folgender, von alten Chroniken aufbewahrten Formel auszuſprechen:

„Sed credo, quod, mi Domine, o Jesu Christe! solus es mea justitia et redemtio, et sicut Abraham credidit Deo, et haec sola fides reputata, est ei ad justitiam, sic et ego credo, quod sola fides in Christum, non opera legis vel carnis, neque ordinis vel sanctitatis meae, sufficiat ad salutem.“

Das iſt verdeutſcht:

„Ich glaube, daß du, o mein Herr, Jeſus Chriſtus! allein meine Gerechtigkeit und meine Erlöſung biſt

und gleich wie Abraham an Gott glaubte, und dieſer Glaube ihm zur Gerechtigkeit wurde, ſo denn glaube auch ich, daß allein der Glaube an Chriſtum, doch nie der des Geſetzes, noch des Fleiſches, weder des Ordens noch meiner Heiligkeit Werke zur Erlangung der Seligkeit genügen."

Arnold war, nach Art der Geiſtesfreien, nicht verſtohlen mit ſeinen Geſinnungen, und nicht ſobald war dieſes ketzeriſche Glaubensbekenntniß zu den Ohren des Abtes gedrungen, als er den abſcheulichen Mönch auch ſofort bei den Ordensobern deshalb verklagte, und dieſe — gelinde genug — ihn aus dem Kloſter jagten. Er durchſtrich nun die Welt und ſein Stern führte ihn zuletzt nach Hamburg, wo er bei den ſchon damals gegen Wahrheit nicht unempfänglichen Bürgern als Arzt Zutritt und gleichmäßig Brot und Ehre erwarb. — Alt und lebensſatt, mochte ſein Geiſt doch wohl wieder etwas verſchrumpft ſein, denn er ließ bei dem Gefühl des nahenden Todes einen Barfüßer des St. Magdalenen-Kloſters zu ſich entbieten, dem er beichtete und die Abſolution von ihm erbat. — Dieſer aber ſchrie Zeter über den heilloſen Doctor, der den Pfaffen ſo manchen böſen Streich geſpielt, verweigerte das Begehrte und brachte es ſtatt deſſen dahin, daß man den ſterbenden Ketzer zu guter letzt noch in den Bann that. Alles floh nunmehr den Geächteten, ausgenommen einige treue Schüler, die bei ihm ausharrten und Troſt und Labung ſpendeten, und Arnold fühlte ſich dadurch ſo ſehr zum Dank verpflichtet, daß er von ſeinem nicht unbedeutenden Vermögen hundert rheiniſche Goldgulden ausſetzte, mit der Beſtimmung, es ſollten von den darauf fallenden Zinſen die Schüler zu ewigen Tagen am St. Gregoriustage einen kleinen Schmaus haben. Der 17. Sept. 1389 war ſein Todestag und — Schande den Pfaffen! — man vergönnte ihm keine Ruheſtätte auf dem ordentlichen Gottesacker, ſondern ſcharrte ſein Gebein ohne allen Anſtand auf dem ſogenannten Heiden-

kirchhof in ungeweihter Erde ein; und dieses begab sich zu einer Zeit, wo man in Hamburg Kapellen nebst kostbaren Kirchthürmen erbaute, und Kirchen und Klöster mit reichlichen Begabungen in den Testamenten bedachte. — So ist denn auch dieser Arnold wiederum ein Beweis für die Wahrheit dessen, was Göthe in seinem Faust sagt:

Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen? —
Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thörigt g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man seit je gekreuzigt und verbrannt.

Wüßte man doch die Stelle in Hamburg, wo jener freie Mann eingescharrt wurde, er verdiente wohl, daß man ihm noch heute, nachdem der Zeitgeist seinen Prozeß revidirt hat, einen Gedenkstein setzte.

Doch darf uns jenes Verfahren im Ganzen genommen nicht wundern, bedenkt man die geistige Knechtschaft, worin der unglückselige Wahn die Masse der Menschheit wie überall so auch in Hamburg gefangen hielt. Die gesunde Vernunft war längst zur Fabel geworden, die geistliche Lüge hatte den Thron bestiegen und regierte die Welt mit ihrer blutigen Geißel. Die redlichsten Menschen hatten sich willig unter dieses schmachvolle Zepter gebeugt, und die aus den unsinnigsten Erfindungen verbrannter Gehirne hervorgegangenen Festtage wurden auch in Hamburg mit einer Andac[illegible] feiert, die nichts anders als eine schandvolle Blasphem[illegible] genannt zu werden verdient. So wollten die glatzköpfigen Lügner unter andern einen Speer gefunden haben, mit welchem Christus von dem römischen Kriegsknecht in der Seite verwundet worden war, und man sah Haufen Verführter an Festtagen vor diesem Götzen knieen und ihn anbeten. — So sah man auch von Hamburg 200 Jahre lang Schaaren von Pilger nach Wilsnach in der Priegnitz ziehen, um dort vor dem heiligen Blute knieend Andacht zu verrichten. — Es wurde nämlich dem Volke gefabelt, daß

bei dem Verbrennen jenes dem Bischof v. Havelberg angehörigen Dorfes durch eine Adelige, H. v. Bülow, in der Kirche drei geweihte Hostien mitten im Feuer unversehrt geblieben, und jede in der Mitte mit einem Blutstropfen betupft in der Asche aufgefunden worden. — Es bedarf keiner weitern Definition pfäffischer Verworfenheit, mit der sich die geistliche Gewalt in damaliger Zeit verging; die Geschichte hat sie auf jedem Blatte bewahrt, und die Zeit hat ihr Urtheil darüber abgegeben. Als einzelner Fall mag hier aber noch angeführt werden, daß als eines der hassenswürdigsten Exemplare dieser päbstlichen Handlanger der Bremer Erzbischof Albert II. genannt zu werden verdient, der 1395 auf seinem Schlosse zu Verden verstarb. Er hatte 30 lange Jahre in jener fetten Pfründe, wie ein Fuchs im Hühnerstall, geschwelgt, und die Güter des Erzstiftes so fleißig durch seine fette Gurgel gleiten lassen, daß nicht allein aller Vorrath an Capitalien verpraßt, sondern auch noch Schulden entstanden waren, die nun, nachdem die Würmer sich in den Fleischklumpen, den ganzen erzbischöflichen Nachlaß, getheilt, auf irgend eine Art gedeckt werden mußten. Indeß waren die Pfaffen um Maßregeln für dergleichen selten verlegen, und Pabst Bonifacius IX. brauchte nur die Feder einzutauchen und seinen Namen unter eine Ablaßbulle setzen, die, für acht Jahre gültig, in Bremen Bons auf Sündenvergebung ausgab, und der Schaden war reparirt. — Das Volk zerbrach sich fast die Hälse vor den Thüren, wo solche Sündenvergebung verschachert wurde, denn eine Gelegenheit, so guten Preises Verzeihung zu erhalten und zukünftige Schandthaten abzuwaschen, hatte sich lange nicht dargeboten, und bald war die verschwelgte Summe völlig ersetzt. — Nichts ist mehr zu bewundern, als daß unter solchen wahnsinnigen Mißhandlungen der menschliche Geist nicht in noch größere Verwilderung verkommen ist, als es wirklich der Fall war. — Die Gleichgültigkeit gegen rinnendes Menschenblut war aber auch in der That zu einer alles

menschliche Gefühl verhöhnenden Höhe gestiegen; die qualvollsten Todesarten gewährten den Zuschauern eine gewisse Art des Vergnügens und erweckten den Jubel derer, die vielleicht nach wenigen Tagen selber den schauerlichen Gang zu gehen gezwungen waren, da vor Verdacht und Folter keine irdische Macht zu schützen vermochte, und keine Hand den Schleier lüftete, der Schuld und Unschuld mit gleicher Nacht, mit der Nacht des Armensündergrabes bedeckte. Daß dergleichen Fälle auch in Hamburg vorkamen, beweist unter andern ein Ereigniß aus der Mitte des 15ten Jahrhunderts, wo das Volk sich Eingriffe in Handlungen der sogenannten Gerechtigkeit, die noch mit Foltern verkehrte, erlaubte, indem ihm eine innere Stimme zugerufen haben mogte: dieses Opfer ist unschuldig! — Es ereignete sich nämlich, daß ein Brauerknecht, durch die Folter zum Geständniß einer Missethat gebracht, hingerichtet werden sollte. Seine Kameraden hielten sich überzeugt, es sei dieses Urtheil ein ungerechtes, weshalb sie sich in großer Anzahl neben der Petrikirche versammelten, wo der Zug zum Gerichtsplatze passiren mußte, und es gelang ihnen, den Deliquenten durch Gewalt zu befreien und durch Entführung aus der Stadt zu retten. Da nun von Seiten des Blutgerichts, auffallend genug, die Sache durchaus nicht weiter angeregt wurde und gänzlich auf sich beruhen blieb, so darf man vielleicht aus diesem Umstande schließen, daß des Verurtheilten Unschuld durch irgend einen Umstand wirklich erwiesen worden ist, und er sich nur durch die Schmerzen der Folter zu einem Geständniß hatte zwingen lassen. — Uebrigens wurden denn doch von dieser Zeit an die Deliquenten unter militairischer Bedeckung zum Gerichtsplatz geführt, und ach wie viele haben diesen Todesgang von da an wohl noch durch Hamburgs Gassen gemacht.

Nach diesem Hinblick auf den Charakter der damaligen Bürgerfamilien in unserer guten Stadt schreiten wir weiter in den politischen Zuständen des beginnenden 15ten Jahrhun-

derts fort. — Nachdem wir mit unserer frühern Darstellung schon bis zum Eingange desselben heranreichten, beginnen wir mit dem Jahre 1414, wo dem reichen Hamburg wiederum ein Pfand ins Haus getragen wurde, und zwar für dieses Mal das ganze Land Hadeln mit allen bäuerlichen Gerechtsamen und Einkünften, ja etwas später kam auch die Grafschaft Otterndorff nebst dem Hause Bederkesa dazu, welches — und zwar von den geldbedürftigen Herzogen von Sachsen — mit der Bedingung verpfändet wurde, die Länder in 30 Jahren wiederum einzulösen. Doch gab dieses Verpfänden viel Anlaß zu ärgerlichen Händeln, denn die Hadelner verweigerten der Stadt den Gehorsam, standen höchstens die Gefälle zu, und es wäre wohl gar ein blutiger Hader aus diesem Handel entstanden, wenn sich nicht der Herzog Adolph von Schleswig ins Mittel gelegt und die Sache durch veranlaßte Rückzahlung gütlich ins Geleis gebracht hätte. Fast ähnlich liefen andere Versuche auf Vergrößerung ab. Wir erinnern wohl, wie Hamburg nach seinen Siegen über die Vitalier im Besitz von festen Schlössern und andern Plätzen in Friesland geblieben; aber die Insassen meinten's nicht treu mit den Städten, und kaum glaubte man die Vitalienbrüder ausgerottet zu haben, als sich schon wieder eine ähnliche Gesellschaft angesiedelt und mit den Holländern gemeinschaftliche Sache gemacht hatte. Ja diese sauberen Gesellen hatten sogar vor Dokum eine Art Blockhaus errichtet, Wall und Graben darum gezogen und mit 160 Mann besetzt, die nicht unterließen, die ganze Umgegend zu brandschatzen. Die Hamburger litten hierdurch am meisten an ihrem Recht und ihren Gütern, und forderten deshalb Lübeck auf, mit ihnen gemeinschaftliche Sache gegen diese Buben zu machen, worauf sich denn auch im Jahre 1422 eine kleine Flotte zusammenthat, und mit Unterstützung von etlichen adeligen Friesen und Gröningern die Diebsherberge erstürmten und nach gewohnter Weise unter den Besiegten erschrecklich metzelten, auch 44 mit sich fort und aufs

Schaffot ſchleppten, wo ihnen nach beliebter Weiſe die Köpfe abgeſchlagen wurden. — Anderweitige Beſchäftigung der Intereſſen Hamburg's erlaubten nicht, dieſen erſten Sieg mit Nachdruck zu verfolgen, und die nächſten Jahre brachten noch zahlreiche Beiſpiele von Seeräubereien. Erſt 1431 fand man gehörige Muße, die Neſter zu zerſtören, wobei ein angeſehener frieſiſcher Fürſt, Edzard, vorzüglich thätig und behulflich war, ſo daß man im Fluge eine große Anzahl Raubſchlöſſer ſchleifte und die Bewohner am Leben beſtrafte. — Der Gefährlichſte von Allen, Imelo mit Namen, hatte ſich in Emden verkrochen, doch gelang es dem commandirenden Bürgermeiſter, Simon von Utrecht, denſelben ſehr ſchlau auf eins ſeiner Schiffe zu locken, wo man ihn denn ſofort in Feſſeln legte und gen Hamburg entführte. — Emden ward von dieſer Zeit an Eigenthum Hamburg's, es wurde von hier ein Statthalter daſelbſt ernannt und alle oberherrlichen Rechte, ſogar das Prägen von Münzen daſelbſt geübt, als wovon die noch jetzt vorhandenen Exemplare Zeugniß geben. — Nachdem man nun einmal wieder das Vertilgungswerk begonnen, wurde es eifrigſt fortgeſetzt und zunächſt das Schloß Leerort, ein Raubneſt des Focco Ucco, erobert und geſchleift. Im Jahre darauf zog man im Verein mit Bremen den beiden Räubern Udo und Siebold, Sohn und Schwiegerſohn des Focco, entgegen, eroberte die Sieboldsburg bei Norden und legte ſie in Trümmern. So ging es noch im Rachezuge uber mehrere Schlöſſer und Burgen her; indeß fingen auch die Räuber ſich tapfer zu wehren an, die Entkommenen mehrten den Haufen und der Krieg währte mehrere Jahre. Die ſogenannten Edeln aus dieſer Horde glaubten ſich wunder wie beleidigt von den kecken Hamburger Bürgern, und es flohen ihrer mehrere zum Herzog Philipp von Burgund, der ſich auch wirklich beſchwatzen ließ zu einem Schreiben an den Rath zu Hamburg und den demſelben verbündeten hohen Frieſen, worin geradezu verlangt wurde, die Gefangenen zu entlaſſen und ihnen die

geraubten Güter zurückzugeben. — Hamburg, des langen blutigen und kostspieligen Kampfes ohnehin längst müde, ließ sich auf einen Vergleich mit Edzard ein, laut welchem Schloß und Stadt Emden, welche man bisher gemeinschaftlich besessen, für einige Jahre ihm allein übergeben werden sollten, auf welche Weise man nun den Händeln entrückt wurde; die Friesischen aber mochten sehen, wie sie sich mit den Burgundern verständigten. Hiermit aber ist nicht gesagt, als ob Hamburg alle festen Plätze Friesland's aus den Händen gegeben hätte, vielmehr behauptete man noch mehrere mit Aufwendung großer Kosten, und die freundschaftlichen Handelsverbindungen zwischen Hamburg und Emden bewirkten ein so blühendes Emporkommen letzterer Stadt, daß Gröningen, die Nachbarin, von Neid entbrannte, und ihrer Leidenschaft schon jetzt in mannigfachen Neckereien Luft machte. — 1447 war die Frist, für welche Hamburg Emden abgetreten, zu Ende, und die vorigen Verhältnisse wurden vollkommen wieder hergestellt. Edzard war indeß währenddem gestorben, und sein Bruder und Erbe Ulrich bezeigte sich anfangs sehr freundschaftlich gegen Hamburg, so daß der vereinten Macht sich Alles beugen und unterwerfen mußte. Nur zu bald aber änderte der Verbündete seinen Sinn; Groll und Mißtrauen entspann sich seinerseits gegen den überwiegenden Einfluß der fremden Stadt, und nicht lange, so entbrannte, von den Großen des Landes genährt und gehetzt, eine offene Fehde, welche die unsrigen, unerachtet des treuesten Beistandes von Seiten Oldenburg's, nicht zu unterdrücken vermochten. — Erst im Jahre 1452 nach vielem vergossenen Blute und Aufwendung bedeutender Kosten kam vorerst ein Waffenstillstand und dann durch Vermittlung von Bremen ein Friede zu Stande, laut welchem Ulrich der Stadt Hamburg für 16jährige Aufgebung seiner Ansprüche auf Emden und Leerort 10,000 ℔ zu zahlen versprach; nach Ablauf dieser Zeit sollte es jedoch Hamburg frei stehen, die Summe

zurückzuzahlen, etwaige Aufwendung von Kosten für Verbesserungen zu vergüten und so in das frühere Recht wiederum einzutreten. Dagegen versprach Ulrich, keinen Seeräuber zu dulden, keinen Zoll auf Hamburger Waare zu legen, freie Passage in Kriegszeiten zu gestatten, keine neue feste Schlösser anzulegen, die Freiheit der Stadt Emden aufrecht zu halten, und schließlich sich gegenseitig in Kriegsfällen mit 300 guten Schützen beizuspringen.

Damit war nun auch dieser ärgerliche Zwist vorläufig beseitigt. In dem Jahre, da solcher Friede geschlossen wurde, starb im Kerker zu Hamburg der 24 Jahre lang dort gefangen gehaltene verdnische Seeräuber-Hauptmann Imelo, worauf 5 Jahre später Ulrich dessen Rechte und Eigenthum an sich zog, und da ihm nun allgemach bei wachsender Macht der letzte Vertrag mit Hamburg gereuete, erbat er sich vom Pabst Pius II. Erlaß seines darauf geleisteten Eides, um ohne Gewissensscrupel unredliche Pläne in dieser Beziehung verfolgen zu können. Für ein gut Stück Geld war dergleichen immer von den römischen Sündenmätlern zu erlangen, und bald genug merkte man an den friesischen Seedieben, daß Wort und Bündniß gebrochen sei. Die Hamburger rüsteten 10 gute Schiffe gegen sie aus, und bald wieder triefte der Grasbrook von rauchendem Menschenblut, denn es wurden einmal 14 und ein andermal 74 Gefangene daselbst in gewohnter Weise enthauptet, obgleich man gegen die letztere Partei keinen andern Beweis als ein einziges Faß Nägel aufbringen konnte, daß den Hamburgern geraubt werden.

Die Ostfriesen gediehen indeß, vorzuglich durch Ulrich's kräftiges und umsichtiges Walten, so sehr zu Macht und Ansehen, daß Kaiser Friedrich auf wiederholtes Ansuchen im Jahre 1493 sich bewegen ließ, mehrere vom hohen Adel zu Reichsgrafen zu erheben, die als deutsche Lehnsherren zu betrachten sein sollten. Nach Ulrich's Ableben verfolgte seine staatskluge Gemahlin Theda dieselben Zwecke mit

großer Umsicht, und zu ihrer Zeit war es, als die Hamburger ihren Vertrag geltend zu machen strebten, laut welchem nach Ablauf von 16 Jahren die Auslieferung von Leer und Emden gegen Rückzahlung der Pfandsumme verlangt werden konnte. Die Friesen mochten jedoch nichts davon wissen, und da Hamburg keine Lust verspürte, sich abermals in blutige Fehden einzulassen, so kam man in Güte überein, daß gegen eine abermalige Zahlung von 10000 ℔ lubsch unsere Vaterstadt sich aller Ansprüche an Friesland unter Erneuerung der vorigen Rechte und Beseitigung des völkerrechtswidrigen Strandraubes feierlichst begab. Somit hörte Hamburg's Anrecht an Friesland völlig auf, jedoch verzögerte sich die volle Baarzahlung der stipulirten Summe so unleidlich lange, daß selbst im Jahr 1541 noch 8000 ℔ restirten, als um welche Zeit zwei hamburger Rathsherren, Kohl und Sommerfeldt, sich dorthin verfugten und mit der damaligen Regentin Anna die Sache dahin zuletzt beendigten, daß gegen Abtragung der genannten Summe die endliche völlige Begebung der Ansprüche fur alle Zeiten erfolgte. Es knüpft sich an diesen Vorgängen die Bemerkung, daß Hamburg ein, die Städte ursprünglich gemeinschaftlich berührendes Ereigniß allmälig auf eigne Hand ausfocht und somit auch nur sich allein die daraus erwachsenen Vortheile aneignete, wie es die Lasten und Beschädigungen allein getragen hatte. Man darf dabei indeß nicht außer Betracht lassen, daß der Städtebund schon lange angefangen hatte, sich zu lockern und daß diese Tendenz, durch die immer mehr wachsende Macht des monarchischen Prinzips von jetzt an einer raschen Entwickelung entgegenstrebte, wie es der Verfolg unserer Geschichte ergeben wird.

Wir wenden uns nunmehr nach Erledigung dieses Zweiges der hamburgischen Geschichte, wieder zu der Beziehung auf das nordische und die nördlich benachbarten

Reiche, die wir in den Momenten der wichtigen Union unter Königin Margaretha aus den Augen verloren. Wir haben, glaube ich, schon früher erwähnt, daß mit diesem Ereigniß ein Bestreben, die kecke Macht der Städte zu schwächen, eben von dort her klar vor Augen lag, und es durfte dem großen Weibe eher wie jedem andern gelungen sein, wenn nicht ein früher Tod dasselbe auf einem Schiffe unweit Flensburg ereilt hätte. Sie ernannte ihren Pflegesohn Erich zum Nachfolger auf dem Throne der drei vereinigten Königreiche, doch hatte glücklicherweise der Nacken desselben nicht die gehörige Kraft, drei Kronen mit Würde zu tragen. Um auf hamburgische Interessen von hieraus hinzuleiten, holen wir etwas weiter aus, und erwähnen, wie schon zu König Abels Zeiten Schleswig von Dänemark getrennt an das Haus Holstein-Schauenburg gekommen war. Dieses Herzogthum war bestimmt, nicht nur ein immerwährender Zankapfel zwischen den genannten Grafen zu sein, sondern auch Dänemark streckte unablässig seine Hände darnach aus, indem es die Lehnsherrschaft darüber in Anspruch nahm. Es war Margaretha'n vorbehalten, diese Ansprüche unter Benutzung günstiger Umstände zu verwirklichen; denn als der Graf Gerhard v. Schauenburg am 5. Aug. 1404 seinen Tod von den Fäusten der tapfern Ditmarsen fand, vergrößerte sich nur noch das Zerwurfniß der gräflichen Familie, da man sich über Führung der Vormundschaft für die nachgelassenen Kinder stritt, und die Umstände begünstigten es, daß Margaretha in den pfandweisen Besitz mehrerer festen Schlösser kam. Die verwittwete Herzogin behauptete den Sieg und wurde als Vormünderin ihrer Kinder, jedoch unter dänischem Schutz, bestätigt, doch ruhte die Kriegsfackel nicht, und loderte noch lebhaft, als obgenannter Erich zur Regierung gelangte. Unbesonnenheit eröffnete den Schauplatz seiner Thaten; er hob den eben abgeschlossenen Waffenstillstand auf, verweigerte dem Grafen das Lehnsrecht auf Schleswig

und lies ihm auf einen zu Nieborg abgehaltenen Reichstage alles Anrecht auf dem Besitz dieses Herzogthums absprechen. Kaiser Sigismund wurde bewogen, diesen Gewaltschritt zu sanctioniren und untersagte den Einwohnern des Herzogthums förmlich, ihrem bisherigen Herrn fernerhin Gehorsam zu leisten. Mehrere nordische Fürsten traten auf die Seite dieser Partei, und da sich alle Umstände somit vereinigten, den Muth der Herzogin Elisabeth zu beugen, so schien nichts weiter übrig zu bleiben, als der Gewalt nachzugeben und sich dem König Erich zu unterwerfen; da nahte sich von einer andern Seite Hülfe.

Graf Heinrich, der Oheim ihrer Kinder, früher Bischof von Osnabrück, erfuhr nicht sobald die Noth seiner Familie, als er bei dem Gedanken auf Abhülfe der den Grafen v. Holstein schon so oft hülfreich gewesenen Stadt Hamburg gedachte, und hoffte, daß in deren Reichthum und Ansehen wohl ein Mittel zur Rettung zu finden sein möchte. — Von Gicht geplagt, unfähig zu gehen, traf er in Begleitung eines Edlen, Heinrich v. Brockdorf, vor dem Thore ein, und der freundliche Empfang ließ ihn das Beste für die Erfüllung seiner Wünsche hoffen. Am folgenden Morgen ließ er sich vor die Rathhausthür fahren, wo der Rath versammelt war, und zur Berathung in der ihm schon bekannt gewordenen Angelegenheit des Grafen auch die vornehmsten Bürger hatte entbieten lassen, da sich denn auch eine so große Anzahl eingefunden hatte, daß der ganze Platz bis an der Trostbrücke davon bedeckt war. — Graf Heinrich richtete sich in seinem Wagen auf, und redete die versammelte Rath- und Bürgergemeinde mit fester und kräftiger Stimme an. Er schilderte den Zuhörern die Lage der Dinge, erinnerte an das frühere intime Verhältniß zwischen Hamburg und denen Grafen v. Schauenburg, erwähnte der großen Verluste, die seine Familie schon bei dem Bemühen, ihre unveräußerlichen Rechte geltend zu machen, gehabt, berichtete bis zu welchem mißlichen Stande

eben jetzt dieser Krieg gediehen, gab zu bedenken, daß auch Hamburg bei den Uebergriffen des nordischen Reichs betheiligt und nicht ohne Gefahr sei, daß es jedenfalls viel politischer wäre, den Feind fern von den heimathlichen Mauern, als unmittelbar vor denselben zu bekämpfen, und erbat sich, 30,000 ℔ Hülfsgelder und für eine gleiche Summe Lebensmittel; sein Günstling, Heinrich v. Brockdorf aber ging noch einen Schritt weiter und ersuchte die Stadt zugleich um directe Hulfe an Mannschaft zur Beendigung des Krieges.

Der Eindruck, den diese Rede auf die Versammelten machte, war verschieden und erregte eine Spaltung der Meinungen. Der Rath unterließ nicht, seine Abneigung gegen einen direct mit hamburgischen Truppen geführten Krieg an den Tag zu legen, als wogegen schon frühere Verträge jede Verbindlichkeit aufgehoben; er fürchtete, den König gegen Hamburg in Harnisch zu bringen und zeigte sich nur geneigt, die erbetene Unterstützung an Geld und Mannschaft zu bewilligen, auch das Verlangte nöthigenfalls später zu verdoppeln. — Ganz anderer Ansicht aber waren die Bürger, auf die des Grafen Rede sichtbar einen tiefen Eindruck gemacht, und es traten als Organ ihrer Meinung die Sechsziger hervor, die nur zu gern bei jedem Anlaß dem Rathe opponirten. Man fand die Gründe des Grafen bündig, fühlte sich zum Dank gegen dessen Familie verpflichtet, und ermunterte ihn, sein Begehren um thätige Hülfe erneuert und verstärkt gegen den Rath auszusprechen. Nach längerer Verhandlung wurde beschlossen, ein, im vorigen Jahre mit den Königlichen eingegangenes Bündniß durch förmlichen Absagebrief zu lösen und den Schauenburgern 600 gute Schutzen zur Verfügung zu stellen, indeß verwahrten die vorsichtigen Hamburger sich gegen jede hieraus etwa abzuleitende Verbindlichkeit, und ließen sich von Heinrich vor seiner Abreise am Jacobitage 1417 einen Revers unterschreiben, dahin lautend: daß aus dem jetzt Gewährten durchaus keine

Folgerung für die Zukunft zu ziehen, und Hamburg daher auch fortan durchaus nicht verpflichtet sei, in etwaigen Kriegen mit Hülfe beizuspringen, und „dieser Zusatz und Fürschub ihnen an ihrer Freiheit inskünftige unschädlich sein sollte.“ Dagegen bestätigte Graf Heinrich der Stadt alle Privilegien. Er hatte indeß Hamburg noch nicht verlassen, als die Hiobspost eintraf, es sei Schleswig in die Gewalt der Königlichen gefallen und Gottorp in großer Gefahr, einem gleichen Geschicke zu erliegen. Da hielt es nun den Grafen nicht länger, er verließ eilends Hamburg, um den Muth der Seinen durch Ueberbringung der guten Mähr wieder aufzurichten, und wurde begleitet von einem Abgeordneten der Stadt, der bemeldetes Absageschreiben den König zu überbringen beauftragt war. — Wirkte die Ausrichtung dieser Botschaft schon wie ein Donnerschlag auf den König, so vollendete ein Gerücht vom Heranrücken einer gewaltigen Kriegsmacht — Hamburger und Dithmarsen — den Schrecken im Königl. Heer, und der König ließ sich so ins Bockshorn jagen, daß er noch in derselben Nacht das Lager aufheben ließ, und über die Schley auf sein Gebiet zurückkehrte, eine Unbesonnenheit, die ihm großen Verlust an Mannschaft und Gutern zuzog, jedoch den Beweis liefert, wie schon der Name Hamburg allein geeignet war, Furcht und Schrecken unter den Feinden zu verbreiten.

Die Verbündeten verfolgten den flüchtigen König stehenden Fußes, vertrieben ihn von deutscher Erde, eroberten Tondern in Sturm und legten eine Besatzung hinein, fielen über Jütland her, sengten, brennten und plünderten, brandschatzten bei 20000 ℔ und trieben die Dänen abermals jämmerlich in die Enge. Indeß schwächten diese Züge auch die eigene Macht, und die wüthenden Dänen thaten alles, sich auf eine verzweifelte Rache vorzubereiten. Rechnung, die die Verbündeten auf Beistand der Hansestädte gemacht, betrog, denn Lübeck war durch Wiedereinsetzung des vertriebenen Raths dem König Erich zum Dank verpflichtet;

Bremen bekümmerte sich nie ernstlich um die Interessen der Bundesstädte, und anderweitig waren die Bande so sehr gelockert, daß Hamburg sich mit seinem Herzog und Grafen auf sich selber angewiesen sah, und versuchen mußte, das, was es sich ungefragt eingebrockt, nun auch zu Ende zu bringen. Zuletzt ließ sich jedoch der Herzog Albrecht v. Mecklenburg bewegen, mit 200 Reitern und 50 Schützen beizuspringen, auch waren einige Haufen Leute von Schauenburg herbeigekommen, alles aber deutete darauf hin, daß das Häuflein die im Fluge gemachte Eroberung auf die Dauer nicht werde behaupten können. — König Erich hatte längst eine Flotte ausgerüstet, mit der er aber ruhig an der Küste lag, so daß Niemand wußte, was davon zu halten sei, und die Holsteiner ihn spöttisch den Bieber nannten, weil solcher allezeit gern seinen Schwanz im Wasser hängen läßt. — Erich aber sah wohl ein, daß die Feinde sich in ihrem Uebermuth selber aufreiben würden, und harrte geduldig des Zeitpunktes, wo es gerathen sei, die Offensive zu ergreifen. Solches geschah am Tage der Apostel Theilung, wo er plötzlich mitten in der Nacht seine bis dahin sehr verstärkte Armee landen ließ und geradeswegs auf Schleswig marschirte, in welcher Stadt der Herzog Albrecht v. Mecklenburg commandirte. Der Platz wurde überrumpelt und Albrecht gefangen genommen, jedoch gegen ein eidliches Versprechen, allen Ansprüchen auf Schweden zu entsagen, freigegeben. — Als Hamburg solches vernahm, rüstete es eilend und gewaltig zu Wasser und zu Lande, den Holsteinern beizustehen, schickte zuvörderst 600 Schützen auf Gottorp, und folgte dann noch mit einer großen Macht, die vorzüglich in Jütland dem Könige vielen Schaden zufügte.

Um Maria Reinigung zog König Erich mit einem starken Heere gegen die Eider heran, erzwang eine neue Huldigung, und schleppte 30 Geißeln für treue Erfüllung der Zusage mit sich. Kaum aber war er wieder fort, so zogen

die Dithmarsen heran, brandschatzten das Land um 24000 ℔ und nahmen ebenfalls 30 Geißeln. So schwankte das Kriegsglück und Unglück hin und her, zu großer Bedrängniß der armen Bevölkerung, bis sich endlich Lübeck nebst einigen anderen Städten ins Mittel legten und einen Waffenstillstand bis Johannis Baptista des nächstfolgenden Jahres vermittelten, in welcher Zeit Schiedsrichter erwählt und die Sache durch einen Rechtsspruch beizulegen versucht werden sollte. Im Fall sich aber ein Theil solchem Machtspruch zu gehorsamen weigerte, wollten die Städte auf Seite des Zufriedenen treten und ihm mit Macht zu seinem Rechte verhelfen.

Im Jahre 1418, am genannten Tage, kamen die Städte sammt dem Herzog v. Schleswig und dem Grafen v. Holstein zu besagtem Zwecke zusammen, aber König Erich ließ sich durch seinen Rath Krummendieck entschuldigen, daß Wind und Wetter ihn abgehalten, an der Versammlung Theil zu nehmen. So ging man denn unverrichteter Sache auseinander, doch wurde zuvor eine allgemeine Versammlung der Städte zu Lübeck verabredet.

Die Sache verzögerte sich jedoch; es wollte keine Einigkeit zu Stande kommen und nachdem — es war im Jahr 1420 — versuchten die Hamburger noch einmal ihr Heil auf eigene Hand, und rüsteten 12 große Schiffe mit starker Bemannung aus. Kaum hatten diese aber die Mundung der Elbe hinter sich, als ihnen eine viel stärkere Flotte der Dänen entgegen kam, doch verloren die Hamburger den Muth nicht, segelten vielmehr stracks auf den Feind an und borten ihm im ersten Anlauf sofort drei Schiffe in den Grund. Ein hitziges Treffen entbrannte, Deck an Deck wurde gekämpft und nach einigen Stunden neigte sich der Sieg auf Hamburgs Seite. Der größte Theil der feindlichen Streiter wurde erschlagen oder ertränkt, die übrigen gefangen, von denen jedoch viele, nachdem sie sich schon unterwegs durch Lösegeld die Freiheit erkauften,

ans Land gesetzt wurden. Nach Hamburg brachte man noch 120 Mann heim, die später um eine große Summe Geldes von Dänemark eingelöst wurden. In derselben Zeit zogen die Holsteiner vor Hadersleben und plünderten die Stadt und umliegende Dörfer.

Endlich, 1422, da die übrigen Hansestädte sich noch immer nicht bequemen konnten, mit Hamburg und den Holsteinern gemeinschaftliche Sache zu machen, vermittelte Hamburg eine Zusammenkunft, erst zu Lübeck und dann zu Rostock. Gegenseitige Versprechungen veranlaßten ein klareres Erkennen der gemeinschaftlichen Gefahr, dem befeindeten nordischen Reiche gegenüber, von dem die Niederländer — der Hansa zum Trotz — bedeutende Privilegien, vorzüglich den Heringsfang betreffend, erlangt hatten, und man faßte nun endlich einen Entschluß, den Städten jede Gemeinschaft mit dem nordischen Reiche zu untersagen, bei Strafe der Beschlagnahme von Gütern und Schiffen und bei Lebensstrafe. Diese Drohung half. Folgenden Jahres versammelte sich eine hanseatische Kriegsflotte, bemannt mit 1000 Lübeckern, 900 Hamburgern, 800 von Wismar und 600 von Rostock, nebst 400 guten Schützen, und nachdem König Erich eine bündige Kriegserklärung — falls er die den Holländern ertheilten Rechte nicht zurücknähme — empfangen und unbeantwortet gelassen, brach der kombinirte Feind, nachdem er sich bei Ripen vereinigt, abermals in Jütland ein, alle Schrecken der entfesselten Kriegswuth hier und an andern dänischen Küsten verbreitend.

König Erich sah zu spät ein, daß er eine Löwinn gegen sich zum Zorn erweckt; in seiner Noth faßte er den Entschluß, eine bei Schonen ankernde kleinholländische Kauffahrtei-Flotille für sich zu bemannen, um so seine Seemacht zu verstärken; aber die Hanseaten mochten Wind davon bekommen haben, denn ehe Erich noch seinen Plan ausführen konnte, waren jene schon da und takelten die holländischen Schiffe völlig ab, nahmen Anker und Steuer fort, hieben die Stengen

entzwei, und Herr Erich hatte das leere Nachsehn, da die Schiffe nun unlenkbar gemacht waren. Er wurde aber durch dieses neue Unheil so zahm, daß er eine friedliche Zusammenkunft in Nyköping mit der Hansa begehrte, die aber nichts davon wissen wollte und absagen ließ. In derselben Zeit hatten auch die Holsteiner einen günstigen Moment ersehen, und einen Ausfall auf die Belagerer von Tondern unternommen, wobei die Dänen 364 Todte auf dem Platze ließen und ihr Lager verlaufen mußten. Eben als sich nun die Sache der Holsteiner aufs beste anließ, erschien ein Abgeordneter des Kaisers Sigismund, von seinem Herrn beauftragt, eine Friedensstiftung unter den streitenden Parteien zu versuchen. Es gelang dem verständigen Gesandten Heinrich von Rumpold, Herzog von Schlesien, nicht übel, und eben war am 15. Juni 1423 eine vorläufige Uebereinkunft geschlossen, als leider der Vermittler von dem damals würgenden schwarzen Tod auf die Bahre gelegt wurde, ehe der Besitz von dem Hauptzankapfel, Schleswig, noch für den einen oder den andern Theil entschieden worden war, und obwohl der Kaiser auf einem 1424 zu Ofen abgehaltenen Reichstag — daselbst König Erich persönlich erschien — es versuchte, mit einem Machtspruch durchzudringen und Schleswig für ein dänisch Lehn erklärte, so kehrten sich doch die Sieger nicht daran und die Sache blieb, wie sie war, der Entscheidung des Schwertes anheimgestellt. Erich reisete indessen nach Jerusalem zum heiligen Grabe, und des Herzogs Heinrich von Holstein Anwalt, der Bischof Johann von Lübeck zog nach Rom und legte dort gegen des Kaisers Urtheil Protest ein. Der Papst cassirte des Kaisers Urtheil und es scheint demnach, daß immer der letzte Kläger Recht behielt. Uebrigens wurde dem Erzbischof von Cöln aufgetragen, die Sache noch einmal gründlich zu untersuchen. Unsre alte Chronik schiebt aber hier die Bemerkung ein, daß in demselben Jahre zu Hamburg ein Jüngling gezeigt wurde, dem in seiner Jugend die Schweine beide Hände abgefressen,

ſo daß nur noch die Stümpfe da waren, und der dennoch mit dieſen ſo fertig war, daß er „gute läſerliche ſchrifft ſchrieb; bandte Bücher ein, flickete ſeine Schuch, neyete Kleyder und thete ſonſten viel ſeltſamer Arbeit.“ — Das klingt nun wahrlich an dieſer Stelle wie Ironie; denn eben ein ſo handloſer Mann iſt der Papſt, und vollzieht dennoch mancherlei Thaten, daß es ſchier zum Verwundern iſt.

Doch wieder auf unſere Affaire zu kommen, ſo kundigten denn die Oſtſee-Städte dem König Erich den Frieden wieder auf, verbanden ſich mit Holſtein und Hamburg, und ein Krieg, viel blutiger denn zuvor, begann neun Jahre lang das ungluckliche Holſtein zu zerfleiſchen. Bisher, und noch im Beginn dieſes Jahres, hielten letztere beiden Mächte ganz allein ein 50000 Mann ſtarkes Dänenheer im Schach, und Erich ſuchte ſelbſt mit dieſem, für die damaligen Verhältniſſe ungeheuern Heere vergebens Schleswig und Gottorp zu erobern. Der einzige Umſtand, der von außen her günſtig für Hamburg wirkte, war ein 400 Mann ſtarker Haufen Vitalier, die durch der Dänen Uebermuth beleidigt und von ihnen abgefallen zu dem Feinde übergingen und nun ihre Plünderungsſucht an den Dänen zu Gunſten der Hamburger und Holſteiner ubten, zugleich aber durch Zufuhr von Lebensmitteln den Verbundeten große Dienſte leiſtete. Die neueſte Hiobspoſt vom Heranrücken der Oſtſeeſtädte ſchlug den König Erich wiederum mit einem paniſchen Schrecken; eilends verließ er mit ſeinem Volk, wie einſt, das Lager, und ließ den Belagerten große Vorräthe zurück. — Solche Vortheile zu verfolgen, lief eine hamburger Flotte am Allerheiligentage viel zu ſpat aus; raube Witterung und widrige Winde trieben ſie in den Hafen zurück, und man verſchob die Operation bis zum nächſten Fruhjahr. — Am heiligen Dreikönigstage verſammelten ſich der Städte Abgeordnete in Roſtock und beſchloſſen, neuerdings Schiffe gegen den König auszurüſten, nämlich Hamburg und Lubeck zuſammen 4, und Wismar und Roſtock 2, dazu die nöthigen kleinen

Fahrzeuge, alles wohl versehen mit Geschütz und Mannschaft. Zudem versprachen Hamburg, Lübeck und Lüneburg eine Landarmee dem Herzoge entgegen zu schicken, und sollte Alles dieses zu Mitfasten ins Werk gerichtet werden. — Zur anberaumten Zeit war denn auch Alles am Orte; Graf Gerhard von Holstein kommandirte die kleine Flotte als Admiral; die Landtruppen aber wurden unter dem Befehl des Hauptmanns Kletze (oder Kleyzen, wie die alte Handschrift schreibt) gestellt, eines hamburgischen Rathsherrn, früher Mitglied der Sechsziger.

Diese vereinigte Macht richtete sich zuerst auf Laaland und Bornholm, plünderte weithin und ging dann nach Flensburg, wo die Grafen mit dem hamburgischen Hauptmanne die Anordnung trafen, vor dem entscheidenden Augenblick des Sturmes noch erst die Ankunft von Geschütz und andern dazu erforderlichen Instrumenten abzuwarten, und keinenfalls vor Freitag nach Himmelfahrt ihre Operationen zu beginnen. — Die Langeweile des Lagers bewog nun den gutmuthigen Hauptmann Kletze, seinen Truppen eine Erquickung zu vergönnen, und schenkte ihnen ein Faß Hamburger Bier, damit sie sich laben möchten. Es war aber am Abend vor Himmelfahrt; die Leute thaten sich gütlich und wurden bei ihrem Trunk so guter Dinge, daß der Uebermuth Einigen von ihnen den unglücklichen Gedanken eingab, feurige Pfeile (wahrscheinlich eine Art Zünder, die man bei dem beliebten Sengen und Brennen benutzte) in die Stadt zu schleudern. Als man solches im Lager der Holsteiner wahrnahm, gab es einen Lärm und Graf Heinrich meinte, daß die Hamburger vielleicht einen ernsthaften Angriff auf die Stadt beabsichtigten. In der Furcht, als Held der letzte zu sein, ergriff er eigenhändig eine Sturmleiter und setzte sie an den Ringgraben, um zu sehen, was es darin etwa geben möchte. Zu seiner Verwunderung fand er alles ruhig, er zog also die Leiter nach sich, und lehnte sich an den Zaun, mit welchem die Feinde den Wall eben versehen, um vielleicht

Graf Heinrichs von Holstein Tod bei der Belagerung von Flensburg

von hier etwas Näheres zu erspähen. Da kam Heinrich von Allfeld, einer seiner Hauptleute, und bat ihn — mit Nennung seines Namens — sich doch nicht in eine so augenscheinliche Gefahr zu begeben. — Diese unglückselige Warnung zog in ihren Folgen das Verderben der ganzen Armee nach sich, denn kaum hatte ein feindlicher Lanzenknecht im Innern die Worte erlauscht, als er blindlings mit seiner Waffe durch den Zaun und den Herzog geradezu in den Leib stach, so daß man ihn von der Leiter herabheben und ins Lager tragen mußte. Auf dem Wege dahin begingen nun seine Leute noch die Unvorsichtigkeit, und ließen ihn fallen, ein Zusammentreffen von unglücklichen Zufällen, an denen der wackere Feldherr in der Blüthe seines Lebens, 30 Jahre alt, eine Stunde nach dem Einzug, seinen Geist aufgab und in das Grab seiner Väter zu Itzehoe bestattet wurde. Die Geschichte nennt ihn einen mit trefflichen Gaben und Tugenden gezierten Herrn, der von Kriegern und Unterthanen gleich schmerzlich betrauert wurde. — Sein Bruder Herzog Adolph übernahm nun statt seiner den Oberbefehl des vereinigten Heeres. Indeß verbreitete sich eine allgemeine Bestürzung unter den diesseitigen Truppen, und wie dringend auch Graf Adolph bat, so gab doch der Lübecksche Bürgermeister seinen Schiffen Befehl, davon zu segeln und dieses war das Signal zu einer allgemeinen Flucht. Kletze, der unschuldige und unglückliche hamburgische Rathsherr unter ihnen, und er war nicht sobald in Hamburg eingetroffen, als man ihn in schwere Gefangenschaft setzte, um über seine so viel Unheil anrichtende That peinlich befragt zu werden.

Während der Bedauernswürdige, von seiner Familie geschieden, von seinen Mitbürgern gehaßt und verachtet, in den dunkeln Mauern schmachtete, ein lebendes Beispiel von der Vergänglichkeit irdischen Ansehns und Größe, selbst bei dem reinsten Herzen — versammelte sich am Marien-Magdalenentage desselben Jahres eine hansische Flotte, kommandirt von zween tapfern Bürgermeistern, Heinrich Hagar aus

Hamberg und Tideman Steen aus Lübeck, nicht ſowohl um den Krieg mit Dänemark fortzuſetzen, als um die ſogenannte Bergiſche Flotte, einige 40 Segel ſtark, die man von Weſten her, mit ſpaniſchen Waaren beladen, erwartete, ſicher vor däniſcher Gewalt durch den Sund zu geleiten. Es harrte ihrer aber ſchon auf der Rhede von Copenhagen König Erich mit einem Geſchwader däniſcher und ſchwediſcher Schiffe, die nicht ſobald die Kriegsflotille der Hamburger und Lubecker entdeckten, als ſie auch die Anker lichteten und gerade auf ſie einſegelten. Als Hoyer ſolches bemerkte, ließ er bei Tiedemann anfragen, was er zu thun ermeſſe? Die Antwort war, in Gottes Namen den Kampf zu wagen, worüber Hoyer ſich ſehr freuete und noch eine kurze Ermahnung an die Seinen zu Muth und Tapferkeit hielt, worauf er dann kühn den erſten Angriff begann, und ſofort nicht unbedeutende Vortheile erkämpfte; aber nur zu bald wendete ſich der Sieg; allem Anſcheine nach wurde er von den Lubeckern nicht genugend unterſtützt; der Feind umzingelte die hamburger Schiffe, und richtete ein furchterliches Blutbad unter ihnen an, ſo daß nur wenige dem Tode entrannen und in Gefangenſchaft geriethen. Burgermeiſter Hoyer und der Rathsherr Johannes Vors wurden mit nach Copenhagen entführt und erſt nach 5 Jahren durch Auswechſelung gegen einige däniſche Edelleute und 1000 ℔ Löſegeld in Freiheit geſetzt. Spät erſt kam gemächlich Meiſter Tiedemann heran, und ſegelte in einer Linie an dem däniſchen Admiralſchiffe entlang — das ſich von ſeinem Geſchwader entfernt — doch ohne den Muth zu haben, die ſchnell vorüberſchießende Bark zu attakiren, die nachſegelnden wollten ebenfalls „den Fuchs nicht beißen“ — wie unſer Chronikenſchreiber ſich ausdrückt, und ſo entkam der fette Biſſen, denn es wird ausdrücklich geſagt, daß ſich viele große und „furnehme“ Herren am Bord befanden. Die Lubecker entſchuldigten ſich freilich, daß ſie mit ihrem großen Schiffe nicht hätten fortkommen können, es ſcheint hier aber der alte Muth

eines Alexander von Soltwedel gefehlt zu haben, und unverantwortlich verließ Tidemann sogar den Sund, ohne die Bergische Flotte zu erwarten, verletzte dadurch den ihm so strickte gegebenen Befehl und legte nach der deutschen Küste uber, ohne daß er etwas anders als einige Gefangene dem Feinde abgewonnen. Kaum hatte er so seinen Leichnam geborgen, als auch schon die Kauffahrtei-Flotte den Sund erreichte, und ohne große Mühe von Erich aufgebracht wurde; es waren 45 mit kostbaren Waaren beladene Schiffe und dieser Schwabenstreich erregte wahrlich unter den Städten keinen geringen Zorn.

Die Hamburger hatten auch nicht sobald die Unglückspost vernommen, als sie durch Abgeordnete in Lübeck eine Klage gegen den gewissenlosen Bürgermeister anhängig machten, worauf man dort nicht säumte, den Schuldigen vorladen zu lassen, ihn in einen festen Thurm zu sperren und den Prozeß zu machen. Nur mit genauer Noth entging er dem Henkerbeil, und wurde erst nach 3 Jahren schwerer Gefangenschaft auf Furbitte des dortigen Erzbischofs so weit begnadigt, daß er seine letzten Tage unter Hausarrest zubringen durfte.

König Erich hatte nun zu sehr die Macht der Städte furchten gelernt, als daß er nicht in seinem arglistigen Charakter auf Mittel hätte sinnen sollen, durch andere als redliche Mittel der Waffen dieselbe zu schwächen. Er fertigte deshalb lugenhafte Briefe aus und spielte sie den Bürgern der betheiligten Städte in die Hände, aus welchen er hervorleuchten ließ, theils daß ihre, den Oberbefehl führenden Rathsmitglieder mit ihm in geheimem Einverständniß gewesen, theils auch suchte er darin nachzuweisen, daß der Rath ganz unbegründet Krieg mit ihm angefangen, und Geld und Menschenleben ohne rechtliche Ursache verschwendet habe, und bat sogar mit großer Herablassung, denselben zur Rechenschaft zu ziehen. — Der giftige Samen dieser Falschheit ging nur zu üppig auf. In Wismar mußten zwei

Mitglieder des Senats, ein Bürgermeister und ein Rathsherr, das Schaffot besteigen. Rostock versagte sämmtliche 4 Bürgermeister, und Stralsund war nahe daran, seinen ganzen Rath umzubringen. Nur Lübeck allein durchschaute das Gewebe von Bosheit und ließ seine Obern unangefeindet; Hamburg aber hatte zu bittere Erfahrungen gemacht, die Bürgerschaft war zu sehr in Groll gegen den Rath verstrickt, als daß sie nicht in dem Unfall, der sich durch Kletze bei Flensburg zugetragen, etwas anderes als einen unglücklichen Zufall sollte vermuthet haben. Zu allem kam eine erbitterte Stimmung seiner Rathskollegen, die noch nicht vergessen, wie er früher als Mitglied der Sechsziger die Sache der Bürger heftig gegen sie geführt. Man wendete, in unseliger Verblendung, und um den Schein des Rechts zu retten, nochmals die Folter bei ihm an, um ein Geständniß zu erpressen, daß er im Einverständniß mit den Dänen gehandelt habe. Standhaft blieb Kletze bei der Wahrheit, doch nahm sein Prozeß eine so rasche und gefährliche Wendung, daß er schon am St. Antoniusabend 1437 auf dem Berge bei der Petrikirche enthauptet wurde. Dieser Justizmord wirft einen unauslöschlichen Flecken auf die damaligen Mitglieder des Senats, denen wohl die Mittel gegeben worden, die unglückliche Verkettung von Umständen zu würdigen, die das Unheil von Flensburg hervorgerufen. Vergebens flehte Elisabeth, die geängstigte Gattin des Unschuldigen, um Rettung, nur um Aufschub des blutigen Urtheils; vergebens erboten sich Freunde und Verwandte, Caution für ihn zu leisten, bis die Sache genau untersucht worden sei; die gehässigste Feindschaft saß über ihn zu Gericht, und der Pöbel verlangte ein Opfer seiner Rachsucht, um sich eines neuen Sieges über die Unfehlbarkeit seiner Obern bewußt zu werden. — Das Haupt eines Gerechten — leider nicht das letzte in Hamburg — fiel einer dunkeln Nemesis zum Opfer, und die weinende Elisabeth suchte, im Geist der damaligen Zeit, Trost in der Verwendung eines Theils

ihres und des Vermögens ihrer Familie zu einer frommen Stiftung, um dadurch für die Ruhe der Seele ihres geliebten Mannes und derer, die durch ſeine Unvorſichtigkeit bei Flensburg erſchlagen worden, zu ſorgen. Sie erkaufte das Horſtmannſche Haus auf dem Burſtah Nr. 57, verſah es mit reichen Einkünften und ließ es zu einem Hospital für 20 Perſonen nebſt 4 Aufwärtern einrichten. Es wurde im Jahr 1428 geweiht und das Hospital zu St. Eliſabeth oder in damaliger Sprachweiſe Sunte Ilſeben Huus genannt. Es wurde auch wohl zum Unterſchiede des nahe gelegenen Hospitals zum heiligen Geiſt — deſſen Exiſtenz bis zum Anfang des 13ten Jahrhunderts hinaufreicht — der kleine heilige Geiſt genannt. Im 16ten Jahrhundert wurde dieſes Eliſabethen-Stift mit dem Maria-Magdalenenkloſter und dem Spital zum heiligen Geiſt verſchmolzen. — Es iſt eine Lichtſeite in dem Charakter unſerer Hamburger Vorfahren, daß ſie erſchütternde Ereigniſſe, an ihre Familie und an ihren Namen geknüpft, gern durch fromme Stiftungen auf die Nachwelt brachten, und Eliſabeth Kleze ſchmückte ihr Gedächtniß mit dem Nimbus einer für alle Zeit gültigen Frömmigkeit, daß ſie alſo, wie hier erzählt, ein himmelſchreiendes Unrecht, den Raub des Theuerſten auf Erden, mit ſanfter Herzensgüte, durch Wohlthaten an der Stadt zu rächen trachtete, die ihr ſo bitteres Leid zugefügt.

König Erich erreichte indeß mit ſeiner Argliſt die gehofften Zwecke nicht. Nur Roſtock und Stralſund ſchloſſen mit ihm einen Separatfrieden. Hamburg, Lübeck, Wismar und Lüneburg aber verfolgten ihre Sache und ſchon im Frühjahr 1428 rüſteten ſich die Städte neuerdings mit einer ſtarken Flotte gegen ihn, zu deſſen Anführer man den Herzog Gerhard von Schleswig erwählte, und die mit circa 3000 Mann Truppen beſetzt war, ungerechnet die Freibeuter, welche ſich freiwillig dem Zuge anſchloſſen. Es war diesmal auf nichts Geringeres, als auf Copenhagen ſelbſt abgeſehen, doch ſcheiterte das Unternehmen an der Dänen

tapferen Gegenwehr, wozu Erich sich früh genug gerüstet. Glücklicher war ein von Herzog Albert angeführtes Unternehmen zu Lande, an welchem außer Hamburg und Lübeck auch der Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg, jedoch nur für 20000 ℔ lübsch Theil nahm. Man suchte wiederum Jütland heim, erbeutete große Schätze, und letztlich nahmen die Hanseaten Erichs Schiffe, die Geld von Schweden heimbrachten, bei Stralsund weg, viel Silber und Gold, nebst 3000 Stück fettes Hornvieh, welches auf dem Rückweg zu Gottorp unter den Mächten getheilt wurde, fiel in die Hände der Sieger und die Schlacht bei Stralsund war die blutigste, die je von den Hansen geschlagen wurde.

Zum Unglück erhob sich in dieser Zeit der politischen Verwirrung noch ein neuer und gefährlicher Feind gegen Hamburg. Es ereignete sich nämlich, daß einige Schiffe mit rückkehrenden Kriegsvölkern, durch widrige Stürme verschlagen, an die Küste von Dithmarsen geworfen wurden. Die Leute waren, nichts Arges ahnend, kaum ans Land getreten, als eine blutdurstige Rotte Dithmarser, angeführt von dem Vogt Radlef Karstens, über sie herfiel, einen großen Theil erschlug, die andern gefangen abführte und Schiffe und Ladung raubte. Es fruchtete nichts, daß der Bischof von Bremen und der Rath von Lübeck und Lüneburg sich ins Mittel legten, die Dithmarser sprachen vielmehr auch ferner jedem Völkerrechte Hohn und legten sich mit etlichen Schiffen vor den Thurm zu Neuwerk, warfen Feuer hinein, so daß die Vorburg abbrannte, raubten Vieh und erschlugen manche von der Besatzung. — Solchem Frevel konnten die Hamburger nicht ungerächt zusehen; es war zu befürchten, daß eine eben von Flandern her erwartete Anzahl Waarenschiffe von den Dithmarsen möchte beraubt werden; auch wollten eben einige mit Bier beladene Schiffe von Hamburg die Elbe hinaus, die man zugleich zu beschützen gedachte, und so

wurden denn einige mit 600 Kriegern wohlbemannte Fahrzeuge unter Befehl des Rathsherrn Martin Swartekop beordert, mit ihnen die Elbe hinab zu ſegeln. Da man nun aber an der Küſte von Dithmarſen ankerte, meinte einer der Lanzenknechte, es ſei hier eine ſehr treffliche Gelegenheit, der Schiffe Proviant zu vermehren, ſofern man ſich die Mühe nicht verdrießen ließe, die Küſte der Dithmarſen heimzuſuchen, wo man leichtlich einiges fettes Vieh möchte erbeuten. — Der Hauptmann Swartekop verwies dem Burſchen alles Ernſtes ſeinen thörichten Vorſchlag, aber das Schiffsvolk war gänzlich des Lanzenknechts Meinung und grollte dem eigenſinnigen Rathsherrn, der ſeinen Leuten keinen guten Biſſen gönne, und drohte in offenen Aufruhr auszubrechen, ſofern ihnen ihr Begehren nicht erfüllet werde. So gab denn Swartekop endlich nothgedrungen nach, theilte ſein Volk in zwei Haufen, und blieb ſelber mit 200 Mann am Ufer, um Wache zu halten und eine etwaige Retirade zu decken, die übrigen zogen über Land, fingen aber gleich ſolch ein gottlos Weſen zu treiben an, daß es eine Schande war für Hamburg, denn die Rotte zündete Dörfer an, mordete und trieb allerlei Greuel, ſo daß das Landvolk ſich eilend zu Haufen machte und mit ihrer gewohnten Tapferkeit und Umſicht der Sache ſogleich die rechte Seite abgewannen, und während ein Theil die Meuterer aufs Haupt ſchlug, eilte ein anderer zu den Schiffen, von denen ihnen, als Küſtenbewohner, gar wohl bekannt, daß ſie mit der Ebbe wurden zu thun haben und jetzt eben auf dem Trocknen ſitzen mußten. — So war es auch, und da der hamburgiſche Hauptmann alſo nicht entkommen konnte, ſo mußte er ſammt dem größten Theil ſeiner Leute unter den Fäuſten der Dithmarſen elendiglich verbluten. Solches aber begab ſich am Abende vor Petri Stuhlfeier Ao. 1430.

Somit nahm dieſer Kriegszug gar ein trauriges Ende für Hamburg; doch war es ein Glück, daß die Dithmarſer bald genug unter ſich ſelber uneins wurden, ihren

Voigt Carſtens verjagten, und am Ende 1437 noch gar Hamburger und Lübecker Hülfe anrufen mußten, die Ruhe herzuſtellen.

Ein verwandtes Ereigniß, das ſich einige Jahre ſpäter, 1442 zutrug, mag hier erwähnt werden. Es ſegelte nämlich von Flandern, für Rechnung mehrerer hamburger Kaufleute, ein Schiff nach der Elbe, deſſen Conoſſement vergleichshalber hier eine Stelle finden mag. Es enthielt für Arnold von Krettelen 3 Pieyen Oel, 1 Packen Yperniſche-Tuch — 134 ℔ lübſch an Werth. — Heinrich Borſtelde 1 Terlingh von 14 Stück Laken von Ecklee und 2 Pieyen Oel: 300 ℔. — Joh. Lütterde 1 Faß Oel: 40 ℔. — Wilh. Huffeken 3 Faß Oel: 120 ℔. — Herr Seweke 1 Terlingh Tücher von Delvemünde und 1 Faß Oel: 338 ℔. — Albert Küle 5 Pieyen Oel und 4 Tonnen Alaun: 338 ℔. — Richard Retenburg 2 Faß Oel und 6 Tonnen Seife (Smegma): 128 ℔. — Heinrich Twedorp 1 Faß Oel und 1 Terlingh von 15 St. Laken von Ecklee nebſt 2 Ballen Reis: 215 ℔. — Herrn Bispinghe 2 Faß Oel: 78 ℔ 8 ß. — Herrn Bützow 1 Faß Oel und 1 Terlingh von 16 Stück Tuch von Ecklee: 299 ℔. — B. Vitude 1 Terlingh von 18 St. Tuch: 288 ℔. — Ludekin Struve 10 ecklofiſche Tücher, 3 Faß Oel, 1 Faß Mandeln und 2 Ballen Reis: 400 ℔. — Joh. v. Angern 2 Faß Oel und 3 Tonnen Seife: 100 ℔. — Joh. Burtehude, Andreas Gherendes und Johann Bernſtede, jeder 2 Faß Oel: à 78 ℔. — Tymen Bremens 1 Packen mit 70 Stück Norderwykſcher Laken aus England und 1 Terlingh von 26 Tüchern von Alten: 772 ℔ 8 ß. — Lübecker Tode, Hermann Bunſtorp, jeder 2 Faß Oel: à 80 ℔. — Heinrich Gismann 11 Tonnen Seife: 90 ℔. — Ludekin Richſtede 1 Terlingh Tucher von Aremund: 225 ℔ 12 ß. — Wilhelm Holthuſen 1 Tonne Datteln, 25 Pfund Paradieskörner und 1 Faß Reis: 106 ℔ 8 ß. — Johann Bulder 1 Faß mit Grunſpan (vinspars) und 1 Tonne mit 60 Pfund Theriak nebſt andern Apothekerwaaren: 50 ℔.

Dieſes Schiff, das unſere alte Chronik aus jenen Tagen ein reichbeladenes nennt, obgleich es nach Aufzählung obiger Summen nur 4161 ℔ 4 ß an Waarenwerth mit ſich führte — wurde vom Sturme verſchlagen, hierauf an die Küſte des Landes Wurſten getrieben, und war kaum geſtrandet, als auch ſchon die habſüchtigen Wurſtmänner darüber herfielen, es plünderten und die Mannſchaft wie Kannibalen behandelten. — Die Hamburger reklamirten ihr Gut, wurden aber mit Hohn abgewieſen, und ehe die Beſchädigten zu den Waffen griffen, wollten ſie es erſt mit einer Klage verſuchen, weshalb ſie ſich an den Papſt Johann XXIII. wandten, der denn auch die Beſchwerde ſo gerecht fand, daß er die Plünderer mit dem Kirchenbann belegte, deſſen Vollſtreckung den Aebten zu Reinfeld und zu St. Lebuin in Deventer und dem Dechanten zu St. Andreas in Verden auftrug.

Der Abt Friedrich zu Reinfeld ließ ſich den Auftrag beſonders angelegen ſein; er befahl, eine Vorladung der Beklagten an die Kirchenthüren zu Hamburg, Bremen, Stade und ſonſt andern Orten anzuſchlagen, damit ſie ſich wegen Beſchuldigung des Strandraubes vertheidigen möchten; im Nichterſcheinungsfalle aber ſollten ſie als der Schuld überwieſen betrachtet und der Kirchenbann in aller Strenge über ſie ausgeſprochen und vollzogen werden. — Da die Geladenen nicht erſchienen, ſo erfolgte am 30. März 1444 der gedachte Bannfluch, laut welchem der Geiſtlichkeit zu Bonn, Münſter, und Verden, ſo wie auch dem Probſte im Lande Hadeln und Wurſten und den ihm untergeordneten Kirchſprengeln anbefohlen wurde, in ihren Kirchen, Klöſtern und Kapellen an Sonn- und Feſttagen, zur Zeit, da dieſelben am gefülleſten wären, die Altarkerzen anzuzünden, dann wieder zu löſchen und auf die Erde zu werfen, darauf aber das Wehe über die Geächteten mit lauter Stimme auszurufen, ſie als ausgeſchloſſen von der kirchlichen Gemeinſchaft zu bezeichnen und alle Gläubigen zu ermahnen, ſie mit Abſcheu zu betrachten und gleich Ausſätzigen oder Peſtkranken zu

meiden. — Da diese Maßregel, obwohl streng ausgeführt, der Absicht nicht entsprach, so ward der Bannfluch erneuert und dahin geschärft, daß an den heiligen Tagen bei erhöhtem Kreuz und unter Glockengeläute das Auslöschen und Niederwerfen der Kerzen wiederholt, und unter dem Gebet: „es möge Christus die Verworfenen in den Schoos der Kirche zurückführen und nicht in Verstockung ihres Gemüths sterben lassen", die Namen der in den Bann gethanen laut abgelesen und an den Pforten der Gotteshäuser sollten angeschlagen werden. Nebenbei sollten die Geistlichen, in vollem Ornat, Weihwasser sprengen zur Vertreibung des Teufels, der die Verstockten umstrickt; auch unter Absingung von Bußpsalmen, zu einem Zeichen des alten Fluchs, mit welchem Gott vordem die Rotten Korah, Dathan und Abiran belegt, bevor sie von der Erde verschlungen wurden, — drei Steine gegen das Land Wursten und dessen Häuser geworfen, schließlich aber bei jeder Predigt oder Messe die Gemeinde öffentlich vor den Uebelthätern gewarnt, und die Gemeinschaft mit ihnen untersagt werden. — Aber auch dieser Bann blieb ohne alle Wirkung, und ebenso ein noch verstärkter, nach welchem alle die, welche die Gemeinschaft mit den Strandräubern nicht aufgeben würden, ebenfalls ihre Namen als mit dem Bannfluch belegt, öffentlich hören und lesen sollten. — Die heiligen Herren Sündenkrämer und ihre geistlichen Flausen mußten also schon sehr an Respekt bei den Wurstlemen verloren haben, und dieser Trotz brachte sie so sehr in Harnisch, daß sie, zum äußersten schreitend, am 29. Juli 1446 das ganze Land Wursten mit dem Interdict belegten, in Folge dessen alle geistliche Handlungen, ausgenommen die Taufe und das Abendmahl für Kranke, aufgehoben waren. Die Kirchen blieben geschlossen, Ehen wurden nicht eingesegnet, und die gestorbenen Bannbelegten auf keiner geweihten Stätte begraben. — Wunderbar genug kehrte das Volk sich auch hieran nicht, und schien sein Strandgut höher zu achten, als all' die Ceremonien der Kirche, und erst später, im Jahr 1451,

wurde durch gütlichen Vertrag zwischen Hamburg und den Wurstleuten der Streit beendet und in einer Zusammenkunft die Bestätigung (Bevestinghe) der früheren Beschlüsse (Tohoresate) geordnet und mit einigen neuen Klauseln „van Schipbroeke vnd gestrandeten edder Seedrifftigen Ghudern" vervollständigt. Der Erzbischof Heinrich von Bremen befahl auch allen Voigten seines Stifts, gegen Hamburger und Lübecker überall kein Strandrecht zu üben, sondern gegen billigen Berglohn den Verunglückten bei Rettung ihrer Güter hülfreiche Hand zu leisten, bei Strafe seines kirchlichen Zorns. Ja auf Ansuchen der Hamburger erließ sogar der Kaiser Sigismund einen ausdrücklichen Befehl in gleichem Sinne, und alles dieses vereint bezeugt uns, wie von jeher Hamburg in Gunst und Ansehn der Großen der Erde gestanden und ein Jeder bemüht war, den Kaufleuten in Betreibung ihres Handels gefällig zu sein.

Wir kehren von diesem Streifzuge nunmehr wieder zu König Erich zurück, dessen Regierungsmaximen einen zu großen Einfluß auf Hamburgs Wohl und Wehe ausübte. Erich war einer von denen, bei dem der Mensch nicht recht zum Durchbruch gekommen, und die deshalb mit thierischem Eigensinn ihren Launen und Eindrücken folgen und — was einem König ja meist am leichtesten wird — keinen andern Herrn als ihren Willen über sich erkennen, für den Einfluß der Vernunft aber unempfänglich, für den Rath Wohlmeinender blind und verschlossen sind, ja ihn dadurch von vorne herein abwehren. — Erich betrachtete sein Volk wie eine Milchkuh, und gebrauchte den allezeit willigen Adel dazu, jenem den letzten Tropfen auszupressen, um seinen thörichten Lüsten nachgehen und vor allem seiner Kriegswuth fröhnen zu können. Nicht ängstlich in der Wahl der Mittel griff er auch zu den verderblichsten, und ließ z. B. so gehaltlose Münzen prägen, daß das Ausland, namentlich Hamburg, dieselben entgegen zu nehmen mit Recht sich weigerte. Erich war von Geburt ein Pommer und in gewohnter

Verblendung seichter Köpfe wußte er die Vorliebe für sein Geburtsland vor seinem zweiten Vaterlande so wenig zu verbergen, daß er sich nicht enthielt, die höchsten Staatsämter mit seinen Landsleuten, namentlich in Schweden, zu besetzen, und dadurch einen unauslöschlichen Keim des Hasses gegen sich in die Gemüther der Unterthanen zu pflanzen. Auch die Begünstigung der habsüchtigen und sittenlosen Klerisei gehörte zu seinen ihn verachtet machenden Schwächen. Hierzu kam noch der Umstand, daß ein großes, ihm weit überlegenes Weib den Thron mit ihm theilte, die es verstand, die Gemüther des Volkes durch alle Tugenden, die eine Königin zieren können, zu gewinnen. Philippe war nicht nur verständig und voll sanfter Gemüthlichkeit, sie war auch tapfer, und führte nicht selten den Degen an der Spitze von sie vergötternden Kriegsschaaren. Von allem Volke wußte nur der täppische Erich ihre Vorzüge nicht zu würdigen, und Beispiele der empörendsten Behandlung hat uns die Geschichte zum Belege aufbewahrt. Einst auf einem Kriegszuge gegen die Hansen hatte Philippe bei Stralsund das Unglück, zu unterliegen. Erich überließ sich bei empfangener Nachricht davon dem brutalsten Zorn, und kaum war die unglückliche Fürstin nach Stockholm zurückgekehrt, als er in Gegenwart des versammelten Hofes die pöbelhaftesten Vorwürfe gegen sie losließ, ja sie sogar so thätlich mit Stockprügeln mißhandelte, daß eine Fehlgeburt die Folge davon war, die den elenden König um einen legitimen Thronerben brachte. Die Königin begrub ihre Schmach und ihren Kummer in den Mauern des Klosters Wadstein, wo sie nicht lange darauf, beweint von ihrem ganzen Volke, den Geist aushauchte, den zu besitzen der gekrönte pommerische Ochse nicht würdig war, der sich nicht viel darum grämte, zwei seinem Herzen am nächsten stehende menschliche Wesen gemordet zu haben, da er nun um so ungehinderter mit seiner Concubine Cäcilie, der schandvollen Geißel seiner Unterthanen, buhlen konnte. — Die rächende Nemesis ließ indessen nicht lange

auf ſich warten. — Drohende Wolken eines herannahenden Sturms von Seiten ſeiner unzufriedenen Völker machten ihn geneigt, dem Friedensvorſchlage der Städte in eben dieſem Jahre, 1432, ſich willig zu zeigen, und vorläufig einen Waffenſtillſtand abzuſchließen, dem dann drei Jahre ſpäter, am 15. Juli, ein Frieden mit Schleswig, und am 17. Juli mit Lübeck, Hamburg, Wismar und Lüneburg folgte. Die demſelben zum Grunde liegenden Verträge ſprachen dem letzten Grafen Adolph v. Holſtein VIII. den unabhängigen Beſitz Schleswigs für Lebenszeit und den Erben bis zwei Jahr nach ſeinem Tode zu. Die Städte erlangten nach langen Verationen endlich Erlaß der fruher von ihm verlangten Kriegs-Entſchädigung, auch Beſtätigung ihrer Handelsprivilegien und Vorrechte, doch ſollten die üblichen Zölle bleiben und bis zu hergeſtelltem guten Vernehmen mit den aufrühreriſchen Schweden aller Verkehr mit dieſen unterſagt ſein. Merkwürdig war es, daß ſich in der Zeit des achtjährigen Krieges das koſtbare Produkt der Seeküſte von Schweden, die Heeringe, von hier — vielleicht durch die Beunruhigung des Kriegsgetümmels — völlig fort- und nach der flandriſchen und ſchottländiſchen Küſte gezogen hatten, wodurch den Städten unvermuthet ein unerſetzlicher Schaden an ihrem Erwerbe zugefügt wurde. Ein anderes Unheil, das wohl geeignet war, auch den Städten eine friedlichere Zeit wunſchenswerth zu machen, war die verheerende Peſt, die ſowohl Hamburg als Lübeck einen großen Theil der Einwohner im Laufe dieſer Zeit ins Grab gelegt hatte, und mit allen Schrecken des unſichtbaren, aber heutegierigen Feindes in den engen Gaſſen der Städte mordete.

Daß dieſe, und namentlich Hamburg, aus allen ſolchen tödtlichen Wirren mit Ehren und Anſehn hervorging, und die Bewunderung der Zeitgenoſſen ſich errang, darf man aus manchen Zugeſtändniſſen ſchließen, worunter vor allem zu nennen die vom Kaiſer Sigismund ertheilte Erlaubniß,

von nun an auch außer dem Silbergelde, Goldmünzen zu prägen, und solche, mit Kreuz und Reichsapfel, den Namen des jedesmaligen Kaisers und der Unterschrift: Moneta nova Hamburgensis (Hamburger neue Münze) zu schmücken. — Die Anerkennung dieses Kaisers hatte sich schon etwas früher auf eine ausgezeichnete Art bestätigt, indem er aus Ollmutz, datirt vom St. Georges-Tage, die Stadt mit einem Freibriefe beschenkte, der, ganz ungewöhnlich, in Fragesätzen abgetheilt, seinem Inhalte nach Hamburg wie einen Liebling behandelte. Der Brief enthielt folgende Fragen nebst Antworten:

1) So E. E. Rath und die Gemeinde der Stadt Hamburg gegen Jemand muß gerichtlich besprochen werden, wo und vor wem soll solches geschehen? Antwort: Vor des Kaisers Majestät.

2) So nun Bürger gegen Bürger, und Feinde wider die Stadt Hamburg sollten zu klagen haben, wer soll ihr Richter sein? Antwort: Im ersten Falle des Kaisers Majestät und E. E. Rath zu Hamburg. Im andern Falle aber des Kaisers Majestät allein.

3) So E. E. Rath zu Hamburg die Justiz nicht gerecht und ohne Verzug sollte handhaben, wer hat daruber zu erkennen, zu reformiren und zu syndiciren? Antwort: Nur des Kaisers Majestät.

4) Wenn nun des Kaisers Majestät Grund sollte finden, sich uber Stadt und Gemeinde zu Hamburg zu beschweren, wo und vor welchem Gericht hat die Stadt und Gemeinde dann zu stehen und sich zu verantworten? Antwort: Vor Kaiser und Reich.

Einer dieser Fälle traf nicht lange darnach, im Jahre 1439 ein, als die Herzöge von Lüneburg eine Beschwerde gegen Hamburg hatten, weil diese den Lüneburgern laut Privilegium nicht gestatten wollten, zollfrei die Süderelbe zu passiren, und deshalb beim Kaiser Albrecht II. von Oesterreich Klage führten. Der Kaiser ließ sich von den

Stadt-Abgeordneten die kaiserlichen Freiheitsbriefe vorlegen, bestätigte alle, und vermehrte dieselben dahin, daß jeder, der solchen kaiserlichen Briefen würde gewaltsam zuwider handeln und die kaiserliche freie Reichsstadt anfeinden, solle in eine Strafe von 25 Mark löthigen Goldes verfallen. Worauf sich dann die lüneburger Herzöge bereitwillig fugten, und die Gerechtsame der Stadt als Reichsfürsten willigst anerkannten. — Man sieht also, mit welchem Rechte der kaiserliche Doppeladler Hamburgs drei Thurme im Wappen umflattert.

Neben solcher Anerkennung darf man sich jedoch nicht verhehlen, daß das Unausbleibliche geschah und das Auge der kleinen deutschen Reichsfürsten mit Grauen auf ein Bündniß freier Städte blickte, dessen umsichtige Thätigkeit nicht nur den Kern von Völker und Staaten, das Geld, in Masse zu erwerben und in seinen Mauern anzuhäufen verstand, sondern der auch von diesen Schätzen einen so Aufsehn erregenden Gebrauch machte, und so siegreiche Kämpfe gegen Monarchen führte, wodurch ein den Fürsten verderblicher Sinn der Unabhängigkeit über andere Staaten verbreitet werden konnte, und der daher dem monarchischen Prinzip nur zu verderblich zu werden drohte. So denn stellten sich unverkennbare Tendenzen der Unterdrückung und möglichen Vernichtung des Städtebundes bei den hohen, sogenannten Herren von Gottes Gnaden heraus, und wir werden im Verfolge der Geschichte sehen, in wie weit solche Tendenzen sich endlich verwirklichten.

Das Schwert, welches so lange schon an einem Haar über Erich's Haupt geschwebt, riß endlich. Die Schweden kündigten ihm den Gehorsam auf, und, ermuthigt durch dieses Beispiel, folgten auch die Dänen. Mit dem Jahre 1438 war Erich's Glücksrad abgelaufen. Die feigen Könige sind nur im Glücke stolz, so wie der Wind sich wendet, steigen sie herab von ihrem Sessel und räumen das Feld. Auch Erich X. zahlte bei dem ersten Aufstande seines Volkes Fersengeld, ging erst nach Gothland, und da es ihm auch

hier nicht ſicher dünkte, nach ſeiner Heimath Pommern zurück, wo er, ganz die gemeine Natur verrathend, gemeinſchaftliche Sache mit einigen Vitalienbrüdern machte und ein Seeräuber wurde, bis ihm erſt ſpät, 1459, der Tod die letzte Rechnung machte. Er ſtarb zu Rugenwalde, von den Lebendigen vergeſſen, und wie die Geſchichte ſagt: „er führte ein ſchandvoll Leben.“

Sobald der König aus ſeinem Reiche verjagt war, erwählten die vereinigten Reiche einen Reichsrath, während deſſen Regierung man ſich berieth und dann den Pfalzgrafen von Baiern, Chriſtoph, erſt zum Reichsverweſer und dann zum König der drei Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen berief. Dieſer Chriſtoph war den Städten um ihrer Macht willen gänzlich nicht hold, dennoch konnte oder mochte er ſich aus Politik der Beſtätigung einiger ihrer Privilegien nicht erwehren, und gedachte nur im Stillen, wie er allmälich ihre Macht ſchwächen und ſie unſchädlich machen möchte, doch legte ihm der Tod einen Zaum an, er ſtarb ſchon 1448.

Leider hatte die Hanſa im Laufe der letzten kriegeriſchen Jahre manche ihrer kaufmänniſchen Freiheiten eingebüßt, und vor allem ſchmerzlich wurde dieſes in Beziehung zu England und den Niederlanden empfunden. Um ſolche Schaden an ihrem Handel möglichſt zu repariren, glaubte man nichts beſſeres thun zu können, als ſich in Verbindung mit dem Großmeiſter des deutſchen Ordens in Preußen zu ſetzen, deſſen Einfluß in England man kannte, und in der That wurde dieſe ſo wie anderweitige Bemühung mit dem beſten Erfolge gekrönt. König Heinrich V. von England gab den Hamburgern im Jahre 1437 alle frühern Rechte zurück, auch mit den Niederlanden kam ein ſehr günſtiger Vergleich zu Stande, und nur mit Dänemark und Schweden wollte es ſich ſo leicht nicht fügen. — Nach König Chriſtoph's Tode erwählte Schweden den Karl Knuthſen zum König, die Dänen aber trugen ihre Krone

dem Herzog Adolph VIII. von Schleswig an, doch schlug dieser die Ehre aus und empfahl statt seiner den Grafen Christian von Oldenburg und Delmenhorst, seiner Schwester Sohn, welchem Rath man denn auch folgte, und unter dieses Königs Christian I. Regierung erreichten die Hamburger ihre Absicht hinsichtlich der Privilegien, wie denn auch die unter Waldemar V. verfügte Belehnung Adolphs mit dem Herzogthum Schleswig als unveräußerliches Recht bestätigt wurde.

Von diesem Zeitpunkt an sehen wir nun das Städtebündniß in seinen Grundvesten immer mehr und mehr wanken und Uneinigkeit und Verdrießlichkeit zunehmen. — Anno 1441 und 1442 wurden zwei Hansetage zu Lübeck und Rostock gehalten, wo man vor allem ernstlich über Hamburgs Eigenmächtigkeit klagte, daß man nämlich bei Neuwerk von geborgenem Strandgute den Drittheil für Berglohn nahm, und man legte der Stadt auf, sich mit solch billigem Abkommen für Arbeit zu begnügen, als es ihr im Jahre 1404 von den Städten zugestanden war, nämlich den 20sten Pfenning, also 5 Procent vom gestrandeten Gute. Nun war aber auch bei jenem Vertrag zugleich verclausulirt, daß alles über eine gewisse Distance von der Küste hinaus, oder wie sich die damalige Sprache ausdrückt: „buuten Revers un buuten Haven," gerettete Gut, der gefahrvollen Arbeit halber, mit einem Drittheil des Berggutes sollte vergolten werden; es war aber eben diese Ausnahme, die man nach und nach zur festen Norm gemacht, und man kann Hamburg nicht von dem Schatten freisprechen, daß es sich keineswegs schon der ersten Mahnung zum Rechte fügte, sondern, wie gesagt, im nächsten Jahre eine zweite Erinnerung hinnehmen mußte, ohne daß wir erfahren, ob diese wirksamer gewesen. Wir brauchen nicht hinzuzufügen, daß dergleichen Eingriffe in die Rechte der eigenen Familie nur böses Blut setzen konnte, und schon an sich einen Beweis

liefert, daß der Gemeinsinn zu ersterben und jeder vor seiner eignen Thür zu fegen anfing. So sehen wir unter andern auch, daß Cölln sich in England Separat-Vorrechte zu erwerben wußte, und eine andere hierher gehörende Begebenheit ist der schon erwähnte Streit mit den Vitaliern in Friesland, mit denen, wegen verweigerter Geldunterstützung der übrigen Städte, Hamburg auf eigne Hand sich abfand, und nur Schutz der eignen Flagge sich ausbedung. Auch die, nach Theilung der Reiche, zwischen Schweden und Dänemark ausgebrochenen Fehden wurden von den Städten, je nach den eignen Interessen, ausgebeutet, und bald dieser, bald jener Partei Hülfe und Beistand gewährt, je nachdem die Aussicht auf größeren oder geringeren Lohn sich in Aussicht stellte. — So ging das nun immer fort. Erschütternde Weltbegebenheiten machten die Blicke mehr ins Weite schweifen und von dem engen Kreise des heimathlichen Heerdes abziehen; dahin gehört die Eroberung von Constantinopel durch die Osmanen, und in Folge dessen die Zerstörung des griechischen Kaiserthums im Jahre 1445, die allgemeine Trauer über die Christenheit verbreitete. Mehr aber noch wie dieses die Entdeckung von Amerika, die den praktischen Blick der Kaufmannschaft über den Ocean hinaus lenkte, wo neue Quellen des Reichthums jedem Einzelnen sich lockend aufthaten, und den angebornen Neid im Wettlauf darnach unter den Kaufleuten erweckte. Im Jahre 1447 nahm der Geist des Zerwürfnisses zuerst eine unverkennbare drohende Gestalt an, indem auf einem zu Lübeck abgehaltenen Hansetage, auf welchem Hamburg von den Burgermeistern Köting und Bremer nebst dem Secretarius Borgers vertreten war — der Städtebund sich in vier Districte abtheilte, deren ersterer Lubeck, der zweite Hamburg, der dritte Braunschweig und Magdeburg und der vierte Münster, Rimwegen, Dewenter, Wesel und Paterborn vorgesetzt sein sollte. Es wurden auch alle verschiedenen Recesse zu einem einigen

zusammengezogen, und neue Eintracht verabredet, um sie nicht zu halten.

Es fielen auch bis um diese Zeit mancherlei Irrungen und Zerwürfnisse zwischen Rath und Bürgerschaft in Hamburg vor, wovon schon Einiges früherhin erwähnt worden. Das Mißtrauen der Bürger gegen den Rath und die Unzufriedenheit mit manchen seiner Anordnungen verschleppte sich bis in das Jahr 1458, wo solch Zerwürfniß durch den sogenannten zweiten Receß geheilt wurde. Die bedeutendsten Punkte dieses neuen Gesetzes waren folgende:

1) Es soll hinfort Niemand, er möge sein: Bürgermeister, Rathmann, Bürger oder Einwohner, um irgend einer Missethat willen aus der Stadt verwiesen werden, noch solche verschwören dürfen; wer in der Stadt gesündigt hat, soll hier nach dem Rechte seinen Lohn empfangen.

2) Burgerkinder sind nicht gehalten, sich in die Verlassenschaft ihrer Eltern einzuzeugen.

3) In den Bierhäusern soll kein Spiel getrieben werden.

4) Ein Knecht oder Diener soll bei harter Strafe seines Herrn Gut nicht anbrechen.

5) Denen Aemtern sollen ihre Rechte und Rollen, wie auch Befugnisse gegen Bönhasen zugesichert sein.

6) Jeder ehrliche Mann darf Gewandschneider werden.

7) Fremde dursen nicht miteinander handeln, bevor sie drei Tage zu Markte gestanden.

8) Alles wohlerworbene Gut kann der Besitzer in Gegenwart zweier Rathmänner vermachen, wem er will.

9) Die Matten- (Mehlzins) Knechte sollen sich nicht bestechen lassen.

10) Wer vor Gericht nicht reden kann, mag einen Bürger zum Fürsprecher wählen, ohne Zahlung.

11) So einem sein Haus brennt und macht keinen Lärm, derselbe soll hart gestraft werden.

12) Korn zu verfahren, soll verboten sein.

13) Vor 11 Uhr darf kein Vorhöker kaufen.

14) So der Rath bewehrte Mannschaft fordert, soll er an einem Ende der Stadt anfangen und so Nachbar an Nachbar auffordern; wo das Aufgebot aufhört, soll bei dem nächsten Bedarf wiederum angefangen werden.

15) Wer an einem heiligen Abend später denn bis Mitternacht arbeitet, büßt 10 Schilling.

16) Eine Kleider-Ordnung soll abgefaßt werden.

17) Es wollen sich die Bürger nach diesem nicht anders versammeln, es sei denn, daß der Stadt Gefahr oder Verderb davon abhinge, alsdann sollen die Aeltesten aus jedwedem Kirchspiel zusammentreten und solches dem Rathe vortragen.

Aus diesen Verbesserungen der bürgerlichen Ordnung geht so ziemlich hervor, wie es in dem kleinen Staate zugegangen. — Was nun die darin berührte Kleidertracht betrifft, so findet man, daß schon damals die Mode eine Tyrannin, und zwar eine der allerersten auf der Welt war. Zum Beweise führen wir hier nur an, daß die Spitzen der Schuhe, je nach Rang und Stand, 1½ bis 2½ Fuß lang waren. Damen trugen sogenannte genestelte, d. i. vorn durchbrochene Schuhe, die das Anschauen der mit goldenen Ringen besteckten Zehen gestatteten. An Gürteln, Bändern und Schnüren trugen die eiteln Weiber silberne Glöckchen zum großen Verdruß der Nichtweltlichgesinnten, von denen einer in einem Buche sich mit den Worten darüber moquirt, sie machten: „schur, schur, schur, klingelingeling!“ Es wurde auch namentlich den hamburger Frauen verboten, Pantoffeln zu tragen, die mit Schnüren und Franzen, und Müffe, die mit Perlen gestickt waren. — Es findet sich unter den Documenten aus jener Zeit ein Vertrag von 1479 zwischen dem Rath eines Theils und Cord Baßmer, Canonicus an St. Marien Magdalenen, andern Theils, wegen einen goldenen „Hoyk“ und andern verbotenen Zierrathen, die dessen Magd getragen, und wofür beide in Strafe genommen wurden. — Die Dienstmägde verleugneten

also schon dazumal ihr Geschlecht nicht, und es existirt ein Gesetz, daß sie und auch namentlich die Ammen keine Säume in den Schürzen, noch fremde Kragen tragen sollten, bei Strafe des Abnehmens von solchen ärgerlichen Neuerungen. Frauen verbot das Gesetz, Leichenzügen zu folgen, indem ihre Haushalte dadurch vernachlässigt, auch die Kleider bei schlechtem Wetter übel zugerichtet würden. — Junge Männer und Gesellen sollten weder güldene noch silberne Knöpfe an den Hosenbändern tragen, so auch Kinderhüte nicht mit dergleichen Schnüren geschmückt sein. — Kaum waren die langen Schube aus der Mode gekommen, als die viel angefochtenen Pluderhosen sich Bahn brachen, zu deren jeder bei 40 Ellen Laken allein zum Oberzeug gebraucht wurden; sie reichten von der Wade bis über die Knie; das Oberzeug schlitzte man rund umher in der Länge und Quere, und fullte die Spalten mit einem seidenen Futter, weshalb man in Allem bei 130 Ellen Zeug zu solch einem Monstrum von Beinkleid gebrauchte. — Geistliche und weltliche Obrigkeit zogen gegen diese niederländische Tracht zu Felde. Andreas Muskulus, ein Pfaff in Frankfurt a. d. O., ließ einen eigenen Sermon dagegen los, den er unter dem Titel: „Vom zerluderten, zucht- und ehrverpesteten, pludrichten Hosenteufel Vermahnung und Warnung," worin er sich schier wundert, daß die Sonne noch über solche Pluderhosenwirthschaft aufgehe, daß die Erde noch Früchte trage, und daß der liebe Gott nicht schon längst mit dem jüngsten Tage drein geschlagen, und diese abscheulichen Hosen von der Erde verschlungen habe.

Die Irrungen zwischen Rath und Bürgerschaft waren übrigens durch obigen Receß nur für wenige Jahre ausgeglichen, und wir werden nicht bald nach diesem sehen, warum und wodurch die Unzufriedenheit sich neuerdings entspann. — Uebrigens nahm Hamburg an Bevölkerung, vorzüglich durch Einwandernde, die ihr Glück zu machen gedachten und sich nicht täuschten, in auffallendem Maaße zu, wodurch der

Rath ſich veranlaßt fand, vom Kaiſer Friedrich III. die Erlaubniß auszuwirken, daß Fremde, wenn ſie 20 Jahre hier gelebt hätten, von ihrem angebornen Landesherrn nicht mehr in Anſpruch genommen werden könnten.

Wir ſchalten hier, als außerpolitiſche hamburgiſche Merkwürdigkeiten, verſchiedener Zeitpunkte, dieſes und des vorigen Jahrhunderts, folgendes flüchtig ein: Im Jahre 1367 entſtand durch Mißwachs eine ſo außerordentliche Theurung der Lebensmittel, daß viele arme Leute den Hungertod ſtarben, worauf denn gleich nachher wiederum durch geſegnete Jahre und gute Vorkehrung des Staats, eine ſo wohlfeile Zeit eintrat, daß der Scheffel Roggen 9, und ein Pfund Butter 3 Pfennige gekoſtet haben ſoll. — Es wurde aber nun auch die lange Faſtenzeit ſo fleißig wieder eingebracht, daß eine eben eintretende Peſtilenz bei den Unmäßigen eine reiche Erndte machte. — Ein anderes Unheil führte die Natur im Jahre 1402 über die Bewohner Hamburgs und der Umgegend daher; indem vom 12. Febr. bis 17. Septbr. kein Tag ohne Regen vorüber ging, was ſich, faſt noch ſchlimmer, 9 Jahr ſpäter wiederholte, indem in dieſem Jahre auch entſetzliche Stürme hauſeten, die am 7. Nov. zu einem Orkan übertraten, der verſchiedene Deichbruche veranlaßte, ſo daß durch Ueberſchwemmung 30000 Menſchen und eine unzählige Menge Vieh an den Elbufern ihren Tod in den Wellen fanden; ein Unheil, daß ſich 1470 wiederholte. — 1462, am Abend vor Maria Reinigung, wurde die Stadt von einer Feuersbrunſt am Fiſchmarkt und der kleinen Beckerſtraße heimgeſucht, wodurch 30 Häuſen in Aſche gelegt wurden, und der Domsthurm ſehr in Gefahr gerieth, indem ſeine damalige Bleibedeckung ſchmolz und herabträufte. — Zwei Jahre ſpäter legte Hungersnoth und theure Zeit wiederum viele tauſend Menſchen binnen wenigen Wochen ins Grab. — 1468 hatten 16 Schilling $1^1/_{12}$ Loth an Gewicht; ein rheiniſcher Gulden koſtete 24 und ein lübſcher Gulden 32 Schilling. Man fing 1691 an, nach Thalern zu rechnen, und prägte

ſtatt Gulden Thalerſtücke, die 4 Loth wogen, und folglich nach jetziger Rechnung 4 ℔ werth waren, aus. — 1474 ſtanden um Faſtnacht alle Bäume in Laub, und 1494 gar blühten die Obſt-Bäume ſchon im Januar, im Mai pflückte man reife Früchte; 1506 fuhr man um Johannis das Korn ein. — Eine beiſpiellos wohlfeile Zeit erinnert man um's Jahr 1478, denn ein Paar Maſtochſen koſtete 24, eine fette Kuh 10, eine Tonne Butter 3, eine Laſt Malz 2 und eine Elle feines engliſches Tuch 8 Schilling.

Im Jahre 1459, am 10. December, wurde Adolph VIII., der letzte Furſt aus der directen Linie des Hauſes Schauenburg — ein des edlen Stammes würdiger Fürſt — zu ſeinen Vätern verſammelt, und wiewohl ein Seitenverwandter, der Graf Otto von Holſtein-Pinneberg, gerechte Anſprüche auf die Herrſchaft Schleswig machte, wurde dennoch wichtiges Bedenken hiegegen erhoben. Die Ritterſchaft befürchtete nicht ohne Grund einen blutigen Erbfolgekrieg, und es wurde deßhalb, zum Auffinden irgend eines Ausweges, ſofort ein Landtag verabredet und zu Rendsburg gehalten, zu dem auch Hamburg und Lübeck eingeladen waren, die aber nach reiflicher Ueberlegung beſchloſſen, ſich zur Erhaltung ihrer republikaniſchen Reinheit, nicht in monarchiſche Wahlakte zu mengen, woraus mögliche Abhängigkeits-Folgerungen gemacht werden könnten, und ließen ſie ſomit den Landtag zu Rendsburg unbeſchickt. — Es ſtanden aber die Verhältniſſe ſo: das Schleswig, als däniſches Lehen, nach Adolphs Abſcheiden der Krone Dänemark rechtlich wieder zufallen mußte; Holſtein und Stormarn aber, als deutſches Lehen, ſtand viel ehr dem Grafen Otto zu. Dennoch erkannte man es für das Wohl der Länder vortheilhafter, der däniſchen Krone anzugehören, worauf denn auch ſofort die Unterhandlungen hingeleitet wurden; und da es König Chriſtian I. — in Geldangelegenheit ein ſehr liberaler Herr — auf eine gute Summe nicht ankam, ſo ließen ſich die Grafen Otto und Gerhard ihre Anſprüche

gutwillig abkaufen, und Christian von Dänemark wurde im Jahre 1460, auf dem Landtage zu Ripen, von den versammelten Ständen zum Oberherrn von Holstein erwählt; jedoch hatten sich die Abgeordneten vom Könige ausdrücklich verbriefen lassen: daß er keineswegs durch erbliche Berechtigung, sondern lediglich aus Gunst, welche die holsteinischen Stände für seine Person gehegt, freiwillig erwählt worden sei.

Dieses Ereigniß war natürlich für Hamburg von großer Erheblichkeit. Nicht zu läugnen war, daß die Stadt an seinen Fäden immer noch mit dem Hause Schauenburg zusammenhing, so lange ein directer Nachkomme des ersten Adolph am Leben war, und es kam nun darauf an, ob nach dem Zerreißen dieser Fäden durch den Tod Adolph VIII., die Erben seiner Länder, dieselben wieder anzuknüpfen gedenken, und Hamburg als in dem Erbtheile begriffen betrachten würden. — Die heilige Scheu vor Hamburgs Macht und Größe, die man im eignen Interesse nicht unsanft zu berühren wagte, und die Anerkennung seiner freiheitlichen Rechte, schien auch in den Tagen jenes Wahlaktes bei Christian durchaus in nichts geschmälert zu sein, da er noch in demselben Jahre, 1460, eine Erklärung dahin abgab: daß er und auch seine Landstände keine andere Münze in Schleswig und Holstein für gültig und zulässig erkennen wollten, als die in Hamburg und Lübeck gang und gebe, auch unter denen, beim Wahlakt namentlich aufgeführten Städten Holsteins, Hamburg nicht mit genannt war; um so mehr aber mußte es darum der guten Stadt befremden, als sich in der Heiligendreikönigs-Woche 1461 König Christian in Hamburg persönlich einfand, um das, was er von mehreren Städten Holsteins erbeten und erlangt hatte, nun sich auch von Hamburgs Rath und Bürgerschaft zu erbitten und förmlichst als Graf von Holstein und Stormarn huldigen zu lassen, — auf daß er von der guten Stadt Treue und Ergebenheit eine um so sichere und bessere Bürgschaft

habe. — Diesmal hatte aber der gute Christian die Rechnung ohne den Wirth gemacht; er mußte die Hamburger schlecht kennen, daß er glaubte, so wohlfeilen Kaufs ihnen auch nur ein Tüttel ihrer theuererworbenen Unabhängigkeit zu rauben. Artig und freundlich kam man dem hohen Herrn Nachbar entgegen, der ganze Rath holte ihn mit Gepränge ein und ordnete dann 40 erwählte Burger ab, ihm der Stadt Freundschaft und Achtung zu versichern, was aber die Huldigung anbeträfe, ihm eine andere Meinung beizubringen, und die Sache überhaupt gütlich mit ihm zu verhandeln. Der König nebst seinem Gefolge, worunter auch der Erzbischof von Lubeck, erschien am Mittwoch darauf in Person auf dem Rathhause und dieser Geistliche eröffnete den Hamburgern das Begehren hinsichtlich erwünschter Huldigung und Eidesleistung. Man erklärte indeß ziemlich unumwunden, daß man von dem Gewünschten schon aus Herkommen nichts gewähren könne, da dergleichen nie und Keinem gewährt worden, auch einer kaiserlich deutschen Stadt so etwas nicht zugemuthet werden könne. Detlef Bremer, einer der anwesenden Bürgermeister, erklärte jedoch, als Organ der Burger, daß man nicht aus Unterthänigkeit, sondern lediglich als Glied des Hansebundes und zu des Königs Beruhigung und Sicherheit, versprechen wolle, keinen andern Herrn von Holstein anzuerkennen, sofern man ihnen ihre früheren Gerechtsame in Dänemark wieder herzustellen sich geneigt finde, und sie überhaupt bei ihrem Rechte zu schützen verspreche. Hiermit aber zeigte sich der König keineswegs befriedigt, sondern begehrte den wirklichen Treueschwur, wie andere Landstände und Städte solchen geleistet. Darauf erhob sich Bürgermeister Bremer auf's Neue sehr ernst: und gab dem Könige zu bedenken, wie Hamburg unter Kaiser Ludwig dem Frommen zu einer kaiserlichen Reichsstadt wäre erhoben worden, auch später, als die Grafen von Schauenburg mit Holstein belehnt worden, diese Stadt nie als in der Lehnsgabe begriffen genannt

worden sei; ferner, daß sie auch in neuester Zeit, bei dem Waklakt zu Ripen, nicht als zu dem holsteinischen Lande gehörig betrachtet und genannt worden sei; dennoch wolle man sich getreulich als gute Nachbaren zu Sr. Majestät halten, falls man königlicher Freundschaft versichert wäre, und er etliche Handelsrechte in Schleswig zu ertheilen die Gnade haben wolle.

Als Christian sah, daß er bei den willensfräftigen Bürgern nichts werde ausrichten können, gab er nach, versprach der Stadt Wünsche zu erfüllen, und es wurde auf sein Begehr das gegenseitige Abkommen mit einem derben, deutschen Handschlage besiegelt, worauf dann die nächsten Tage mit Festen und Schmauserein verbracht wurden, demnach der König nicht ganz unzufrieden mit seinem Besuche nach Copenhagen zurückkehrte. Das Versprochene hielt er aber noch im selben Jahre, erinnerte aber auch, damit er auch gegenseits seine Gerechtsame wahrnehmen möge, daß seinem Zoll in Hamburg Niemand sollte verbeifahren dürfen.

Es hat von jeher Leute gegeben, die aus unlautern Absichten selbst in diesem unschuldigen Freundschaftsbündniß gern eine Abhängigkeitserklärung Hamburgs von der Krone Dänemark gewittert hätten, jedoch liegen die klarsten Beweise vor, daß König Christian selbst ihre Ansichten nicht theilte, wie solches aus verschiedenen, Hamburg betreffenden Verordnungen hervorgeht. So z. E. ertheilte er im Jahre 1462, am Palmsonntage, der Stadt die besondere Erlaubniß, Korn, Vieh (Ochsen) und sonstige Waaren auf dänischem Gebiete einkaufen zu dürfen, woraus man mit Recht folgert, daß er Hamburg nicht als dänisches Gebiet betrachtete; ja, als er 1470 die freie Stadt einmal wieder mit einem Besuche erfreuen wollte, ersuchte er dieselbe zuvor um Gewährung eines sichern Geleits, und zwar in einer Sprache, wie Fürsten sie gegen Erbunterthänige nicht zu führen pflegen. Seine Worte aber lauteten also: „My dachden tho wäsende morgen in juwe (also nicht: myne) Stad, unde bidden hyrunnen um seferes

Geleyde u. ſ. w.“ — Sein Dankſagungsſchreiben war in ähnlichen Ausdrücken abgefaßt und 1473 erſuchte er die Stadt ſogar um eine Vergünſtigung, auf ihrer Münze däniſches Geld prägen laſſen zu dürfen. — Es hieß in dem bezüglichen Schreiben: „So uns von juwen Senathe de Gunſt wedderfahren mögde, dat ſodanng Sulwer, uns tho Goede, up Juwe Münte gemüntet wörde“ —; und ſchließlich: als im Jahre 1474 ein Segeberger Kornſchiff von den Hamburgern, aus guten Gründen, mit Beſchlag belegt worden war, ſchrieb der König hieher: „Wy bidden andächtig und mit beſündern Flyte dat Jy ſodannig Schip mit den Kooren, um unſere flytigen Bäde willen dem unſern Amtmanne uth den Arreſte quyt un fry tho ſegelnde, gütlick willen losgäwen unde ſe unſern Bäde by Ju daran möge gewarten.“ — Dergleichen pflegen Fürſten aber nie von abhängigen Staaten zu erbitten. — Genug, Hamburg hatte ſich eigentlich durch den Handſchlag auf dem Rathhauſe nichts in ſeinen Rechten vergeben und brauchte ſich ſeine Hand nicht à la Börne darnach auszuglühen. Jedoch bemerkt man, daß die vorſichtige Stadt, mit Recht eiferſüchtig auf ihre koſtbare Freiheit, ſich von Dänemark ſo viel möglich in einer ängſtlichen Ferne zu halten trachtete und ſich viel mehr dem deutſchen Reiche entgegen neigte, wohin es von den Verhältniſſen auch jedenfalls viel mehr hingewieſen war, und es wäre viel politiſcher geweſen, wenn ſie dieſem Zuge ſchon viel früher gefolgt wäre, indem eben dadurch manche Prätention Dänemarks und daraus erfolgte Ungelegenheit wäre vermieden worden. — Es war aber 1471, als dem Senate Hamburgs ein kaiſerlich Schreiben zuging, in welchem ihm der von Hamburg zu zahlende Betrag an der Reichskontribution bekannt gemacht wurde, auch erfolgte 2 Jahre ſpäter vom Kaiſer Friedrich III. eine Einladung zum Reichstage zu Augsburg, wobei eine Pflichtmahnung, die kaiſerliche Autorität über Hamburg nicht wie bisher zu verkennen und zu mißachten, und des Bundniſſes mit dem heil. römiſchen

Reiche wohl gedenk zu sein, hinzugefügt. — Dennoch folgte Hamburg für diesmal solcher Mahnung — wahrscheinlich aus unzeitiger Sparsamkeit — nicht, und erst 1509 konnte man sich derselben Forderung nicht ferner entziehen, auch war es hohe Zeit, um den immer dringender werdenden Forderungen der Dänen ein Gegengewicht zu geben, und sich des kaiserlichen Schutzes verdient zu machen, wie wir es im Verfolg unsrer Chronik sehen werden.

Die gelobte Freundschaft kam übrigens dem Könige schon sehr bald zu Statten, denn nicht lange währte es, so gerieth er mit seinem Bruder, Graf Gerhard von Oldenburg, in einen Zwist, der bald in offenbare Feindseligkeit ausartete, wobei Hamburg und Lübeck den Feind zu verschiedenen Malen arg nach Hause leuchteten, wofür sie denn, nach gemeiner Weise, seine Rache durch Raubangriffe auf ihr Eigenthum zu erdulden hatten; dennoch hielt sie dieß nicht ab, zur Zeit da Christian einen Krieg mit Schweden zu bestehen hatte, zu einem Bündniß mit den Bischöfen und der Ritterschaft zusammen zu treten, um des Königs Gerechtsame gegen die Angriffe seines Bruders zu schützen, wofür ihnen denn zum Voraus die Anerkennung ihrer Gerechtsame im vollsten Umfang zugesagt wurden. — Da es ihm nun zugleich auch an der nöthigen Summe für die Kriegskosten gebrach, so halfen auch hier die beiden getreuen Städte wieder aus; sein Zoll in Hamburg wurde dem Bürger Hoyer Gernholdt verpfändet; Lübeck lieh auf der Königin Geschmeide eine nahmhafte Summe, und Flensburg, nebst Schloß und Vogtei, nahmen beide Städte, gegen eine Anleihe von 56,500 ℔ lübsch, in Verwahrung. — Solche Gefälligkeiten verdienten des Königs Dank, und es gelang deshalb den längst genährten Lieblingswunsch, die frühern Handelsfreiheiten der deutschen Städte in Norwegen erneuert zu wissen, erfüllt und nebenbei sich auch gegen die Holländer bedeutend bevorzugt zu sehen, wie denn auch Hamburg vor allen sich der Gunst des Königs Christian (oder

Christien, wie ihn die Dänen nannten) in vollstem Maaße zu erfreuen hatte, und in oft wiederholten Sendschreiben die artigsten Versicherungen der Freundschaft entgegennahm, so dankte er einmal sogar seinen lieben Freunden, dem Rath und der Bürgerschaft, für seiner Gemahlin geleistete Dienste; alles in Folge der ersten guten Eindrucke, welche er von der Gastfreundschaft der nachbarlichen Republikaner gleich von Anfang mit sich nach Hause getragen. Dieser Besuch trug übrigens auch einige bittere Früchte. Es hatte nämlich der Bischof von Verden dem König, da er sich eben auf einem Landhause neben Hamburg befand, einen Besuch abgestattet, und passirte bei seiner Ruckkehr durch die Stadt. — Es befand sich dieser Prälat aber eben im Kirchenbann, weil er es mit dem Rath von Lüneburg hielt, der um Salzlieferung mit den Geistlichen verzwistet war. — Nun gab es aber zu allen Zeiten in unsrer guten Stadt Hamburg etliche Finsterlinge in Religionssachen, die sich wie eine ewige Krankheit fortpflanzen, und die schon dazumal ihr Handwerk so wenig verleugneten, daß sie einige Buben auftrieben, die den Bischof auf öffentlicher Straße gröblich beleidigten, ja ihn sogar mit Steinen und Koth bewarfen, unerachtet der Rath das sicherste Geleit zugesagt hatte. — Solche Schmach meinte der geistliche Herr nicht ungerächt lassen zu dürfen, fiel deshalb bald nachher mit einer Anzahl Knechten auf hamburgisches Gebiet zu Moorburg, plünderte die unschuldigen Bauern und steckte ihre Häuser in Brand; eine That, die noch zu weiteren Verwickelungen hätte führen können, wenn die Hamburger nicht so vernünftig gewesen wären, die Sache in Güte beizulegen. — Mit den Bischöfen hatte Hamburg überhaupt kein Glück. So schickte im Jahre 1464 der Pabst Paul einen solchen Heiligen als Kreuzzug-Prediger nach Deutschland, der denn auch Hamburg heimsuchte, und dem es hier so sehr wohl gefiel, daß er gar nicht wieder fortzubringen war, sondern wie eine Spinne im Centrum ihres Netzes, hängen blieb. Es lief aber diesem beglaßten Werbe-

officier so viel unnützes Gesindel zu, daß Hamburg wie mit Heuschrecken davon übersäet war, und da Pabst Paul eher starb, bevor noch das nackte und hungrige Gesindel mit ihrem Anführer abzog, und nun überhaupt aus dem Zuge nichts wurde, so hatte Hamburg das Kreuz-Gesindel auf dem Halse, und lange genug zu schaffen, ehe es dasselbe wieder los werden konnte, dagegen sich der Bischof heimlich aus dem Staube gemacht hatte.

Doch wieder auf König Christian zu kommen, so finden wir ihn 1740 in blutige Händel mit England verstrickt; er ließ einige angesehene Engländer in Dänemark einfangen, auch überall, wo es anging, englische Schiffe sammt deren Ladung wegnehmen, und zwar aus dem Grunde, weil einige Engländer, vielleicht Seeräuber oder sonstiges Gesindel, auf Island gelandet waren, den königlichen Voigt Börrae Thorlossen daselbst erschlagen und vielfache Räubereien begangen hatten. Als man solches in England erfuhr und die freundschaftlichen Verhältnisse des Königs mit Hamburg erwog, war man dort albern genug, einen für diese Stadt nachtheiligen Zusammenhang zu ahnen, und ohne weitere Beweise für diese Vermuthung abzuwarten, wurden alle eben dort anwesenden hamburger Kaufleute in Kerker abgeführt, einige sogar strangulirt, alle hamburger Güter aber confiscirt und sämmtliche Privilegien der Stadt aufgehoben. — Dieses Ereigniß war zu wichtig, als daß nicht ein Schrei des Unwillens durch alle Städte sich sollte erhoben haben. Man kam in Lübeck eilends zur Berathung deshalb zusammen, und beschloß, gänzlich kein englisches Laken von nun an auf den Lagern zu dulden, allen Handel mit England abzubrechen und alle hansischen Kaufleute von dort nach Hause zu berufen. — Weil Cöln auf dieser Versammlung nicht erschien, auch überhaupt lange schon wenig Sympathie für den Hansebund gezeigt, so wurde diese Stadt in den Hansebann gethan. — Man ging aber noch einen Schritt weiter, und beauftragte Hamburg und Lübeck, einige Kriegsschiffe

auszurüsten und eine feindliche Landung auf der famosen Kreideinsel zu versuchen. Es dürfte wohl eine Betrachtung eigener Art erregen, das, was etwa 300 Jahre später einem Napoleon nicht gelang, von zwei isolirten Städten vollbracht zu sehen, wobei freilich die inneren Zerwürfnisse Englands zwischen König und Volk in Erwägung zu ziehen. Genug, die hanseatische Fahne wehte auf dem stolzen Eilande, und die erbitterten Krieger verheerten das Land nach gewohnter Art mit Feuer und Schwert, kaperten auch Schiffe, ließen die Mannschaft an den Masten baumeln, und machten so dem Könige seine Ungerechtigkeit schwer bereuen. Es fanden sich nun Friedensstifter ein, und England mußte nur froh sein, auf einer zu Utrecht abgehaltenen Versammlung der Parteien mit 10,000 Pf. Sterl. Schadenersatz und Wiederherstellung der hanseatischen Privilegien einen Frieden zu erkaufen, den er viel besser nie hätte brechen sollen. Derselbe wurde aber am 30. Juli 1474 unterzeichnet, und die einzelnen Bedingungen galten noch lange nachher bei streitigen Fällen als Norm; Anlaß dazu fand sich aber leider noch sehr oft, da der englische Kaufmannsgeist eben jetzt zum Bewußtsein erwachte, und als Rival der deutschen Städte auftrat, die ihrerseits nicht ängstlich genug über die Bewahrung ihrer Vorrechte wachen zu können glaubten. So finden wir eine Veranlassung vom Jahre 1497 erwähnt, zu dessen Ausgleichung der sehr gewandte Doctor und Domdechant Albert Krantz erwählt wurde, und der, nachdem er eine zweijährige Waffenruhe vermittelt hatte, auf dem Rückwege auch eine Mission in Frankreich ausführte, indem er von der dortigen Regierung die Zusage ausmittelte, es solle fortan kein Kriegsschiff aus französischen Häfen auslaufen, es sei denn vorher den Städten die Versicherung geworden, daß ihr Handel nicht dadurch sollte irgend beschädigt werden. — Die englischen Kaufleute fingen übrigens in jenen Zeiten schon an, Hamburg als einen Stapelplatz ihrer Waaren zu benutzen, und man darf wohl behaupten, daß sie bei den

Hanseaten in die Schule gingen, um das, was einem tüchtigen Kaufmanne Noth thut, zu erlernen.

Es ist unmöglich, ohne die größte Bewunderung Hamburgs kluges und thatkräftiges Benehmen unter den allerverwickeltsten Umständen zu bewundern. Nicht selten drangen von verschiedenen Seiten zu gleicher Zeit die drohendsten Ereignisse auf die Stadt ein; kaum aber vergingen einige Jahre hintereinander, daß nicht etwas wichtiges vorgefallen wäre. Die Hochachtung für Hamburg hatte sich auf alle Staaten Europa's ausgedehnt, und in Fällen der Noth suchte und fand man in der Kraft und Redlichkeit der Burger ein sicheres Gewähr für Schutz und Schirm. — So war es um diese Zeit, im Jahre 1472, als die englische Königin Margaretha, mit ihrem Sohne Eduard VI., vor dem Thron-Usurpator Heinrich VI. landflüchtig in Hamburg eintraf, um von hier aus eine Vermittelung einzuleiten, die denn auch vom Herzog Karl von Burgund, im Einverständniß mit der Hansa, versucht wurde, leider aber nicht den erwünschten Erfolg hatte. — Ein gleichzeitiges Ereigniß, das Hamburg wiederum nahe anging, war ein abermaliger Einfall des Grafen Gerhard von Oldenburg in Holstein, auf dessen Besitz er gerechte Ansprüche zu haben vermeinte. Um seinen Zweck zu erreichen, hatte sich der edle Herr seit lange schon in ein Bündniß sowohl mit den friesischen Seeräubern, als auch mit den, fortwährend gegen Dänemark rebellirenden Dithmarsen eingelassen, deren Hauptmann, Heinrich Wulf, Herzog Gerhard's Intimus war. Hamburg hatte um solcher Constellation der Dinge sich wiederum mit zwei Feinden zugleich herumzuschlagen. Einestheils nämlich konnte es sich dem Auftrage der Hansa, den friesischen Seedieben das Garaus zu machen, nicht entziehen, — düngte auch den Grasbroök wiederum mit warmem Räuberblut — anderntheils sah man sich nothgedrungen, dem dänischen Könige gegen den feindlichen Oldenburger beizuspringen, zu welchem Ende man dem Bürgermeister

Heinrich Murmeſter eine kleine Armee Reiter und Fußvolk übergab, mit welchen der tapfere Herr denn auch, vereint mit den Dänen, die Oldenburger und Dithmarſer dermaßen aufs Haupt ſchlug, daß ſie das Wiederkommen vergaßen. Doch rächte ſich Graf Gerhard bitter und gemein an ſeinen Feinden, denn er hetzte Wegelagerer auf, daß ſie den reiſenden Kaufleuten die Waaren plunderten, wodurch vorzuglich die Gegend um Delmenhorſt unſicher wurde. Jedoch tränkte man ihm dieſe Tucke arg ein, denn die Städte thaten ſich nach geſchehener Beredung mit dem Biſchof von Munſter zuſammen, belagerten und erſtürmten Delmenhorſt, und gaben es dem Biſchof zum Beſitzthum. Andererſeits fielen die Mecklenburger auf hamburgiſches Gebiet, beraubten und verbrannten die Dörfer des Domkapitels, weil der Dechant im Auftrage des Pabſtes einen Mecklenburgiſchen in Bann gethan, was Herzog Albrecht ſehr übel nahm und den Geiſtlichen n[illegible] ſolchen Bann ſehr verfolgte.

So wurde denn nicht leicht etwas Tüchtiges verhandelt und beſchloſſen, woran Hamburg nicht hätte Theil nehmen muſſen. Als König Chriſtian 1474, auf ſeiner Wallfahrt nach Rom, bei Kaiſer Friedrich eingeſprochen war, und ſich, nach jenem Siege, mit Dithmarſchen als einem Herzogthum hatte begaben, auch als Herzog von Holſtein und Stormarn anerkennen laſſen, ſtatt daß er fruher nur ein Graf derſelben Lande geweſen war: — wurde bei ſeiner Rückkehr nicht ſobald ein Landtag zu Rendsburg von ihm ausgeſchrieben, um ſich in ſeiner neuen Würde anerkennen zu laſſen, als auch die Stadt um ihrer Freundſchaft und guten Dienſte halber zum Zeugen dazu eingeladen wurde.

Das Jahr 1482 bringt uns wieder eine Begebenheit, die aus dem Ableben des oft genannten däniſchen Königs Chriſtian hervorging, deſſen beiden Söhne Johannes und Friedrich ſich in das väterliche Erbe theilten, und die nun dieſelbe Huldigungs-Comödie in Hamburg ſpielten, wie ihr

in Gott entschlafener Herr Vater. — Es war aber am 5. Nov. 1482, als beide mit ihrem Gefolge und 600 Pferden in Hamburg eintrafen, und eine Botschaft an Rath und Burgerschaft gelangen ließen, daß man einen Huldigungs-Eid von ihnen entgegenzunehmen gekommen sei. — Die Stadt erwählte dieses Mal 200 Burger und Rathspersonen, um die Sache rund abzumachen, und die beiden jungen Herren bekamen denn auch als sehr verständliche Antwort: daß man nie zuvor eine solche Huldigung geleistet, und in dieser Sache keine Neuerung einzuführen gedächte, und sollte man auch gleichwohl Leib und Leben, Hab' und Gut daran setzen müssen; ja es wurde die Gelegenheit wahrgenommen, sich schlecht gehaltener Versprechungen von Seiten Dänemarks halber zu beklagen, indem der Stadt Handel durch unrechtmäßige Zölle erschwert werde; im Fall man nun diesem Uebel abhelfen und gerecht an Hamburg sein wolle, werde man eben wie zuvor dem seligen König Christian, auch jetzt mit seinen Erben Frieden und Freundschaft halten, und ein bündig Versprechen, doch nimmer eine Huldigung darauf abgeben. Dabei blieb es', trotz langwierigen, sich bis Martinitag hinzegernden Unterhandlungen; man verehrte ihnen übrigens einige schöne Kleinodien, regalirte sie mit guten Mahlzeiten, und König Johann mußte zuletzt, bei mancherlei Anfechtungen seiner Krone, nur froh sein, wenn ihm die Stadt Hamburg in Gnaden gewogen blieb; darum denn auch seine spätern Briefe eben so schmeichelhaft wie die seines Vaters lauteten, und, sonderbar genug, ist die Veranlassung von zwei ganz dieselbe wie fruher: Beschutzung des Reichs während Abwesenheit und Ersuch um freies Geleit bei einer zugedachten Visite. — Wir mögen uns nicht enthalten, den einen dieser Briefe hier in seiner charakteristischen Ursprache folgen zu lassen:

„Joban van Godes Genaden tho Dennemarken, Norwegen ꝛc. Könink, gekohren Könink tho Sweden,

Hertog tho Sleswig, ook Hertog tho Holsteen, Stormarn vnde der Dithmarschen ꝛc. ꝛc. ꝛc."

„Unsere sünderliche Gunste thovoorn, Ehrsame, leewe Getruwe! Wy hetten den Ehrwurdigen in God Vader, Herren Albrecht, Bischopp tho Lubeck, unserm Raht vnd andächtigen leewen Getruwen, vnd ethyken andern van unseren leewen Broders wegen, dise Lande in unserm Affwesende, unse vnd unserer Lande Beste in aller Maate tho voende vnd tho befordernde befehlen: biddende darum mit Flite, Jy Ju sodann unsere Lande gütlich willen laaten mit befahlen syn, ook denn vnd in wat Maate he et sodann an ju fordern schulde, Hulpe, Raht, Trost vnde Bystand um unsert vnd unses leewen Broders willen tho bewysen. Als wy uns deß nunmehr Gudes tho Ju vnde de Juwen alle Tyd günstlich geerne erkennen. Datum an unserm Slotte Gottorp am Dingsdage naa Pauli Conversion. M. C. C. C. C. L. XXXIIII. Under unserem Signet. (L. S.)"

Es barg aber dieses Jahr 1182 ein sehr wichtiges und inhaltschweres Ereigniß für Hamburg in seinem Schooße, denn Kaiser Friedrich beschenkte die Stadt mit der sogenannten Stapelgerechtigkeit, laut welcher durchaus keine Victualien, Speisen und Getränke, die Elbe bei Hamburg weder auf- noch abwärts passiren durften, außer es seien dieselben zuvor in der Stadt ausgeladen und zum Ankauf ausgeboten. Dieses an sich wohlthätige, wenn auch gewiß sehr parteiische Gesetz barg indeß wider Erwarten den Keim großen Unheils in sich. Es ereignete sich nämlich, daß bald nach diesem, aus verschiedenen zusammenwirkenden Ursachen, eine ungewöhnliche Theuerung in Hamburg entstand, als deren Veranlassung das Volk eine ziemlich umfangreiche Kornversendung nach Island und andern Plätzen ansah und sich berechtigt glaubte, ein Zurückhalten des Getreides schon aus Gründen jener kaiserlichen Stapelgerechtigkeit von den Behörden verlangen zu dürfen. — Es zeigten sich Symptome von Unruhen und Neigung zu Gewaltthätigkeiten

unter dem Volke, etwas, das vor allem der Geistlichkeit viel Freude zu machen pflegte, und die deshalb auch diesmal nicht verabsäumte, die Aufreizung zu nähren, das Volk zu hetzen und gegen den Rath aufzuwiegeln. — Zum Unglück traf eine andere Begebenheit mit diesem Ereigniß zusammen. Es war nämlich längst offenkundig geworden, daß die frommen Damen im Stifte zu Harvestehude, größtentheils Töchter angesehener Familien, mit den zu ihrem geistlichen Beistande verordneten Pfaffen gar ein ärgerlich unzüchtig Leben trieben, und der Rath konnte endlich der Mahnung gesitteter Bürger nicht widerstehen, ein Einsehen darin zu thun. Er setzte sich deshalb in Verbindung mit dem Erzstift Bremen, von welchem denn auch einige Aebte und Prälaten hier eintrafen, um unter Beiordnung zweier Rathsmitglieder die Sache zu untersuchen und zu reformiren. Die hamburger Geistlichen, denen man so eine Lust zu verderben im Begriff stand, sahen scheel darein und hetzten den Pöbel, unter dem Vorgeben, es habe der bremer Erzbischof nichts über hamburger geistliche Angelegenheiten zu verfügen, und es hielt nicht schwer, einen Haufen rohes Volk zusammen zu bringen, der sich vor das Dammthore begab, und hier abwartete, bis die Commission hinaus fahren werde. Sobald man derselben ansichtig wurde, brach der Aufruhr los; es waren auch manche von der Sippschaft der harvestehuder Nonnen darunter, ein gewisser Dietrich Mensen nahm das Wort, schimpfte erbärmlich auf die fremden Geistlichen, und brachte dadurch den Haufen noch mehr in Hitze, so daß derselbe mit Koth um sich warf, und die Geistlichen endlich in die Flucht sprengte. Die beiden Rathsherren sprachen milde und vernünftig zu dem Haufen, daß man ja allein nur den Thatbestand untersuchen, nicht aber etwas über das Schicksal des Stiftes beschließen wolle, als worin ohne den Willen des Volkes gänzlich keine Aenderung geschehen sollte. — Am andern Tage erschien der Haufen auf dem Rathhause und begehrte, es solle die Visitation

gänzlich unterbleiben; meinte auch, es sei so ganz übel nicht, wenn man einigen von den unberufenen Pfaffen die Hälse umdrehte. — Der Rath war sehr kleinmüthig, setzte den Bestand der Dinge bündigst auseinander, betheuerte, daß die bremer Herren nur auf ausdrückliches Begehren des Rathes anher gekommen, und bat um freien Abzug derselben, der denn auch gewährt wurde. — Die frommen Jungfrauen fühlten sich indeß durch das Gerücht sehr beleidigt und forderten den Abt von Reinfeld auf, daß er ihren Wandel untersuchen möge. Der Herr ließ sich auch bewegen, das undankbare Geschäft zu übernehmen, scheint aber die Verhältnisse sehr kitzlich gefunden zu haben, denn nach genommener Einsicht wollte er nichts damit zu schaffen haben, hatte auch schlechten Dank von den Jungfrauen, denn er bekam nicht einmal seine Reisekosten bezahlt. Der Bischof scheint es gemieden zu haben, in das Wespennest zu greifen, wenigstes ist über ein Urtheil von demselben nichts verlautbart, und scheint das Volk sein Schweigen für ein Geständniß der Verleumdung genommen zu haben, denn die Unzufriedenheit war hiermit keineswegs gestillt. Ein friedliebender Mann, der Münzmeister Hans Schröder, übernahm das undankbare Geschäft der Sühne, als man sich in der Brauergesellschaft eben beim Biere befand. Ein gewisser Wichmann fand aber, daß der Münzmeister den Rath viel zu warm vertheidige, und als er die Gesellschaft wacker mit Bier bewirthete, war man stracks seiner Meinung. Der Friedensstifter wurde als Verräther ausgeschrieen und mußte froh sein, daß man sich mit einem gelinden Hinauswerfen begnügte, wobei man weidlich auf den Rath schimpfte. Jetzt wurde man nur noch aufsätziger, und einer aus dem Haufen, ein Faßbinder, Hinrich von Lohn, auch Henrich Hurleke geheißen, nahm endlich das Wort und erzählte dem Volk, daß, während die gemeinen Leute in Hamburg fast vor Hunger umkämen, habe man erst gestern noch bei Wedel eine große Menge Schlachtvieh über die Elbe fort-

getrieben. Dabei verführte er allerlei verfängliche Reden auf die Bestechlichkeit und Pflichtvergessenheit des Rathes; nannte auch einige Kaufleute, die wiederum Korn verladen hätten, und trieb sein Wesen endlich so keck, daß der Rath ihn am Himmelfahrts-Abend einstecken ließ. Darauf wurden die Bürger zusammen aufs Rathhaus berufen, und in gemeinschaftlicher Verabredung beschlossen, daß, unbeschadet eines freien Handels, man sich doch während solcher Theuerung des Kornverschiffens enthalten sollte, ja es wurde dasselbe bei namhafter Strafe untersagt. — Das niedere Volk war indeß hiermit keineswegs friedlich und meinte, die Großen spielten unter einer Decke und machten dem Volke nur blauen Dunst vor. Deshalb rottirten sich des gefangenen v. Lohn Gesellen und Freunde zusammen, an einem Tage, da ein Bürgermeister und ein Rathsherr verreiseten, und die reitenden Diener eine Strecke zur Begleitung mit sich hatten. Man lief zuerst vor das Haus des Bürgermeisters Hüge, und da derselbe nicht anzutreffen, vor das des Niclas v. Swaren, der überhaupt nichts weniger wie beliebt war. Auf dem Wege dahin, bei St. Petri, begegnete ihnen einer der Herren; man umringte ihn und verlangte mit lautem Geschrei die Freilassung des Gefangenen v. Lohn. In dem Augenblicke kam auch noch ein zweiter Bürgermeister des Weges, und Beide wurden in dem ungestümen Haufen gedrängt und fortgezerrt. Als der Probst und Domdechant solches vernahmen, kamen sie eilend herbei und hofften durch gutliches Zureden das Volk zu beschwichtigen, wurden aber mit großem Hohn und Schimpfen begrüßt, und hatten Noth, sich in ein nahe gelegenes Haus vor Mißhandlungen zu retten. — Die beiden Burgermeister mußten nun mit zu dem Gefängnisse und der eine von ihnen, von Swaren, wurde so heftig ins Gesicht geschlagen, daß ihm das Blut aus Nase und Mund strömte, wobei ihm nicht einmal erlaubt wurde, das rinnende Blut abzutrocknen. Hierauf sprengte man die Schlösser des Gefängnisses, und befreite

den aufrühreriſchen Faßbinder. Den älteſten Bürgermeiſter gab man nunmehr frei, der jüngſte aber mußte mit ſeinem blutigen Kopfe zur Rechten des v. Lohn gehen und denſelben in ſeine Wohnung begleiten. Auf dem Wege zwang man den Gemißhandelten, ſeinem Nebenmanne durch Handgeben mehreremale ſeine Ehrerbietung zu bezeugen. Vor der Thür kehrte v. Lohn ſich um, dankte ſeine Mitburger für erwieſene Freundſchaft, und der Bürgermeiſter konnte nun auch ſeiner Wege gehen, worauf ſich derſelbe ſofort aus der Stadt begab und nach Lübeck reiſete.

Am nächſtfolgenden Tage verſammelte ſich das Volk wiederum in großen Haufen auf dem Hopfenmarkte und in der Brauergeſellſchaft, läuteten die Sturmglocken, und brachte die ganze Stadt in Aufruhr. Der älteſte Bürgermeiſter ſchickte zu ihnen, um ſie durch die Zuſage beruhigen zu laſſen, es werde in einigen Tagen der Rath ſich verſammeln, um ihre Beſchwerden zu hören und abzuhelfen. Der Bote aber bekam ſchnöde Antwort, denn man meinte: wenn der Herr Bürgermeiſter ihnen etwas zu ſagen hätte, wäre es wohl nicht unziemlich, wenn er ſelber käme. Damit zog der Bote ab, und richtete ſeine Beſtellung aus. — Der alte hochbetagte Burgermeiſter Johann Meiger ließ ſich alſo den Weg nicht verdrießen, und kam bei dem Haufen an, ermahnte ihn mit gelinden Worten, ruhig zu ſeyn, worauf man denn auch unter empfangener Zuſage, daß man ſich mit ihrer Noth beſchäftigen werde, auseinander ging. — Am nächſten Freitag verſammelte ſich der Rath im Chor zu St. Nicolai, und die Burger in der Kirche, worauf obenerwähnter v. Lohn, im Auftrage der Burger mit einigen Artikeln, die er zur Genehmigung dem Rathe vorzulegen, berantrat. — Der Rath befragte die Burger, ob dem v. Lohn ſolcher Auftrag wirklich von ihnen geworden, und es erſcholl ein lautes Gebrull von Ja, obgleich Mancher die Frage ſicher nicht vernommen. Der Rath erwiderte nun, daß zwei ihrer Mitglieder, der Bürgermeiſter Langenbeck und Rathsherr Buhring, ab-

wesend seien, weshalb man deren Rückkehr erst abwarten wolle, bevor etwas in der Sache beschlossen werde; auch verlangten sie, daß man ihnen die Artikel schriftlich zur Einsicht und Berathung mittheile, welches denn auch ohne weiteres zugegeben wurde. Es enthielten dieselben aber folgende Artikel:

1) Alle aus Furcht Entwichene sollen freies Geleit haben.

2) Es soll kein Bürger vor ein anderes, denn sein gesetzlich Gericht gezogen werden.

3) Rechtschaffene und fromme Bürger sollen allein nur zu Amt und Würden gelangen können.

4) Keine Fahrt nach Island mehr.

5) Es soll die Justiz besser verwaltet werden.

6) Man soll keine Lebensmittel auf dem neuen Brook zum Kauf auslegen, damit man sie von dort nicht heimlich verschiffen könne.

7) Eines Bankerottierers Weib soll, gleich einem berüchtigten Frauenzimmer, kein Geschmeide tragen dürfen.

8) Wandelbaren Frauen soll untersagt sein, nahe einer Kirche, oder in den dahin führenden Gassen zu wohnen.

9) Dergleichen Weiber und Mädchen sollen einmal im Jahre aufgefangen und mit Trommeln und Fahnen in die Winkel verwiesen werden. (Dieser Winkel war vorzüglich die altstädter Neustraße. Hier wohnten sie versteckt bis 1450 und mußten für ihre Wohnung jährlich 10 Talente und 12 Solidi zahlen. Hundert Jahre später war diese Miethe schon bis 59 Talente und 12 Solidi gestiegen.)

10) Mittwoch und Sonnabend darf Jedermann frei Brot zur Stadt zum Verkauf bringen.

11) Jeden Monat einmal soll der Rath den Bäckern das Brodt nachwägen, alles zu leicht befundene wegnehmen und dem Seekenhause zu St. Georg überweisen.

12) Es soll sofort in der Stadt ein Kornmagazin mit 300 Wispel Roggen angelegt werden.

13) Bei allen Verhandlungen mit auswärtigen Mächten

soll der Rath nicht ohne die Bürgerschaft abschließen, sondern aus jedem Kirchspiel 20 bis 26 Bürger zur Berathung herbeiziehn.

14) In Sachen, die bei Tage vorfallen, können die Stadtdiener nicht zeugen, auch sollen sie hinfuhro nicht bei den Schoßtafeln stehen und lauern, wenn fromme Bürger ihren Schoß darbringen.

15) Die Schiffbauer dürfen nur an Hansestädte Schiffe verkaufen.

16) Nimmt ein ehrlicher Mann eine wandelbare Frau zum Weibe, soll dieselbe doch nicht unter ehrliche Frauen gehen dürfen.

17) Aufkäufer dürfen kein in einem Umkreise von 6 Meilen um Hamburg erhandeltes Hornvieh, auch keine zwischen hier und Rendsburg angekauften Schweine zur Stadt fuhren; die Landleute sollen solche selber an den Markt bringen.

18) Die Sturmglocke anzuziehn soll bei schwerer Strafe verboten sein.

19) Dieser Receß soll von Rath und Bürgerschaft mit einem neuen Eide beschworen werden.

Nachdem nun die beiden in Lubeck abwesend gewesenen Herren des Raths zurückgekehrt waren, berathschlagte man sich über des Volkes Forderungen, bewilligte den größten Theil, und ließ solches am Abend vor Pfingsten öffentlich abkundigen. — Es hatten aber in der letzten Zeit des Aufruhrs die Bürger alle Thorschlüssel der Stadt in Verwahrung genommen, indem man fürchtete, es möchte etwa der Rath heimlich bei Nacht fremde Hülfe für sich herein lassen, und da ihnen alles in soweit gelungen, glaubte man dabei nicht stehen bleiben zu dürfen und die schlimmsten unter ihnen trachteten nach nichts Geringerem, als die Zügel der Regierung in die Hände zu bekommen, und die Güter der Reichen an sich zu bringen. Nun war aber in Hamburg Sitte, daß am Johannisabend der Rath und die vornehmsten Bürger

zu einem ſolennen Schmauſe zuſammen kamen, und die Aufrührer hatten deshalb den Plan gemacht, dieſe Gelegenheit wahrzunehmen, um die ihnen am meiſten im Wege ſtehenden Rathsperſonen umzubringen. — Die Rädelsführer trugen zu dieſem Zwecke heimlich Waffen unter ihren Kleidern; damit ſolches nun einen Vorwand habe, erſann man eine Lüge, als habe einer der Burger, Cord Richard, ein Brauer im Rödingsmarkt, einen Brief aus Lübeck von ſeinem Bruder bekommen, der ein reitender Diener daſelbſt wäre. Aus dieſem Schreiben gehe hervor, daß der vorhin erwähnte am Kopf verwundete Bürgermeiſter eine Verabredung mit dem Lübecker Rath getroffen, zum Johannesabend zuſammen in Hamburg zu ſein, woraus zu ſchließen, daß man das Volk heimlich zu überrumpeln gedenke, weshalb man ſich mit Waffen wohl vorgeſehen. Dieſes Gerücht ging wie ein Laufeuer durch die Stadt, und einige Bürger ermahnten den Aufſchneider, er möge ſolches denn doch dem Bürgermeiſter anzeigen; jener verſicherte aber, wie ſolches bereits geſchehn und die Antwort erfolgt ſei, es wäre die Sache dem Rathe bereits ſehr wohl bekannt, und auch deshalb ſchon an den Rath in Lübeck geſchrieben worden. — Es mochte jedoch die Erzählung einigen gutgeſinnten Bürgern verdächtig bedünken, denn man hinterbrachte das Gehörte einigen betreffenden Perſonen des Raths, worauf es ſich ergab, daß das Ganze ein freches Lügengerede ſei. Nun ließ man den Verbreiter derſelben vorfordern und fragte ihn nach dem Briefe, den er von Lübeck wollte empfangen haben, worauf er vorgab, es ſei ſolcher bereits von ihm vernichtet worden. — Ferner fragte man ihn, ob er leſen könne, was er verneinte, jedoch bemerkte, daß ſein Sohn den Brief vorgeleſen. — Das Zeugniß der Lüge war zu klar, man ließ den Mann alſo in Arreſt bringen und ſeine Freunde wagten nicht, etwas dagegen zu unternehmen, da der Rath durch ſeine Zuſage zuviel Bürger für ſich hatte. Somit ſuchten die Aufrührer noch eine andere Urſache und erzählten, daß

4 große Schiffe in der Stoer mit Korn beladen würden, und verlangten vom Rath, daß einige Fahrzeuge ausgerüstet würden, solches zu verhindern. — Man willfahrte den Ungestümen, fand jedoch nichts, als ein einziges Schiff, das auf der Weser Korn geladen und durch Stürme in die Elbe war verschlagen worden. Zum Unglück war der Schiffer ein Hamburger, man fand bei ihm einen Rathspaß, und machte dem Rath ein großes Verbrechen daraus, daß er solche an Kornhändler ausstelle. Die Vernünftigen aber sahen nichts Arges darin; der Schiffer mußte beschwören, das Korn nicht in der Elbe geladen zu haben, und mochte davon ziehen. Ueber dieser neuen Begebenheit war der Johannis-Tag herangenaht, doch hatte der Rath Wind von dem Complotte bekommen, und war wohl auf seiner Huth. Zum Unglück brach eben ein Feuer auf dem Brook aus, das sollte nun wieder der Rath absichtlich veranlaßt haben; deshalb rottirte man sich abermals zusammen und meinte, es könnten der reichen Leute Häuser wohl eben so gut brennen, als die der Armen, ließ sich mit abgeordneten Anführern vor dem Rathhause sehen, und hatte wieder einige neue Artikel aufgesetzt, in Betreff Handelssachen mit Holland, Flandern und Friesland, nebst mehreren anderen, die inneren Angelegenheiten betreffend, z. B. es sollten die Pferde vor den Kutschen „sachte to Fohde gahn," anders das Volk sollte die Pferde ausspannen dürfen; die Feuerschauer sollten fleißiger umgehn; daß man mit den Boten sollte eine Ordnung machen (es existirten nämlich dazumal schon die rohen Anfänge einer Post); daß kein Gold in Barren sollte ausgegeben werden; daß die Bürgermeister-Diener sollten keine Bierschenken halten, und endlich, daß auf dem Hopfenmarkte gehörige Fischbänke vom Staate sollten hergerichtet werden; über welches alles sie sich aber vom Rathe durch Versprechungen beschwichtigen ließen, und nun mit einem andern Begehren hervortraten, nämlich den vorhin genannten Munzmeister vor Gericht zu ziehen, weil er auf das Volk

geschimpft habe. Einige verlangten, er solle sich öffentlich auf dem Hopfenmarkte vor dem Volke vertheidigen: „edder he scholde von den Katten gekleiet werden." — Der Rath zeigte sich geneigt, letztern Wunsch zu erfüllen; als der Verklagte aber unter sicherem Geleit herbei gebracht wurde, war niemand, der ihn anzuklagen hervortreten wollte. Da man somit nicht recht Ursache zu Aufruhr finden konnte, so hielt man am nächsten Mittwoch zwei eben vom Rathhause heimkehrende Bürgermeister an, und verlangte, daß sie den vorhin erwähnten Gefangenen loslassen sollten. Die Herren entschuldigten sich, daß solches nicht von ihnen allein abhinge, und suchten mit guten Worten zu entkommen; aber man ergriff den einen von ihnen, der die Schlüssel unter seiner Aufsicht hatte, und zwang ihn, daß er aufschließen und den Gefangenen in ein Vorgemach bringen lassen mußte; dann lief man zu dem Gerichtsherrn, daß er ihn gänzlich sollte frei lassen; doch beschwichtigte der die Menge mit dem Versprechen, daß der Gefangene in letztem Gemache bleiben und gut gehalten werden solle, bis der Rath wieder zusammen käme. Am folgenden Tage ließ dieser die Aemter wissen, daß er mit ihnen etwas zum gemeinen Besten zu bereden gedenke, weshalb die Meister sich aufs Rathhaus begeben, auch ihr Gesinde zur Erhaltung der Ruhe zu Hause halten möchten. Die Aemter folgten der Einladung, unter ihnen der mehrbenannte Rädelsführer, und als Alle versammelt waren, ließ man nach gewohnter Weise die Thüren verschließen. Kaum aber war dies geschehen, als ein Schiffszimmermann, Claes v. Kunnen, mit einer starken Rotte Gesellen und anderm niedern Volk herankam und Einlaß begehrte; da man denselben aber versagte, so sprengte der Haufen die Thüre, wurde indeß zu zweien Malen von den drinnen anwesenden Bürgern zurückgeschlagen, so daß er unverrichteter Sache abziehen mußte. Jetzt versuchte man es die Sturmglocke zu läuten, konnte aber die festverschlossene Thurmthüre nicht öffnen. Die versammelten Bürger riethen

nun den Rath, ſich in ihrer Mitte und von ihnen geſchützt, nach dem Hopfenmarkte zu begeben, um von dem Volke ſein Begehr zu hören, und man verſprach, mit Leib und Leben für ihre Sicherheit aufzukommen. Es wurden demnach zwei Rathsherren mit gehöriger Mannſchaft ausgeſchickt, die nahmen zwei von den aufrühreriſchen Schiffbauern gefangen und ſperrten ſie in die Sacriſtei der St. Nicolai-Kirche. — Der Rath that, wie die Bürger gewünſcht, worauf einige der Schiffszimmergeſellen aus der Stadt entwichen, andere aber vereinigten ſich mit den Schmiedegeſellen, und alle bewaffneten ſich mit Aexten, Beilen und Hämmern, um die Gefangenen zu befreien, doch wagten ſie um der Stärke der Bürger halber keinen Angriff. — Der Rath begehrte von den Bürgern Auskunft, wie er ſich gegen die Aufrührer benehmen ſollte, worauf man erwiederte: es möge den Gefangenen ihr verdientes Recht wiederfahren; was aber den v. Lohn beträfe, ſollte er einen neuen Bürgereid leiſten und darnach wieder in Gnaden aufgenommen werden. — So geſchah es nun, daß die beiden Schiffbauer vor Gericht gebracht und zum Tode verurtheilt wurden, welches Urtheil denn auch, nachdem ſie zuvor gebeichtet und das Abendmahl empfangen, auf dem Berge bei St. Petri an ihnen vollzogen wurde. Man erinnert, daß die Geflüchteten ebenfalls ihrer Strafe nicht entgingen, und namentlich der Verworfene, der den Bürgermeiſter am Kopf verwundet, ſpäter wegen Diebſtahls eingezogen und zum Strange verurtheilt wurde; doch erbaten die Faßbinder, zu deren Gewerke er gehörte, das Beil für ihn.

Auch dem v. Lohn ging es ſehr ſchlecht. Denn als bald hernach, um die Jahrmarktszeit, ein adeliger Herr, v. Freytag, aus dem Lüneburgiſchen, mit ſeiner Frau nach Hamburg kam, hier einige Geſchäfte abzumachen, traf er zufällig den Küpermeiſter, und erkannte in ihm einen von ſeinen Leibeigenen, weshalb er demſelben zu verſtehen gab, ſich gütlich mit ihm abzufinden, damit er ihm keinen Blahm mache. — Solches aber nahm v. Lohn ſehr übel, rief

einige handfeſte Geſellen und einen Geiſtlichen, der ſeine Bücher führte, und deſſen Partei tief in den Aufruhr verwickelt geweſen zu ſein ſcheint, zu ſich, und begab ſich in die Herberge des Fremden, indem er demſelben ſo einen Freibrief abzutrotzen gedachte. Freytag aber machte ſich heimlich durch eine Hinterthür aus dem Hauſe und fuhr nach Harburg hinüber, nachdem er zuvor ſeiner Frau aufgetragen, nach Abmachung einiger kleinen Aufträge ihm zu folgen. So geſchah es. — Als die Edelfrau ſich nun aber zur Abreiſe an den Hafen begeben wollte, begegnete ihr zufällig der v. Lohn, welcher ſofort in ſehr unehrerbietigen Worten gegen ſie ausbrach. Die Frau wurde heftig erzürnt, und erwiderte: es müſſe ſie ſehr wundern, daß ſolch ein Menſch ganz Hamburg regieren wolle, der doch ihr Leibeigener und als Baſtard unehrlich geboren ſei. — Um ſolcher Reden willen vergriff ſich nun der Küper gegen die Edelfrau auf eine ganz gemeine und obſcöne Weiſe, riß ihr die Kleider ab und nannte ſie eine Ackermähre. — Nun begehrte die Frau mit ihm vor Gericht zu gehen, und da der älteſte Bürgermeiſter nicht zu Hauſe gefunden wurde, begab man ſich zu dem jüngſten, der ſich nicht gleich in den Handel zu ſchicken wußte, und des v. Lohn Begehr, die Frau einzuſperren, dadurch auswich, daß er ſie in ſeinem eigenen Hauſe beherbergte und für ihre ſichere Verwahrung bis zu ausgemachter Sache einſtand. Sie wurde hier ſehr gut gehalten, mit Wein und Confect regalirt; ſeine Bürgerdamen beſuchten ſie, und endlich wurde die Sache durch Zureden friedlich und verträglich mittelſt Handſchlag unter den Parteien verſöhnt, worauf die Dame nach Hauſe reiſete. — Die Edelleute aber, und namentlich ihr Mann, hatten nicht ſobald die ſcandalöſe Behandlung vernommen, als man ſichdurch die Verſöhnung gänzlich nicht befriedigt zeigte, Schreiben über Schreiben an den Rath gelangen ließ und verlangte, dem brutalen Kerl wegen ſeiner ſchmutzigen Thätlichkeit gegen eine erhabene Frau, und daß er die Freiheit

des Jahrmarktes gebrochen, den Prozeß zu machen. Der Rath konnte ſich dem Anliegen nicht entziehen, hatte auch keine Urſache, den v. Lohn zu ſchonen, worauf er denn zum Tode verurtheilt und zwiſchen beiden Thoren enthauptet wurde. Gleich nach ihm theilte ein gleiches Loos ein alter Mann, den man beſchuldigte, daß er neue Unruhen anzuzetteln verſucht habe. — Solcher Aufruhr begab ſich aber im Jahre 1483, und war mit des v. Lohn Tode gänzlich geſtillt. Man kann indeß nicht leugnen, daß derſelbe durch Annahme jenes Receſſes und ſonſtiger Neuerungen manches Gute für die Stadt hatte zuwege gebracht. Leider bedarf die Verbeſſerung des Rechtszuſtandes nur zu gewöhnlich des Menſchenblutes, um ein Gedeihen daraus zu gewinnen.

Wenden wir uns, nach Beendigung dieſer rein innern Angelegenheiten, wieder zu den äußern, ſo finden wir, mit Uebergehung einiger in dieſe Zeit gehörige, aber ſchon früher mitgetheilte Seeräuber-Fehden und Hinrichtungen, das erſte die Aufmerkſamkeit erregende Ereigniß in einem Zankapfel, den man dazumal Hiligland nannte, ohne daß über die Heiligkeit des unfruchtbaren Felſens, der faſt getrocknetem Blute gleicht, etwas anderes als Muthmaßungen verlautbaren. Der Brocken liegt ſo recht wie abſichtlich vor die Elbe hingeworfen, um dieſe zu bewachen, und Hamburg hatte ſich, im Verein mit Bremen, Stade und den Weſtfrieſen, ſchon längſt deſſelben bemächtigt, und zum Schutze des Handels und zur Bequemlichkeit der Fiſcherei benutzt; namentlich aber hatten die bremer Fiſcher daſelbſt einige Backöfen errichtet, um ſich den nothwendigen Brodbedarf herzuſtellen. Wir ſchließen daraus, daß das Felſen-Eiland in jenen Tagen noch unbewohnt war und nur als Zufluchtsort einen Werth hatte. Deſſenungeachtet aber warf der Herzog Friedrich von Schleswig ein begehrliches Auge auf den Punkt im Meere, wahrſcheinlich, weil er eben keinen andern Anlaß zu Zank und Fehde finden konnte, ſchiffte hinüber und zerſtörte das Wenige, was er drüben fand,

die unschuldigen Backöfen, indem er zuvor dargethan, daß das Eiland ursprünglich mit Schleswig durch eine Landenge zusammengehangen habe, und folglich sein Eigenthum sei. Nicht bald darauf, 1497, zeigte sich's, daß diese Gewaltthat einem mörderlichen Vertilgungskriege die Bahn gebrochen. Die Dithmarser nämlich, die immer auf der Lauer standen, einen Anlaß für Krieg gegen Dänemark zu erspähen, und eben mit den Städten wohl befreundet waren, fielen auf das herzogliche Gebiet nächst der Eider und thaten nach damaligem Kriegsbrauch. Es versteht sich von selbst, daß die Städte auch nicht müssig waren, und so rüstete sich denn Friedrich v. Schleswig mit großem Ernst, erwarb auch einen Trupp sogenannter Gardebrüder, an die 6000 Mann, drang damit in Dithmarschen ein und lieferte den Feinden eine Schlacht, die indeß so übel für ihn ablief, daß er selber nur mit großer Mühe der Gefangenschaft entrann. Dennoch fürchteten die Hamburger nicht ohne Grund, es möchte der gereizte Herzog wohl gar an ihre Stadt sich zu rächen trachten, und man kam deshalb eilig dahin überein, dieselbe von der Nordwestseite durch Aufwerfen noch eines Walles, von dem Millern- bis an das Schaarthor, zu decken. Man nannte ihn den neuen Kuter-Wall, und wurde derselbe zwischen 1500 und 1504 vollendet. Der Streit währte 4 bis 5 Jahre, und erst spät vertrug man die Sache in Güte dahin, daß das Felseneiland wiederum an die vorigen Besitzer zurückfiel. Was nun aber die eben erwähnte bürgerliche Rotharbeit betrifft, so war dieselbe nicht so leicht gemacht, als erwähnt, da solche inmitten eines strengen Winters beschafft werden mußte; auch knüpfte sich an diesen Wall noch ein ärgerliches Verhältniß der Bürger zu dem Domkapitel. Es hatte nämlich seit langer Zeit schon Zwist zwischen beiden gegeben, indem die Geistlichkeit im Besitz von Brau-Erben war, die den Bürgern besser zu Statten gekommen wären, und die diese deshalb zu ersteben trachteten, ohne daß die eigennützigen Pfaffen zum Verkauf zu bewegen

waren. Jetzt legte ihnen der Rath für den Eigensinn eine Befestigungssteuer auf; da aber die Zahlung ausblieb, so zwang man das hochehrwürdig sein wollende Capitel endlich mit Gewalt zu beiden.

Eben jetzt, in obgedachtem strengen Winter, zeigte es sich aber, daß das vorhandene Capital zu den Wallarbeiten nicht genüge, und im Darnach-Aussehn, wie dem Mangel etwa am geeignetsten abzuhelfen sein möchte, verfiel man sehr gestheut auf die bis zum Unmaß gesteigerten Schenkungen verstorbener Burger an die Geistlichkeit. Die Burgerschaft zeigte diesmal so viel Verstand, dem Rathe völlig beizustimmen, und es wurde verordnet, daß alles geistliche, in burgerliche Erben belegte Gut, von dem Grundbesitzer beschworen, und die dafur schuldigen Gefalle fur ein ganzes Jahr in den öffentlichen Säckel fallen sollten. Gleicherweise sollte es gehalten sein mit allen sogenannten Testamenten, Bruderschaften und was sonst an geistlichen Vermächtnissen der große Schwamm, die Kirche, einzusaugen pflegte. — Man ging um der Noth halber aber noch einen Schritt weiter, denn es wurde eine Verordnung erlassen, daß die eitlen Frauen und Mädchen ihren übermäßigen Goldschmuck sollten abthun, anders man ihn nehmen, und ohne Zins und Rückgabe zu der Stadt Besten verwenden werde. Es floß nunmehr viel Geld zusammen, die goldenen Busenketten und die silbernen Rockgehänge aber verschwanden. Indeß blieben die Väter der Stadt mit ihren Opfern nicht dahinten, sondern es brachten der Rathsglieder und anderer reicher Burger Viele ihr Silbergeschirr fur der Stadt Bestes zur Rathswage. — Es mochte Einem bedunken, als sei in jungster Zeit noch ein viel dringenderer Bedarf an Geld gewesen, und man hätte von der praktischen Vorzeit wohl etwas lernen können. Haben unsere Priester nun auch gleichwohl nicht so viel zu verlieren, wie das damalige Domkapitel: an goldnen Spangen und Silbergeschirr ist auch heute noch Ueberfluß.

Anderweitiger Zwiſt entſpann ſich um dieſe Zeit zwiſchen einigen Hanſeſtädten — Hamburg unter ihnen — und England, indem die Engländer unter dem Vorwande, als hielten die Städte mit den Dänen, ihren ewigen Feinden, die hanſiſchen Kaufleute zur See beſchädigten, auch ihnen ihre koſtbarſten Privilegien entzogen. Solcher Zwietracht halber wurde eine Tagefarth nach Antorff (wohl Antwerpen) ausgeſchrieben, wozu von hamburger Seite der berühmte Dr. Herm. Langenbeck und Detrl. Bremer abgeordnet waren. Lübeck und Hamburg machten übrigens die Fahrt vereint, und es wird angemerkt, daß dieſer Zug mit Aufbietung einer ungewöhnlichen Pracht ins Werk geſetzt wurde, indem allein 50 Reiſige zu Pferde denſelben begleiteten. — Die Geſandten der deutſchen Städte warteten übrigens einen ganzen Monat vergebens auf die Engländer, die da kommen ſollten, und als ſie endlich da waren, handelte man einen ganzen Monat vergebens und beſchickte endlich gar nichts; auch mit Flandern und Holland, die ihre Geſandten geſchickt, war nichts auszurichten, ſo daß man die ungeheuren Ausgaben umſonſt gemacht und gänzlich keinen Nutzen davon heim brachte.

Wir erwähnen hier noch einmal, weil in der Zeitfolge liegend, des Handels, welcher um dieſe Zeit, 1492, ſeine Erledigung fand, und mit der Wittwe des früher erwähnten frieſiſchen Edelmannes Ulrich von Norden mit Frau Theda geführt wurde. Man wird ſich nämlich erinnern, daß Hamburg in ſeiner Herrſchaft, Schloß und Stadt Emden, eine Pfandſumme ſtehen hatte, welche bisher noch nicht wieder abbezahlt worden war. Nun war ſolcher Ulrich v. Norden aber in der Zeit zu ſolchem Anſehn und Reichthum gediehen, daß Kaiſer Friedrich ihn zum Grafen machte, und er die Grafſchaft vom Reiche als Lehn empfing. Als nun der Graf ſtarb und ſeine Frau in ſo reichem Beſitz zurückließ, meinten die Hamburger, es könne dieſelbe jetzt auch wohl einmal an Rückzahlung des Pfandſchillings

denken, weshalb denn ein Mahnbrief an die Frau Gräfin abging. Solche aber fuhlte ſich, wie das denn gewöhnlich geht, ſehr unangenehm dadurch berührt, und meinte, es habe ihrem ſeligen Gemahl die Unterhaltung der Stadt und des Schloſſes ſo viel Geld gekoſtet, daß die Hamburger billig noch etwas darauf geben ſollten, von Zahlung des Pfandſchillings könne aber gänzlich keine Rede ſein. — Da nun Hamburg ſah, daß hier Gewalt eine theure und weitläufige Procedur erregen durfte, ſo knupfte man gütliche Unterhandlungen an, und ließ ſich am Schluſſe mit 10,000 Mark lübſch zufriedenſtellen, wofur Schloß und Stadt Emden fur alle Zeiten der gr ſlichen Familie v. Norden von Hamburg wiederum überlaſſen wurde.

Um nun die Verhältniſſe des Auslandes zu Hamburg möglichſt nach allen Seiten hin zu berühren, erwähnen wir hier kürzlich eines Vorfalls, der ſich in Beziehung zu den nordiſchen Barbaren, den Moscowitern, ereignete. Es war das jetzige Rußland, damals unter Herrſchaft Baſil III. ſtehend, vielleicht das einzige Reich, wohin man nur ſehr vereinzelt, und nicht ohne Furcht und Zagen, geringen Handel trieb. Dennoch hielten ſich ums Jahr 1497 einige hanſiſche Kaufleute in Nowogorod auf, und zwar eben zu einer Zeit, da man zu ihrem Unglück in Reval, das zu dem Städtebundniß gehörte, einen Ruſſen um ſeiner viehiſchen Unzucht halber lebendig verbrannte. Der Czaar hatte nicht ſobald von dieſer grauſamen Juſtiz gehört, als er auch auf Rache ſann, die hanſiſchen Kaufleute in Nowogorod einzuziehen befahl und ihnen den Prozeß machen ließ. — Man mußte das Aergſte befurchten und beſchloß deshalb, ſofort Geſandte an den Czaar abzuordnen. Gut war es indeß, daß dieſelben in Reval vorſprachen, denn hier redete man ihnen die Weiterreiſe alles Ernſtes aus, da ohne Zweifel auch von dieſen Abgeordneten nimmer wieder eine Probe ans Tageslicht gekommen ſein würde, ſo wie man

von jenen hanſiſchen Kaufleuten niemals etwas wieder vernommen hat.

Bis zu Ende dieſes funfzehnten Jahrhunderts hatten ſich nun die Verhältniſſe des Städtebundes ſchon merklich anders geſtaltet. Je öfter ſich die ſogenannten Tohopeſate wiederholten, je deutlicher ſtellte es ſich heraus, daß eben die Nothwendigkeit dieſer vermehrten Wiederholung ein Symptom des Kränkelns, des innern Zerfalls war, dem man durch ſolche Zuſammenkunfte künſtlich vorzubeugen trachtete, obgleich der innere Organismus durch den Hauch des fortſchreitenden Zeitgeiſtes gelähmt war und ſeiner Auflöſung entgegen ging. Durch die Erfindung des Schießpulvers war die Gewalt der Waffen mehr in den Händen der obern Gewalthaber concentrirt; mit ihm bildete ſich die Subordination heraus, und das monarchiſche Prinzip fand darin ein Mittel, ſich zu arrondiren, und diejenigen Städte des Bundes, die vom fürſtlichen Gebiet abſolut eingeſchloſſen, die Luſt zur Fortbildung ihrer Unabhängigkeit zu verleiden, dagegen den Aufſchwung ihres Handels zum Vortheil des Landesoberhauptes zu begünſtigen. Die Städte ſelbſt entfremdeten ſich ſo der Selbſtſtändigkeits-Idee und gewöhnten ſich, ihre Bundespflicht der Unterthanenpflicht aufzuopfern, kein Wunder alſo, daß die auf der Bahn der Unabhängigkeit fortwandelnden ſich mehr und mehr immer iſolirt fühlten, und endlich inne wurden, es ſei auf den Beiſtand der verbündeten Städte nicht ferner bedeutend zu rechnen. So verflüchtigte ſich die Zahl der bethätigten Städte von Jahr zu Jahr, und dennoch hatte ſich der Rechtsbegriff von ſeinem alten Symbole, der Fauſt, noch lange nicht ausreichend befreit, als daß nicht ein Zuſammenhalten der Fleißigen gegen die Trägen, der Arbeiter gegen die Räuber, der Erwerbenden gegen die nur Verzehrenden nothwendig geweſen wäre. So war noch im Jahre 1486 auf einer Tagefahrt zu Lübeck unter den wendiſchen Städten Lübeck, Hamburg, Roſtock, Stralſund, Wismar und Lüneburg

ausgemacht, gegen Uebergriffe der Landesherren in ſtädtiſche Freiheiten, vor Allem aber gegen Reinhaltung der Land- und Seeſtraßen, Kriegsvolk in dem Maße zu halten, daß wenn Lübeck 4 Mann ſtellte, Hamburg und Stralſund 3, Lüneburg und Roſtock aber gegen 3 Mann 2 zu ſtellen haben ſollten. — Alle dergleichen Abkommen wurden indeß ſelten treulich erfüllt. Die Fürſten waren mehr wie je aufmerkſam auf das Thun und Treiben der Städte, und ſo hatte z. E. der Herzog Heinrich von Braunſchweig und Lüneburg ums Jahr 1490 kaum bemerkt, daß die Städte Hamburg und Lübeck die Elbe bei Neuengamm und Vierlanden zu überdeichen begonnen, als er darin eine Beeinträchtigung ſeines Rechts ſah und eifrig dagegen proteſtirte; und da die Burger ſeiner Caprice nachzugeben keine Veranlaſſung fanden, ſo ſchickte der Herzog Heinrich endlich einen Haufen Bauern mit Schaufeln und unter Bedeckung von Lanzknechten herüber, um den neuen Deich zu ruiniren. Die Städte aber hatten ſich etwas dergleichen wohl verſehen, und zur Deckung ihrer Arbeit ſogar grobes Geſchütz aufgepflanzt, dergleichen pflegte eben zu allen Zeiten einigen Reſpect einzuflößen, deshalb die Herzoglichen ſchnell auseinander ſtieben, auch etliche Bauern in Gefangenſchaft ließen, welche von Hamburg, mit Speiſe und Trank weidlich regalirt, als harmloſe Leute bald wieder in Freiheit geſetzt wurden. — Dergleichen Eigenmächtigkeiten nach Luſt und Laune eines jeden Einzelnen tauſendfältig in deutſchen Landen ausgeübt, veranlaßten endlich den Kaiſer Maximilian, auf einem 1495 zu Worms abgehaltenen Reichstage, die deutſchen Fürſten zum Beſchwören eines allgemeinen Landfriedens zu veranlaſſen, über deſſen Aufrechthaltung dann ein Reichskammergericht wachen ſollte. Indeß bedurfte dieſes Saamenkorn einer allgemeinen beſſern Ordnung noch lange Zeit der Entwickelung und der Pflege, als daß man ſo früh ſchon Früchte davon hätte reif ſehen und erndten ſollen, auch ſchienen ſich die Städte noch keinen beſondern Erfolg davon

zu verſprechen, denn bald nachher thaten ſich die obgenannten 6 nordiſchen Städte zu einer neuen „Verſtrickung“ zuſammen, um die alte gewohnte, aber locker gewordene Gegenſeitigkeit zu erneuern.

Bevor wir in das neue Jahrhundert vollends hinüberſchreiten, möge hier als Beitrag zur Charakteriſtik jener Zeit in religiöſer Beziehung eine tragiſche Anekdote Raum finden, die unſer alter Chroniſt in einem Flecken, Barne geheißen, geſchehen läßt. Man führte nämlich daſelbſt die chriſtliche Paſſionsgeſchichte mit aller hiſtoriſchen Treue öffentlich auf. Als Chriſtus nun aber am Kreuze hing und der Kriegsknecht kam, ihm mit ſeiner Lanze die Seite zu öffnen, mochte dieſer auf den Stellvertreter des Chriſtus wohl einen Haß haben, denn er ſtieß ſo heftig, daß Chriſtus todt herab, und ſo unglücklich auf die untenſtehende Maria fiel, daß dieſe ebenfalls den Geiſt aufgab. Da ſolches aber Johannes ſah, der ein Verwandter des Chriſtus war, rächte er den Tod des Freundes an dem heidniſchen Kriegsknecht und erſtach ihn im erſten Aufwallen des Zorns, wofür er denn ſelber wieder durch Urtheil und Recht Todes erbleichen mußte, alſo daß dieſe Paſſionsgeſchichte ein jämmerliches Ende nahm, wornach denn wohl ſolche Farcen für die Zukunft werden abgeſtellt worden ſein. Es iſt aber erſchrecklich, wenn man bedenkt, in wie mannigfacher Art der Götzen- und Opferdienſt und die Kreuzigung der Vernunft ſich an der armen Menſchheit ſeit jeher gerächt hat.

Was nun die hamburger Rathsverhältniſſe betrifft, mit denen man in das neue Jahrhundert hinüberſchritt, ſo hatten die allerdings durch ihren Charakter beklagenswerthen Irrungen zwiſchen Rath und Burgerſchaft dennoch die heilſame Folge gehabt, daß mancher Mißbrauch abgeſchafft, manche neue heilſame Maßregel eingeführt wurde. Man konnte ſich nicht verhehlen, und mancher Artikel der neuen Receſſe beſtätigte es, daß das alte Stadtbuch für die neuen Verhältniſſe nicht ferner genüge, und dieſe Wahrnehmung

wird ſich in jedem Jahrhundert, ſo lange Hamburg ſteht, erneuern. — Es kam für jene Zeit hinzu, daß viele Paragraphen des genannten Buches nur zu willkurliche Deutung zuließen; ja was das ſeltſamſte von allem, daß viele dahin gehörige Receſſe gänzlich verloren gegangen, oder wie ſich die alten Chroniken ausdrücken: „ghantz vorlecht“ waren. In Erwägung alles deſſen konnte man ſich nicht verhehlen, daß eine völlige Umarbeitung des hamburger Stadtbuches eine Nothwendigkeit ſei. Noch vor Ablauf des Jahrhunderts leitete man deshalb dieſelbe ein, und der hochbegabte Bürgermeiſter Herm. Langenbeck unterzog ſich der Hauptleitung, unter Beiſtand des lubecker Syndicus Mathias Pakeburch. Daß die erwähnten Receſſe als Grundlage dienen mußten, lag in der Natur der Sache, doch zog man auch das alte einfache Sachſenrecht — mit ſorglicher Umgehung des römiſchen Rechtes — herbei, und vollendete die ſchwierige Aufgabe im Jahre 1497.

Ueber die Beſtandtheile des Raths haben wir nebſt dem, was ſchon früher über den Urſprung deſſelben geſagt wurde, zu bemerken, daß bis zum Jahre 1350 2 Bürgermeiſter, in jährlicher Abwechslung, den Vorſitz führten. Erſt von dieſer Zeit an veranlaßte die Vermehrung der Geſchäfte eine Erhöhung der Zahl bis zu vier, wobei es bis auf unſere Zeit geblieben iſt. Die Ergänzung des Raths, urſprünglich ein Vorrecht der Bürger, hatte derſelbe im Laufe der Zeit ſich ſelber angeeignet. Die Wahl geſchah auf dem Eimbeckſchen Hauſe, um Petri Stuhlfeier, und zwar ſo, daß jedesmal nach Umſtänden 2, 4 oder 6 erwählt wurden. Ueber dem Rathskeller war ein Lokal, ein Boden oder dergleichen, das man ſpäter Weinbude, urſprünglich aber Winnboden — von Winnen oder Werben — hieß, und wo ſonſt die Beeidigung von Zeugen und Beamten geſchah, (eine Bezeichnung, die ſpäter auf den Audienzſaal des Rathhauſes übertragen wurde). In dieſem Lokal verſammelten ſich die Burgermeiſter 14 Tage vor der Wahl,

die Rathmänner aber trafen ſich im Herrenſaal, um über die Zuläſſigkeit der zu Erwählenden, nach Fähigkeit, Ruf oder Verwandtſchaftsgraden zu berathſchlagen. Daß Vater und Sohn nicht zugleich im Rath ſitzen konnten, iſt ſchon früher bemerkt; Bruder durften es, doch nicht zugleich in der Regierung ſein, welche alljährlich um Petri von der einen zur andern Hälfte überging. — Dienſtverhältniſſe zu fremden Herren ſchloſſen von der Rathsbefähigung aus. — Das höchſte Gericht (Obergericht) und die Leitung aller Staatsangelegenheiten lag urſprünglich dem Rathe allein ob. Die Rathmänner — ſpäter „Herren“ — waren zugleich Ober-Anführer der Land- und Seetruppen, hatten auch bis 1437 die Geſandſchafts-Poſten zu übernehmen, von da an aber übertrug man dergleichen Geſchäfte einem Syndicus, der für jeden Fall beſonders erwählt wurde, und nicht für Lebenszeit im Amte blieb. Sie ſowohl, wie die um dieſelbe Zeit zuerſt eingeführten Secretäre waren meiſt geiſtlichen Standes, indem ſolche am beſten mit der Feder umzugehen wußten. Erſt 1464 finden wir ein Mitglied des Rathes, Heinrich Murmeſter, der ein Rechtsgelehrter (legum Doctor) war. Herm. Langenbeck, ſeit 1478 Bürgermeiſter, Decretalium Doctor; Gerhard v. Holte (1505) J. U. L.; und Henrich Salsberg (1523) Jur. Dr.

Der Urſprung des Niedergerichts iſt folgender Art nachzuweiſen: Zur Zeit, da noch der Voigt die oberſte Gerichtsperſon war, drangen ihm die Bürger zur Beſeitigung von Mißgriffen, Gewaltſtreichen und Parteilichkeiten, Dingleute, d. i. aus ihrer Mitte erwählte Beiſitzer auf, die die Handhabung der Gerechtigkeit zu überwachen. Nach und nach gewannen dieſe Dingleute die völlige Macht und der Voigt war nur noch ihr Vorſitzer, auf deſſen Frage (Vortrag des Rechtsfalls) ſie das Urtheil zu finden (ſchaffen) hatten. — Das Urtheil, ſelbſt wenn es an den Hals ging, wurde unverzüglich vollzogen. — Seit 1414 wurden zwei beſondere Gerichtsherren (Prätoren) dem Niedergericht

(Dingbank) zu Vorſitzern gegeben. Von 1512 an wechſelte das Amt unter den Rathleuten; Rath und Niedergericht hatten ihre Sitzung im Rathhauſe, und eine Beſtimmung des Stadtbuchs von 1497 erneuert ausdrücklich die Beſtimmung: „Ein Rathhaus ſoll bleiben und anders keins, und eine Dingbank, und beide ſollen von ihrer Stelle nicht verrückt noch anderswohin verlegt werden.“ Das Gerichtsverfahren war ohne Spitzfindigkeit auf das Stadtbuch, oder wo dieſes nicht ausreichte, auf den natürlichen Verſtand begründet. Ein jeder Hamburger über 18 Jahr alt, durfte vor Gericht ſein Recht vertheidigen, oder ſich: „eene Vorſprake“ erwählen, die man den Vormund zu nennen pflegte, und dem die Verpflichtung oblag, die Sache bis ans Ende zu führen, wofür das 1497 neu revidirte Stadtbuch eine anſtändige Vergütung zuſicherte. Erſt 1529 traten an die Stelle derſelben die Procuratoren. Wie und wo die Bürger ſich zu verſammeln pflegten, haben wir bereits aus mitgetheilten Ereigniſſen bemerkt. Es war in jenen Tagen noch jedem Bürger erlaubt, Antheil an den Verhandlungen zum Wohl des Staates zu nehmen. Geſetze, die auf Veranlaſſung der Bürgerſchaft oder aus freiem Willen vom Senat erlaſſen wurden, ſchrieb man, aus gänzlichem Mangel an Journalen, auf hölzerne Tafeln, Schragen genannt, und hing ſie zu Jedermanns Anſicht auf dem Rathhauſe aus. Verordnungen polizeilicher Art, denen man einen vorzüglichen Nachdruck zu geben trachtete, wurden zu allgemeiner Erinnerung jährlich unter gewiſſem feierlichen Ceremoniell öffentlich vom Rathhauſe, unter der Bezeichnung Buurſprake verleſen, ein Gebrauch, der ſich erſt ſehr ſpät verlor. — Das Landgericht (Landding), für die Bewohner außerhalb der Thore, war von jeher von dem Städtiſchen getrennt, wurde alle 6 Wochen gehalten, von ſämmtlichen Hausherren pflichtmäßig beſucht, und bewegte ſich in eigenthümlichen ländlich-naiven Formen, von denen wir nur die, mit welcher die Sitzung aufgehoben wurde, als beſonders charakteriſtiſch

anführen; der Gerichtsherr sprach: „Hier gebe ick up en free un apenbahr Landrecht, bet äver dree veerthen Dage (dreimal 2 Wochen), da mine Herren und de Richter wat wedder to dohn heft. — Landsatten, dat verlede ick jy, wegen eenes ehrbaren Raddes, latet der Herren Holt stahn, latet der Herren Dieke stahn, latet der Herren Fische gahn, latet der Herren Wildt gahn. Free Scheedewege, free Dodenwege, free Karkenwege; Alles, wat free un in Freede befangen is. — Gaht nu na Hus und schlaht Wulff un Baren dodt, und bringet de Herren dat Fell." — Eine naive Ermahnung, von der der Schlußsatz vorzüglich eine uralte, zukunftfrische und tiefsymbolische Bedeutung hat.

So wie das nun beginnende 16te Jahrhundert sich überhaupt und vorzüglich in geistlichen Angelegenheiten der allerwichtigsten und erfolgreichsten Art bemerklich macht, trägt auch das erste uns auffällige Ereigniß in diesen Zeitabschnitt einen geistlichen, oder vielmehr richtiger päpstlichen Charakter. Es war nämlich im Jahre 1503, als des Papstes Legat und Gesandter, der Cardinal Raimund, von Lübeck gen Hamburg zog. Die ganze hiesige Clerisei, wahrlich kein geringer Schwarm, zog ihm in großem Pomp mit weiß gekleideten Chorknaben entgegen. Der Rath und die versammelte Burgerschaft erwarteten seine Ankunft vor dem Steinthore, und empfingen ihn hier mit großer Ehrfurcht und Feierlichkeit, um den vornehmen Herren in solennem Zuge nach dem Dom zu geleiten, woselbst er niederkniete und sein Gebet verrichtete. Von hier führte man ihn in des Cantors Hof auf dem Berge, daselbst ihm die Herberge bestellt war. — Am nächstfolgenden Sonntage ordnete er eine glänzende Procession an, hielt hernach die Messe und bestieg darnach auf dem Domskirchhof einen hohen, für ihn prächtig zugerichteten Stuhl, und segnete von da aus zuerst das Volk. Dabei bediente ihn als Subdiacon der Herzog Christoph zu Braunschweig, als Diacon aber der Graf zu Kirchberg, welcher auch zugleich dem Volke die lateinischen Reden des

Cardinals verdollmetſchte. — Es herrſchte aber über dem allen gar eine große Erbauung im Volke. — Folgenden Tages bemühte ſich der geiſtliche Herr, die Irrungen zwiſchen dem Herzog von Lüneburg und den Städten Hamburg und Lübeck, von wegen des Elbdeiches, beizulegen, konnte aber nicht damit zu Stande kommen; beſſer gelang es ihm ſchon, den Hader zwiſchen Rath und Bürgerſchaft und dem Domkapitel zu ſchlichten. — Ferner gebot er den Pfaffen, bei Strafe des Kirchenbanns, innerhalb einer Monatsfriſt ihre Beiſchläferinnen zu entlaſſen; beſuchte auch die Mönche und Nonnen und ihre Klöſter, ermahnte jegliche, fein bei der Regel ihres Ordens zu bleiben und ein gottſelig Leben zu führen, und zog dann auf ſeiner Reiſe weiter gen Stade. Ob ſeine Drohungen und Ermahnungen viel gefruchtet, davon ſchweigt die Geſchichte, möchte wohl auch kein groß Erhebens davon zu machen ſein.

Viel nützlicher und einflußreicher für Hamburgs Wohl bewies ſich ſeit lange der ſchon erwähnte weiſe und tugendſame Bürgermeiſter Herm. Langenbeck, der Rechte Dr. der ſchon längſt zu den wichtigſten und einflußreichſten Miſſionen war verwendet worden. Es hatte aber nicht ſobald obengemeldeten Cardinal Raimund Lübeck verlaſſen gehabt, wo er wunder meinte, wie dauernd, einen Frieden wegen langverzogener Fehde zwiſchen Dänemark und Lübeck geſtiftet zu haben, als auch ſchon die Kriegsflamme wieder ausbrach, und Hamburg eingeladen wurde, Theil daran zu nehmen. Das Volk bezeugte eine ungewöhnliche Luſt, auch einmal wieder auf den alten Erbfeind loszuſchlagen, und die Stimmen für und wider ſchwankten mächtig; da ſetzte der Burgermeiſter Langenbeck es durch ſeine Beredtſamkeit und ſchlagende Gründe bei Rath und Bürgern durch, daß man die Hände aus dem Spiel ließ, wodurch der Stadt ein unberechenbarer Vortheil erwuchs; denn weil nach erklärtem Kriege der Sund geſperrt wurde, zog ſich die Handelsſtraße, vorzüglich der fleißigen Holländer und Brabander, über

Hamburg, wodurch die Stadt so mächtig in Flor kam, als sie es nie zuvor gewesen, und mancher neuer Grund zu mächtigem und dauernden Reichthum gelegt wurde.

Die vortheilhafte Lage der Stadt, vereint mit dem Ameisenfleiße der Bewohner hatten übrigens bis um diese Zeit die Zahl der Bewohner, so wie die dafür erforderlichen Wohn-Gassen und Plätze bedeutend vergrößert. Blicken wir uns einmal wieder in den Lokalitäten der Stadt um, so finden wir die östliche Grenze durch das Stein- und das Spitalerthor bezeichnet. Ersteres, 1489 angelegt, lag zwischen der heutigen Neustraße und den Langenmühren, in der Steinstraße; letzteres zwischen Kurzen- und Langenmühren in der Spitalerstraße, von der ein gerader Weg zu dem mehrerwähnten St. Georgs-Hospital führte. — Nordwestlich erweiterte man um 1499 die Stadt mittelst eines neuen Walles, der von der Alster südlich bis zum Ausgange der Admiralitätsstraße hinlief. Die Anlegung dreier neuen Thore waren damit verbunden, das der Alster zunächste, am Orte, wo früher die Straße: der Voglerswall, mündete, hieß das Dammthor und ersetzte das alte Mühlenthor, wodurch die Mühle, die früher außerhalb der Stadt lag, jetzt in dieselbe eingeschlossen wurde; doch muß man sich wundern, warum so viel Arbeit und Kosten um so eine kleine Strecke Terrain-Gewinn aufgewendet wurden. Von hier lief ein 24 Fuß breiter Damm westlich durch die Alster, den heutigen Jungfernstieg und einen Theil des Gänsemarktes einschließend, und der Rosendamm geheißen. — Das zweite Thor wurde vom spätern Schliekuth nach der jetzigen Ellernthorsbrücke verlegt und behielt den Namen: Millernthor. Das dritte, ein neues Scharthor, wurde vom Ende der Kajen nach der jetzigen Scharsteinwegsbrücke verlegt. Von hier aus lief die Stadtgrenze bis 1563 gerade östlich über die Kajen und den Neuenkrahn; hier folgte das alte Brookthor; dann in derselben Richtung weiter: Mühren, Zippelhaus, Dovenfleth zum Winserthor, von hier aufwärts bis zum Schul- oder

Marienthor, und weiter über die Pumpen und Neuſtraße zum Steinthor.

Ueber den Urſprung einiger Straßen-Namen führen wir noch Folgendes an: die in Hamburg ſo oft vorkommende Bezeichnung „Twiete" für, in der Regel, ſchmale Gäßchen, und gewöhnlich als eine Ableitung des lateiniſchen Tutio (Beſchirmung) betrachtet, weil die urſprünglichen ſchmalen Gaſſen, mit weit vorſpringenden Dachrinnen, ungerechnet den Ueberbau der Häuſer, vom blauen oder grauen Himmel droben nicht eben viel ſehen ließen, und ich meine man kann ſich mit dieſer Erklärung begnügen. — Der Neß, eine kleine Straße beim vormaligen Rathhauſe, hieß urſprünglich Neſſel, wohl vom Wappen der Schauenburger abgeleitet. Die Brandstwiete, (früher Twedorpstwiete), ſeit 1419 ſo genannt, ſoll von dem in dieſer Zeit lebenden, ſchon erwähnten Heine Brandt, der durch einen Zwiſt mit dem Herzog von Lüneburg Berühmtheit erhielt, ihren Namen bekommen haben. — Zwiſchen der kleinen Reichenſtraße und dem Hopfenſack ſtand früher ein Thor, wo in älteſter Zeit Hopfen zum Verkauf ausgelegt wurde; noch im Jahr 1476 wurden hier Buden zu ſolchem Zwecke vermiethet; als man den gutgelegenen Ort zu Wohnungen benutzte, entſtand der Hopfenſack, der noch bis heute öſtlich keinen Ausgang hat. — Ueber den Ausdruck: Schoppenſtehl iſt man nicht einig. Einige möchten es gern von Schoffen und Stegel (Steg oder Steige) ableiten, wenn man in Hamburg nur den Ausdruck Schoppen oder Schoffen für Gerichtsbeiſitzer gehabt hätte. Auch ein Bier-Schoppen möchte ſchwerlich Gevatter geſtanden haben. Am Ende läuft der Name auf einen Volkswitz hinaus, indem man den Fiſchmarkt — wo ohnehin mehreremale große Feuersbrünſte wütheten — mit einen Feuerſchopen (Feuerpfanne) verglich, und jene nur kurze Straße, die hart daran ſtößt, mit den Stiel verglich. — Der Fiſchmarkt hieß früher der alte Markt, bis die Oberländer dort ihre Süßwaſſer-Fiſche

zum Verkauf auslegten. — Die Beckmacher-Straße hieß früher auch Armesünder- und Hunde-Straße; nur der Ursprung der ersten Bezeichnung ist nachzuweisen, indem die zur Hinrichtung bestimmten Deliquenten. diese Straße auf ihrem vorletzten Gange vom Rathhause zur Frohnerei durchwandern mußten. Ob Beckenmacher von Becken machen, (Böttcher, Kiemer) herstammt, bleibt dahingestellt. — Die Stavenpforte leitet man von einer Badstube (Stube hieß in der alten plattdeutschen Sprache Stave) ab, die früher daselbst belegen war. — Der Breitegiebel, welcher der Straße: „Hinterm breiten Giebel" die Bezeichnung gab, gehörte dem Johanniskloster an, und war bis kurz vor dem letzten Feuer, wo man dasselbe abbrach, noch zu schauen. — Der Teufelsort (Düvelsört) später beim Drill- (Exercier-) Hause genannt, entstand von einem kleinen, in die Alster führenden Winkel, wo der Teufel die Lebensmüden in großer Anzahl in ein nasses Grab geführt haben soll. — Die Raboisen, in der Gegend des frühern Schinderangers belegen, soll von dem Hause des Scharfrichters so bezeichnet seyn, das man Rabenhaus nannte, weil sich dort um den Abzug halber viele Raben aufhielten. Als mehrere Häuser daselbst gebaut wurden, die man dann Rabenhäuser nannte, und daraus zuletzt Raboisen machte — wenn es wahr ist; — daß man die Benennung gewöhnlich von zwei Gebrüder Raboisen ableitet, ist schon früher erwähnt, wie auch der Zweifel über die Raben. Das Zippelhaus verdankt den Bardowiker Grünwaarenhändlerinnen, die hier vorzüglich viel Zwiebeln (Zippeln) feil bieten, seinen Namen. Von der bezüglichen Vergünstigung ist schon geredet worden; daß dieselbe verloren gehen soll, wenn einer Bardowikerin in dem, dem Völkchen angehörigen Hause unvermuthet eine Niederkunft überkäme, ist wohl nur eine Sage. — Der Steckelhörn, wird hin und wieder von der heiligen Thecla abgeleitet, jedoch wohl ohne Grund, da wir anderweitig keine Spur von der Dame hier finden. Das von dort be-

ſindlich geweſenen Stacketen herrührt, läßt ſich hören. — Den Cremon, von der italieniſchen Stadt Cremona abzuleiten, iſt weit hergeholt; da ſie nun in alten Urkunden Luna falcata genannt wird, die Straße auch einer Mondſichel gleicht, ſo mag's richtig ſeyn, daß der Name von Krummond abgeleitet worden iſt. — Vom Nicolai-Kirchhof führte vor dem Brande ein ganz kurzer Gang: das kurze Tafellaken, nach der Neuenburg, ein Name, der einem Volkswitz ſeine Entſtehung zu verdanken ſcheint. — Die Korbmacher- auch Blodloſe-Twiete geheißen — und von der Bohnenſtraße nach dem Nicolai Kirchhof führend — hat ihre letzte Bezeichnung, einer Volksſage nach, folgenden Umſtand zu verdanken: Ao. 837 ſoll in Hamburg ein Wende, mit Namen Baruch, gewohnt haben, deſſen Weib, als eingefleiſchte Heidin, manchen guten Witz über die unbefleckte Empfängniß Maria geriſſen hatte; als die Spötterin nun ſelber Mutter werden ſollte — ſpricht die Sage — mußte ſie ganze zwe Jahre ihre Bürde mit ſich umhertragen, und brachte dann ein Monſtrum zur Welt, das zwei Bärenfüße und zwe Köpfe mit Eſelsohren aufzuweiſen hatte. Dieſe ſaubere Brut koſtete der Mutter das Leben, that dann das Maul weit auf und erzählte, daß die Frau Mama vom Teufel geholt worden ſey. Der Papa, der wahrſcheinlich längſt ein guter Chriſt war, habe ſich nun wegen ſeines Weibes Bezauberung gar ungebärdig angeſtellt, und an allen Nachbarsleuten dermaßen gerächt, daß die Straßen voll Blut geſtanden, mit Ausnahme jener Twiete, deren Bewohner ſich vielleicht gegen den wendiſchen Unhold verrammelt hatten. — Man ſieht, die alten Hamburger hatten mehr Phantaſie als die Neuen. — Die Herrlichkeit, ein Name, der jetzt wie Spott klingt, ſoll fruher, als mehrere Rathsherren, vom Volke Herren genannt, dort ihre Gärten hatten, ganz in der Ordnung geweſen ſeyn. — Hiemit beſchließen wir dieſe etymologiſche Rundſchau. Die nicht aufgefuhrten Gaſſennamen erklären ſich entweder leicht von ſelber, oder ent-

behren alles begründeten Nachweises. Auch einige schon früher erwähnte sind übergangen worden.

Entschließen wir uns auch noch zu einer Rundschau auf die theils verschwundenen, theils noch existirenden, öffentlichen Gebäude, so kehren wir denn zuerst bei dem Altespräsidenten, dem ehrwürdigen Dome ein, der schon in den frühesten Zeiten seiner Kindheit, da er nur noch als bescheidenes Marienkirchlein figurirte, viel Drangsale ausstehend, doch unverwüstbar viele Male aus seiner Asche wieder entstand, bis es dem Zeitgeist des 19ten Jahrhunderts gelang, ihm den Garaus zu machen, und für das Symbol des Glaubens, ein Symbol des Wissens, ein Gymnasium an die Stelle setzte. — Das alte Gotteshaus nahm einen Raum von 142,520 □ Fuß ein; die Länge der Kirche betrug 271, die Breite 137 Fuß, daneben hatte der Thurm eine Höhe von der Basis bis zum Knopf von 353, das Gewölbe der Kirche aber als Maximum 75 Fuß Höhe. — Sechs Thüren führten in des Gebäudes Innere; eine Kapelle, — der sogenannte Schapendom — war nördlich im Innern angebaut, an welche der, von dem sogenannten Friedhof umschlossene Kreuzgang stieß; der sogenannte Lector stand nordöstlich. — In der Mitte der Kirche erhob sich 3 Fuß hoch ein Grabmal des Grafen Johann I., verschlossen durch eine große, weiße Marmorplatte, auf welcher früher eine Messingplatte mit des Grafen Bildniß und einer Umschrift lag. Nahebei hing eine Votivtafel der Schauenburger Grafen. — Ein Denkmal des aus Rom vertriebenen, und Ao. 965 in Hamburg verstorbenen und im Dom begrabenen, später aber nach Rom gebrachten Pabst Benedict V., zierte den hohen Chor. Ein zweites steinernes Denkmal erinnerte an den in Hamburg vielverdienten Albert Cranz, durch dessen eingegrabnes Bildniß. — Das Bild des heiligen Anscharius hing an einem Pfeiler. — Als Curiosum verdient eine Steinplatte angeführt zu werden, auf welcher ein singender Esel abgebildet war. Dieser älteste aller abgebildeten sin-

DIE PETRIKIRCHE IN HAMBURG.

(1842.)

genden Esel, begleitet sich auf einem Dudelsack, und ist umwunden mit einem in Schleifen geschlungenen Bande, in welchem ein verkehrtgelegter Reichsapfel ruht, und zwei Schilder trägt, von welchen das eine einen bis an den Gürtel in einem Hahnenkorb steckenden, oben aber nackenden, knieenden Graubart, das andere aber einen gerupften Puterkopf mit zwei halben Sternen, als Wappen aufzuweisen hat; die Symbole der vier Evangelisten zierten die Winkel der einen Platte. Neben dem Ochsen des Lucas sah man eine aus ihrem Gehäuse hervorkriechende Schnecke abgebildet. Auf erwähntem Bande war zu lesen: „Ick vör, du nah k. n. v. t. de Welt hest sick ummekehrt, darum hebbe ick arme Esel pipen gelehrt, nacket bin ick gebohren, hier is mehr gewunnen als verlohren. O myn Herr un Gott, wäs barmhartigh my armen Sünder." — Am innern Rande aber liest man: Ao. Do. 1516 des Dinreldages vor Micheli starf zehlige Geske v. d. Holte." Auf dem äußern aber: „Johannes Lange 1537 vnd syne Kinder." — Ueber die Bedeutung dieses närrischen Bildes ist man sich nicht recht einig, ob es eine pfäffisch-satyrische Allegorie auf die Freuden der Weltkindern sein soll, der zu allen Zeiten gewissen Kopfhänger gern eins anhängen mochte, oder ob es als Epitaph eines Schalksnarren zu betrachten, der den Domherren mit seinen Schwänken die Bäuche wackeln machte; jedenfalls ist es die Idee eines närrischen Kauzes, und als Pendant dazu ist ein ebenfalls dort aufbewahrtes Paar Stiefel zu rechnen, die der Teufel eigenhändig, und zwar ohne Rath angefertigt haben soll, obgleich Männer vom echten Leder, die derbsten Räthe aufzufinden wußten. Jedenfalls mag sich der Teufel bedanken, daß man ihm die Ehre angethan und in das Amt der Schuster aufgenommen hat. — Der Dom hatte übrigens eine Unzahl von Pertinenzien, die aufzuzählen man mir erlassen möge.

Unter den legitimen Kirchen behauptet die des St. Petri immer den ersten Rang. — Bei 225 Fuß Länge und

135 Fuß Breite, mit einem Thurm von 416 Fuß Höhe, hatte sie die Form eines länglichen Vierecks. Der 1842 abgebrannte Thurm ward 1312 erbaut; 1511 trug man die schadhaft gewordene Spitze ab, und wurde solche dann von dem hannöverschen Baumeister Heinrich Berends in Form einer vielbewunderten schlanken Pyramide wieder aufgesetzt.— Die dafür aufgewendeten Kosten betrugen 861 ℔ 1 ß, zu welchem Zweck eine allgemeine Sammlung in Hamburg veranstaltet wurde, ohne die erforderliche Summe zu erzielen. Es ergab das Kirchspiel St. Petri 107 ℔ 1 ß, Nicolai 109 ℔, Catharinen 74 ℔, Jacobi 51 ℔ 6 ß. dann St. Petri noch einmal 50 ℔ 10 ß, Summa 392 ℔ 10 ß, wozu der Leichnam, d. i. die Gemeinde St. Petri, 472 ℔ herbeischoß. Meister Berends bekam contractlich für seine Mühe 450 ℔ lübisch nebst 2 Wispel Malz, 10 Ellen englisch Laken zu 1 ℔ 8 ß die Elle, und 3 ℔ für Transport des Geräths. Ueberdies für sich und seine Arbeiter freie Wohnung mit Betten, und den Gesellen à 1 ℔ 8 ß Biergeld. — Ao. 1354 bekam der alte Thurm eine vom Meister Dietrich in Münster verfertigte Glocke, 49 Schiffpfund an Gewicht; 1396 wurde die Kirche mit einer neuen Kanzel geschmückt, die später nach Schiffbeck gekommen sein soll und 1522 die neue Orgel. Der Thurm hatte 2 Glockenspiele, wovon das eine, außen hängend, jede halbe und ganze Stunde eine halbe und ganze Strophe eines Chorals spielte.

Die Cavelle des St. Nicolaus wurde 1331 abgebrochen und zu einer Kirche herausgebaut, jedoch erst 10 Jahre später der Grundstein zum Thurm gelegt; dabei blieb es dann bis 1516, wo man die Arbeit wieder aufnahm und in 2 Jahren beendete. 16,000 ℔ sollen für die Kosten ausgereicht haben. Am 16. Juli 1589, Nachts um 12 Uhr, zündete der Blitz den Thurm, so daß er noch dieselbe Nacht bis aufs Mauerwerk herunterbrannte; indeß war er schon nach 2 Jahren, 406 Fuß hoch, wieder aufgebauet; eine

DIE NICOLAI-KIRCHE IN HAMBURG.

1842.

achteckige Pyramide ruhte auf acht vergoldeten, je 7½ Fuß im Durchmesser haltenden Knöpfen. Besondere Merkwürdigkeiten außer ein in Stein gehauenes Wappen des Simon von Utrecht, Mitbezwinger des Stortebeker, enthielt die abgebrannte Kirche nicht. Es hingen übrigens 6 Glocken in diesem Thurm, von denen die größte 10,000 ℔ wog. — Unter den erwähnten 8 Knöpfen, in einer sogenannten Laterne, hing ein holländisches Glockenspiel, das jeden Morgen um 6 Uhr und Mittags um 2 Uhr von selber spielte, anfangs in Catharinen hing, aber 1668 wegen seiner Schwere herabgenommen und hier placirt wurde.

Die St. Catharinen-Kirche, ursprünglich eine Capelle, wurde im 13ten Jahrhundert zu einer 250 Fuß langen und 100 Fuß breiten Kirche erweitert und ausgebauet; 1433 legte man den Grund zu einem Thurm, dessen Mauer, 1565 verstärkt, man 1600 erhöhte und 1603 mit einer Spitze versah. 1648 warf ein Unwetter die Spitze herab, und wurde 1659 von Peter Marquard so wieder aufgesetzt, daß der Thurm jetzt 390 Fuß hoch ist.

Die Jacobi-Kirche wurde ungefähr gleichzeitig mit Catharinen erbauet; daß eine päpstliche Ablaßbulle für dieselbe wirksam war, ist schon erwähnt und wird selbige noch jetzt in der Jacobi-Kirchen-Bibliothek in einer Blechkapsel verwahrt. Sie ist auf ein Großfolio-Pergament in schwierigem Mönchslatein mit vielen Abreviaturen geschrieben, und mit 18, auf grunem und rothem Wachs abgedruckten Siegeln versehen und von 3 Erz- und 15 gewöhnlichen Bischöfen unterzeichnet. — 1391 wurde der Bau vollendet; an der Ostseite desselben stand ein kleines spitziges Glocken-Thurmchen, und erst 200 Jahre später ersetzte man denselben durch einen größern und wurdigern Thurm, der 1810 wegen Baufälligkeit abgebrochen wurde, worauf das Mauerwerk 17 Jahre ohne Spitze blieb, da dann der Prof. Forsenfeldt den neuen jetzigen erbauete.

Die in der letzten Feuersbrunſt eingeäscherte St. Gertruden-Capelle wurde 1391 begonnen und nach 7 Jahren vollendet; ihr Dach wölbte ſich zu einer Kuppel, die mit einem ſpitzen Thurmchen endete. Die Reformation ſetzte ſie 55 Jahre lang außer Gebrauch, dann beſſerte man ſie aus, und ordnete ſie den Vorſtehern der Jacobi-Kirche unter. — Die Fundations-Akte iſt datirt vom Johannis-Abend 1391, und beſtimmt dieſelbe ein Drittheil der Einkünfte dem Domkapitel, ein ander Drittheil der Kämmerei für Grundmiethe, und den Reſt zur Hälfte zur Verwendung für den Aufbau der Jacobi-Kirche; auch ſollten alle Altar-Opfer den Kirchherren zu St. Jacobi verbleiben. Für ihre Selbſtſtändigkeit ſpricht: daß der jedesmalige älteſte Bürgermeiſter zu ihrem Patron und die beiden älteſten Oberalten des Jacobi-Kirchſpiels zu ihren Verwaltern beſtimmt wurden.

Die kurz vor dem jüngſten Feuer abgebrochene, zu dem gleichnamigen Kloſter gehörige und am breiten Giebel belegene St. Johannis-Kirche war 125 Fuß lang und 108 Fuß breit; ſie hatte ein hohes Dach und ein kleines pyramidaliſch geformtes Thürmchen. — Nach der großen Feuersbrunſt in der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts lag ſie bis 1314 in Trümmern, und wurde dann ſammt dem Kloſter prächtig wieder hergeſtellt. Bis 1529 gehörte ſie dem Dienſte der Dominikaner, blieb dann bis 1584 unbenutzt, und erhielt hierauf einen lutheriſchen Prediger.

Die ſchon früher demolirte Heiligen-Geiſt-Kirche war 170 Fuß lang und 150 Fuß breit, und ebenfalls mit einem hohen Dache und mit einem kleinen Thurmchen verſehen. Ueber die Entſtehung dieſer Kirche, mit der ſpäter ein Hoſpital verbunden wurde, fehlen beſtimmte Nachrichten; urſprünglich ſollen die Barfüßer darin ihr geiſtliches Weſen getrieben haben. — 1248 ſchenkte ein Herr Otzgar von Oldenburg demſelben 14 Mark Silber, wofür den Kranken Nachts ein Licht brennend erhalten, nebenbei aber auch den Barfüßer-Pilgern vor ihrer Abreiſe nach Paläſtina Kleider und Schuh

DIE CATHARINENKIRCHE IN HAMBURG.

gekauft werden sollten. Ein Herr Bernhard von Arne überließ in demselben Jahre sein Wohnhaus dem Hospital, bevor er seine Pilgerreise nach Jerusalem antrat, mit der Bestimmung, es sollte während seiner Abwesenheit der Zins desselben unter die Armen vertheilt, nachher aber zum Besten des Hospitals verkauft werden. Auch ein finkenwärder Bauer, Namens Liebrand, vermachte dem Stifte acht und ein halbes Gehöft nebst einem Kahn. — Die übrigen Haupterisstenzmittel bestanden in dem Dorfe Barmbeck.

Ueber die Entstehung der Marien-Magdalenen-Kirche und Kloster, auf dem Platze der heutigen Börse belegen gewesen, ist schon früher berichtet; erstere war 165 Fuß lang und 100 Fuß breit. Zwei interessante Gemälde schmückten früher ihre Wände. Das eine stellte Adolph IV. stehend, mit dem Grafenhut auf dem Haupte, die rechte Hand auf das Schwert gestützt, mit der linken eine Lanze haltend, vor; das andere zeigte ihn als Leichnam im Mönchshabit, drei Engel umschwebten ihn, von welchen der mittelste Wappenschild und Helm über ihn hielt; die beiden andern, ihm zur Seite, schwenkten ihm Weihrauchsgefäße entgegen.

Im Jahre 1372 errichtete man die St. Anscharius-Capelle, auch Maria tom Schar genannt. Ein altes steinernes Marienbild, das bisher in der vom Scharthor bis zum Winterbaum laufenden Hafenmauer befindlich war, wurde darin als Schutzpatronin aufgestellt. — Nach der Reformation, 1531, wurde das Lokal zu einem sogenannten Büchsenhause bestimmt, d. h. es wurde eine Almosen-Büchse daran aufgestellt, wovon es den Namen St. Clemens tom Schar erhielt. Noch etwas später blieb es ohne Bestimmung, wurde dann zum Kornmagazin benutzt, und endlich zum Schiffer-Armenhaus eingerichtet.

Ein Hans Treptow, Ober-Aeltermann der Brüderschaft: Unserer lieben Frauen Krönung im Dom — aus Tischlern, Fischern, Krämern und Hökern bestehend —

grundete im Jahre 1505 das ſogenannte Hiobs-Hoſpital, am Ende der Spitalerſtraße belegen. Veranlaſſung dazu war die zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts ſich auch in Hamburg zuerſt verbreitende Luſtſeuche, auch die neapolitaniſche genannt. Der Stifter ſagt in ſeiner Stiftungs-Urkunde, daß er ſich zu dieſer Barmherzigkeit bewegen gefühlt habe, weil die Kranken „up de Straaten alſe Beeſte verſterben ſyn, dewele Jedermann ſe mededе.“ — Seinem Beiſpiele folgten andere Aelterleute mehr, das Hoſpital kam zu Stande, und wurde anfangs das „Elenden-Huſe,“ ſeit 1529 auch wohl das Pockenhaus genannt. Eine kleine Capelle war damit verbunden. Die Urkunde aus letzter Zeit, die das Hoſpital für Pockenkranke beſtimmt, giebt als Veranlaſſung hierfur an: „In Glickheet der Krankheet willen, de den ſeligen Hiob begegnet is, da he von den Horeſchädel bet up de Vohtſalen mit Geſwulſten, Puſteln un ſtinkenden Eiters-Bläddern behaftet was, alſo duſſen Luden ek owerkamen un olde Lude von diſſen Bladdern ewen ſo hartt alſe de annern van den Kinnerpocken inveſiert ſin worden.“ — Der Begründer führte in den erſten Jahren der Stiftung bis 1517 ein eigenhändig geſchriebenes Gedenkbuch, worin es im Eingange heißt: „Dut is dat Denkbeek, dat ick wet, wat de Broderſchaft heft, in Gobdes Namen, Amen. So wart ick, Hans Treptow, to Ower-Oldermann gekoren an unſer lewen Vrouwen Avend ever entfangynge ver Wyhnachten int Jahr 1504, Gbod ghewe to ſeliger Tydt, Amen. Dat elende Hus wart angeboven to hant an unſer lewen Vrouwen Dagbe der Himmelwart, int Jar 1505, ver dem Spittale Dore. Da had unſe lewen Vrouwen Broderſchap der Kröninghe in dem elenden Huſe 13 Mark Gbelder.“ — Und weiter: „Da wy den Bleck ver dem elenden Huſe upſloten to Hand vor St. Katharinen Dage int Jahr 1506, da was darinnen 10 Mark. Und was do in der Fehde mit den Lubeckern, alſo dat dat Spitaler Dor nicht ward upgeſloten. Noch

hat unſer Herr Godd ſo veel beroden in der korten Tydt.“ Etwas weiter lieſt man: „Im Jahr 1507 to hart an Wyhnachten, do gef Hartmann Vogel den Armen in dut elende Hus eenen Wiepel Roggen, und dat will he alle Jar dohn, heft he geſegt.“ — Solche Original-Schriften ſind zu bezeichnend für die Gedanken und Geſinnungen der Vorzeit, als daß man ſie nicht zur Ausführung des Gemäldes gern benutzen ſollte. — Uebrigens waren nebſt Treptow in der erſten Zeit Vorſteher: Flor v. Brock, Dirk Luders und Berend Vateſchlag; jeder gab jährlich 10 Mark Rente und da ihnen andre Geber folgten, ſo wuchs das Capital von Jahr zu Jahr, bis man 1515 ſchon ein Haus in Bremen für 2710 ℔ ankaufen konnte. — Im Jahre 1613 wurde dem Stift vom Staate ein Platz mit der Beſtimmung überlaſſen: „Von bemeldeten Pockenhauſes Wohnungen, nächſt dem Hoſpital-Thore gelegen, bis an dem Orte, da die Lilienſtraße gegenüber liegt und angeht, wobei die damaligen Proviſoren ſich verpflichteten, dieſen Platz in der Länge nicht weiter zu bebauen, als von gedachtem Pockenhauſes Wohnungen bis an den Ort, da die gegenüberliegende Lilienſtraße angeht, alſo daß von ſolchem Orte der Straße nach der Schnur anzurechnen, die Stadtmauer frei bleiben, und ſolche, wenn man durch die Lilienſtraße geht, von oben bis unten frei und ungehindert geſehen werden könne.“ — Außer dem Bethauſe hat ſich die Stiftung erhalten. Für 4500 ℔ Cour., von welchem Gelde 3 Procent Zinſen gezahlt werden, kann ſich ein Ehepaar oder eine einzelne Perſon eine der 54 Wohnungen für Lebenszeit ſichern, nebſt alle 14 Tage 2 Rockenbrödte und ein Pfund Butter, jährlich 1 Faden Holz, 4 Säcke Kohlen und 6 Pfund Licht.

1450 wurde ein Armen-Wittwen-Haus in St. Georg für 50 arme Wittwen zu beſcheidenen Wohnungen errichtet. Die Verwaltung ſtand den Vorſtehern der 4 alten Kirchen zu, doch hatte Nicolai nur 11, die andern 13 Wohnungen

zu vergeben. Es war vor der St. Georgs-Kirche, auf der sogenannten Hofmeisterei belegen. — 25 Zellen waren in zwei Stenderwerken vertheilt; uber jeder sah man das Kirchspiels-Wappen, zu welcher sie gehörte. Ein einziger Feuerheerd diente jedem Steck gemeinschaftlich. — Eine spätere Bestimmung setzt fest, daß die aufgenommenen Wittwen evangelischer Confession sein sollen. Im Winter mußten sie eine halbe, im Sommer eine Stunde nach Thorschluß (nicht Thorsperre) zu Hause sein. In Krankheiten hatten die Kirchspielsschwestern abwechselnd die Pflege zu übernehmen. — Jede Wittwe bekam wöchentlich 6 ß und quartaliter 1 ℔. Johannistag wurde das Geld aus einem vor dem Hause befindlichen Almosenblock getheilt, was indeß selten mehr als 6 ß à Person ausmachte. 1782 aber war große Ueberraschung im Hause, denn man fand 28 Species Dukaten, 14 Louisd'or und 6 ℔ 11 ß Münze darin. — Wöchentlich zwei Mal ward Betstunde durch den Haus- und Currende-Büchsenmeister gehalten.

Der fromme Graf Adolph IV. von Schauenburg ließ 1233 ein Convent für 20 Beguinen oder blaue Schwestern in der Steinstraße erbauen. Die Grafen Johann und Gerhard verehrten demselben 1255 einen Theil ihres an dasselbe grenzenden Obstgartens, Wohnungen für arme Wittwen daselbst zu erbauen, und 10 arme Wittwen fanden später daselbst Wohnung. — Die Kleidung der Conventualinnen bestand aus einem leichten blauen Habit, die Stirne mit einem gleichfarbigen, mit gewebten Kanten besetztem Schnipchen bedeckt. Eine sogenannte Meisterin überwachte des Stiftes Disciplin. — Die Finanzen des Convents kamen später sehr in Verfall, so daß man 1517 den Beschluß faßte, vier Conventualinnen aussterben zu lassen.

Gedenken wir nun noch des schon früher, als von der Wittwe des hingerichteten Kletze gestifteten Ilsabe-Hauses, das 1529 im Strom der Reformation unterging, so ist den

DAS RATHHAUS IN HAMBURG.

milden Stiftungen der Vorzeit ihr Recht geschehen, und wir werden nun noch zu einigen andern ältern öffentlichen Gebäuden übergehen.

Das ursprüngliche Rathhaus — Praetorium genannt — stand, wie schon erwähnt, am Fischmarkt, wahrscheinlich an der Seite des Schopenstehls, und soll mit allen Symbolen der strafenden Gerechtigkeit, in Stein gebildet, bezeichnet gewesen sein, was denn grotesk genug ausgesehen haben mag. — Einige behaupten, es habe an der Ecke der kleinen Bäckerstraße, Andere gar, es habe in derselben an der Stelle des jetzigen Fleischerschrangens gelegen; möglich, daß nach verschiedenen Feuersbrünsten der Neubau an veränderter Stätte geschah. — Der Fischmarkt war der erste und älteste Marktplatz Hamburgs. Es lag daselbst auch die sogenannte Hölle, in welcher herrenloses Gut aufbewahrt wurde. Die Schuhmacher-Herberge war damit verbunden, weshalb auch die nach der Brandstwiete führende jetzige Milchbrücke früher Schohbrügge genannt wurde. — Später, doch nicht lange, hatte man zwei Rathhäuser, von welchem das neuere, gerade über der Mündung der Alster in die Elbe belegen, den Sieg behauptete, und bis zum letzten Brande der eigentliche Sitz der Regierung war. Es bestand dasselbe aus drei, an Alter und Bestimmung verschiedenen Gebäuden, nämlich das ältere, das neuere Rathhaus, und das Niedergericht, welches anfangs nur ein kleines hölzernes Gebäude, mit einer Gerichtsstube und einer kleinen Kammer, war. Schandblock und Halseisen zierten den Eingang; später, nachdem der ganze Bau verschönert und vereint worden, wurde ersteres Symbol rechts vom Haupteingange in eine sechseckige eiserne Gittereinfassung verwiesen, und hatte die Bestimmung, daß Schandschriften oder sogenannte Pasquille daselbst durch den Büttel verbrannt, ja nicht selten die Abfasser, sobald man sie nur erst selber abgefaßt hatte, zur öffentlichen Schau gestellt wurden. Das ist freilich sehr lange her, und man weiß jetzt dergleichen Schriften ganz ein

anderes Mäntelchen umzuhängen wie früher. — Am südlichen Giebel hing die sogenannte Schandglocke, die in neuerer Zeit nur noch über boshafte Falliten, früher aber auch bei erwähnter Schandblocks-Ausstellung und sogar beim Beginn und Ende des Jahrmarktes, zum Ein- und Auslaß von Taschendieben, durch den Büttel geläutet wurde. — Schließlich hingen am Eingange die hamb. Ellen- und Viertel-Ellen-Maße, so wie das Klaftermaß für Brennholz.

An der Ecke des Dornbusch und der kleinen Johannisstraße lag bis zum letzten Brande das sogenannte Eimbeckſche, früher hohe Haus genannt. Ueber die Entstehung desselben ist bereits geredet; es war 155 Fuß lang und 93 Fuß breit, aber für das Zoll- und Accise-Bureau, Handels-Gericht, Lotterie-Saal und sonstigen staatsgeschäftlichen Lokalitäten abgetheilt; unten aber war der nicht unberühmte Rathsweinkeller, der die Gemüther der Bürger zur Thatkraft anfeuerte und Lohn und Genuß nach der Mühe des Lebens gewährte. — In diesen, in gewisser Beziehung heiligen Hallen war es auch, wo die schon erwähnte sogenannte Petri-Mahlzeit (bis 1724) gehalten wurde. Um jetzt schon eine Andeutung für später vorkommende Bürgerwünsche zu geben, erwähnen wir, daß der Rath nach geschehener Amtsvertheilung in Procession nach dem Eimbeckſchen Hause zu einer gefeierten Mahlzeit auszog. Die Bürgermeister, Syndici und Secretarien nahmen an der oberen, die Senatoren an der unteren Tafel, und die beiden Mühlherren zu unterst von allen Platz. Sobald die Herren sich gesetzt, erhob der präsidirende Bürgermeister sich mit seiner Stimme, und richtete an die ehrbare Versammlung folgende Worte:

Mit Ehren bin ick uppestahn,
Mit Ehren will ick wedder sitten gahn,
Gott gröthe dit gode Gelag,
Is et nich groot un breet,
So is et doch aller Ehren werth.

Gröth ick den een un den andern nicht,
So denk ick als een Böſewicht,
Dat bin ick nicht.
Is ock Niemand im ganz Gelage nicht.

In dieſem Hauſe wurden auch die Grundſtücke und Wohnerben verkauft, und zwar beim kreiſenden Weinbecher und brennender Kerze. Letzter Gebrauch iſt ſehr alt und geſchah in folgender Art und Abſicht. Beim Beginn des Ausbietens ſetzte man das angezündete Ende eines Lichtes, etwa ſo lang als das Glied eines Fingers, auf den Rand eines blechernen Leuchters, der oben an einem hinter dem Auctionstiſch befindlichen Pfoſten aufgehangen war. Dieſes, damit, ohne hinzu kommen zu können, das Licht von Jedem konnte geſehen werden; bei deſſen Gebot nun des Lichtes Flamme erloſch, dem wurde das Grundſtück zugeſchlagen. Daß hieraus oft grober Krakeel entſtand, läßt ſich denken, da man allerlei künſtliche Mittel anzuwenden wußte, das Licht vor der Zeit verloſchen zu laſſen. — Auch ein anatomiſcher Saal war in früheren Jahren in dieſem Gebäude, und ein Todtenzimmer, wo Selbſtmörder für ein kleines Eintrittsgeld zur Schau ausgelegt waren. Die Beerdigung ſolcher Leichen war urſprünglich einer zarten Frau, mit Namen Garwinſch, übergeben, und da dieſe Sinecure immer bei einer Dame blieb, ſo erbte ſich auch die Bezeichnung fort, und die Beſtatter der Selbſtmörder hießen bis in die neueſte Zeit: „Garwinſch ehr Lud'." — Der Rathsweinkeller war früher Staatseigenthum und ſtand unter Aufſicht des älteſten Burgermeiſters, der drei älteſten Rathsherren, eines Oberalten, eines Kämmerei-Bürgers und zweier Sechsziger; ein Kellermeiſter führte das Geſchäft, und Anweiſungen auf eine gewiſſe Anzahl Stübchen Wein (Weinzettel) und ein Portugaleuſer galten als höchſt anſtändige Geſchenke, die vorzüglich bei großen Wahlen als Zeichen des Wohlgefallens verſchenkt wurden. Die große Kirchen-Reformation reformirte auch zugleich den hamburger

Rathsweinkeller, und entzog ihm gewisse Vorrechte, wie aus folgender Anordnung von 1531 hervorgeht: „um dat et möge fry stahn Jedermann to tappen, de de Accise gewen will. Wer ook jenig Börger edder Börgersche, de Rhinsche edder andre fremde Wine, Emsch (Eimbecksch) Beer, edder Brunswicker Mumme vor sick alleen tappen willen, datselwe sall ehme, ohn enig Accise darvon tho gewen, wie bether wahrlich fry stahn. Wolde ock jemand Emsch Beer edder Brunswicker Mumme in sinem Huse ver sine Gäste vor Geld tappen, datselwe sall he nich dohn, he hebbe sick denn vorerst mit den Acciseherren verdragen." — Die ganze ehrwürdige Herrlichkeit liegt nun in Asche; Bacchos verhüllte nach dem Brande sein Haupt hinter Föhren-Bretter, aber ehe dieses Geschichts-Werk vollendet ist vielleicht, röthen sich die Wangen des mit Weinreben bekränzten Gottes wieder neu; denn Hamburgs Sonne geht wohl unter, aber sie erhebt sich dann um so glänzender wieder.

Die früheste Münzstätte, ein Eigenthum der Schauenburger, grenzte an das Eimbecksche Haus; wegen der Unkosten münzt man jetzt in Hamburg nicht mehr; Silbergeld läßt man in Altona, Dukaten in Berlin prägen.

Das Kornhaus, 1484 auf der Stelle eines früheren Kalkhofes erbauet, und seit der letzten Fremdherrschaft leider zur Caserne benutzt — obwohl es eher einem Gefängnisse gleicht — war ein, wegen vielfacher Klagen der ärmeren Bevölkerung über Theuerung begründetes, 136 Fuß langes und 108 Fuß breites Getreide-Magazin, und wurde unter folgenden Grundbestimmungen angelegt. Bei einem Mittelpreis von 60 Rthlr. und geringer für eine Last Rocken wurde das Mehl für den Einkauf abgelassen; zwischen 60 und 80 Rthlr. aber der Himpten mit 2 Schilling, zwischen 80 und 90 mit 4 Schilling, und über 90 mit 6 Schilling Verlust verkauft. Wurde der Preis indeß über 100 Rthlr. steigen, sollte nach vorheriger Berathung verkauft werden.

Ein vom Mehlherrn empfangenes Kupfer-Zeichen ertheilte die Befugniß, ½ bis 1 Himpten Mehl zur Zeit von der Herrenmühle für den bestimmten Preis abzuholen.

Am westlichen Ende des jetzigen alten Jungfernstiegs, früher Reesendamm genannt, war bis 1527 einen sogenannter Dammhof (Dammhove), eine Art Gasthof, wo unter andern die Leichnam- und Kirchengeschwornen alljährlich, nach Ablegung der Gotteskasten-Rechnung, einen Schmaus hielten, an welchem auch die Diaconen mit ihren Hausfrauen Theil nahmen. Drei halbe Thaler à Person nebst den im Jahre vorher gefallenen Strafgeldern reichten anfangs zu der Mahlzeit aus; bald aber nahm dieselbe den Charakter der Schwelgerei an, weshalb Ein Hochweiser Rath folgendes Gesetz dafür ergehen ließ: „Des Middags schall man spisen dree Gerichte; dat erste schall syn gesaden Ossenfleesch, up jeder Tafel twee, dree edder veer Stücke; dat anner Gericht schall syn von dem besten Fischwarke, alse Laß, Stör, Karpen u. dgl.; dat drüdde Gericht schall syn gebraden Lammfleesch, Rebhöhner, junge Höhner, Duwen; darna Botter un Keese. — Up den Avendt schall vor de Mannspersonen nicht gespieset werden, sondern schall eene Kolde-Schaale togerichtet un upgesettet werden. Vor de Fruwens schall upgesettet werden, dat det Middags is owergebleben, sonst ock eene Kolde-Schaale." — Ob man seinen Appetit nach diesem obrigkeitlichen Küchenzettel moderirt hat, wissen wir nicht zu sagen. — Uebrigens wurde im Jahre 1522 genannter Dammhof für 250 ℔ angekauft, zu einem Kalkbrennerhof benutzt und 1528 zuerst daselbst gebrannt. Bis 1603 blieb diese Anstalt hier, dann wurde sie nach der heutigen Dammthorstraße verlegt, und dort der Kalk mit Schaden verkauft, um die bauenden Bürger zu bewegen, ihre Wohnungen nicht ferner von Holz, sondern von Stein zu errichten. Der Kalkhof blieb hier bis in die neueste Zeit.

Die Frohnerei auf dem Berge wurde früher die Hechte, dann Bödelhus und noch ſpäter Kaakhus genannt, und war urſprünglich ein Burgerverwahrſam, und das alte Stadtbuch beſtimmt ausdrücklich, daß Handwerker dort 10 Rthlr. Strafe bei Waſſer und Brod abſitzen konnten, auch das neue von 1603 beſtimmt unter andern: „Wer eine Ausflucht gegen die Straße bauen laſſen will, dem ſoll eine Elle auszufahren vergönnt ſein; rückt und fährt Jemand ferner heraus, derjenige Zimmermann, Tiſchler oder Steinmetz, ſo die Ausflucht gebauet, ſoll in eine Poen von 10 Rthlr. Strafe verfallen ſein, und hätte er dieſelben nicht zu bezahlen, ſoll ihm ſein Amt ſo lange gelegt werden, bis er bezahlt hat, oder er ſoll in der Frohnerei 14 Tage mit Waſſer und Brod geſtraft ſein. — Der Frohn war übrigens in alten Zeiten keine ehrloſe Perſon, ſondern ſaß hochgeachtet mit Richtern und Beiſitzern auf der Gerichtsbank. Erſt ſpäter mit Ausartung des prozeſſualiſchen Verfahrens zur erſchreckendſten Grauſamkeit, als nämlich in der Frohnerei die peinlichen Fragen unter Martern abgehandelt wurden, entſtand der Begriff von Unehrlichkeit. Die Tortur wurde übrigens im Beiſein der beiden Prätoren, des Aktuars und Stabs-Arztes, angewendet. 1790 wurde dieſer Fluch des Mittelalters an einem, der Brandſtiftung angeklagten D. H. Peterſen, der alle vier Grade ohne Geſtändniß aushielt, zuletzt angewendet. — Die zum Tode Verurtheilten und auch andere ſchwere Verbrecher hatten die letzten Tage ihres Lebens in dieſer Frohnerei zuzubringen. — Ein in der Mitte eines Zimmers angebrachter Lattenverſchlag trennte die Geſchlechter. Die Männer waren an zwei, die Weiber zuſammen an einen in der Mitte des Zimmers feſtgerammten Tiſche angeſchloſſen. Im obern Stock waren die dunkeln, mit Eichenbolen und Eiſen verſchloſſenen Schlaflöcher (Kojen), die von Ungeziefer wimmelten und erſtickende Luft zum Athmen darboten. Hand und Fuß waren durch Ketten zuſammengeſchloſſen. Bis in die neueſte Zeit wurde die Strafe des Ruthenſtreichens auf

einem Holzgerüſt, Kaak genannt, von dem Scharfrichterknechte zum großen Gaudium des Volkes vor genanntem Lokale am Berge ausgetheilt.

Ein Gefängniß für leichtere Verbrecher der unteren Claſſe war die ſogenannte Roggenkiſte, fruher auch die Jungfer genannt, und ſtand in Form eines alten Thurms auf dem Meßberg. Vier Stockwerke waren in dunkele Kojen abgetheilt, die Schlafſtellen hölzerne Pritſchen. Nebenbei exiſtirten mannshohe Mauerniſchen mit hölzernen Fußblöcken, überdem im zweiten Stock ein 90 Stufen hohes iſolirtes Zimmer, die Tollkiſte genannt, in welchem man gefährliche Wahnſinnige zur Raiſon brachte; in der That eine Gattung Irren-Anſtalt, die der beſchränkten Anſicht der Vorzeit ganz ähnlich ſieht. — Die Spitze dieſes Thurms ſchmuckte eine mit Blei überzogene männliche Figur, in der einen Hand einen Zaum, in der andern eine große eiſerne Gabel tragend, die ſpäter vom Sturm herabgeworfen wurde. — Ein zweites Narrenhaus ſtand im 15ten Jahrhundert noch in der Gegend des Hahntrapps.

Die erſte hamburger Apotheke wurde im 12ten Jahrhundert angelegt, und zwar der goldenen ABC- und Neß-Ecke gegenüber. Der erſte bekannte Apotheker hieß Johann Göthing, und ſeine Exiſtenz iſt vom Jahre 1323 nachzuweiſen. Die Apotheke hieß bis in die neueſte Zeit die Raths-Apotheke.

An obengenannter Ecke lag ſeit mindeſtens 1252 das ſogenannte Schifferhaus (Domus convivii), welches zu Bürgerverſammlungen diente. Die Abſicht, im 14ten Jahrhundert eine Capelle darin anzulegen, ſcheiterte an dem Eigennutz des Domkapitels, welches ſeine Einkünfte dadurch geſchmälert zu ſehen befürchtete. — 1560 verkaufte es der Rath an Hans Wichtenbecke für 3000 Mark lubſch und 100 Stück Joachimsthaler.

Der Schauenburger-, auch Grafen- oder Kunzen-Hof, 1256 zuerſt genannt, lag in der altſtädter Fuhlentwiete

(Twiete rondida). Es iſt derſelbe, von welchem Adolph IV. den blauen Schweſtern ein Stück ſchenkte. Das Ganze war eigentlich ein Garten; den Reſt kaufte die Stadt ſpäter für baares Geld an ſich.

Dieſes wären nun die vorzüglichſten älteren Gebäude Hamburgs. Werfen wir jetzt noch einen kurzen Blick auf die Gewäſſer, ſo finden wir zuerſt, daß die Elbe einzig durch künſtliche Dämme in ihr jetziges Bette zurückgedrängt worden iſt, daß urſprünglich aber ihre Wogen die Straßen ſüdlich und ſüdweſtlich vom Berge ab beſpülten, und eben deshalb dieſer Punkt zum erſten gegen Ueberſchwemmungen geſicherten Anbau erwählt wurde; daß die Elbe noch immer von Zeit zu Zeit ihr altes Bette, zum Schaden der Bürger, wiederum aufſucht, beſtätigt dieſe Angabe. — Die Alſter wurde ebenfalls mit großen Koſten eingedeicht, und überſtrömte noch 1256 den weſtlichen Theil des Jungfernſtiegs und die Bleichen bis zum Pferdebern. Der abgewonnene Grund wurde dann ſucceſſive angebauet, oder zu Gärten und Bleichen benutzt. — Die Bille hat ihr Bette ebenfalls den Launen und Bedürfniſſen der Menſchen accomodiren müſſen. Urſprünglich floß ſie hinter dem heutigen Fiſchmarkt her der Elbe zu. Die unbequeme Verſchlämmung des kleinen Stromes veranlaßte die Bergedorfer, ihr einen näheren Weg in die Elbe anzuweiſen, und ſolches geſchah durch Abdämmung und Ableitung mittelſt aufgeworfener Deiche über Kurslack, der ſogenannten Doven-Elbe zu. Um eine erwünſchte Waſſerhöhe zu erreichen, wurde eine Schleuſe angelegt, anfangs von Sand, 1530 aber von Holz. Dieſer Lauf blieb bis 1620, wo dann abermals Veränderungen eintraten.

Hinſichtlich der Gewerbe glaubte man bald die Nothwendigkeit zu erkennen, ſich gegen Eindringlinge durch Zunftvereinigungen zu ſchützen, und ſo entſtand zu allererſt 1152 das Amt der Gewandſchneider, vom Staate ausnehmend begünſtigt. Ihre älteſten Statuten beſtimmen unter andern,

daß das Amt nur auf die Söhne forterben könne und ein echter Gewandſchneider 8 Jahre lernen müſſe; ſpäter auch, daß er Großbürger zu werden verbunden ſei. — Dieſe Innung fand bald Neider und Nachahmer; die Seidenkrämer, ebenfalls meiſt eigenes Fabrikat: Treye, Sammt, Bricade, Damaſt, Caffarde und Atlaß vertreibend; die Gewürzkrämer, hier Krut- oder Krautkrämer genannt, und die Eiſenkrämer bildeten vereint das berühmte Kramer-Amt unter ſich. Die Grundſätze dieſer Leute ſtrebten vorzüglich dahin, das Amt in den Familien erblich zu erhalten. In den Amtsbüchern von 1441 lieſt man, daß ein nicht durch Erbtheil Berechtigter, um in die Gilde aufgenommen zu werden, zuerſt 7 Jahre als Lehrling dienen müſſe, bis er die erſte Eſchung (ein untergegangenes, von Begehren abgeleitetes Wort) empfängt; dann mußte er noch 6 Jahre bei demſelben Herrn, bis zur zweiten, und abermals 5 Jahre bis zur dritten Eſchung auf derſelben Stelle bleiben; alſo 18 Jahre, wahrlich eine lange Prüfungszeit, um Krämer zu werden. Uneheliche Kinder waren ausgeſchloſſen, und zwar, wie ein alter Witz ſich ausdrückt: auf daß des lieben Gottes Zorn, auch alle böſe Blame von dem löblichen Amte abgewendet werden möge.

Nicht viel weniger ſtrenge verfuhren die eigentlichen Kaufleute. Ein echter Kaufmann mußte ebenfalls 8 Jahre Lehrzeit erdulden, bei deſſen Beendigung dann erſt ein ungeheures Leid anging, eine Formalität, die man Spiel nannte, deſſen Erfindung aber dem Teufel ſelber Ehre gemacht haben würde. Es war daſſelbe freilich nicht überall gleich; die ſchlimmſte Form aber beſtand ungefähr in folgender dreifachen Procedur: Der erſte Actus beſtand in dem Waſſerſpiel. Man entkleidete den Lehrling, band ihm ein Tau unter den Armen feſt und zog ihn ſo dreimal unter einem Schiffe durch, gleich darauf wurde er mit Ruthen gepeitſcht bis er blutrunſtig geworden. — Der zweite Act war das Rauchſpiel, indem man den jungen Mann in einen Rauchfang

frei ſchwebend aufhing und unter ihm auf dem Heerde ein Feuer von Haaren, Wolle, Fiſchgräten, Filz und ſonſtigen ſtinkenden Sachen anlegte. Dem Tode des Erſtickens nahe und mehrentheils unbewußt, kam der Unglückliche gewöhnlich herunter, und erlitt abermals die frühere Portion Ruthenſtreiche. Den Beſchluß machte das Staupenſpiel, eine Ergötzlichkeit, an der außer den Männern auch das ſchöne Geſchlecht Theil nahm. Der Comtoir-Lehrling erſchien maskirt und mußte tanzen; hierauf kamen vier verkappte Mönche mit Ruthen und walkten ihn jämmerlich durch, indem die Muſik den Tact dazu angab. Dieſe zarte Aufmerkſamkeit mußte der junge Kaufmann acht Mal über ſich ergehen laſſen, bevor er ein rechtſchaffener Kaufherr werden konnte. Erſt 1691 ſchaffte man dieſe Barbarei ab, die vor Allem in Bergen mit aller Strenge executirt wurde. Man erräth leicht, daß ein Abſchrecken vor dem Kaufmannsſtande der Ueberfülle vorbeugen ſollte. — Daß andere, ja man darf wohl ſagen alle Gewerke dem Beiſpiel der Vergeſellſchaftung um gleicher Zwecke halber folgten, läßt ſich denken, wie denn überhaupt das Mittelalter einen eben ſo mächtigen Trieb zu Aſſociationen um materieller Zwecke halber unter dem Volke entwickelte, als es in neueſter Zeit um äſthetiſcher und moraliſcher Tendenzen halber geſchieht. Auch die ſogenannten, bis auf uns gekommenen Bruderſchaften, z. B. Kornträger, Kornmeſſer, Eyer-, Schuten- und Jollenfahrer, Quartiersleute, Packer, Kohlenträger, Kohlenmeſſer, Säger ꝛc. entſprangen aus gleicher Abſicht, und die habſüchtigen und gewalthaberiſchen Pfaffen waren nicht die letzten, die ſolche Hinneigung zu fördern trachteten. Alle Gewerke hatten außer den weltlichen noch beſtimmte himmliſche oder ſogenannte heilige Schutzpatrone. Die Bäcker wählten z. B. 1440 alle Märtyrer dazu. Die Schiffszimmerleute verehrten den Leichnam Chriſti. Die Barbirer den heiligen Cosmus und Damianus ꝛc. Kirchenſtühle, Begräbniſſe und Wappen hatten jede Bruderſchaft gemeinſchaftlich. Nur die Brauer

machten eine Ausnahme, indem die feſtbeſtimmte Zahl der Brauerben keine Ueberfülle befurchten ließ, dennoch kam ihr Verderben von einer andern Seite. Die eigne Habſucht ſtürzte ſie von der Höhe ihres Wohlſtandes herab. In dem Gefühl der Sicherheit nämlich fingen ſie an, das allen ſo ſehr zur Nothwendigkeit gewordene Getränk zu verſchlechtern, ſo daß ein Poet des 16ten Jahrhunderts in gerechtem Unwillen darüber witzelte:

In olden Tyden heten de Broers Oehmkens,
Do had dat hamborger Beer Blöhmkens,
Do drogen ſee een Boomſieden Wams von Triependrool,
Do was dat hamborger Beer noch goot.
Awerſt nu ſe ſünt getreden in den Junker-Orden,
Is dat hamborger Beer to Water worden,
Unde nu dregen ſe Sammt un Sieden,
Dat kann dat hamborger Beer nich lieden.
Geht up mit Water,
Geht up den Kater,
Un ſor de güldene Hüll
Noch eens mit Water.

Hiezu kam nun noch, daß andere, vorzüglich lübecker und eimbecker Biere, durch ihre Vortrefflichkeit ſich einbürgerten, und ſo ſank der Ruhm des hamburger Biers von Jahr zu Jahr, bis er endlich in Null aufging, und der Wein dem Gerſtenſaft vollends den Rang ablief.

Um nun zuvor, ehe wir zu der inhaltreichen Zeit der Kirchenverbeſſerung übergehen, die inneren Angelegenheiten, wie ſolche bis daher beſtanden, möglichſt erſchöpfend zu beſprechen, wenden wir uns auch zu dem Münzweſen. — Die erſten Anläſſe zu der Münzgerechtigkeit ſind bereits an dem gehörigen Orte beigebracht; die Bürger wußten die Wichtigkeit eines ſolchen Geſchenkes zu ſehr zu würdigen, als daß ſie nicht durch Feſthalten an einer ſtrengen Rechtlichkeit bei Ausprägung des Geldes ſich deſſelben andauernd werth und allen Neid und alle Anfeindung verſtummen gemacht haben ſollten, weshalb denn auch das deutſche Reich ſich be-

wogen fand, diese Gerechtigkeit eher zu vergrößern als zu schmälern. Der kräftige, markige Character der hanseatischen Bevölkerung drückte sich auch in dem Gehalte ihrer Münzen aus, und man war längst übereingekommen, über die Bewahrung des schweren Münzfußes gegenseitig sorgsam zu wachen. 1411 kamen die Städte Hamburg, Lübeck und Lüneburg dahin überein, daß die Witten-Pfennige, wovon 3 auf einen Schilling gingen, aus 12löthigem Silber, und auf der einen Seite mit dem Stadtwappen, auf der andern mit einem durchgehenden Kreuz, sollten geprägt werden. Zwei Mark und drei Schillinge sollten einen englischen Nobel betragen. Als sich später Wismar diesem Vertrage anschloß, waren die so oft im Münzwesen genannten vier nordischen Städte beisammen. Es scheint, als ob die Nachbarstaaten nicht allzeit zum Ehrlichsten in dieser Beziehung gehandelt haben, denn es kommt eine Klage gegen den Bischof von Verden vor, als dessen Ausgang man die Zusage des geistlichen Herrn vernimmt, der lübschen Münze in Zukunft durch seinen Prägstock keinen Abbruch und Schaden ferner zuzufügen. Es fehlte in der That auch noch, daß die Pfaffen ihre Falschmünzerei auf weltlich Gut ausdehnten. — Ein hamburgisches Gesetz von 1458 stellt ausdrücklich fest, daß in den genannten vier Städten kein anderes, als das nach obiger Uebereinkunft verordnete Geld sollte in Zahlung zugelassen werden. Lübeck erwarb die Ehre, daß nach ihr der genannte Münzfuß bezeichnet, und Schillinge und Markstücke mit den Worten: status marcae Lubecensis (lübsche Währung) ausgeprägt wurde. Die Münzen hatten übrigens einen so schweren Silbergehalt, daß sie dem viel später eingeführten Reichsmünzfuße an Werth gleich kamen, ein Umstand, der auch so allgemeine Anerkennung fand, daß selbst Christian I. von Dänemark, bei der in Schleswig-Holstein 1460 entgegengenommenen Huldigung bestimmte: daß keine andere Münze, „also to Lübeck un Hamborg gange un gewe is" in diesen Ländern sollte gangbar seyn. Ueber

die, vom Kaiſer Sigismund geſchenkte Berechtigung, goldene Münzen zu prägen, iſt ſchon früher die Rede geweſen, und nur zu bemerken, daß die ſpätere Erneuerung unter Kaiſer Albrecht II. 1438 und Friedrich I. 1475, dieſelben von letzterem dahin erweitert wurde, daß Hamburg dergleichen Geld unter ſeinem eigenen Stadtwappen ſollte ausprägen dürfen, wobei eine Strafe von 50 Mark löthigen Goldes auf etwanige Behinderung dieſer Freiheit geſetzt wurde. — Die Wahrnehmung indeß, daß der Unterſchied des lübſchen Münzfußes zu dem des übrigen Deutſchlands — wo die Münzenverſchlechterung von Jahr zu Jahr ſchlimmer wurde — ſich doch dazu ungleich geſtaltete, veranlaßte die Stände zu dem Entſchluß, fortan Schilling- und 2 Schillingsſtücke von 12 Pfennig an Werth und von etwas geringerem Silbergehalte zu prägen, gegen welchen die übrigen Reichsmünzen leichter abzuſchätzen waren. — Etwas ſpäter fing man an, Thalerſtücke à 24 ß oder 1½ Markſtücke zu prägen, in welchem ſchweren Münzſtab Stadtabgaben, Miethe- und Kaufgelder geſetzlich bezahlt werden mußten. — Um eine ungefähre Würdigung des Geldwerthes aus jenen Zeiten zu gewinnen, führen wir an, daß Gewerks- und Bauleute zwiſchen Oſtern und Michaelis geſetzlich 3½ ß, und von Michaelis bis Oſtern 2½ ß (8 Witten) Tagelohn bekamen. — Galt die Tonne Bier 16 — 18 ß, ſo durfte der Auszapfer ½ Pfennig für das Stübchen nehmen. — 1491, zur Zeit einer großen Theuerung, koſtete die Tonne Bier 3 ℔ 6 ß, und ein Scheffel Roggen 2 ℔ 4 ß. 8 Jahre ſpäter aber war dagegen eine ſo wohlfeile Zeit, daß ein ganzes Gebräu von 47 Tonnen mit 3 ℔ 6 ß bezahlt wurde.

Aus dem ſich ganz natürlich herausſtellenden Bedürfniß einer Communication für einen Geſchäftszweig, der nur aus Gegenſeitigkeit entfernt von einander Wohnender beſteht, ging ohne Zweifel ſchon in den früheſten Zeiten, ohne daß die Geſchichtsbücher eben Notiz davon zu nehmen ſich ver-

anlaßt fanden, eine gewisse Art regelmäßiger Briefbeförderung hervor, die in ihrer unausbleiblichen Entwickelung und Ausbildung zu den jetzt so wichtigen Postanstalten führte. Schon aus dem 15ten Jahrhundert findet man unbezweifelte Spuren einer solchen postartigen Regelmäßigkeit, obwohl geschichtlich erst das Jahr 1517 als Zeitpunkt einer positiven Organisation dafür nachgewiesen werden kann. Anfangs lagen die Tage des Abgangs gewisser Boten — denn an solche darf man bei den Postanfängen nur denken — ziemlich entfernt auseinander; vermehrtes Bedürfniß und Bequemlichkeit rückten jedoch diese Fristen immer näher zusammen, und bald gingen dann mindestens jede Woche Boten aus dem Comtoir der Schooner- und Englandsfahrer nach den verschiedenen Handelsplätzen dieser Gesellschaften, und Amsterdamer Boten nach Pommern, Holland, Friesland ꝛc. ab. — Im Jahre 1571 war es, wo ein ehrbarer Kaufmann (d. h. die Kaufmannschaft) die Zahl der nach den Niederlanden abgehenden Boten auf 5 bestimmte, und gewisse Tage für ihren Abgang ansetzte. Man erinnert, daß einer derselben 1582 abgesetzt wurde, weil er zu Eukhuysen lustige Tage gelebt, und Briefe Briefe hatte sein lassen. Ihre Fuß-Tour ging bald über Cöln nach Antwerpen, bald nach Amsterdam. Etwas später war die Einnahme dieser Boten schon so sehr gewachsen, daß sie sich von Station zu Station Wagen miethten, und 1649 wurden die reitenden Boten eingeführt, indem die früheren Fußboten ihre Knechte dazu verwendeten, nachdem schon längst ein kaiserliches Schutzgebot alles Nebenbotenwerk, und vorzüglich die sogenannten Metzgerposten bei Strafe untersagte.

Die noch jetzt bestehende Reichspost wurde ums Jahr 1618 durch einen Johannes v. Birgden, wie in andern Städten, so auch in Hamburg eingeführt und vom Staate unter der Clausel privilegirt, daß er sich zu Postmeister nur solcher Personen zu bedienen habe, welche der Stadt Hamburg durch bürgerlichen Eid verpflichtet, auch der Obrigkeit

und den Bürgern nicht zuwider wären, und ſomit wurde der erſte Poſtmeiſter in Hamburg, Herr Hans Kleinhans. Es ſtellte ſich indeß nur zu bald eine zur Erbſünde der Poſtofficianten gewordene Indolenz heraus, und von mehreren Reichsſtädten gingen Klagen ein: „daß von ſolchen gewaltthätig eingeſetzten fremden Poſtbedienten unerträglicher Trotz, Hochmuth und Verdruß gegen die Obrigkeit, und vielmehr noch gegen die Burger ausgeübt werde,“ und es lief ein Geſuch des obenerwähnten Johannes v. Birgden um, worin aufgefordert wurde, diejenigen tariſchen Poſtverwalter aufzufinden, „welche die Fürſten und Herren in Contredution ſetzten und die Kaufleute ums Geld brächten.“ — Während man aber die Sache zu betreiben bemuht war, langte ein kaiſerliches Reſcript in Hamburg an, dem Rathe in gemeſſener Verordnung kund thuend, alle von ihm ſelber angeſtellte Poſten ſofort wieder abzuſchaffen, und dem kaiſerlichen Poſtregal keinen fernern Eintrag und Verhinderung zu thun. — Die Hamburger kehrten ſich aber nur nicht daran, ſondern erweiterten ſogar ihr Stadt-Poſtweſen, ſo daß in Uebereinkunft mit den Generalſtaaten auch die nach England gehenden Briefe von ihr beſorgt wurden, zu welchem Ende man noch eine extraordinaire Poſt anlegte. — Solches aber vermerkten die Kaiſerlichen gar übel, und da man ſich auf die Ungerechtigkeiten und Indolenzen der Reichspoſt berief, ſo bekam der Poſtmeiſter folgendes ernſtliche Reſcript von ſeiner Regierung zugeſendet:

„Als befehlen Wir dir hiemit gnädigſt und ernſtlichſt, daß du, bei Vermeidung Unſerer Kaiſerlichen Ungnade und Entſetzung deines Dienſtes, die geklagten Exceſſe, inſonderheit den übermäßigen Brief-Tarf und den Mißbrauch des Fuhrwerks alſobald abſtellſt, auch daß ſolches geſchehen, an Unſern Kaiſerlichen Hofe doceireſt, zugleich auch deine gehorſamſte Verantwortung thueſt.“

Auch der Erzbischof von Münster, der als ein geistlicher Herr seine Nase in Alles steckte, machte der Stadtpost Schwierigkeiten, jedoch ohne erheblichen Erfolg. Die Reichsstädte hielten in diesem Punkte zusammen und betrieben sogar ihre Rechte hie und da mit Gewalt gegen die kaiserlichen Postämter. — In Hamburg entstanden dann nach und nach mehrere fremde Postämter; 1671 z. B. das Churfürstlich Brandenburgische, das Braunschweigische, und 1723 findet man unter den Beamten schon angeführt: ein preußischer Postmeister, ein dänischer Postinspector, ein schwedischer Postcommissarius, ein großbrittanisch-churfürstlich-braunschweig-lüneburger Postmeister, und ein mecklenburger Postmeister.

Sind wir nun bis hieher hauptsächlich den materiellen Interessen und Zuständen Hamburgs gefolgt; haben wir bisher vorzüglich nur die Thaten des Wortes, der Feder und des Schwertes im Auge gehabt, weil eben dadurch Hamburg das geworden war, warum es beneidet aber auch geliebt wurde, so drängen sich nun mit dem 16ten Jahrhundert unabwendbar aus dem Süden Deutschlands Begebenheiten heran, denen ein, in seinen geistigen Grundzügen so gesundes, mit natürlichem Verstand begabtes Volk, wie das Hamburgische, sich nur mit Freuden beigesellen konnte; Begebenheiten, die den schmälig geknechteten Geist mit dem Schwerdte der Vernunft mindestens die neueste und gröbste Fessel lösen sollte, damit ein politisch-freies Völkchen hinter einer bis dahin größt-möglichen Freiheit, nicht hintan bleiben möge. Das einzigste und größte Wunder: die geduldig ertragene Vernichtung des edelsten, heiligsten Geschenkes der Schöpfung, der Vernunft und die stellvertretende Adoption des krassesten Wahnsinns, hatte sich aber in Hamburgs so glücklichen Mauern, unter der 30 — 40000 Seelen starken Bevölkerung in nicht geringerem, fluchwürdigern Maaße als

irgend anderswo zugetragen. Der fürchterliche Widerspruch von guten Werken, deren wir selber so viele in Hamburg aufgezählt, und der Unzulänglichkeit derselben für erträumte, zukünftige und factische, irdische Seligkeit, hatte auch hier jedem gesunden Auge, von vorne herein das Bild der satanischen Verwirrung und Verblendung ausgehängt, das selbst dem rückblickenden Menschenfreund mit jenem Grauen erfüllt, daß Einem beim Eintritt in ein Tollhaus befällt. Es ist hier freilich nicht der Ort, dogmische Thaten und Antithesen zu erörtern, aber nicht ohne Scham kann der geistesfreie Zeitgenosse der kommenden Zeit gedenken, wo ein anderer Geschichtsschreiber seinen Blick auf die heutigen, dann alt und grau gewordenen Tagerichten, und in ähnlicher Weise sein Erstaunen über das Heute ausdrücken wird, wie ich es so eben über das Gestern aussprach. Sollte der Wurm der Zeit dann von diesen Blättern auch nur das eine, worauf ich diese Worte niederlege, verschont haben, so will ich mich dann gereinigt haben von dem Verdacht, meine göttliche Vernunft entheiligt und Theil gehabt zu haben an den Irrthümern, wegen der die Nachwelt im mildesten Falle uns bemitleiden wird.

Jene Tage aber, über die meine Feder jetzt ihre Furchen ziehen wird, auf daß der Same der Erkenntniß darin gedeihe, und die Erinnerung das Herz erfreue in dem Gedanken, daß sie glücklich dahin sind, jene Zeiten waren finsterer als Mitternacht, denn diese hat doch den sternbeleuchtete Himmel, die Offenbarung der Natur, über sich; dort aber war es unter den Geistern, wie in der Erde Schoos, im klaftertiefen Grabe des Wahns, wo die Finsterniß sich wie ein ungeheures Gebirge auf die geistig gestorbene Brust niedergesenkt hat. Das aber ist der schwerste Fluch der Finsterlinge, daß sie mit der keimenden Menschenseele ihre Befleckung beginnen, sie verkrüppelt aufwachsen lassen, und so eine religiös-wahnsinnige Generation heranbilden; so auch nur konnte der gesunde Stamm des hamburger Völkchens, vom Pfaffen-

geſchmeiß zu allen den Gottesläſterungen ſyſtematiſch herangebildet werden, wie wir ſie in Thaten und Werken auf den Blättern der Geſchichte verzeichnet finden. Vierhundert ſolcher ſchmeerbäuchiger Tollhäutler ſaßen emſig über das Werk, in allen den Stunden, die ſie von ihrem Fraß und ihrer Liederlichkeit erübrigen konnten, beſchäftigt, und Beiſpiele verſchiedener Art, wie ſie uns die alten vergilbten Chronikblätter aufbewahrt, werden die geiſtigen Bezüge der damaligen Zeit anſchaulich machen.

Wie weit im Allgemeinen bis hieher die Frechheit des römiſchen Oberpfaffen in geiſtlichen Dingen gediehen war, iſt ſo ziemlich Jedem, der einen Blick in die Kirchengeſchichte geworfen, bekannt. Ein Böſewicht löſte den andern ab, und die chriſtliche Kirche ſah der urſprünglichen Gemeinſchaft der frommen, anſpruchloſen Brüdergemeinde nur noch ſo ähnlich, wie eine Miſtpfütze, worin ſich Schweine wälzen, einem klaren Forellenbach. — Der Wahnſinn des naturwidrigen Cölibats und die klöſterlich eingeſperrte, angeborne Leidenſchaft erzeugte ein Ueberſpringen der Extreme zu einander, vermöge deſſen zu derſelben Zeit die ſogenannten gottgeweihten Häuſer, die Klöſter, zu Bordellen wurden, wo die darin Schwelgenden erdichtete Verbrechen der Bürger gegen die Götzenbilder des Clerus mit dem qualvollſten Tode beſtraften. Das kirchliche Staatsgrundgeſetz, die Bibel, vorläufig der einzige Ariadnefaden aus dem finſtern Labyrinthe des Wahnes in die Mondſchein-Nacht des Glaubens, wurde den danach Tappenden ſorgfältig entzogen, und ein feiſtes Mönchlein predigte unter anderm einſt: „da haben ſie auch eine neue Sprache erfunden, ſie heißt die griechiſche, hütet Euch vor derſelben! ſie iſt's, die alle Ketzerei gebiert. In dieſer Sprache giebt es ein Buch, das hin und wieder gefunden wird, man nennt es das neue Teſtament, das iſt ein Buch voll Dornen und Diſteln, und jetzt entſteht ſogar noch eine neue Sprache, die hebräiſche, wer die erlernt, wird ein Jude.“ — Der Ablaßſchacher

hatte um diese Zeit einen so frechen Aufschwung genommen, und war eine so alle Vernunft und Moral verhöhnende Anmaßung, daß sie sich selber zum Gericht wurde, nach dem ewigen Naturgesetze, wo alles Ausschweifende sich zuletzt überstürzt. Wer kennt nicht den berüchtigten Commis voyageur des geldhungerigen General-Ablaß-Pächters, Albert, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, den Dominicaner Johann Tezel? Dieser schlaue Sündenmäkler durchzog u. a. vorzüglich Sachsen; unter seinem Gepäck befanden sich zwei geräumige Kisten, die eine mit Sünden-Vergebungs-Formulare gefüllt, die andere für eingegangene Geldsummen bestimmt. Ein rechter Marktschreier erhöhete er auf den öffentlichen Plätzen der heimgesuchten Städte ein mit dem päbstlichen Wappen besudeltes Kreuz, und verkündete mit ungemeiner Frechheit: es wohne solchem dieselbe Macht bei, wie dem Kreuz Christi, auch seien bereits von ihm mehr Seelen aus dem Fegefeuer befreit, als es Petrus mit seinem Evangelium möglich gewesen. Ja, er fügte mit echtem Bänkelwitz hinzu: „Wenn das Geld in dem Beutel klinge, die Seele in den Himmel springe". Sein Preiscourant setzte unter andern folgende Taxen fest: Vergebung der Vielweiberei 6 Dukaten; Todtschlag 1 Dukaten und 6 Gulden (ein Wunder daß dieses Sümmchen Niemand für ihn selber verwendet); Vater- und Brudermord 7 Dukaten und 6 Gulden; Hexerei 2 Dukaten; Kirchenraub 9 Dukaten und 6 Gulden; Erlösung einer Seele aus dem Fegefeuer 20 Kreuzer ꝛc. — Daß dieser Handel einträglich wurde, dafür hatte die Erziehung des Menschengeschlechtes durch die Clerisei gesorgt, und die schwere Geldkiste bezeugte den Erfolg. Dessen ungeachtet wurden nebenbei erdichtete Sünden auch noch anderweitig als mit Geld abgestraft. Hamburg selber hatte in jenen Tagen die fluchwürdigsten Beispiele davon aufzuweisen. Ein geäußerter Zweifel an die abgeschmacktesten, zum Dogma gestempelte Lügen, brachte Leben und Freiheit in Gefahr, wie denn um diese Zeit ein

freisinniger Prediger, Heinrich v. Zütpfer, auf Anstiften des hamburger Probstes den Feuertod erlitt: „wyl dieſſer Böſewicht heft gepredigt wedder de Moder Goddes un wedder den chriſtlicken Gloven, uht welken Urſaken ick em verordnete, wegen mynes gnädigſten Beſchoppes tom Füern.“ — Eine andere hierher gehörige Anekdote iſt die von dem berüchtigten Kohlſtrauch, der all dem geiſtlichen Kohl noch erſt den rechten Geſchmack gab. Die alberne Legende erzählt nämlich, daß zwei nachbarliche Gärtnerinnen in Harveſtehude die Gärten hinter ihren Häuſern vorzüglich zum Kohlbau benutzten, wobei ſich denn mehrere Jahre hintereinander die Erſcheinung wiederholte, daß die Eine von ihnen die ausgezeichnetſten Köpfe zog, wohingegen die Nachbarin trotz alles Fleißes, es nicht dahin zu bringen vermochte. Bei geſchehenen Erkundigungen, wie die Glücklichere es mache, zu ſolchem Segen zu gelangen, that die Befragte immer ſehr geheimnißvoll, und erſt jetzt fiel es der minder Begünſtigten auf, daß auf einer gewiſſen Stelle des Kohlgartens allnächtlich ein Licht brenne, und ſie ließ nun der Nachbarin keinen Frieden, bis ſie unter dem Siegel der Verſchwiegenheit erfahren, jene habe beim Genuſſe des Abendmahls die geweihte Hoſtie nicht verſchluckt, ſondern heimlich aus dem Munde genommen und in der Mitte des Kohlgartens eingegraben, wodurch dann das Wunder des geſegneten Kohles ſich begeben. Nebenbei rieth ſie der Frau Nachbarin, es eben ſo zu machen, um gleiches Segens theilhaft zu werden. Dieſe aber hatte ein zartes Gewiſſen in Punkto des Abendmahls, und glaubte das Geheimniß nicht auf dem Herzen behalten zu dürfen, ſondern ihrem Beichtvater mittheilen zu müſſen. So geſchah es, und nun war das Wunder in guten Händen; es brannte das Lichtlein fortan viel heller noch als zuvor, und bald ſah man die geiſtlichen Gaukler in Proceſſion mit geweihter Kerze und Weihwaſſer nächtlich nach dem Kohlgarten ziehn, und eben ſo bald hatten die in ſolchen Dingen erfahrnen Herren, den gebenedeieten

Kohlkopf herausgebracht, bei dem es muthmaßlich nicht mit rechten Dingen zugehen konnte. Man ging ihm also geradezu an die Wurzel, grub sie heraus, und — Mirakel! — die entweihte Hostie hatte die Natur ins Complott gezogen und ein völlig ausgewachsenes Kruzifix wachsen gemacht. Nunmehr konnte die Sache kein Geheimniß länger bleiben. Mit großer Feierlichkeit trug man den Fund ins benachbarte Kloster, verwahrte den Schatz in einer silbernen Monstranz, und zeigte ihn zu gewissen Zeiten dem gläubigen Volke; natürlich für Geld. Nicht lange darauf übersiedelte man das Heiligthum nach dem Johannis-Kloster, und als die Mähr in ganz Deutschland umhergelaufen war, auch kein besonderes Geschäft mehr damit zu machen war, verehrte man das monströse Kohlgewächs, auf dringendes Ersuchen des kaiserlichen Gesandten, Herrn Baron Ehrenfried von Minkwitz, dem Kaiser Rudolph II., der es in seiner Kunstkammer verwahren ließ. Ein Dr. Sebastian Schmidt sorgte später dafür, daß das Kohlwunder in Kupferstich abgebildet wurde, um es auf die Nachwelt zu bringen. — Uebrigens mußte die frivole Gärtnerin für ihren Hocus pocus in Hamburg, ganz in der Ordnung, den Scheiterhaufen besteigen. Ein ähnliches Schicksal theilte der Arzt und Naturforscher Dr. Viet im Jahre 1521, weil er sich unterstanden, einer kreißenden Frau, an der die Kunst der Weiber scheiterte, Beistand in der Noth zu leisten und sie vom Tode zu erretten. Ein Justizmord, der in seinem subtilsten Ursprunge dennoch in einer Reaction des bürgerlich-sittlichen Gefühls gegen das, allen Anstand verhöhnende Betragen der Geistlichen wurzelte, die ja doch auch dem Gelehrtenstande angehörten, und für die der unglückliche Viet daher mitleiden mußte.

Aehnliche Gaukeleien kamen mehr vor, und gehören in die Classe der schon erwähnten wilsnacker Hostiengeschichte früherer Jahre, wo man den mysteriösen Blutstropfen später als getrocknetes, bei der Berührung wie Fischrogen

auseinanderfallendes Bocksblut erkannte, das nun die Anbetung so vieler tausend Narren hatte über sich ergehen lassen müssen. — Aehnlichen Scandal trieb man, von 1445 an, in der hiesigen Jacobi-Kirche, zu welcher Zeit man zuerst ein aus einem großen Klotz künstlich geschnitztes Christusbild, auf einem Esel reitend und auf Rollräder befestigt, nach geschehener Einweihung am Palmsonntage aus der Kirche und auf den Hof hervorzog, um hier den Einzug des Heilandes in Jerusalem durch einen Umzug zu versinnlichen, bei welchem nur die auf den Weg gestreuten Palmen fehlten, sonst aber das Geschrei des jüdischen Volkes, frei ins Plattdeutsche übersetzt, sehr lebhaft nachgeahmt wurde. Die Processionszüge von der Domkirche zu dem metallenen Kreuzigungsbilde in St. Georg schlossen sich würdig solchen Albernheiten an, und es hätte sich auf so einer fetten Weide, wie Hamburg, gern noch mehr Mönchsgesindel angesiedelt, wie z. B. 1469 der Barfüßer-Orden noch ein neues Kloster zu gründen gedachte, wenn die Marien-Magdalenen-Brüder sich nicht glücklicher Weise echt mönchisch dagegen gesträubt hätten. — Dergleichen waren natürlich die Glanzpunkte in dem Truggewebe, hinter welchem die Pfaffen auf die Geldbörsen der Gläubigen speculirten. Zu diesen Machinationen gehörte vorzüglich, geängstete Kranke zur Erlösung ihrer Seelen aus dem Fegefeuer zu bereden, reiche Vermächtnisse für dahin zweckendes Messenlesen in den bodenlosen Schooß der Kirche niederzulegen, und da das Vereinzelte zu unbeträchtlich schien, so wußte man ganze Sectionen von Bürgern, Bruderschaften genannt, deren die Jacobi-Kirche allein achtzehn aufzuweisen hatte, für solche Entschließungen zu gewinnen, und alljährlich große Summen dafür einzusäckeln. Daß es vor allen Dingen die Sterbenden waren, die man vor dem letzten Odemzuge noch mit solchen Brandschatzungen heimsuchte, bedarf kaum der Erwähnung. Wo es dagegen darauf ankam, etwas zum Besten der Stadt zu thun, eine Summe zur allgemeinen

Sicherheit herauszugeben, sträubte man sich mit verächtlichem Geiz, als wovon schon ein Beispiel aus dem Jahre 1499 angeführt worden, wo es sich um die Sicherung der Stadt gegen berannahende Feinde handelte. Wenn dann — wie eben hier mit löblicher Consequenz — die Bürger auf ihren Willen bestanden, waren die Glatzköpfe mit ihren Bannflüchen zur Hand, die bald auf die ganze Stadt, bald auf einzelne Burger geschleudert wurden. Dergleichen ereignete sich z. B. auch zu Ende des 15ten Jahrhunderts, wegen eines auf dem Berge, bei der Petri-Kirche, mit großen Kosten erbaueten Trinkbrunnens, aus welchem die durstigen Domaffen gern Wasser schöpfen, aber nichts zur Unterhaltung der Anlage beitragen wollten. — Wenn sich nun auch die Burger, im Gefuhl ihres Rechts, nicht eben viel an dergleichen Demonstrationen kehrten, so setzten solche Händel begreiflich böses Blut, und den Weltlichen fielen mehr und mehr immer die Schuppen von den Augen. Die Denkbücher Hamburgs erinnern unter anderm auch noch an eine ähnliche Begebenheit, die abermals zu den Domgeistlichen in Beziehung steht. Es existirte nämlich seit dem Jahre 1345 eine Einrichtung, daß eine kleine Anzahl Domschuler, wegen ihres Geschäftes auch Schlafschüler genannt, nächtlich in der Kirche wachen mußten, damit sie früh Morgens die schläfrigen Pfaffen zur Frühmessen erwecken möchten, bei der sie dann auch selber dienstbar sein mußten. Diese zarten Jünglinge, denen die Unterhaltung mit den Heiligenbildern auf die Dauer langweilig geworden sein mochte, fanden es viel interessanter, nächtliche Spaziergänge durch die Gassen der Stadt zu machen, sich zu bezechen, Liebesabenteuer zu bestehen, und gelegentlich auch die Nachtwächter zu necken und ihnen den Buckel zu gerben. Vor dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit verkrochen die kecken Bursche sich unter die luftigen Pfaffenkutten, und der Rath sah sich endlich genöthigt, dem hochunehrwürdigen Domcapitel direct mit dem Verlangen entgegenzutreten,

diesen, die Bürger höchlich erbitternden, unwürdigen Nachtschwärmereien naseweiser Jungen ein Ende zu machen, wozu 1446 die Bürgermeister Hinrick tho dem Berghe und Hinrich Hoyer eine Stiftung von 1 Wispel Malz nebst 2 Mark jährlich der eine, und 6 Mark jährlich der andere aussetzten, um solche Gaben als eine Gratification für 8 ehrbare Priester zu verwenden, die jenen Dienst der Schuler fortan versehen sollten. Die Domherren ließen sich die Mühe des Entgegennehmens besagten Gutes nicht verdrießen, aber die gerügten Nachtschweifereien blieben, zu nicht geringem Verdruß der weltlichen Herren, dieselben. Daneben enthielten die Geistlichen sich nicht, neben ihrem reichen Einkommen burgerliche Gewerbe, z. B. Krugerei, zu treiben, ohne der Stadt die gebührenden Abgaben zu entrichten, und so, wie eine alte Rathsbeschwerde sich ausdruckt: „der Stadt un dem gemenen Gude to vorfangen.“ Die fleischlichen Sünden waren überdem so gemein bei der Clerisei zu finden, daß alle Ermahnungen der Obern, z. B. die Concubinen zu verabschieden, an der eingewurzelten Frivolität scheiterten, und ein großer Theil der geistlichen Schafe den Hirten wie aus den Augen geschnitten waren.

Um dieses geistliche Sundenmaß gerüttelt voll gemacht zu sehen, haben wir schließlich nun noch des Schulwesens zu gedenken. — Es ist von den Verständigen zu allen Zeiten erkannt worden, daß erst die Erziehung den Menschen zum eigentlichen Menschen mache, und daß eine Sünde gegen dieses Naturgesetz sich bis in das zehnte Glied räche, indem die Fortzeugung mittelst des daraus erwachsenden Unheils der, selbst auch Kind gewesenen Eltern unabwendbar ist. — Nun aber war zu jenen Tagen das hamburger Schulwesen ausschließlich der Ueberwachung des in seiner moralischen Ausartung die Menschheit schändenden Domcapitels übertragen, und länger denn 200 Jahre kränkte die Bürger die unwiderlegliche Thatsache, daß bei Ausübung dieser Pflicht die empörendsten Unordnungen, Dummheit,

Rohheit und vor allem die schmutzigste Gewinnsucht sich geltend machten, wobei als unausbleibliche Folge den Erwachsenen und zum Bewußtsein Gekommenen das betrübende Bild einer verlornen und nie zu ersetzenden Jugendzeit Groll und Verachtung gegen die scheinheiligen Sünder, die solches verschuldet, im Herzen erwuchs. — Die mönchischen Schulaufseher aber sahen bei Besetzung der Lehrstellen nicht auf Fähigkeit, sondern nur auf Ergebenheit und Wohlfeilheit; daneben waren sie sogar Bestechlichkeiten zugänglich, und die unfähigen Schullehrer suchten nun ihrerseits wieder die fehlenden Einnahmen auf alle erdenkliche Weise von den Eltern der Kinder einzubringen, und wurden somit Dinge ersonnen, von denen noch heute nicht alle Spuren verwischt sind, so daß der Rath schon 1477 eine Klage gegen die Domherren führte, daß ihre Lehrer das Schulgeld ungebührlich erhöheten, „un de Scholmesters dageliks wat nies erdenken," welchem wegen Nichtabstellung und Unwillen der Bürger darüber, 1483 ein Artikel des damals zu Stande gekommenen Recesses folgte, besagend, daß, da gesetzlich nur für die Kinder wohlhabender Bürger vierteljährlich 2 Schilling Schulgeld und jährlich 4 Pfenninge Lichtgeld zu erlegen sei, solcher Preis aber auch für die Kinder armer Eltern gefordert werde, und man solches nicht aufzubringen habe, dieselben nichts erlernen, sondern dumm bleiben, so hat der Rath dafür zu sorgen, daß diesem Unfug vom Domcapitel abgeholfen werde." Und ob dessenungeachtet alles beim Alten blieb, riß noch immer der Geduldsfaden der Bürger nicht, wenn man nicht die obrigkeitliche Verbannung einiger nichtswürdigen Mönche dahin rechnen will.

Alle jene, in ihren einzelnen Verzweigungen peinigenden und dennoch Jahrhunderte lang erduldeten Unredlichkeiten, mußte einer, in ihren edelsten geistigen Bezügen durchaus gediegenen, der Lüge abholden Bevölkerung zuletzt jene moralische Empörung erwecken, die nur des leisesten Anstoßes von Außen bedurfte, um zu einer Thatkraft erweckt zu

werden, die den wurmſtichig gewordenen Götzen, den kirchlich-katholiſchen Popanz über den Haufen warf und zu Splittern zerbrach. — Den letzten dazu erforderlichen Anſtoß ſollte, in unglaublicher Verblendung, der in allerlei Luſt und Ueppigkeit verſtrickte römiſche Oberpfaff Leo, ſelber geben, indem er, außer dem weltkundig gewordenen Tezel, für das ſüdliche, auch noch einen, nicht minder frechen Sundenmäkler, den Joh. Angeles Arcimbold, für das nordliche Deutſchland ausſendete, der im Jahre 1516 ſein Weſen vorzüglich in Lubeck trieb, auch Dänemark und Schweden heimſuchte, und ein ſo ſchmäliges Geld zuſammen ſchmiedete, daß er im Uebermuth ſich Keſſel und Bratpfannen, daneben auch prachtvolle Credenze, aus gediegenem Silber machen ließ, und ſich bis an den Bauch in Luſt und Wohlleben verſenkte. — Nach Hamburg kam er, wie einige behaupten, nicht ſelber, ſondern erwählte ſich einen ruſtigen Agenten fur ſeinen Handel in der Perſon des Canonici und Scholarchen am hieſigen Dome, Henrich Bantſchow, unter dem Titel eines Alocuthen und päpſtlichen Protonotarius. — Unter ſolchem, die Gemüther zum höchſten Unmuth und verhaltenem Groll hinaufſtimmenden öffentlichen Pfaffenfrevel an Allem, was dem burgerlichen und moraliſchen Rechte heilig iſt, tönte die Nachricht von Luthers furchterlich kuhn erhobenem, funfundneunzigfachen Proteſt, den er zu Wittenberg ans Holz genagelt, den hamburger Freunden des Lichts wie Trompetenton dem Schlachtroß. Mit wahrer Begeiſterung riß man ſich die Abſchriften von jenen Theſen aus den Händen, um das Ganze in Worten ausgeſprochen zu finden, was man ſelbſt längſt im Stillen gefuhlt und gedacht hatte. — Der einzige wurdige unter den Domgeiſtlichen, der ſchon erwähnte Dechant Albert Cranz, bei dem die Vernunft nicht im Schlamme erſtickt worden war, ſollte die weltdurchhallende Mähr noch eben zum geahnten Jenſeits mit hinuber nehmen, indem man ihm die Theſes am 7. December 1517 auf ſein Sterbelager niederlegte, und er gab ſie mit dem Bedauern aus den

zitternden Händen, daß der Bruder Martin wohl recht habe, aber leider nichts ausrichten werde.

Daß übrigens nicht alle Bürger die neuaufgehende Sonne des Glaubens mit Wohlgefallen begrüßten, sondern das viele in den Fluch der Pfaffen gegen dieselbe einstimmten, mag jeder auch nur oberflächliche Kenner der Menschennatur schon aus den heutigen analogen Erscheinungen entnehmen, da das Geschlecht der unbefiederten Nachteulen nie ganz ausstirbt. Dennoch darf man mit Stolz erzählen, daß die Majorität der Burger sich mit Begeisterung dem neuaufgehenden Lichte der Kirchenreformation freudig entgegenneigte, und daß ein erster unerschrockener Priester an der Catharinen-Kirche, der Pastor Ordo Steenmeel, genannt Stemmel (im Volksmunde Otto Stiefel), Vicarius am Dom, und seines Geistes ein rechtlicher, freisinniger und unerschrockener Mann, die lange in stiller Brust verschlossenen Gedanken öffentlich von der Kanzel dem Volke verkündigte; daß er ihm laut und kräftig sagte, es seien die bösen Werke der Menschen nicht mit Gold oder Silber zu tilgen; daß religiöse oder mildthätige Vermächtnisse nicht den Weg zum Himmel zu ebnen vermöchten, und daß Rechtthun und gute Werke Gott wohlgefälliger wären, als Beten und Singen, wenn man daneben ein Faulpelz und Schlemmer sei. Dieses geschah aber bald nach 1517. Das greise Haupt des Redners gab seinem Feuereifer etwas Ehrwurdiges, und er hatte die Genugthuung, nicht allein seine Kanzel von Schaaren aufmerksamer Hörer umringt zu sehen, sondern auch viele angesehene Burger der Stadt, vor allem die Kirchen-Geschwornen, neigten sich seiner Lehre, die der Wiederhall ihrer eigenen Gesinnungen wurde, mit dem Entschlusse zu, ihn zu schutzen gegen die unausbleiblichen Anfeindungen der Clerisei, die, wohl ahnend, daß ihr letztes Stündlein geschlagen, mit unbändiger Wuth Alles verfolgte, was nach Reformation schmeckte, und in der That war der weltliche Arm noch nicht stark und der Kopf

noch nicht hell genug, den Mann der Wahrheit gegen Verfolgungen zu schützen, und vielfache Kränkungen verbitterten ihm sein Leben so sehr, daß er sich endlich entschloß, den giftigen Pfeilen seiner Widersacher zu entgehen, und seinem kränklichen Körper Ruhe und Erholung zu vergönnen; er legte behalb das Prediger-Amt an St. Catharinen nieder, um sein Leben im Jahre 1528 friedlich und freudig zu beschließen. Ihm gebuhrt eine Blume auf seinen Grabhügel, denn aus seiner Brust tönte zuerst das Echo des gewaltigen Bruder Martin aus Wittenberg, und er war es, der den ersten Funken in das geistliche Eulennest zu Hamburg warf, so daß der Zunder fortglomm und nicht mehr gelöscht werden konnte. — Von seinen Reden erleuchtet und ermuntert, versammelten sich schon im September des nächsten Jahres die Aeltesten der vier Kirchspiele mit den Gewerks-Aemtern, nebst vielen andern redlichen und angesehenen Bürgern, um sich über das gewaltsam hereinbrechende neue Licht des Glaubens zu berathen, in Folge dessen ein Entschluß gefaßt wurde, den Uebermuth der Geistlichkeit zu brechen und ihre Anmaßungen fortan nicht mehr zu dulden. Des Bannstrahls solle in keiner Weise mehr geachtet, das unanständige Betragen der Pfaffen streng bestraft, vor allem aber die St. Nicolai-Schule reformirt werden und jedem Kirchspiel fortan das Recht zustehen, sich selber Schulen anzulegen, wo das geläuterte Gotteswort die Kinder gelehrt werde; Beschlüsse, denen selbst Luther, als sie zu seinen Ohren drangen, seine laute Zustimmung nicht versagen konnte. In allen hiezu erforderlichen Schritten beschlossen die Bürger sich einander mit Gut und Blut beizustehen, auch überall keine Kosten zu scheuen, ihren redlichen Willen durchzusetzen, zu welchem Ende über diesen Beschluß eine Urkunde aufgesetzt und mit den vier Kirchensiegeln beglaubigt wurde. Die Geistlichkeit hatte nicht sobald von diesem Vorgange Nachricht bekommen, als sie auch dagegen zu intriguiren begann, und schleunigst dem

Erzbischof von Bremen Kunde davon zukommen ließ, in Folge dessen ein Official in Hamburg eintraf, beauftragt, sich die Lage der Dinge anzusehen und dem immer drohender werdenden Ereigniß entgegen zu arbeiten. Dieser Auftrag endete indeß sehr ärgerlich mit einer schimpflichen Verweisung aus der Stadt, und wie auch die Domherren dagegen protestiren mochten, es schloß sich die Pforte hinter ihm, denn Hamburg war mündig geworden und die Gedanken hatten ihre Ausleger gefunden. — Der Rath ging indeß in seiner gewohnten Weise sehr behutsam zu Werke, und diese Behutsamkeit wurde auch in einem öffentlichen Mandat der Bürgerschaft empfohlen, da man ja immer noch nicht wissen konnte, wie sich die Sache im Süden Deutschlands, dem eigentlichen Heerde der Revolution, verlaufen werde, und der Kaiser sich ja mittelst eines öffentlichen Ausschreibens mit großem Ernst gegen die Neuerung ausgesprochen habe. Der Rath beschränkte sich also vorläufig darauf, den Domdechanten Dr. Eckard Cranz, Bruder des mehrerwähnten Albert Cranz, zu beauftragen, die Verhältnisse der hamburgischen Kirchen einer Untersuchung zu unterziehen, woraus indeß kein anderes Resultat hervorging, als daß man die Einkünfte des Domkapitels kennen lernte, ließ sich Meister Cranz die Mühe nicht verdrießen, nach Mißbräuchen in allen den Dingen sich umzusehen, aus welchen das Saamenkorn der Reformation sich entwickelt und reiche Nahrung gefunden hatte. Die einzige wohlthätige Folge war, daß die Vorsteher des Pockenhauses eine Ordnung über die Einkünfte und deren Verwendung, mittelst Anlegung eines Protocolles, einführten, in welchem der Nachwelt Auskunft über den Gang der Verwaltung und Briefe und Vermächtnisse aufbewahrt wurden. Somit thaten die Herren mit Kreuz und Käppchen gänzlich nichts, um den unter ihren Füßen sich immer mehr aushöhlenden Boden der alleinseligmachenden Kirche zu stützen, und es ist eine tausendfach wiederholte Thatsache, daß diejenigen Menschen, auf die ein

unsichtbarer Feind heranrückt, um sie, ihre Institution, ihre Habe, kurz, was ihrem Leben bisher den größten Werth verlieh, zu vernichten: — daß solche, sage ich, in der größten Gefahr befindliche Personen und Völker vorher wie mit einer verdummenden Sicherheit geschlagen sind, ohne welche es vielleicht wohl möglich gewesen wäre, das Verderben abzuwenden. Statt unzähliger Beispiele führe ich nur unsere eigene jüngste Brand-Katastrophe an, wo wir hinsichtlich unserer Lösch-Apparate bei täglich steigender Gefahr durch immer massenhaftere Aufspeicherung von brennbaren Stoffen innerhalb der Mauern, in eine blinde Sicherheit gewiegt waren, aus welcher uns erst die himmelanleckende Lohe eines brennenden Gotteshauses aufschrecken konnte. — Aehnlich die Pfaffen zur Reformationszeit. Während Bürger und Staat nicht rasteten, sich den Schlaf aus den Augen zu reiben, um über den Bestand der Dinge, über das innerste Wesen des Protestantismus zu einer immer größeren Klarheit zu gelangen, saßen dort die Faulpelze noch immer und beteten ihre Rosenkränze ab, sprachen lateinisch und fraßen und soffen auf gut deutsch, als ob Gott diese Erde nur geschaffen hätte, um Schmeerbäuche und Speckhälse durch Ueppigkeit und Nichtsthun darauf zu mästen. — Indeß läßt sich die wundersame Himmelstochter Vernunft auch in der verwahrlosesten Classe von Menschen nie ganz unterdrücken und tödten, und die damalige Geistlichkeit bot mehr wie einfach das Bild eines Scorpions dar, der sich in Todesgefahr mit seinen eigenen Stacheln ins Genicke sticht und tödtet. — Außer dem gemeldeten Pastor Stemmel kam im Jahre 1523 auch noch ein Minoriten-Mönch aus Rostock, Stephan Kempe, nach Hamburg; eigentlich nur, um seinem Bruder, einem Mönch im Marien-Magdalenen-Kloster einen Besuch abzustatten. Die Gestalt der Dinge gab ihm Muth, in einer in der Klosterkirche reformatorisch gehaltenen Gastpredigt dem Mißbrauche der Kirche haarscharf an die Wurzel zu gehen, und als Ersatz dafür ein

biblisches Christenthum zu predigen. Nun hatte man also schon einen zweiten Reformator in Hamburg; der Beifall des Volkes war stürmisch und gab sich durch eine gedrängt volle Kirche kund, so oft der Fremde auf ausdrückliches Verlangen der Kloster-Vorsteher predigte, und dieses geschah so oft, daß man ihn endlich gar nicht mehr fortlassen wollte, und ihm eine Stelle als Prediger anbot, die er auch annahm, und sichs nun erst recht angelegen sein ließ, den Beifall der Hamburger durch Verbreitung von Licht und evangelischer Wahrheit zu verdienen. — Nur die längst bekannte Anlage der Barfußer-Mönche zur Freisinnigkeit machte es möglich, daß von diesen dunkeln Zellen aus, Hamburg solch ein Kirchenlicht aufgesteckt werden konnte, wohingegen die anderen Herren aus dem unkrautreichen Weinberge des Herrn nicht unterließen, von ihren Kanzeln den Bruder Rostocker schmälich zu verunglimpfen, ihn ein übers andere Mal einen Ketzer zu heißen und vor seinen verführerischen Predigten zu warnen. Die Stockblinden sahen nicht ein, daß eben dies ihm hulfreiche Hand reichen hieß, denn ihr Eifer gegen ihn bestätigte die Bürger nun nur noch um so mehr in der Ueberzeugung, daß Stephan Kempe ein tüchtiger Mann sei; und bibelfest gepanzert war der Mann in der That; dazu kam ein wohlklingendes Organ, ein würdevolles Aeußere, kurz Alles, was auf die Menge nur einflußreich zu wirken vermag. — Lange Zeit blieb er das einzige Rüstzeug der Reformation in Hamburg, aber die Bürger sahen sich wohlweislich noch nach andern Helfern um, und fanden in Johann Fischbeck, dem Nachfolger Stemmels, eine neue Stütze des geläuterten Glaubens. Dieser Mann zeigte sich aber leider bald als ein schlechter Gärtner, der seine eignen Saaten ausriß, als er bemerkte, daß sie nicht so viel blanke Thaler einbrachten, als das gepflegte Giftkraut: Ablaß und Seelenmessen, wozu ihn die reichen Domherren mit reichen Prabenden zu verlocken wußten, und worüber alle Päpstlichen teufelisch ins Fäustchen

lachten, als er den alten katholiſchen Schlamm wiederum zu kneten begann. Mit andern Worten geſagt, Joh. Fiſchbeck ſattelte 1525, zu großem Verdruſſe ſeiner Gemeinde, völlig um, und hielt's mit dem alten Glauben. Dagegen erwuchs einigermaßen ein Mitkämpfer in der Perſon eines Predigers zu St. Jacobi, Servatius Eggerd, der freilich nicht die glänzende Beredſamkeit, wohl aber den guten Willen und den klaren Sinn des Joh. Kempe und dabei eine Körperdauer hatte, die, alle erſten Reformatoren überdauernd, ihn in den Stand ſetzte, noch 1563 ſein Licht leuchten zu laſſen vor den Leuten der St. Jacobi-Gemeinde.

Bald aber ſehen wir neue kühne Geſtalten ihr Häupter über die Kanzelbruſtungen erheben. Im Jahre 1526 beriefen die Bürger einen Prediger, Joh. Ziegenhagen aus Magdeburg, der ſich ſchon dort vom alten Sauerteig losgeſagt und zu der Fahne des Lichts geſchworen hatte. Mit erneuertem Eifer donnerte er von der hamburger Kanzel gegen die bisherige Pfaffenwirthſchaft, und das Volk konnte nicht müde werden, die Poſaune eines neuen jüngſten Gerichts, von allerlei Zungen geſchmettert, zu hören. Es war aber auch Zeit, daß die Kämpfer ſich mehrten, denn auch der alte Lugenteufel erweckte neue Zungen für ſich, und eine ſolche, ſehr gelenk und keck, führte der Lector-Primarius und Domherr Joh. Engelin im Munde, und wußte derſelbe mit ungemeiner Spitzfindigkeit die beſte Seite von den päpſtlichen faulen Fiſchen herauszukehren. Nicht ohne guten Einfluß legte ſich bei guter Zeit der bleiche Tod ins Mittel und den Joh. Engelin auf die Bahre, doch flugs rückte ein neuer Kämpe, der Doctor Barthold Möller, an ſeine Stelle und wurde deshalb nur um ſo gefährlicher, als er ein gar gelehrter Herr, früher geachteter Lehrer in Roſtock und voll Feuereifers für die von ihm vertretene Partei war. Kempe war mit dieſem Dr. Möller von Roſtock her wohl bekannt, da er zu deſſen Univerſitäts-Schülern gehört hatte, und dieſer ſchien anfangs den beſten Willen zu zeigen, ſich

mit seinem früheren Schüler über die neuen Heilswahrheiten zu verständigen, denn er erbat sich einen Besuch von ihm und Kempe säumte nicht, ihm zu willfahren. Beide Herren waren, wie es ja auch noch in unseren Tagen zu gehen pflegt, Angesichts sehr artig gegen einander, und theilten sich ihre Grundsätze in möglichst gegenseitiger Annäherung mit, wobei Kempe die Artigkeit hatte, beim Abschied zu äußern: so dem Herrn Dr. über seine Art zu lehren, etwas möchte zugetragen werden, worüber ihm Zweifel der Zulässigkeit aufstiege, möge er sichs nicht verdrießen lassen, dasselbige unter namentlicher Beifügung des Zuträgers zu notiren, und den geringsten Boten zu schicken, da er dann mit Freuden erscheinen werde, sich freundschaftlich darüber zu bereden, ob der Artikel Wahrheit enthalte oder Lüge. — Hierüber wurde mit einem herzlichen Handschlage geschieden und so das Abkommen besiegelt; aber man weiß schon wie es mit dergleichen Zugeständnissen zu gehen pflegt; sobald zwei Thüren zwischen den Personen liegen, und jeder mit seinen Grundsätzen wieder allein und ohne Anlaß zur Höflichkeit ist, kehrt das Innere wieder seinen Stachel heraus, und der Trotz erhebt sein keckes Haupt. Am Freitag vor Palmarum bestieg der wackere Kempe wiederum die Kanzel und bewies dem gedrängten Schwarm von Hörern aus dem Evangelium, daß es mit dem Abendmahl in einerlei Gestalt gänzlich nichts als Menschensatzung sei, Christus aber ausdrücklich dasselbe unter beiderlei Gestalt eingesetzt habe, und nur so genossen, dasselbe Kraft haben könne; darum müsse Gott bitten müsse, daß diese Art, das Abendmahl auszutheilen, bald überall wieder eingeführt werde. — Dr. Möller hatte nicht sobald von dieser Predigt des Kempe gehört, als er, uneingedenk seiner Zusage, sich mit ihm gütlich zu verständigen, vielmehr die alte beliebte Waffe der Zeloten ergriff, und auf seiner Kanzel — wie der Hahn auf dem Miste — schmälig an zu krähen begann, und geradezu erklärte, daß jeder, der des Pastor Kempe Lehre beiträte,

und sich zu dem Genusse des Abendmahls unter zwei Gestalten — d. h. nämlich unter dem Symbol von Fleisch und Blut — bekenne, nicht allein ein verdammter Ketzer — (denn das will nichts sagen) — aber auch ein Bube, ein nichtswürdiger Sünder wäre. — Diese freche Lästerung schien das Signal gewesen zu sein, auf welches die päpstliche Clerisei nur gewartet, um mit großem Geschrei aus allen Winkeln gegen die Evangelisch-Gesinnten hervorzubrechen, und wir wollen, um uns den Schlachtbericht gleich von vorn herein zu erleichtern, die Anführer der feindlichen Glaubens-Armee ein wenig anschauen. — Da waren also von den Päpstlichen, außer besagtem Lector Primarus Dr. Möller, der Domherr Nicolaus Bustorp; der Pfarrherr an der Capelle unter dem Chor des Domes (die Kluft genannt), Herr Matthäus, welcher, bevor es mit ihm zum Letzten ging, in ungemessenem Eifer für das Alte in Predigt auftraten, und seiner Kanzeldecke weidlich den Staub ausklopfte. — Ferner fochten unter dem Panier des Pantoffels der Prior Hinr. Wendt, Dr., und der Subprior Heinr. Rensborg, beide am St. Johannis-Kloster; dann ein Dominikaner-Mönch, Fabianus, Magister Bullgreve und Magister Schröder, beide Domprediger, und schließlich Jodocus Siegfried, Prediger am Heiligen Geist. — Die evangelische Phalanr aber führten an, außer besagtem St. Kempe, der im Jahre 1527 zum Pastor an St. Catharinen erwählt worden: Joh. Lünsmann, an Kempe's Statt Pastor zu St. Maria Magdalenen; ferner schon besagter Johann Ziegenhagen, erst Pastor zu St. Catharinen und dann zu St. Nicolai, nebst den beiden Pastoren an St. Jacobi, Servatius Eckard, oder Eggard (auch Eggerd geschrieben) und der Magister Joh. Fritze. — Die übrigen Prediger enthielten sich eines directen Kampfes und schienen die Sache in Ruhe abwarten zu wollen.

Von der kleinen evangelischen Schaar sprachen sich am

kräftigſten und unumwundenſten Kempe und Ziegenhagen (eigentlich Ziegenhayn) aus, und der Eifer und die Keckheit, mit welcher letzterer nach Luthers Anweiſung die heiligen Kirchenhandlungen verrichtete und namentlich das Abendmahl austheilte, erregte ein ſolches Aufſehn, daß der noch immer temporiſirende Rath dem Anſinnen der katholiſchen Cleriſei, dem ſogenannten Skandal durch einen Machtſpruch ein Ende zu machen, ſich nicht entziehen zu dürfen glaubte, und wurde ſomit dem Ziegenhagen nicht nur Kanzel und Kirche wirklich verboten, ſondern es kam ihm auch die Weiſung zu, binnen drei Tagen Hamburg und deſſen Gebiet zu verlaſſen, wozu ein Geſpann für ihn in Bereitſchaft gehalten werde. Das Gerücht von dieſem Befehl hatte aber nicht ſobald die Stadt durcheilt, als auch der lebhafteſte Unwille darüber unter den Bürgern ſich ausſprach, und am folgenden Sonntage, nachdem Kempe wiederum eine ſehr erbauliche Predigt gehalten, und die Gemeinde zum Feſthalten am Evangelium kräftigſt ermahnt hatte, verſammelten ſich bei vierhundert der angeſehenſten Bürger in der Marien-Magdalenen-Kirche, um ſich über die Angelegenheit des neuen Glaubens und die zu ergreifenden Maßregeln einmüthiglich zu berathen. Man kam friedlich überein, zu einer Deputation an den Rath aus jedem Kirchſpiel einen tüchtigen Bürger zu erwählen, und wurden dazu ernannt: aus St. Petri Hermann Soltau, aus St. Nicolai Joachim von der Becke, aus Catharinen Hinr. Davörde und aus Jacobi Heinr. v. Bargen. — Dieſe vier Herren begaben ſich ſofort zu dem älteſten wortführenden (präſidirenden) Bürgermeiſter Diedr. Hohuſen, und der Redner drückte demſelben den Wunſch der Bürger aus, es möge dem Rath gefallen, ſich Morgen früh auf dem Rathhauſe zu verſammeln, da die Bürgerſchaft ihm in Angelegenheit des neuen Glaubens, und namentlich wegen Ziegenhagen eine Mittheilung zu machen habe, und der Bürgermeiſter verſprach, ſeinen Amtsbrüdern dieſen Wunſch mitzutheilen. — Man kann leicht denken, wie in ſo

aufgeregter Zeit das Gerücht von dieser Entscheidung von Ohr zu Ohr lief. — Kaum hatte sich am folgenden Morgen, Montag nach Mis cond. dominis, der Osten gelichtet, als auch schon die Gassen lebendig wurden, und gutgekleidete Bürger sich dem gewöhnlichen Versammlungsort, dem Klostersaal von Marien Magdalenen, entgegen bewegten. Bei 2000 derselben sammelten sich in diesem Raume; um 7 Uhr schon wurden die Thüren geschlossen; sofort begann man hin und her zu berathen und kam endlich überein, wiederum eine Deputation, doch diesmal von 10 Männern aus jedem Kirchspiel, also von 40 Personen, zu ernennen, welcher Deputation, nachdem die Wahl durch Stimmenmehrheit beschafft worden, in der Person des wohlredenden Bürgers Joachim Wegdorn ein Wortführer ernannt wurde. — Diese Herren verfügten sich nun in guter Ordnung, von zahlreichen Volkshaufen begafft, nach dem Rathhause und wurden sofort vorgelassen. Wegdorn beklagte sich eingänglich über den im hamburgischen Rechte durchaus unbegründeten Gewaltschritt des Rathes, den Pastor Ziegenhagen, von welchem doch bekannt, daß er das lautere Evangelium zur Freude der Angesehensten seiner Gemeinde predige, aus der Stadt zu verweisen, und verlangte im Namen der Bürger, so diese Deputation erwählt und gesendet, Rechenschaft über solch widerrechtliches Verfahren. — Der Rath entwickelte seine Gründe mit großer Besonnenheit, Gründlichkeit und Ruhe, indem er der Deputation zu bedenken gab, daß diese Neuerung in Glaubenssachen die Stadt unfehlbar ins Verderben bringen werde, da man es wage, dem strengsten kaiserlichen Mandat zu trotzen, obgleich die strengste Strafe dawider angedroht worden sei. Am Ende sei die Glaubensneuerung doch nicht einmal von so wichtigem Einfluß, als daß man die kaiserliche Gnade, von welcher doch auch der Handelsflor der Stadt abhängig sei, darum verscherze, und das um einen vormaligen Schmiedeknecht, den Ziegenhagen, der überall

Zwietracht angeſtiftet, noch erſt jüngſt aus Magdeburg vertrieben und ein Menſch ſei, der eigenſinnig auf ſeinen Willen beſtehe, von Niemandem Belehrung annehme, ſondern einzig nur nach ſeinem Kopfe gehe. — In Erwägung dieſer Umſtände gab der Rath den Bürgern zu bedenken, ob es nicht beſſer ſei, allen dieſen Zänkereien aus dem Wege zu gehen und in Glaubensſachen beim Alten zu bleiben. — Die Deputation meinte indeß, dieſen Anſichten des Raths nicht beipflichten zu können. Eines Theils, ſagte man, thue der vormalige Stand des Ziegenhagen nichts zur Sache, auch predige er nicht nach dem eignen Kopf, ſondern nach dem Ausſpruch des Evangelii, und was die befürchteten Nachtheile hinſichtlich des Kaiſers beträfe, ſo habe der Glaube mit dem Handel nichts zu ſchaffen, auch dürfe man ſich nur an die viel näher gelegenen deutſchen Fürſten halten, die ſich bereits zu Gunſten der Kirchenreformation ausgeſprochen. Der Streit zog ſich immer hin und her und endete damit, daß die Beredſamkeit des Wegdorn den Sieg davon trug, der Rath ſich den Wünſchen und Anſichten der Bürger fügte, und dem Ziegenhagen nicht nur frei gab, in Hamburg zu bleiben, ſondern auch in jeder beliebigen Kirche zu predigen, welcher Entſcheid dann, in Eile den auf dem Kloſterſaal harrenden Bürgern mitgetheilt, die Erſtattung eines dienſtlichen Dankes derſelben an den Rath veranlaßte, worauf ſich die Verſammlung höchlich befriedigt auflöſ'te und in freudiger Erwartung des Ferneren nach Hauſe begab.

Vorläufig wurde Ziegenhagen nunmehr als wirklicher Paſtor zu St. Catharinen beſtätigt, wozu ſich die Gelegenheit um ſo günſtiger geſtaltete, da der bisherige Paſtor Sandhorſt, dem es ſchwül bei der Sache zu werden ſchien, da er die bisherigen fetten Biſſen ſich immer mehr durch den Ueberhand nehmenden evangeliſchen Glauben verkümmert ſah, heimlich bei Nacht und Nebel Ferſengeld nahm und der guten Stadt Hamburg valet ſagte. Dabei war der Patron frech genug, als Entſchuldigungsgrund die eben damals hier

herrſchende Seuche zu hinterlaſſen; ein ſchlechter Hirt alſo, der ſeine Schafe im Stich ließ, als der Wolf kam.

Hier haben wir eine ziemlich weltliche Epiſode einzuſchalten. — Es machte ſich nämlich ſeit einiger Zeit in den Stadt-Caſſen eine ſo auffallende Ebbe bemerkbar, daß der Rath ſich gedrungen ſah, den Bürgern eine neue Abgabe aufzuerlegen, wozu indeß verfaſſungsmäßig die Einwilligung der Bürgerſchaft erforderlich war. — Dieſe, ohnehin unmuthig, trug ihrem Abgeordneten, Hinrich Schaubordh, auf, dem Rath die Mittheilung zu machen, wie man gar wohl wiſſe, daß nichts anderes, als der „vermaledeite" Bann des Domkapitels die Einnahmen der Stadt ſchmälere und überhaupt die allgemeine Geldnoth verſchulde; es ſei deshalb nicht mehr als recht und billig, als daß wer Schaden anrichte, auch Schaden beſſere, weshalb den Canonici auferlegt werden möge, hiezu 6000 Mark Lübſch beizutragen, auch die den Pfarrkirchen ſeit 20 Jahren unrechtmäßig entzogenen Summen, die beiläufig auf 8000 Mark möchten anzuſchlagen ſein, wieder herauszugeben ſollten angehalten werden. Auch der große Coland — (eine reiche Geſellſchaft geiſtlicher und weltlicher Herren, die ſich an jedem erſten Tage eines neuen Monats (Calendae) verſammelten, und hiervon die Bezeichnung erhielten) — ſollten angehalten werden, dem Staat ſeine Einkünfte zu vermehren; ferner ſollten alle Klöſter auf hamburgiſcher Erde von ihrem Geſammtbeſitzthum eine Jahresrente dem Staate entrichten, auch von nun an nicht ferner von Abgaben frei ſein, ſondern wie jeder andere Bürger den gebührenden Schoß erlegen. Die ſchwarzen Mönche — wie die Dominikaner geheißen wurden — ſollten fernerhin nicht mehr in Hamburg geduldet werden; und ſchließlich ſollte es erbgeſeſſener Bürgerſchaft, vereinigt mit den Juraten, frei gegeben werden, von jetzt an ſich ſelber die Prediger nach beſtem Wiſſen und Willen zu erwählen, damit man rechte Verkündiger des Evangeliums zu Lehrern bekäme; falls aber der Rath und

das Domkapitel ſolcher Freiheit ſollten entgegen ſein, wolle man dieſelbe mit Gut und Blut erkämpfen.

Der Rath, frühere Erfahrungen der Volksaufregung nicht umſonſt gemacht habend, wagte nicht, ſich den ſo energiſch ausgeſprochenen Wunſchen achtbarer Männer zu widerſetzen, und gewährte, was irgend zu gewähren war, mindeſtens durch vorläufige Zuſage. Hierauf geſtützt, ſchritten die beikommenden Burger zur Wiederbeſetzung einer erledigten Pfarrſtelle an Nicolai. Schon längſt hatte man in dieſer Beziehung das Auge auf einen echten Jünger und Herzensfreund Martin Luthers, den wohlberuhmten Dr. Bugenhagen aus Wittenberg geworfen, und briefliche Aufforderungen, die Reformation in Hamburg durch Uebernahme einer Predigerſtelle an St. Nicolai zu fördern, fand in ſofern freundliche Zuſage, daß der Berufene, auch ohne Uebernahme des angebotenen Amtes — wogegen ſeine bisherige Gemeinde die dringendſten Bitten eingelegt — doch zur Förderung der hamburger Reformation ein halbes Jahr in der ihm ſo freundlich geſinnten Stadt zuzubringen entſchloſſen ſei. Schon rüſtete ſich auch bereits der wackere Doctor der Theologie zur Abreiſe, als der Rath, in wohlbegründeter Furcht vor jedem neuen Lehrer der evangeliſchen Wahrheit und des Lichts, wodurch die Aufregung nur vermehrt werden konnte, heimlich einen Boten mit Brief und Siegel an den Dr. Bugenhagen abſendete, des Inhalts: doch lieber nur in Wittenberg zu bleiben, da die Berufung nur von Einzelnen ausgegangen, ein großer Theil der Bürger und der Rath ſelber aber keineswegs damit einverſtanden ſeien. Wie weit aber die heilloſe Pfaffenwirthſchaft ſelbſt geiſtesgeſunde, denkfähige Männer in den Schlamm der bodenloſeſten Unvernunft herabgezerrt hatte, davon giebt das naive Geſtändniß einer höchſt verirrten Geſinnung des Raths bei dieſem Anlaß Zeugniß, indem als ein vorzüglichſter Grund gegen die Berufung des wackern Bugenhagen angeführt wurde, daß er in einem chriſtlich eingeſegneten

Ehebündniß lebe, oder wie sich die Urschrift auszudrucken beliebt: „dat hre eene echte Fruwe hadde" — also nicht nach gemeiner Weise der liederlichen katholischen Pfaffen im Concubinat lebe. — Seht, das ist der Fluch der geistigen Finsterniß, daß sie der besten Menschen Sinn mit Unvernunft umnebelt, und die Menschheit in einem Verirrspiegel zeigt, wo Einem eitel verzerrte Gestalten entgegen grinsen. — Zu großem Leidwesen der evangelisch Gesinnten kam also Bugenhagen nicht, und man durfte deshalb nicht säumen, einen neuen Prediger zu erwählen, weshalb denn am 27. September eine Versammlung der wohlberechtigten Burger angeordnet wurde, die nach kurzer Berathung ihre Wahl auf keinen Wurdigern lenken zu können glaubten, als auf den Ziegenhagen, der jedoch, davon in Kenntniß gesetzt, bescheiden genug war, die Wahl mit der Bemerkung abzulehnen, daß er als ein nicht graduirter und gelehrter Magister oder Doctor sich zur Annahme der ihn bestimmten Würde für unwürdig halte; sollte dennoch aber die verehrte Gemeinde bei ihrem Wunsche beharren, so müsse er sich von vornherein ausbedingen, nur allein das lautere Evangelium predigen zu durfen und weder zur Linken noch zur Rechten zu sehen. — Dieses Schwanken des Erwählten war nicht gut, denn es ermuthigte solches die altgläubigen Mitglieder der Gemeinde, ihr Haupt zu erheben und sich gegen die Wahl in aller Form aufzulehnen, und obwohl der Rath sich unlängst aller Rechte uber Pastorenwahlen begeben und solches dem Willen der Gemeinde ubertragen, liefen die Papisten dennoch zu ihrem Kirchenpatron, dem Burgermeister Gerhard v. Holte, und verlangten gar sturmisch, er möge die Wahl für Null und nichtig erklären, und der schwache Mann fügte sich um so eher dem Ansinnen, als er in Glaubenssachen sich zu dem Alten neigte. Die Bürger konnten und wollten sich bei diesem Entscheid nicht beruhigen, und zwar um so weniger, da sie denselben nicht ohne Grund als einen Eingriff in ihre Rechte betrachteten, also schon um

des Prinzips halber nicht, und ſchon am nächſten Tage ging eine gutabgefaßte Beſchwerde hieruber an den Rath ab, worin man eine Rechtfertigung uber das Geſchehene verlangte. — Der Rath beantwortete dieſelbe mündlich dahin, daß ſeines Dafurhaltens die geſchehene Wahl des Ziegenhagen ſchon deshalb als ungültig zu betrachten ſei, da zu derſelben die Juraten nicht herbeigezogen worden, uberdem aber ſei der Erwählte als ein Ruheſtörer zu betrachten, durch welchen ein Unheil uber Hamburg gekommen und noch mehr kommen werde, ſo man ihn nicht darin behindere, da er die verderbliche Abſicht hege, die heiligſten Gebräuche der Kirche zu verunſtalten oder gar gänzlich abzuſchaffen. — Dagegen erhob ſich der Wortführer Cord Campen, und gab in einer wohlgeſetzten Rede zu bedenken, wie es der Gemeinde auf ihr Begehren geſetzlich freigegeben worden, ſich nach ihrem Herzen einen Prediger an die Stelle des verweigerten Bugenhagen zu erwählen; einen wurdigern aber als Ziegenhagen ſei Niemandem von ihnen bekannt, da derſelbe — ſelbſt wider kaiſerliches Gebot und Begehren — das Wort Gottes lauter und rein predige, — darum auch die Wahl faſt einſtimmig auf dieſen Mann gefallen ſei. So es aber dem Rath beliebe, möge er einen andern Gottesgelehrten gegen den Erwählten in die Schranken ſtellen, und wenn es demſelben gelänge, Ziegenhagen aus der Schrift zu beweiſen, daß er falſch lehre, wolle man die Wahl als ungultig anerkennen. Sollte es aber dem Rath gefallen, die Wahl zu beſtätigen, möchte ein Friede leichtlich alſo herzuſtellen ſein, daß der neue Prediger nichts anderes lehre und predige, als wie es zwiſchen Rath und Burgerſchaft verabredet worden.

Solche einleuchtende und wohlbegründete Rede brachte denn doch den Rath auf andere Gedanken. Nicht ohne Grund furchtete er die Burger in ihrer guten Sache aufs Aeußerſte zu bringen, und den Grundſatzen der Vorſicht

getreu, wurde Ziegenhagen am Michaelistage 1525 in seinem Amte bestätigt.

Der wackere Joachim Wegdorn hatte sich nun schon längst nach neuen Streitern für das reine Evangelium umgesehen, und nicht umsonst hatten die überweisen Lübecker ihren Kapellan Johann Fritze wegen seiner neuen Lehrart der Stadt verwiesen. Hamburg konnte den wackern Mann gebrauchen, und wenn er gleichwohl vordem ein Schüler des mehrerwähnten Doctor Möller in Rostock gewesen, so glich er demselben an Gesinnung doch eben so wenig, wie Meister Kempe, und auf Wegdorns Fürsprache und Empfehlung wählte ihn die St. Jacobi-Gemeinde zu ihrem Pfarrherrn. — Hierüber wollten denn nun die Pabstler neuerdings aus der Haut fahren, und einer ihrer Chronologisten gibt uns ein Bild der geschehenen Anfeindung, indem er den neuen Pastor bezeichnet als: „een Papen-Kind, een Hohr-Kind, wohndags (vorzeiten) een Discipul Doctoris Möller, de ehm in dee Universität to Rostock de frie Kost um Godes Willen gegewen hefft, und behelrlik gewest, ehme ok tom Meister (Magister) und darna Prester gemaket." — Vor allem hatte man einen Zahn auf die verheiratheten Priester, um so mehr noch, wenn sie sich beikommen ließen, wie Meister Martin, eine frubere Nonne zu heirathen. Da hieß es denn auch von unserm Fritze, daß er in seinem Amte gesundigt und sich hätte „verdrumen laten, etlicker eene Jungfrow, de sick emals God verdrumet hadde, und gelavet, in Jungferschaft to lewende." — Der sich solch Schmähen am fleißigsten angelegen sein ließ, war jener Mathäus unter der Kluft, eine Art geistlicher Tagelöhner, der nicht nur selber zwei Mal die Woche zu predigen verbunden war, sondern auch sozusagen die Inspection im Dome fuhrte, und namentlich daruber zu wachen hatte, daß die gehörige Portion Messen daselbst gelesen wurden; er fuhrte auch die Aufsicht über Altäre, Vicarien und Commanditen, und war uber dem allen verpflichtet, den zum Richtplatz

abgeführten Deliquenten vor den Pforten des Doms aufzupaſſen und ihnen mittelſt Nachtmahl und Ablaß die letzte Stunde zu erleichtern und ihre Seelen zu tröſten.

Da indeß alle die elenden Schmähungen bei den Evangeliſchen nichts verſchlagen wollten, und das Anſehen der zur gereinigten Lehre ſich bekennenden Pfarrherrn nur noch mehr wuchs, gedachten die Katholiſchen auf andere Mittel, ihre Zwecke zu fördern. Es nahte nämlich die Weihnachtszeit 1526 heran, wo die kirchlichen Ceremonien nach gewohntem Ritus ein großes Perſonal erforderten, und man komplottirte deshalb dahin, den Paſtor Ziegenhagen in Verlegenheit und ihn in den Augen ſeiner Gemeinde dadurch herabzuſetzen, daß man das Feſt über aus dem Chor der Nicolaikirche weg bliebe, wodurch dann — ſo calculirte man — der Gottesdienſt zu großem Skandal geſtört ſein werde. — So gedacht, ſo gethan. Ziegenhagen aber, der ſchon Wind von dem Anſtiften bekommen, verlor den Kopf nicht, ſondern ordnete ſofort einen Chor von ſeinem Kapellan, Schullehrer und deren Schulern an, die denn auch die Geſangsſachen ſo hübſch und erbaulich executirten, daß die Gemeinde recht ihre Freude daran hatte, und nicht ohne Grund aus dieſer Erſcheinung den Schluß zog: wenn auf ſo einfache und koſtenloſe Weiſe der Gottesdienſt beſtellt werden kann, wozu mäſten wir denn eine ſolche Unzahl von Pfaffenſchmeerbäuchen? — Die katholiſchen Herren hatten ſich alſo im eigengeſtrickten Netz gefangen, und waren ſo betroffen darüber, daß ſie nach dem Feſte nicht ſäumten, ſich ſchnell wieder bei der Arbeit einzufinden, ehe es zu ſpät ſein möchte. Aber es war in der That doch ſchon zu ſpät, denn Meiſter Ziegenhagen ſchloß ihnen den Chor vor der Naſe zu und ließ ihnen ſagen, daß ſo boshafte, nachläſſige Prieſter, die das Feſt der Menſchwerdung Chriſti nicht mitgefeiert, ganz und gar nicht Werth wären, ferner im Tempel des Herrn thätig zu ſein. — Das Volk konnte den Gründen und ſomit der Handlung ſeinen ganzen Beifall nicht verſagen; die

hämischen Faulpelze blieben richtig ausgeschlossen, und dieses erste Gelingen eines so kühnen Schrittes führte zu andern Reformationen. Vigilien, Seelenmessen und wie all der katholische Firlefanz Namen haben mag, wurde wie alter Sauerteig ausgekehrt und das Abendmahl nach stricter Anweisung des Evangeliums unter beiderlei Gestalt ausgetheilt.

Man kann sich leicht denken, welch ein Geschrei diese Kühnheit unter den Gegnern erregte. Vor allen Dingen griffen sie wiederum hastig in den Koth der Gemeinheit, um den Ziegenhagen und seine Anhänger mit Schimpfworten zu beschmutzen. Vorzüglich geberdete sich der Mathäus unter der Kluft wie unsinnig, und schwor darauf, daß die Anhänger der neuen Lehre alle vom Teufel — das heißt von Ziegenhagen — besessen seien, der aus dem höllischen Pfuhl heraufgestiegen sei, die Welt zu betrügen. Der Geschmähte stand indeß in zu gutem Geruch, als daß man diese Versicherung anders, als mit großer Heiterkeit sollte angehört haben. — Nunmehr wurde denn doch aber dem Hochweisen Rath die Sache zu bunt, da selbst unter ihm wohl Einige waren, die somit den Gottseibeiuns im Leibe gehabt hätten; auch ließ sich die Stimmung des Volkes so drohend an, daß jeden Augenblick eine Revolte daraus entstehen konnte; darum sich der Rath kurz und erbaulich resolvirte und sämmtliche Geistliche der Stadt, groß und klein, aufs Rathhaus vor sich fordern ließ, woselbst schon folgende sechs Ordonanzen für sie zur Nachachtung bereit lagen:

1) Es wird den sämmtlichen Predigern alles Ernstes anbefohlen, ihre christlichen Lehren aus dem reinen und lauteren Evangelium zu schöpfen, und solche duldsam und sanftmuthig, ohne Hader und Zwist, der Gemeinde zu rechter Erbauung vorzutragen.
2) Es soll kein Prediger sich unterfangen, einen Amtsbruder von der Kanzel herab zu verunglimpfen, zu

verketzern oder zu verachten; ſo aber einer an des andern Lehre etwas auszuſetzen hat, ſoll er ſich im Beiſein ſchriftgelehrter Männer mit ihm verſtändigen.

3) Auf der Kanzel ſollen keinerlei ſtreitige Punkte erörtert werden, indem die Gemeinde dadurch nur verwirrt wird und keinerlei Erbauung daran hat, was doch allein der Zweck des Gottesdienſtes iſt.

4) Vielmehr ſoll dem Volke Friedfertigkeit gepredigt und daſſelbe zum Gehorſam gegen die rechte Obrigkeit eindringlich ermahnt werden.

5) Den evangeliſchen Predigern wird aufgegeben, nicht öffentlich gegen den Bilder- und Ceremoniendienſt zu eifern, ſondern vielmehr ſich der Sanftmüthigkeit zu befleißigen, bis daß es Gott gefallen will, die Sache zum Beſſern zu verhelfen.

6) Ein jeglicher, der gegen dieſe Gebote handelt oder redet, ſoll ſeines Amtes verluſtig gehen, und die Stadt zu meiden, ernſtlich angehalten werden.

Dieſen ſechs Artikeln mußte nicht nur Gehorſam angelobt, ſondern dieſelben ſollten auch dem Volke von der Kanzel verkündet werden, auf daß die Gemeinde wüßte, wie es der Rath in Zukunft wollte gehalten wiſſen. Man erſieht leicht, daß der erſte Artikel den Evangeliſchen ein unbedingtes Uebergewicht über die Katholiſchen gewährte, und die nächſte Zukunft lehrte, daß ſie ſich deſſelben würdig zu machen, wußten, indem ſie ſich dem Willen des Rathes fügten, wohingegen die katholiſche Partei bei ihrem alten Trotze beharrte, indem der Canonicus und zweite Prediger am Dom, Nicolaus Buſtorp, ſofort den Krieg wieder eröffnete, indem er von der Kanzel herabdonnerte, es wären diejenigen Prieſter, welche das Nachtmahl in beiderlei Geſtalten austheilten, Vorläufer des Antichriſtes, es dürfe daſſelbe nur in einerlei Geſtalt gegeben werden, gleich wie Chriſtus nur eine Natur gehabt; behauptete auch, es widerſprächen die

Lutheraner Chriſti Lehre, und führte zum Beweiſe die Worte des Evangeliſten Lucas C. II. V. 34 an: „das Auge iſt des Lebens Licht. Wenn nun dein Auge einfältig wird, ſo iſt dein ganzer Leib lichte. So aber dein Auge ein Schalk ſein wird, ſo iſt auch dein Leib finſter.“ — Sehr ſpitzfindig trug er auf die Eigenſuhne der vorſätzlichen Sunde an, welche Sühne aber nach katholiſchem Begriffe nicht in Reue und Beſſerung, ſondern in Buße durch Ablaß und Abſolution beſtand. Auch eiferte er namentlich gegen das durch Luther verdeutſchte neue Teſtament, als in welchem viele Irrthümer und falſche Uebertragungen zu finden wären; ja man nähme das Buch ſogar mit in die Kirche, da man doch viel beſſer thäte, auf die Predigt zu hören, weil die Evangelien und Epiſteln Niemand verſtehe, es ſei denn, man habe den Geiſt Chriſti. Die Gnade der Prieſter, Weihe und Segen zu verachten, ſei Irrthum und verfluchte Ketzerei u. ſ. w.

Solche Unbilde mit gleichem zu vergelten, enthielten ſich die Evangeliſchen mit weiſer Vorſicht; waren aber auch nicht geneigt, dieſelben ungerügt über ſich ergehen zu laſſen, und ſendeten deshalb drei Kaplane zu dem Wüthrich mit dem Begehren, ob er eines ſolchen Vortrages, als man ihm abſchriftlich vorlegte, geſtändig ſei? — Buſtorp wurde ob der unvorhergeſehenen Frage beſtürzt, und weigerte ſich, ſofort eine Erklärung daruber abzugeben; verſprach jedoch, daß Auskunft baldigſt erfolgen ſolle, womit die Boten für diesmal abtrollten. — Nachdem ſich nun der ſchlaue Pfaff die Sache in Ruhe überlegt, ſetzte er ſich an den Schreibtiſch, holte ſein beſtes Latein hervor — das, beiläufig geſagt, recht barbariſch geweſen ſein ſoll — und brachte einen langen und umſtändlichen Brief zu Papier. Die ihm zur Laſt gelegten Sätze wußte er in ein gar unſchuldiges Mäntelchen zu kleiden, und vorzüglich ſtreichelte er den Luther mit der Katzenpfote, der man nur gelegentlich die Krallen anſieht. — „Daß man mich beſchuldigt, den Dr. Luther

genannt zu haben — ſchreibt er — iſt gänzlich ein Irrthum, und wird mir von Niemand zu erweiſen ſein, bin' mir auch bewußt, denſelben ſeit drei Jahren kaum ein einzig Mal genannt zu haben. Wie, meint man denn, daß ich nicht gut lutheriſch ſei? — Ich bin es ganz und gar, ſo oft er eine gute Feder führt. Hat er doch einige Werklein geſchrieben, als z. B. die über die Gebote und das Vaterunſer, welche mir ſehr werth ſind; ſo auch das kleine Buchlein über die Vorbereitung zum heiligen Sacramente, darin er lehret, was ein guter Chriſt für Geſinnungen haben ſolle, da er hinzutritt, nämlich: „Siehe, im Glauben trete ich hinzu, verleihe mir, o Herr, daß ich durch deine Gnade meiner Sünden Vergebung erlange.“ — Seht, ſo glaube und weiß ich, daß ich mich niemals, ohne des Luthern zu gedenken, dem Altar nahe, denn, ſo er nicht ausſchweifend in ſeinem Begehren geworden, wäre kein Doctor in ganz Deutſchland größer denn er geweſen. Dieweil er aber das Heiligſte unſanft berühret und vor die Hunde geworfen, und die Perlen den Säuen gegeben in ſeinem babyloniſchen Gefängniß, hat er deshalb Anfechtung erdulden müſſen; ſo bin ich ihm denn ſehr gram darüber, daß er es alſo getrieben.“ — Hiernach kommt der Briefſteller auf Magiſter Fritze zu ſprechen, den er aber gar unſäuberlich zauſ't. „Wie? — ruft er aus — kennen wir beide uns denn nicht mehr? — erinnere ich mich ſeiner doch noch gar wohl, als er ſchier voller Lumpen hing (oder wie eine alte Uebertragung ſagt: „dat he kume eenen Placken an Lywe hadde). — Ich wünſche, daß ihm ſein neues Heil wohl bekommen möge, doch gedenke er ſeines Gönners — Gott hab ihn ſelig — des Herborden van der Huden, der auch viel Gutes an ihm gethan; möge auch für denſelben beten, ſo ihm's beliebt und den Frieden und die Heiligung hoch hält, welche das Evangelium lehrt, und ohne welche Niemand Gott ſehen wird. Nun, er laſſe mich meine Straße ziehen und fahre wohl.“ — Als vorzüglich den verworrenen Sinn des

Mannes bezeichnend, iſt die Stelle, wo er ſagt: „Es hat ſich ein Gerücht verbreitet — das mir aber unglaublich — als ob Ihr leichtfertige Knäblein anhaltet, weltliche Buben, der Davidſchen Pſalmen etliche zu ſingen, die gar fälſchlich ins Deutſche übertragen worden; ſofern ſolches Wahrheit, rathe ich, davon abzulaſſen, um Eurer Seelen Seligkeit halber; denn wiſſen ſollt Ihr, daß dergleichen Pſalmſingen ſich nicht für den gemeinen Mann ziemt, welcher wird nur zum Gebet zugelaſſen, das Singen aber iſt des Prieſters Sache.“ — Schließlich bittet er ſeiner ſchlechten Schreibart halber um Nachſicht und chriſtliche Geduld mit fehlerhaften Worten, Sylben oder Buchſtaben — nicht aber um der böſen Geſinnungen halber, wie er's doch geſollt.

Aus dieſen Proben erkennt man den nicht ungeſchickten Schleicher, doch läßt ſich denken, daß nichts damit gethan war. Die Einführung des allgemeinen Kirchengeſanges war eben eine neue Anreizung für das Volk zum Kirchenbeſuch, da dem Menſchen der Wunſch angeboren worden, ſeine Stimme im Geſange zu erheben. — Die übrigen Prediger hielten ſich ſo ziemlich ruhig und warteten geduldig der Dinge, die da kommen würden; weil aber Buſtorp den Streit wiederum angefangen, und die Evangeliſchen ſich bei ſeinem Schreiben nicht beruhigen mochten, ſondern eine beſtimmtere Erklärung auf ihre Frage verlangten, jedoch den Weg der Güte noch nicht zu verlaſſen entſchloſſen waren, ſo ließen ſie dem Buſtorp eine Einladung zugehen, ſich zu einer perſönlichen Unterredung, wann und wo ihm's beliebe, zu ſtellen. Wider Erwarten ging er auf dieſen Wunſch ein, beſtimmte auch das Marien-Magdalenen-Kloſter dazu; wer aber nicht kam, das war Buſtorp. — Man wiederholte die Einladung mehrere Male; er beſtimmte einen Platz im Dom, vor dem St. Lucas-Altar — kam aber wiederum nicht, gleichſam als wenn er nur ein loſes Spiel mit den Evangeliſchen zu treiben geſonnen, und ließ am Ende ſagen, er habe mit den Herren nichts zu ſchaffen. — Dieſes

unwürdige Betragen erregte den Zorn der alſo Gefoppten, und es blieb nun nur der geſetzliche Schritt über, den geiſtlichen Herrn beim Rath wegen ſeines Friedensbruches zu verklagen, und auf Beſtrafung zu dringen, anders man ſich genöthigt ſehe, die Sache wiederum von der Kanzel herab zu verhandeln.

Zum Schaden der Sache beobachtete der Rath ſchon in jener Zeit ein nur zu oft zu großer Erbitterung führendes: Ad acta legen des Geſuchs in dieſer Angelegenheit, und vergebens warteten die Kläger von Tage zu Tage auf eine endliche Entſcheidung. Es war jetzt eben in der Faſtenzeit und die Evangeliſchen meinten, nicht länger warten zu dürfen, beredeten ſich einmuthiglich, und kanzelten den Buſtorp am zweiten Faſtenſonntag, mit Nennung ſeines Namens, und ſeine Lehre widerlegend, derb ab. — Darüber wurde denn aber nun — wie ſich's vorherſehen ließ — die ganze katholiſche Meute ebenfalls wach; die Kanzeln wurden jämmerlich gepaukt, und da war kein Schimpfwort, das man nicht über die Widerſacher herabgedonnert hätte; die Evangeliſchen ſchwiegen auch nicht, und ſomit gab's wiederum in den Kirchen eine ſo unerbauliche Wortrauferei, ärger als es je vorher geweſen war. Ja, es fehlte nicht viel, ſo hätte man ſich in den Gotteshäuſern gar geprügelt, und wirklich ereignete es ſich, daß in der Nicolai-Kirche, wo zweierlei Meinungen am Ruder waren, ein Meßprieſter die evangeliſche Frühpredigt eines Kapellans dadurch auf eine freche Weiſe zu ſtören wagte, daß er zur Meſſe läutete, wodurch ſich die Gemeinde verführen ließ, und von der Anhörung der Predigt nach dem Sonntags-Evangelium ſich zur Meſſe hinwendete. Der Kapellan gerieth darüber in unbändigen Zorn, unterbrach ſeine Rede, und brüllte mit ausgeſtreckten Händen fürchterlich in das Schiff der Kirche hinaus: „Hört, hier her, was wendet Ihr Euch dort hin? wo doch nur ein Teufel den Andern beim Schwanze zerrt!“ — Nun hatte die Sache denn doch aber den höchſten Punkt

des Skandals erreicht, und der Rath, dem des Kapellan's Ausruf brühwarm überbracht wurde, ſah ein, daß etwas Durchgreifendes geſchehen müſſe; er ließ deshalb ſofort den Buſtorp und auch gedachten Kapellan aufs Rathhaus einladen, und da es ſich hier um etwas anderes, als um ein einfaches Verhör handelte, ſo lud man ferner die drei evangeliſchen Hauptprediger, nebſt den vier Kirchen-, zwölf geſchworene Vorſteher, und gleichfalls verſchiedene gelehrte Männer ein, unter welchen letzteren als Theologen Dr. Joh. Möller, Dr. Hinr. Wendt und Dr. Herm. Langenbeck als die berühmteſten gen nnt zu werden verdienen; auch einige Juriſten und andere angeſehene Bürger waren zu dem intereſſanten Zungenkampf eingeladen, und ſo nun ſollte ſichs in der freien Reichsſtadt Hamburg erweiſen, welches der echte, welches der falſche Glaube ſei. — Meiſter Buſtorp war gar ein geſcheuter Mann; mit großer Gewandtheit umging er eine eigentliche Diſputation auf das Evangelium, ſondern kehrte zuvörderſt ſeinen guten Willen, des Volkes Beſtes in Glaubensſachen zu fördern, ſeinen eigenen, in Wahrheit untadelhaften Charakter heraus und ſuchte mit großer Gewandtheit darzuthun, wie verderblich ein jegliches Verwerfen der bisherigen Gebräuche auf die Sitten des Volkes einwirken müſſe, da demſelben das, was man an die Stelle zu ſetzen beabſichtige, durchaus unzugänglich ſei und nur für gelehrte Prieſter tauge. — Seine Gegner ließen ihn indeß mit dieſen Gründen gänzlich nicht aufkommen, beſtanden feſt auf die Anerkennung des Evangeliums als den rechten Fels, worauf die chriſtliche Kirche gebaut, belegten alle ihre Behauptungen aus der Schrift, und wußten endlich den Rath ſo günſtig für ſich zu ſtimmen, daß der wortführende Bürgermeiſter, Diedrich Hohuſen, alles Ernſtes darauf beſtand, Buſtorp ſolle ſeine Schmähungen widerrufen, und zwar ſtellte er ihm die einfache Frage: ob er wolle oder nicht, ſolle er nur durch ein einfaches Ja oder Nein entſcheiden. — Der ſchlaue Dompfaff

krümmte und wand ſich wie ein Wurm und ſuchte allerlei Ausflüchte, wurde aber an jedem Loche wiederum zu jenem Ja oder Nein zurückgetrieben, und mußte ſich endlich bequemen, das verlangte Verſprechen des Widerrufs zu geben, anders er nichts Schlimmeres befahren wollte. Bevor er aber dieſes Verſprechen hielt, vergingen ſieben lange Jahre, und man muß ſich billig über die Geduld des Raths verwundern, wenn man nicht das Phlegma der Deutſchen, die in der Regel nur im erſten Strohfeuer-Enthuſiasmus etwas Tüchtiges auszuführen pflegen, zu würdigen wüßte. — Jener Kapellan übrigens, der auf der Kanzel den Teufel zu citiren ſich unterfangen, wurde auf Ziegenhagen eigenes ausdrückliches Begehren ſeines Amtes entlaſſen, und ſo ſchien die erſte Schanze von den Evangeliſchen glücklich erobert; aber der Feind dachte noch an nichts weniger, als das Feld ſo wohlfeilen Kaufs zu räumen. Indeß ſie aber auf Tücke ſannen, richteten die Evangeliſchen ihre Geſinnungen auf ganz etwas Anderes, auf etwas menſchlich Edles. Es traten nämlich die angeſehenſten und verſtändigſten Männer der St. Nicolai-Gemeinde einmüthig zuſammen, und da ihnen das ekelhafte Betteln, wie jedem Verſtändigen, ſchon längſt ein Dorn im Auge geweſen, ſo kam man am 16. Auguſt zu dem Entſchluß, eine Armen-Caſſe, oder Gotteskaſten, wie man es nannte, zu ſtiften, und wurde deſſen Verwaltung zwölf würdigen Männern übertragen, welches denn als der erſte leiſe Anfang der ſpäter ſo ſehr berühmt gewordenen hamburgiſchen öffentlichen Armen-Anſtalten zu betrachten. Man blieb indeß hierbei nicht ſtehen, ſondern faßte einen, aus 27 Artikeln beſtehenden Entwurf einer Armen-Ordnung ab, worin unter anderm feſtgeſetzt wurde, daß die Bettelmönche nicht ferner in Hamburg geduldet werden ſollten; auch wurde dem Domkapitel die Macht genommen, Kirchendiener zu ernennen, und ſolches Recht der Kirche ſelber übertragen; die Schüler aber ſollten reformirt und nach ſächſiſchem Muſter eingerichtet werden. —

Der Rath, im Laufe der Zeit und der Erörterungen von der Vortrefflichkeit der neuen Lehre immer überzeugter geworden, säumte nicht, diese neue Institution zu confirmiren, und es entstanden von nun an zwei Parteien: Kastenlüüd für die Protestanten, abgeleitet von den Gotteskästen, die nun auch in alle übrigen Kirchspiele eingeführt wurden, und Johannislüüd für die Katholischen, da sich die Parteigänger dieser Confession auf dem Johanniskloster zu versammeln pflegten. Hiermit ging das Jahr 1527 zu Ende.

Wer nun etwa glauben möchte, es sei die Sache hiermit beendigt gewesen, kennt wahrlich die Zeloten schlecht, denen es an Halsstarrigkeit und Widersetzlichkeit gegen Recht und Wahrheit so leicht Niemand zuvor thut. Auch bedurfte es in der That einer neuen Anregung, um die Sache des Evangeliums in Hamburg vollends zum Abschluß zu bringen, und die Gegner mußten in ihrer unheilvollen Verblendung selber die Hand dazu reichen. — Diesesmal war ein Prediger zu St. Johannis, Henrich Rensborg, das Rüstzeug, denn zur Fastenzeit bestieg er die Kanzel und rührte den alten Sauerteig vom Nachtmahl in einerlei Gestalt mit einer dermaßen Wuth wieder auf, daß auch Stephan Kempe abermals in Harnisch gerieth und den Störenfried nach alter Weise am Charfreitag derb abkanzelte. — Rensborg bekam eine so volle Ladung, daß er schon am nächsten Abend vor Ostern den Kempe zu einer öffentlichen Disputation nach Paris, Cöln oder Löwen herausforderte, und dabei der Satyre die Sporen so keck in beide Weichen setzte, daß die Würde der Kanzel völlig mit Füßen getreten wurde. Später zeigte er sich auch zu einem schriftlich geführten Kampf geneigt. — Kempe, ein gar gelehrter Herr, und von den hamburger Reformatoren ohne Zweifel am besten beschlagen, ließ keine Stunde vergehen, so setzte er sich nieder und zeichnete diejenigen Sätze auf, die er der Disputation werth erachtete, und von denen ihn zu erfahren interessirte, ob Rensborg auf sein Rechthaben beharre. Diese Schrift wurde

abermals zwölf angeſehenen Bürgern übergeben, die damit zu Rensborg gingen und ihm ſolche vorlegten. Der Mönch gerieth in eine gelinde Raſerei und fuhr die Bürger hart an: er habe allerdings dieſe Lehrſätze gepredigt, halte aber den Kempe gänzlich nicht würdig, weder ſchriftlich noch mündlich mit ihm darüber zu disputiren. Man ſieht, daß der Menſch ſich wie ein unartiges Kind geberdete, dem man ſeinen Willen nicht nachgibt, und das nun am Ende nicht weiß, was es will. — Die Proteſtanten griffen abermals zu den Kanzelwaffen, und ſchlugen den Gegner diesmal mit ſo glänzender Beredſamkeit, daß ein Hochweiſer Rath ſich veranlaßt fühlte, den Rensborg, falls er nicht aus der Bibel ſich vertheidigen und ſeine Lehrſätze belegen könne, die Kanzel nicht ferner betreten zu laſſen. — Da dieſe Bedingung zu erfüllen nun nicht in ſeiner Macht ſtand, und ihm ſomit die Mittel zur Vertheidigung fehlten, griff er zu der Auskunft gemeiner Seelen, d. h. er komplottirte. Mit der Wuth eines echten Fanatikers rannte er zu den Häuptern ſeiner Partei und wußte es durch ſeine Beredſamkeit dahin zu bringen, die Gemüther, ſelbſt ſonſt redlicher Männer, für das Schändlichſte zu entflammen. Es war ſehr natürlich, daß die im Unterliegen begriffene Partei die evangeliſchen Prediger für die Quelle alles ihr und der katholiſchen Kirche betroffenen Unheils anſah, und meinte, wenn dieſe Häupter zerfielen, Alles gar bald ins alte Geleis zurückkehren werde. Die Blinden, als ob der Zeitgeiſt ſeine dekretirten Ereigniſſe an einzelne Häupter binde, und wenn er's thut, als ob er nicht Mittel hätte, ein ſolches Haupt — gleich wie Cäſar und ſein Glück — vor dem Verderben zu bewahren.

Indeß hatte die Idee nun einmal Wurzel geſchlagen, und fleißige Zuſammenkünfte an verſteckten Orten, vornehmlich aber in dem Johannis-Kloſter, nährten den blutigen Plan, bis er reife Früchte zu tragen nahe genug gezeitigt war. Um mit deutlichen Worten zu reden, ſo waren die päbſtlich geſinnten Verſchworenen entſchloſſen, die gute Stadt

Hamburg zum Schauplatz einer gräulichen Mord- und Brandscene zu machen, indem man beabsichtigte, dieselbe an allen vier Ecken anzuzünden, in dem Gedränge das Volk durch erkaufte Reisige niederreiten und durch ebenfalls gut bezahlte Frohnknechte unter dem Panier der Anarchie die evangelischen Prediger und deren vornehmste Anhänger in ihren Wohnungen erdolchen zu lassen. Es muß hier zum Voraus bemerkt werden, daß dieses, dem Wahnsinne des Fanatismus entsprossene Complott selbst ein Mitglied des hoch- und wohlweisen Rathes in sein satanisches Netz verstrickt hatte. — Aber diesem, den dunkeln Mächten der Blutschuld Verfallenen mußte kein echtes Bürgerblut in den Adern rollen. — Der nachmals von Friedrich I. von Dänemark zum Ritter geschlagene und jetzige Bürgermeister, Hinrich Salsborg, ein vom eifrigsten Catholicismus umnebelter Geist, in dessen Brust der finstere Dämon des Fanatismus seine höllische Herberge aufschlug, flößt noch heute, nach so vielen Jahren, Schauer und Entsetzen ein, da er sich als Bürger und Rathsglied so tief vom Pfade des Rechts verirrte. — Daß das Volk, durch diesen nicht zu leugnenden Fall, in seiner gewöhnlichen Weise, zu übertreiben, den ganzen Rath beschuldigt, in das Complott, zu Gunsten der Katholischen, verstrickt zu sein, ist eben so natürlich als ungerecht, und nur von einigen leichtgläubigen Autoren nachgebetet worden. — Auf die Mitwirkung jenes Halbbürgers aber bauten die Verschwornen vorzüglich die Hoffnung eines erwünschten Erfolges; auch war des Bürgermeisters Bruder, der Leichnamsgeschworne Albert Salsborg, mit im Bunde der Finsterniß, und von ihm war die Zusage erlangt, zur Abwehr etwaigen Sturmläutens, den Glockenstrang in St. Nicolai abzuschneiden, oder mindestens hoch aufzubinden. — Alle diese Vorbereitungen waren im Geheimen getroffen und die Nacht bestimmt, welche die ungeheure That vollends ausbrüten sollte, doch traten Umstände ein, die solches verhüteten. Da der Rath augenscheinlich

Gründe hatte, den eigentlichen Zuſammenhang dieſer Verſchwörung, an welcher eines ſeiner Glieder Theil genommen, der Publicität zu entziehen, ſo gehört ein eigenthümlicher Scharfſinn dazu, aus dem eigentlichen Wuſt von ſchleichenden Gerüchten die lautere Wahrheit ans Licht zu ziehen, und dieſe mag ſich denn darauf beſchränken, daß Einer der Mitverſchwornen, ein Geldſchmidt — wie denn ſolches zu unzähligen Malen ſich ereignet — von Gewiſſenskrupel gepeinigt, den Anſchlag verrieth, und die ſich für bedroht haltenden Bürger heimlich eine Anzahl ſtarker bewaffneter Männer, vorzüglich Bootsleute, ins Haus nahmen, einem etwaigen Ueberfalle zu wehren. Die Natur legte ſich übrigens zufällig ſelbſt ins Mittel, indem, ungewöhnlich für die Zeit des endenden Winters oder angehenden Frühlings, eben jetzt in dieſer fürchterlichen Nacht ein ſchweres Gewitter heraufzog, und ſo jämmerlich über die bedrohte Stadt daher wüthete, daß die Verſchwornen erwarten durften, es treffe ihr Anſchlag nur auf wache Menſchen, denen nicht gewachſen zu ſein man wohl vorausſetzen durfte. Somit ging dieſe Nacht ohne Unthat vorüber, aber die Gemüther der lutheriſchen Partei waren von ſolcher Bedrohniß ſo aufgeregt, und man war ſo wenig gewiß, ob nicht eine der nächſten Nächte zu der Schreckensthat auserwählt worden ſei, daß ſchon am nächſten Morgen eine Beredung der Evangeliſchen auf mehreren Punkten Statt fand, und durch einige leitende Glieder der Beſchluß zu Stande kam, ſich ungeſäumt an den Rath zu wenden, damit er etwas Entſcheidendes zur Abwehr dieſer Bedrängniß thun möge. — Die Sache verzögerte ſich jedoch bis in den April, wo ſich das Gerücht verbreitete, die Johannisleute hielten abermals heimliche Zuſammenkunfte im Kloſter, und da man nicht wiſſen konnte, welche Teufelei daſelbſt wiederum ausgeheckt werde, ſo verfügte ſich am 27. April eine Deputation der Evangeliſchen aus allen Kirchſpielen nach dem Rathhauſe, und bat dringend, daß zu endlicher Beendigung dieſer beunruhigenden

Sache ein kräftiger Entſchluß gefaßt werden möge, und da der Rath ſich ohne Zweifel ſchon unaufgefordert längſt mit ſolcher wichtigen Angelegenheit beſchäftigt hatte, ſo war, ganz gegen die ſonſtige Gewohnheit, ein augenblicklicher Entſchluß zur Hand: ſchon am morgenden Dienstag ſämmtliche Geiſtliche aufs Rathhaus fordern zu laſſen, zu gemeinſamer Prüfung ihrer Lehrſätze nach dem Buchſtaben der Schrift, da dann diejenigen, die ihre Lehre daraus nicht zu erweiſen vermöchten, Hamburg zu verlaſſen angewieſen werden ſollten.

Dieſer ernſtliche Entſchluß gab den Evangeliſchen Muth und Hoffnung zurück, und in kürzeſter Friſt wußte die ganze Stadt, was morgen für wichtige Dinge ſich begeben ſollten. Der Rath hatte nicht geſäumt, ſofort die nöthigen Schritte bei Bürgern und Geiſtlichen einzuleiten, und ſchon um 7 Uhr Morgens (am 28. April 1528) ſah man die Straße von berufenen und unberufenen Theilnehmenden wimmeln; es ſammelte ſich eine große Menge Bürger auf dem Rathhauſe, dem Eimbeckſchen Hauſe und dem ſchauenburger Zoll (auch rother Zoll genannt), um die für alle Zeit entſcheidende Diſputation theils abzuwarten, theils beizuwohnen. „Alle aber — wie ein alter Schriftſteller ſich ausdrückt — in ehrbarer Kleidung, ohne alles Gewehr und ohne einige Waffen.“ — Es hatten ſich aber von den katholiſchen Geiſtlichen ſtellen müſſen: der Dr. Barthold Möller, Joh. Rensborg, Dr. Henr. Wendt, Magiſter Hinrich Schröder, Magiſter Mathäus unter der Kluft, Magiſter Friedr. Vulgreve, Fabianus und Jodocus Seyfried. — Der evangeliſchen Geiſtlichen waren vier: Joh. Ziegenhagen, Stephan Kempe, Mag. Joh. Fritze und Conr. Lünsmann. — Der Anblick dieſer Verſammlung von ſo lange und bitter verhetzten Prieſtern vor dem verſammelten Rathe war von großem, faſt tragiſchem Intereſſe, denn es waltete anfänglich Würde, Anſtand und großer Ernſt in der Verſammlung, die von dem Bürgermeiſter

Dietrich Hohuſen mit einigen den Zweck bezeichnenden Worten eröffnet wurde. — Nachdem ſolches geſchehen, las man zuvörderſt die von den Evangeliſchen eingeſendeten und von ihnen als zuläſſig beſtrittenen katholiſchen Lehrſätze vor, damit eine auf das Evangelium baſirte Erörterung darüber Statt finden möge. — Dieſer Lehrſätze aber waren 20, und lauteten folgendermaßen:

1) Obwohl man im Evangelio nichts über die heilige Dreieinigkeit fände, müſſe der Glaube daran dennoch als echtchriſtlich gelten.
2) Jeglichem Schriftwort müſſe eine Auslegung hinzugethan werden, um einen Sinn darin zu finden, denn, ſo es anders wäre, wie wollte man denn z. B. die Worte verſtehen: „Kehret den alten Sauerteig aus," anders man nicht etwa ſeiner Profeſſion nach ein Bäcker wäre. (von Dr. Wendt).
3) Es ſei dem Volke gänzlich nicht Noth, das Evangelium zu kennen, indem ſie leichtlich dadurch in Irrthum und Teufelskrallen fallen könnten; derohalben auch Hieronymus daſſelbe in Capiteln oder ſogenannten Perikopen abgetheilt, auf daß damit den Prieſtern Anleitung gegeben werde, leichtlich zu wählen, was dem Volke Noth. (Fabianus).
4) Gott im Geiſt und in der Wahrheit anrufen, könne man nur in chriſtlichen Tempeln, allwo er allein und aufrichtig zu Hauſe und zu finden. (Magiſter Schröder.)
5) Es ſei gewißlich, daß die Seelen verſtorbener Gläubigen im Fegefeuer gereinigt wurden, und dieſe Pein durch Vigilien, Seelenmeſſen und fromme Werke für Kirche und Prieſter abgelöſt werden könne. (Magiſter Mathäus.)
6) Die evangeliſche Lehre von der Erlöſung durch Chriſti Tod, als einziger Mittler, ſei Irrthum,

indem die heilige Mutter Maria der Gläubigen rechte Heilung und Fürſprecherin ſei, und nur durch ſie der Schlange der Kopf zertreten werde. (Dr. Wendt.)

7) Zur Seligkeit führe einzig nur die Erfüllung der Gebote Gottes. (Fabianus.)

8) Das Nachtmahl unter einerlei Geſtalt genoſſen, ſei einzig und allein recht und zur Heiligung wirkſam. (Dr. Möller, Magiſter Mathäus und Seyfried)

9) Chriſtus ſelber habe ausdrücklich (Lucä am letzten) die Laien vom Genuſſe des Blutes ausgeſchloſſen. (Rensborg)

10) Jeder, der das Nachtmahl anders genieße, ſei von der Abſolution ausgeſchloſſen. (Dr. Wendt.)

11) Die Meſſe enthalte keinen Widerſpruch mit der heiligen Schrift. (Dr. Möller.)

12) Das Sacrament des heiligen Abendmahls ſei als ein Opfer zu betrachten für die Sünde der Lebendigen und der Todten. (Mathäus.)

13) Es ſei das Ave Maria nicht etwa als ein gewöhnlicher Gruß, ſondern vielmehr dem kräftigſten Gebete gleich zu achten. (Dr. Moller.)

14) Die Heiligen anzurufen, widerſpreche nicht der Schrift. (Mathäus.)

15) Auf dem Stuhl Meſſe ſitzen, ſei dem Beicht-Sitzen und Beicht-Hören völlig gleich.

16) Wohl möge ein Biſchof freien, könne aber alsdann nicht ferner Biſchof ſein. Was aber daruber von Paulus 1. Tim. Cap. 3 geſagt worden, ſei von einem geiſtlichen Weibe und ſolchen Kindern gemeint.

17) Darum auch die Apoſtel ihre Weiber aufgegeben, und nachdem ſie vom heiligen Geiſt erfullet, hätten ſie keine wieder genommen.

18) Hat gleichwohl Paulus geſchrieben, es möge ein Biſchof die Ehe eingehen, ſo hätten doch die andern Apoſtel nichts davon geſagt. Deshalb es beſſer, bei dieſen zu bleiben, da Paulus erſt lange nach ihnen gekommen. (Magiſter Bullgreve.)

19) Auch hätten die Heiligen viel lieber ihr Blut gelaſſen, als der Keuſchheit entſagt. (Dr. Möller.)

20) Es ſeien die evangeliſchen Prediger darauf ausgegangen, das Volk gegen die Geiſtlichen zu verhetzen. (Dr. Möller und Rensborg.)

Nachdem dieſe von den evangeliſchen Predigern vorgelegte Lehre der Gegner laut und deutlich vorgeleſen, und die Päpſtlichen befragt worden, ob ſie ſich dazu bekennten, antwortete Dr. Möller, daß ihm nicht alles im Sinne ihrer Lehre richtig aufgefaßt worden zu ſein bedunke, doch bäte man um Erlaubniß, abtreten und gemeinſchaftlich über eine beſcheidende Antwort ſich berathen zu dürfen. — So geſchah es, und nach ihrer Ruckkehr erfolgte der Entſcheid, man könne nur einen Theil der vorgeleſenen Artikel anerkennen, ein anderer ſei als boshafte Entſtellung und Anſchwärzung ihrer Lehre zu betrachten, weshalb man zu näherer Erläuterung ſich eine Abſchrift des Ganzen erbäte, darnach eine ausfuhrliche Vertheidigung erfolgen werde, die man den Häuptern der Chriſtenheit vorzulegen gedenke, als welchen allein, nicht aber gewiſſen anderen Leuten, ein Urtheil über dergleichen heilige Sache zuſtehe.

Man merkt ſchon, wo der Fuchs hinaus wollte; aber der Rath, durch Schaden klug gemacht, war nicht geneigt, die Sache abermals unentſchieden ſich aus der Hand winden zu laſſen, und es erfolgte deshalb eine Rundfrage an jeglichen Catholiſchen beſonders, was ſeine Meinung bei dieſer Sache ſei? — Den Herren mochte vielleicht einleuchtend ſein, was für Folge auf einen nicht bibelmäßigen Erweis ihrer Lehre ſtände, nämlich Verweiſung aus der Stadt, und Jodocus Seyfried, der erſte, bei dem die

Frage begann, erklärte, ſehr kleinmüthig geworden, daß er ſchon lange nichts anders, als das reine Bibelwort gepredigt und den Streit gänzlich bei Seite gelaſſen habe; wäre aber dennoch etwas gegen ihn zu erinnern, möge man's vorbringen, und er wolle ſich gerne eines beſſern belehren laſſen. — Dr. Wendt — der andere in der Reihe — ließ ebenfalls von ſeinem früheren Trotz, und betheuerte, daß er keinen der verleſenen Lehrſätze ſo gepredigt, als man behaupte; namentlich hieß er es eine Verläumdung, daß er Jemandem die Abſolution verweigert, außer einem Einzigen, aus dem gewiß zureichenden Grunde, weil derſelbe nicht hätte beichten wollen, vorſchützend, er habe Chriſto ſelber ſchon gebeichtet, worauf ihm dann geantwortet worden: wohlan, wem du gebeichtet, der möge dich auch abſolviren. — Mathäus unter der Kluft und Rensborg, die beiden Großprahler, waren ebenmäßig ſehr kleinlaut geworden und geſtanden ihre Lehrſätze nicht ohne einen Anſchein von Reue ein, und es mochte wohl der, augenſcheinlich ihnen widerſtrebende Ernſt des Rathes ſein, der auf Befürchtungen für die Zukunft hinwies. — Dr. Möller gerieth über die Abtrünnigkeit ſeiner Parteigenoſſen in unbändige Wuth, und er fuhr ſie mit derben Vorwürfen darüber an, indem er ihnen vorwarf, daß ſie noch ſo eben bei der Berathung ganz mit dem Beſchluß, ſo zu antworten, wie er gethan, einverſtanden geweſen, woher denn dieſe plötzliche Aenderung? — Der Affect, womit er dieſen Vorwurf laut werden ließ, muß etwas Poſſierliches enthalten haben, denn die Anweſenden konnten ſich eines lauten Gelächters nicht erwehren, wodurch der anfänglichen Würde dieſer wichtigen Verhandlung kein unerheblicher Abbruch geſchah. — Möller ließ ſich indeß nicht irre machen, ſondern behauptete ſeinen Ernſt und drang darauf, der Kirche, als einer Säule und Grundveſte der religiöſen Wahrheit, den Entſcheid über die Angelegenheit zu überlaſſen. — Die Evangeliſchen proteſtirten indeß mit großem Eifer gegen die Zuläſſigkeit dieſes Auskunftsmittels, und

Protestantische u. Katholische Geistliche disputiren vor Rath u. Bürger.

zur Hamburger Reformations-Geschichte

bewieſen aus dem Evangelium Johannis Cap. 8, daß keineswegs die Kirche, ſondern das Wort über die Richtigkeit chriſtlicher Lehrſätze entſcheiden könne, und daß eben hierdurch die Sache ſo vereinfacht worden, daß ſelbſt der Geringſte aus dem Volke ſich darnach richten möge; keineswegs aber ſtehe es der Kirche frei, jenes Wort, das man Gottes Wort nenne, nach Gefallen zu modeln und zu deuteln, auch ſei ja eines Hochedeln Rathes ausdrücklicher Spruch geweſen, nur Beweiſe aus der Schrift als Belege für die Richtigkeit der ſtreitigen Lehrſätze anzuerkennen. — Jetzt erhob Meiſter Rensborg ſeine Stimme und ſuchte ſeiner Rede dadurch Vortheil zu ſichern, daß er lateiniſch ſprach, wogegen die Burger freilich alles Ernſtes proteſtirten, doch ſetzte er's, mit Hülfe des famoſen Bürgermeiſters Salsborg, durch, indem derſelbe, gleich wie einige neuere religiöſe Antiquare, behauptete, daß das Latein die einzige Sprache ſei, in welcher es ſich gezieme, vor den Ohren der Laien über Religionsſachen zu disputiren. — Somit ſalbaderte Rensborg noch ein Weilchen fort, bis er ſeinen Nonſens erſchöpft hatte, und als Salsborg denſelben zu ergänzen Miene machte, unterbrach ihn Ziegenhagen und gab ihm einige bittere Pillen zu verſchlucken, indem er ihn wiſſen ließ, daß man ſehr gut die Parteinahme des Herrn Bürgermeiſters fur die Katholiſchen kenne, auch habe es damit nichts auf ſich, er möge immerhin nur offen zu ihnen übertreten, da es auf einen ohnmächtigen Feind mehr oder weniger nicht ankäme. — Man legte nun dem Lateiner noch einmal die Frage vor, ob er darauf beſtehe, daß ſeine Lehre ſchriftgemäß ſei, worauf er ſich eine Bedenkzeit fur die Erklärung erbat; eine Antwort, die wiederum große Heiterkeit erregte, und zu der Bemerkung Veranlaſſung gab: es ſei eine gar ſeltſame Weiſe, erſt zu lehren und hernach über die Richtigkeit der Lehre nachzudenken, was doch viel beſſer vorher geſchehen wäre. — Nach noch einigen gewechſelten Reden hatte es ſich indeß nunmehr klar und unwiderleglich

herausgestellt, daß die Verklagten keinerlei in der Schrift begründete Beweise für ihre Lehre aufzubringen vermogten, die Verhandlung wurde also als beendet erklärt, und Rath und Burgerschaft traten jeder besonders ab, um ein Endurtheil in dieser Sache zu fassen. Die Burger waren schnell damit zu Ende, und bestanden ausdrucklich darauf, daß eine Strafe uber die Angeklagten zu verhängen, weil sie des Rathes Gebot zuwider etwas Anderes als die lautere Schrift gepredigt hätten. Der Rath glaubte sich der Beistimmung zu dieser Ansicht im Gewissen verpflichtet, und nach besonnener Ueberlegung und Beredung kam man zu dem Endurtheil, es sollten funf der schlimmsten Päpstlichen die Stadt zu verlassen angewiesen werden; nämlich: zuerst der famose Rensborg nebst dem Priester und Vicarius zu St. Catharinen, Barthold Wathaver, ein geborner Göttinger, welche als die Anstifter des neulichen Mordkomplottes berüchtigt waren. Ferner Bustorp, weil er die gegebene Zusage, seine Irrthümer zu widerrufen, bis jetzt nicht erfullt; dann Joachim Fischbeck, der, um seinen Beutel zu fullen, der evangelischen Wahrheit wiederum entsagt, und endlich der großprahlerische Mathäus unter der Kluft, der die Flamme der Zwietracht mit dem durren Holze seiner Worte ungebürlich genährt. Was die übrigen anbetrifft, so wurde ihnen das fernere Predigen vor der Hand ernstlich untersagt, ausgenommen Dr. Möller und Fabianus, sofern sie ihre fruhere Lehre widerrufen und sich zum Evangelium bekennen wurden. — Nach diesem Bescheid gingen die Burger friedlich und freudig auseinander, und jeder der katholischen Prediger wurde von zwei Burgern nach seiner Wohnung begleitet. Eine Deputation verfugte sich nach dem Eimbeckschen Hause, um den dort harrenden Bürgern das Ergebniß der Verhandlung kund zu thun, hatte aber keine Freude davon, da dieselben mit dem gelinden Urtheile keineswegs einverstanden waren, sondern vielmehr verlangten, es sollten die Mönchsprediger sämmtlich und unverweilt zum Thore hinaus gebracht werden, weil

ſich's ja nunmehr offenbar gezeigt, daß ſie ihr Geſpött und Narrheit mit armen Bürgern getrieben, da ſie ihnen von Fegefeuer und Ablaß ſo gar arge Dinge vorgelogen und die Seelen in Angſt und Schrecken geſetzt; da auch die Evangeliſchen unfehlbar, ſo ſie ihre Lehre nicht hätten aus der Schrift erweiſen mögen, wären verbannet worden. — Der gute Kempe redete ihnen indeß ſanft und verſöhnlich zu und erzweckte damit ein ruhiges Auseinandergehen der Menge.

Schon am folgenden Tage hatte die Stadt das Vergnügen, die bezeichneten fünf Lügenpropheten zum Thor hinaustrollen zu ſehen, und nach und nach ſchlichen mehrere andere, denen es hier unheimlich geworden ſein mochte, hinterdrein; z. B. Meiſter Wendt, der Lübeck mit ſeiner Gegenwart beglückte; Fabianus folgte ihm auf den Fuß, auch Bullgreve, Schröder (der ſich des Widerrufes wehrte) und endlich ſogar Dr. Barthold Möller, der Roſtock wiederum aufſuchte, aber eben zu rechter Zeit dort eintraf, um den Catholicismus in den letzten Zügen liegend zu finden, worüber er ſich denn nicht bald darauf buchſtäblich zu Tode ärgerte. — Buſtorp erlangte Begnadigung, ließ ſich ſehr ſpät, 1531, zu einem Widerruf herbei, und wurde dann als zweiter Prediger am Dom angeſtellt.

Hiermit alſo war der Sieg des Evangeliums über den päpſtlichen Catholicismus in Hamburg für alle Zeit entſchieden, ſonderbar genug aber damit die Wurzel eines ewigen Religionskrieges in das friſchaufgelockerte Erdreich gelegt, denn das Reich des Widerſpruchs iſt das Neue Teſtament, und darum ſehen wir die nie auszurottende Zwietracht in der proteſtantiſchen Kirche. — Indeß, Hamburg freute ſich des errungenen Sieges, und das mit Recht, denn ein Alp war von ſeiner Bruſt genommen. — Die Bürger ſäumten nicht, errungenes Gut zu befeſtigen und hatten nichts Eiligeres zu thun, als den Geiſtlichen — wie ſehr man auch jetzt mit den Hauptleuten befreundet war — die kirchliche Oberherrſchaft zu entziehen, und man muß ſich

billig wundern, mit welchem praktischen Scharfblick man den Charakter der Geistlichkeit zu würdigen verstand, die nur zu leicht in die Fehler der Herrschsucht und Habsucht verfällt. Es war aber am 25. Juni desselbigen Jahres, als man schon erwähnte 12 Gotteskasten-Herren nebst 24 andere Bürger beauftragte, mit dem Rath über die kirchliche Zukunft zu unterhandeln, und eine Ordnung bis zur Mitgenehmigung der Bürgerschaft herauszubilden, mit der ausdrücklichen Bemerkung, fleißig dahin zu sehen, daß Alles, was Religion, deren Gut, Diener, Mönche und Nonnen betreffe, im Sinne der schon bestehenden Artikel eingeleitet und beschlossen werde, auf daß die Ehre Gottes mit der der Stadt in bestes Einvernehmen dadurch gesetzt werden möchte, auch Niemand wider sein Wissen und Willen in böse Händel verwickelt werde. Möchten auch dahin trachten, daß alle Zwietracht und böse Befurchtung beseitigt werde, und Niemand, reich oder arm, sich eines Angriffes in Glaubenssachen versehen dürfe; wozu jeder gute Bürger, sonderlich so dem Rathe nahe stände, sein Theil beizutragen sich verpflichten möge, auf daß alle Unart, Gewalt nd unredliche That nach dem Sinne und Anleitung des Stadtbuches und der Recesse bestraft würde, damit der Stadt Einwohner bei Recht, Ehren und Wohlsein bewahret, beschirmt und beschutzt blieben. Ferner: den erkohrenen Burgern sei aufgegeben, darnach zu sehen, daß Alles, was Eintracht, Wohlfahrt und das gemeine Beste, auch gute Polizei betrifft, vom Rathe gefördert werde. — So man es sollte für nothwendig erachten einige Artikel des Stadtbuches und der Recesse zu ändern, müsse solches zwischen Rath und Bürgerschaft gehörig besprochen werden. Was bei Lebzeiten des seligen Joachim Wegdorn an neuen Artikeln eingeleitet und nicht vollendet worden, solle man suchen im Einverständniß mit E. E. Rath zu beendigen. — Da sich aus dieser Stadt Handlungsgeschäft ergeben, daß der Zoll oft vermehret oder vermindert werden müsse, so soll ehrlichen Leuten, deren Erfahrung darin

bergekommen, angedeutet ſein, darin zu handeln, wie ihnen ihr Verſtand und Gewiſſen zu gehöriger Pflicht Anleitung darin giebt. — Schließlich aber ſollen die Collegien nicht vollends über neue Geſetze mit E. E. Rathe abſchließen und endigen, bis daß Alles mit der löblichen Bürgerſchaft gehörig verabredet, darnach Jegliches, wie es beſchloſſen, zu Rechtem beſtehen und bleiben ſoll, doch alſo, daß es zuvor der ganzen Gemeinde öffentlich verſtändigt und einträchtig von Jedermann angenommen und unterhalten werde. — Nachdem dieſe Grundbaſis der neuen Verfaſſung geordnet, begab ſich's, daß den beſtehenden vier Gotteskäſten ein funfter hinzugethan wurde, der ſo zu ſagen für ein General-Gotteskaſten gelten ſollte, bei dem das Hauptbuch eingelegt wurde, und zu deſſen Verwaltung aus den mehrgedachten 12 Herren je drei der älteſten genommen und mit dem Namen Oewerolden (Oberalten) bezeichnet wurden, die dann mit den übrig gebliebenen 36 Vorſtehern ein Collegium der Achtundvierziger, dieſes wiederum mit den erſt neuerdings erwählten 24 Bürgern ein Collegium der Hundertvierundvierziger bildete, das dann ſpäter, 1685, bei Einverleibung des St. Michaelis-Kirchſpiels im Verhältniß der Zahl zu Sechszig, Hundertzwanzig und Hundertachtzig heranwuchs; Collegien, die noch bis auf dieſen Tag den Kern der Bürgerſchaft repräſentiren, ſo zu ſagen die zweite Kammer dem Senat gegenuber bilden, ſeine Handlungen und die Caſſe überwachen, und wie aus der Reformation oder dem Proteſtantismus urſprunglich hervorgegangen, nach innen die Tendenzen des Proteſtes in ſich bewahren oder doch billig bewahren ſollten, wo es ſich um Reform auf der organiſch-ausgebildeten Bahn des Fortſchrittes handelt; leider aber wurde dieſe mit großer Weisheit eingeführte bürgerliche Ordnung ſpäter die Quelle unſäglichen Unheils, und noch bis in die neueſte Zeit iſt ihnen in der Regel der Rath in jeder großartigen, liberalen Idee vorausgeeilt, und ſtatt der Rolle eines Spornes haben die Collegien nur zu oft die eines Hemmſchuhes übernommen.

Es war von jetzt an die vorzüglichste Sorge der verständigen Bürger die so mühsam eingeführte Kirchen-Reformation vollends zu Ende zu bringen, und man beschloß zur erschöpfenden Regulirung solcher Angelegenheit mehrerwähnten Dr. Bugenhagen, auch Pomeranus geheißen, aus Wittenberg, noch einmal nach Hamburg einzuladen, und als der Churfürst v. Sachsen denselbem auf seinen Wunsch einen Urlaub bewilligt, traf der wurdige Schüler Martin Luthers am Dionysiustage den 9. October in Hamburg ein. — Eine große Freude verbreitete sich darüber in der Stadt. Die Rathmänner Bremer und Wetkens, nebst einigen angesehenen Burgern, Soltau, Schuldorp und Rodenburg, empfingen ihn freundlichst am Thor, fuhrten ihn in das bereitstehende Haus des Dr. Möller, und eine seltene fürstliche Mahlzeit bezeugte ihm vorläufig, wie sehr man sich seines Hierseins freue. Bugenhagen hatte aber noch immer die kirchlichen Angelegenheiten Hamburgs fest im Auge behalten, hatte auch sein im vorigen Jahre in Nurnberg erschienenes Werk: „Von dem christlichen Glauben in guten Werken ꝛc.," der Stadt gewidmet, und man konnte darum mit gutem Anstand wagen, ihn noch am Tage seiner Ankunft um Herstellung einer Kirchenordnung zu endlicher Regulirung des Cultus und des Predigerwesens zu ersuchen, was er denn auch mit großer Bereitwilligkeit zusagte. — Am folgenden Tage erschienen drei Burgermeister bei ihm, und begrußte den freundlichen Mann mit einem Geschenk von zwei Tonnen Doppelbier, einem Ohm Wein und einem fetten Ochsen. Gaben, die dem Geschmack der damaligen Zeit, völlig angemessen waren. — Somit war das große Werk seiner Vollendung entgegen schreitend, doch ist es auffällig, daß Bugenhagen unerachtet der großen Anstrengungen Hamburgs und der augenfälligen reformatorischen Elemente, die in den Burgern sich bemerkbar machten, doch Ursache zu haben glaubte, an dem gesegneten Fortgange der Reformation bieselbst zu

zweifeln, wie er ſolches in einem Briefe an Dr. Luther bei der Gelegenheit kund giebt, wo er und auch die Bürger von Hamburg Luthers Verwendung bei dem Churfürſten um verlängerten Urlaub des Bugenhagen nachſuchten. — Wir erfahren zugleich aus jenem Briefe, daß auch die verſchiedenen Mönchs- und Nonnenorden bereits dem Evangelium ſich zugewendet und ihre Ordenstracht theilweiſe abgelegt hatten, wobei die Franziskaner ſich als am wenigſten bereitwillig gezeigt. — Die Einrichtung des Schulweſens erforderte noch ein gut Stück Arbeit. Luther beantwortete dieſen Brief mit ſehr friedlicher Geſinnung gegen Hamburg und berichtete über die Zuſtimmung des Churfürſten zu der erbetenen Verlängerung des Urlaubs, doch bat Luther ſeinen Freund, Wittenberg nicht allzulange auf ſich warten zu laſſen.

Nunmehr ging's bei gutem Willen und kräftiger Hülfe dem Katholicismus an die letzte Wurzel. Zwei neue evangeliſche Prediger, Johann Baldewar an St. Petri, und Johann Güſtrow an St. Catharinen angeſtellt, wackere Männer, halfen fleißig zum guten Werke; die Bürger raſteten nicht und legten ſelbſt Hand mit an, wo es etwas nachzuhelfen gab, wie z. B. am 5. December, wo ihrer 120 dem heiligen Geiſt ins Gehäge gingen, die gottesdienſtlichen Handlanger austrieben, die Altäre abbrachen und das Gebäude zu einem Armenhauſe einrichteten. — Dazu kam nun die allgemeine Verbreitung der lutheriſchen Bibelüberſetzung, die den Leuten vollends den Staar ſtach, ſo daß nun auch die weltliche Obrigkeit erſt den rechten Muth bekam, da einzugreifen, wo es ohne ſie nicht abgehen konnte, als wozu namentlich die Abſchaffung der Faſten und die daraus reſultirende Erlaubniß zu rechnen, daß an jedem Tage der Woche Fleiſch verkauft werden durfte.' — Daß alle dergleichen ſo ſchnell auf einander folgende Neuerungen das Volk zum Uebermuth reizen mußten, wird Niemand bewundern, der die menſchliche Natur kennt. So denn kühlte

ein Häuflein deſſelben ſein Muthchen am 21. December im Dom, indem es daſelbſt unbehindert einen in der Mitte deſſelben ſtehenden Altar umriß, auch muthwilliger Weiſe jene längſtvorhin erwähnte Meſſingplatte auf dem Grabe des Grafen v. Schauenburg ausbrach und ſonſt einigen bilderſturmenden Unfug trieb. Das war denn doch aber den Domgeiſtlichen trotz alles erlebten Reformations-Unheils zu viel, und da alle geiſtlichen Waffen vom Zeitgeiſt confiscirt worden waren, ſo blieb den ſchmälig Gekränkten nichts anderes übrig, als ſich an den weltlichen Oberherrn, den Kaiſer, zu wenden, und ſonderbar genug waren es zwei Geiſtliche, die Hamburg längſt den Rücken zugekehrt: Probſt Klitzig und Dechant Grote, die Hamburg bei Kaiſer und Reich verklagten und ein, vom 16. Januar 1529 datirtes Edict erwirkten, deſſen langer Rede kurzer Sinn war: Es ſolle die Stadt, bei Strafe von 500 ℔ löthigen Goldes, die entweihten Kirchen wieder herſtellen, alle ihnen und dem Dome angehörigen Bücher und Regiſter, Briefe, Siegel Inſtrumente, Freiheiten, Handveſten und Gerechtigkeiten ohne Zeitverluſt zurück erſtatten, auch künftighin den Prieſteren ihre Zehnten, Zinſen, Renten und Gefälle, nicht allein nicht vorenthalten, ſondern auch keinerlei Gefälle darauf legen. — Nebenbei ſolle die Stadt gehalten ſein, binnen nun und 45 Tagen vor dem Reichskammergerichte zu Speier durch Abgeordnete zu erſcheinen, um ſich über die ſtrafbaren Neuerungen zu vertheidigen, die ſie eingeführt zu haben, verklagt worden. —

Dergleichen Befehle fanden indeß für jetzt keinen Anklang mehr, die Zeit der geiſtlichen Cujonade war gänzlich dahin, und man hatte an ganz andere Sachen zu denken, als das alte Joch wieder aufzunehmen. Man beantwortete alſo den gemeſſenen Befehl in der Weiſe, daß am 20. Mai 1529 die beiden Rathmänner Peter v. Sprekelſen und Dithmar Kahl ſich nach den Klöſtern verfügten und daſelbſt die mönchiſchen Faullenzer verabſchiedeten, oder viel-

mehr ihnen die Wahl ließ, mit zehn Gulden Zehrgeld ihr Bündel zu schnüren und andere Orte mit ihrer Anwesenheit zu beglücken, oder einen lebenslänglichen Freitisch in einem von den beiden zu andern Zwecken benutzten Klöster zu behalten, sonst aber mit einem kleinen Staatsämtchen vorlieb zu nehmen. Zu jeder dieser drei Classen fanden sich etliche Liebhaber; nur der Prior der Dominikaner meinte, mit gutem Gewissen die Schlüssel zu dem Gotteshause an weltliche Obrigkeit nicht herausgeben zu dürfen, und man sah sich genöthigt, sein Gewissen dadurch zu beschwichtigen, daß man sie ihm mit Gewalt nahm, worüber er dann ebenfalls eine Klage beim Reichskammergericht zu Speier erhob, ohne indeß etwas dadurch zu erwirken.

Mittlerweile hatte Bugenhagen fleißig an seiner Kirchen- und Schulordnung gearbeitet und er konnte schon am 8. März seinem Freund Luther berichten: Meine Kirchenordnung, die bereits vom Rath eingesehen und approbirt worden, soll heute in die Bürgerschaft kommen, damit man erfahre, ob derselben etwas unrecht darin erscheinen möge; nachher wird sie eingeführt werden. — Es mag auch wohl noch Manches daran zu modeln gewesen sein, denn die Sache verzögerte sich bis zum Pfingstabend, als an welchem die Stadt mittelst öffentlicher Bekanntmachung erfuhr, daß Rath und Bürgerschaft die Bugenhagensche Kirchenordnung genehmigt habe, und solle nunmehr dieses unter Gottes besonderm Schutze vollbrachte Werk am Sonntage Trinitatis, den 23. Mai, mittelst eines allgemeinen Dankfestes geweiht und eingeführt werden. — Sodann wurde der Gottesdienst in allen Kirchen mit einem feierlichen „Herr Gott dich loben wir" eröffnet, und mit Dank- und Lobgebeten und Predigten für die gereinigte Lehre vollführt und beschlossen. — Die päbstliche Macht war von nun an für alle Zeit gebrochen und das Bugenhagensche Werk drückte dem Siege vollends das Siegel auf. Es bestand dasselbe aber aus 49 Artikeln. Die Schulordnung, als

die Wurzel aller religiösen Bildung, eröffnete die Reihe und bestimmte unter andern, daß die Kinder der reichsten Leute vierteljährlich 4 ß, die der reichen 3, der wohlhabenden 2, und der ärmeren 1 ß an Schulgeld entrichten sollten. Glückliche Zeit! — nur die wirklich Armen zahlten so viel als dieselbe Klasse Bürger noch heute, nämlich gar nichts, und die darauf bezügliche Verordnung lautet wörtlich: „So ock een armer Mann edder Fruwe enen Sohn edder mehr hedde geschicked tho lernde un vermochte nicht det School-Precium tho gewende, solke Kinner schall man bringen tho dem Diaken des Kärkspeels, von denen schalen se dem Rector awerandt warden umsonst, so that derer so woll in den Scholen warden angenahmen, als der Allerrichsten." — Die übrigen Bestimmungen betreffen den öffentlichen Gottesdienst, die Festtage, Amtspflichten der Pastoren ꝛc. ꝛc. — Zur Unterhaltung der Schulen wurden außer dem Schulgelde, sehr verständig, die Einkünfte der aufgehobenen Klöster angewiesen, ein Theil des Lokals vom Johanniskloster zu einer lateinischen Schule bestimmt, und am 20. Mai in folgender Art feierlichst dazu eingeweiht. Um 12 Uhr Mittags erschien der Rath, die bürgerlichen Collegien, die Geistlichen, Gelehrten, mehrere andere vornehme Bürger und Dr. Bugenhagen, welcher die Einweihungsrede hielt. Heitere Festlichkeiten beschlossen den Tag, der für Hamburgs bürgerliche und gelehrte Bildung unvergeßlich sein wird, da er den Keim zu der, hoffentlich nie untergehenden Gelehrten-Schule, dem heutigen Gymnasium, umschloß. —

Ehe Bugenhagen dem Rufe seines Landesherrn, in die Heimath zurückzukehren, folgte, versuchte er es zuvor auch die, noch immer nicht zum reinen Evangelium übergetretenen Domgeistlichen um so mehr zu diesem Schritte, oder mindestens zur Abstellung ärgerlichen Ceremoniells zu bewegen, als er eines Theils befürchtete, es könne das Beispiel manchen Bürger zum Rücktritt verführen, andern Theils es möchte des Volkes Unwille sich früh oder spät

in Thätlichkeiten gegen den Dom vergehen; er veranlaßte daher am 5. Juni 1529 eine Zuſammenkunft mit einigen Abgeordneten des Domkapitels, und folgende Punkte wurden denſelben zu gütlichem Vergleich vorgelegt: 1) Beſeitigung der Heiligenfeſte im Dom, wie ſolches bereits in den andern Kirchen geſchehen. — 2) Abſchaffung des Meſſeleſens und Singens, ſo wie der Seelenmeſſen und Vigilien, da dieſelben durchaus keine bibliſche Einſetzung für ſich zu erweiſen. 3) Die Austheilung des Nachtmahls unter beiderlei Geſtalt. — Obgleich nun Bugenhagen dieſe Anforderungen mit großer Beredſamkeit unterſtützte, und hinreichende Gründe für die Räthlichkeit, ſich darein zu fügen, vorlegte, ſo entgegnete dennoch der Abgeordnete der Dom-Kleriſei, Dr. Riſſenbrügger: daß der Dom eine Stiftung des großen Kaiſers Karl ſei, welcher, gleich ſeinen Nachkommen, demſelben viele Privilegien und Freiheiten bewilligt, die auch von allen Statthaltern Chriſti beſtätigt worden, es habe alſo niemand darüber zu verfügen, als nur der Kaiſer und der Pabſt. Was aber die hamburgiſche kirchliche Entweihung beträfe, ſo ſei deshalb eine Klage beim Reichskammergericht zu Speier bereits eingereicht, deren Erfolg man abwarten müſſe. Gegen fernere Angriffe ſei man durch einen Schutzbrief Kaiſer Karl V. geſichert, und man ſage ſich deshalb von der Gerichtsbarkeit des hamburgiſchen Raths und der Bürgerſchaft los, und verweigere denſelben jeglichen Gehorſam. — Mit dieſer Erklärung hörte natürlich jede fernere Unterhandlung auf; Bugenhagen donnerte am nächſten Tage in einer öffentlichen Predigt gegen die Hartnäckigkeit der Kleriſei und damit war die Sache vor der Hand abgethan. — Am 9. Juni verließ der gelehrte Doctor Hamburg, um ſich zu gleicher Arbeit nach Braunſchweig zu begeben, und einige vornehme Bürger gaben ihm das Ehrengeleit. Sein Verdienſt um Hamburg und den Norden überhaupt ward ſpäter noch dadurch erhöht, daß er die von Luther hochdeutſch überſetzte Bibel in die plattdeutſche

Sprache der Norddeutschen übersetzte, und dadurch dem Volke mundgerecht machte.

Man darf indeß nicht glauben, daß hiemit der Sieg des Evangeliums vollständig erkämpft gewesen sei. Es gab der Anhänger des Alten, wie jederzeit, eine Menge, und zahlreiche Schriften für den Katholicismus erschienen, und suchten die Evangelischen lächerlich zu machen. So schrieb unter andern einer derselben: „O jy verblendte Lüdekens! wat teye jy juck in den Sinn. Is dat Ey wiser as dat Hoen, dat Kuken as de Klucke? Meene jy dat dat Evangelium sy under de Bank verborgen gesteckt, un de Papisten sick mit den Episteln behulpen? — O, wiet gefehlt! Settet en Brill up, unde verdammt jo juwe Olen nich, davon jy sint herkamen ꝛc. — Ein Reimschmidt machte sogar ein Spottgedicht, dessen Anfang lautete:

Nu hört, jy Christen, ick will ju sagen,
De Düwel is awer Hamborg geslagen,
Un hefft darin gesch—.
Een höllisch Venin (Gift) awerall gedragen,
Dorch sine Baden, den lutherischen Kagen,
Darmede syn Volk beseten.

Im Dome, wo noch immer katholischer Gottesdienst gehalten wurde, sah man täglich eine Masse von Zuhörern, und da solches die Evangelischen erbitterte, so fand es der Rath für gut, dieses Gotteshaus zu schließen, auch ließ er von allen Kanzeln bekannt machen, daß die Heiligentage theils abgeschafft, theils die Feier derselben auf den nächstfolgenden Sonntag verlegt worden sei. — Die Domherren wurden aufs Rathhaus geladen und ihnen angedeutet, daß sie ihre Pfründengelder zwar lebenslang genießen, doch nach ihrem Tode dem Gotteskasten überlassen sollten. — Der Domherr Henrich Basmer protestirte Namens seiner Mitgeistlichen gegen solche Anordnung; als aber mit Gewalt gedroht wurde und namentlich der famose Bürgermeister

Salsborg selbst zum Beweise seiner Sinnesänderung wacker zugeredet hatte, so half doch dieses und das persönliche Interesse zur Annahme, indeß mit Vorbehalt weiterer Gerechtsame, womit die Sache zur endlichen Ruhe gelangte, und somit konnte man von jetzt an das glorreiche Werk der Kirchenreformation in Hamburg für vollendet halten.

Wir haben in der nach außen hin mit Hamburg in Berührung stehenden Politik, nicht eben Bedeutendes und Folgereiches aus den Reformations-Jahren nachzuholen; denn, wenn gleichwohl in Dänemark eine völlige Staatsumwälzung stattfand, da Christian II. durch Herzog Friedrich I. vom Thron verdrängt, sammt seiner Geliebten, der berüchtigten schönen Düweke, einer Niederländerin, nebst deren Mutter, Siegbritta, das Land verlassen mußten, wobei Erstere durch die Hand des empörten Volkes den Tod in den Wellen des Meeres fand — so hatte dieses Ereigniß auf Hamburg keinen nachtheiligen Einfluß, da man den neuen König in seinem Kampfe mit Truppen unterstützt, und so sich dessen Dankbarkeit versichert hatte. —

Der Handel nach Dänemark, der unter dem Einfluß der schönen Düweke, mittelst Begünstigung ihrer Landsleute, verkümmert war, hob sich wieder unter des dankbaren Friedrichs Regierung; kaum aber hatte Hamburg die unruhigen Perioden der Reformation glücklich bestanden, und glaubte sich seines Glückes freuen zu dürfen, als schon wieder ein neuer und sehr schlimmer Feind, nämlich eine pestartige Krankheit, unter dem Namen der englische Schweiß bekannt, in die Mauern einschlich, und viele Tausende in kurzer Zeit elendiglich tödtete. Sie war von England aus eingeschleppt, und legte die davon Befallenen meist binnen 24 Stunden auf die Bahre; der leiseste Zugwind wurde den Patienten tödtlich, aber auch übergroße Wärme, namentlich durch Federbetten wirkte gleichfalls eben so nachtheilig. Wollene Decken und

ein Bestreichen der Augen mit Rosenwasser, erleichterte das Uebel in etwas.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die in dem innersten Organismus des kleinen Staates tief eingreifende Reformation, so wie die damit verbundene Erweiterung und Aufhellung der Begriffe, den Bürgern die Bemerkung aufdringen mußte, es seien in der bisher als Richtschnur dienenden Verfassung morsche und verwittert gewordene Elemente vorhanden, bei denen das Wohl des kleinen Freistaates nicht ferner beständig sein und gefördert werden könne. — Eine Erschlaffung der Thätigkeit hatte sich durch den ganzen Staatskörper verbreitet, und war so weit eingerissen, daß selbst der Senat die Session nur sehr unregelmäßig besuchte, wodurch ein reicher Bürger, Johann Reinecke bewogen wurde, tausend Goldgulden auszusetzen, deren Zinsen denjenigen Mitgliedern des Raths zu Gute kommen sollten, die durch einen regelmäßigen Besuch der Sitzung, Ordnung und gut Regiment in Hamburg fördern würden; eine gleiche Summe Zins bestimmte er für diejenigen Sachwalter, die sich den Rechtshändeln der Armen annehmen wurden, und abermals setzte er eben so viel als Stipendium für einen armen Studirenden aus. Um jenen Mängeln dauerhaft abzuhelfen, hatte der Rath einen seiner wurdigsten Mitglieder, den Bürgermeister Hohusen beauftragt, einen neuen Receß zur Ergänzung des Stadtbuches auszuarbeiten, und dieses umfassende Werk, bestehend aus nicht weniger als 140 Artikeln, erhielt unter der Bezeichnung: vierter oder der lange Rezeß, und datirt vom 18. Februar 1529, Gesetzeskraft durch Beistimmung der Bürger. Es kommen unter andern folgende Bestimmungen darin vor. So sich ein Fremder genöthigt sieht, einen Bürger wegen Vorenthalt einiger Güter zu verklagen, ist der Kläger nicht gehalten, Bürgschaft zu stellen. — Es sollen die Bürger die Umsetzung des Raths und die Rathswahlen überwachen. — Der Rath verspricht sich zu befleißigen, nur

geschickte Mitglieder zu sich zu erwählen. — Keine Rathssitzung ist unter 12 Mitgliedern complet. — Anträge der Bürgerschaft darf der Rath auch Nachmittags entgegennehmen. — Einem Kläger, so er ein Fremder ist, soll zu allen Zeiten Recht gepflegt werden. — Ueberkommt dem Rath genügende Hinderung, Audienz zu geben, soll er gehalten sein, vor 9 Uhr Anzeige davon zu machen. — Zu Advokaten sollen nur rechtliche und unbescholtene Männer erwählt werden. — Von allen Rechtshändeln und Urtheilen soll auf Begehren, Abschrift gegeben werden. — Jegliche Klage um mehr denn 60 ℔ soll vor Ablauf von drei Monaten beendet sein; sollten Umstände dieselben über Jahr und Tag verschleppen, ist der Rath gehalten, sie in den drei ersten Gerichtstagen zu beenden. — Jedermann soll seine Rechtssache auf Stadtbuch, Buurspract und die Rezesse gründen. — So sichs träfe, daß das Stadtbuch einen Rechtshandel nicht bedacht, sollen die Parteien vom Rath begehren dürfen, daß die Bürger deshalb aufs Rathhaus berufen werden, auf daß der Rath und sie gemeinschaftlich ein Urtheil in der Sache finden, welches bewahrt und Gesetzeskraft für alle Zeiten bei ähnlichen Fällen behalten soll.— Klagen unter 10 ℔ Werth gehören vor das Niedergericht, dagegen höhere vor den Rath gebracht werden sollen. — Beleidigungen der Person sollen vor dem Rath abgehalten werden. — Wer um das Bürgerrecht nachsucht, muß sich in der Stadt niederlassen. — So Jemand bei Nacht verhaftet wird, soll er nicht beim Frohn, sondern auf den Winserbaum gesetzt werden. — So Jemand ein Mörder aus Nothwehr geworden, sollen Kirchen, Kirchhöfe, Predigerhäuser und das Maria Magdalenenkloster als Freistätten betrachtet werden. — Von Gutern, die aus der Stadt gezogen werden, soll der Zehnte dem Staat verbleiben. — Frauen Heirathsgut mag zu beider Theile Nutzen gebraucht werden, doch dürfen die Erben Einsprache thun, falls sie Vergeudung des Hauptstuhls gewahren. — Wird der Mann fallit, so

nimmt die Frau ihr Eingebrachtes vor den Gläubigern zurück. — Ein Haus darf nicht über seinen Werthe beschwert werden. — Es darf ein Vater sein Grundstück einem erwählten Sohne, zu beliebigen Preisen angesetzt, vermachen. — Neue Mühlen sollen innerhalb der Stadt angelegt werden. — Für einen hinreichenden Kohlenvorrath in der Stadt soll gesorgt werden. — So einer baut, und setzt einen steinernen Giebel auf sein Haus, der soll von der Stadt einen Wispel Kalk und tausend Mauersteine geschenkt bekommen. — Nach 10 Uhr Abends darf kein Bierhaus mehr geöffnet sein. — So sich Jemand zu beklagen hat, und nicht den Weg Rechtens einschlägt, sondern sich an das Volk wendet und zu Aufruhr anreizt, soll strenge bestraft werden. — Pfaffen dürfen nicht Syndicus oder Secretair beim Rath werden. Auch sollen dieselben keine Winkelmessen lesen dürfen. — Nonnen, die dem Klosterleben entsagen, sollen ihr Erbgut wieder erhalten. — Der Schoß soll ein Halb von hundert betragen, und zwischen Martini und Thomäi erlegt werden. — Ein jedes Brauhaus muß eine Feuerspritze, zwei lederne Feuereimer und eine Kugelbüchse haben. — In peinlichen Gerichtsfällen steht es nur dem Rath zu, das Urtheil zu mildern oder zu schärfen. — Der Rath darf keine Geschenke empfangen. — Er bleibt Schoßfrei, anstatt eines Gehalts. — Er soll einen gelehrten Stadtphysicus halten, und Sorge tragen, daß unberufene Practicanten von der Stadt und dem Gebiet fern gehalten werden. — Rath und erbgesessene Bürgerschaft dürfen in Kriegszeiten die Stadt nicht verlassen. — Die Gotteskasten sollen von den Oberalten verwaltet werden, und bekommen dazu ein eigenes Siegel. — Im Fall der Rath wider Erwarten gegen das Stadtbuch und die Recesse handeln sollte, sind die Oberalten gehalten, die Hundertvierundvierziger zu versammeln, um vereint dem Rath die nöthigen Vorstellungen zu machen. So solches aber etwa nicht zum Zwecke führt, muß der Rath auf Verlangen der Hundertvierund-

vierziger, erbgeſeſſene Bürgerſchaft und die Zunftmänner berufen, damit alſo die Sache zu Stande gebracht werde.— Jedes Stadtthor ſoll fortan zwei Schlüſſel haben, von denen einer zur Nacht beim jüngſten Rathmann, der andere aber bei den verordneten Burgern bleiben wird. — Ein Bürger darf nie mehr denn einen Stadtdienſt zur Zeit verwalten.— Oberalte ſind von den Bürgern bevollmächtigt ein wachſames Auge auf Erfüllung und Verfechtung der ſtädtiſchen Geſetze zu haben, und im Fall etwas zu tadeln, dem Rathe bei Zeiten Vorſtellungen darob zu machen. Auch ſoll jedem Bürger frei ſtehen, bei einem Abgeordneten, Auskunft über neue Beſchlüſſe einzuholen. — Brennholzverkäufe und Reinigung der Elbe ſollen von dazu beſtellten Bürgern beaufſichtigt werden. — Die Bürgerwachen ſollen von den geſchworenen Stadtdienern bei guter Zeit angeſagt werden ꝛc.

An dieſer umfaſſend gediehenen bürgerlichen Frucht der Reformation möchte ſich ſchließlich noch ein kleineres Ereigniß, welches zu bezeichnend für die plötzlich gelockerten Bande der geiſtlichen Verhältniſſe iſt, als daß man es übergehen ſollte, anſchließen. Es iſt nämlich gehörigen Orts ſchon erwähnt worden, daß Adolph IV. in Reinbeck ein Mönchskloſter ſtiftete, welches ſpäter Benedictiner-Nonnen überlaſſen wurde. — Das Gerücht der hamburgiſchen Kirchenverbeſſerung drang nicht ſobald in die dunkeln Zellen der eingeſperrten Jungfrauen, als ihnen die kleinen betrogenen Herzen in Ahnung und Hoffnung zu ſchlagen begannen, und ſie ſich ſehnten, dahin öffentlich und frei zurückkehren zu dürfen, wohin des Weibes Beſtimmung auch ſie berief: in die Welt, davon ſie bisher nur ganz verſtohlen hatten genießen können. — Eines Tages, da des Kloſters Prior, Detlew Reventlow, eben verreiſt war, veranſtalteten die luſtigen Nonnen einen fidelen Schmaus, zu welchem alle ihre zahlreichen Freunde der Umgegend eingeladen waren. — Nach der Mahlzeit gab es einen ſolennen Ball, und während

man tanzte, trank und Geſänge ertönen ließ, kam die Geſellſchaft ſo ſehr in Schwung und wurde ſo aufgeregt, daß die Jungfrauen ſich ermuthigt fühlten, nunmehr ihre Feſſeln zu zerbrechen, und anfingen zu ſpoliren; Tiſche, Stühle und Bänke, Fenſter und Geſchirre, kurz Alles was nagellos war, wurde von ihnen zerſchlagen, und die guten Freunde legten ſo fleißig Hand dabei mit an, daß Alles bald in kleinen Stücken dalag. Zum Beſchluß der Bachanalie ſchnürte dann die ganze Nonnengeſellſchaft ihr Bündel und wanderte aus. — Man denke ſich den Schrecken des guten Priors, als er in die Hallen zurückkehrte und die Entweihung wahrnahm; ja, er erfuhr jetzt noch etwas, was er lange hätte wiſſen ſollen, daß das Kloſter mit allem Zubehör an König Friedrich I. von Dänemark verkauft worden war, und er darum ebenfalls, als der Auswanderung verfallen zu betrachten ſei. — Unſer Prior aber zeigte ſich mit dieſer Anſicht gänzlich nicht einverſtanden, ſondern appellirte dagegen, daß er weder das Kloſter verkauft, noch ſeine Stelle verlaufen habe, er ſich auch jeder Reformation gern unterwerfen wolle, darum kein Grund vorhanden, ſeine letzten Tage mit Sorge um ſein täglich Brod zu verkümmern. — Dieſe Gründe, an geeigneter Stelle gehörig vorgetragen, verfehlten die beabſichtigte Wirkung nicht, ſondern man ließ ihm für den Reſt ſeines Lebens, das bisherige Einkommen, das Kloſter aber hatte aufgehört zu exiſtiren. —

Nicht ſo fügſam in den neuen Zuſtand der Dinge bezeugten ſich die Ciſternienſerinnen im Jungfrauenthale zu Harveſtehude. — Es war ihnen klar, daß mit der Aufhebung des Kloſters auch alle die ſchönen fetten Einkünfte, und mit dieſen wiederum all die weltlichen Luſtbarkeiten, denen man ſich sub rosa hingegeben, verſchwinden mußten. Somit verſchloſſen ſie den ihnen zugeſendeten evangeliſchen Predigern die Pforte und weigerten ſich jeglicher Gemeinſchaft mit dem neuen Zuſtand der geiſtlichen Dinge,

wodurch ihren ſinnlichen Genüſſen ein Riegel vorgeſchoben werden mußte. Somit fanden ſich die weltlichen Behörden genöthigt, andere Maßregeln zu ergreifen, und am 10. Februar 1530 ſah man deshalb eine Raths-Deputation ſich aus dem Dammthor gen Harveſtehude begeben, um die widerſpenſtigen Nonnen zu Raiſon, und mit Gewalt nach Hamburg zu führen, woſelbſt man ſie in das Johanneskloſter unterbrachte und bis an ihr Lebensende verpflegte. — Die Aufhebung dieſes Kloſters war eine Urſache mit, den Unwillen der Bürgerſchaft gegen mehrfach erwähnten Bürgermeiſter, Hinrich Salsborg, zum Ausbruch zu bringen, denn die Hartnäckigkeit der Nonnen war durch eine Aeußerung deſſelben ſehr genährt worden, indem er in derer und mehrerer Bürger Gegenwart geſagt: Er könne nicht glauben, daß die neue Lehre wirklich von Gott ſei, da ſie ſich erfreche, den Nonnen zu erlauben, aus ihren Klöſtern zu gehen und zu heirathen; vielmehr halte er dafür, daß es des Teufels Lehre ſei ꝛc. — Dazu häuften ſich der Beſchuldigungen mehrere; er ſollte auch gegen den Herzog Albert von Mecklenburg geäußert haben: unter dem jetzigen Kaiſer Carl V. könne es nicht gut werden, es ſei denn, daß er Carolus Magnus Beiſpiel befolge, der widerwärtige Leute an dürre Bäume aufknüpfen ließ, um beſſer Regiment einzuführen. Ferner ſoll er abgeſetzte katholiſche Pfaffen zum Widerſtand gegen die Obrigkeit gereizt, auch gegen das Evangelium an manchen Orten böſe Reden verführt haben; die neue Kirchenordnung hatte er getadelt, und Briefe aus Geldern erwähnt, wo drin geſtanden, daß man einige Bürger um Glaubensſachen die Köpfe abgeſchlagen, wobei der Herzog einigen Murrenden gefragt, ob ſie auch Speck im Nacken hätten ꝛc. ꝛc. — Alle dieſe Klagepunkte kamen bei Gelegenheit einer Anforderung des Rathes an die Bürger, um eine neue Abgabe zur Beſtreitung nothwendiger Befeſtigungskoſten in Anregung, und man weigerte die Zuſtimmung, bis ſolche Widerwärtigkeiten im Innern der

Stadt beſeitigt wären, als welche man des gemeinen Wohls viel ſchädlicher halten dürfe, denn die äußern Feinde. — Somit erließ der Rath eine ernſtliche Verwarnung an ſeine katholiſch-geſinnten Mitglieder, namentlich aber den Salsborg, dem man nebenbei zu verſtehen gab, anders er ſeine Zunge nicht bezähmen könne, ſei es viel beſſer, er verlaſſe den Rathsſtuhl; welchem Winke der trotzige Herr denn auch genügte, und ſein Bürgermeiſteramt quittirte. Andere ließen ſichs eine gute Warnung ſein und bekehrten ſich zu dem neuen Glauben, und ſomit war der Anlaß zur Geldverweigerung beſeitigt; es wurde eine Abgabe von ſechs Pfennig von je zehn Goldgulden Eigenthums-Capital bewilligt, und von dem Gelde erbaute man eine neue Schanze, vom Schaarthor bis zur heutigen Verſetzen, um die Stadt auch von dieſer Seite dem Feinde unzugänglich zu machen. — Obenerwähnter Rezeß wurde um dieſe Zeit noch durch einige Artikel ergänzt; nämlich, daß Jeder, der eine Schuldforderung zu haben glaube, ſolche binnen Jahr und Tag dem Schuldner muſſe wiſſen machen, und binnen zwei Jahren einfordern und bewahrheiten, bei Verluſt des Klagerechts; auch wurde verordnet, daß zwei Herren des Raths in Perſon ſollten das Brodt bei den Bäckern nachwägen laſſen, auf daß zu leicht befundenes Gebäck confiscirt, und die Schuldigen möchten ernſtlich beſtraft werden. — Es ſollte aber eben damals, als der Scheffel neumünſterſcher Roggen 24 ß koſtete, ein Pfennig-Brodt 14 Loth wägen; hiernach fand auch das Waizenbrodt ſeine Beſtimmung. Letzterer Punkt war durch die ſchmälige Betrügerei der Bäcker angeregt worden, die bei allem Segen der Felder dennoch eine künſtliche Theuerung zu erregen wußten, worüber denn ſonderlich die Gewerbsämter eine ſchreiende Klage durch die Oberalten an den Rath gelangen ließen, wodurch dem Uebel für eine Zeit abgeholfen wurde, um ſich leider bis in die neueſte Zeit herein immer wieder von Zeit zu Zeit zu erneuern. — Alle jene Geſetze wurden nun in der ſchon erwähnten

Buurſprak vor Allem Volk verleſen, damit jedwedem Kenntniß davon zu erlangen, möglich gemacht werde. — Es hatte aber mit ſolcher, lange Sitte geweſenen und den Mangel der jetzigen Journale erſetzenden Buurſpraak folgende Bewandniß: Buurſpraak, dem eigentlichen abgeleiteten Sinn nach Bürgerſprache, nicht Bauerſprache, ward in der Regel zwei Mal im Jahr, um Petri Stuhlfeier und auf St. Thomas, unter folgenden nähern Umſtänden gehalten. Die zwei vom Präſidium abtretenden Bürgermeiſter begaben ſich um 10 Uhr in Begleitung des Protonotarius, oder auch jüngſten Rathsherrn in die Schreiberei. Fünfzehn Minuten nachher wurde mit der ſchon erwähnten kleinen, zu mehren Zwecken benutzten Glocke am Rathhauſe dreimal geläutet, um das Volk zuſammen zu rufen. Alle nicht zum Beamtenſtand gehörigen Perſonen mußten das Rathhaus verlaſſen, die Thuren wurden verſchloſſen und die Bürgermeiſter betraten ein kleines Zimmer, das vor dem ſogenannten Catharinen-Saal belegen war. So wie das Läuten beendigt war, traten die Herren zum offenen Fenſter, und der wortführende Bürgermeiſter erhob ſeine Stimme, dem Volke verkündend, es ſolle nach üblichen Sitten und alter hamburgiſcher Gewohnheit heute die Buurſpraak verleſen werden; man ſolle deshalb fleißig Acht geben und ſich darnach richten. Hierauf begann der Begleiter des Bürgermeiſters vom Fenſter herab die für heute dazu beſtimmten Geſetze zu verleſen, bis der Stallmeiſter mit den reitenden Dienern vorüber ritt; von hierab kürzte der Vorleſer ſeinen Text ab, indem er minderwichtige und bekannte Sachen überging, und endigte dann bald darauf. Nunmehr trat der Bürgermeiſter wieder an das Fenſter und nannte dem Volke die Herren des Raths, die für die nächſte Zeit zu Richtern beſtellt worden, ſchließend mit der Ermahnung, Fürſten und Herren, Frauen und Jungfrauen, und alle ehrliche Leute jederzeit im Beſten zu bedenken; E. E. Rath ſtatte ſeinen Dank ab, daß man ſo zahlreich erſchienen ſei. Zwei Stübchen

Rheinwein lohnten den wortführenden Bürgermeister, und eines den Vorleser für gehabte Bemühung. Bei der Vorlesung am St. Tomä-Tage fand noch eine andere kleine Feierlichkeit dabei statt. Nach geendigter Buurspraak setzte sich nämlich der Rath in pleno auf der großen Rathhausdiele nieder; der jüngste Rathsherr trat durch die Hinterthür in die Rathsstube und zeigte den daselbst versammelten Feuerschauern an, daß der Rath sie ersuche, auf's große Rathhaus zu kommen. Hierauf traten die Eingeladenen durch die große Rathhausthür auf die Gasse, und kamen durch die andere beim Niedergericht wieder herein, von wo sie durch den jüngsten Rathsherrn ins Gehege geleitet wurden. Der wortführende Bürgermeister redete die Herren nun mit den Worten an: Achtbare, günstige Freunde! E. E. Rath ist erfreut, Sie hier zu sehen, und wunscht zu erfahren, ob auch alle Anstalten gut getroffen, ob feuergefährliche Orte in der Stadt, ob in diesem Jahre Feuersbrünste sich ereignet, und ob die Herren noch sämmtlich am Leben und bei guter Gesundheit wären? worauf der Kirchspiels-Aelteste Auskunft gab, und dem Rath und der Stadt alles Gute wünschte ꝛc. Einige dauernde Artikel der Buurspraake waren z. B. es solle Niemand Abends mit einer Waffe über die Gasse gehen, ohne eine Laterne zu tragen; Fastnacht Abend sollten keine Vermummungen statt finden; kein Einheimischer dürfe sich außerhalb der Stadt copuliren lassen; bevor die Domuhr 3 geschlagen, dürfe Sonntags keine Schenke geöffnet werden; die Gassenjungen sollten nicht fluchen, schwören und lärmen, bei Strafe des Halseisens, und im schlimmsten Falle Ruthenstreiche ꝛc. — Durch die Buchdruckerkunst wurde die Buurspraak unnöthig gemacht und zuletzt abgeschafft.

Bayerische Staatsbibliothek München

Hamburg's

Gedenkbuch,

eine Chronik

ſeiner Schickſale und Begebenheiten

vom Urſprung der Stadt

bis zur

letzten Feuersbrunſt und Wiedererbauung.

Bearbeitet von

Fr. Clemens.

Hamburg,

B. S. Berendſohn.

1844.

Zweite Abtheilung.

Zweite Abtheilung.

Beſiegung der flandriſchen Flotte unter Kniephof 314
Regierungswechſel in Dänemark 315
Chriſtian III. in Hamburg 316
Der Seeräuber Breda eingefangen 317
Neues Unheil über Hamburg 318

Seite.

Geistliche Intoleranz 319
Schlacht bei Mühlberg und unglückliche Folgen 320
Das Interim 321
Neuer Religions-Kampf 322
Entscheidung Luthers 323
Moritz von Sachsen bekriegt den Kaiser 324
Der Krieg naht sich Hamburg 325
Einleitung in die innere Zerwürfnisse 326
Die Geistlichkeit verhetzt schon wieder 327
Kaiserliches Mandat erregt Unwillen 328
Die Bürger protestiren gegen das Privilegium 329
Befestigung der Domangelegenheit 330
Das Stapelrecht 331
Kleine Unbilden und Verordnungen 332
Neuer Streit mit Dänemark 333
Verlegenheit und Aushülfe des Raths 334
Neuer Receß. Der Frieden wird erkauft 335
Zwist über den Receß von 1562 336
Die ersten Kämmerei-Bürger 337
Heimlicher Groll zwischen Rath und Bürger 338
Pasquillanten-Tücke und Brauerknechts-Revolte 339
Pest in Hamburg. — Innerer Zwist bricht aus 340
Städtische Neuerung. — Dänemark begehrt wieder Geld 341
Verhandlung mit Dänemark. — Kaiserliche Hülfe 342
Hamburgs Angelegenheit vor einem Kaiserlichen Gericht . . . 343
Receß von 1570 . . . . . 344. 345
Die Beschwerden der Bürger dauern an 346
Dänemark kassirt wieder Strafgelder ein 347
Der zehnte Receß. — Neue Gestaltung der Dinge 348
Zwist und Sühne mit England 349
Der Hansebund zerfällt 350
Letztes Kriegs-Bedürfniß der Hanse. — Eine Tagfahrt 351
Neue Bauten und Institute 352. 353
Hamburgs Topographie d. 17ten Jahrhunderts 354. 355
Rechtszustände 355
Grausame Justiz d. 16ten Jahrhunderts 356. 357
Der Ernderfer Küster 358
Hamburgs Noth und Bedrängniß im 16ten Jahrhundert 359
Neue Geistliche Zerwürfnisse 360
Die Geistlichkeit bestraft. — Altona's Begründung 361
Etymologie des Namens »Altona« 362
Mißstimmung zwischen Hamburg und Altona 363
Grenzverhandlung zwischen beiden Städten 364
Religiöse Toleranz kommt Altona zu Gute 365
Hamburger Gehässigkeiten gegen Altonaer Ansiedler 366
Altonaer Münzverfälschung 367
Die Juden kommen nach Hamburg 368
Reform des Stadtbuchs 369
Christian IV. begehrt Huldigung 370
Erneuerung des alten Bündnisses 371
Fürstliche Ergetzungen in Hamburg 372

Seite.
Christian und die Seinen ziehen ab 373
Krieg mit Braunschweig 374
Abermaliger Zwist mit Dänemark 375
Langsames Recht und schnelle Eigenmacht 376
Der Leviathan bei Teufelsbrücke 377
Der dreißigjährige Krieg 378. 379
General Tilly bei Hamburg 380
Wallenstein vor Magdeburg. — Eroberung von Ritzebüttel . 381
Rath und Bürger in Zwist. — Pest in Hamburg 382
Frieden zwischen Oesterreich und Dänemark 383
Dänemark chikanirt Hamburg 384
Hamburg kommt durch Auswanderer in Flor 385
Schlacht auf der Süderelbe 386
Hamburg in Noth. — Gustav Adolph in Spandau 387
Fernere Erlebnisse des dreißigjährigen Krieges 388
Innere Hamburg. Angelegenheiten 389
Der Raths-Eid 390
Unerhörte Feindseligkeit Dänemarks 391
Hamburg erkauft abermals den Frieden 392
Hamburgs Geldangelegenheiten 393
Sittliche Zustände und Aberglauben des 17ten Jahrhunderts . . 394
Christian IV. stirbt. Friedrich III. König von Dänemark . . . 395
Rath und Bürger in neuem Zwiespalt . . . . . 396 — 398
Frieden unter Rath und Bürgern 399
Kleine Begebenheiten 400
Die Königin Christine von Schweden 401
Peter Lambeck's Leben und Ende 402. 403
Grundsteinlegung der ältesten St. Michaelis-Kirche 404
Kleine geschichtliche Begebenheiten 405. 406
Fabriken in Hamburg 407
Die drei letzten Hansestädte 408
Fortsetzung des Haders und neuer Wahlreces 409. 410
Kaiserliche Commission 414
Die Bürger setzen ihren Willen durch 415
Gewaltsame Rathswahl 416
Der Schweinekrieg 417
Hader mit Dänemark 418
Abermals bürgerlicher Hader 419
Der Graf v. Windisch-Grätz und sein Friedenswerk 420. 423
Auswärtige politische Händel 424
Verweisung des französischen Gesandten Bidal 425
Aufruhr der Bootsleute 426
Einleitung in die Geschichte Meurers 427
Verrath des Syndicus Garmers 428. 429
Abermalige kaiserliche Einmischung 430
Nicolaus Krull . . . . . 431 — 435
Heinrich Meurer . . . . . 436 — 443
Dänische Feindseligkeit 444
Fremde Friedensstifter in Hamburg 445
Dauers Praktiken in Wien 446
Snitger und Jastram treten auf 447

Seite.

Die Sachbeweise 448
Oeffentliches Verfahren gegen Meurer 449
Fortsetzung der Meurerschen Angelegenheit . . . . . 450 — 458
Verhandlung mit Celle 459
Ernennung der Rath- und Bürgerreputation 460
Velliger Bruch mit Celle 461
Snitgers Entführung 462. 463
Snitger kehrt zurück 464
Peinliches Gericht über die Entführer gehalten 465
Justiz gegen Meurer 466
Der Kaiser ernennt Meurer zum Reichshofrath 467
Die Bürger werden unwillig 468
Gefährliche Freundschaft Dänemarks 469
Brandenburg sucht zu vermitteln 470
Der Rath Pauli 471
Ausbruch des Krieges mit Celle 472
Die Schlacht beim Heckkaten 473
Charakteri k der Dreißiger 474
Dännemark erregt neue Besorgnungen 475
Mißtrauen gegen die Dreißiger erwacht 476
Die Gefahren vermehren sich 477
Meurer wirkt für seine Vaterstadt 478
Sturz der Dreißiger 479
Hamburg belagert und beschossen 480
Arrestation der Complicen 481
Peinlicher Prozeß gegen Jastram und Snitger 482
Anklagepunkt der Gefangenen 483
Abgang zur Execution 484
Meurers Prozeß wird revidirt 485
Meurer kehrt in sein Amt zurück 486
Beendigung des Prozesses 487
Begebenheiten während Meurers Präsidium 488
Meurer stirbt 489
Die protestantische Geistlichkeit 490
Geistlicher Aufruhr 491. 492
Neuer bürgerlicher Unfriede 493
Bürgerliches Unheil und Abdulfe 494
Der 15te Receß 495
Geistlicher Skandal durch Pastor Meier . . . . . 496 — 500
Kaiserliche Commission in Hamburg 501. 502
Der große oder Haupt-Receß . . . . . 503 — 510
Große Pest 510
Verrechte des Raths 511
Verkaufspreis der Aemter 512
Topographisches . . . . . 513 — 522
Abermals Zwist mit Dänemark 523
Ausgleichung des Haders durch Contributien 524
General Steenbock in Altona 525
Altona in Asche gelegt 526
Religiöser Fanatismus gegen die Katholiken 527. 528
Kaiserlicher Gesandtschafts-Hotel spolirt 529

Seite.

Der Kaiser verlangt Buße 530
Dänisch-Hamburgischer Münzzwist 531. 532
Dänemark begehrt abermals Geld 533
Der Gottorper Vertrag 534. 535
Kleine Unfälle 536. 537
Große Sturmfluthen . . . . . 538 — 540
Gelehrte in Hamburg 541 542
E. G. Sonnin 543. 544
J. G. Büsch 545
Die französische Revolution und ihre Folgen 546
Die Dänen 1801 in Hamburg 547
Die Franzosen am linken Elbufer 548
Domangelegenheit 549
Einführung der Thorsperre 550
Abtragung der Wälle 551
Hamburger alte Thore 552
J. G. Rusau 553. 554
General Mortier rückt gen Hamburg 560
Formeller Widerstand 561
Die Franzosen rücken in Hamburg ein 562
Verordnung wegen Einquartirung 563
Mandat wegen englischer Waaren 564. 565
Ein Dekret Napoleons 566
Der Rath commentirt kaiserliche Verordnungen 567
Erste contributionsmäßige Anleihe 568
Darstellung Hamburger Zustände im Jahr 1806 569
General Brune wird Gouverneur 570
Neue Abgaben und Anleihe 571
Bernadotte in Hamburg 572
Erneuerte Abgaben und Anleihe 573
Immoralität des Volkes 574
Hamburgs Zustände im Jahr 1810 575
Prinz Eckmühl in Hamburg 576
Dekret wegen Verbrennung englischer Waaren 577
Hamburg dem französischen Kaiserthum einverleibt 578
Hamburger Verlust summirt 579
Notification des Herzogs von Cordova 580
Antwort des hiesigen Senats 581
Französische Verwaltung tritt ein 582
Betrübende Maßregeln derselben 583
Abendroth wird Maire 584
Der Hamburger Wohlstand sinkt immer tiefer 585
Französisches Unheil in Rußland 586
Die Franzosen schärfen ihre Strenge 587
Aufruhr bricht aus 588
Maßregeln dagegen 589
Französische Barbarei 590
Hamburger Bürgerbewaffnung 591
Die Franzosen rüsten sich zum Abzuge 592
Provisorische Commandantschaft 593
Die Russen nahen sich 594

Seite.

Tettenborn ſchreibt an Hamburg 595
Tettenborn in Bergedorf 596
Unterhandlungen mit Tettenborn 597
Unterhandlungen über die neue Regierungsform 598
Tettenborn zieht in Hamburg ein 599
Volksjubel beim Einzuge der Ruſſen 600
Proclamation des Senats 601
Proclamation Tettenborn's 602
Erſte erneute Bürgerverſammlung ſeit 1810 603
Errichtung des Hanſeatiſchen Corps 604
Weitere Beſchlüſſe der Bürgerverſammlung 605
Tettenborns Anordnungen 606
Aufruf einer Hamburger Patrioten 607
Vorbereitende Schritte zur Bürgerbewaffnung 608
Verzögerung und endlicher Vollzug 609
Die Franzoſen bedrohen Hamburg 610
Die Gefahr vergrößert ſich 611
Der Senat proponirt eine Belohnung Tettenborn's 612
Zuſtimmung der Bürger 613
Freigebung politiſcher Gefangenen 614
Ein Wilhelmsburger Spion 615
Fahnenweihe. — Exercitium. — Däniſche Kanonenboote 616
Hamburgs Vertheidigungskräfte 617
Verhandlungen mit Herrn v. Heß 618
Wilhelmsburg von den Franzoſen überrumpelt 619
Blutiges Treffen auf der Wilhelmsburg 620
Aufklärung über die Räumung der Wilhelmsburg . . . . 621—623
Neue Ereigniſſe auf dem Grasbrook 624
Die Veddel wird von den Franzoſen genommen 625
Weitere Verſuche der Franzoſen 626. 627
Die Dänen ziehen ab 628
Hamburg wird bombardirt 629
Schwediſche Truppen treffen ein 630
Getäuſchte Hoffnung 631
Abführung des Hamburger Wachtſchiffs 632
Allgemeine Furcht und Rathloſigkeit 633
Man bereitet ſich auf das Schlimmſte vor 634
Hafner's Unterhandlung mit Davouſt 635. 636
Deputation an den Kronprinzen von Schweden 637
Eine Depeche aus Stralſund 638
Neue Hoffnung und Täuſchung 639
Die Franzoſen rücken heran 640
Eine Hiobspoſt von Stralſund 641
Allgemeine Rathloſigkeit 642
Letzte vergebliche Hoffnung 643
v. Heß letzter Tagesbefehl. — Anſichten über denſelben und Wirkung deſſelben . . . . . 644. —648
Ein franzöſiſcher Parlamentair erſcheint 649
Die gewohnte Requiſitionen beginnt 650
Dänen und Franzoſen ziehen ein 651
Feindlicher Hohn 652

Seite.

Dekret der franzöſiſchen Behörden . . . . . 653 — 654
Würdigung der jetzigen Verhältniſſe 655
Neues Decret Davouſt 656. 657
Weitere Dekrete und Verfügungen 658. 659
Kaufleute als Geiſeln. 660. 662
Eine Deputation geht an Napoleon ab 662
Amneſtie mit Ausnahme . . . . . 663 — 665
Weitere Darſtellung des feindlichen Verfahrens 666
Autoriſirtes Raubſyſtem. 667
Napoleon dekretirt die Befeſtigung Hamburgs 668. 670
Berechnung der gezahlten Contributions-Summen 671
Darſtellung der Feſtungs-Arbeiten 672. 673
Innere erneute Plagen 674
Dekret des Generals Hogendorp 675. 676
Edmühl verläßt Hamburg 677
Fortgeſetztes Plünderungsſyſtem. 678
Aufruf zur kaiſerlichen Ehrengarde 679
Dekret wegen Tafelgelder 680
Gerüchte vom Kriegsſchauplatz 681
Neues Dekret 682
Bankraub . . . . . 683 — 696
Dekret wegen Waffenablieferung 697
Dekret wegen Verproviantirung. 698
Commentar dazu . . . . . 699 — 702
Neue Erpreſſungen 703
Franzöſiſche Dekrete . . . . . 704 — 711
Gewaltſame Auskleidung der Bürger 712
Die Schrecken der Weihnachtsnacht 713
Die Waiſenkinder werden ausgetrieben. 714
Entweihung der Kirchen. 715
Altonas Mildthätigkeit gegen Ausgewanderte 717
Tagsbefehl wegen Prevotal-Commiſſion 716
Weiterer Befehl 718. 719
Kriegsſchauplatz um Hamburg 720. 721
Verkümmerte Hoffnung auf Erlöſung 722
Die franzöſiſche Brandſtifter auf dem Hamburger Berge 723
Hungersnoth in Hamburg 724
Befehl wegen Gebrauch des Proviants. . . . . 725 — 727
Sicherheitskarten. — Gräuelſcenen wegen der Hungersnoth . . . 728
Neuer Tagsbefehl. . . . . 729 — 734
Chabans Tod und Begräbniß 734
Hungersnoth und Baliſtenden 735
Ein Treffen auf der Wilhelmsburg 736
Aerzte und Krankenwärter werden aufgegriffen 737
Scharmützel in Hamburgs Umgebung 738
Darſtellung von Edmühls boshaftem Charakter 739
Die weiße Fahne auf dem St. Michaelisthurm 741
Letzte franzöſiſche Bekanntmachung 742. 743
Reclamation des Bankfonds 744
Unterhandlungen wegen Erſatz der Bank 745
Die Franzoſen ziehen ab 746

Seite.

Die hanseatische Legion kehrt zurück 747
Heilsame Folgen des Unheils 748
Rechtfertigung der Vorsehung 749
Neue Institutionen und Neubauten . . . . . 750 — 757
Neue Börse 758
Telegraphen-Linie 759
Charakter und Sitte der Neuzeit 760
Handwerker-Revolte . . . . . 761 — 763
Revolte von 1830 . . . . . 764 — 766
Cholera 766. 767
Hamburgs bürgerliche Zustände 768
Hamburgs gewerbliche Zustände 769. 770
Sittliche Zustände 771. 772
Communications-Mittel 773
Eisenbahnen 774
Der große Brand von 1842 . . . . . 775 — 820
Die erste Bürgerversammlung nach dem Brande 821. 822
Der Lindley'sche Bauplan 822. 825
Grundzüge des Neubau's 827
Expropriations-Gesetz 828. 830
Anleihe 831. 832
Schätzungsgericht 833
Aufbringung der Geldmittel 834
Neueste Statistik. — Gesangbuch 835
Späte Flamme 836
Hamburg-Berliner Eisenbahn 837
Erster Jahrestag des großen Brandes 838
Hamburgs Dank an die Helfer in der Noth . . . . . 839 — 842
Andeutung über Hamburgs jetzige Zustände 843
Topographische Aussicht in die nächste Zukunft 844
Neueste Rath- und Bürgerschlüsse 845
Namensbestimmung der neuen Straßen ꝛc. . . . . 846 — 848

Obwohl man nicht mit Bestimmtheit die Stunde angeben kann, wo die Reformation anhob, noch wo sie aufhörte, so möchte man dennoch den großen Receß in seinen nächsten Folgen als die Grenzmark der Beendigung bezeichnen dürfen, eben weil er aus der Reformation hervorging und als ein kennt- und behaltbarer Abschnitt in der Geschichte Hamburgs dasteht. — Von nun an geht der Staat einer neuen Entwickelungs-Epoche entgegen, und die Stadt wird ein Schauplatz mehrfacher bürgerlicher Zerwürfnisse, die als eine Krankheitsform von jeher zur Entwickelung eines geregelten und gesicherten Zustandes unerläßlich zu sein schien, da nur die Erfahrung, nimmer aber nebulöse Theorien über das, was Noth ist, die Völker zu ausreichender Belehrung verhelfen kann.

Wir finden vorerst die Thätigkeit unserer rüstigen Vorfahren dorthin wiederum thätig, wohin die politische Magnetnadel seit jeher vorzüglich inklinirte: nach Dänemark, und zwar aus Anlaß einer Begebenheit, deren Anfänge wir schon oberflächlich berührten: den Regierungswechsel zwischen Christian II. und Friedrich I. — Wir übergehen die einzelnen, der dänischen Geschichte angehörigen Ereignisse, durch welche der Sturz des tyrannischen Christian herbeigeführt wurde, und knüpfen dieselben an den Moment an, wo dieser Exkönig bemüht war, Kräfte für die Wiedereroberung seines Thrones in Bewegung zu setzen, die in ihren Erfolgen für Hamburg gefährlich werden konnten, da man des bös-

artigen Fürsten Zorn gereizt. — Der Landflüchtige hatte unter andern auch die Niederländer für seine Absichten aufzubieten gewußt, da es in derem Interesse lag, die hansische Macht in der Ostsee zu Gunsten ihres Handels zu vernichten, und Hamburg bedachte sich deshalb nicht lange, zur Begegnung der Gefahr zehn große Schiffe auszurüsten, die die Weisung bekamen, die niederländische Flotte aufzusuchen und möglichst in den Grund zu bohren. Diese wurde befehligt von dem tapfern flandrischen Seehelden Claus Kniephof aus Malmoe, den die hamburger Geschichte einen Seeräuber nennt, weil er nicht allein Schiffe der feindlichen Dänen, sondern auch mehrere, den Hamburgern angehörige gekapert; unter ihm aber commandirte der Admiral Christians, Sören Norby. — Lange konnte man die flandrischen Segeler nicht auffinden, benutzte aber die Zeit, Verstärkung an Mannschaft herbeizuziehen, und im October des Jahres 1524 traf man endlich die Feinde in der Ostsee, worauf dann sofort eine von den alten blutigen Schlachten der Vorzeit entbrannte. — Kniephof theilte das Loos des berüchtigten Störtebekers; er konnte der Hanseaten rasenden Tapferkeit nicht widerstehen, sondern fiel, nebst 162 seiner Leute, in die Hände der Sieger, die mit ihnen bald darauf triumphirend in Hamburgs Thore einzogen, um zu zeigen, daß es für sie nur einen Richter: den Nachrichter, gebe, vor dem Prozeß und Urtheilvollstreckung in eins zusammenfällt, und nichts verschlug die inständigste Bitte der Statthalterin Margaretha von Flandern, Christian's II. Gemahlin, noch des Grafen Edzard von Ostfriesland; Kniephof nebst 73 seiner Genossen tränkten die Erde des Grasbrooks mit ihrem Blute, und abermals garnirte man das Ufer mit den auf Pfählen gespießten Köpfen der unglücklichen Opfer eines noch nicht der Barbarei entrückten Zeitalters. Die eroberte Fahne des Admiralschiffes wurde sogar als ein der Erinnerung geweihtes Album über der Kanzel des Doms aufgehängt, und erst mit den Mauern

des Tempels selber wurden die seidenen Fetzen und Ruder verdienter Vergessenheit übergeben. Wir enthalten uns, ein moralisches Urtheil über diesen Justizakt abzugeben, da die Leuchte unserer Ideen, zu jenen Zeiten hinausschweifend, nur ein sehr kärgliches Dämmerlicht über die damaligen Verhältnisse verbreitet; gewiß aber ist es, daß unsere Vorfahren in vollem Rechte bei Handhabung solcher Rache zu sein vermeinten und sicher wird Niemand in seinem Gewissen darüber beunruhigt worden sein. Der König Friedrich wurde durch dieses Ereigniß zu einer noch größeren Freundschaft gegen Hamburg veranlaßt, ohne sie aber eben durch Thaten zu verwirklichen, doch kam er persönlich nach Hamburg, seinen Dank abzustatten, und Rath und Bürgerschaft veranstalteten, ihm und der Vermählung seines Sohnes Christian zu Ehren, ein feierliches Turnier auf dem Hopfenmarkte, wo der tapfere und handfeste König höchst eigends zwei Ritter in den Sand gestreckt haben soll. — Hamburg hatte nun die ihn direct angehende Gefahr beseitigt, und kümmerte sich nicht eben viel um die daraus für Dänemark resultirenden Ereignisse, in deren Folge Christian in seines feindlichen Vetters, Friedrich I., Gefangenschaft gerieth und bis an sein Ende blieb. Dieses Königs, 1533 erfolgter Tod stellte die Regierungsfolge dermaßen in Frage, daß selbst Lübeck unter Einfluß des berühmten Bürgermeisters Jürgen Wullenweber, und im Einvernehmen mit Heinrich VIII. von England und des Stadthauptmanns Marcus Meyer, einen Plan zur Eroberung Dänemarks entwarf, der aber an der Tapferkeit der Dänen scheiterte. Friedrich's Sohn, Christian III., bestieg endlich, nach Besiegung mehrerer Mitbewerber, den Thron, und Dr. Johann Bugenhagen salbte ihn zum König. Auch dieser Fürst nährte eine warme Anhänglichkeit für Hamburg, und da er im Jahre 1538, in Angelegenheiten des Schmalkaldischen Bundes, Braunschweig besucht hatte, so sprach er nebst seiner Gemahlin Dorothea und deren Schwester Elisabeth auf der

Rückkehr in Hamburg ein. Der Herzog Franz von Lüneburg harrte ſein daſelbſt ſchon mit 60 Rittern und Knappen und dieſe nebſt den Bürgermeiſtern Rodenburg und Weſteden, letzterer mit 66 Roſſen, zogen dem nachbarlichen Fürſten zum Empfang entgegen, und ſo langte er am 24. April mit großem Pomp in Hamburg an, wo ſeiner eine Menge prachtvoller Feſtivitäten harrten. Auf dem Eimbeckſchen Hauſe wurde ein ſolennes Gaſtmahl und auf dem Hopfenmarkte Abends ein großes ritterliches Turnierſtechen veranſtaltet. Der König verlangte nach gewohnter Weiſe, wie ſeine Vorfahren, eine Erbhuldigung von der Stadt, mußte ſich aber ebenfalls mit einem Handſchlage der Anerkennung und Freundſchaft begnügen, und zwar um ſo mehr, da Kaiſer Rudolph der Stadt ausdrücklich anbefohlen, bei Strafe der Reichsacht, keinem Fürſten zu huldigen. So ließ der Däne ſich denn genügen, beſtätigte der Stadt Freiheiten und Gerechtſame, und zog höchſt befriedigt von dem freundlichen Empfang der Republikaner in ſeine Heimath ab, und Hamburg leiſtete ihm bald darauf, 1539, einen vortrefflichen Dienſt, als Chriſtian's II. Schwiegerſohn, der Pfalzgraf Friedrich, ein Widerſacher der Reformation, feindlich gegen Holſtein heranrückte, da dann der hamburger Rathmann Diethmar Kohl mit Schiffen und Mannſchaft ſich auf die Elbe legte und dem Feinde den Uebergang wehrte, was ihm mit Hülfe von Wind und Wetter trefflich gelang, worauf die Stadt vermittelnd einſchritt und ſo lange einen Waffenſtillſtand veranlaßte, bis ſpäter, zu Speier, mit Kaiſer Karl V. ein Friede zu Stande kam.

Was die inneren ſtädtiſchen Angelegenheiten in dieſer Zeit anbetrifft, ſo machten ſich mehrere politiſche, und aus der Natur abzuleitende Widerwärtigkeiten bemerklich. Zu jenen dürfen wir rechnen, daß auf unabläßige Anforderung des Domkapitels, das Reichskammergericht zu Speier immer dringender auf die Erſtattung der zu anderweitigen Zwecken ver-

fügten Kirchengüter, und Zahlung einer der Stadt auferlegten Strafe von 500 Mark löthigen Goldes drang. Da nun die Stadt ihr schönes löthiges Gold zu ganz andern Dingen, als zur Zahlung an das Kaiserliche Reichskammergericht, zur Strafe, daß sie das Rechte gethan hatte, gebrauchen konnte, so wandte man sich in dieser Angelegenheit an den berühmten Bund der Protestanten, welchen Fürsten und Völker zu Schmalkalden unter sich gegen die Prätensionen der Katholiken geschlossen hatten, und in welchem gerade am Tage Pauli Bekehrung, im Jahr 1536, die Stadt bei Anwesenheit des Herzog Ernst v. Luneburg und der Deputirten von Braunschweig und Bremen aufgenommen wurde, so wie auch Friedrich I., und nach ihm Christian III. demselben für ihre deutschen Länder beigetreten waren, wodurch Dänemark sozusagen ein natürlicher Schutzherr der freien Nachbarstadt, und dieser zu einem noch friedlichern und freundlichern Einvernehmen zu dem gefährlichen Freunde, Veranlassung gegeben wurde. Daß aber auch Hamburg noch immer dem nachbarlichen Fürsten sehr nützlich werden konnte, hatte eine erst jüngst vergangene Episode, ein kleiner Streifzug gegen den isländischen oder eigentlich englischen Seeräuber Breda, bewiesen, der sich lange genug erfrecht, dem Könige und seinen Kaufleuten Trotz zu bieten, und endlich den Hamburgern so viel Drangsal bei ihrem Fischfang angethan hatte, daß man beschloß, einen kleinen Spaziergang nach Island zu machen, wo Breda und seine Gesellen ihre Herberge hatten. Die Rotte floh vor den Hamburgern an die Küste und verkroch sich in die Klüfte und Höhlen dort umher, von wo aus sie den Feind verhöhnte, und sie ersuchte, nun doch ihre Fische zu fangen. Die Hamburger aber warteten die Nacht ab, überfielen den Seewolf mit seinem Volk, und machten ihnen allen ein so gänzliches Garaus, daß die alten Schriften nicht genug Lobes davon zu erheben wissen.

Naturereignisse der fürchterlichsten Art brachten die gute

Stadt verschiedentlich in großen Schaden und Bekümmerniß. Am Pfingstdienstag 1531 zog ein schweres Ungewitter über Hamburg zusammen, und entlud aus pechschwarzen Wolken eine so große Menge wallnußgroßer Schlossen, daß kein Fenster nach der Sturmseite heil blieb, Dächer zerschlagen wurden, und unter andern die Jacobi-Kirche bedeutende Zerstörung erlitt. Nicht lange darauf, im September, verbreitete die Röthe eines ungeheuern Cometen Angst und Schrecken unter der Bevölkerung; man war nach Volks Weise überzeugt, daß dieses Meteor nur Unheil bedeuten könne, und der Zufall wollte, daß im November darauf Himmel und Erde ihre Schleusen aufthaten und eine solche Fluth gegen Hamburg heranwälzte, daß das Wasser bis an die Nicolai-Kirchthür stand, wonach die Ueberschwemmung anderer Stadttheile und der Umgegend ermessen werden mag. Alle Felder in den Niederungen ringsum waren zerstört, und eine durch Wucher erhöhte Theurung veranlaßte den Rath zu einer kräftigen Abhulfe. Er ließ nämlich durch einen beeidigten Bäcker einen Scheffel Roggen Mehl verbacken, und bekam davon 136 Brödtchen zu 15 Loth jedes, (Spyse-Bröde genannt) und 233 Brödte zu 9 Loth; aus einem Scheffel Waizen aber wurden ihm 624 Semmel (Rundstücke) à 4 Loth geliefert, und nach Maßgabe dieser Verbackung wurde den Bäckern eine Tare aufgegeben, was ihr Brodt an Gewicht zu halten habe, Maßregeln die in neuester Zeit leider nur zu sehr in Vergessenheit gekommen. —

Eine andere Störung der betrübendsten Art setzte die guten Bürger Hamburgs bald nach diesem wieder in Angst und Unruhe, denn die evangelische Geistlichkeit hatte sich kaum das Dominat in Hamburg erstritten, als sie auch schon übermüthig ihr Haupt erhob, und eben so eigensinnig, störrisch, rechthabrisch und unduldsam wurde, als es nur immer die Katholiken gewesen sein konnten, und dieser widerwärtige Generalzug in dem Charakter der Geistlichkeit

fand Anlaß, sich gegen die sogenannten Wiedertäufer geltend zu machen, die nicht evangelisch genug sein zu können, und ganz im Sinne Christi zu handeln vermeinten, wenn sie die junge Menschheit erst nach erwachtem Bewußtsein in den Christenbund aufnähmen, und darum an den als Säugling Getauften die Procedur wiederholen zu müssen meinten. — In diesen unseligen Streit wurde durch den Eifer der Priester auch das Volk verwickelt, scharfe Mandate des Raths gegen die neue Sekte ermittelt, und die ekelhafte Feindschaft so weit getrieben, daß eine Menge ruhiger, fleißiger und gesitteter Bürger die Stadt verlassen mußten. So erbte sich seit jeher der Fluch der Intoleranz von Gesellschaft zu Gesellschaft, und immer waren es die Verkündiger des biblischen Wort Gottes, die die schwarze Fahne der Verfolgung von den Zinnen der Tempel wehen ließen. Hamburg hatte vielen Kummer von diesem Ereigniß, und der Wurm der Intoleranz ist nie ganz ausgestorben in unsern Mauern.

Mit dem Jahre 1540 begann sich Hamburgs politischer und bürgerlicher Horizont wiederum dusterer und immer düsterer zu färben. Während sich die durch Luther eingeführte Glaubensspaltung im Innern Deutschlands immer mehr und mehr geltend machte, der Riß immer drohender und klaffender wurde, und die Kirchenverbesserung in den ungebildeten Gemüthern des rohen Volkes nur zu bald in das Gegentheil umschlug, und mit Schwerdt und Brandfackel in der Hand Unfug über Unfug trieb, und ein gänzliches Zerwürfniß in Aussicht stand, dessen Ende nicht abzusehen, waren die Hamburger in kluger Voraussicht bemüht, ihre gute, nur zu oft heimgesuchte Stadt gegen Kriegsfälle möglichst zu schützen, und man befestigte deshalb die Stadtgrenzen mit fleißiger Hand nach allen Seiten. Die Genossen des schmalkaldischen Bundes, erzürnt über des Kaisers hartnäckige Weigerung, ihnen freie Religionsübung zu gestatten, wetzten bereits ihr Schwerdt, das Verlangte mit Gewalt zu

erkämpfen, und während der friedliebende Christian von Dänemark seine protestantische Verpflichtung mit Geld abkaufte, machte Hamburg seinen Theil Reisige mobil, und die Bürgerschaft bewilligte zur Bestreitung der daraus erwachsenden Kosten zu zweien Malen eine Abgabe von einem halben Procent vom Vermögen. Der Ausgang dieses Krieges war über die Maßen betrübend. Mangel an Eintracht, Unschlüssigkeit und dadurch erregter Zeitverlust machten die Waffen der Protestanten erliegen; und wenn gleichwohl der Herzog von Braunschweig, des Kaisers Bundesgenosse, sein Land vor den Waffen des Feindes verlaufen mußte, so zerstörte doch die Schlacht bei Mühlberg, geschlagen am 24. April 1547, jede Hoffnung, und brachte die beiden ersten weltlichen Häupter der neuen Lehre, die Churfürsten von Hessen und Sachsen, in kaiserliche Gefangenschaft. Auch gegen Hamburg wälzte sich der katholische Zorn heran, und nur dem Einflusse des wohlwollenden Königs Christian von Dänemark verdankte man es, daß mit einer Strafsumme von 100,000 Gulden die Gnade des Kaisers erkauft wurde. Die Stadt war sehr geängstet, und sendete drei Deputirte, den Syndicus Franciscus Pfeil, Rathmann Gerhard Niebuhr und Secretarius Martin Grobel, zum Reichstage nach Nürnberg, wo sie sich nicht enthalten mochten, zum Heile ihrer Vaterstadt, durch reumüthigen Fußfall die Verzeihung des zornigen Kaisers zu erflehen. Ein Glück im Unglück war es, daß dieser Kaiser Karl V. nicht zu den rachsüchtigen gehörte, sondern daß er vielmehr sein Trachten darauf richtete, eine gütliche Vereinbarung der Confessionen durch gründliche Erörterungen herbeizuführen. Bis diese aber beschafft war, sollte billig etwas Positives die Stelle desselben vertreten, und es wurde deshalb eine vorläufige Norm aufgestellt und unter der Bezeichnung „Interim“ in Kraft gesetzt, die den Protestanten auferlegte, außer dem Zugeständniß der Priester-Ehe und des Abendmahls unter beiderlei Gestalten, den katholischen Ritus wiederum in ihre

Kirchen einzuführen. Auch gelang es dem Kaiſer, durch Einſchüchterung an vielen Orten Süddeutſchlands ſeinen Willen durchzuſetzen; der Norden aber proteſtirte mit friſchem Muthe weiter, und namentlich trotzten Hamburgs Bürger — zu denen das Interim im Jahre 1548 gelangte — nach kurzer Beſinnung neuerdings des Kaiſers Zorn, und ſtellten einmüthig mit dem Rathe in ihrem fünften Receſſe als erſtes Geſetz die Verwerfung des verhaßten Interims auf. Jedoch blieb man hierbei nicht ſtehen, vielmehr traten die Geiſtlichen der drei Städte Hamburg, Lübeck und Lüneburg zu einer Berathung in Mölln zuſammen, beſchloſſen einmüthig die Verwerfung des kaiſerlichen Geſetzes, und übertrugen dem Superintendenten und vormaligen Paſtor an St. Petri in Hamburg, Aepinius, eine Proteſtation dagegen zu verfaſſen. Dieſer Mann, weit und breit gekannt und geehrt als ein tüchtiger Gelehrter und wackerer Kampfhahn, unterzog ſich der Arbeit und nannte ſeine Schrift: „Bekenntniſſe vnde Verklarungen up dat Interim, dorch de dree Städen Lübeck, Hamborch vnde Luneborch.“ — Dieſe Schrift, in Lüneburg gedruckt — weil Hamburg ſchon lange keine Druckerei mehr hatte — ſchien Allen den Nagel ſo genau auf den Kopf zu treffen, und fand ſo vielen Beifall, daß mehrere Auflagen davon erſchienen, auch wirkte dieſes Gegengift ſo merklich wohlthätig, daß ſelbſt der Churfürſt Moritz von Sachſen neue Kampfluſt in ſich verſpürte und dem Interim den Abſchied gab.

Daß unſer Hamburg ſich dieſes vorläufigen Erfolges von ganzer Seele freute, läßt ſich leicht erachten; daß es ihm aber auch mit der Sache ernſt war, bewies der erwähnte fünfte Receß, deſſen weſentlichſte Punkte folgende waren: Die Stadt will bei der gereinigten evangeliſchen Religion verbleiben und das Interim gänzlich nicht dulden. — Mandate und was ſonſt an erlaſſenen Schriften das Interim betrifft, ſollen den Bürgern zur Einſicht zugehen. — Es verſprechen die Bürger dem Rath Hülfe und Treue in Religions-

ſachen. — Die beſtehende Kirchen-Ordnung ſoll erneuert und verbeſſert werden. — Der Beſtand geiſtlicher Renten ſoll einer Unterſuchung unterzogen werden. — Die Zahlung von Schoß wird für die nächſten vier Jahre auch dem Rath auferlegt. — Es ſoll den Perſonen des Raths, einſchließlich Syndici und Secretarien, zu advociren unterſagt ſein. — Bergedorf und Ritzebüttel ſollen meiſtbietend verpachtet werden. — Die Wache ſoll Niemanden thätlich angreifen, ſofern man ſie reſpectirt. — Der Hundertſte Pfennig vom Vermögen ſoll dem Staat geſteuert werden. — Dieſe Artikel ſind gültig für 4 Jahre, darnach das Ende von den Kanzeln ſoll verkündigt werden.

Bald nach dieſem Receß, wie wir geſehen, auch eine Kirchen-Ordnung beliebt wurde, brach wiederum unter den prieſterlichen Kampfhähnen ein ärgerlicher Krieg um des Kaiſers Bart aus, und Veranlaſſung dazu war jener Interims-Vernichter Aepinus, dem die Regulirung der neuen Kirchen-Ordnung aufgetragen worden, und der ſich gelüſten ließ, im Dome bei Anlaß einer Auslegung des 16ten Pſalms über Chriſti Höllenfahrt eine abſonderliche Idee aufzuſtellen, daß nämlich die Zeit dieſer Fahrt in die Rubrik von Chriſti Erniedrigung einzutragen, indem Chriſtus daſelbſt Gottes Strafurtheil von Hölle und Tod für uns nichtswürdige Menſchen getragen, und beide überwunden habe. — Gegen ſolchen Witz erhob ſich nun aber die ganze Prieſter-Schaar in Hamburg und endlich auch im Auslande; es wurde der Krieg viel ärger als weiland in Schilda um des Eſels Schatten, denn wie es keine Thorheit gibt, die nicht ihre Anhänger findet, ſo hatte auch Aepinus ſeine Partei, der man den Namen Infernaliſten beilegte, wohingegen die andern, die für die Erhöhung ſtimmten, Conſummatiſten, und zwar abgeleitet von ihrem Beweisſatz, der ſich auf das Consummatum est, auf deutſch: „Es iſt vollbracht" — wie Chriſtus es am Kreuze ausrief — ſtützte. Da nun dieſer Kampf je länger, je ärger wurde, und nirgend Grund in der Höllengeſchichte gefunden werden konnte, ſo appellirte

man endlich an Luther und Melanchton, die aber die Sache für das erklärten, was ſie war: Narrentheiding, die Niemandem zu Gute käme, darnach denn der Rath dem ekelhaften Streit dadurch ein Ende machte, daß er den Kanzelhelden bei Strafe der Verbannung verbot, das hinlänglich abgedroſchene Thema ferner zu berühren, und als darnach einige ſich hinter den genugſam mißbrauchten Spruch: „man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menſchen,“ verſchanzten, ſo wurde an ihnen die Drohung erfüllt, und ſomit hatte Hamburg fortan Friede von dieſer Seite. Doch ſcheint es den Theologen Bedürfniß zu ſein, zu jeder Zeit einen Zankapfel zu haben, an dem ſie ihre ſtumpfen Zähne reiben können; denn nicht lange währte es, ſo hatte man ſchon wieder Zank um andere chriſtliche Dinge, nämlich neben einigen lithurgiſchen Formeln über den Begriff der Rechtfertigung und die Bedingungen zur Seligkeit, wozu Einige wirkliche, factiſch gute Werke, Redlichkeit und Tugend, Andere aber nur das Blut Chriſti, den Glauben daran und das Sacrament für ausreichend hielten, und wunderbar genug ſiegte die letztere Partei, an deren Spitze Aepinius ſtand; man war gegen die Calviniſten, die es mit der jenſeitigen Anſicht hielten, ſehr auf der Hut; der Rath ließ ſich von ſeinen Theologen eine: „Slichte und rechte Bekenntniſſe von dem hochwerdigen Sacramente des Lywes und Blodes Chriſti,“ benebſt einer: „truwen Vermaninge unde Warninge an de chriſtlike Gemene,“ abfaſſen, und formirte daraus eine Art Glaubensregel, welche neben den ſymboliſchen Büchern zuerſt am 6. Juli 1560 den ſämmtlichen Predigern zur Unterſchrift vorgelegt wurde, und ohne welche Formel von nun an kein Prediger zu einem Amte ſollte zugelaſſen werden.

Nach dieſer geiſtlichen Digreſſion kehren wir wiederum zu dem politiſchen Schickſale unſerer guten Vaterſtadt zurück. — Die Kriegsläufe, an denen die Stadt, als echt proteſtantiſch, Theil zu nehmen nicht umhin konnte, koſtete

ſie ein ſchmäliges Geld; die guten Bürger fügten ſich geduldig in das Unabwendbare, und hatten die Hand immer in den Taſchen, wo es das Gemeinwohl galt, aber die Sache wurde von Tage zu Tage nur immer bedenklicher und ein Ende war nicht abzuſehen. — Kaum hatte man dem Kaiſer ſeine Gnade mit ſchwerem Gelde aufgewogen, ſo ließ ſich ſchon wieder ein anderer ungnädiger Herr anmelden, und dieſes war der Herzog Heinrich von Braunſchweig, der nicht ſobald ſeine Freiheit wieder erlangt hatte, als er es den Proteſtanten einzutränken gedachte, daß ſie ihn aus ſeinem Lande vertrieben hatten. Hamburg wurde von jeher als ein fetter Braten angeſehen, von dem jeder, der ein ſcharfes Meſſer hatte, ſich ein Stück herabſäbeln zu dürfen vermeinte. So denn auch Herzog Heinrich. Doch laßt uns ſehen, wie ſich's begeben.

Kaum hatten alſo die Hamburger den Beutel um des Kaiſers Willen wieder zugeſchnürt, ſo ſtreckte ſich auch ſchon am 22. April 1552 wieder eine offene Hand zum Thor herein, und diesmal war es der Graf Vollrath v. Mansfeld (denn das Wörtchen „von" ſchien ſeit jeher für die Bürger recht zum Subtrahiren geſchaffen zu ſein); der kam im Namen ſeines Herrn Churfürſten Moritz von Sachſen, und war beauftragt, bei allen Gliedern des Schmalkaldiſchen Bundes Gelder für den Krieg gegen den Kaiſer einzuſammeln, und ſo half denn ſchon kein Proteſtiren, die Bürger mußten mit ſaurem Geſichte ſchon wieder in die Taſche greifen. — Andere Bündner thaten's nicht minder, und ſo wie der Churfürſt Moritz das Geld nur erſt im Sack hatte, ging's, im Verein mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg wie ein Wetter über die Katholiſchen her, ſo daß von da ab das Volksſprichwort entſtand: „wir wollen Euch Moritzen lehren." — Der Kaiſer hatte ſich des Angriffs nicht verſehen, wurde darob ſehr in die Enge getrieben und mußte ſich ſchon bequemen, um Land und Leute zu retten, vorläufig den wohlbekannten Paſſauer Vertrag zu unterzeichnen, den

man als Vorläufer des ſpäteren allgemeinen Religionsfriedens anzuſehen berechtigt iſt. Obengenannter Markgraf Albrecht hatte ſich indeß ganz andere Dinge von dieſem Kriege verſehen, und glaubte erſt recht einſäckeln zu wollen, als der Tanz ſchon aus war, was ihn dermaßen höchlich verdroß, daß er beſchloß, auf eigne Hand noch ein wenig Krieg zu ſpielen, und ob's ihm ſein edler Herr, der Churfürſt Moritz, gleichwohl zornig verwies, kehrte ſich der habſüchtige Mann doch daran nicht, ſondern raubte nach Herzensluſt in Deutſchland weiter, ſo daß ſich Moritz endlich genöthigt ſah, gegen den eignen Verbündeten zu kämpfen. Bei Sieversbauſen brachte er ihn zum Stehen, eine Schlacht entbrannte, in der eine feindliche Kugel — wahrſcheinlich aus Verräthers Hand — den edlen Fürſten tödtete; doch unterlag Albrechts Schaar, und er ſelber wurde aus ſeinen Landen verjagt. — Zu letzterm Kriegszug hatte ſich Herzog Heinrich von Braunſchweig mit Moritz verbunden, und nach Beendigung dieſer Angelegenheit, und da Moritz das Zeitliche geſegnet, nahm jener die Gelegenheit wahr, fiel im Jahre 1554 mit einem Haufen blutdurſtiger und beutegieriger Taugenichtſe in die Vierlanden ein und ängſtete die armen Bewohner gar ſehr. Hamburg ſäumte nicht, eine Deputation an den Herzog nach Bergedorf zu ſchicken und um den Frieden zu handeln, auch wurde nach längerem Hin- und Herreden die Sache mit 12,000 Thaler geſühnt; Lübeck und Lüneburg aber mußten ſich zu 14,000 Thaler bequemen, und mit dieſer Brandſchatzung zog der edle Herr wiederum über die Elbe in ſeine Heimath zurück.

Alle dieſe, Deutſchlands Herz zernagenden blutigen Kämpfe um einige dunkle Lehrſätze, über die man in alle Ewigkeit zu keiner Klarheit gelangen wird, und die der Menſchheit von dem, was dem praktiſchen Leben Noth thut, ab und in eine nebulöſe Schwärmerei zu verſenken beſtimmt ſcheint; all jener namenloſe Jammer, an Blutvergießen, Peſt und Hungersnoth, fand ſein Ziel in dem Augsburger

Religionsfrieden, der den Parteien erlaubte, jede ihrem Aberglauben nach eigner Weiſe nachzugehen, und ſomit war den Völkern eine Friſt gegeben, ſich von den Unruhen und Ausgaben einigermaßen zu erholen. — Es that aber auch wahrlich Noth, und keiner Stadt wohl mehr wie eben Hamburg, das auf eine ſchmählige Weiſe ausgeſäckelt worden war. Seit 15 Jahren hatte man nicht weniger als eilf Mal ein Procent vom Vermögen der Bürger, als Steuer erheben, ungerechnet die Erhöhung anderer ordentlichen Abgaben, und dennoch hatte das Alles den unermeßlichen Schlund des Begehrens nicht ſtopfen können, und der Rath ſah ſich genöthigt, über dem Allen noch eine Anleihe von faſt einer halben Million zu machen, ohne daß man eigentlich ſagen konnte, was für alle dieſe geopferten Summen nun am Ende aufzuweiſen (wie es denn doch zu unſerm Troſte nach Ausheilung des neueſten, nicht minder koſtſpieligen Unheils der Fall ſein wird), will man nicht eine freie Religionsübung dahin rechnen, die ſich eigentlich von ſelbſt verſteht, und bei der für den Flor der Stadt nicht eben viel herauskommt. Jene nicht enden wollende Ausgaben hatten die Burger endlich ſo indeß übler Laune gemacht, daß man eigentlich von hier ab die Periode des innern Zerwürfniſſes datiren darf.

Der eigentliche Wurm, der an der Zufriedenheit des kleinen Bürgerſtaates nagte, hatte ſeinen Sitz in dem Budget das, eben wie heute, irgendwo heimlich im Dunkeln ruhete, ohne daß der gemeine Mann, der es großfüttern mußte, etwas davon zu ſehen oder zu wiſſen bekam. Hierzu geſellte ſich noch der Umſtand, daß im Laufe der Zeit andere ferne und benachbarte Völker von den Hanſaleuten mancherlei im Handel erlernt hatten, und die Erwerbsquellen lange nicht mehr ſo ergiebig floſſen als ſolches früher der Fall geweſen war. Es mag darum von den Bürgern nicht unbillig erachtet werden, daß ſie eine Abrechnung über die Verwendung des vielen verausgabten Geldes verlangten, welches der

Rath indeß aus Gründen verweigerte, über die die alten Hiſtoriker keine Andeutung geben, die der Verſtändige indeß gar leicht ſuppliren mag, von dem Volk aber in ſeinem angeborenen Mißtrauen und dem natürlichen Neid gegen Höhere und Bevorzugte auf unlautere Quellen zurückgeführt wurden, indem man auf etwas Unrechtfertiges ſchloß, das nicht geeignet war, ſeinen Unmuth und Groll zu beſänftigen. Wir erlauben uns hiebei einige Andeutungen, aus dem Vermögen einen verſtändigen Vernunftſchluß zu machen, zur Rechtfertigung des Raths anzuführen. Einestheils erfordern Kriegsläufte, feindliche Bedrängungen und deren Abwehr zum öftern Ausgaben, die ſich nicht gut anders rubriciren laſſen, als unter dem Titel: geheime Ausgaben, die oft von der größten Wichtigkeit ſind, und dennoch dem großen Haufen in ſeiner Unverſtändigkeit den ärgerlichſten Anſtoß gewähren können. Anderſeits war Hamburg der Ort, wo Treue und Redlichkeit als kaufmänniſche Prinzipien zu den Cardinaltugenden gezählt wurden, gegen die zu verſtoßen oder auch nur einen ſolchen Verdacht auf ſich zu laden, ſchon der Gedanke beleidigte, nnd jenes geäußerte Mißtrauen, das in der Forderung einer Rechenſchaft über Staatsausgaben lag, darum nicht anders als mit einem Gefühl der Kränkung aufgenommen werden konnte, zumal bei einer Unrechtfertigkeit wozu denn doch ein ganzes Collegium wegen Talent und Rechtſchaffenheit auserwählter Männer und dazu Mitbürger ſich hätten verbünden müſſen.

Indeß konnte bei der nun einmal Raum gewonnenen Stimmung ein dumpfer, geſpenſtiſch durch die Stadt ſchleichender Unmuth nicht in Abrede geſtellt werden. Die evangeliſchen Geiſtlichen, die in mancher Beziehung ſchon wieder in die Kathegorie der Pfaffen herabgeſunken waren, enthielten ſich nicht, von der Kanzel herab durch leicht verſtändliche Anſpielungen auf den Rath und deſſen Thun, die Bürger noch mehr zu verhetzen, und es bedurfte deshalb nur noch eines leichten Anſtoßes, um den Geſinnungen

Worte, den Worten That zu geben. Dieſer Anſtoß kam eher und unerwarteter als man geglaubt, denn plötzlich wurde den Bürgern abſeiten des Raths ein kaiſerlich Mandat bekannt gemacht, das angeblich Carl V. aus freien Stücken als einen Beweis ſeiner erneuerten Gnade für Hamburg erlaſſen haben ſollte, über deſſen Urſprung das einmal erregte Mißtrauen jedoch ſich ſeine eigenen Anſichten vorbehielt. Es war daſſelbe vom 14. April 1554 datirt, wurde aber erſt faſt ein ganzes Jahr ſpäter, am 5. April 1555, publicirt und beſagte nichts geringeres, als daß es den Bürgern in Zukunft verwehrt ſei, in einer Rechtsſache, weniger als 600 Gulden rheiniſch betragend, Appellation von des Raths Urtheil an das Reichskammergericht ergehen zu laſſen, und zwar bei Strafe von 60 Mark löthigen Goldes und ſchwerer kaiſerlicher Ungnade.

Schon das dieſes wichtige Aktenſtück ſo lange unbenutzt in den Händen des Raths ruhte, beweiſt, daß man von hieraus für die Folgen beſorgt war, da es am Tage lag, welch einen Zuwachs von Macht, um nicht zu ſagen arger Willkuhr über die Burger, neuerdings dadurch in die Hände des Raths gelegt zu ſein ſchien. In der That rief ſolch Privilegium eine allgemeine Stimme des Unwillens hervor, man ſteckte die Köpfe zuſammen, und bald hatte auf Anlaß der Böswilligſten die Anſicht Raum gewonnen, es habe der Rath einen Theil der ſchwer erpreßten Summen zur Erlangung jenes Aktenſtückes verwendet. Es konnte nicht unterbleiben, daß die bürgerlichen Collegien zur Berathung dieſes widerwärtigen Handels alſobald zuſammentraten, die gehäſſigſten Anſichten wurden unverholen geäußert, unter welchen die Erſtrebung des Dominat's gewöhnlich oben an ſtand, doch wurde man von den Beſonnenern auf dem Wege Rechtens erhalten, und beſchloſſen ſofort mit dem Rath durch Deputation in Verhandlung zu treten. Dieſe Verhandlungen indeß verzögerten ſich bei vorläufiger Proteſtation ohne Erzielung eines Reſultats. Die zwei Jahre, binnen welcher Friſt nichts un-

verſucht gelaſſen wurde, das widerwärtige darum auf gütliche Weiſe zu beſeitigen, und man muß ſich billig wundern, daß der Rath, der doch eigentlich nur des bürgerlichen Körpers Haupt, und darum eins mit ihm ſein ſollte, nicht ſelber das Unbillige dieſes Befehls einſah, und zu deſſen Beſeitigung im Einverſtändniſſe mit den Bürgern Schritte that, wodurch ihm unbedingt das verlorene Vertrauen derſelben vollkommen zurückgegeben worden ſein würde. — Es geſchah aber, ſo viel wir wiſſen, nichts von dieſer Seite, und die Bürger, nicht gewohnt von ihrem einmal als recht und billig erkannten Begehren abzuweichen, ſchritten endlich, des langen Harrens müde, auf dem in ihren Rechten liegenden Wege des Receſſirens vor, und ſetzten als Ergänzung des Receſſes von 1548 folgende Beſtimmungen feſt: „Das kaiſerliche Privilegium, die Appellation betreffend, kann vor beſchaffter Verſtändigung zwiſchen Rath und Bürgerſchaft nicht in Kraft treten. — Da unerachtet der in den letzten Jahren geleiſteten ſchweren Abgaben, der Rath dennoch eine Anleihe von 400,000 ℔ beſchafft, ſo begehrt die Bürgerſchaft einen Nachweis über die Verwendung aller jener Gelder, und ſoll, bis ſolches geſchehen, keine neue Steuer ausgeſchrieben werden dürfen.“ — Hiermit beruhete die Sache vor der Hand, denn die Bürger mußten nun erwarten, was von Seiten des Raths im Sinne dieſer Receßergänzungen gethan werden würde.

Die Aufmerkſamkeit der Behörden lenkte ſich in eben dieſer Zeit wiederum auf die widerwärtige Angelegenheit des Domkapitels, deren endliche Beſeitigung eben ſo nothwendig als durch die neueſten Religionsverträge der ſtreitenden Großmächte erleichtert worden war. Der Kaiſer ſelbſt hatte den trotzköpfigen Domherren, die noch immer ihren katholiſchen Marotten nachhingen, Rath ertheilt, dem Unvermeidlichen ſich zu fügen und hierdurch endlich umgeſtimmt, fügten ſie ſich, mittelſt in Bremen niedergeſetzter Commiſſion mit dem hamburger Rath zu unterhandeln. — Die Folge

dieſer Verhandlung war eine für Hamburgs endliche Ruhe ſehr erwünſchte Regulirung der Rechte des Domkapitels in folgender Weiſe: daſſelbe verſpricht ſich aller geiſtlichen Gerichtsbarkeit völlig zu begeben; der evangeliſchen Lehre auf ſtädtiſchem Gebiet in keiner Weiſe ferner hinderlich zu ſein; die Wahl der beiden Lectoren am Dom nur im Einverſtändniß mit dem Rath zu beſchaffen, und endlich von den Einkünften des Doms, alljährlich 600 ℔ für Beſoldung der Lehrer an den vier Stadtkirchenſchulen zu verwenden. Die Vertheilung dieſer Summe aber war ſo beſtimmt: daß Petri und Nicolai jede 220 ℔ 12 ß, Catharinen 127 ℔ 10 ß und Jacobi 30 ℔ 14 ß bekommen ſollte. — Der Rath dagegen verpflichtete ſich, den Domherren die Gerichtsbarkeit über ſämmtliches dem Dom angehörendes Perſonal ungehindert zu belaſſen, ſie in ihren Rechten und Privilegien zu ſchützen und ihre Einkünfte in keinerlei Weiſe zu ſchmälern. — Somit war denn allendlich dieſer Zankapfel beſeitigt, damit ungehindert ein anderer wiederum auf die Tafel gelegt werden möge. Es handelte ſich nämlich darum, und Dänemark war es, welches Auskunft darüber verlangte, ob Hamburg geſonnen ſei, ſich zum römiſch-deutſchen Reiche oder zu Holſtein zu zählen? — Die Urſache dieſer Anfrage war eine von dorther oft und dringend wiederholte Anforderung, den Reichstag zu beſchicken; die Reichsſteuer wurde überdem mit exemplariſcher Pünktlichkeit eingefordert. Solche kitzliche Frage aber waren die Väter der Stadt zu beantworten nicht vorbereitet, und gewiß iſt, daß ſie wohl am liebſten ſich zu keinem Theil gezählt hätten, wenn man ſie und ihre Geldbeutel nur in Ruhe gelaſſen, und in der That gaben die ſchlauen Herren eine Antwort, die keine Antwort war, denn man konnte daraus nehmen, was Einem beliebte, und wir müſſen uns nur wundern, daß Dänemark ſich damit abfertigen ließ, wenn nicht eben anderweitige Ereigniſſe die Frage in erwünſchte Vergeſſenheit gebracht hat. — Die alte Freundſchaft war indeß augenſcheinlich ſchon längſt

verkümmert, und neuerdings kam ein Umstand hinzu, der nicht geeignet war, dieselbe wiederum aufzufrischen. — Bedenkt man, daß Hamburg von seinen früher so mächtig fließenden Erwerbsquellen einen guten Theil eingebußt, und sich nicht verhehlen konnte, daß die Zeitläufte in unabläßigem Fortschreiten den Wohlstand der Burger unterhöhlten, so darf es kein Wunder nehmen, daß man bedacht war, alle rechtlichen Mittel anzustrengen, um der Stadt Vortheile zuzuwenden, und somit gedachte man auch das kaiserliche, im Jahr 1482 geschenkt erhaltene Privilegium der Stapelgerechtigkeit, kraft welcher alle die Elbe befahrende und Hamburg passirende Schiffe ihre Waaren hier an den Markt bringen sollten,—neuerdings in Erfullung zu bringen. — *Obwohl nun ein Geltendmachen dieses Privilegiums für* die auswärtigen handeltreibenden Völker nicht anders als höchst belästigend sein konnte, so meinte Hamburg dennoch auch außer dem Rechte der kaiserlichen Bewilligung ein Recht der Billigkeit auf solche Forderung zu haben, da die Sicherung der Elbufer und des Fahrwassers alljährlich bedeutende Ausgaben nöthig machte, die aus städtischem Säckel flossen, ohne daß fremde Schiffe directe Beisteuer dazu leisteten. — In Folge des neuesten Beschlusses legten die Burger nunmehr einige wohlbemannte Fahrzeuge auf die Elbe, um alle, jenes Recht umgehenwollende Schiffe zur Unterwerfung zu zwingen. — Daß diese Maßregel böses Blut setzte, laßt sich leicht erachten, zumal eine Menge Stader, Buxtehuder, Luneburger und Fahrzeuge aus der Krempers und Wilster-Marsch aufgebracht wurden, und ein weitläufiger und kostspieliger, zuletzt an das Reichskammergericht verwiesener Prozeß entstand hieraus, doch scheint man nicht gewagt zu haben, das kaiserliche Privilegium zu verwerfen, denn selbst Dänemark, trotz mehrfacher Bedrohung, ließ es hierbei bewenden, Hamburg setzte sein Recht vor der Hand mit bewaffneter Hand durch, und als dann am 1. September 1558, Kaiser

Karl V. das Zeitliche segnete und sein Bruder Ferdinand den Thron bestieg, bestätigte dieser Herr auf einem, auch von Hamburg beschickten Reichstage, am 4. März 1559 die alte Stapelgerechtigkeit und somit erlangte dieser Zwist hier seine völlige Erledigung. Auch der Dänenkönig, Christian III., stieg um diese Zeit, am Neujahrstage, ins Grab, und Friedrich II., ein kraftvoller, thatenliebender Monarch, erbte die Krone seines Vaters. — Kleinere, Hamburg berührende Unbilden, die in dieser Zeit vorfielen, fanden durch das noch immer nicht eingerostete Schwerdt der Bürger eine schleunige Abhülfe, als wohin zu rechnen: die Eigenmacht eines Besitzers des Schlosses zu Harburg, der dem hamburgischen Gebiete bei Moorburg allzunahe zu zwei Malen einen Graben aufwerfen ließ, und zusehen mußte, wie die Hamburger seine Arbeiter mit bewaffneter Hand vertrieben. Ebenso der Junker Thomas Groote, der sich einfallen ließ, unweit Stillhorn — jetzt Wilhelmsburg — Pfähle in die Elbe zu rammen, durch welche die Schifffahrt unsicher gemacht wurde. — Als charakteristisch für die Handhabung der innern bürgerlichen Angelegenheiten, dürfte auch aus dieser Zeit Erwähnung verdienen, daß im Jahr 1575 mittelst Publikation, durch die schon erwähnte Buurspraak den Bürgern befohlen wurde, die Täuflinge entweder Morgens um 9, oder Nachmittags um 3 Uhr zur Taufe zu bringen, auch nicht mehr als einen Gulden Gevattergeld zu geben. Leichen sollten Morgens um 10, oder auch Nachmittags um 4 Uhr zu Grabe getragen werden.— Zu St. Petri wurde 1556 eine Verordnung abgelesen, daß man zu einer großen „Köst“ (Hochzeit) nicht mehr als 60, und zu einer kleinen 30 Paare bitten solle, bei Strafe von 4 ℔ 8 ß für jede Person darüber. Auch das Aufgebot in deutiger Weise von 8 Tagen vorher; der erste Wochen-Bettag und das Klingelbeutelgehen an allen drei Tagen der großen Feste wurden in dieser Zeit verordnet.

Nunmehr nahen wir uns wiederum einer Zeit, die die

erſten Zerwürfniſſe mit Dänemark in ihrem dunkeln Schooße barg. Friedrich nämlich, in Gemeinſchaft mit ſeinen beiden, Holſtein beherrſchenden Vettern, Hans und Adolph, begann die in ihren Freiheiten übermüthig gewordenen Dithmarſcher zu bekriegen, und die Geſchichte Holſteins hat erhabene Beiſpiele von Tapferkeit aus jenen Tagen auf ihren Blättern verzeichnet. — Gleich im Beginn der Feindſeligkeiten begehrte ein königliches Schreiben von Hamburgs Bürgerſchaft, daß die Stadt: „wie es einem Gliedmaße von Holſtein geziemt," den feindlichen Dithmarſchern weder Kriegsbedürfniſſe noch Lebensmittel zuführen ſollte. Die Bemerkung, durch welche dieſes Verlangen motivirt werden ſollte, konnte indeß der freien Reichsſtadt natürlich nicht behagen, und zu den darüber entſtandenen Mißhelligkeiten geſellten ſich noch andere, die feindſelige Stimmung reizende Umſtände, die der lebenskräftige, heißblütige König nur zu gern zur Geltendmachung ſeiner vermeintlichen Hoheitsrechte auf Hamburg zu benutzen geneigt war. — Im Sinne erwähnter und nunmehr renovirter Stapelgerechtigkeit hatte nämlich das hamburger Elb-Wachtſchiff (dazumal Uhtligger genannt) ein frieſiſches, von Dithmarſchen nach See ſegelndes Kornfahrzeug bis in den Hafen von Brunsbüttel verfolgt, genommen und nach Hamburg aufgebracht. Ferner wurde Hamburg zur Laſt gelegt, daß hieſige Bürger gegen königliches Verbot Schwefel von Island ausgeführt; auch habe ſich ergeben, daß eine dort gefundene Naturſeltenheit, ein Einhorn, welches von dem Biſchof der Inſel dem Hamburger Bürger, Claus Blome geſchenkt worden, in Brüſſel für 500 Rthlr. verkauft worden ſei, ohne daß dem König von Dänemark, auf deſſen Grund und Boden es gefunden worden, ein Angebot davon geworden. — Alle dieſe, die unverkennbarſte Krakeel verrathenden Streitpunkte bewogen Dänemark, die dort im Hafen befindlichen Schiffe mit Beſchlag zu belegen, und die Stadt ſelbſt mit einem feindlichen Angriff zu bedrohen, ſofern die Klagepunkte nicht durch eine

genügende Genugthuung erledigt würden. — Dem König, der sich eben auf einer Reise in den holsteinischen Provinzen befand, eilten Hamburgs Abgeordnete entgegen, um die Sache auszugleichen, wurden aber nicht vorgelassen. Der Rath veranlaßte hierauf Lübeck, Bremen und Lüneburg als Vermittler aufzutreten, doch ebenfalls ohne Erfolg, und die geängsteten Herren sahen nunmehr keine andere Zuflucht, als Hülfe in der eigenen Kraft zu finden, und verlangten abermals ein Procent Abgabe, um die Befestigungs-Werke ausbessern zu können. Hier traf man nun aber wiederum auf den empfindlichen Nerv der Bürger, und bei ihrem einmal ausgesprochenen Mißtrauen beharrend, ja noch verstärkt durch die Meinung einiger Aufwiegler, es könne der Rath wohl gar mit dem König Friedrich im Einverständnisse sein, versagte man das Begehrte, bis die verlangte Rechenschaft über Verwendung früherer Gelder abgelegt worden sei. — Der Rath säumte indeß nicht, auch ohne die Bewilligung der Abgaben Vertheidigungsmaßregeln zu treffen, aber weit entfernt, in diesem Umstande eine Entlastung des Verdachts begründet zu finden, gelang es nur der klugen Beredsamkeit des Bürgermeisters Matthias Rheder, eine Bewilligung der nöthigen Summe dadurch zu erlangen, daß am 3. Februar 1562 ein neuer Receß entworfen und angenommen wurde, dahin lautend:

Es solle der Rath auf Eid und Gewissen betheuern, daß er sich in Beziehung zu dem Zwiste mit Dänemark nichts vorzuwerfen habe, gleich wie die Bürger sich ihrer gänzlichen Unschuld hierin bewußt; diesem zufolge soll er eine strenge Untersuchung anordnen, ob irgend Jemand in der Stadt, Rath oder Bürger, mit dem Feinde Gemeinschaft und der Stadt Wohlfahrt verrathen habe; selbst die Prediger sollten hievon nicht ausgeschlossen sein. Wurde sich eine Schuld herausstellen, so sollte der Ueberwiesene, falls er eine Rathsperson, seines Amts, ein Bürger aber seines halben Vermögens verlustig erklärt werden. — So man

einen Rathsherrn der Beſtechung zeihen könne, ſolle er nicht allein ausgeſtoßen, ſondern auch zu vierfältiger Buße des Empfangenen verurtheilt werden. — Weder Rath noch Bürger ſollen ſich durch unzeitige Furcht oder hohe Beſoldung dem gemeinen Nutzen abwendig machen laſſen. — Kein Rathmann ſoll in fremden Eid und Pflicht gehen durfen. — So ein Burger vor fremdem Gericht ſtehn mußte, ſoll er der beſten Vertretung des Raths gewärtig ſein durfen. — Der Rath ſoll ſein Amt im rechten Sinne des Worts getreulich verwalten. — So einer dem Rathe oder dieſer Stadt untreu wird, derſelbige ſoll am Leben beſtraft werden. — Es ſollen die Burger von allen fremden, die Stadt betreffenden Angelegenheiten durch den Rath getreulich unterrichtet werden. — Der Rath ſoll alle Kräfte anſtrengen, die feſtgenommenen Schiffe und Guter zu befreien. — Sofern ſich der König von Dänemark dem Ausſpruche des Kaiſers nicht ſollte unterwerfen wollen, verſprechen die Burger dem Rathe in allen Stucken beizuſtehen und behulflich zu ſein. Im Fall aber wirklich Krieg entſteht oder Friede geſchloſſen wird, ſoll ſolches nicht ohne ihr Vorwiſſen geſchehen durfen. —

Nach alſo geſchloſſener Vereinbarung bemuhte ſich der Rath um die Vermittlung der Churfurſten von Sachſen und Brandenburg, auch ging eine Geſandſchaft von hier nach Kopenhagen ab, und ſolchen vereinten Beſtrebungen gelang es, Schiffe und Waaren durch eine gezahlte Pön von 30,000 Mark verläufig frei zu bekommen; die rechtliche Entſcheidung des Zwiſtes ſollte einem oberrichtlichen Ausſpruch binnen zweijähriger Friſt überlaſſen werden, was indeß aus Urſache eines währenddem ausgebrochenen Krieges zwiſchen Dänemark und Schweden unterblieb. Der Ausgang dieſes Krieges war ſo ungewiß, daß, obwohl Hamburg neutral blieb — (Lübeck verbündete ſich mit Dänemark) — dennoch die Nothwendigkeit einer ſicherern Befeſtigung und die auf den Kriegsfuß gehaltenen Söldner immer neue Geldopfer

erheiſchten, um, wie es als geſchehen berichtet wird, gute Wache zu halten. — Kein Wunder, daß man der Staatskaſſe endlich auf den Boden ſehen konnte; daher neue Forderungen des Rathes, neue Weigerung der Bürger, weil die begehrte Abrechnung noch immer auf ſich warten ließ; und man hielt ſich ſolcher Weigerung halber berechtigt, zu glauben, es ſei mit den Geldern doch wohl nicht mit rechten Dingen zugegangen; überdieß aber weigerte ſich der Rath auch, des letzten Receſſes erſten Artikel, in Betreff Dänemarks, zu erfüllen, und die dringende Forderung wurde mit der unklaren Antwort abgewieſen: „es ſei ſchon wegen der Zukunft unmöglich, eine beſtimmte Erklärung darüber zu geben, indem das, was heute recht, morgen ſchon für unrecht ausgelegt werden könne.“ — Es iſt augenſcheinlich, daß der Rath die Worte jenes Artikels zu genau nahm, und ſein Gewiſſen nicht verletzen wollte, denn wie konnte er, der alle veranlaſſenden Umſtände geleitet, alle Unterhandlungen mit Dänemark geflogen hatte, in Wahrheit ſagen, daß er ſich über den ausgebrochenen Zwiſt nichts vorzuwerfen habe? Wem iſt je ein Unheil im Leben überkommen, zumal wenn es eine Streitſache war, daß er mit reinem Gewiſſen ſagen könnte, er habe ſich nichts vorzuwerfen? wer hätte denn nicht im Leben mindeſtens einmal dieſes und jenes, wären die Folgen zu ermeſſen geweſen, unterlaſſen oder anders gethan? Die Bürger ſchloſſen indeß wiederum auf ganz andere Motive, und erklärten: ſo aus der Weigerung etwas der Stadt Nachtheiliges entſtehe, ſolle der Rath dafür aufkommen; übrigens ſeien ſie geneigt, dem fraglichen Artikel beizufügen, daß deſſelben Inhalt zu Niemandens Verunglimpfung ſolle gemeint ſein, wodurch man der Gewiſſenhaftigkeit des Rathes entgegen zu kommen gedachte. Dennoch gelangte man zu keiner Vereinbarung, und zwar um ſo weniger, da der Rath — unerklärlich genug — die Rechtskräftigkeit des ganzen Receſſes in Abrede zu ſtellen ſich unterfing, wogegen die Burger natürlich auf das kräftigſte proteſtirten, und die

Unterhandlungen im Sinne ihres Begehrens fortſetzten; die ernſtlichſten derſelben geſchahen vom 5. bis zum 10. April 1563, an welchem letzteren Tage in einer bis ſpät Abends währenden Verſammlung die ärgerliche Angelegenheit zum Schluß gedieh. — Die immer rückſichtsloſer werdenden und das deutlichſte Mißtrauen ausſprechenden Aeußerungen konnten den Rath wohl dahin beſtimmen, die unverkennbar darin liegende Demüthigung zu verſchmerzen, und der drückenden Finanz-Sorge ſich dadurch zu überheben, daß man den Wünſchen der Bürger nachgab, und von nun an die Finanz-Verwaltung in die Hände von acht aus deren Mitte von ihnen ſelbſt erwählten Perſonen — aus jedem Kirchſpiel zwei — niederlegte. Dieſe gegenſeitige Vereinbarung, durch welche nicht allein ein großer Stein des Anſtoßes aus dem Wege geräumt war, ſondern die auch den Bürgern ein Zeugniß von der Koſtſpieligkeit des Staatshaushaltes und der Schwierigkeit des Geſchäftes geben mußte, war noch dahin verklauſulirt, daß der jedesmal erwählten Kämmerei-Bürger keiner in der Dauer ſeines ſechsjährigen, unentgeldlich zu führenden Amtes, weder ſollte zu Rath erwählt werden, noch des Amtes ſich erwehren dürfe, bei Verluſt des Stadtaufenthaltes und des zehnten Theils ſeines Vermögens, ſo er von hier ziehe, aus welchem Grunde auch ſofort die Ablehnung eines der jetzt gleich Erwählten nicht acceptirt wurde. — Es waren aber die Namen der erſten acht Kämmerei-Bürger in Hamburg folgende: Jacob Prigge und Marten Stöver aus St. Petri, Anton Peterſen und Paul Grote aus Nicolai, Reimes Timſen und Chriſtoph Gerkens aus Catharinen, Jürgen Witte und Diedrich Holzhauſen aus Jacobi. — Am 27. April wurden dieſelben vom Rathe auf ihr Amt beeidigt; man übergab ihnen die Schlüſſel zur Kämmereiſtube und die Jahresrechnungen der Einnahmen, wobei ihnen die Verbindlichkeit bekannt gemacht wurde, alljährlich dem Rathe Rechnung über ihre Verwaltung abzulegen. — Zugleich auch

wurden zwei Bauherren aus dem Rathe und zwei Baubürger ernannt, die über die Unterhaltung alter und Anlegung neuer Staatsbauten zu wachen haben sollten. — Der Rath konnte sich nun natürlich bei Abgabe des Finanzwesens nicht länger wehren, eine Rechnung über Verwendung des Staatseinkommens, während einer begrenzten Frist, abzulegen, und es ist nirgend eine Spur von Veruntreuung oder Verschleuderung von seiner Seite nachgewiesen worden, wollte man nicht mit Unrecht die Büberei des Rathsschenken Justus Manhold dahin rechnen, der des Rathhauses Silberzeug für 1000 Mark versetzt hatte und darauf entflohen war. — Nach allem diesen konnte sich aber auch wiederum die Bürgerschaft nicht weigern, der Finanznoth zu Hülfe zu kommen, und sie bewilligte denn auch in der That ein dreifaches Grabengeld, die Matten von jedem Bier 2 ₰ 8 ₰, von einem Faß Roggen 9 Pfennig und von einer Tonne Bier 8 ₰ aufs neue 6 Jahre. — Wer indeß glaubt, daß nunmehr aller Zwist zwischen Rath und Bürgern hätte beseitigt sein müssen, der kennt die menschliche Natur schlecht; zumal in jener Zeit, wo man die Hülfe der Tagespresse noch entbehrte, nicht nur eine Verständigung viel schwerer war, als jetzt, sondern auch die Intelligenz eben aus Mangel derselben auf einer viel tieferen Stufe stand. Man darf sich daher nicht wundern, wenn der Rath gegen die neuen Finanz-Herren einen schwer zu verbergenden Groll im Herzen trug, den wiederum die Bürger mit gleicher Münze vergalten, wobei an ein freundliches Entgegenkommen nicht zu denken war, und nur immer eben das geschah, was die Pflicht unumgänglich gebot; also war die Frucht gegenseitiger Liebe und Achtung mit nichten in Abwartung der städtischen Angelegenheiten zu finden, die Parteien standen sich schroff einander gegenüber, und die Bürger ließen sich 1569 von den Oberalten durch einen eignen Vertrag die Zusage geben, vorkommenden Falls ihre Rechte gegen den Rath zu vertreten, sofern sie von demselben beeinträchtigt würden.

Wie es nun von jeher taugenichtsige Achselträger gegeben hat, die um irgend eines Vortheils halber dieſer oder jener Partei den Staub von den Füßen leckten, ſo gab es auch jetzt wieder ſolche lichtſcheue Schlingel, die ſich aus dem Verſtecke der Anonymität hervor an dem allerdings noch immer unbeliebten Rath zu reiben trachteten, und gemeine Pasquille, giftigen Pilzen gleich über Nacht hervorſchießend, die zu jeder Zeit in Hamburg ihren Boden zu finden ſcheinen, wurden heimlich an die Rathhausthüren geklebt. — Die Bürger waren indeß nicht gemein genug, dieſe Art vergifteter Waffen für ſich erwünſcht zu halten, und ſelbſt die eifrigſten Widerſacher des Raths erklärten ſich über dieſe Schandſchriften, wie es Ehrenmännern geziemt, auch wurde ein Preis von 300 Mark auf die Entdeckung ſolcher Schmähſchriftler geſetzt, da die Beleidigungen alles Maaß überſtiegen und die Beſchuldigungen rein aus der Luft gegriffen waren. Die Entdeckung wollte indeß trotz aller Anſtrengung nicht gelingen; da aber die ſaubere Geiſtlichkeit ſich wiederum nicht enthalten konnte, die Kanzel zum Tummelplatz höchſt gemeiner Aufhetzereien gegen den Rath zu benutzen, ſo lenkte ſich der Verdacht nach dieſer Seite und alle Umſtände ſprachen dafür, es ſei Franz Barringk, Kanzler zu St. Petri, der famoſe Verfaſſer einer der verworfenſten jener Schriften, und die Bürger ließen nicht ab, bis der beſorgliche Rath darein willigte, den Bezeichneten aus der Stadt zu entfernen. — Zu dieſen Reibungen geſellten ſich andere, die Gemüther in fortwährender Spannung haltende, wohin zu rechnen eine thätliche Demonſtration der Brauerknechte gegen das für einen Kirchengeſchwornen, Heinrich Tonne, in St. Catharinen neuerbaute Geſtühl, das die Rechte des Brauamtes zu verletzen ſchien, und deshalb in Stücke zerſchlagen wurde, ohne daß der leicht das ärgſte befürchtende Rath etwas Hemmendes oder Strafendes dagegen that. Doch waren die Gemüther zu ſehr gedrückt, als daß an eine Ausſchweifung im Großen zu denken war,

denn nicht allein, daß die Stellung gegen Dänemark immer drohender und ſchwieriger wurde, ſo wüthete auch abermals der orientaliſche Würgengel, die Peſt, in Hamburgs Mauern, und legte in kurzer Friſt mehr denn 30,000 Menſchen elendiglich ins Grab, und die Todten häuften ſich ſo, daß man ſich endlich, wiewohl ungern, dazu verſtand, die Leichen auf zwei außerhalb der Stadt bereiteten Stätten in Maſſe zu begraben; der eine dieſer Begräbnißorte war vor dem Millernthor, etwa an der Stelle, wo jetzt die Michaelis-Kirche ſteht, der andere vor dem Steinthore. Viele Prediger wurden von der Krankheit hinweggerafft, und der Gottesdienſt dadurch unterbrochen; vom Rathe ſtarb, ſeltſam genug, nur eine einzige Perſon, der Rathsherr Hironymus Bremer.

Es liegt in der Natur des Menſchen, daß einmal beſiegt, und ſei es noch ſo ſehr im Rechte geſchehen, und ſei der Sieger noch ſo ehrenwerth, ein gewiſſer Groll im Buſen ſich einniſtet, und ſo iſt es nicht zu verwundern, daß auch ein ſolcher leichter Groll gegen die neuen Kämmerei-Bürger bei E. Edlen Rathe ſich vorfand und unterhielt. Es mochten auch dieſe Herren wohl die Aeußerung eines gewiſſen Triumpfes nicht verſchmäht haben, was denn gleicherweiſe zu Erbitterungen führte, denn es wird uns erzählt, daß Einer von ihnen, Herr Martin Böver, mit dem Rathmanne Johann Hagen in Händel gerieth, und letzteren in Beziehung zu Amtsſachen ſo ſchmälig beleidigte, daß man ihn ins Bürgergehorſam abzuführen, ſich für berechtigt hielt. Zwar wurde er durch Vermittelung ſeiner Haft bald darauf wiederum entledigt, doch fing er nunmehr einen ſkandalöſen Prozeß gegen den Beleidigten an, konnte indeß den Grund ſeiner Schmähreden nicht erhärten, und wurde deshalb verurtheilt, die Stadt zu meiden, und wurde auch wirklich als böswilliger Beleidiger, unter dem Läuten der Schandglocke, zum Thor hinausgeführt. — Daß dieſes, wenn auch vielleicht gerechte, doch ſtrenge Urtheil und deſſen Execution die Ein-

tracht zu fördern nicht geeignet war, läßt sich leicht erachten, und der Funke der Zwietracht glomm deshalb unter der Asche allmählich fort. Die Wirkung hiervon erwies sich auf die mannigfachste Weise. So z. B. wehrte man, trotz der dringenden Gefahr von dänischer Seite, eine Vermehrung der Söldner, und die Bürger organisirten um diese Zeit zuerst und viel lieber eine gewisse Art Bürgergarde, damit der Rath nicht über eine zu große Zahl von ihm abhängiger Bewaffneter gebieten könne. Das Einläuten des Thorschlusses, in unserer leidigen Thorsperre bis auf diesen Tag erhalten, geschah ebenfalls zuerst in dieser Zeit, und wurde diese Neuerung zuerst am 10. November von allen Kanzeln verlesen. Die Zeit für den Thorschluß war auf Abends 5 und die Oeffnung auf Morgens 7 Uhr angesetzt; das Läuten aber geschah mit den Kirchenglocken von St. Petri und Nicolai. Ebenfalls fällt die Einführung des groben Geschützes in diese Zeit, und es wurde zum ersten Versuch vom Spitaler Thor gegen die Alster hin nach der Scheide geschossen.

Das Ende des vielbewegten Jahres 1564 wurde noch durch einen höchst fatalen Urias-Brief von Dänemark verbittert, welcher am 14. December eintraf, und eine höchst impertinente Forderung von 30,000 Rthlr. enthielt, die König Friedrich II. zur Aussteuer seiner Schwester, bei Vermählung derselben mit dem Herzog von Lüneburg, zum nächsten Kieler Umschlag in Empfang zu nehmen verlangte. Im Fall unser vielgeplagtes Hamburg sich solcher Forderung zu fügen verweigerte „— hieß es — würde demselben eine Schließung aller dänischen Häfen für hiesige Schiffe, und überhaupt eine Unterbrechung jeglichen Handelsverkehrs mit dänischen Staaten angedroht. — Die Stadt schien niemals zu Ruhe kommen zu sollen, und schickte, in große Angst versetzt, sofort den Syndicus Dr. Wilhelm Möller und den Rathsherrn Heinr. v. Kroge zum König Friedrich nach Kopenhagen, um Reclamation gegen die höchst unbillige

Forderung einzulegen. Die Herren aber konnten das, vielleicht Schamröthe fürchtende Antlitz des Monarchen nicht zu sehen bekommen, doch ließ ihnen der großmüthige Herr wissen, es solle Hamburg die Forderung erlassen sein, sofern man sich bequeme, anstatt der 30,000 Rthlr. Contribution 100,000 Joachimsthaler zinsbare Anleihe vorzuschießen, wofür 10 isländische Häfen den hamburgischen Schiffen sollten eröffnet werden. — Sobald diese nicht viel schlimmere Botschaft in Hamburg eintraf, ließ der Rath die Islandfahrer zur Berathung herbeirufen, mußte aber von ihnen vernehmen, daß die zu eröffnenden Häfen ohne alle Bedeutung seien und nichts darauf zu geben; somit denn wurde das Anlehen gar höflichst abgelehnt. — Unglücklicher Weise traf zu gleicher Zeit ein kaiserlicher Mahnbrief wegen Zahlung der Türkensteuer ein, und da auch Holstein ein ähnliches Schreiben erhielt, so stellte König Friedrich — der Hamburg durchaus wie einen vollgesogenen Schwamm betrachtete, den er nur so nach Belieben auspressen dürfe — an den hiesigen Rath das abermals höchst unbillige Begehren, jene Steuer für Holstein mitzuzahlen, unter dem Scheingrund, weil Hamburg ja doch einmal zu Holstein gehöre und ein und dasselbe mit ihm sei, und um das Maaß der Chikane voll zu machen, glaubte Dänemark die Zeit der Bedrängniß wahrnehmen zu müssen, forderte von Hamburg abermals die so oft schon verweigerte Erbhuldigung, und der 8. Sept. 1566 wurde als letzter Termin anberaumt, wo man eine Erklärung deshalb erwarte. Glücklicher Weise legte sich Kaiser Maximilian II. ins Mittel, indem er am 26. August einen Befehl an Friedrich ergehen ließ, die Stadt — bei Strafe von 50 Mark löthigen Goldes — bis zu Beendigung der, beim Reichskammergericht anhängigen Exemptions-Sache in Ruhe zu lassen, und Hamburg wurde bei gleicher Strafe angewiesen, die Huldigung nicht zu leisten. Auch erging zugleich von dorther ein zweiter allgemeiner Befehl: jegliche Beschwerde gegen Hamburg nur auf dem

Wege Rechtens abzumachen, und weder Stadt noch Bürger durch Arrest, Kummer, Repressalien oder auf andere außergerichtliche Wege zu beschweren, bei Strafe von 100 Mark Goldes, ein Befehl, der allem Anschein nach aus den vorerwähnten faustrechtlichen Eingriffen der Herren von Harburg und v. Grote angeregt wurde. — Dieses anscheinend so günstige Manifest wäre der Stadt indeß gar bald übel bekommen, denn der Herzog Adolph von Holstein, 1570 persönlich in Heidelberg anwesend, ließ durch seinen Kanzler Adam Tratziger, unterstützt von dem Procurator Stemminger, in einer kaiserlichen Reichsversammlung zu Speyer die holsteinischen Hoheitsrechte mit so vieler Beredsamkeit vertheidigen, daß eine ungünstige Entscheidung sehr zu befürchten gewesen wäre, wenn nicht die hamburgischen Abgeordneten alle jenseitigen Scheingründe mit gleicher Geschicklichkeit entkräftet und aus der Geschichte erwiesen hätten, daß Hamburg viel eher eine kaiserliche, denn eine holsteinische Stadt sei. Der klägerische Stützpunkt, daß Hamburg das holsteinische Nesselblatt im Wappen führe und auf Stormarnscher Erde liege, auch von Holstein seit jeher die größte Wohlthat genossen habe, konnte sich vor der glänzenden Vertheidigung jener Ehrenmänner nicht halten und die Entscheiduug der anhängigen Streitsache wurde vorläufig ausgesetzt.

Alle solche Beschwernisse, die der Rath augenscheinlich mit der größten Umsicht und Thätigkeit abzuwehren sich angelegen sein ließ, und, wie wir gesehen, auch glücklich beseitigte, konnten dennoch, wie es scheint, die Bürger nicht zur Gerechtigkeit gegen ihre oberste Behörde bewegen, der einmal eingewurzelte Haß schlug nur um so tiefer Wurzel, und suchte Nahrung in den Begebenheiten, die den Bürgern, vielmehr aber noch dem Rath Bekümmerniß erregten. Da die Nothwendigkeit, eine in Bedrängniß so unumgänglich erforderliche Einigkeit herzustellen, allen Theilen einleuchten mußte, so kam man im Jahr 1570 wiederum zu einem

Receſſe, aus deſſen, zum Theil wunderlichen Inhalt, man auf die bürgerlichen Verhältniſſe zu ſchließen Anleitung findet. Wir finden darunter folgende Punkte: Es ſoll der Rath mit allem Fleiß die reine Lehre Jeſu aufrecht halten, und fremde Schwärmer aus der Stadt entfernen. — Obrigkeitliche Perſonen ſollen ſich aller unzeitigen, nichtigen Furcht und Kleinmuth enthalten. — Bei Berathung wichtiger Stadtangelegenheiten ſoll der Rath die ſämmtliche Bürgerſchaft, und nicht, wie leider öfter geſchehen, die ihm beliebigen Perſonen zuſammenberufen, denn jeglicher Bürger iſt mündig und bedarf des Vormundes nicht. — Die Rathleute ſollen ſich nicht in Briefwechſel mit Fürſten einlaſſen, auch vorſichtig mit hohen Herren reden. — Vor Zeiten hatte man in Hamburg nur einen Syndicus und keinen Doctor, jetzo unterhält der Rath auf Stadtskoſten deren drei; ſo ſoll hinfort nur Einer ſein, und kann man ihm bei Botſchaften einen Rathsherrn beigeben, auch ſoll er keinerlei Geſchäft, als nur der Stadt Beſtes wahrnehmen. — Es ſoll der Elbe Fahrwaſſer fleißig nachgeholfen, und ebenſo die Alſter mit langen Zugnetzen gereinigt werden, da ſie vor unſern Augen zuwächſt und verſchlammt, woraus anſteckende Krankheiten entſtehen. — Die Stadtwälle, obgleich ſie ungeheures Geld koſten, ſcheinen nur zur Weide für Kühe und Schweine da zu ſein; ſollen deshalb nachgeſehen und in gutem Stande erhalten werden. — Ueber des Raths Gehalt ſoll eine Vereinbarung getroffen werden. — (Er war bisher für alle ſeine Mühe und Drangſale nur durch Schoßfreiheit bezahlt). — Die Teſtamentengelder des Simon v. Utrecht ſollen der Kämmerei abgeliefert werden. — Alle Geſetze, Statuten und Mandate ſind ohne Execution eine Null. Solches iſt bei uns ſeit Jahren der Fall, und wir gleichen hierin einer Glocke ohne Klöppel; darum ſollen die Oberalten darauf halten, daß fleißiger als bisher Stadtbuch und Buurſpraak gehalten wird. — In jedem Jahr um Mitfaſten ſoll der Rath die Bürger aufs Rathhaus laden, auf

daß man gemeinſchaftlich über des Staats Gebrechen und Mängel handeln könne. — Bürgermeiſter und Rathleute wollen einander in Ehren halten. — Die Rathsglieder ſollen zu rechter Zeit in den Verſammlungen erſcheinen. — Wer nach der anberaumten Zeit kommt, büßt acht Pfennig, wer gar nicht kommt, 2 Schilling. Solche Strafe ſoll von dem jüngſten Rathgliede eingeſammelt werden. Bleibt er ſelber aus, büßt er ſolches mit drei Schilling. — So ein Rathsglied ohne Erlaubniß des wortführenden Bürgermeiſters Nachts außerm Thore bleibt, werde er mit vier Schilling geſtraft. — Der Rath verſpricht die Rathstage richtig zu halten. — So wie der wortführende Bürgermeiſter ſeine Propoſition gemacht, giebt er ſein Bedenken ab, darnach die andern Rathsglieder nach der Reihe, kurz und beſcheiden; wiederholtes Umfragen und Beſprechen koſtet nur Zeit und muß unterbleiben. — Die Bürgermeiſter ſammeln die Stimmen, und die Mehrheit entſcheidet. — Oefteres Aufſtehen und Hinausgehen der Rathsglieder muß unterbleiben, auch dürfen keine gütliche Handlungen vom verſammelten Rath vorgenommen werden. — So Rathsglieder als Geſandte verſchickt werden, ſoll binnen Monatsfriſt nach deren Rückkehr, Koſtenrechnung bei der Kämmerei darüber abgelegt werden. — Es giebt der Rath ſein Wort, daß in Zukunft Niemand von ihm in Sachen der Stadt irgend Geſchenke nehmen will. — Sollte aber Jemand einen geleiſteten Dienſt aus freien Stücken und ohne Forderung durch ein Geſchenk, außer an Silber und Gold, vergüten wollen, darf es ohne Beſchwer oder Verweis genommen werden. — Es ſoll der wortführende Bürgermeiſter allemal auf Petritag ſich in der Verſammlung erheben und fragen, ob er im verfloſſenen Jahr irgend etwas gegen Eid und Pflicht gethan? Darauf er die Sitzung verlaſſen muß, während dem die Rathsglieder über ſeine Frage berathſchlagen, und ſo ihm etwas dergleichen nachzuweiſen, wird er bei ſeinem Wiedereintritt in Strafe genommen. Gleicherweiſe verfahre man mit allen Gliedern. —

Daß dieſe von der Bürgerſchaft ausgegangenen Geſetze und Forderungen dem Rath zum Theil nicht anders als höchſt kränkend und unnutz beläſtigend erſcheinen mußten, liegt am Tage, und in der That kann der unbefangene Leſer nicht umhin, einen oft trivialen und kleinſtädtiſchen Geiſt darin zu finden, auch war es unmöglich, durch ſolche Maßregeln den erwunſchten Frieden und das Vertrauen unter den Parteien wieder herzuſtellen, und man muß es als ein Opfer, dem Gemeinwohl dargebracht, betrachten, daß der Rath, ſolchen kleingeiſtigen Verdächtigungen gegenüber, nicht in pleno abgedankt hat; wer weiß aber, was geſchehen wäre, wenn die Fuhrung des Rathsamtes nicht einem Zwang unterworfen geweſen wäre, wie ſie daſſelbe noch jetzt iſt, ſofern der Erwählte nicht lieber die Stadt verlaſſen will. — Das Mißtrauen wuchs anſtatt abzunehmen, die Ausgaben und Steuern wuchſen zugleich mit, und im Jahr 1574 finden wir ſchon wieder 60 abgeordnete Bürger klagend vor dem Rath ſtehen, und denſelben an ſeine Pflichten erinnern. — Man verlangte unter andern, daß keine Fremde die Erlaubniß, in Hamburg Wohnung zu nehmen und Handel zu treiben bekommen ſollten. — Als aber der Rath nach Urſache und Beiſpiele forſchte, war Niemand da, der Auskunft geben konnte. — Weitere Begehren waren: Es ſolle an Markttagen eine Fahne ausgeſteckt werden und ſogenannte Vorkäufer bis zur angeſetzten Stunde vom Markt gehalten werden. Dem Bäcker ſolle das Korn, gleich wie dem Brauer das Malz gemeſſen, und demſelben durch einen Bürger in jedem Kirchſpiele das Brod nachgewogen werden. Alles Dinge, die ihren praktiſchen Nutzen gehabt haben mögen, wohl auch noch heute hätten, von denen man indeß nicht leugnen kann, daß ſie abermals einen ſtarken Beigeſchmack nach Kleinſtädterei haben. — Kaum war ein Jahr vergangen, ſo klagten die Bürger wie kleine unartige Kinder ſchon wieder. — Diesmal führte man Beſchwerde, daß die Domherren auf ihren Höfen einige adlige Herren aus

Holſtein zu Verwaltern eingeſetzt; auch ſei Veruntreuung bei den Wahlen vorgefallen und Münzmeiſter Scherf münze zum Nachtheile der Stadt; fremde Kaufleute ſchifften Korn aus, was um ſo ungerechter, da ſelbſt den Burgern ſolches nicht einmal erlaubt. Vorboker, jetzige Grundboker, ſchienen den Burgern vor Allen ein Dorn im Auge geweſen zu ſein, ſie ſollten gänzlich abgeſchafft werden. — Ferner wurde verlangt, es ſolle keine Wohnung an einem Fremden, vorzuglich Niederländer vermiethet werden, ohne daß ſie erwieſen, lutheriſcher Religion zu ſein. Die Wiedertäufer ſollten aus der Stadt gewieſen werden, ſofern ſie ſich nicht mit den Paſtoren ihres Kirchſpiels verglichen. Die Turkenſteuer ſollte nach Köpfen berechnet werden, und zwar ſollten Mann und Frau à ein Mark, Kinder uber 12 Jahre zwelf Schilling, unter 12 Jahren acht Schilling, Dienſtboten vier Schilling zahlen. Das ging nun immer ſo fort: dennoch aber verließ die Keckheit unſere reichsſtädtiſchen Burger nicht. Im Jahr 1573 verſuchten ſie es wiederum mit bewaffneter Hand die Kornausfuhr einzuſchränken, und nahmen einige aus der Krempter Marſch abgehende holſteiniſche Schiffe; ſolches bekam ihnen aber gar übel; der König gerieth in Wuth, ließ in den verſchiedenen Häfen ſeiner Länder bei 30 hamburger Schiffe wegnehmen, und verbot ſeinen Unterthanen allen Handel mit Hamburg. Da war nun wieder große Noth, und um Vermittelung wurde bei dem Churfurſten von Sachſen und dem Herzog Ulrich von Mecklenburg nachgeſucht, welches auch in ſoweit fruchtete, daß durch den Flensburger Vertrag der König ſich anheiſchig machte, die confiscirten Schiffe unentgeldlich herauszugeben und die alten Privilegien zu beſtätigen, wer aber wiederum zahlen mußte, das war unſer geplagtes Hamburg, und für diesmal ein rundes Summchen von 100,0 0 Joachimsthaler, die man dem lieben Nachbar für die Reſtauration ſeiner Freundſchaft auszukehren hatte. — Da war nun wieder Zeter und Geſchrei, und augenſcheinlich mit den

Gämmerei-Bürgern für die immer und ewig gebrandſchatzten Säckel nichts gewonnen. Es gab natürlich einen neuen Receß, der ſich hauptſächlich mit Auftreibung der Contribution beſchäftigte. Die Verſöhnungsſumme wurde in Noten bezahlt, und noch waren die letzten Termine im Rückſtande, als die guten Bürger des Zahlens überdrüſſig wurden, und den Rath beſchuldigten, er habe über Innehalten des letzten Receſſes nicht gewacht, und verweigerte man deshalb ferner Zahlung. Nun gab es abermals Unterſuchungen durch einen Ausſchuß von 46 Bürgern, und das Ende war wiederum ein neuer, und zwar der zehnte Receß, der ſich vorzüglich mit Erſparniſſen beſchäftigte und unter andern einem Hochedlen Rath die Petri-Mahlzeit verſalzte, unter der Beſchwerniß, daß die Herren viele Speiſen nach ihren Wohnungen praktiſiren ließen, wo die Frauen ſich mit geladenen Gäſten gütlich daran thäten; deshalb ſollte ſtatt 400, künftig nur 300 ℔ für den Schmaus bewilligt ſein; auch ſolle der Rath fortan Schoß bezahlen und was der Verordnungen mehr waren, die je länger und vielfältiger das alte Stadtbuch in völlige Confuſion brachten, indem man bei den neuen Verordnungen an Auflöſung der Alten nicht dachte, wenn ſie gleichwohl noch ſo ſehr mit jenen im Widerſpruch ſtanden.

Während alle dieſe demokratiſchen Demonſtrationen nicht ohne Zeitverluſt durch eine Anzahl Bewegungs-Männer angeregt und durchgeführt wurden, gingen die beſonnenen, ruhigen Geſchäftsmänner ihrem Erwerbe mit Umſicht und Erfolg nach. Die frühern Erwerbsquellen der Hanſa waren durch die gewonnene Selbſtſtändigkeit der Fürſten längſt verſiegt; Schiffe und Fauſt der Hanſeaten gebrauchte man nicht mehr, allenfalls noch ihr Geld, das man zu bekommen wußte, ohne wie ſonſt, Vortheile dafür zu gewähren. Ein Erwachen des Handelsgeiſtes auch in fremden Ländern hatte die hanſiſche Spekulation überflügelt, und ihre Comtoire in Brüſſel, Antwerpen und London in Verfall

gebracht. Die Königin Eliſabeth von England beſchwerte auf Anſtiften der ſchon genannten Aventurier's (kaufmänniſche Waghälſe) — die Befrachtung hanſiſcher Schiffe zu Gunſten der eignen Nation, und namentlich wurde die Ausfuhr ungefärbter und unbereiteter Laken beſchränkt, und das Geſtattete durch Zölle die dem Verbot gleich kamen, erſchwert; allem Anſcheine nach eine Folge der, aus burgerlicher Weisheit, den Engländern wie jedem Fremden verleidete Anſiedelung in Hamburg. In Folge eines Krieges zwiſchen Spanien und England, wendeten ſich die brittiſchen en gros Händler mit ihren Niederlagen nach Emden, und faſt zu ſpät ſahen die Hamburger ein, wie thöricht ſie geweſen; dennoch gelang es durch unabläſſiges und umſichtiges Bemühen einiger ſpeculativen Köpfe, den Schaden abzuwenden, man lockte die Engländer durch dargebotene Freiheiten von Emden weg und nach Hamburg, wo ihnen in der alten Gröningerſtraße ein eignes Gebäude, der engliſche Hof, eingeräumt und gegen mäßigen Zoll freie Aus- und Einfuhr ihrer Waaren geſtattet wurde. Auch freie Ausübung ihrer Religion und die Wahl eines eigenen Vorſtehers geſtand man ihnen zu. Ja, man ging in Ausgleichung des Verſäumten ſo weit, daß man ihnen von Staatswegen Gelder zur Errichtung eines großartigen, dem Vergnügen geweihten Gebäudes, den Boſſelhof, verlieh, welches Gebäude ſpäter, eben in Folge dieſes Darlehns, an die Stadt zurückfiel. Alle jene Zugeſtändniſſe waren übrigens vorläufig auf zehn Jahre gewährt, und daß man das rechte Theil ergriffen, beweiſen die bis auf den heutigen Tag fortgeſetzten Handelsverbindungen, welche man ſo viel als möglich ſeit jenen denkwürdigen Tagen conſervirte. Man wollte hie und da Untreue gegen den Hanſabund in jenen Maßregeln finden, doch möchte zu erwägen ſein, daß dieſe mittelalterlichen Pflanze längſt ihre überreifen Früchte abgeworfen und in ſich ſelbſt verkümmert war. Andere Zeiten, andere Bundniſſe; daß Lübeck ſcrupulöſer war, hat es jetzt mit ſeinem Verfall zu

büßen. — Indeß dachte man in jenen Tagen anders hierüber, und auf dem 1571 zu Lubeck abgehaltenen Hanſatage drangen die Abgeordneten, vorzüglich Lübeck darauf, daß die engliſchen Aventuriers wiederum aus Hamburg verwieſen würden, und wie auch Hamburg gegen ſolche Zumuthung mit Gründen zu Felde zog, wußte der Bund dennoch den Kaiſer für ſich zu gewinnen; ſelbſt die Vermittlung der Königin Eliſabeth verſchlug nichts, und Hamburg mußte auf ergangenem Befehl verſprechen, nach Ablauf der zehn Contract-Jahre ſich der Engländer wiederum zu entledigen. — Daß die Hanſa ſich ſelber am meiſten durch dieſen Befehl geſchadet, ergab die Folge, denn Eliſabeth von England erklärte ihnen völlig den Krieg, nahm Schiffe und Güter, unermeßlich am Werthe, weg, und erließ endlich am 4. Auguſt 1598 einen Befehl, laut welchem durch Polizei und Gewalt ſämmtliche Hanſiſche Kaufleute aus London vertrieben und ihre Comtoirs geſchloſſen wurden. — Ein Lübecker ſchrieb darüber nach Hauſe: „Hierauf ſeint wir entlichen, weill es Immer anders nicht ſein mögen, mit Betrübniß unſers Gewuts, der Oldermann voran, und wir andern hernacher zur Pforte hinausgegangen, vnd iſt die Pforte nach vns zugeſchloſſen worden, haben auch die Nacht nicht darin wohnen mögen. Gott erbarm!“— Daß die Urſachen dieſer bittern Widerwärtigkeit in dem innern Zerfall des Hanſabundes zu ſuchen, ließ ſich nicht in Abrede ſtellen, und die Erkenntniß veranlaßte, daß man vom Bunde aus die drei Städte Hamburg, Lubeck und Bremen beauftragte, die alte Einigkeit wieder herzuſtellen. Allein dem Ueberlebten iſt nie die Jugend zurückzugeben. Die drei Städte, ſchon durch ihre Unabhängigkeit dazu berufen, ſchloßen ſich zu einem natürlichen Bündniß zuſammen, die andern fielen eine nach der andern ab und entgingen ihrem Looſe nicht: Fürſtenſtädte zu heißen; doch ging die Auflöſung der Hanſa, wie bei kräftig gebornen Naturen, nur langſam und allmälig von Statten, und ſelbſt die zuletzt Verbündeten ent-

wickelten am Abend ihres Zusammenseins eine bewunderungswürdige Energie, indem sie 1616 ein Schutz- und Trutzbündniß mit den Niederlanden eingingen, um den Folgen eines drohenden Kriegs gegen Dänemark, Spanien und den Kirchenstaat vorzubeugen. Der Hansabund machte sich anheischig, fur solchen Fall 8,000 Mann zu Fuß, 1,200 Reiter und 20 ausgerüstete Kriegsschiffe zu liefern, auch an Kriegssteuer jährlich 17½ Tonnen Goldes zu zahlen. Aus der Vertheilung solcher Summe unter den Contribuirenden erfahren wir, was noch fur Städte im Bündniß waren. Es sollte aber laut Uebereinkunft zahlen: Lübeck 5½, Hamburg 3½, Braunschweig 2, Bremen 1½, Rostock 1, Stralsund 1, Lüneburg 1, Magdeburg 1, Wismar ½ und Greifswalde ½ Tonne Goldes. Schon die Beschickung der Tagefahrten kostete die Städte bedeutende Summen, und man muß sich billig wundern, welchen Pomp unsere Vorfahren trotz ihrer vielgerühmten Sitteneinfalt bei solchen Reisen entwickelten. Es mag als ungefährer Maßstab dafür eine aus Lüneburg herrührende Abrechnung vom Jahr 1540 dienen, als die beiden dortigen Bürgermeister Witzendorp und Töbing nach Lübeck gesandt wurden. Sie hatten mit sich 21 gerüstete Pferde, 1 Fourier, 1 Koch, 1 Fuhrt- und 4 Kutschpferde. Die Ausgabe vom 24. Mai bis 7. Juli betrug freilich nur 931 ℔ 14 ß, fur jene Zeit jedoch eine große Summe, und folgender Auszug einer Specification mag den Ver eis führen. Man findet unter andern: „2 Stiege Heringk 5 ß; 32 Höhner 5 ℔ 2 ß; 1 Quart Brandwin 1 ß; 3 Offentungen 8 ß; 1 Hase 4 ß 4 ₰; 1 Reh 19 ß; 1 Beerdeel 9 ß Botter 4 ℔ 5 ß 4 ₰; vor Erdbeeren 3 ß". — Bei jeder Mahlzeit gab es „Krumkocken". Als Gemuse wird genannt: „Peterzilie, Erwett (Erbsen) Kohl, Zallath und Worteln". Ferner finden wir angeführt: „Een Offen 7 ℔; 21 junge Höhner 29 ß; der Schöttelwascherin 1 ß alle Dage; dem Waterdräger 8 ₰". Schließlich mancherlei Geschenke, vorzüglich an „Giegeler"

(wohl Violiniſten) Piper und Trummelſchläger. — Angemerkt iſt, daß „een Speelmann hadde een groth Inſtrument, dat ſpeelde von ſülveſt, mit einem Gewicht und mit Redern togericht". — Elf Joachimsthaler bekam: „de Scholmeeſter van Sünte Peter, wyl he heft eene Comedien latiniſch uthe dem Plauto geſpelleet".

Alle jene vorhin erwähnten Widerwärtigkeiten konnten nicht anders als erſchöpfend auf die Finanzen des Staates wie der Bürger einwirken, dennoch fühlte ſich der echte Patriot nicht entmuthigt, für Zeit und Nachkommen große Summen auf den Altar der Vaterſtadt niederzulegen, und großartige Bauten, die erſt in den Gluthen der jüngſten Mainächte ihr Grab fanden, ſtiegen in jenen Tagen unter den fleißigen Händen der Bürger empor. — So erbauete man im Jahre 1556 außerhalb der Stadt, nahe vor dem Schaarthor, ein Schiffer-Armenhaus, und 1558 wurde, unter Direction der kaufmänniſchen „Olderlüde" (ſpäter Börſen-Alten), die jetzt zerſtörte alte Börſe erbauet, ein Name, der ſich nachahmend von Antwerpen herſchrieb, wo das Verſammlungs-Haus der Kaufleute mit einem Wappen, drei Beutel enthaltend, verſehen war. Freiwillige Beiträge der Geſammtkaufmannſchaft bildeten den dazu erforderlichen Fond, und der Staat gab einen Raum von 112 Fuß Länge und 42 Fuß Breite dazu her, welcher 1291 noch ein Marktplatz war; ſpäter, ſeit 1352, ſtand daſelbſt das Niedergericht, welches bei Erbauung der Börſe neben dem Rathauſe neu erbauet wurde. Ueber den Eingang dieſes Niedergerichts kamen die Worte zu ſtehen:

„All de da morden, brennen, roowen vnde ſtehlen,
Toewern (zaubern), verraaden, boeren vnde ſpälen,
Väl bergen, dreegen, vnde wenig gelden,
Dee beſtahn tho Rechte gar ſelden.
Drüm förchte God vnde dat Recht,
De Tyt kummt, et reuwet dy nicht."

1668 wurde die Börſe Seitens der Kämmerei durch Anbau

DIE ALTE BÖRSE IN DANZIG.

über dem Wasser vergrößert, und 1815 die Gassenwärts befindliche Mauer durch ein Eisengitter ersetzt. Seit 1268 befand sich an der Südostseite die Wage, und seit 1291 der Krahn; seit 1255 auch der mehrerwähnte Schauenburger Zoll, hart an der Zollenbrücke, welcher 1806 abgebrochen wurde. — Leider war man auch dazumal, wie neuerdings, auf eine Zunahme der Börsenbesucher nicht bedacht gewesen. Eben das Zulassen der Engländer soll den Wachsthum der Kaufmannschaft merklich gefördert haben, und es mochte eben darin seinen Grund finden, daß die Tuchhändler und Tuchbereiter, bei erkannter Nothwendigkeit einer Erweiterung des Börsenraumes, zwischen 1578 und 1582 auf ihre Kosten den erforderlichen Bau beschafften, und auch zugleich den sogenannten, vorzüglich zu Waaren-Auctionen benutzten Börsensaal über dem eigentlichen Versammlungs-Ort errichten ließen, wofür ihnen ein Eigenthumsrecht bis in die neueste Zeit vorbehalten blieb. Die Kosten dafür betrugen 23,560 Mark lübsch. — Im Jahre 1597 gedachte man auch zuerst der Nothwendigkeit, eine Anstalt für elternlose Kinder zu errichten, und das alte Waisenhaus, in der Nähe des Schaarthors belegen, wurde bis 1607 vollendet. Etwas später, 1614, wurde durch Raths- und Bürgerschluß der Bau eines Werk- und Zuchthauses bewilligt, und da die Realisirung dieses, als nothwendig erkannten Gebäudes die finanziellen Kräfte der Stadt etwas überstieg, so kam man auf den ausweglichen Gedanken, die Kosten dazu mittelst einer Classen-Lotterie zusammenzubringen. Die Einrichtung derselben war der heutigen Procedur im wesentlichen ähnlich, doch zogen die Waisenknaben Gewinne und Nieten, nebst den entsprechenden Nummern aus zwei Körben, auf welchem erstern geschrieben stand:

„In diesem Korbe die Gewinne seyn,
Für Große, Mittel und auch klein.
Niemand kann sagen: an küsser Syd
Liegen die Gewinne, und da die Niet."

Auf dem andern Korbe las man:

„Wer im Beinhaus erkennen kann
Einen Arm von einem reichen Mann:
Der kann in dieses Korbes Ort
Hier Hinzen treffen, Kunzen dort."

Dieſer Witz brachte 70,000 Mark ein, und das genannte Gebäude ſtieg ſomit aus den Lotterie-Körben hervor und an die Stelle, die 1337 noch die Name hieß; zur Zeit der Erbauung des Zuchthauſes hieß es dort der Heidenwall; und in allerfrühester Zeit ſoll dort das Hochgericht geweſen ſein. Am ſudweſtlichen Theil der nun ſeit 1618 zu einer Gaſſe eingerichteten Gegend lag der Marſtall, der vorher im Schopenſteel befindlich geweſen, und 1756 nach dem nordöſtlichen Ende der Gaſſe verlegt wurde. — Die immer verheerender werdende Peſt veranlaßte 1606, einen neuen Peſthof, ſtatt des alten im Eichholz belegenen, nordweſtlich vom Millernthor in der Nähe von Altona zu erbauen. Es war zugleich eine Anſtalt für gebrechliche und hulfloſe Arme und für Wahnſinnige. Krätze und Luſtſeuche waren ausgeſchloſſen. Die Einrichtung war noch immer nicht die beſte; kleine niedrige und enge Zimmer zählt man mit Recht zu den größten Mängeln eines Krankenhauſes. — Die nicht gefährlichen Wahnſinnigen waren unter den Invaliden vertheilt. — Freilich harren wir auch jetzt noch auf eine genügende Irrenanſtalt. — Im Jahre 1625 wurde außerhalb des Millernthors, dort, wo heute die davon benannte Mühlenſtraße liegt, die erſte Windmühle durch einen holländiſchen Baumeiſter angelegt, ein Ding, das ungeheures Aufſehen erregte, da man dergleichen bisher noch nicht geſehen. Nicht lange, ſo hatte der hamburgiſche Rathszimmermeiſter dem Holländer die Kunſt abgelauſcht und erbaute eine gleiche Maſchine beim Deichthor. Doch muß ſich dieſe Meldung wohl nur auf holländiſche Windmühlen beziehen, da 1570 eines Diebes Erwähnung geſchieht, der an den höchſten Galgen gehängt wurde, weil er ein Segel von der Wind-

mühle außerhalb Millernthors geſtohlen. — Beim Steinthor lag eine Stuckgießerei, dem Meiſter Hans Alldag angehörig, der unter andern um dieſe Zeit mehrere große Glocken für den Catharinen- und Nicolai-Thurm goß, von denen eine für erſteren beſtimmte allein 150 Centner wog. — Auch wurde in dieſem Jahrhundert, nämlich 1673, das Deichthor neu und maſſiv erbauet, und im Innern mit einer, 1828 bei Demolirung des Thores im nunmehr abgebrannten Rathhauſe unter der Uhr aufbewahrten ſchönen lateiniſchen Inſchrift geziert, lautend:

Libertatem, quam peperere majores,
Digne studeat servare posteritas.

Das iſt verdollmetſcht:

Die von den Vorfahren errungene Freiheit
Würdig zu bewahren, möge die Nachwelt ſich befleiſſern.

An der Außenſeite aber ſtand:

Salus civitatis pietas et concordia.

Zu deutſch:

Frömmigkeit und Einnacht ſind des Staates Wohlfahrt.

Dieſe Pietas et Concordia zu bewahren, wurden indeß in jener Zeit zum öftern Maßregeln angewendet, bei deren Gedanken Einem heute ein kalter Frieſel überläuft. Strenge, oft im höchſten Grade rückſichtsloſe Strenge bezeichnete die Wege des Rechts, und der Frau Juſtitia war eine Binde um die Augen gelegt von Sohlleder, ſo undurchdringlich, daß ſie ſogar nicht erkannte, es ſei der Gegenſtand ihres Rechtsurtheils ein Menſch, ein fühlendes Geſchöpf, vielleicht ein Verwahrloſter, ein Unglücklicher. Nicht wollen wir das Beiſpiel für ſo ſchlagend achten, wie es zum öftern in dieſer Hinſicht angeführt wurde, daß der Rathsherr Peter Rentzel, wegen einer dem abgegangenen Burgermeiſter Matthias Rheder geſchuldeten Summe, des Rathes entſetzt und für

mehrere Wochen auf dem rothen Zellen eingeſteckt wurde. Die peinlichen Proceſſe aber ſind es, welche uns ſchaudern machen; die Anwendung der Tortur fand ſo fleißig ſtatt, daß ſich, wie aus alten Baurechnungen hervorgeht, die fluchwürdigen Inſtrumente öfters abnutzten und von Zeit zu Zeit neu erſetzt werden mußten. Im Jahre 1557 ergriff man im Spätherbſt einige böſe Buben, verwahrloſte Jungen, die Gartenhäuſer angeſteckt; dieſelben wurden am 19. Jan. des folgenden Jahres auf dem Meßberge zu Tode „geſmöket“, d. h. lebendig verbrannt. 1580 wurde ein Knabe — ſage ein Knabe — gekörſt, weil er einem Rathmanne im Uebermuth — die Fenſter eingeworfen. — Selbſt ein natürlicher Tod konnte die fürchterlichen Richter nicht beſänftigen, und es wurde das Urtheil oft ſelbſt an den Leichnamen noch vollzogen, wie z. B. 1581 an einem Schreiber, Daniel Holſt, der den Rath mit Schmähſchriften gekränkt haben ſollte. Es wurde dem todten Manne, ohne Schuld-Erweis, auf dem Schandgerüſt (Kaak) die rechte Hand, darnach aber auf dem ordentlichen Richtplatze der Kopf abgeſchlagen, die Hand auf das Gerüſt genagelt, die Eingeweide herausgeriſſen und verbrannt, der Körper geviertheilt und auf Pfählen, an den verſchiedenen Stadtthoren aufgerichtet, geſpießt. — Jürgen Schulte, ein Goldmacher auf eigene Fauſt, wurde ebenfalls zu Tode geſmöket; eine Strafe, die auch unter dem Schatten der rabenſchwarz umnachteten Vernunft an ſogenannten Hexen vollzogen wurde. Man möchte in die Erde ſinken vor Scham, daß dieſer Schandfleck der Menſchheit auch auf unſeren Vorfahren haftet. Wiederum aber war es die ſataniſche Prieſterherrſchaft, welche den Funken zu jenem flackernden Holzſtoße, an welchem unſchuldige Menſchen gebraten wurden, in Deutſchlands Gauen ſchleuderte. — Innozenz VIII. hieß der päpſtliche Moloch, der zuerſt im Jahre 1454 eine Bulle erließ, in welcher die Zauberei den Todſünden der Ketzer beigezählt wurde. Er ordnete zwei

Dominikaner ab, denen als Inquiſitoren der Auftrag gegeben, Deutſchland nach ſolchen Opfern zu durchſtöbern, und es lag ganz in dem teufliſchen Intereſſe der Hierarchie, zuerſt die Gelehrten zu verbrennen, die durch ihren hellen Blick in die Natur der Dinge, der katholiſchen Lugenwirthſchaft gefährlich werden konnten. Betrügereien aller Art wurden bei dieſen Prozeſſen angewendet, die Schuldigen zu erkennen, und in Navarra waren ſogar 2 Kinder, die bei zugehaltenem linken Auge mit dem rechten jede Hexe erkennen konnten. Das verblendete Volk, in den Banden eines religiöſen Wahnſinnes verſtrickt, fand Gefallen an ſolchen Juſtizmorden, und verlangte von einer guten Obrigkeit, daß ſie das Holz zu ſolchen Ketzergerichten nicht ſparen möchte. Kennzeichen der Hexen waren beſonders röthliche Augen oder Haare, ſpitziges Kinn und Naſe, Magerkeit, ein Buckel oder dergleichen Gebrechen, die man heute bemitleidet oder heilt. — Am 13. Juli 1555 loderte ſolch ein fluchwurdiges Brandmahl in Hamburg himmelan; von 14 eingefangenen Hexen wurden 4 gebraten und 2 zu Tode gepeinigt; ein Jahr ſpäter folgte ihnen ein Hexenmeiſter mit ſeinen Gehülfen, und nach mehreren vereinzelten Executionen wurden 1581 ſechs Hexen und ein ſogenannter Criſtallgucker, 1583 funf Hexen, 1587 ein Kuhhirt und ein Bauer aus Moorwärder, die Heilkunſte betrieben, und 1591 abermals ein armes Weib lebendig verbrannt. — Indeß auch Anläſſe gerechter Entrüſtung riefen nicht ſelten das Schwerdt der Gerechtigkeit aus der Scheide, und ein Beiſpiel aus dem Jahre 1581 mag hier eingeſchaltet werden. Hans Gorries, ein Kuſter in Eppendorf, wunſchte ſeine Frau mit einer Concubine zu vertauſchen, und trachtete jene zu tödten. Ein Zufall wäre ihm am liebſten geweſen, und er fuhr deshalb fleißig mit ihr auf der Alſter, wo er durch heftiges Schaukeln des Bootes einmal ein Unglück herbeizuführen hoffte. Da es nicht gelingen wollte, ſo fuhr er ſie eines Tages ſelber und in den Mühlenſtrom, wo das Boot

durch die ſtarke Brandung jeden Augenblick umzuſchlagen drohte. Der Müller bemerkte es, und verwies ihm heftig die alberne Unvorſichtigkeit, erhielt jedoch die Antwort, er ſolle ſich nur um ſeine eignen Angelegenheiten kümmern, es bezwecke die Fahrt nur, die Frau gegen Furcht abzuhärten. Da nun der loſe Anſchlag auf dieſe Art nicht gedeihen wollte, ſo erſann der Böſewicht folgende Liſt. Seinem Wohnzimmer gegenüber, am Fenſter, ſtand ein Pflaumenbaum; auf dieſen ſtieg er, richtete ein geladenes Gewehr gerade auf die Stelle, wo ſeine Frau Mittags bei Tiſch zu ſitzen pflegte, brachte dann eine Schnur mit dem geſpannten Hahn in Verbindung, die er ins Zimmer unter den Tiſch leitete und ſo einrichtete, daß er mittelſt derſelben mit ſeinem Fuß das Gewehr entladen konnte. — Alles ging nach Wunſch, ſchon am nächſten Mittag erſchoß er auf dieſe Weiſe ſeine Frau neben ſich am Tiſch, ſchaffte dann das Material bei Seite, und erhob ein groß Geſchrei über den Buben, der durchs Fenſter herein, ſeine Frau getödtet. Der Verdacht war freilich gegen ihn, da man ehr zuvor unbeſonnene Aeußerungen von ihm gehört. Auch nahm er die Concubine zu ſich ins Haus und lebte mit ihr in wilder Ehe; doch war nichts zu erweiſen. Endlich häuften ſich indeß die Verdachtgründe ſo ſehr, daß man ihn am Ausgang der Kirche arretirte, zum Geſtändniß brachte, und am 18. April ſein Urtheil ſprach. Er wurde vier Mal, am Hopfenmarkt, auf dem Berge, am Pferdemarkt und auf der Richtſtätte mit glühenden Zangen gezwickt, und dann gerädert. Seine Zuhälterin, Eliſabeth Ebers, wurde geköpft, der Kopf verbrannt, und die Aſche in die vier Winde zerſtreut.

Jene Hexenproceſſe bewieſen indeß, wie wenig Licht noch die Reformation verbreitet, und man kann nicht umhin, zu geſtehen, daß Luther ſelbſt durch ſeine finſtern Anſichten über Teufel und Dämonen, den Fortſchritten des geiſtlichen Lichtes merklich geſchadet, und daß dieſer giftige Wurm des ſcheußlichſten Aberglaubens noch immer nicht geſtorben iſt,

beweisen ſelbſt in unſern Tagen die Beſtrebungen eines Juſtinus Kerner, Eſchmeyer und Conſorten in Wurtemberg, an denen es wahrlich nicht liegt, daß nicht auch heute noch der ſcheußlichſte aller Bratengeruche von deutſcher Erde zum Himmel aufſteigt. — Anſtatt aber, daß die damaligen evangeliſchen Prediger das Volk ſollten belehrt und aufgeklärt haben, war wiederum nichts als Zank und Hader auf den Kanzeln, und die reine chriſtliche Moral war ſo ſehr mit Blut und Geifer befleckt, daß keine Spur davon in den Lehren der Theologen zu erkennen. — Das 16te Jahrhundert war überhaupt für unſer Hamburg eine Zeit des Elendes und Kummers geweſen, und das Ende ſchien den Anfang krönen zu wollen. Nachdem im Laufe deſſelben mehrmals anſteckende Seuchen, unter verſchiedener Geſtalt, die Bevölkerung zu Tauſenden getödtet, trat auch 1580 wieder eine neue Seuche, der vom Volke ſogenannte ſpaniſche Pips auf. Sie begann im Herbſt, war catharraliſcher Natur mit Fieber, und tödtete ſchnell. Nachdem dieſes Uebel überſtanden, begann ein ſchrecklicher Mißwachs und eine Theuerung, die drei Jahre, von 1582 bis 85, anhielt, wozwiſchen noch, 1581, ein zerſtörender Deichbruch eintrat, und ein bis nahe an Pfingſten dauernder heftiger Winter im Jahre 1585 Froſt, Sorge und Noth verbreitete. 1588 war das Jahr der Stürme und Fluthen, die Schiffe und Häuſer zertrümmerten und die Felder verwüſteten. — 1590 trat wieder ein kannibaliſcher Winter ein, auf dem ein verfrühter Sommer folgte, der ſo heiß und trocken wurde, daß eben wie im Jahre 1842, im Juli und Auguſt Blätter und Gras verdorreten, und die Gewäſſer ſo ſeicht wurden, daß man hindurch gehen und reiten konnte. — Im Herbſt 1593 traten wiederum unbeſchreibliche Stürme ein, ſo daß auf einmal 40 mit Korn beladene Schiffe, von Seeland nach Spanien beſtimmt, untergingen, und im Jahre 1597 herrſchte wiederum Theuerung und Hungersnoth, vereint mit einer peſtilenzialiſchen Krankheit, die allein in Hamburg

binnen 4 Monat 6213 Menſchen ins Grab legte. — Neben dieſen zermalmenden Ereigniſſen konnte man ſich nicht verhehlen, daß — wie auch ſchon mehrfach angedeutet — die Haupterwerbsquelle: der Handel, lange nicht mehr die Ausbeute lieferte, daß man auf glücklichere Zeiten, auf Ausheilung der geſchlagenen Wunden hätte rechnen dürfen. —

Auch der politiſche Horizont war keineswegs wolkenfrei, der Uebel größtes aber war das innere, bürgerliche Zerwürfniß, der giftige Keim des Haders, der im Stillen fortwucherte und ſeine Nahrung aus dem Mißtrauen ſog, das die Bürger gegen den Rath verhetzte, und allmälig zu den verderblichſten Früchten heranreifte. — Das Jahrhundert verging, ohne daß die affreuſen kirchlichen Zwiſtigkeiten ihre Endſchaft erreichten. Freilich war es Hamburg nicht allein, wo dieſes reformatoriſche Unkraut wucherte. Ganz Deutſchland war von Spaltungen gleicher Art zerriſſen, und es wurde zur Herſtellung einer religiöſen Einheit im Jahr 1576 ein, unter dem Namen der kloſterbergiſchen Concordienformel bekannte Glaubensnorm entworfen, dieſelbe vier Jahr ſpäter auch in Hamburg publicirt, und Predigern und Schullehrern zur Unterzeichnung vorgelegt: indeß ohne allen Erfolg; die Kanzelhelden ſchärften immer neu das Schwerdt ihrer Zunge, und vor allen waren es die Reformirten, gegen die man unabläſſig mit der rückſichtsloſeſten Glaubens-Barbarei zu Felde zog. Ein Beiſpiel davon lieferte der im Jahr 1590 erfolgte Tod zweier reformirten Confeſſionsglieder: die Mutter des Bürgers Emanuel Albers, die obendrein im Volke für eine Jüdin galt, und der Bürger Anton Hellmundt. Der in der Aufklärung den Bürgern ſtets vorausgeeilte Rath nahm keinen Anſtand, die Todten mit der gebräuchlichen Begleitung ſingender Schüler, zu Grabe geleiten zu laſſen, und um ſeine Toleranz völlig unzweideutig an den Tag zu legen, verſäumte er nicht, dem Gefolge ſich ſelber anzuſchließen. — Gegen dieſen Akt eines vernünftigen Fortſchritts zogen nun die lutheriſchen

Prediger, vor allen die jüngern, in gewohnter Weiſe, wie echte Zeloten, von der Kanzel zu Felde, und es erfolgte ein ernſter Verweis des Rathes und die Drohung ſchärfern Einſchreitens, im Falle die Maulhelden noch ferner die geweihte Stätte durch Schmähreden entheiligten. Dinge, die natürlich nur zu Erbitterungen führten, denn ehe man einen Zeloten zur Toleranz bekehrt, mag man aus einem faulen Ei ein Küchlein brüten. Es half ihnen aber nichts, daß ſie behaupteten, ihr geiſtliches Amt berechtige ſie zu Strafpredigten, und dieſe ſeien keine Schmähungen zu nennen; ſie wurden vielmehr gezwungen, eine förmliche Verzeihung zu erbitten, die Schmähungen gegen die Reformirten zurückzunehmen und Frieden anzugeloben, ein Vorgang, der zur Folge hatte, daß lange Zeit die Gewohnheit in Aufnahme blieb, bei vornehmen Leichenproceſſionen den Rath zum Gefolge einzuladen, was denn aber in der Regel mit einem: „danke für die Ehre" abgeſchlagen wurde.

Bevor wir nun das 16te Jahrhundert völlig verlaſſen und in das verhängnißvolle 17te hinüberſchreiten, haben wir noch der Begründung einer Colonie zu gedenken, die im Laufe der Zeit zu der uns wohlbekannten Stadt Altona herangereift iſt. — Ueber den eigentlichen urſprünglichen Anfang jener Anſiedelung fehlt uns genaue Zeitbeſtimmung; wahrſcheinlich früher als man gewöhnlich annimmt, alſo ſchon vor dem 16ten Jahrhundert exiſtirte eine kleine Dorfgemeinde an der Stelle, wo heute Ottenſen liegt, denn einer Kapelle daſelbſt wird ſchon im 13ten Jahrhundert als Filial der hamburger St. Petri-Kirche gedacht. Gewiß aber iſt es, daß der Name von einem Grafen Otto, Sohn Herzog Heinrichs herrührt, und die Ortſchaft Ottenheim hieß. Zur Zeit der Reformations-Einführung konnte es Hamburg mit dem redlichſten Willen nicht wehren, daß ein Theil der, der proteſtantiſchen Neuerung abholden Katholiken die Stadt verließ, und um die liebgewordene Heimath nicht ganz aufzugeben, in der Nähe von Ottenſen eine neue

Wohnstätte suchte. Diesem ersten Impuls folgten bald andere Ursachen der Bevölkerung nach, denn der starre Separatismus der Zünfte, Aemter oder Innungen machten es vielen, mit Familienbanden hier verknüpften wünschenswerth, ohne jenen Zwang ihrem Gewerbe nachgehen zu können, und auch sie wählten die nahe Colonie zu ihrem Wohnsitze. Die Entstehung des Namens dieser neuen Colonie erklärt sich nicht nur allein aus einem für die conservativen Hamburger „All zu nahe“ liegen desselben, sondern man findet auch in den ältesten bezüglichen Urkunden wirklich Altonahe oder auch Altonae geschrieben, dagegen wenn man der Auslegung anderer Schriftsteller Glauben schenken soll, als sei der Name von Alte Aue, einem Bache, der in die Elbe floß, und jetzt den Grenzgraben bildet, hergenommen, so werfe ich wohl mit Recht ein, daß die hochdeutsche Sprache damals noch so wenig gang und gebe war, daß man voraussetzen darf, es wurde der Bach vieleher auf plattdeutsch „Olde Au'“ genannt werden sein, wie solches nach der wahrscheinlichern Auslegung mit All to nah, wenigstens mit den ersten beiden Silben der Fall ist, die rein plattdeutsch klingen, und wenn auch das nah' jetzt mit dem plattdeutschen„ nög“ übersetzt werden wurde, und die Stadt somit Alltonög hieße, so ist noch die Frage ob dieses nög nicht neuern Ursprungs ist, und das alte Plattdeutsch, wie ich vermuthe, dasselbe nicht kannte, sondern nah' dafür hatte. — Ueber dem allen aber frage ich: wenn der Bach denn wirklich die Alte Au hieß, wo lag denn als Gegensatz, die neue Aue? — Bäche und Flüsse pflegen so leicht nicht zu veralten, und selbst wenn sie verschlammen oder versiechten, so hatte man dann andere Bezeichnungen dafur, wie es das Dovensteth und die Dove-Elbe bezeugen.

So viel über die Etymologie unserer freundlichen Nachbarstadt. Daß sie unter gestalten Sachen Hamburg ein Dorn im Auge war, darf Niemand Wunder nehmen, der die Er-

werbsemſigkeit unſerer Altvordern erwägt, und leicht erachtet, daß die nachbarlichen „Bönhaſen“ ihnen viel Verdruß erregten, den zu beſeitigen ſich das freundlich däniſche Holſtein begreiflich nicht eben angelegen ſein ließ. Im Jahr 1547 ſchien ſich der Himmel ins Mittel legen zu wollen (wie die Gläubigen zu ſagen pflegen), denn die Flamme verzehrte die Ortſchaft mit Stumpf und Stiel, weshalb Hamburg nicht ſäumte, bei dem Droſten Hans Barmer zu Pinneberg, Proteſt gegen die Wiedererbauung einzulegen; eine Mube, die man ſich vorausſichtlich hätte erſparen können, denn daß man von dorther keine Rückſicht auf eine Stadt nehmen würde, auf die man längſt einen Zahn hatte, war leicht zu erachten. Somit wurde die Stadt fleißig wieder aufgebaut, und die alte grämliche Frau Nachbarin rächte ſich ein Jahr darnach, auf Veranlaſſung der Zünfte durch einen Receß-Artikel, in welchem den Einwohnern bei 10 Rthlr. Strafe verboten war, auf zwei Meilen in der Runde irgend ein Geräth arbeiten zu laſſen, man auch den fremden Arbeitern Confiscation androhte, ſofern ſie ſich Arbeit aus Hamburg holen würden, ein Geſetz, das alljährlich renovirt und geſchärft, auch in der Buurſpraak verleſen wurde, ohne jedoch Gehorſam dadurch erzwingen zu können. Solch Verhältniß konnte begreiflich nur zu Erbitterung und Thätlichkeiten führen, und Hamburg war ſo hart in Verfolgung ſeiner Intereſſen, daß der Droſt Hans Steding zu Pinneberg, im Jahr 1601 dem Rath in einer Klageſchrift bemerkte, es möchten die Altonaer vielleicht an der türkiſchen, als an der hamburger Grenze wohnen. — Indeß darf man nicht vergeſſen, daß eine ſo ganz in der Nähe belegene Colonie von Menſchen, die größtentheils mit dem Stachel der Feindſchaft im Herzen aus Hamburgs Bürgerverbande getreten waren, mit jedem wunden Fleck und mit allen Schleichwegen der Berührung bekannt, nicht allzu liebreich gegen den Mutterſtaat verfahren haben werden, und wer das alte Volksſprüchwort beherzigt: „Wer mir mein

Brodt nimmt, der nimmt mir mein Leben", der wird es nicht zu hart nehmen wenn wir aus einer ſchon 1580 an den Rath gelangten Klag des damaligen Grafen von Schauenburg erfahren, daß ſich die hamburger Gewerke thätlich an ihre nachbarlichen „Bönhaſen" vergriffen. Bei Gelegenheit eines Berichts aus dieſem Jahr über Entrirung einer Armenbüchſe in Altona erfahren wir, daß zur Zeit ein Bäcker, zwei Schneider, ein Schuhmacher, ein Leimkocher, ein Lohgärber und ein Goldſchmidt die Verwaltung übernahmen. — Elf Jahre ſpäter brach ein förmlicher Krieg zwiſchen beiden Nachbarn aus, denn Hamburg glaubte ſich durch ein Zunahebauen an der hieſigen Grenze in ſeinem Eigenthum beeinträchtigt, und man nahm daher keinen Anſtand, einige altonaer Planken in der Nähe des Grenzbaches abzureißen. Es gab Klagen an den Grafen und mündliche Erörterungen der heftigſten Art auf St. Nicolai-Kirchenſaal, was man daraus zu ſchließen berechtigt iſt, weil die gräflichen Abgeordneten ſehr ernſthaft meinten, nach hamburgiſchen in Anwendung gebrachten Grundſätzen dürfe man Holſteiniſcher Seits auch verlangen, daß alle außerhalb des Millernthors gebauten Wohnungen abgebrochen würden, indem ihnen, nach altem Recht und Abkommen, die Hut und Weide bis vor das Millernthor zuſtehe. Worauf ſich dies Recht begründet, und ob es überhaupt je exiſtirt, wiſſen wir nicht zu ſagen; wohl aber daß der Zwiſt für diesmal von den Obern in Güte beigelegt wurde, ohne daß das Volk indeß die feindlichen Plackereien einzuſtellen veranlaßt werden konnte. Auch erneuerten ſich 1610 die Grenzſtreitigkeiten von Seiten der Behörden ärger denn zuvor. Hamburg brachte ſeine Klage über Gebiets-Verletzung ſogar vor das Reichskammergericht, indem man ſich auf ein von den Schauenburgern beſtätigtes Privilegium Kaiſer Friedrich I. bezog, laut welchem der freien Reichsſtadt das Weiderecht auf Holſteiniſchem Gebiete zuſtehe. Der derzeitige Graf ließ darauf erwidern, daß im

Gegentheil den Holſteinern das Recht der Mitweide auf hamburgiſchem Gebiete niemals beſtritten worden ſei, führte auch, darauf fußend, Klage über die Bebauung dieſer Weide von Seiten Hamburgs, und wußte ein vom 8. Juni 1610 datirtes Mandat zu erwirken, laut welchem Hamburg, aus kaiſerlicher Macht, das Abbrechen jener Gebäude zu Gunſten der Weide anbefohlen wurde. Es war indeß dieſes nicht das erſte Mandat, woran ſich Hamburg nicht kehrte.

Der neuen Anſiedelung einen bedeutenden Aufſchwung zu geben, ſollten ſich indeß noch andere beſondere Ereigniſſe in Europa geltend machen. Es war aber die allezeit fluchwürdige religiöſe Intoleranz chriſtlicher Fanatiker, die theils in den Niederlanden eine große Anzahl reicher Proteſtanten, theils in Portugal eben ſolche Juden zwang, ihrer Heimath zu entſagen und neue Wohnplätze der Duldung aufzuſuchen. Sie glaubten in Hamburg ein ſolches neues Vaterland finden zu können; indeß, um zuerſt bei den Reformirten ſtehen zu bleiben, erwachte bei der Geneigtheit des Raths, die reichen Fremdlinge aufzunehmen, neuerdings der ſchmutzigſte Zelotismus bei den hieſigen Geiſtlichen, und eine Erlaubniß zur Abhaltung eines öffentlichen Gottesdienſtes wußten ſie mit Aufbietung aller ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel zu hintertreiben. Nichts war natürlicher, als daß die Ankömmlinge ſich nach dem nahen Altona wendeten, wo dem Handel, wie in Hamburg, derſelbe Elbſtrom ſich darbot, und überdem ein vorurtheilsfreier und humaner Herr die neuen Bürger mit offnen Armen empfing, da er ſeinem Lande dadurch nur Gutes und Liebes erweiſen konnte. Mit richtigem Urtheil vergönnte Graf Ernſt zu allererſt allen Glaubensconfeſſionen freie Ausübung ihres reſp. Gottesdienſtes, und dieſes Geſetz war nicht ſobald in den Gegenden der dogmatiſchen Finſterniß kund geworden, als ſich dem Aſyle des Glaubens neue Auswanderer entgegenwendeten. — Auch Katholiken ſiedelten ſich in dem freundlichen Altona an, und es war der florentiniſche Kaufmann Aleſſandro de la Nora,

der im Jahr 1602 die Erlaubniß, eine katholische Kapelle zu errichten erhielt, in welcher der Jesuit Henricus Reverus den priesterlichen Cultus übte. — Was nun die portugiesischen Juden anbetrifft, so mochten sie mit sehr geringen Erwartungen von Duldung in Norddeutschland eingetroffen sein, denn sie fanden für gut, sich anfangs für neubekehrte Christen auszugeben; sie schlossen sich den Katholiken an, und es wurden ihre Todten bis 1611 auf dem katholischen Kirchhofe beerdigt; ein Factum, das jeden Judenkenner höchlichst frappiren muß.

Wer in Hamburg Augen hatte, die nicht vom Nebel fanatisch-religioser Dummheit verdunkelt waren, der sah wohl ein, daß diese Abwehr wohlhabender, fleißiger und wohlgesitteter Staats-Bürger, des Staates Wohlfahrt unbeschreiblich beeinträchtigen mußte. Dennoch ließen die neuen Pfaffen nicht ab, ihre Verketzerungs-Waffen gegen alle nichtlutherischen Christen zu üben, und vor allen war es der Senior oder Hauptpastor zu St. Nicolai, M. Vaget, der eine schon längst vorher gegen die Sacramentirer, Wiedertäufer und „Gotteslästerer" mit neuen gehässigen Anmerkungen versehene Schrift, neu auflegen ließ, und mit den grobsten Schmähungen alle „frommen Christen aufforderte, die Andersgläubigen nicht zu hausen, zu hegen noch zu beherbergen, nicht aufzuhalten, zu fördern, noch in Dienst und Arbeit zu nehmen, indem sonst Seufzer und Flüche auf ihrer Seele lasten wurden".

Diese Verketzerungs-Wuth wurde auf den höchsten Gipfel getrieben, durch die Wahrnehmung, daß allen den verhaßten Andersgläubigen, Kapellen und Bethäuser, dicht vor den, überall Ketzergeruch spürenden Nasen der eifersüchtigen Priester, erbaut wurden, und man ruhete nicht, bis der gegen seine Ueberzeugung nur zu willfährige Rath den Burgern bei Strafe der Stadtverweisung verboten hatte, jene Gotteshäuser in Altona zu besuchen; ein Gebot, das indeß zu absurd war, als daß man sich viel hätte daran kehren sollen,

und wo hätte denn die Contrölle auch herkommen mögen?— Ein anderer viel gewichtigerer Grund zur Klage lag in der vom Grafen Ernſt ausgehenden Verletzung des hamburger theuer erkauften Münz-Privilegiums, indem er in Altona eine Art Münze, ein Klipp- oder Hammerwerk anlegte, und einen, ſchon längſt gegen alles Recht in dem ihm zugehörigen weſtphäliſchen Dorfe Oldendorf betriebenen Unfug mit Ausprägung zu vieler und zu leichter Scheidemunzen, nun auch in Altona fortſetzte, und Schillinge und Doppelſchillinge (man findet auch Groſchen, Witten genannt) prägen ließ, die weit unter dem angegebenen Werthe an Silber enthielten, zu nicht geringem Nachtheil Hamburgs, daß ſein ſchweres vollwichtiges Geld nach und nach verſchwinden und mit Altonaer geringhaltiger Münze vertauſcht ſah, wobei die Silberſchmelzer vollauf zu thun hatten. Der Umſatz dieſes guten und ſchlechten Geldes beſchäftigte eine eigne Klaſſe von Menſchen, die man Kipper oder auch Wipper nannte. So ungern ich nun auch den Juden alles erdenkliche Schlechte von ihren zahlreichen Widerſachern aufgebürdet ſehe, ſo muß man der Hiſtorie dennoch wohl Glauben ſchenken, wenn ſie erzählt, es habe jenes Geſchlecht Neueingewanderter ſich vorzuglich mit dieſem Geſchäft befaßt. Im Jahr 1614 gelang es der aufs Aeußerſte gebrachten hamburger Behörde, eine Partei ſolch Kipper und Wipper zu ertappen, und nach der Gebuhr abzuſtrafen. Zugleich aber begann man das Münzweſen nach rechtlichen Grundſätzen zu reguliren, und z. B. den Werth des Thalers, der ſeit 1614 37½, 41½ und 40 Schilling war, nunmehr auf 48 Schilling zu beſtimmen, wobei es ſeitdem geblieben iſt.— Doch wieder auf die Juden zurückzukommen, ſo hatten ſich den portugieſiſchen bald nach deren Ankunft auch ſogenannte hochdeutſche Juden beigeſellt, und eben dieſe ſollen es vorzuglich geweſen ſein, die ſich mit dem Wippen beſchäftigten. Daß dem ſo war, geht ſchon aus der Thatſache hervor, daß es den Portugieſen um dieſe Zeit gelang, eine Erlaubniß,

in Hamburg wohnen zu dürfen, auszuwirken, dagegen man die Hochdeutschen mit großem Widerwillen abwehrte. Spaßhaft genug berichtet eine Sage: der erste in Hamburg übernachtende Israelit sei der bekannte ewige Jude Ahasveros gewesen, dessen Ueberall und Nirgends der Phantasie hinlänglich Stoff zu allerlei Erfindungen darbietet. — Man darf es wohl nur dem überall heller sehenden Rath zuschreiben, daß den Portugiesen jene Aufenthalts-Erlaubniß gegeben wurde, denn das Volk, und vor allen die saubere Geistlichkeit, setzten alle Triebfedern in Bewegung, jene Vergünstigung, die sich indeß nur auf einzelne Gassen erstreckte, zu hintertreiben. Ja, man erlangte in der That so viel, daß sich der Rath zuvor bei auswärtigen Facultäten Raths erholen mußte, ob es auch überall einer evangelisch-christlichen Stadt zieme, die Ungläubigen unter sich aufzunehmen. Es muß die Antwort wohl bejahend ausgefallen sein, wie der Erfolg lehrt, und es konnte wohl nicht gut anders sein, da die Juden, aus Finanz-Rücksichten, sich eines besondern kaiserlichen Schutzes erfreuten, und sogar in jenen Tagen, „des Kaisers Leute" genannt wurden. Dennoch muß man nur nicht erwarten, daß die Widersacher ihre Gesinnungen geändert hätten, die Verketzerung hielt vielmehr nicht inne, und 1649 noch findet man erzählt, daß der Pastor Gesenius von der St. Catharinen-Kanzel eine gräuliche Verketzerungs-Predigt gegen die Juden hielt, die Aufnahme derselben in der Stadt „einen ketzerischen Unfug" nannte, und es zu bewirken wußte, daß ohne einen bürgermeisterlichen Erlaubnißschein kein hochdeutscher Jude zum Thor hereinkommen durfte. — Hervor aus allen diesen Thatsachen geht jedoch der Beweis, daß der Rath zu allen Zeiten, wie sich's gebührt, hoch über den kleinlichen Begriffen des Volkes stand, und stets einen ermüdenden und widerwärtigen Kampf gegen eine spießbürgerliche Engherzigkeit und zelotische Priesterherrschsucht zu führen hatte, wovon wir leider im Verlauf der Zeit noch mehrere und bedauerliche Belege anzuführen haben werden.

Kehren wir nunmehr von Altona und den Juden zu den inneren hamburgiſchen Zuſtänden zurück, ſo wäre vor allem zu erwähnen, daß denn doch die Rechts-Confuſion mittelſt Alt und Neu ſo überhand nahm, daß Niemand mehr wußte, was Rechtens ſei, was nicht, und die Nothwendigkeit einer Umarbeitung des „Ordeel-Books“ (Stadtbuches) ſich immer klarer und dringender herausſtellte. So kam denn ſolches auch wirklich im Jahre 1603 zu Stande und ſoll eben kein Meiſterſtück von einem Codex geweſen ſein, wie man es denn ein Gemiſch von alten Statuten und Auszügen des ſogenannten römiſchen, von Deutſchland adoptirten Rechtes nennt. Die nüchterne Arbeit wurde, ſo viel man weiß, unternommen und ausgeführt von dem Rathsherrn und nachmaligen Bürgermeiſter von Bergen, unterſtützt von einem Dr. der Rechte, Namens Dietrich, der ſich vorzüglich durch die Uebertragung des Plattdeutſchen in das immer mehr Eingang findende Hochdeutſche verdient machte, dagegen v. Bergen auf die Ausmerzung des nicht mehr Zeitgemäßen der Receſſe ſein Augenmerk richtete. — Noch war indeß das Jahr nicht verfloſſen, als man abermals einen Receß, und zwar den elften, durch Rath und Bürgerſchaft brachte. Er zeichnet ſich vorzüglich aus durch die geſetzliche Conſtituirung des neuen Stadtbuches und eines endlichen Zugeſtändniſſes von Honorar für die bisher unbezahlten Herkules-Arbeiten des Rathes. Dieſes Honorar betrug — für jene Zeit anſtändig genug — 1200 Mark für den älteſten Bürgermeiſter, den andern 1100, den älteſten Rathsherrn 600, den übrigen jeden 500 Mark. — Mit Recht fragt man, wovon die gelehrten Rathsherrn, die ihre ganze Zeit den Stadtämtern widmen mußten, bisher lebten, ſofern ſie kein eignes Vermögen beſaßen?

Bevor aber das, nunmehr zuerſt in hochdeutſcher Sprache abgefaßte neue Stadtbuch zum Drucke befördert wurde, hatten die Bürger noch mancherlei Abänderungen für daſſelbe

zu beantragen, doch erschien es endlich im Jahre 1605, um manche bittere Kritiken über sich ergehen zu lassen.

Es ist unmöglich, die Geschichte unserer guten Vaterstadt niederzuschreiben, ohne daß von Zeit zu Zeit der Blick gewaltsam auf Dänemark und Holstein, die verwandtschaftlichen Nachbaren, sich richte, und so denn finden wir gegen 1608 wiederum die alte Comödie der Erbhuldigung annoncirt, da Christian IV., seit 1588, nach Friedrich II. Tode, König von Dänemark, das Begehren darnach nicht aufgab, unterstützt von dem Regenten, Herzog Johann Adolph von Holstein. Zwar unterließ auch diesmal Kaiser Rudolph II. nicht, von Prag aus, Abmahnungsschreiben an Hamburg zu erlassen, sich nicht in den Willen der dänisch-holsteinischen Fürsten zu fügen, auch verfehlte man nicht, die Auferinglichen ungesäumt davon in Kenntniß zu setzen; jedennoch änderte das deren Sinn in nichts, vielmehr versprachen sie, Hamburg in den daraus etwa entstehenden Folgen Mann für Mann zu vertreten, und somit erfolgte die Meldung, daß die huldigungssüchtigen Herrschaften am 28. October 1603 in Hamburg eintreffen wurden. — Es wurde dem Rath und der Bürgerschaft in der That schwul dabei zu Muthe, und man ließ von allen Kanzeln zu Gott um einen glücklichen Ausgang dieser Angelegenheit beten, und dann einige Gesandte den hohen Häuptern entgegen gehen, um über die Bedingungen der Huldigung zu unterhandeln; worauf denn die gehörigen Vorkehrungen zu einem feierlichen Empfange gemacht wurden. — Nachdem nun die Herrschaften einen Tag zuvor in Wandsbeck und Reinbeck gerastet, sind sie dann am Freitag unter ungeheurem Pomp zum Steinthor hereingezogen, und folgenden Tages mit des Rathes und der Stadt Geschenken reichlich verehrt worden. Sonntag, am 30. Oct. um 9 Uhr, sind die königl: Majestäten nebst zwei Herzögen und dem Erzbischof von Bremen, begleitet von einer Unzahl in rothem Sammt gekleideter Pagen und Trabanten nach der Petri-Kirche gezogen, woselbst der

Paſtor Schothammer eine treffliche Gratulations-Predigt gehalten, nach deren Beendigung die Herrſchaften ſammt ihrem Geleite nach dem Rathhauſe gezogen, um daſelbſt die begehrte Huldigung entgegen zu nehmen. König Chriſtian und der Herzog Johann Adolph wurden in den vordern großen Saal geführt, und nahmen am obern Ende ihre Stellung ein; ihnen zur Rechten die königlichen und fürſtlichen Räthe, auf der linken der hamburger Rath, die Syndici und Secretarien. — Des Königs Kanzler eröffnete die Feierlichkeit mit einer Anrede, die das Begehren der hohen Häupter nebſt einigen Andeutungen der Berechtigung dazu enthielt. — Der wortführende Bürgermeiſter, Herr Joachim Beckendorf, antwortete in gutem niederſächſiſchen Plattdeutſch folgendermaßen:

„Durchluchtigſter, Grotmechtigſter Herr König! Durchluchtigſter Hochgeborner Förſt tho Holſteen, gnedigſte und gnedige Herren. Nadem Ju Königl. Majeſtäten tho Dänemarken und förſtliche Gnaden tho Holſten dör den Willen Gades des Allmächtigen in duſſe gude Stadt gekamen ſund, ſo erſchienen wy Börgermeiſter und Rath ſampt dem Uthſchote der gemenen Borgerſchaft, und bekennen uns tho weſende Glethmaten der Förſtendomer Holſten und Stormarn und willen uns by Ju Königl. Majeſtäten und förſtliche Gnaden alſe Förſten tho Holſten und Stormarn holden, in allen gebörliken Saken (!) gelyk als frommen Lüden by öhren nathurliken gebohrenen Landesförſten unde Herren geböhret, und unſe Vorfahren alle Tydt geholden hebben. — (Eine gute Klauſel dies.) — Bidden alſö, dat wy by unſen Privilegien, Gerechtigkeiten und olden geböhrliken Gewohnheden bliven und gelaten werden, wo nun Ju Königl. Maj. unde förſtl. Gnaden uns gnädigſt und gnädig willen annehmen, unſre Privilegien, Gerechtigkeiten und olde redlike Gewohnheden confermiren, holden und handhaven, uns

ock gelick andern Jn Königl. Maj. und förſtl. Gnaden Nederſaten, tho Recht verbidden unde verdedigen."

Hierauf hat der König für ſich und den Herzog Johann Adolph geantwortet:

„Wir Chriſtian IV., König zu Dänemark ꝛc., und Johann Adolph, Herzog zu Holſtein ꝛc., nehmen Euch Burgermeiſter, Rath und Gemeine der Stadt Hamburg als Gliedmaßen der Fürſtenthumer Holſtein und Stormarn an. Wollen Euch auch bei Euren Privilegien, Gerechtigkeiten und allen gebührlichen Gewohnheiten confirmiren und befeſtigen, in maßen wir auch deroſelben Confirmation hiemit in Originali gnädigſt und gnädig überantworten; wollen Euch auch zu Rechte ſchützen und ſchirmen, ſofern daß wir und unſere Erben bei unſeren alten erblichen, fürſtlichen Regalien, Obrigkeiten, Freiheiten, Herrlichkeiten und Gerechtigkeiten bleiben mögen, deren wir uns auch hiemit nicht wollen begeben haben."

Nach dieſer Rede haben ſich die hohen Herren und der Rath ſämmtlich einander die Hände zur Beſiegelung des Bündniſſes gereicht, und letztere eine ſchriftliche Confirmation der alten Privilegien im Original entgegen genommen. — Es war ſomit nichts anderes geſchehen, als was auch die alten vorſichtigen Vorfahren zum öftern nothgedrungen gethan; in den Rechten war nichts vergeben und nur ein Schutzbündniß geſchloſſen.

Der König hatte ſchon zuvor für ein herrlich Banquett Einrichtungen getroffen, und an den folgenden Tagen wurden unterſchiedliche Aufzuge, Ringrennen, Turniere und ſonſt allerlei Spiele zur Ergetzung der hohen Gäſte gehalten. Eine ſonderliche Luſt war von des Königs eigner Erfindung und ſehr „anmuthig und nachdenklich anzuſchauen" — wie unſer alter Gewährsmann berichtet — „indem fünf Sonnenwagen nacheinander aufgezogen kamen, in welchen allerhand Bilder, Figuren, auch lebendige Menſchen geweſen, deren

Fürstliches Turnier auf dem Hopfenmarkt : 1603.

jeder ſeine ſonderliche Bedeutung gehabt, welcher Aufzug nicht anders geweſen, als Praesentatio, Virtutum et Victorum. Item, daß aller Menſchen Leben nichts anderes als Arbeit, Sorg, Betrubniß, Armuth, Verfolgung, Krieg, Haß, Neid, Krankheit und endlich der Tod, welches Seneca kurz zuſammenfaßt: Omnis vita pupplicium, mare inquietum, mors portus. — Die Fremden blieben in Hamburg bis zum 6. November, und zogen dann mit gleichem Pomp, wie ſie gekommen, wieder ab.

Der ganze Witz hatte übrigens unſerer guten Stadt 15,104 ℳ 11 ß, nebſt 112 ℳ Hausmiethe für den König gekoſtet. Chriſtian hatte mit ſeiner Frau Gemahlin in der großen Reichenſtraße gewohnt, und der Eigenthumer fühlte ſich dadurch ſo ſehr geehrt, daß er an einer Zimmerwand ſeines gedachten Hauſes folgenden, bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts conſervirten Spruch anbringen ließ:

Als man zahlte ſechszehnhundert und drei Jahr,
Und dabei der achtundzwanzigſte war
Octobris, König Chriſtian
Der vierte zu Dänemark und Johann
Adolph, Herzogen zu Holſtein,
Ritten in Hamburg ein.
Zwei Tanzlang herrlich und fein
Man rennte nach dem Ringelein.
Man ſchaute da dem König zu Ehren,
Dabei waren achtzehn Fürſten und Herren.
Auf'n Herrenmarkt den Donnerſtag
Ueber dem Galgen manches Speer zerbrach.
Den Sonntag die Herren gemein
Von hinnen abgeſchieden ſein.
Der König und auch ſein Gemahl,
Dazu die Frauenzimmer all.
Hier nun hatten ſie ihr Logiment
Bei mir, Matthias Meyer genannt,
Dazumal in meinem Wittwen Stand
Zum Gedächtniß geſetzt an dieſer Wand.
Gott wolle fortan Glück, Segen geben,
Und uns alle ſampt das ewige Leben.

Daß dergleichen Besuche, bei aller äußerlichen Herrlichkeit, dennoch, abgesehen von den nothwendig aufzuwendenden Kosten, etwas Widerliches und Unbequemes für die kaiserlich freie Reichsstadt hatte, läßt sich leicht erachten, doch zum Glück war es der letzte, mit dem das Verlangen einer Erbhuldigung verknüpft war.

Ein Beweis, daß trotz des schon erwähnten, im Jahre 1604 in Lübeck abgehaltenen Hansatages, der Bund weder Macht noch Haltung hatte, solche und andere Ungebührlichkeiten abzuwehren, belegte schon im folgenden Jahre ein Ereigniß mit der Hansastadt Braunschweig. Herzog Heinrich Julius hatte sich mit seinen Bürgern überworfen, warb heimlich eine Kriegsmacht an, belagerte Braunschweig, beschoß es mit glühenden Kugeln, und wurde von den Bürgern in die Flucht geschlagen. Die Stadt rief ihre Bundesgenossen zu Hülfe, und Hamburg, Lübeck, Bremen, Magdeburg und Lüneburg sendeten Hülfstruppen unter Anführung des Herzogs August von Lüneburg dorthin, die sich wacker gegen den Feind hielten; als indeß der Sieg der Entscheidung nahe war, traf ein kaiserlicher Befehl ein, die Waffen niederzulegen, und somit mußten die Hansen unverrichteter Sache heimkehren; wir finden nicht, daß Dänemark sich gerührt hätte, Hamburg in seinen Rechten und Gewohnheiten, wozu doch auch die gehörte: mit dem Schwerdt drein zu schlagen, zu schützen, und es war gewiß keine angenehme Situation für unsre gute Stadt, so zwischen zwei Schutzherren in der Klemme zu sitzen, die eigentlich und immer nur der Hamburger blanke Thaler in ihre Säckel hinein schützten. So sah es Dänemark z. B. mit merklichem Verdruß an, daß Hamburg im Jahre 1605 vom Kaiser Rudolph eine Quittung über 35,000 Mark Türkensteuer empfing, dagegen der Kaiser wieder eifersüchtig auf den Huldigungs-Akt gegen Dänemark war, und so saß die geplagte Stadt seit Jahrhunderten zwischen zwei Freunden in der Klemme, von denen der eine die Hand in ihrer rechten und der andere in ihrer linken

Taſche hatte, und dabei mußte ſie immer gute Miene zum böſen Spiel machen, ja gelegentlich ſogar mit Turnieren und Feſtivitäten aufwarten. Wahrlich, die Vorfahren haben ſichs um unſer bischen Freiheit bitter ſauer werden laſſen müſſen, und ihre Furcht vor der irdiſchen Krone möge ihnen, wenn's angeht, durch eine himmliſche vergolten werden.

Die alten prozeſſualiſchen Zwiſtigkeiten waren auch um dieſe Zeit nicht beſeitigt, ſondern fortwährend beim kaiſerlichen Reichskammer- — (man könnte wohl ſagen Reichsjammer-) — Gericht anhängig; doch begab ſich Chriſtian IV. im Jahre 1608 durch gütliche Uebereinkunft, mittelſt anher geſandter Commiſſion, beſtehend aus dem königl. Rath v. d. Meden, Dr. Gutsloſt, Kanzler und Rath, und Dr. Jattern, der früher erhobenen Anforderungen an den uns jetzt ſo wichtig gewordenen Hammerbrook, Bill-, Mohr- und Ochſenwärder, für eine Entſchädigungsſumme von 32,000 Rthlr., wovon den Bewohnern von Billwärder zwei Drittheile zu zahlen, von Rath und Bürgern auferlegt wurde. Die Exemptions-Sache blieb in Speyer bis den 16. Juli 1618 hängen, da dann auf einmal ein ſehr ernſtlicher Verweis erfolgte, daß die Stadt ſich der Reichsoberherrlichkeit durch das Anſchließen an Holſtein habe entziehen wollen, wobei erinnert wurde, daß ſie nur, und allein nur als unter kaiſerlichem Schutz ſtehend, ſich zu betrachten und alle Laſten und Abgaben als eine kaiſerliche Reichsſtadt zu tragen habe; darum ſie denn auch ſchon im nächſten Jahre auf den Reichstag zu Luneburg berufen wurde, und dem Rufe folgte, wie auch die däniſch-holſteiniſchen Geſandten ſich dagegen ſträuben mochten. — Die Folgen waren voraus zu ſehen, die Dannebrogsmänner begannen ſofort wieder zu ſchmollen; Hamburg, grollte man, habe die Berufung ſelbſt veranlaßt, und Chriſtian, der die hamburger Huldigungs-Feſtivitäts-Leckerbiſſen längſt verdauet hatte, verlangte nicht eine Reviſion des Prozeſſes, ſondern fing ſogleich

mit Stänkereien den Handel und die Schiffahrt zu belästigen an, indem er Schiffe auf die Norder-Elbe legte und die hamburger Signaltonnen beschädigte; kleinliche Repressalien, die erst durch den bekannten Steinburger Vertrag ihre Erledigung fanden, ohne jedoch den Reichskammerprozeß aus der Welt zu schaffen. — Ein anderer Zankapfel war schon lange, und eben um diese Zeit am drohendsten, der Eßlinger Zoll, an der Fährstätte des heutigen Zollenspeichers, der mit der Eroberung von Bergedorf an die Städte Hamburg und Lübeck übergegangen war. Später, 1488, reclamirte Herzog Heinrich der Jüngere das Zollrecht, unter dem lächerlichen Vorwand, die Städte hätten vermittelst Auftragung des Hammerdeichs der Elbe ihren natürlichen Lauf benommen, und die kurzsichtigen Herren des Reichskammer-Gerichts befahlen, den Deich wiederum abzutragen, falls er von den Städten aufgeworfen. Diese Akten-Würmer mochten sich hinterm Ofen im Lehnsessel einen sonderbaren Begriff von der bezüglichen Elbgegend machen. Indeß die Sache schlummerte ein. — Die Herzoge von Lüneburg reclamirten noch einige Mal ihre Rechte an jenen Zoll beim Kaiser, waren jedoch von Rechts wegen abgewiesen worden. Im Jahre 1556 versuchte es der Herzog Franz Otto noch einmal, indem er geradezu gegen Hamburg allein klagte; der diesseitige Sachwalter machte sich einer Saumseligkeit schuldig, und es erfolgte nach 63 Jahren — (man staune über die Eile des Gerichts) — ein für Hamburg ungünstiges Urtheil; der Rath legte Protestation ein, und während der Verhandlungen noch gerieth eben um diese Zeit der Herzog Christian von Lüneburg auf die Idee, durch einen Gewaltstreich das zu erlangen, was ihm das Recht zu lange verweigerte. Am 23. Febr. 1620 fiel deshalb eine Anzahl seiner Truppen unter Anführung des herzoglichen Bruders Georg, mit Tagesanbruch, bei Artlenburg über die Elbe schiffend, in Vierlanden ein, nahm das Zollhaus, plünderte dann die wehrlosen Bewohner der Vierlanden und verschonte selbst die

Kirche nicht. Als die Städte den räuberiſchen Ueberfall erfuhren, ſendeten ſie ſofort Truppen zur Abwehr dahin; die Räuber hatten indeß ſchon das Weite geſucht, nachdem ſie noch in elender Rachſucht den Eldeich durchſtochen und dadurch einen Theil der geſegneten Vierlanden den Verwüſtungen des Stromes preisgegeben hatten. Der dadurch entſtandene Schaden wurde ſeiner Zeit auf zwei Tonnen Goldes geſchätzt, eine Ausgabe, die man durch Erſparniß zu decken bemüht war, und in Folge deren man von jetzt an die Gerichtsbarkeit in Bergedorf nicht mehr durch einen Rathsherrn, ſondern durch einen Amtsverwalter verſehen ließ, nachdem der hamburgiſche Rathsherr Albert v. Eitzen als Amtmann von Bergedorf abberufen worden, bei welcher Einrichtung es denn auch bis daher verblieben iſt. Die Herzoge von Luneburg hatten durch beſagte Schandthat begreiflich ihrem Rechte nicht genutzt. Auf einem zu Boitzenburg bald darauf abgehaltenen Landtage der niederſächſiſchen Stände ward ihnen ihre Eigenmacht verwieſen; zwar war an keine Entſchädigung zu denken, doch wurden die Städte als in gutem Rechte ſeiend anerkannt, und eine Forderung an den Zoll wurde ſeitdem nicht wieder erhoben. Der fragliche Deich heißt bis zu dieſer Stunde der „Stryt-Dyk.“

Die Ereigniſſe drängen nunmehr der unheilvollen Periode des dreißigjährigen Krieges entgegen; und die Frau Baſen hatten nicht allein ſchon in ganz Deutſchland in dem ſchrecklichen Kometen von 1607 den ſichern Vorboten eines großen National-Unheils vorhergeſehen, ſondern die hamburger Muhmen waren noch insbeſondere mit einem Vorzeichen beehrt worden, das ſich in der Geſtalt eines furchterlichen Waſſer-Ungethums zu mehreren Malen in der Elbe bei Teufelsbrücke hatte ſehen laſſen. Alle Chroniſten wiſſen den Anblick dieſes Leviathans nicht grauenhaft genug zu ſchildern. War der Leib einem trojaniſchen Roß an Größe und Geſtalt gleich, ſo erſchien der weitaufgeriſſene Rachen eines mit vier großen Fangzähnen verſehenen Schweinekopfes, einem Ab-

grunde ähnlich, über welchem zwei Augen wie glühende Höhlen hervorglotzten, um den Zuschauern am Strande die Haut schauern zu machen. Man schoß mit Kugeln auf das Unthier, doch versteht sich von selber, daß die Kugeln von dem leibhaftigen Satan spurlos zurückprallten, und sein Incognito rettend, verlor sich die Gestalt zuletzt, vielfach angestaunt, unter die Wogen, und es blieb nun zu errathen, welcherlei Unheil die Botschaft ankündigt.

Da entbrannte im Jahre 1618 in Prag die Zwietracht zwischen Protestanten und Katholiken, und der Würgengel wälzte sich mit gezücktem Schwerdte durch Deutschlands weite Gauen. Nicht ohne Furcht und Zagen sah die gute protestantische Stadt Hamburg den fernen Ereignissen zu, denn gleich anfangs unterlag der von den Böhmen erwählte Churfürst Friedrich von der Pfalz dem Jesuiten-Kaiser Ferdinand II., und ersterer, auf den die Protestanten ihre Hoffnung gebaut, sah sich gezwungen, landflüchtig zu werden. Nach der unglücklichen Schlacht bei Prag floh er über Breslau und Berlin gen Hamburg, und kam am 14. Februar zu Schlitten über's Eis in die Stadt, wo Rath und Burgerschaft, unbekümmert um die etwaigen Folgen, ihn glänzend empfingen und im englischen Hause fürstlich regalirten. Vor allem war der 19. Februar ein Tag des Schmauses, wo es so gar flott herging, daß der Burgermeister Möller — wie alte Geschichtschreiber erzählen — sich mittelst eines anständigen Haarbeutels ins Grab trank. — Um indeß nicht ganz unthätig für die Zukunft zu sein, vergaßen die Hamburger denn doch nicht, mindestens ihre Befestigungswerke nachzusehen und zu vervollständigen. Die Gräben in der Gegend des Steinthors wurden ausgetieft und der Wall zwischen Deichthor und Kehrwieder vollendet. Auch die Bürgerwehr wurde genügender organisirt; man theilte sie in Hauptmannschaften (Compagnien) ein, und jede derselben bezog jetzt mit einem eignen Fähnchen die Wache auf den Wällen. Die bewaffnete

Bürgerwehr bestand aus 50 Compagnien, à 200 Mann, 40 aus der Alt- und 10 aus der Neustadt, die sich eben gegen diese Zeit immer großartiger zu gestalten anfing. Auch machte man Anstalten, die Stadt westlich von der Lombardsbrücke an der Alster her bis gegen die Elbe hin durch den Kriegsbaumeister Johann v. Falkenberg erweitert zu befestigen. — Diese Vorsicht entsprach nur zu sehr dem sich immer trüber gestaltenden Verlauf der Dinge. Der Churfurst Friedrich, mit neuen Truppen erneuten Kampf wagend, wurde 1625 noch einmal und zwar so entscheidend geschlagen, daß die protestantische Union dem Verderben nahe war, als der Dänenkonig Christian IV. seinen längst zugesagten Beistand als echter Protestant zur That erhob, und als Anführer der niedersächsischen Armee, mit 25,000 Mann eigener und 7000 Mann anvertrauter Truppen, dem unbesiegten österreichischen Feldherrn Tilly entgegenzog. Leider begegnete ihm bei der Belagerung von Harburg das Unglück, vom Pferde zu stürzen; sein Leben war in Gefahr; die nöthige Energie mangelte, und als nun bald darauf die Schlacht bei Lutter am Barenberge unweit Braunschweig geschlagen und verloren wurde, mußte er weichen und erleben, den ganzen niedersächsischen Kreis, nebst Holstein, Schleswig und Jütland von feindlichen Heeren überzogen zu sehen. — Der König sah sich gezwungen, die Offensive aufzugeben und sich auf Vertheidigung seines Königreichs zu beschränken, doch unterließ er nicht, die Mündungen der Elbe und Weser zu blockiren, um Tilly und dem ebenfalls heranbrausenden grimmigen Wallenstein die Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden. — Hamburg, die echt protestantische Stadt, sah den Ereignissen begreiflich mit großem Herzklopfen von seinen Wällen zu, die zum Glück stark genug waren, einer etwaigen Belagerung so lange Trotz bieten zu können, bis Christian, der sich bereits mit England und Frankreich um Hülfstruppen in Unterhandlung gesetzt hatte, herangekommen und die Stadt entsetzt hätte. — Solches sah der Feind wohl ein,

und wagte die Belagerung nicht. König Chriſtian verlangte ſehr unbeſonnen von dem Rath ein beſtimmtes Verſprechen, daß man den Kaiſerlichen unter keiner Bedingung mit irgend einem Bedarf unterſtützen wolle, worauf der Rath, wohl einſehend, daß beide Parteien der Stadt Freiheit gleich gefährlich werden konnten, antwortete: es ſei vorausſichtlich nichts über ihr künftiges Thun zu entſcheiden, und nur der Lauf der Begebenheiten und der Drang der Umſtände könne als Richtſchnur dienen; wobei man begreiflich nichts Arges gegen den Proteſtantismus im Sinn, ſondern immer nur die Unabhängigkeit der Stadt, die mehr bei dem Freunde als dem Feinde Gefahr lief, im Auge hatte. — Im Jahre 1627 hatte Chriſtian abermals 30,000 Mann auf den Beinen, doch ließen es die Umſtände nicht zu, etwas Entſcheidendes auszuführen, zumal die Zuſage Englands und Frankreichs, Hülfe zu ſchicken, nicht in Erfüllung ging. Tilly ging bei Magdeburg über die Elbe; Wallenſtein eroberte in dem Herzogthum Mecklenburg ſich ſelber ein kaiſerlich Geſchenk, und Chriſtian ließ hinter Altona Schanzen aufwerfen, während er bei Fuhlsbuttel ſein Hauptquartier aufſchlug. Die Kaiſerlichen verjagten ihn daraus, plünderten auf der Verfolgung Eppendorf, zumal die Kirche, und Hamburg entſchloß ſich nach einiger Ueberlegung, den ausgehungerten Truppen für ſchweres Geld Lebensmittel zuzuführen; eine Maßregel, die vielfach und bitter getadelt, und doch allein es war, die Hamburg vor dem grauenhafteſten Verderben bewahrte. Dennoch ſollte der Kriegswürgengel nicht gänzlich, mindeſtens nicht an dem Gebiete, vorübergehen, denn im Januar 1628 zog der fürchterliche Tilly gen Ritzebuttel und plünderte mit gewohnter Gier den Ort rein aus. — Nun hielt ſich auch Hamburg nicht mehr für geſichert, und mit erneuertem Fleiß war man unabläſſig thätig, die Wälle zu verſtärken; 800 Mann Fußvolk und 1000 Reiter wurden angeworben, und die Bürger aufgefordert, ſich auf längere Zeit mit Lebensmitteln zu verſorgen. — Wallenſteins

verrätheriſche, weitumfaſſende Pläne ſind bekannt; er wollte ein neues nordiſches Reich grunden, und die Hanſeſtädte — Hamburg nicht ausgenommen — ſuchte er durch goldne Verſprechungen zu kirren, um ſie ſeinen Abſichten geneigt zu machen. Die Städte lehnten indeß eine Verbindung mit ihm höflich ab, nur Roſteck und Wismar konnten ſich ſeiner Beſetzung nicht erwehren, dagegen hielt ſich Stralſund wunderbar tapfer, und ſeine Wuth gegen die Stadt entbrannte ſo gewaltig, daß er (bekanntlich) ſchwor: er wolle das Neſt erobern, und wenn es mit Ketten an den Himmel geſchmiedet wäre. — Hamburg verſuchte durch Abgeordnete den Herzog von ſeiner zerſtörenden Rache abzubringen; der Rathsherr Gerhard von Holte war unter den Geſandten, doch leider traf man eben zur Zeit des Sturmes dort ein, welcher Anblick genannten Herrn ſo ſehr erſchutterte, daß er bald nach der Heimkehr von der fruchtlos gemachten Reiſe in Folge der Gemüthsbewegung ſtarb. — Stralſund wurde nicht erobert, ſondern von dem ſchwediſchen General Wrangel entſetzt, und Wallenſtein mußte unverrichteter Sache abziehen.

In Folge der Ereigniſſe hatte ſich im Jahre 1626 Chriſtian Wilhelm, Markgraf von Brandenburg, mit 7000 Mann in der nächſten Umgebung Hamburgs gelagert, und die Stadt, dadurch beunruhigt, ſchickte Botſchaft hinaus, zu fragen, weſſen man ſich von ihm zu verſehen? Die Antwort lautete beruhigend: „Nur Gutes!“ worauf man nicht anſtand, dem hohen Herrn die Thore zu öffnen, und mit den üblichen Ehrengeſchenken beehrt, verſprach er auch beim Abzug, der Stadt in Freundſchaft zu gedenken und gute Mannszucht zu halten, zog aber — ein Schelm an ſeinem Wort — ſpornſtreichs gen Ritzebuttel, legte einige Hundert Reuter in einen Hinterhalt, lockte den, nichts Arges ahnenden Amtmann Schoweshuſen durch das Verlangen einer freundlichen Zwieſprache ins Freie, und als dieſer mit ſeinem Hauptmann Simſon kaum die Gräben paſſirt, brach auf gegebenes

Zeichen der Hinterhalt hervor und in das Schloß ein. — Hamburg hatte nicht ſobald von dieſem heimtückiſchen Vorgang Nachricht bekommen, als man ſchriftliche Reclamationen an den hinterliſtigen Markgraf abſchickte; dieſe aber eben ſo wenig, als eine Verwendung des Königs Chriſtian von Dänemark konnten den Brandenburger bewegen, abzuziehen, und erſt der von Hamburg angewendeten Gewalt der Waffen wich er; plünderte aber das Land Hadeln, ſchleppte alle aufzubringenden Pferde mit ſich fort und beging ſonſt mancherlei Exceſſe. — Das war die Treue und Redlichkeit jener Zeiten; welcher Fürſt würde ſich heute dergleichen wohl zu erlauben wagen? — Als Beweis, daß der alte Groll der Bürger gegen den Rath noch immer nicht gewichen war, mag das ungebührliche Verlangen gelten, es ſolle der Amtmann zu Ritzebuttel, Rathsherr Schaffshauſen, ſeine Unvorſichtigkeit mit Verluſt ſeines Amtes büßen; ein unbilliges Verlangen, deſſen Ablehnung dann wiederum durch vielfältige Anfeindungen vergolten wurde, die leicht in einer andern, als dieſer gefahrvollen Zeit, in Thätlichkeiten hätten ausarten können. Es waren aber die Zeitläufte wohl geeignet, den Uebermuth zu bändigen; eine bange, ſchwüle Erwartung lag erdrückend auf den Gemüthern, und täglich traten Ereigniſſe oder Meldungen ein, die für die nächſten Augenblicke zittern machten. — Dazu ereignete es ſich, daß abermals, und zwar im Jahre 1628, eine verheerende Peſt in Hamburg ausbrach, deren Vorboten man den 3. Mai früh Morgens am Himmel, in Geſtalt von einem doppelten Regenbogen und fünf hellglänzenden Nebenſonnen wollte geſehen haben. Es ſtarben allein in der Neuſtadt in der Zeit 4700 Menſchen an der Peſt. Daneben waren die Landſtraßen durch Marodeurs unſicher gemacht; die von den Meſſen zurückkehrenden Kaufleute wurden ausgeplündert, und nur ein einzig wohlthätig wirkendes Ereigniß iſt hier einzuſchalten. Am 24. Jan. 1633 nämlich wanderte ein, mit einem böſen Finger behafteter Bauer von Hamm gen Hamburg. Unterweges ſchmerzte ihn

der Finger ſehr, und da er eben in der Gegend des noch heute ſo genannten Geſunddbrunnens ſich befand, ſo gedachte er die Hitze der brennenden Wunde in einer, wohl erſt in dieſer Nacht zuerſt hervorgetretenen Quelle zu kühlen, tauchte den Finger alſo hinein, und ſpurte zu ſeiner Verwunderung eine ſo merkwürdige Linderung, daß er das Baden des Fingers täglich wiederholte, und ſchnell und glücklich geheilt wurde. Dieſer Erfolg erregte großes Aufſehen, und bald war die Quelle von Kranken umlagert; Unzählige wurden geheilt, Stöcke und Krucken hingen zum Wahrzeichen an der Stätte; aber ſchon nach einem Jahre verlor ſich die Heilkraft, und nur ein einfaches trinkbares Quellwaſſer blieb noch. Sollte nicht vielleicht ſtatt der Heilkraft der Quelle nur der Glaube daran verſchwunden ſein? — Zu dem Unheil der Zeit geſellte ſich das Eintreffen eines kaiſerlichen Heroldes, in reichem, mit goldnen Adlern durchwirktem Gewande, und von 200 Reitern escortirt; derſelbe ſchlug ein kaiſerliches Mandat an die Rathhausthür, den Befehl enthaltend: es ſolle ſich Niemand in däniſchen Kriegsdienſt begeben, die darin aufgenommenen Fremden aber augenblicklich austreten. — Der König vergalt den Befehl mit einem andern, lautend: daß Jeder, der ſeine Dienſte verlaſſen und wieder ertappt werde, ohne weitere Procedur des Stricks gewärtig ſein durfe. — Indeß war der Dänenkönig doch des Krieges müde, und er ließ ſich herbei, dem Wallenſtein Friedensanträge zu machen, die um ſo bereitwilliger angenommen wurden, da letzterer ſich nach Realiſirung derſelben einestheils um ſo ungeſtörter ſeinem Rieſenplane zuwenden konnte, andererſeits auch der Schwedenkönig Guſtav ſich gegen ihn heranzubewegen begann, und ſo denn kam endlich am 22. Mai 1629 zu Lübeck durch Vermittelung der beiden Feldherren ein Friede zwiſchen dem Kaiſer und dem König Chriſtian zu Stande. — Die Bedingungen waren zu ertragen, denn es bekam letzterer — gegen geleiſtetes Verſprechen, keinen größeren Antheil an dem Kriege zu nehmen,

als wozu der Besitz deutscher Staaten ihn verpflichte — seine verlorenen Länder zurück, und selbst von Zahlung der Kriegskosten wurde nichts erwähnt. Hamburg fand sich veranlaßt, diesen Frieden durch ein allgemeines Dankfest in den Kirchen zu verherrlichen; hatte aber überhaupt leider oft das Unglück, seine Freude zu verfrühen. — Wie man indeß mit bewunderungswürdiger Schlauheit jeden günstigen Moment für den eignen Vortheil zu benutzen verstand, bewährte sich auch wiederum in dieser Zeit, indem man eine den Dänen feindselige Stimmung des Kaisers Ferdinand benutzte, um die Restauration eines uralten Privilegiums zu erlangen, laut welchem an der Elbe, von Hamburg bis zur Mündung ab- und 5 Meilen aufwärts keine Festung, und kein Zoll bis zur Mündung angelegt, auch keine Kriegsschiffe zum Nachtheil der hamburger Kaufmannschaft auf den Strom sollten gelegt werden dürfen. Der Kaiser bewilligte nicht allein dieses, mittelst ein vom 3. Juni 1628 datirtes Dokument, sondern bestätigte der Stadt auch wenige Tage später das Privilegium des Neuwerker Zolles; schließlich aber wurde am 22. Januar 1629 jenes vom Kaiser Friedrich I. gewährte Privilegium des Stapelrechts erneuert. Christian wußte dagegen Repressalien zu finden, nicht allein, daß er sein unlängst neuangelegtes Glückstadt eben jetzt durch Zunftfreiheit, Privilegien der portugiesischen Juden, und sonstige, den Flor begünstigende Maßregeln, zu einer Rivalin Hamburgs zu erheben gedachte, so wirkte er, uneingedenk zugesagter Freundschaft, auch direkt feindselig, indem er mittelst Kriegsschiffe passirende hamburger Fahrzeuge nach Glückstadt einbringen, und nicht nur von jedem Mast 1 Reisenobel und 1½ Rthlr. Abgabe, sondern auch einen unmäßigen Waarenzoll fordern ließ, — Auf erhobene Klage und Reclamation erfolgte trotzige Antwort, es seien die Maßregeln nichts als Vergeltung, und dabei hatte es sein Bewenden. — Somit war unsere gute Stadt denn ärger wie je in der Klemme, denn die alten kräftigen Zeiten des

Dreinſchlagens waren dahin, und die Rathsherren hatten längſt angefangen, die Feder als ihre natürliche Waffe zu betrachten. Somit wendete man ſich denn vorerſt an den Kaiſer, um Hülfe durch Gewalt; dann aber auch an Lübeck und den Herzog von Holſtein-Gottorp, um die Sache durch Fürſprache und Vermittlung auszugleichen, worüber dann aber, wie gewöhnlich, eine geraume, mit weitläufigen Allotria ausgefüllte Zeit verging.

Der Schaden indeß, den man an Handel und Schifffahrt erfuhr, wurde eben in dieſer Zeit doppelt und dreifach durch die Caravanen von Auswandrer erſetzt, die aus dem Innern von Deutſchland und auch aus Holſtein, vor der Geißel des Krieges fliehend, in dem verhältnißmäßig ſichern Hamburg Schutz und Zuflucht fanden. Es war aber ein ſolcher Sammelplatz von zum Glücke wohlhabenden Fremden hier, daß man bei dem beſchränkten Zuſammenleben den Ausbruch einer Seuche befürchtete. Indeß ging dieſe Gefahr glücklich vorüber, obgleich in dem nahen Kriegs-Lager des Tilly eine verheerende, anſteckende Krankheit wüthete. Dagegen brach ein wahrer Reichthum in der Stadt aus; die, ſich ihrer Rettung freuenden Fremden ließen große Summen darauf gehen, und da des Unheils Ende noch lange nicht abzuſehen, ſo baueten ſich ſogar viele von ihnen an, und man erinnert, daß eben in jenen Tagen die für die damalige Zeit prachtvollen Gebäude des neuen und alten Wandrahms entſtanden. Nicht ohne Freude nennt man unter jenen Emigranten auch den Magdeburger Burgermeiſter, Otto v. Guerike, den berühmten Erfinder der Luftpumpe. Man muß geſtehen, daß Hamburg ſeit den älteſten Zeiten das Glück hatte, berühmt zu ſein, und durch dieſe herrliche Eigenſchaft die Völker ſich tributair werden ſah; ein Umſtand, der zu ſeiner Erhebung aus dem tiefſten Elend bis in die neueſten Zeiten herein nicht wenig beitrug. — Durch jenes glückliche innere Verhältniß ermuthigt, ja man darf wohl ſagen, kühn gemacht, beſchloß man die unſterbliche Glückſtädter Ange-

legenheit, die ſich der Macht der Feder nicht beugen wollte, doch noch ein- und zwar das letzte Mal, mit dem eignen Schwerdte durchzufechten, und ſomit ſegelten am 27. April 1630 mehrere wohlgerüſtete Kriegsſchiffe und Brander mit 10 Compagnien Soldaten gen Glückſtadt; in der Nacht wurden Kundſchafter ausgeſchickt, die, zu großem Verwurf, auf den König und den ihn begleitenden Prinzen ſchoſſen. — Vom Blockhauſe herab wurden die hamburger Schiffe mit grobem Geſchütz attakirt, doch blieb man die Antwort nicht ſchuldig, bemächtigte ſich in der Eile einiger däniſcher Zoll-Fahrzeuge und fuhr damit ab, indem man zugleich die feindliche Geſinnung gegen Dänemark dadurch aufs verletzendſte an den Tag legte, daß man die königliche Flagge im Strome hinter ſich her ſchleifte, eine Maßregel, die bei den immer beſonnenen Hamburgern daheim gänzliche Mißbilligung fand. Der König ſchäumte vor Wuth, und ertheilte ſofort Ordre nach Copenhagen, mit der ſämmtlichen, 40 Segel ſtarken Flotte in die Elbe einzulaufen, auch wurden zugleich ſämmtliche Hamburger, im Bereich der Dänen befindlichen Schiffe und Waaren mit Beſchlag belegt, wogegen abermals, da eine verſuchte Vermittelung von Lubeck und Bremen nichts verſchlagen wollte, mit Waffengewalt eingeſchritten werden mußte, und ſomit bekam der Bürgermeiſter Albrecht v. Eitzen Befehl, am 4. September 1630 mit der Hamburgiſchen, gegen 40 Segel ſtarken Flotte, nach Glückſtadt auszulaufen. — Die däniſchen Hiſtoriker geben den Beſtand der königlichen Flotte auf 21 Kriegsſchiffe, 5 Galeonen, 4 Brander und 7 Jachten, die hamburger Seemacht aber auf 22 Kriegsſchiffe, 2 Brander und 20 bemannte Kauffahrtheiſchiffe an. — Schon um Mittag entbrannte eine mörderiſche Kanonade, ſie währte bis gegen Abend, und wurde dann am folgenden Tage unterbrochen auf der Süderelbe, unfern der Huck-Tonne, fortgeſetzt. — Die hamburger Schiffe hatten viel auszuſtehen, ſie wurden von feindlichen Kugeln völlig durchlochert, und da Wind und

Wetter ihnen entgegen war, sahen sie sich, vom Feinde verfolgt, genöthigt die Elbe hinauf zu ziehen. Am Abend mußten sie abermals einen heftigen Angriff abhalten, und konnten sich nur durch ein eiliges Zurückziehen unterhalb der Schwinge, wo sie durch den Stader Sand geschützt waren, vor einem gänzlichen Untergange retten. Als der unglückliche Anführer, v. Eitzen, mit seiner geschlagenen Flotte in Hamburg eintraf, hatten die Bürger nicht übel Lust, denselben wegen Ungeschicklichkeit oder gar bösen Willen, nach dem Beispiel der Vorfahren, den Prozeß zu machen; der wackere Mann aber vertheidigte in einer eigenen Schrift seine Unschuld, wobei er namentlich das Beispiel Philips von Spanien anführte, der unter ähnlichen Verhältnissen von seinem Admiral sagte: ich habe ihn gegen Menschen, und nicht gegen die Elemente zu kämpfen ausgeschickt. —

Die Verhältnisse gestalteten sich in Folge dieser Niederlage nunmehr sehr ungünstig für Hamburg. Versuchte Vermittelungen der Holländer und Engländer führten zu keinem Resultat; König Christian brüstete sich mit seinem Recht auf Hamburg, als einer holsteinischen Stadt, und ließ die daraus abgeleiteten Rechte auf einen Elb-Zoll sogar in einer Schrift öffentlich auseinandersetzen, gegen die Hamburg dann aber, und zwar auf gleichem Wege, Protest einlegte, und die königliche Anmaßung mit Gründen aus dem Felde schlug.

Der Kampf der Protestanten mit den Katholiken hatte übrigens durch Gustav Adolph's Auftreten ein andere und zwar günstigere Wendung genommen, und es war am 15. Mai 1631, als der gewaltige Schwedenkönig Spandau mit seinen Truppen besetzte. Norddeutschland jubelte; alle Herzen schlugen ihm entgegen, und Hamburgs Bürger waren nicht die letzten, die in ihm den Erretter verehrten. Man erzählt sich in dieser Beziehung eine kostbare Anekdote, die ganz geeignet war, diesen Jubel merklich herabzustimmen, und dem Befreier ein schiefes Gesicht zu machen. Einige hamburgische Kaufherren nemlich kehrten mit 24 schwerbe-

ladenen Wagen von der leipziger Messe zurück, und konnten dem Drange nicht widerstehen, die Gelegenheit, den König Gustav Adolph zu sehen, wahrzunehmen und über Spandau zu reisen. — Der hohe Herr empfing die Verehrer gar leutselig, und erbat sich sogar von dem, die Kaufleute begleitenden Postvr Möller, von St. Petri, eine Gastpredigt. Mehr aber noch als die Erbauung that dem König Geld noth, und er war unredlich genug, ganz verstohlen die Güterwagen der ehrlichen Hamburger anhalten zu lassen, und eine gewaltsame Anleihe von 80,000 Thalern bei ihnen zu machen, für welche Summe er jedoch einen Schuldschein ausstellte, und solchen nach 19 Jahren auch redlich wieder einlöste. Die Herren waren indeß nicht wenig bestürzt über die Folgen ihrer Neugier, und man erzählt sich, daß der Oberalte Rentzel beim Eintreffen der Nachricht von dem Ereigniß ausrief „Pfui! pfui! dat heet: fahrt na Spandau, umb den König to seh'n". —

Die Ereignisse des Krieges schwankten nun auf und ab. Gustav Adolph fiel bekanntlich bei Lutzen, und die protestantischen Mächte traten am 10. November 1631 in Hamburg zu einem Bundniß mit Schweden zusammen, um Norddeutschland von dem kaiserlichen Gesindel zu befreien, das auf eigne Faust sein Unwesen trieb. Hamburg schoß den Schweden 150,000 Thaler, gegen Zusage eines ihrem Handel zu gewährenden Schutzes vor. — Die für Schweden unglückliche Schlacht bei Nördlingen, den 7. September 1634, zog den Abfall des Churfürsten von Sachsen und den Abschluß eines Separatfriedens desselben mit dem Kaiser nach sich, welchem, um Handelsvortheile willen, die drei Hansestädte beitraten. Schweden entschädigte sich dafür an 10 hamburger Kauffartheischiffen, die der General Bremer bei Havelberg wegnahm; nur mit Mühe hielt man einen Einfall der Schweden in Vierlanden ab, mußte aber 1636 den Raub von 36 Frachtwagen, 36,000 Thaler an Werth, erleben. Alles wiederum niederschlagende Begebenheiten, zu

denen ſich noch eine, viele tauſend Köpfe ſtarke Räuberbande geſellte, die, aus Deſerteure gebildet, die Umgegend unſicher machte; ſchon früher ertappte man mehrere von ihnen, und unter andern einen vormaligen Procurator, Joh. Schenk, der mit den Kaiſerlichen in Verbindung geſtanden, und in ihrem Auftrage den Theerhof in Brand zu ſtecken beabſichtigt haben ſoll, gegen dergleichen Bübereien dann das probate Mittel des Kopfabſchlagens gar fleißig in Anwendung gebracht wurde.

Alle dieſe bis hieher in ſo reichlichem Maaße erlebten Drangſale hatten nicht den erwünſchten Frieden, das Vertrauen und die Einigkeit unter Rath und Bürger herſtellen können, vielmehr glomm das Feuer der Zwietracht unter der Aſche fort und fort, und es iſt unbegreiflich, wie bei ſo ganz gleichen Intereſſen, ohne einen oberherrlichen Wahleinfluß, der oft die Abſichten der Bürger ſtört, dennoch ein fortgeſetztes Mißtrauen in die Geſinnungen und Maßregeln des Raths von Seiten der Bürgerſchaft ſich geltend machte, was denn der Welt eben kein günſtiges Vorurtheil für eine republikaniſche Regierungsform einzuflößen geeignet war. — Schon im Jahr 1603, als man nicht umhin konnte, den Rathsgliedern für ihre Mühe und Arbeit ein Honorar zu bewilligen, hatte man dem Zugeſtändniß die Clauſel beigefügt: es ſolle fortan von denſelben ein, von den Bürgern entworfener Dienſteid geleiſtet werden. Aus Gründen der Form hatte ſich dieſe Angelegenheit 30 Jahre lang hingeſchleppt, und erſt jetzt, bei den ſich ruhiger anlaſſenden Zeitläuften, da man die Sache wiederum ernſtlich aufnahm, kam man damit zum Schluß. Die Faſſung der Eidesformel giebt in einigen Momenten Stoff zu ernſtem Nachdenken über die veranlaſſenden Urſachen, denn ohne ſolche läßt ſich unmöglich die Beſorgniß und Vorſchrift erklären, die ſich darin ausſpricht. Es hatte aber der Rath zu beſchwören: 1) die Religion des Staates aufrecht zu erhalten. 2) Das Wohl der Bürger ſonder Eigennutz zu fördern, und der Stadt

Schaden nach Kräften abzuwenden. 3) Gerechtigkeit ohne Ansehn der Person getreulich und nach der Stadt Gesetzgebung zu handhaben. 4) Keine Geschenke weder persönlich zu nehmen, noch durch Andere für sich nehmen zu lassen. 5) Ueber die Bewahrung der Privilegien zu wachen. 6) Bei Rathswahlen ohne Freundschaft und nur nach Gewissen und Pflicht zu handeln; auch Staatsdienste nur an rechtliche und fähige Leute zu vergeben. 7) Verhandlungen des Raths als Geheimniß zu bewahren. 8) Ueber Staatseinkünfte getreuliche Rechnung zu halten, und die Auslieferung spätestens bis zu Mathäi an die Cämmerei zu beschaffen. 9) Aber in jedem Jahre am Petritage diesen Eid verlesen und erneuern zu lassen.

Es wird den Lesern erinnerlich sein, daß wir auf diese Artikel schon in einem früheren Recesse gestoßen, und nicht umhin kann man, zu bemerken, daß der Inhalt sich eigentlich ganz von selber versteht; dennoch mochte man Ursache zu haben vermeinen, sich der Beruhigung durch Eidesform zu versichern; gewiß ist, daß durch solch eine penible Form dem Gewissen der Rathsglieder eine große Beunruhigung aufgeburdet werden mußte, denn eine strickte Befolgung wäre wohl eigentlich nur von, allen menschlichen Schwachheiten entkleideten, Personen zu gewärtigen gewesen; auch werden wir im Verfolge sehen, daß all die ängstlichen Maßregeln nicht ausreichten, ein angenehmeres Verhältniß zwischen Rath und Bürger herzustellen.

Nunmehr nahen wir uns einer Periode, die in Hamburgs Geschichte unstreitig das größte Interesse in Anspruch nimmt, und von den verschiedenartigsten Seiten aufgefaßt und beurtheilt worden ist. — Es war nämlich am 15. November 1610, als Otto, Graf v. Schauenburg und Pinneberg, in seinem 26sten Jahre, ohne Leibeserben zu hinterlassen, Todes verblich. Unerachtet die leibliche Mutter und einige Seitenlinien-Verwandte Ansprüche auf das Erbe des Verstorbenen erhoben, hielt sich dennoch der König von

Dänemark sowohl aus Territorial- als auch Verschuldungs-Gründen für berechtigt, das Gebiet Pinneberg, zu welchem auch Altona gehörte, für Holstein in Besitz zu nehmen, nachdem er des Grafen Otto Mutter mit 145,000 Thaler entschädigt hatte. — Nun ist es dem geneigten Leser wohl erinnerlich, daß in Hamburg ein sogenannter schauenburger Hof existirte, wo als ein Deputat der gräflich schauenburger Familien ein Transito-Zoll, à Collo 2 ß erhoben wurde, und diesen Zoll beschlossen der König von Dänemark und der Herzog von Holstein in Zukunft gemeinschaftlich unter sich zu theilen. — Es ist begreiflich, daß Hamburg scheel dazu sah, und jenes letzte Andenken an die Schauenburger lieber aus der Stadt verwischt gesehn hätte; mochte deshalb auch wohl nicht ohne Einfluß von dieser Seite geschehen sein, daß Herr v. Lutzow, kaiserlicher Resident in Hamburg, Beschlag auf den Zoll legte; ja, man ging noch einen Schritt weiter, und versuchte durch Lutzow den Kaiser zu bewegen, mittelst eines Machtworts Altona und Neumühlen an Hamburg für eine Summe Goldes abzutreten. Dieses sowohl, wie ein zu gleicher Zeit erschienenes kaiserl. Mandat über den Elbzoll, trieben dem König Christian die Galle ins Geblüt; er ließ also im Jahre 1613 nicht nur eine aus mehr denn 60 Schiffen bestehende Flotte in die Elbe legen, sondern er bezog auch ein starkes Lager bei „Fuhlsbuttel, und erbaute bei Altona einen 25 Ruthen langen und 3 Ruthen breiten Wall gerade in die Elbe hinein, bespickte ihn mit schwerem Geschütz, und hatte nun also die Elbpassage nach Belieben in seiner Gewalt. — So etwas war unserer guten Stadt denn doch aber noch nie arrivirt; Angst verbreitete sich über alle Gemüther, und zwar um so mehr, als man eben so vergebens Hülfe beim Herzog von Lüneburg, als bei dem in den letzten Zügen liegenden Hansabunde suchte. So war man denn, fern vom kaiserlichen Schutzherren, dem man nun alle die blanken Schutzthaler vergebens bezahlt hatte, auf sich selber angewiesen, und man säumte nicht, gegen Altona

hin, vor dem Hornwerk eine zweite Schanze aufzuwerfen, und frische Söldner anzuwerben. Gegen Pfingſten rückten die däniſchen Kriegsſchiffe bis Neumühlen vor, und man freute ſich jenſeits ſchon, das Pfingſtfeſt diesmal in Hamburg feiern zu können; da legten ſich zu guter Zeit die Hanſa und auch der Herzog von Holſtein-Gottorp begünſtigend ins Mittel, der däniſche Miniſter Ranzau war überdem mit ſeinem königlichen Herrn über dieſe Sache nicht einverſtanden, und dieſer ließ ſich endlich bewegen, gegen ein demüthiges Schreiben Hamburgs, dem gezwungen ein Summchen von 280,000 Thaler beigefügt war, ſich friedlich finden zu laſſen, worauf Dänemark mittelſt königlichen Handſchreibens zuſagte: der Glückſtädter Zoll ſolle fortan für alle Nationen beſeitigt und Hamburg berechtigt ſein, für die Sicherheit des Elbfahrwaſſers zu ſorgen. Man hatte Lübeck um Beiſteuer zu jenem Opferpfennig gebeten, aber abſchlägige Antwort bekommen; ja, ſelbſt das Geſuch, Bergedorf mit herbeizuziehen, fand keine Zuſtimmung; ſo ſchweſterlich war man in jenen Tagen geſinnt. — Hamburg wurde indeß an Dänemark ſchon im nächſten Jahre durch die Schweden gerächt, die in Folge der Kriegsläufte, unter dem berühmten Torſtenſohn und dann unter Wrangel ganz Holſtein, Schleswig und Jütland beſetzten, und Dänemark zu einem am 13 Auguſt 1644 zu Brömſeborn unter harten Bedingungen abgeſchloſſenen Frieden zwangen. Hamburg hatte ſich bei dieſem Ereigniß wiederum zu decken gewußt. Sobald man den ſchwediſchen General Gallas in der Nähe wußte, ſandte man Abgeordnete mit einem Geſchenk an Silbergeſchirr, Wein, Bier und Lebensmittel zu ihm ab, die ihn bei Oldeslohe trafen, und ſehr freundlich aufgenommen wurden. So ließ dieſer nachbarliche Krieg keine weiteren übeln Folgen nach, als nur eine ſtarke Räuberbande, die, ſich ſelbſt mit dem Prädikat Schnapphähne und Buſchklepper bezeichnend, ihr Hauptquartier im Rieſenbuſche zwiſchen Hamburg und Lübeck hatten. Ihre

Zahl war 4,000 Köpfe, und es wurde viel Hanf verbraucht, ehe man ſich ihrer entledigen konnte. So war es denn der 29. Oktober 1648, als man auch in Hamburg ein öffentliches kirchliches Dankfeſt für den wiedererlangten europäiſchen Frieden feierte.

Bis daher aber gab es noch manchen harten Strauß zwiſchen Rath und Burgerſchaft, und es liegt nahe, Hamburg, wie es ſich in damaliger Zeit herausſtellte, mit einem ſtets hadernden Ehepaar zu vergleichen, wo der Rath, die Hausfrau, jeden Augenblick die Vorwürfe ihres geſtrengen Gemahls, des Volks, zu gewärtigen hatte. — Bald iſt dieſes, bald jenes im Haushalte nicht recht; der größte Zwiſt entbrennt gewöhnlich unter dergleichen Eheleuten, wenn die Frau Hausſtandsgeld verlangte. Wehe aber vor allen, wenn einmal eine Extra-Ausgabe eintritt, wenn einmal ein Spiegel oder ein koſtbares Gefäß zerbrochen, das wieder erſetzt werden muß; da greift die geängſtete Frau dann oft, um den erſten Sturm zu beſchwichtigen, zu heimlichen Mitteln, weiß ſie gleich, daß es ſpäter ans Licht kommen muß. — Ganz ſo ging es in Hamburg. Im Jahr 1611 gab der Kaiſer den Wunſch zu erkennen, den Betrag der ſogenannten Römermonate zum Voraus zu bekommen, und der Rath, ſchon die Einſprache der Burger zum Voraus wiſſend, entſchloß ſich, heimlich 8,000 Rthlr. zu 6 pCt. Zinſen für Staatsrechnung aufzunehmen. Die Sache blieb nicht verſchwiegen, und der keifende Hausherr, das Volk, war darüber ſo ergrimmt, daß es ſeinen Rathsherren ſo lange ihr Gehalt vorenthielt, bis ſie gelobt hatten, in Zukunft ohne Bewilligung der Burger kein Geld wieder anzuleihen, was freilich ſchon an ſich Geſetz war, und auch jetzt nicht hätte geſchehen müſſen, doch mochte die Dringlichkeit der Umſtände wohl einmal eine Ausnahme geſtatten, es gehörte wahrlich übermenſchlicher Verſtand dazu, durch alle die Klippen und Untiefen der Zeit, ohne anzurennen, hindurchzuſchiffen. Ein neues Gewitter aber brach aus, als man von jenen ſchon

erwähnten, an Dänemark zu zahlenden 280,000 Rthlr. die Burgerſchaft avertirte. Man weigerte ſich geradezu, die Zahlung zuzugeben, und eine grobe Stimme ließ ſich vernehmen: der Rath wiſſe recht hubſch Geld zu fordern, dagegen ſehr ſchlecht Receſſe zu erfullen. — Indeß mußte eine ruhige Ueberlegung darthun, daß hier wieder einmal nicht anders, als durch gutwillige Darbringung des verlangten Opfers herauszukommen ſei.

Sieht man ſich uberhaupt nach dem ſittlichen Zuſtande des Volkes aus jener Zeit um, ſo iſt wahrlich trotz der vielbelobten guten alten Zeit, nicht viel Ruhmens davon zu erheben; denn da trifft man auf die kraſſeſten Vorurtheile, Aberglauben und rohe Gewaltthat gegen Mitburger. So erzählt man, daß die Tuchbereiter eines Bedienten Sohn in die Lehre zu nehmen ſich weigerten, unter Einrede: weil ein ſolcher nicht ehrlich ſei, und da man ſie von Seiten der Behörde eines Beſſern zu belehren, nicht unterlaſſen mochte, ſpolirte man des Amtspatrons, Rathsherrn Schröterings Haus. — Eben ſo ſpolirte man auch eines Brauers, Hans Wahlke, Haus im Rodingsmarkt, weil er der kunſtlichen Biervertheuerung ſeiner Collegen nicht beitreten, und ſtatt eine beſtimmte Anzahl Braue im Jahr zu machen, nach Luſt und Laune fortbraute. — Seine Gegner wurden hart beſtraft, und mußten einige ſogar die Stadt meiden. — Ueber das bekannte Kirchenlied: „Nun bitten wir dich, heilger Geiſt;“ entſtand ein formlicher Krieg, ob es geſungen oder gebetet werden müſſe, und als die erſtere Partei, durch Hans Landerhuſen vertreten, den Sieg gewann, ärgerte ſich ein Paſtor, Fabricius, buchſtäblich zu Tode. — Es war uberhaupt eine Zeit der dickſten geiſtigen Finſterniß, und unſere alten Chroniken geniren ſich gar nicht, als gewiſſe Wahrheit aufzutiſchen, daß ein Gotteslaſterer durch ein Wunder in einen ſchwarzen Hund verwandelt worden ſei, der Aas freſſen mußte; daß bei Berlin ſich 200 ſchwarze und weiße Mönche ſehen ließen, die zuſammen ſcharmuzirten,

und einen Anführer von 8 Fuß Höhe hatten u. ſ. w. — Es läßt ſich denken, daß ſich eine Bevölkerung, unter welcher ſich ſo geringe Intelligenz Bahn gebrochen, viel leichter durch eine monarchiſche, denn durch eine republikaniſche Regierungsform hätte lenken laſſen, denn eine Republik bedingt hohe Bildung des Volkes, wenn ſie beſtehen ſoll, und wenn dennoch der Rath die Freiheit des Staates bewahrt, und alle Intereſſen zu vereinigen gewußt hat, ſo muß man ihm ſolches als ein hohes Verdienſt anrechnen, was auch die gleichgültigen demokratiſchen Geſchichtſchreiber dagegen aufbringen mögen.

Am 28. Februar 1648 ſtarb König Chriſtian IV. von Dänemark, und ſein Sohn Friedrich, Erzbiſchof von Bremen, beſtieg unter dem Namen Friedrich III., den Thron ſeines Vaters. — Chriſtian war unſtreitig einer der tuchtigſten Könige, die Dänemark regierten. Er war verſtändig, gelehrt, muthig bis zur Kühnheit, und oft nachgiebig und verſöhnlich; auf dem Schiffe verrichtete er oft die gemeinſte Matroſenarbeit, und im Sturme war er der Unerſchrockenſte von Allen, wie er denn einſt, da er in einem kleinen Boote in die See hinaus verſchlagen war, und Alles zitterte, ausrief: „ſeid unbeſorgt, das Meer verſchlingt keinen König, um ſeinen geweihten Leib den gemeinen Fiſchen zur Speiſe zu geben". Er hat Hamburg freilich oft wehe gethan, aber man muß gerecht ſein.

Der Regierungswechſel äußerte wiederum nachtheiligen Einfluß auf Hamburgs inneres Wohl, und die Flamme der Zwietracht loderte von jetzt an zerſtörender denn je wieder auf. Hamburg's Angelegenheiten aus jenen Zeiten ſind ſo verwirrter und betrübender Art, daß ſie Einem faſt mährchenhaft bedünken ſollten, mußte man nicht von einer irregeleiteten und beſchränkten Sinnes urtheilenden Volksmenge Alles, auch das Schlimmſte und Unglaublichſte erwarten.— Nach Chriſtians IV. Tode, konnte ſein Sohn Friedrich nur nach weitläufigen Verhandlungen, und unter großer

Beſchränkung ſeiner Regierungsgewalt, den Thron ſeiner Väter beſteigen, indeß eigentlich der Reichskanzler Uhlefeld der Regent des Reiches war. — Es konnte nicht unterbleiben, daß die alte Comödie der verlangten Huldigung bei Hamburg wieder eingeleitet wurde. Die Zeit, wo dieſes geſchah, war eine Zeit des Haders und der Zwietracht zwiſchen Bürger und Rath, und nicht unbegründet mag die Bemerkung einiger Hiſtoriker ſein, daß das Mißtrauen der Bürger gegen die Behörde hauptſächlich ſeinen Grund mit darin fand, daß immer mehr und mehr lateiniſche Brocken, wie man ſich im Volk auszudrücken pflegt, in die richterliche Geſchäftsſprache eingeführt, und dadurch dem Volke das Verſtändniß ſeiner Angelegenheit verkümmert, ja oft völlig unmöglich gemacht wurde, weshalb man denn allerlei Verfängliches dahinter witterte. Zu gleicher Zeit auch war jenes ſchon erwähnte, den Bürgern verhaßte und von ihnen abgelehnte kaiſerliche Privilegium, daß man bei einer unter 600 Gulden betragenden Klageſache nicht ſollte an das Kammergericht appelliren dürfen, nicht nur durch des Syndicus Meurers Bemühungen erneuert, ſondern ſogar noch ausgedehnter beſtimmt worden. — Ohne Zweifel hatte der Rath hierbei die gute Abſicht, der verderblichen Prozeßſucht, wodurch ſchon manches Gut in den unergründlichen Schlund des Reichskammergerichts verſunken war, einen Damm entgegenzuſetzen; die kurzſichtigen Bürger aber witterten überall nur Verrath ihrer Freiheit, und dieſe Angſt artete wirklich zur Lächerlichkeit aus, denn ſelbſt des Raths Entſchluß, ſich auch dieſesmal der Däniſchen Huldigungsforderung zu erwehren, wurde zu jenem kindiſchen Verdacht herbeigezogen, und die darüber gepflogenen Unterhandlungen unter dem Vorwande verkümmert, es möchte ſich bei gänzlicher Unabhängigkeit von dem Holſteiniſchen Hauſe der Rath am Ende wohl gar ein völlig monarchiſches Recht über die Bürgerſchaft anmaßen. Man ſollte ſolche thörigte Furcht faſt für unmöglich halten, wenn nicht glaubwurdige Männer

aus jenen unheilvollen Tagen die bundigſten Belege dafür aufbewahrt hätten.

Im Jahr 1649, da das Drängen des däniſchen Hofes immer peinlicher wurde, trat ein aus den 12 Oberalten und 24 Bürgern beſtehender Ausſchuß zuſammen, um dieſe fatale Angelegenheit mit dem Rath zu verhandeln, und es würde wohl ein günſtiger Erfolg aus dem ernſten Bemuhen dieſer 36 Ehrenmänner erwachſen ſein, wenn nicht leider ſchon längſt 1) das einfache Bürgerweſen von den Rabuliſtenkniffen im Trüben fiſchender Advokaten verunreinigt worden wäre, deren Ohrenbläſerei und Aufhetzerei es gelungen war, das Mißtrauen immer verderblicher aufzuſtacheln; 2) daß 1650 ein, zwiſchen Rath und Ausſchuß entworfener, und auf die Huldigungs-Angelegenheit vorzuglich Beziehung habender Receß von den Bürgern gänzlich verworfen wurde. Dieſe Vorfälle fanden Statt, während die Räthe des däniſch-holſteiniſches Hofes in Hamburg anweſend waren, und wie weit die Verblendung der Burger ſich erſtreckte, geht am deutlichſten aus der naiven Anfrage derſelben hervor: „Ob denn der Rath auch gewillt ſei, nach erfolgter gänzlichen Unabhängigkeit von Holſtein die Receſſe und das Stadtbuch in Kraft zu laſſen?“ — Dieſe Frage und die Ablehnung jenes Receſſes hätte auch den für Ehre Gefühlloſeſten erbittern muſſen; der Rath mochte auch nicht allzu ſanft geantwortet haben, wie er denn zur Vergeltung den Receß von 1562 als null und nichtig angeſehen wiſſen wollte; kurz die Verwirrung ſtieg aufs Hochſte; die Cämmerei aber verweigerte nicht nur die zur Ausgleichung mit Dänemark beſtimmte Summe, ſo daß die däniſch-holſteiniſchen Räthe unverrichteter Sache wieder heimziehen mußten, ſondern die Burger griffen auch zu ihrem ſchon mehrmal erprobten Zwangsmittel, und verweigerten dem Rath ſein Honorar, der ſich jedoch fur diesmal zu helfen wußte, und vom Schoßherrn, einem Mitgliede des Raths-Collegiums, die verweigerte Summe directe erhob. Das hieß nun aber Oel

ins Feuer gießen. Einige Chroniſten nennen ſolchen Schritt des Raths einen eigenthümlichen Gewaltſtreich, jedoch können wir dieſe Anſicht nicht theilen. So lange der Rath nicht durch Urtheil und Recht ſeines Amts entheben war, ſchuldete man ihm für ſeine unausgeſetzten Dienſte das einmal beſtimmte Honorar, und das Vorenthalten deſſelben war viel eher ein Gewaltſtreich zu nennen, als das, wie man es nannte, eigenmächtige Anſichnehmen deſſelben. Dennoch beſchwichtigte der beſonnene Rath den Aufruhr der Bürger durch Rückzahlung der genommenen Summen an die Cämmerei, und beſchwor dadurch einigermaßen den erſten Sturm. Indeß war ſolches nicht ohne gewaltſame Erörterung geſchehen, indem ein Mitglied des Rathes, v. d. Fechte, vor verſammelter Bürgerſchaft, wo die Sache zur Sprache kam, in der Hitze des Streits geäußert hatte, man habe nicht nöthig, den Bürgern Rechnung abzulegen. Nur mit Mühe entging er einer thätlichen Mißhandlung, und es geſchah, was nicht gut zu vermeiden war. Der Funke der Zwietracht glomm indeß fort und fort. Da die gelehrten Herren des Raths, die Juriſten, in den mit den Bürgern gepflogenen ſchriftlichen Verhandlungen über die Gebühr der leider noch immer nicht ausgerotteten römiſch-lateiniſchen Ausdrücke ſich bedienten, ſo hatten die Bürger ſich ebenfalls vier Juriſten zur Seite genommen, und nun ſcheinen die Angelegenheiten erſt recht verwickelt geworden zu ſein. — Es traten immer neue Umſtände ein, die Erbitterung zu nähren, und man zählt vorzüglich dahin, daß der Präter Lucas Beckmann, die Kaufleute Dobbeler und Wulf ohne vorhergegangene gehörige Procedur und Urtheil um 200 Rthlr. gepfändet, ein Ereigniß, deſſen nähere Umſtände man kennen mußte, um über die Sträflichkeit deſſelben urtheilen zu können. Indeß führte der Vorwurf zu ernſthaften Erörterungen, und die Bürgerſchaft beſtand bei dieſem Anlaß, außer auf Rückgabe des Pfandguts, auf Gültigkeits-Anerkennung des Receſſes von 1562

und gänzlicher Zurücknahme des mit den Sechsunddreizigern beschafften Receß-Entwurfs von 1650. — Der Rath fand sich veranlaßt, dem letztgenannten Begehren nachzugeben, was jedoch den Receß von 1562 betreffe, so versicherte er nicht zu entsinnen, daß derselbe je Rechtskraft bekommen. Bemerkenswerth hierbei war, daß nach gestelltem Begehren, den Receß herbeizubringen, dieser in rechtskräftiger Form nirgends aufzufinden war. Nicolai- und Catharinen-Kirchspiele besaßen ihn gänzlich nicht; Petri brachte eine Copie desselben, aber ohne Siegel, und erst nach langem Suchen fand man in Jacobi ein bündiges Exemplar, worauf denn der Rath, den man noch immer sein Honorar vorenthielt, sich endlich bequemte und den Receß von 1562 am 4. November 1657 mittelst ausgestellten Reverses anerkannte, wonach denn durch solche Nachgiebigkeit für einige Jahre scheinbar Friede eintrat.

Wir benutzen diese Pause, um den Blick auf einige anderweitig interessante Punkte der Geschichte aus diesem Jahrhundert zu lenken. — Zuerst finden wir einen fürchterlichen Schiffsbrand verzeichnet, der sich am 2. Juli 1622 auf der Elbe neben Neumühlen ereignete. Es war der Schiffs-Capitain Peter Jansen, der wohlbehalten auf dem Strome angekommen, seinen Rheder, dessen Familie und mehrere Freunde, nebst deren Angehörigen zu einem Schmause einlud. — Nach aufgehobener Tafel wurden einige Freudenschüsse gethan, und die anwesenden Frauen dadurch so sehr in Angst gesetzt, daß sich eine derselben, die sich guter Hoffnung befand, eiligst ans Land setzen ließ. Kaum war sie dort angelangt, als sie ein ungeheures Krachen und Zischen hinter sich hörte, und das Schiff mit 37 Personen durch Entzündung der Pulverkammer in die Luft flog. Es waren darunter 5 Frauen, 8 Jungfrauen und ein kleines Mädchen. — 1612 brachte der Schiffer Lutje Schayer drei Seeräuber, einen Griechen, einen Franzosen und einen Turken auf, und wurden dieselben auf dem Grasbrook hingerichtet. Man ver-

ſuchte vergebens, den Turken zu bekehren, und alte Chroniken berichten, daß er deshalb als ein Hund auf einen Wagen gebunden und nach der Richtſtätte geführt wurde. — Am 15. Sept. 1650 feierte Hamburg ein großes Freudenfeſt um des weſtphäliſchen Friedens halber. Außer dem gewöhnlichen Te Deum in allen Kirchen, wurde in St. Petri noch der 150ſte Pſalm mit großer Orcheſterbegleitung abgeſungen; um Mittag von allen Thürmen muſicirt; dann zogen ſämmtliche Wachen mit klingendem Spiel auf die Wälle und wurden dort die Kanonen und Mörſer gelöſt. Hernach läuteten bis 7 Uhr Abends alle Glocken, und zum Beſchluß wurde gegen Mitternacht ein künſtliches Feuerwerk auf der Alſter abgebrannt; daſſelbe hatte einen allegoriſchen Sinn, indem die Göttinnen des Friedens und der Gerechtigkeit, durch Blumen-Guirlanden verſchlungen, dargeſtellt wurden; ein von Joh. Riß gedichtetes Freudenlied wurde zuletzt unter brillanter Muſikbegleitung von allem Volk abgeſungen, und ſomit der wichtige Tag zu aller Zufriedenheit beſchloſſen.

In Folge dieſes, den dreißigjährigen Krieg beendenden Friedens wurde, nebſt mehreren geiſtlichen Stiften, auch das Erzbisthum Bremen als aufgelöſt erklärt, und alle dem Erzbiſchof angehörigen Einkunfte und Gerechtſame unter der Form eines weltlichen Herzogthums den Befreiern der Proteſtanten, den Schweden, abgetreten. In Folge dieſer Anordnung kam denn nun auch der hamburger Dom unter ſchwediſche Herrſchaft, und das Domkapitel beeilte ſich, eine Botſchaft an die Königin Chriſtine von Schweden zu ſenden, um ihre Proteklion bittend und zugleich einige Klagen gegen die weltliche Obrigkeit der Stadt vorbringend, die indeß ohne Erfolg, weil ohne Grund, waren.— In Beziehung zu dieſer, wegen ihrer Ritterlichkeit berühmten Königin Chriſtine iſt zu erwähnen, daß dieſelbe, nachdem ſie 1654 der Regierung entſagt hatte, unangemeldet in Hamburg erſchien, und bei dem reichen portugieſiſchen Juden Texeira abſtieg, mit dem ſie ſeit längerer Zeit in Geſchäftsverbindung ſtand.

Dieſes Weibes Sinn neigte ſich der katholiſchen Confeſſion zu, wahrſcheinlich, weil dieſe Religion ihrem nicht eben ſittlichen Lebenswandel ein größeres Terrain, ſich zu bewegen und ihr Gewiſſen zu beſchwichtigen, darbot. Sie lebte auch in Hamburg ſehr ungebunden, kleidete ſich nach Luſt und Laune, bald als Weib, bald als Mann; ritt, fuhr, jagte, zechte und beſuchte Meſſen und Abendmahl, wie es ihr eben convenirte, und ſo kam das Jahr 1668 heran, wo der Papſt Clemens X. den römiſchen Biſchofſtuhl beſtieg, und welchem zu Ehren Chriſtine ein großes Gaſtgebot zu geben beſchloß.— Vor dem Hauſe ihres iſraelitiſchen Wirthes, hinter der großen Michaeliskirche, wurde eine Fontaine errichtet, die rothen und weißen Wein ſprudelte, und dem durſtigen Volke zu tuchtigen Räuſchen verhalf. — Alles ging gut bis an den Abend, wo bei einer brillanten Erleuchtung am höchſten Giebel des Hauſes ein helles Transparent hervortrat, worauf zu leſen: „Papſt Clemens X. lebe lange!“ — Das war nun aber etwas über die Begriffsfähigkeit des benebelten Pöbels, und ſo hoch hinauf reichte ſeine Toleranz, trotz des ſpendirten Weins, nicht. Man erklärte dem Papſt ſofort den Krieg, ſchimpfte weidlich, und als ſich ſein Namenszug daran nicht kehrte, fing ein Bombardement mit Gaſſenſteinen an. Ein Hausdiener der Königin, als päpſtlicher Parteigänger, ließ ſich gelüſten, Feuer auf den Haufen zu geben, und nun gab es eine ſo tumultariſche Beſturmung des Hauſes, daß Chriſtine ſich nur noch eben durch ein Hinterpförtchen in den Bäckergang zu flüchten Zeit fand; erſt durch militairiſche Hulfe konnte der Aufruhr gedämpft werden.

In die Geſchichte dieſer Königin Chriſtine greift unmittelbar auch das Leben des, um Hamburg verdient, berühmt und leider ſogar berüchtigt gewordenen gelehrten Geſchichtſchreibers Peter Lambeck ein. Dieſer intereſſante Mann wurde 1628 in Hamburg geboren, und war der Sohn des Bürgers und hochachtbaren Rechnenmeiſters an

St. Jacobi, Heinr. Lambeck. Auf der hieſigen höhern Schule gebildet, ſchrieb er ſchon in ſeinem 13ten Jahre lateiniſche Briefe an ſeinen Oheim, den berühmten Lucas Holſtenius in Rom. Später die Gelehrtenſchulen zu Amſterdam, Paris und Toulon beſuchend, wurde er in letzter Stadt zum Doctor kreirt. Nun beſuchte er Italien, vor allem Rom, kehrte zwei Jahre ſpäter nach Hamburg zurück, befiel in Marſeille von einer ſchweren Krankheit, ſtöberte unter ſeinen Papieren, fand eine mangelhafte Beſchreibung Hamburgs, und beſchließend, etwas Beſſeres zu liefern, begann er ſeine ſchätzbaren Origines et Res Hamburgenſis, die er leider nie vollendete. — In Hamburg angekommen, wurde der gelehrte und geniale junge Doctor, trotz zahlloſer Anfeindungen, 1652 zum Profeſſor und ſpäter, 1660, zum Rector des Gymnaſiums ernannt. Der Stachel ſeiner zahlreichen Feinde, die einen ſolch ungewöhnlichen Charakter weder zu begreifen, noch zu würdigen verſtanden, verbitterte ſein Leben, und ſich nach Erquickung durch Anſchauung der Natur ſehnend, ging er 1657 auf Reiſen, beſuchte Braunſchweig, und dort vorzüglich die Baumanns-Höhle, ging dann nach Paris, um dem prachtvollen Einholen der Braut Ludwig des XIV. beizuwohnen, kehrte hierauf nach Hamburg zurück, ſtritt ſich mit ſeinen Widerſachern herum, unter denen auch Weiber waren, die den im Cölibat lebenden ſchönen Mann gerne geheirathet hätten, und um dieſen die Männer zu ſtorfen, ehelichte er 1662 ein reiches Frauenzimmer, Anna v. Emers, um aus dem Regen unter die Traufe zu kommen. — Der weiblich-beſeſſene und dabei dumme Eheteufel trieb ihn, die geiſtreiche Königin Chriſtine aufzuſuchen, und dieſer Umgang machte ihn aus Gründen, die in dem damaligen zelotiſch-nackten Proteſtantismus gelegen haben mögen, dem in mehr poetiſche Schönheitsformen gekleideten Katholicismus geneigt, und Chriſtine mag wohl die Veranlaſſung geweſen ſein, daß er ſein Weib verließ und über Magdeburg, Leipzig, Dresden und Prag nach Wien reiſte,

Audienz beim Kaiſer Leopold, und für die Ueberreichung der Werke: Historia literaria und dem oben erwähnten Origin. et Res Hamburg. eine goldene Ehrenkette mit dem daranhängenden Gnadenpfennig empfing. Glücklich wie ein Kind, geht er über Venedig nach Rom, entſagt von hieraus brieflich des Rectorats in Hamburg, tritt 1663 feierlich zur katholiſchen Confeſſion über, ſieht den Papſt, wird vom Kardinal Barbarini als Philolog und Geſchichtsforſcher geehrt und beſchäftigt, und lebt und webt in ſeinem Elemente, glücklich durch den Umgang mit Gelehrten und vor allem mit ſeiner im Auguſt dieſes Jahres ebenfalls in Rom eingetroffenen Königin Chriſtine.— Als er hier den Kelch der Freude bis zur Neige geleert, treibt's ihn wieder fort auf Reiſen; er kommt auf Umwegen gut empfohlen nach Wien, wird Bibliothekar und Freund des Kaiſers Leopold, der bald nicht ohne ihn leben kann, der ihn täglich mittelſt einer eigends angebrachten, aus den kaiſerlichen Gemächern in die Bibliothek führenden Thür beſucht; Lambeck begleitet ihn auf Reiſen, und ſo fuhrt dieſer ein, von ſeinen Feinden beneidetes, glückliches Leben, bis er am 3. April 1680 vom Tode ereilt wird. Hamburgs Klatſchmäuler und Kleinigkeitskrämer hatten alſo einen großen Mann, und dazu einen Landsmann, verſcheucht, der viel Großes und Schönes fur ſeine Vaterſtadt hätte wirken können. Sein Geſchichtſchreiber Fabricius ſetzte ihm folgende Grabſchrift:

„Der, ſo die Barbarei durch Geiſt und Arbeit plagte,
„Und den ſo Neid als Wolf aus Hamburgs Mauern jagte;
„Ein Inbegriff von Glück, Gelehrtheit und Verdruß,
„Liegt hier in dieſer Gruft; — wer iſt's? — Lambecius."

Noch iſt vom Jahre 1649 die Grundſteinlegung zu der erſten neuen Michaeliskirche, als des nunmehrigen 3ten Kirchſpiels, zu gedenken, und wird uns die dabei vorgenommene Ceremonie folgendermaßen erzählt. Zuerſt wurde vor der, in der alten kleinen Michaelis-Kapelle gehaltenen Predigt

mit ſchöner lieblicher Muſik, Abſingung der Collecte und Vorleſung des erſten Capitels aus dem Propheten Hagai begonnen; darauf nach abgehaltener ſehr erbaulicher Predigt und Gebet vom Cantor figuraliter vor- und von der ganzen Gemeinde nachgeſungen wurde: „Es wolle Gott uns gnädig ſein.“ — Dann ſang man aus dem Buch Eſra einen Text: „Da ſie den Grund legten,“ mit lieblicher Inſtrumental-Begleitung, währenddem aus ihrem Geſtühl hervortraten, die von dem Rath deputirten Herren, als: der Bau-Patron Herr Burgermeiſter Bartholdus Müller, J. U. Lt. nebſt der Stadt Syndici, viele Doctores und unterſchiedliche Herren des Rathes, das ganze ehrwürdige Miniſterium, die Herren Licentiaten, das Collegium der Oberalten, und ſonſt viele vornehme Burger, und während in der Kirche mit Geſang und Gebet unabläſſig fortgefahren wurde, begaben ſich alle jene Herren nach dem Bauplatz der neuen Michaeliskirche, daſelbſt ſich die Herren des Rathes und die Herren Doctores zur Rechten, und die geiſtlichen Herren zur Linken des Gerüſtes in der Tiefe ſtellten. Jetzt begannen Trompeten zu blaſen: „Gott ſegne unſere Thaten“ und „Drauf ſtreck' ich aus mein Hand“ ꝛc. Alle Dächer und Fenſter rings herum waren mit Zuſchauern beſäet. — Nach Beendigung dieſer geiſtlichen Muſik nahete ſich der Burgermeiſter Müller mit den beiden Herren Syndici's und einigen anderen Herren des Raths dem unter der Stelle des kunftigen Altars, vorgerichteten Grundſtein. Der Senior, Paſtor Dr. Müller, überreichte nun dem Herrn Patron „mit gebührender Reverenz“ eine zinnerne Platte, worauf die ſämmtlichen Namen der Anweſenden zu leſen, und dieſer ſenkte ſolche in den Gruftſtein, bedeckte ſie mit einem Wachstuch, warf auch goldene Gedächtniß-Pfennige hinein, und verſtrich die Fuge mit einer, von dem älteſten Maurermeiſter ihm gereichten Kelle und Kalk, worauf er den Erzengel Michael um Schutz und Beiſtand für den geſegneten Fortgang des Gebäudes und deſſen Beſtand zu Gottes Ehre angerufen. Ermahnte

auch in einer kurzen eindringlichen Rede die anweſenden Baumeiſter, das Werk in echter Gottesfurcht und gutem Fleiß fortzuführen, und vorſichtig und geſchickt zu ſein, anders Gottes großer Name und Ehre nicht wenig dadurch geſchmälert werden möchte. — Hierauf ſang man das große Te Deum Laudamus, und dann wurde „das Concert, auf den erkärten Text gerichtet, mit großer Freude geſungen und geſpielt.“ Schließlich trat Herr Johannes Biſter, als älteſter Caplan vor den Altar und ſang mit gebührender Andacht die Collecte, ſprach auch den Segen des Herrn, „der bleibe bei uns Allen. Amen.“ — Der eigentliche Baumeiſter hieß Peter Marquard. — 1685 nahm das Michaelis-Kirchſpiel Sitz und Stimme in den burgerlichen Collegien ein.

In auffallend profaner Zuſammenſtellung finde ich in einem alten Manuſcript gleich unter obigem angeführt: „In dieſem 1619ſten Jahre iſt die erſte Thranhutte fur Hamburg an der Elbe eingerichtet worden.“

Um nun noch in Erwähnung einiger, dieſem Jahrhundert angehöriger Merkwürdigkeiten vorzuſchreiten, möge erwähnt ſtehen, daß der Oberalte und ſpätere Rathsherr Hermann Renzel kurz vor ſeinem 1662 erfolgten Ableben nicht nur eine Stiftung für ein bis zu ewigen Tagen in der Catharinen-Kirche abzuhaltendes Schul-Examen, in welchem den fleißigſten Schulern Preiſe verabreicht werden ſollten, aus ſeinem großen Vermögen feſtſetzte, ſondern auch ein Kapital zur Erbauung eines Spinnhauſes hergab, wozu 1665 der Grundſtein gelegt wurde. — Zu gleicher Zeit auch errichtete man ein ſtädtiſches Leihhaus, den ſogenannten Lombard, und legte den berühmt gewordenen, mit Linden bepflanzten, und urſprünglich mit einem ſchönen Wachthauſe verſehenen Jungfernſtieg an. — Im Jahre 1667 ereignete ſich abermals ein großes Unheil bei Neumühlen. Es hatten nämlich die Engländer den feindlichen Holländern bei 120 Kauffahrteiſchiffe in der Nordſee in Brand geſteckt. Nun lagen bei Neumühlen 27 reichbeladene Engländer, nebſt mehreren

hamburger Schiffen, und jene hatten nicht ſobald den Sieg vernommen, als ſie Freudenſchüſſe löſten und ans Land gingen, um ſich gutlich zu thun. Darüber brach der Abend herein, es ſchlichen ſich vier holländiſche Kriegsſchiffe die Elbe herauf, und bombardirten ſogleich auf die Engländer und zufällig auch auf die Hamburger, daß eins der letzteren Schiffe ſofort mit Mann und Maus unterſank. Die engliſchen Schiffe wurden gänzlich zertrümmert; die hieſigen kappten ihre Ankertaue und kamen mit genauer Noth in den Hafen an. Das Lächerlichſte bei der Sache war, daß England die Veranlaſſung des Ereigniſſes ſo zu wenden wußte, als ob Hamburg die Schuld daran trage, und wirklich mußte die ſtets als Sündenbock angeſehene Stadt ſich durch Zahlung einer bedeutenden Summe Verzeihung von England erkaufen. — 1668 erbauete Hamburg zwei prächtige Kriegs- (Orlogs-) Schiffe, jedes von 54 Kanonen, das eine, zu Ehren des Kaiſers, Leopoldus, das andere zum Wappen von Hamburg genannt, um gegen die Seeräuber im mittelländiſchen Meere zu dienen, und in der That hielten ſich die ſogenannten Convoy-Schiffe gar tapfer, und ſchlugen ſich z. B. 1678 mit 5 Seeräubern zugleich; man berichtet daß ſich die unſeren durch große Tapferkeit auszeichneten und des Siegs erfreuten. Das letztgenannte Schiff fand 1683 gar ein tragiſches Ende im Hafen von Cadix. Es gab nämlich der Capitain deſſelben, Carpfänger, ſeinen Freunden ein herrlich Tractement, als Abends der Cajutwächter plötzlich leichenblaß herbeiſtürzte und meldete, es ſei Feuer in der ſogenannten Hölle ausgebrochen. — Beſtürzung ergriff alle Anweſenden, außer dem Capitain, der mit großer Kaltblütigkeit die Löſcharbeiten anordnete und ſelbſt wacker mit zugriff. Das Feuer verbreitete ſich indeß ſo ſchnell und fürchterlich, daß ſich das Schiffsvolk in die Schaluppe warf, um zu fliehen, und nur durch Carpfängers dringende Bitten zurückgehalten werden konnte. Man arbeitete mit erneutem Muth, jedoch umſonſt; da beſchließt man, das Schiff auf

den Strand zu jagen, doch ehe es gelingt, ergreift die Flamme die Segel, man näßt nun das Pulver, und es fliegt mit Ziſchen in die Luft, ohne ſonderlichen Schaden zu thun. Jetzt eilt Alles zur Rettung ans Land, nur der Capitain weigert ſich, und vergebens umſchlingt der kleine Sohn die Knie ſeines Vaters mit der Bitte, ſich zu retten; er wird in die Schalupe getrieben, und der tapfere Schiffsbaumann bleibt allein am Bord, die Rettungsverſuche fortſetzend. Um Mitternacht fliegt des Schiffes Hintertheil mit ungeheurem Krachen in die Luft, die Kanonen entladen ſich, Kugeln ziſchen, aber noch immer weicht der Mann nicht und erſt, als nach einer Stunde das Schiff bis auf den Waſſerſpiegel herabgebrannt, wirft er ſich in die See, um, matt und kraftlos, unvermögend zu ſchwimmen, in den Wellen zu verſinken. 62 Mann von der Beſatzung waren ſchon früher ertrunken. Des Capitains Leiche wurde zuerſt gefunden, mit großer Feierlichkeit begraben, und Carl II. von Spanien ehrte ſein Andenken durch ein Denkmal auf ſeinem Grabe, das die Kunde von dem Heldenmuth des wackern Hamburgers auf die Nachwelt brachte.

Im Jahr 1677 wurde von einem Engländer das erſte Kaffehaus hieſelbſt errichtet, ein einträgliches Unternehmen, das bald zahlreiche Nachahmer fand. — Auswärtige Concurrenz brachte die hieſigen Tuchfabriken herunter, dagegen aber etablirten die hier angeſiedelten Fremden viele Sammet- (Caffa-) Fabriken, und verſorgten den Norden mit Stalt- und Palt-Röcken, Spitzen, Gallonen und andern Modewaaren, die mit engliſchen und franzöſiſchen glücklich rivaliſirten; daneben auch entſtanden Gerbereien, Tabackfabriken, Wachsbleichen, Kattundruckereien und vorzüglich die berühmt und reich gewordenen Zuckerſiedereien; nur der Schiffsbau nahm merklich ab, da die Wälder der Umgebung gelichtet, und auch andere Völker in der Kunſt, Schiffe zu bauen, geübt worden waren. — Von dem einſt ſo großen und mächtigen Hanſabund waren ſeit 1630 nur noch die

drei Städte Hamburg, Bremen und Lübeck in einem Bündniß übrig geblieben, und dieses war von den Fürsten gern anerkannt worden, da sie von demselben politisch nichts mehr zu fürchten, kaufmännisch-gewerblich aber die größten Vortheile zu erwarten hatten. Der erste Vertrag wurde auf 10 Jahre geschlossen, dann erneuert und, abgerechnet die Zeit der Franzosenherrschaft, bis heute inne gehalten. Dieses Hanseatische Dreibundniß schloß 1655 den ersten feierlichen Handels-Vertrag mit Ludwig XIV. von Frankreich. — Christian IV. sorgte, daß die Städte 1645 in den mit Schweden geschlossenen Bundes-Vertrag mit aufgenommen wurden; ein Gleiches geschah bei dem westphälischen Frieden und bei den Congressen zu Nimwegen und Ryswick. Man schloß Verträge mit den Niederlanden über die freie Elbschifffahrt in den Jahren 1645 und 1646; erlangte Handelsprivilegien von Spanien 1647, und erhielt die alten Freiheiten von Karl II. von England erneuert im Jahr 1661; kurz der alte knorrige Stamm der Hansa war stehen geblieben, und bis heute ist seine Wurzel grun und frisch.

Somit kehren wir nun von unserer Abschweifung auf den bürgerlichen Kampfplatz zurück, wo nach kurzem Frieden eine neue und heillose Zwietracht ausbrach, die von nun an, viele Jahre lang unsern sonst so gesegneten kleinen Burgerstaat zerfleischte.

Bevor wir jedoch auf den eigentlichen Kampfplatz treten, wollen wir zur Charakterisirung der Volkssitten eines Zwischenfalls erwähnen. Man kann nicht leugnen, daß die Burger jener Zeit, neben einem guten Theil Rohheit, dennoch — wie auch schon fruher erwähnt — ein unvertilgbares Rechtlichkeitsgefuhl beseelte. Nun hatte sichs aber zu verschiedenen Malen ereignet, daß Glieder der bürgerlichen Collegien, Juraten, in ihrem kaufmännischen Betriebe zuruckgekommen, sich genöthigt sahen, zu falliren. Dergleichen Fälle waren indeß dem moralischen Einfluß der Körperschaft zu nachtheilig, als daß man nicht auf Ausmerzung solcher Flecken

ſollte bedacht geweſen ſein; und ſomit traten am 10. Juni 1660 die Kirchengeſchwornen zuſammen und beſchloſſen, daß ein Fallit in Zukunft nie mehr das Ehrengeſtühl in der Kirche ſollte betreten dürfen; eben ſo wenig auch ſolle bei ſeinem Ableben die gewöhnliche Leichenbeſtattungs-Feierlichkeit ſtattfinden: „ſintemal der Stand eines Leichnamsgeſchworenen ein Stand der Ehren ſei, der billig wie alle Ehrenſtände durch Reſpect erhalten werden müſſe.“ — Nun weiter: — Es iſt einigen Menſchen angeboren, daß ſie überall Geſpenſter ſehen, Schreckgeſtalten, wo nichts iſt. So erging's dazumal den Bürgern hinſichtlich ihres Raths, und nicht argwöhniſcher ſpitzte man die Ohren, als wenn ein neues Rathsglied erwählt wurde, da man alsdann überall Unrechtfertigkeiten und receßwidrige Machinationen witterte. — Unglücklicherweiſe gefiel es dem Himmel im Jahre 1663 hintereinander 5 Rathsglieder zu ihren Vätern zu verſammeln, und es wurden neuerwählt der Bürgermeiſter Barthold Tweeſtreng, und die Rathsherren Hartwig v. Sprekelſen, Philipp Jacob Meurer, Daniel v. Kampen, Friedrich Hartke und Marcus Buck. Da hatte nun der Argwohn vollauf zu thun, die Fraubaſerei war geſchäftig allerlei Unrechtfertigkeiten bei geſchehenen Wahlen nachzuweiſen, und es trieb ſich die Sache ſo ſehr auf die Spitze, daß in einem am 25. April auf Jacobi-Kirchenſaal zwiſchen dem jüngſterwählten Rathsherrn und dem Oberalten Schröttering ausgebrochenen Zwiſt über die Schleichwege, auf welchen jener ſich in das Rathscollegium ſollte geſtohlen haben, der Herr Oberalte dem Senator Marcus Buck anſtatt der Beweiſe für jene Behauptung, eine unverſchämte Ohrfeige applicirte. Solch betrübende Gemeinheit giebt uns einen Maßſtab, zu beurtheilen, mit welchen Leuten der Rath zu thun hatte, und es läßt ſich demnach nicht verwundern, daß jene entſetzliche Keckheit anſtatt Mißbilligung und Beſtrafung zu finden, vielmehr dahin fortwucherte, daß die Bürger begehrten, es ſollten ſämmtliche

fünf Rathswahlen für Null und nichtig erklärt werden; um nun aber diese Forderung durchzusetzen, weigerte man sich in versammelter Bürgerschaft, des Raths Propositionen so lange überall zu hören, bis die Neuerwählten ihrer Aemter wiederum entsetzt worden wären, und der Rath wußte sich nicht anders zu rathen, als daß er vorläufig durch die Oberalten dasjenige in die Bürgerschaft brachte, was durchaus keinen Aufschub litt. Der im Finstern schleichenden Bosheit war nun hiermit der Weg vorgezeichnet, den sie zu gehen hatte, auch wurde kein Mittel verschmäht, die Flamme zu schuren; so fand man unter anderem einen Zettel in der Börse angeklebt, der die Bürger warnte, auf ihrer Huth zu sein und sich mit Waffen zu versehen, weil der Rath gegen sie im Schilde führe, ihre Freiheit durch Herbeiziehung auswärtiger Mächte zu untergraben. — Gewöhnlich vereinigen sich die Veranlassungen zum Unheil auf unbegreifliche Weise; so traf sich's, daß der Präter, Caspar Westermann, acht Leinwebermeister, die einem unzünftigen Gewerbsgenossen das Garn confiscirt hatten, zu gleicher Zeit ins Bürgergefängniß sperren ließ. Das hieß nun in ein Wespennest, in das der Zünfte gestört, und nur zu bald umsummseten die auf gereizten Aemter das Gefangenhaus, und drohten es zu sprengen, sofern man ihnen die Webermeister nicht herausgäbe. Man fand für gut der Forderung nachzugeben, doch war damit der Friede nicht hergestellt, sondern man begehrte, es solle der Präter unter der Krone auf dem Rathhause über sein eigenmächtiges Verfahren Rede stehen. — Der Rath wies nach, das Westermann seine Befugniß nicht überschritten, folglich nicht zur Rechenschaft gezogen werden könne; drob standen nun alle Aemter auf, man schrie um Rache für verletzte Bürgerehre, und sicher wäre Blut geflossen, wenn Westermann sich nicht anderweitig großer Beliebtheit unter den Bürgern zu erfreuen gehabt hätte, und es dem Oberalten Hormann, ganz besonders aber der wundersamen Beredsamkeit des Burgemeisters Peter Lutkens

gelungen wäre, Oel in das brausende Meer des Volkstumultes zu gießen. Seine Waffen waren Gründe und gute Worte; letztere wendete er auch zugleich bei seinen Collegen, den Rathsgliedern dahin an, daß er die Eingeschüchterten vermochte, wegen Anerkennung der letzten Wahlen, den Bürgern ein freundliches Wort zu gönnen, und vorschläglich um Genehmigung eines neuen Wahlrecesses zu bitten, der folgende Punkte enthielt: 1) Jede erledigte Rathsstelle soll binnen 8 Tagen nach dem Ableben eines Mitgliedes wieder besetzt werden, damit der Rath komplet erhalten und ungesetzlichen Wahleinflussen ein Damm gesetzt werde. 2) Man soll die Wahl auf rechtliche und gottesfurchtige Leute lenken, die zugleich der Stadt Gesetze kundig sind, und sollen fortan die 24 Rathsherren halb aus Gelehrten und Graduirten und halb aus Kaufleuten bestehen. 3) Der Erwählte darf nicht unter 30 Jahre alt sein. 4) Vater und Sohn, Bruder, Schwiegervater und Schwiegersohn, auch fünf im zweiten Grade verwandte Personen dürfen nicht zu gleicher Zeit im Rathe sitzen. 5) Es soll die Wahl durch's Loos geschehen, und zwar also, daß drei Rathsherren auf Eid und Gewissen eine Person zur Wahl vorschlagen, die dann durch Stimmenmehrheit zuzulassen ist oder nicht. Und 6) es können Syndici, Sekretaire, auch andere taugliche Burger, ohne Rathmann gewesen zu sein, zu Bürgermeistern erwählt werden.— Dieser Receß wurde von den Burgern angenommen und ist derselbe seitdem mit gutem Erfolg in Kraft geblieben; nur muß man nicht etwa glauben, daß er den damaligen Hader sollte gestillt haben. Die durch Herbeiziehung von vier Rechtsgelehrten zur Zahl von zweiundfunfzig angewachsene Burgerkommission ließ nicht ab, geheime Inquisition zu treiben, und wendete ihr Augenmerk vorzuglich auf Verwaltung der Justiz, in welcher die beiden Gelehrten Luc. Moorsen (oder Mörsen) und Dr. Water mancherlei Unrechtfertigkeiten nachzuweisen glaubten, und sie ließen nicht ab, die übrigen Mitglieder durch allerlei ärgerliche Redensarten

aufzustacheln, wovon uns vorzüglich die Bemerkung aufbewahrt worden, daß die Bürgerversammlungen nicht nur um Geldbewilligungen, sondern auch um Abstellung von Mißbräuchen in der Verwaltung abgehalten würden, und somit verlangte die Commission der Zweiundfunfzig vom Rathe, er solle die Prätoren beauftragen, einige ihnen nächstens zuzusendende Zeugen über unrechtmäßige Justiz-Verwaltung eidlich zu vernehmen. Ein Ansinnen, das als verfassungswidrig und nur von der Laune Einzelner eingegeben, mit der Bemerkung abgelehnt wurde: man sei nur Gott und dem Kaiser Rechenschaft von Handlungen der Justiz schuldig; Unterthanen aber seien nicht befugt, ihre Obrigkeit zur Untersuchung zu ziehen; im Fall aber die Bürger Ursache zur Klage zu haben vermeinten, wäre der Rath bereit, dem Uebel nach Kräften abzuhelfen.

Ueber diese Antwort sind Chronisten gewöhnlich sehr leicht hinweg gegangen; mit Recht aber hat man in neuester Zeit auf den durchaus unpassenden Ausdruck: Unterthanen hingewiesen, und gewiß ist, daß die Bezeichnung von Klageführenden, der Obrigkeit gegenuber, insofern hier von freien Bürgern die Rede, sehr unpassend gewählt wurde, denn Hamburg hat keine Unterthanen! — Dennoch dürfte einige Entschuldigung in dem Mangel eines passenden Ausdrucks gefunden werden, und zwar um so mehr, wenn man annimmt, daß dem Rath die Bibelstelle: „Ein Jeglicher sei Unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat," vorschwebte.

Bei der einmal vorhandenen Aufregung mußte indeß jedes unbedachtsam gesprochene Wort den Zwist vergrößern, und die Bürger beharreten nun noch viel mehr auf ihre Forderung, daß genannter Prätor, v. Sprekelsen, bei Verlust seines Einkommens gehalten sein sollte, die eidliche Zeugen-Aussage der Ankläger zu vernehmen. Dieser jedoch hielt sich in seinem Gewissen verpflichtet, dem verfassungswidrigen Ansinnen sich nicht zu fügen, und es beschlich ihm

im Laufe der Verhandlung mit dem Bürgerausſchuſſe die verzeihliche Menſchlichkeit, nicht in den Schranken des Anſtandes zu bleiben, und die Forderung mit Worten abzuweiſen, die ihm der Zorn, nicht die Ueberlegung eingab, und die vielleicht um ſo ſtärker trafen, da ſie Wahrheiten enthalten mochten. — Die ſouveraine Bürgerſchaft hierüber in Wuth gerathend, verlangte vom Senat, es ſolle der Prätor v. Sprekelſen in bürgerlicher Verſammlung zu erſcheinen vorgeladen werden, um ihn wegen geredeter Unziemlichkeiten zur Rede zu ſtellen, und da dieſer Forderung genügt wurde und v. Sprekelſen erſchien, begann abermals ein heftiger Zungenkampf. Der Ausſchuß, der den Vorgeladenen, ſeiner Ausdrücke halber, denuncirt, wurde von dieſem der Unwahrheit geziehen; die gefallenen Worte, behauptete er, wären nicht genau und zu gehäſſig wiedergegeben, und die erbitterten Bürger begehrten um ſolcher Beſchuldigung halber, daß der kecke Rathmann ſeines Amtes ſo lange ſollte entſetzt werden, bis er der Bürgerſchaft für geſchehene Beleidigung Genugthuung gegeben. — Der Rath fand hiezu keinen Grund, beſetzte indeß die Prätur vorläufig mit dem ſchon erwähnten, ſehr beliebten Rathsherrn Weſtermann, und der Bürgermeiſter Lütkens hoffte durch ſeine ſchon einmal ſo glücklich gelungene Vermittlung den Sturm zu beſchwichtigen. Dieſes Mal aber wurde er für ſein Friedensſtifter-Amt böslich belohnt. Die Gährung der Gemüther hatte in der Bürgerſchaft eine ſo bedauerliche Höhe erreicht, daß man anſtatt den würdigen Greis anzuhören, oder wohl gar auf ſeine Gründe einzugehen, man ihn der ſchnödeſten Augendienerei und Beſtechlichkeit bezüchtigte, und die letztere Beſchuldigung wurde ſogar von einundzwanzig Zeugen eidlich bekräftigt. Der Ausdruck Beſtechlichkeit iſt indeß ſo relativ, ſo vielfacher Deutung fähig, daß dieſe Beſchuldigung nicht viel ſagen will, vor allem wenn man erwägt, daß ein früherer Receß die Annahme von Geſchenken unter gewiſſen Bedingungen dem Rath nicht unterſagte. Indeß

war Mäßigung und Gehörgeben der Vernunft längſt aus dem bürgerlichen Collegium gewichen; man durfte ſich unter dieſen Umſtänden des Aergſten verſehen, und ſomit konnte es nicht auffallen, daß jetzt auch des vorſitzenden Bürgermeiſters Lütkens Abſetzung unerbittlich verlangt wurde, und da der Rath ſich deſſen abermals mit Recht weigerte, machte man Anſtalten, durch thätliche Gewaltmaßregeln den Willen durchzuſetzen, und den, ſozuſagen Vervehmten, an den Beſuch der Rathsverſammlung zu hindern. Somit wurde dieſe Maßregel nicht mit Recht, ſondern durch Gewalt durchgeſetzt, und der alte ehrwürdige Mann verließ bald darauf mit ſeiner Familie die Heimath und ging nach Speier, um dort ſeine Klage beim Reichskammergericht anhängig zu machen, ohne jedoch den Erfolg zu erleben, denn der Tod erlaubte ihm nicht, den Schneckengang jenes Gerichts abzuwarten, ſondern rief ihn 1670 aus dieſer, durch menſchlichen Irrthum ſo vielfach verkehrten Welt ab.

Nicht ſo leicht und gutwillig als Lütkens fügte ſein Leidensgefährte v. Sprekelſen ſich dem Willen der Burger, vielmehr verharrete er auf dem Schauplatz der Begebenheiten, und wohl nicht ohne Vorwiſſen des ihn nach Kräften beſchützenden Rathes geſchah es, daß 1666 ein kaiſerlicher Bevollmächtigter, ein gewiſſer Herr v. Selb, in Hamburg eintraf, um durch ſeine Autorität die Streitigkeit beizulegen, denn an Verſtand und Einſicht ſchien der gute Mann großen Mangel zu leiden; auch iſt es ſo leicht nicht, gleichſam vom Monde herunterkommend, ſich in die Angelegenheiten eines fremden Volkes hineinzufinden, und die ganze Weisheit des Oeſterreichers beſchränkte ſich darauf, ein kleines Receßlein vom 17. September zuſammen zu drechſeln, als deſſen Quinteſſenz uns etwas, das ohne Wunder nicht vollbracht werden kann, berichtet wird; nemlich: „Es ſolle Alles, was ſeit 1663 geredet, geſchrieben und verhandelt worden, todt und vergeſſen ſein". — So etwas iſt leicht geſagt, um es

aber zu erlangen, hätte man alle die Theilhaber zuvor tödten müſſen. Somit ging der Proceß gegen v. Sprekelſen ſeinen Gang, das heißt den Gang der Gewalt, denn als der Rath ſich noch immer weigerte, den Collegen zu verſtoßen, wendeten die Burger ſich an ihre Stadtleute, die ihm das Rathhaus verbieten, und an die Kirchenknechte, die den im Ornat erſchienenen unbeugſamen Mann aus dem Rathsgeſtuhlt der Catharinen-Kirche entfernen mußten. — Noch einmal verſuchte der bedrängte Rath den Weg der Güte; wies auch auf die Autorität des kaiſerlichen Abgeordneten hin; die Bürger aber meinten, die Gerechtigkeit müſſe trotz kaiſerlicher Einrede gehandhabt werden, und ſomit ſah ſich der Rath denn endlich wohl oder übel am 24. April 1667 genöthigt, v. Sprekelſen der Rathswürde zu entlaſſen, und einen neuen Rathmann zu erwählen. Auch dieſer Ausgeſchloſſene ſäumte nicht, um des ihm geſchehenen Unrechts einen Prozeß beim Reichskammergericht anhängig zu machen, allein auch er ſollte den Ausgang nicht erleben, und als er 1684 von dem Schauplatz der Erde abtrat, war in den 17 Jahren der Prozeßführung noch nichts Entſcheidendes erfolgt.

Erwählt worden war an v. Sprekelſens Stelle ein rechtlicher, friedfertiger und vermögender Burger, Hieronymus Garmes, der ſeine Vaterſtadt bereits durch Bekleidung mancher Ehrenämter nützlich geworden. Er war Proviſor des Werk- und Armen- und des Gaſt- und Krankenhauſes, Aeltermann der Lakenkramer und Diakon; ungluͤcklicherweiſe aber war er auch Mitglied der mehrerwähnten Zweiundfunfziger geweſen, und hatte in rechtlicher Ueberzeugung einen Bürger zu bewegen verſucht, nicht gegen den ungluͤcklichen Burgermeiſter Lütkens zu zeugen; hatte auch überdem das Verbrechen begangen, ſich den perſönlichen Unwillen des Stimmführers der Bürger, Lic. Mörſen zuzuziehen, der ihn beſchuldigte, er habe dem v. Sprekelſen Dinge, die auf dem Rathhauſe uber ſeine Angelegenheit ver-

handelt, zugetragen; hinlänglich Urſache, daß ſich die Bürger auch gegen ſeine Rathsmitgliedſchaft auflehnten. Wahrlich, ſolche Ereigniſſe geben uns einen Maßſtab für den Zuſtand der Dinge in jenen Tagen, und wie man ſolch launenhafter Willkühr noch das Wort reden mag, iſt uns mindeſtens unbegreiflich. — Beklagen muß man, daß der Rath ſich für zu ſchwach hielt, dem ſtürmiſchen Drängen des Bürgerausſchuſſes zu widerſtehen, ſolches ihrem jüngſten Collegen geradezu erklärte, und dieſer ſich nun genöthigt ſah, um angedrohten Gewaltthätigkeiten zu entgegen, noch am Abende des 6. Septembers, da die Bürgerſchaft auf ſeine Abſetzung drang, die Rathsbank zu verlaſſen, ohne daß wir eigentlich die Gründe für dieſen Akt der frechſten Willkühr erfahren, denn das obenerwähnte Abrathen wäre ein Grund, der etwa vor dem Tribunale einer ſpaniſchen Inquiſition Gültigkeit haben könnte, nicht aber in einem freien und aufgeklärten Staate. Auch kann es in Würdigung der betrübenden Angelegenheiten nichts verſchlagen, daß Garmes nach 7 Jahren durch Urtheil und Recht des abermals herbeigezogenen kaiſerlichen Gerichts und nach beſſerer Einſicht der Bürger wiederum in ſein Amt eingeſetzt wurde, denn dadurch eben tritt die verächtliche Willkühr jener Stimmführer nur noch ſchlagender hervor, da man einen Unſchuldigen ſo kränkend behandelte. — Man darf dieſen Fall auch ja nicht aus dem Gedächtniß verlieren, um ſpäter folgende Ereigniſſe darnach würdigen zu lernen. — Uebrigens war man ſehr eilig, und erwählte noch in derſelben Nacht der Entſetzung einen neuen Rathsherrn, nämlich den bisherigen Stimmführer der Bürgerſchaft, Jürgen Beſeler, Oberalter und Kirchengeſchworner zu St. Jacobi, den man nach geſchehener Wahl des Nachts halb 1 Uhr unter großem Jubel nach Hauſe geleitete.

Die Wiedereinſetzung eines ſo ſchwer gekränkten Mannes wie Garmes, mochte die Schuldigen denn doch mit Grund etwas beängſtigen, und man beeilte ſich, zur Abwendung eines gerechten kaiſerlichen Zorns, den Aufwiegler

Lic. Mörſen, nebſt einem Rathsmitgliede nach Wien zu ſenden, um den dortigen Zorn durch die keineswegs gegründete Verſicherung zu beſchwichtigen: es ſei nunmehr in Hamburg Alles zur alten guten Eintracht zurückgekehrt. Leider aber war das Geſchehene nur als die kräuſelnden Lüfte vor einem kommenden Gewitter zu betrachten. Die Gemüther wurden durch einige Führer noch immer in Gährung erhalten, und es wurde, ſelbſt unter mannigfach außermenſchlichen Unglücksfällen, als da ſind: die oft wiederkehrende Peſt, Sturmfluthen, Feuersbrünſte, Hagelſchlag und dann auch wieder politiſche Verwicklungen mit Dänemark — auf die wir gleich näher eingehen werden — dennoch jeder, ſelbſt geringfügige Anlaß benutzt, um Unkraut unter den Waizen zu ſäen, oder vielmehr längſt gekeimtes zu pflegen. Hierher gehörte auch die, unter dem famoſen Namen, der Schweinekrieg, auf die Nachwelt gekommene Angelegenheit. Es ſtand nämlich der Stadt zu, in dem auch jetzt noch bekannten Sachſenwalde, Schweine auf die Eichelmaſt zu treiben; und obgleich dieſe Freiheit ſeit vielen Jahren ohne Einſprache benutzt worden, ſo fiel es dennoch dem Herzog v. Sachſen-Lauenburg ein, plötzlich eine Heerde Schweine zu pfänden, worüber die hieſigen Schlachter, um ihren dermaligen Verluſt ſo in Zorn geriethen, daß ſie nicht raſteten, bis ein Detaſchement von 100 Soldaten zur Befreiung der gepfändeten Heerde ausgeſchickt wurde, das denn auch als Sieger zurückkehrte. Dieſen Feldzug machte ein junger Student zum Gegenſtand eines ſatyriſchen Gedichts, in welchem, ganz im Volksſinne, die gröbſten Schmähungen gegen die Behörden der Stadt eine Rolle ſpielten. Es läßt ſich denken, daß man den Pasquillanten verfolgte, doch war er bereits weislich über die Grenze entwiſcht.

Man weiß nun aber, daß ſolch kleine Neckereien, vor allem zu einer Zeit der inneren und äußeren Aufregung, das geduldigſte Lammsblut in Wallung bringen können, und es

mochte wahrlich keine Freude heißen, in Hamburg Rathsherr zu ſein. Schon ſeit einigen Jahren hatten ſich auch die Unannehmlichkeiten mit Dänemark und Holſtein erneuert. Friedrich III. hatte die verfehlte Huldigungsſache noch immer nicht verſchmerzt, machte vielmehr eben Miene, ſein vermeintes Recht auf Hamburg mit dem Schwert geltend zu machen, als die bedrohte Stadt mittelſt eben ausgebrochener Feindſeligkeiten mit Schweden ſolchem Unheil entging. Dagegen rächte ſich Friedrich indirekt dadurch, daß er ſein Altona am 13. Aug. 1664 zum Range einer Stadt erhob und mit allen erdenklichen Gewerbfreiheiten beſchenkte, damit das Erblühen derſelben Hamburgs Wohlſtand Abbruch thun möge. Er geſtattete nicht nur unbedingte Religionsfreiheit, ſondern verordnete auch, daß Niemand daſelbſt das Bürgerrecht zu erkaufen brauche; daß keine Zünfte und Aemter eingeführt werden ſollten u. ſ. w. — Die Hamburger wurden um ihren Flor und Wohlſtand in Ernſt beſorgt, und wandten ſich an den Kaiſer, um von demſelben im Sinne ihres alten Privilegiums: daß innerhalb zwei Meilen von ihren Ringmauern keine Burg erbauet werden durfe, ein Verbot in Beziehung zu Altona zu erwirken, deſſen Erlaß jedoch nichts weiter bezweckte, als den König nur noch mehr zu erbittern, der nun ſeinen Unterthanen alle, ſelbſt Handels-Verbindungen mit Hamburg unterſagte, und ſeinen hieſigen Geſandten beauftragte, irgend welche Verſuche, Abgeordnete an ihn, den König, zu ſenden, von vorneherein zu verhindern. Unter ſo ungünſtigen Umſtänden beharrte Hamburg wohl etwas verfehlt auf ſeinem Wege, beim Kaiſer Hulfe zu ſuchen, obgleich wohl bekannt ſein konnte, daß deſſen Macht und Anſehen ſelbſt bei den Churfürſten mächtig geſunken, und reine Verſchwendung war es, daß die Stadt ihren Antheil Turkenſteuer verdreifachte, und 100,000 Rthlr. in des Kaiſers Beutel warf, denn ſein abermaliger alſo theuer bezahlter Befehl blieb gänzlich ohne andern Erfolg, als den Haß des Königs zu verdreifachen,

der denn leider auch, nach Friedrich's 1670, erfolgtem Tode, auf seinen Erben Christian V. überging.

Dieser, mit wilder, kriegerischer Leidenschaft begabte König geberdete sich unbändiger gegen Hamburg, als irgend einer seiner Vorgänger; ein Umstand, der bei der inneren Zerrissenheit des hamburger Staatslebens nur um so gefährlicher für die kleine Republik zu werden drohte, da Christian nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er die Absicht hege, die unabhängige Stadt seinem Zepter zu unterwerfen. — Nicht unzeitiger konnte unter solchen Verhältnissen der Umstand eintreten, daß das Collegium der Oberalten sich Unrechtfertigkeiten in Verwaltung seines Amtes und bei Wahlen hatte zu Schulden kommen lassen, die zu augenfällig waren, als daß sie nicht die mißbilligende Aufmerksamkeit der Bürger hätten auf sich ziehen sollen. Der Thatbestand schien schon früher eingetreten zu sein, jedoch gehört die Entdeckung eben diesem Jahre 1671 an, und die Geschichte hat uns Einiges aus dem Schuldbuche der Oberalten aufbewahrt, das uns unbegreiflich scheinen würde, wenn man nicht aus jener Zeit der bürgerlichen Entartung das Schlimmste erwarten durfte. So heißt es unter andern: Oberalten und Rath im Einverständniß hätten heimlich die Wahlreceß-Protokolle in dem Paragraphen von den Verwandtschaftsgraden verfälscht; lächerliche Rangsucht habe sich unter letzteren bei Leichenbegängnissen geltend gemacht, und die Wahl eines Diakonen an St. Catharinen sei durch den Einfluß des Oberalten Hermann mit Uebergehung von 18 ältern Subdiaconen auf einen Stiefbruder desselben geleitet worden, so daß die Uebergangenen, unter denen als Stimmführer Simon Fock, Barthold Jenckel und Lucas Dietrich Pohlmann genannt werden, die fernere Ausübung ihrer Amtspflichten versagt hätten. Es läßt sich erwarten, daß die Bürger die Partei der Benachtheiligten ergriffen haben, und in der That wäre es in versammelter Bürgerschaft fast zu Thätlichkeiten gegen die Beschuldigten gekommen.

Dieſe wendeten ſich klagend an den Rath, und es erging von hier ab ein Befehl an die ungeſtümen Verfechter der Bürgerſchaft, ihre Beſchwerden auf dem Wege Rechtens beim Rathe anhängig zu machen, und ſich der Eigenmacht zu enthalten, bei Strafe von 500 Rthlr. und Ausſchließung von der Bürgerſchaft. Indeß konnte dieſer Befehl, datirt vom 21. Dec. 1671, eben ſo wenig als ein ſpäterer gemilderter vom 23. Febr. 1673 die Unzufriedenen beruhigen, und ihr Unmuth wuchs, als die Oberalten nicht nur eine Beleidigungsklage gegen die Stimmführer anhängig machten, ſondern auch auf directem Wege einen kaiſerlichen Schutzbrief erwirkt und im Lokale der Bürgerverſammlung auf dem Rathhauſe ausgehängt hatten. Mußte dieſe Reclamation einer Außenmacht ſchon an ſich erbittern, ſo wuchs ſolche Stimmung noch verderblicher heran, als in kurzer Folge 6 andere kaiſerliche Mandate erſchienen und im Rathhaus und an der Börſe affigirt wurden, des Inhalts: „daß die nicht erbgeſeſſenen Bürger ſich der Bürgerverſammlung enthalten, auch die obengedachten Zweiundfünfziger ſich auflöſen ſollten". Es ſchien nun klar, daß man gegen die Freiheit der Bürger komplottire, und durch Herbeiziehung fremder Macht an die Untergrabung des Staates arbeite. Furcht und Gerüchte vergrößerten die Gefahr, und obwohl die Gluth des Aufruhrs noch einige Jahre ohne direkten Ausbruch fortglomm, ſo konnte doch jeden Augenblick der Ausbruch des Unheils erwartet werden, als am 19. Febr. 1674 der kaiſerliche Graf von Windiſch-Grätz, aus Dänemark heimkehrend, in Hamburg erſchien, und ſich als bevollmächtigt auswies, die langjährigen Zerwürfniſſe zwiſchen Rath und Bürgerſchaft auszugleichen. Dieſer vornehme und ſtolze Herr bewies ſich indeß nichts weniger als geeignet, die Gemüther zu verſöhnen, denn ohne es einmal der Mühe werth zu halten, ſich mit den beſtehenden Verhältniſſen vertraut zu machen, meinte er nur ſo ohne Weiteres den verworrenen Knoten mit dem kaiſerlichen Schwert

zerhauen zu dürfen, und nachdem er ſich mit den klagbar gewordenen Oberalten oberflächlich und einſeitig unterredet, ohne die Bürger und auch den Rath einer Beſprechung der Angelegenheit gewürdigt zu haben, begann er ſein Werk damit, den Stimmführern der Bürgerſchaft bei 50 Thlr. Strafe alles fernere Reden zu verbieten, und zugleich wurde eine ihm von den Oberalten denuncirte Schrift, ein Gutachten über die kaiſerlichen Mandate, die der Brauerältermann von Lüders durch den lübſchen Doctor Claſſen hatte anfertigen laſſen, auf dem ehrloſen Block vom Büttel öffentlich verbrannt. Der Brauer Lüders hielt es für gut, ſtadtflüchtig zu werden, und entging ſeinen Nachfolgern; Claſſen aber wurde verhaftet, und ein Oberalter Gerd Blome, der es mit den Bürgern hielt und die Schrift verbreitet hatte, wurde gezwungen, demüthigſte Abbitte zu thun. — Es hat etwas ungemein Schmerzliches, ſo einen kleinen fremden Tyrannen mit boshaftem Witz an dem widerſtandsloſen Staatskorper operiren und ſelbſt ſeinen Launen fröhnen zu ſehen, wie denn der Graf unter Anderm auch befahl: dem Kirchengebet bei der Bitte für „Röm. Kaiſerl. Majeſtät“ hinzuzufügen: „Unſer allergnädigſter Kaiſer und Herr.“ — Ferner befahl er, die Verſammlungen der Bürger unter der Krone („wie ſie's nennen,“ fügte er ſpitzfindig hinzu), woraus alle Irrungen entſtanden, einzuſchränken, und den mehrerwähnten Ausſchuß der Zweiundfünfziger gänzlich aufzulöſen. Jene übergangenen Subdiakonen wurden für die Weigerung, ihre Pflichten ferner auszuüben, je in 50 Rthlr. Strafe genommen, und all dieſes als vorläufige Einleitung am 4. März auf dem Rathhauſe, wohin er jedesmal mit großem Pomp geleitet wurde, und auf goldbeſchlagenem Lehnſeſſel präſidirte, geordnet. — Zu fernerer Ausübung ſeines famoſen Friedenswerkes zog er den, mit großer Geſchäftsgewandtheit begabten Syndicus Garmes herbei, den einige Chroniſten — vielleicht um dieſes gezwungenen Amtes willen — einen feilen Menſchen be-

nennen, da er sich der Berufung doch wohl nicht gut entziehen durfte. Als Beirath der Stadt wurde der Syndicus **Brauer** ernannt, den man als der Sache der Oberalten befreundet bezeichnet, und der vierte im Bunde war der kaiserl. Agent **Georg Fabricius**, von dessen Unparteilichkeit begreiflich kein Aufhebens zu machen. — Von diesen Herren wurden die nothwendigen Punkte des Friedenswerkes berathen und in 71 Paragraphen aufgesetzt, die zusammen den berüchtigten Windisch-Grätzischen Receß vom 3. April 1674 bilden, dessen Annahme und Gültigkeit unter solchen Umständen von keinem freien Willen der Bürger bedingt war, sondern ihnen mit dem Charakter eines Gewaltstreiches aufgedrungen wurde; denn zwischen Annahme und schwerer kaiserl. Ungnade lag für diesmal kein Mittelweg. — Der, im pedantischen Kanzleistyl abgefaßte Receß enthielt des Unsinnigen und Gewaltthätigen mehr, als vernünftige und annehmliche Gesetze. Zu jenen rechnen wir den Befehl, daß alle Juden sofort aus der Stadt gebracht, auch Arianer, Socianer und Quäcker in derselben nicht geduldet werden sollten. Auffallend ist es, worauf Alles man des vornehmen Herrn Blicke gelenkt hatte: so z. B. befahl er auch, daß französische Köche und Perrückenmacher eine besondere Abgabe zahlen sollten. — Thöricht klingt es, wenn er sagt: „Rath und Bürger wollen (soll heißen *sollen*) einander lieb und werth haben. — Oberalten werden in kaiserliche Special-Protektion genommen." — Vernünftiger hört sich folgendes an: „Amnestie wird ertheilt. — Das Rathshonorar soll man nicht anhalten. — Wenn ein Rathsglied gegen Stadtbuch und Receß handelt, so soll im Wege ordentlichen Rechtes gegen dasselbe verfahren werden. — Der Ausschuß der Zweiundfünfziger hört auf. — Stadtdienste sollen nur an Bürger verliehen werden. — Wer keine 500 Thlr. Grundeigenthum hat, darf als Nicht-Erbgesessener die Bürgerversammlungen nicht besuchen. — Gerichtsvoigt und Fiscal sollen ihr Amt nicht lässig treiben. — Es soll eine Gerichts-

ordnung gemacht werden. — Vor dem zwanzigſten Jahre iſt Niemand mündig. — Alle ſeit 1603 entſtandenen Aemter und Bruderſchaften ſind ungültig und aufgelöſt. — Der engliſche Court aufgehoben. — Eine Kleiderordnung ſoll eingeführt werden ꝛc." — Die eigentlichen Beſchwerdepunkte blieben unberührt, und ſelbſt der Rath wünſchte vergebens die Abſtellung mancher Mißbräuche. — Faſt zwei Monate hatte die Excellenz gebraucht, ihre Weisheit auszubecken, und obgleich ſie dieſelbe bei zahlreichen Banketten und Feſtgelagen mit den köſtlichſten Weinen und Saucen reichlich begoſſen, war ſolche dennoch nicht beſſer gediehen. Jedoch glaubte der hohe Herr wunder, was für ein ſegenreiches Werk er für Hamburg gethan, und mit ſeinem Receß im Sack zog er am 4. April — um ſeine Weisheit vom Kaiſer confirmiren zu laſſen — nach Wien ab. In ſeiner prachtvollen Staatskaroſſe reich und warm verpackt, von den reitenden Dienern der Stadt, zwölf kaiſerlichen Hellebardieren und bei 30 Staatskutſchen begleitet, zog er zunächſt gen Bergedorf; Kanonen ſalutirten vom Wall, die Glockenſpiele von Petri und Nicolai ſpielten ironiſch: „Nun danket alle Gott," — wahrſcheinlich dafür, daß man den hohen Herrn los war — und in Bergedorf erquickten ſich die gräflichen Glieder abermals bei einer ſchwelgeriſchen Tafel, während ſich ihm daheim in Hamburg geballte Fäuſte nachſtreckten, um des ſauberen Friedenswerkes halben, desgleichen Hamburg noch keines befleckt hatte. Der Groll wuchs in der Betrachtung des Geſchehenen, und kehrte ſich gegen die Betheiligten bei dem Handel; neue Ungewitter zogen ſich zuſammen, und es ſoll hier nur noch vorläufig bemerkt werden, daß jenem famoſen Receß eigentlich nie vollſtändige Rechtskraft zugeſtanden wurde und nur einzelne Artikel zur Ausübung kamen.

Wir haben den Faden innerer bürgerlicher Ereigniſſe nicht zerreißen mögen, und bis hieher fortgeführt, obgleich auch von Außen her wiederum die einflußreichſten und be-

drohlichsten Ereignisse unsere vielgeprüfte Vaterstadt in die Wirbel politischen Unheils zu verstricken drohten. Die Freudenfeste, nach der Beendigung des dreißigjährigen Krieges gefeiert, waren kaum verklungen, als die Kriegsfackel neuerdings entbrannte, und der Zündstoff ging diesmal vom Hofe des üppigen und übermüthigen Ludwig XIV. von Frankreich aus. Er begann das Fröhnen seiner Eroberungssucht mit einem Einfall in die spanischen Niederlande, hetzte Schweden auf die Erblande des Churfürsten von Brandenburg, um diesen zu hindern, dem Kaiser Beistand zu leisten, und veranlaßte dadurch ein Bündniß zwischen Dänemark, Brandenburg, Braunschweig, Lüneburg und Münster, um gegen Schweden zu operiren. Hamburg wurde dadurch von Gefahren rings umschlossen; seine Handelsverbindungen mit allen Ländern, vorzüglich auch mit Frankreich und Schweden, riethen zu einer strengen Neutralität, wenn dergleichen für einen so kleinen Staat nur ausführbar gewesen wäre. In dem Hamsterbau hinter Wällen verkrochen, von innen und außen bedroht, sah man sich genöthigt, die Wachsamkeit zu verdoppeln, und in der That waren schon längst alle Wachtposten Nacht und Tag mit gedoppelter Mannschaft besetzt. Zur Zeit der Bürgerversammlungen, und auch sonntäglich während der Kirchenzeit waren die Straßen mit schweren Ketten gesperrt; die Stadtsöldner hatte man auf 2500 Mann gebracht; Bürger mußten Nachts die Wälle, und unter geschärften Befehlen bis 10 Uhr Morgens die Posten besetzen, und die Festungswerke wurden nachgesehen und verstärkt. — Indeß konnte alle solche Wachsamkeit nicht verhindern, daß Hamburg in die peinlichste Verlegenheit den sämmtlichen streitenden Mächten gegenüber kam. Im Jahre 1674, auf einem zu Regensburg vom Kaiser versammelten Reichstage, wurde Frankreich zum Reichsfeind erklärt, und in Folge dessen allen in Deutschland irgendwo anwesenden französischen Gesandten der fernere Aufenthalt untersagt. — Die Nachricht hiervon

mußte in Hamburg große Beſtürzung erregen, da man um der Handelsvortheile halber einen Separat-Vertrag mit Frankreich eingegangen war, und der von hieraus nach Regensburg als Bevollmächtigter geſandte Syndicus Vincent Garmers die Anerkennung der Neutralität Hamburgs nicht hatte erwirken können. Dennoch zögerte man, den franzöſiſchen Reſidenten Bidal aus der Stadt zu verweiſen, und zog ſich dadurch eine, durch die übrigen anweſenden Geſandten vermittelte Anklage der verbündeten Fürſten zu, daß man ſich des Abfalls und folglich des Verraths gegen die natürlichen Freunde ſchuldig gemacht. Dieſe Beſchuldigung gewann an Stärke durch den eigenmächtigen Schwabenſtreich des Präſes der Oberalten, Niclas Krull, gegen des Senates Wunſch eine Geſandtſchaft nach Schweden zu ſchicken, die aus dem Syndicus Garmers und Rathmann Weſtermann beſtand, und welche an Geſchenken 4 große Schüſſeln, 2 große Leuchter, 2 Becken, alles von Silber und weiß geſotten, nebſt einem ſchönen Spiegel und einigen neu geprägten Portugalöſern, mit ſich nahmen, die in Schweden gar willkommen waren. Freilich redete das beſchuldigte Collegium ſich dahin aus, es ſei ſolches lediglich um Abſtellung des Stader Zolles und Regulirung der Ritzebüttler Grenze geſchehen, doch galt ſolche Angabe bei den Verbündeten nur für leere Ausflucht, und da zum Ueberfluß auch noch eine Correſpondenz des Reſidenten Bidal mit dem franzöſiſchen General Turenne aufgefangen worden, ſo konnte und durfte Hamburg nicht länger ſäumen, etwas zur Beſchwichtigung des Unmuths zu thun, und, obgleich die nachtheiligen Folgen vorauszuſehen waren, ſo wurde denn nun endlich doch der franzöſiſche Reſident ernſtlich angewieſen, die Stadt zu verlaſſen. — Die nächſte natürliche Folge war eine feindliche Behandlung der hamburger Flagge von Seiten franzöſiſcher Kaper; alle Schiffahrt hörte dadurch plötzlich auf, und nun ſtanden die brodlos gewordenen Matroſen auf einmal als

ein neuer, ſchrecklicher, innerer Feind den geängſteten Bürgern gegenüber, und als obendrein 4 von Liſſabon kommende Kauffahrer in Glückſtadt angehalten und die Ausrüſtungen mehrerer Kauffahrer plötzlich unterbrochen wurden, durchſtreiften ganze Banden, zu jedem Skandal aufgelegter Bootsknechte die Gaſſen der Stadt, und während im Amte Ritzebüttel die Münſterſchen Soldaten furchtbar hauſeten, während Dänemark Miene machte in Wierlanden Winterquartiere zu nehmen, und nur mit Gewalt durch unſre Miliz und kaiſerliche Truppen unter General Coop daran gehindert werden konnte, zogen jene inneren feindlichen Horden vor das Haus des Syndicus Garmers und des kaiſerlichen Geſandten Hebbäus, um ihre Wuth in Zertrümmerung derſelben auszutoben. Es wurde Militair gegen die Aufrührer aufgeboten, die ſelbſt gegen das Rathhaus anrückten, und hier war es, wo der, nachmals als Bürgermeiſter ſo bekannt gewordene Rathsherr H. Meurer die Geiſtesgegenwart hatte, einen der Rädelsführer eigenhändig beim Kragen zu packen, aus dem dichteſten Haufen hervorzuziehen und ihn den Gerichten zu übergeben, was den übrigen ſo ſehr imponirte, daß ſie von ihrem Vorhaben abſtanden. — Um dieſen Aufruhr mit einem Schlage zu ſtillen, rüſtete man nun eine Kauffahrtei-Flotte aus, und ſchickte ſie, mit den unzufriedenen Bootsleuten bemannt, auf gut Glück in See; ein praktiſches Mittel, das unſeren Vorfahren ganz ähnlich ſieht.

Die kriegeriſchen Ereigniſſe durchkreuzten ſich nun nach allen Richtungen, und immer wurde Hamburg mehr oder minder davon berührt. Im Jahre 1675 gelang es Chriſtian V., Bremen und Verden den Händen der Schweden zu entreißen; mehrere Siege folgten, und der Ausgang würde ſich vielleicht ganz zu Gunſten der Verbündeten geſtaltet haben, wenn der Kaiſer, in kläglicher Eiferſucht gegen die aufſtrebende Größe Brandenburgs, nicht den Falſchen geſpielt und Frankreich den Weg nach

Deutſchland frei gelaſſen hätte. Dieſer ſchmachvolle Verrath erfüllte Brandenburg mit Verdacht gegen Alles was zu ihm in Berührung ſtand, und groß war des Churfürſten Zorn, als ihm Rechnungspapiere in die Hände fielen, aus welchen hervorging, daß Schweden bedeutende Summen, von Frankreich empfangend, durch Wechſel auf hamburger Häuſer bezogen hatte. Große Anſtrengung von Ueberredung, ja ſelbſt Geldſummen und über alles dieſes eine in ſeinen Folgen verderblich gewordene Vermittelung durch den Herzog von Lüneburg-Celle, konnte erſt eine Ausſöhnung mit dem Churfürſten von Brandenburg erwirken.

Wir kommen nunmehr auf einen Abſchnitt in unſrer hamburgſchen Geſchichte, deſſen Ausgang ſich zu einer blutigen Tragödie verlief, und deſſen Fäden man nicht ſubtil genug behandeln kann, da ſie jeden Augenblick zu zerreißen und den Beſchauer in ein endloſes Gewirre zu verſtricken drohen.

Es iſt begreiflich, daß der König Chriſtian von Dänemark unter den Sorgen des Krieges nicht eben an die ſo eifrig angefangene Huldigungsſache denken konnte, doch ſchien er Hamburg nichtsdeſtoweniger in gutem Andenken behalten zu haben, ohne daß man hier eine Ahnung davon hatte. — Plötzlich, es war am 9. März 1677, ging durch den hieſelbſt anweſenden däniſchen Geſchäftsführer, Secretair v. Eitzen, dem Rath eine von ſeinem Hofe ergangene Aufforderung zu, den Syndicus Garmers entweder ſofort auszuliefern, oder doch, bei Strafe des königlichen Zorns, für deſſen Perſon zu haften. Man denke ſich die Beſtürzung des mit den Urſachen gänzlich unbekannten Rathes, der auf eigne Hand keinen Entſchluß zu faſſen wagte, ſondern eiligſt das Collegium der Hundertvierundvierziger berief, um mit dieſem das Thunliche zu überlegen. Das Gerücht durcheilte mit Windeseile die Stadt, man beorderte Militair zur Verhaftnahme des Genannten, beſetzte rings ſein Haus, aber ein ſchuldbeladenes

Gewissen hatte den Gesuchten bereits die Flucht ergreifen lassen, und zwar mit Hinterlassung seiner Papiere, die man unter Siegel legte und aufs Rathhaus brachte. Es erfolgte nun sofort eine öffentliche Vorladung des Entwichenen, mittelst Plakat und Austrommeln, sich vor Gericht zu stellen, und zugleich wurde ein Preis von 1000 Rthlr. auf seine Auslieferung gesetzt. — Die Untersuchung der confiscirten Papiere verbreitete ein grelles Licht über die geheimen, staatsverrätherisch genannten Sünden dieses angeklagten Bürgers, denn es ergab sich, daß er seit längerer Zeit schon in einem geheimen und ununterbrochenen Briefwechsel mit den kaiserlichen Hofbehörden in Wien gestanden, denselben Verhandlungen der hiesigen Collegien, auch die burgerlichen Zustände überhaupt, mit der größten Genauigkeit mitgetheilt und die dortigen Interessen vorzüglich in Vorauszahlung der sogenannten Römermonate zum Nachtheil der Stadt seit Jahren gefördert. Der Zufall hatte merkwürdig ineinander greifende Maßregeln nehmen müssen, um dieses Gewebe der sogenannten Verrätherei zu entdecken. — Der Herzog von Gottorp nämlich war ein heftiger Feind des Königs Christian von Dänemark, und diesem zur Seite stand der Geheimerath Freiherr v. Kielmansegge, der wiederum in freundschaftlichen Verhältnissen und fleißigem Briefwechsel mit dem Syndicus Garmers stand. Die vertrauten Freunde gingen in der Unvorsichtigkeit ihrer Mittheilungen so weit, persönliche Beleidigungen des Königs dem verrätherischen Papiere anzuvertrauen, zu einer Zeit, da der, seinen nahen Sturz voraussehende Kielmansegge Versuche machte, für solchen Fall durch seinen Freund Garmers eine Anstellung in Wien zu bekommen. Eine besondere Verkettung von Umständen veranlaßte, daß diese Briefe in den Besitz einer Wittwe Hennings kamen, die in einen ärgerlichen Prozeß mit Garmers verwickelt war. Ihr Advocat, der Dr. Lucas Langermann, ein persönlicher Feind Garmers, wußte seine Klientin zu be-

reden, einen der gefährlichſten Briefe dem König Chriſtian zu überſenden, und dieſer Schritt veranlaßte die oben erzählte Reclamation des Briefſtellers, wovon wiederum die Bloslegung ſeines Charakters in Beziehung zu Hamburg eine Folge war. — Das Volk hatte nicht ſobald von dieſer Angelegenheit gehört, als es in Maſſe vor des Schuldigen Wohnung, auf dem Pferdemarkt, zog, und in längſt genährtem Wunſche, einmal einen ſpeciellen Gegenſtand ſeines Zorns zu finden, deſſen Haus trotz militairiſcher Schutzwache zertrümmerte.

Wir dürfen uns, um unparteiiſch zu ſein, nicht verhehlen, daß die ſo hoch angerechnete Schuld des Syndicus Garmers in den damaligen Begriffen wurzelte, und in unſern Tagen als eine gleichgultige Sache ignorirt werden würde, da jetzt weder Jemand fur ſeine Privatanſichten über einen König verantwortlich iſt, noch wird es Jemanden eben zur Schuld angerechnet, wenn er uber hamburgiſche Zuſtände gedruckte, geſchweige denn Privatmittheilungen macht. — Hiemit ſoll freilich Garmers Verfahren nicht gut geheißen werden, denn jedenfalls war es receßwidrig, aber zu entſchuldigen iſt es und des davon gemachten Aufhebens gewiß nicht werth. — Der Entflohene ſchickte auch mehrere, auf das Princip der Privatangelegenheit baſirte Proteſtationen zu Rath ein, und verlangte, daß ihm freies Geleit ausgetrommelt werden möge, da er ſich dann dem ordentlichen Gerichte ſtellen und vertheidigen werde; es läßt ſich indeß denken, daß hiervon keine Rede ſein konnte. — Zu ſeinem Verderben war durch den entdeckten Briefwechſel auch der kaiſerliche Hof anderer Meinung uber den fur ſo ergeben gehaltenen Agenten geworden, denn es hatten ſich ſcharfe Ausdrucke uber den dortigen Vicekanzler vorgefunden, indem dieſer darin der Beſtechlichkeit bezuchtigt worden. Vergebens war es daher, daß ſein Freund Fabricius Schutz und Beiſtand am kaiſerlichen Hofe fur Garmers zu erwirken ſtrebte, denn ſtatt deſſen drang der öſterreichiſche

Gesandte v. Königseck selbst auf strenge Bestrafung des doppelzüngigen Scribenten. — Um die Angelegenheit dieses unbesonnenen Mannes sofort zu beenden, sei hier noch erwähnt, daß derselbe, nachdem er 1678 durch einen förmlichen Rechtsspruch seines Amtes entsetzt und aus dem Weichbilde Hamburgs verbannt war, einige Zeit landflüchtig umhergeirrt, Schutz in Mecklenburg fand, und sogar vom Herzog mit der Stelle eines Vicekanzlers begnadigt wurde, womit er so ziemlich als verschollen zu betrachten sein würde, wenn nicht eine, indeß sehr unbestimmte und vielleicht von seinen Feinden ausgesprengte Sage berichtete, daß er einige Jahre später arm und durftig in Harburg sollte verstorben sein.

So klar man durch den Besitz der Garmersschen Briefe in dieser Angelegenheit geworden war, so dunkel, verworren und vielfach entstellt ist bis diesen Tag dasjenige geblieben, was sich unmittelbar an Entdeckungen daran knüpfte, und von weit größerer Wichtigkeit als alles bisher Erlebte war. — Schon durch die Ankunft des kaiserlichen Friedensstifters v. Selb, und vielmehr noch das plötzliche, unvermuthete und mit so großer Bestimmtheit geschehene Auftreten des Grafen von Windisch-Grätz war jener Gattung von Männern, die — wie man so sagt — zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, eine schwüle Ahnung aufgestiegen, daß noch etwas Anderes, als die einfache Sorgfalt des kaiserlichen Hofes um die Ruhe des kleinen hamburgischen Staates solche Maßregeln veranlaßt haben möchten, und alle echten Patrioten theilten, nach der Abreise des Grafen, den Schmerz, die Reinheit des hamburgischen bürgerlichen Gesetzbuches durch die Einmischung eines unberufenen und kenntnißlosen adeligen Herrn getrübt zu sehen. Man kam theils stillschweigend, theils in geheimer Beredung dahin überein, den Flecken des Windisch-Grätzischen Recesses ohne Aufsehen aus der hamburgischen Verfassung zu vertilgen, und der Rath, wie alle guten Bürger fingen an, sich bei diesem Entschluß zu beruhigen, als plötzlich, 1677, wie ein Blitzschlag aus

heiterm Himmel, der famoſe Windiſch-Grätziſche Receß nicht nur in ſeiner ganzen nichtswürdigen Breite vom Kaiſer confirmirt und beſtätigt zurückkam, ſondern es war derſelbe auch noch mit einer Straf-Clauſel bereichert worden, laut welcher 100 Mark löthigen Goldes allen denen zu zahlen auferlegt wurde, die ſich gegen die Beſtimmungen des Receſſes auflehnen und ihnen zuwider handeln würden.

Gerechtes Erſtaunen und der heftigſte Unwille ergriff den Rath bei Durchleſung jenes Dokumentes, und da ſich der Verdacht der Veranlaſſung ſofort auf das Collegium der Oberalten lenkte, ſo berief er mit Umgehung letzterer ſofort die Hundertvierundvierziger zur Berathung zuſammen, und der Riß in den Bürgerfrieden war nunmehr bis zu einer unerhörten Breite vergrößert. Die in dieſer betrübenden Angelegenheit eingeleiteten Unterſuchungen führten zu der Entdeckung eines Thatbeſtandes, der allerdings ungemein viel Betrübendes für den Vaterlandsfreund hat, jedoch von feindlichen Zeitgenoſſen und ihnen nachſchreibenden Chroniſten in einem übertrieben gehäſſigen Lichte dargeſtellt worden iſt. Es ging nehmlich aus den Unterſuchungen hervor, daß das Collegium der Oberalten, und vor allen deren, ſeit kurzem zum Rathmann erwählter Vorſitzer, Nicol. Krull, ſich auf eigene Hand mit dem kaiſerlichen Hofe in Unterhandlung zur endlichen Beſchwichtigung des Unfriedens in Hamburg eingelaſſen, und die von derther in dieſem Sinne geſchehenen Schritte veranlaßt, auch für erlangte Gewähr ein Dankſagungs-Schreiben erlaſſen hatte. Ward dieſe Handlung an ſich ſchon in den Augen der Bürger als Staatsverrätherei betrachtet, ſo kannten Zorn und Unwillen keine Grenze mehr, als man erfuhr, daß zur Betreibung ſolcher Angelegenheit aus der, unter dem Gewahrſam der Oberalten ſtehenden Caſſe des Marien-Magdalenen-Kloſters bei 9,000 ℔ anleihweiſe verwendet worden waren, was man geradezu als Diebſtahl, ja als Kirchenraub zu verſchreien ſich nicht ſcheute, obgleich die Gottesk[illegible]ten-Ordnung

dergleichen Vorſchüſſe zu öffentlichen Zwecken im Nothfall geſtattet, und die Oberalten in der Ueberzeugung, das Geld für der Stadt Wohlfahrt zu verwenden, deſſen Wiedererſtattung aus dem Staatsſchatz in Ausſicht ſtellen zu dürfen vermeinten, obwohl ſie die Zeit noch nicht für gekommen wähnten, mit dem, was ſie zur Herſtellung des Friedens gethan, öffentlich hervorzutreten, und deshalb den Oekonomen Philipp eidlich verpflichteten, über die Verwendung der Gelder vorläufig zu ſchweigen. — Ich weiß, daß man dieſe gemilderte, von allen frühern abweichende Darſtellungsweiſe jenes Verfahrens der Oberalten verketzern wird; weiß aber auch, daß meine Vorgänger ſich von ihren Quellen, die ſich auf blindlings verurtheilende, zornige Parteimänner zurückführen laſſen, hinreißen ließen, und nicht Ruhe genug behaupteten, den Schein vom Sein zu trennen. — Ehe wir in der Geſchichte fortfahren, bitte ich in die Waagſchale des Unheils die Frage zu legen: mit welcher Macht unterhandelten die Oberalten? — Es war der Kaiſer, der Reichsſtädte älteſter und oberſter Schutzherr, der ſich bei jeder Noth und Gelegenheit Hamburgs Wohlfahrt und Beſtes hatte angelegen ſein laſſen, deſſen Doppeladler im ſtädtiſchen Wappen aufgenommen, ſchon auf die anerkannte Oberherrlichkeit deſſelben hinwies, dem man tributair war, und dem man es allein verdankte, daß nicht Dänemarks Banner längſt auf Hamburgs Thürmen flatterte. Eine ſo vertrauliche Unterhandlung mit jeder andern Macht würde allerdings als Hochverrath anzuſehen geweſen ſein, und wurde es ſpäter gegen zwei vereinzelte Burger mit Recht; eine Staatsgewalt aber, wenn auch nicht die oberſte, doch eine wirklich legitime, konnte bei Schritten wie die geſchehenen, von den rechtlichſten Principien ausgehen und in ihrem Gewiſſen beruhigt ſein, wenn auch einzelne Glieder ſich privatim ihrer Gerechtſame in verwerflichen Ausdrucken überhoben, wie z. B. ein gewiſſer Rentzel, der ſich zu ſagen unterfing: die Oberalten intercedirten nicht mehr bei dem Rathe für die

Bürger, ſondern ſchrieben dem Rathe Geſetze vor. — Wenn wir uns die vielfach betrübenden Vorgänge innerer Zwiſtigkeiten zu einer Zeit erinnern, wo die ganze vereinte und einträchtige Kraft der Burger erforderlich war, den äußern Bedrängniſſen zu begegnen; wenn wir erwägen, daß es dem Rath bisher nicht gelungen war, durch eigene Mittel einen friedlichen Zuſtand herzuſtellen, ſo iſt es denn gewiß, wenn auch gleichwohl nicht als eine That der Weisheit zu rühmen, doch aber auch nicht als ein Verbrechen zu verdammen, wenn man bei dem mächtigen und wohlwollenden Schutzherrn der freien Stadt, Schutz und Hülfe gegen die inneren verderblichen Zerwürfniſſe ſuchte, die, allem Anſcheine der Erfahrung nach, aus eigenen Kräften nicht zu beſeitigen waren. Der Vorwurf nun, daß man, um der vorauszuſehenden Hemmniſſe überhoben zu ſein, geheim zu Werke ging, nimmt ſeine Entſchuldigung aus jener zwar oft angefochtenen, aber in der Politik mehr wie irgendwo anerkannten Tendenz: es heilige der Zweck das Mittel; zumal das hier erwählte Mittel ſchon bei dem zweiten Schritte auf das Gebiet des wohlwollenden Kaiſers führte, dem man wahrhaftig dieſes Mal nicht zum erſten Male um Hülfe anging. — Wir dürfen hinzufügen, daß nicht nur der Rath, ſondern ſelbſt ein großer Theil der Burger milder über das Geſchehene gedacht haben muß, als die gehorſam nachbetenden Chroniſten und jene Gattung von Publiciſten, die eine viel größere Befriedigung im Verdammen als Freiſprechen finden, denn dem ungeſtümen Andringen einiger aus der Bürgerſchaft, das Collegium der Oberalten fiscaliſch anzuklagen, konnte zwar nicht entrathen werden, doch mußte wohl eine Anſicht wie die unſere, auch bei den Unterſuchungsrichtern Wurzel gefaßt haben, denn außer, daß die Beklagten jene entlehnten Gelder aus ihrem Privatvermögen freiwillig wiederum erſetzten, finden wir nur die unerbittlich von den Bürgern geforderte Verweiſung des ſeit 1676 zu Rath erwählten vormaligen Präſes der Oberalten, Nicol. Krull

von der Rathsbank als Folge; dahingegen die übrigen Angeklagten nach und nach, der ärgerlichen Beschuldigung halber, ihre Aemter als Diakone freiwillig ablegten; jedoch wurden, als eine eclatante Satisfaction und Bestätigung unserer Ansicht, nicht nur bald darauf mehrere wiederum zu den abgegebenen Aemtern berufen, sondern einige sogar in den Rath erwählt, folglich mußten sie ohne Makel geblieben sein; der beste Beweis, wie man nach ruhiger Ueberlegung den Handel von einer viel klarern und mildern Seite betrachtet haben muß.

Eben an diesen nunmehr allein Büßenden, seines Amtes entsetzten Rathmann Krull aber knüpft sich jetzt der Faden des Unheils neu an. Noch ehe die Angelegenheit dieses, anderweitig als tuchtig anerkannten Mannes bis zur Katastrophe der Absetzung gedieh, wälzte sich die Masse der Volkswuth gänzlich auf ihn. Er konnte sich nirgends sehen lassen, ohne vom Pöbel, der immer nach dem Schein urtheilt, insultirt zu werden. Man schimpfte ihn laut, drängte und stieß ihn, sang Pasquille vor seinen Fenstern und malte zotige Schandbilder an seine Hausthür (in der Reichenstraße). — Es scheint, als ob diese skandalösen Auftritte den Rath vielmehr als eine wirkliche Ueberzeugung der Schuld, zum Ausschluß ihres Collegen veranlaßt haben, doch wurde solches allein als eine tadelnswürdige Schwäche zu betrachten sein, fugte man nicht hinzu, daß in der Bürgerversammlung vom 15. November 1677 das Collegium der Hundertvierundvierziger ausdrucklich auf die Amtsentsetzung angetragen hätte. — Bei dem bekannten Charakter Krull's und bei seinem Vertrauen auf den kaiserlichen Hof, läßt sich leicht erachten, daß er seine Beschwerde wiederum dort anhängig gemacht habe, und in der That erfolgte in kurzester Frist ein kaiserliches Restript, welches den gemessensten Befehl enthielt, in dem prozessualischen Verfahren gegen Krull sofort einzuhalten. Der Rath hielt es für geeignet, seine darob zu erlassende Einrede mit einem von dem Lic. Pohl-

mann ſorglich abgefaßten Thatbeſtand zu begleiten, worin die Gründe dargelegt waren, die zu der Entſetzung des Ric. Krull Veranlaſſung gegeben, und ein gerichtliches Verfahren gegen denſelben nothwendig gemacht. — Als Antwort auf dieſe am 23. Februar 1678 abgeſendete Schrift, trat Krull mit einem vom 13. September deſſelben Jahres datirten kaiſerlichen Schutz- und Schirmbriefe hervor, dem bald darauf zwei geſchärfte Mandate folgten, die bei namhafter Strafe befahlen, den unſchuldig Entſetzten ſofort wiederum in ſein Amt einzuführen, und jedes gerichtliche Verfahren gegen ihn einzuſtellen. — Da die Burger ſahen, daß Pohlmanns Schrift ſo gänzlich nichts ihnen zuſtändiges erwirkt, beſchloſſen ſie einmuthig, auf eigene Hand eine Deputation nach Wien zu ſchicken, und obgleich der Rath ſolches als ein receßwidriges, und ſeine Rechte beeinträchtigendes Verfahren unterſagte, ſo gaben die erzürnten Burger dennoch ihre Idee nicht auf, beriethen die Sache auch mit dem Rathe hin und her, und dieſer gab endlich dem Drängen nach, einen einzelnen Abgeordneten in der Perſon des Lic. Dauer, im Namen der Bürgerſchaft nach Wien zu entſenden, um daſelbſt gegen Krull zu agiren. — Dieſe Reiſe war indeß, wie ſich voraus ſehen ließ, vergebens, da man ſich am Hofe des Kaiſers ernſtlich weigerte, mit einem ſo illegalen Geſandten in Unterhandlung einzugehen; der arme Lic. Dauer ſtarb noch während der Reiſe aus Verdruß in Nürnberg, und der kaiſerliche Zorn gegen die immer ausſchweifender werdende Bürgergewalt in Hamburg machte ſich in mehrfacher Weiſe erneut fühlbar. Selbſt der Verfaſſer der erſtgenannten Vertheidigungsſchrift, Lic. Pohlmann, hatte ſich die kaiſerliche Ungnade zugezogen, und es traf ein Befehl ein, daß derſelbe die ihm von den Burgern mit 500 ℔ Gehalt übertragene Stadtadvokatenſtelle ſofort niederlegen ſolle, und wurde dem Rathe aufgetragen, über Folgegeben dieſes Befehls zu wachen, bei Strafe von 100 Mark löthigen Goldes. — Der Rath glaubte ſolchem

Befehl nicht widerſtreben zu dürfen, auch fügte ſich Pohlmann willig, die Burger jedoch, einmal den Pfad des Widerſtrebens beſchritten habend, verlangten von ihm, daß er ſein Amt fortfuhre, oder mit Hinterlaſſung des Zehnten ſeiner Habe, die Vaterſtadt binnen drei Tagen meide; worauf denn Pohlmann den fernern Gang der Sache in Ruhe abzuwarten beſchloß. — Alle dieſe Maßregeln von fremder Hand können den Freund der Vaterſtadt nicht anders als mit gerechtem Kummer erfüllen, aber die Unfriedfertigkeit der Bürger hatte nun einmal die Verhältniſſe auf dieſen Standpunkt geführt, und die Schuld war ſo ziemlich uber alle Theile verbreitet.

Wir ſtehen jetzt im Begriff, einen Mann in die Geſchichte einzuführen, deſſen Leben grau in grau zu malen, ſich die Hiſtorie zu einem beſondern Vergnugen gemacht hat, indem ſie ihre Worte mehrentheils den roben und beshaften Bewegungs-Männern jener Zeit vom Munde lauſchte, und unverdaut wieder in die Welt hinaus ſprach. Dieſer Rathsherr und ſpätere Burgermeiſter, Heinrich Meurer, ſpielt eine ſo wichtige Rolle in der Geſchichte unſerer Stadt, daß wir einen gedrängten Abriß ſeines Lebens bis zu dem eigentlichen Beginnen ſeiner Thätigkeit vorauszuſenden uns nicht enthalten mögen.

Heinrich Meurer war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, des Oberalten im Petrikirchſpiel, Hieronymus Meurer. Die Familie geborte zu den geachtetſten der Stadt, aus welcher uns ein Burgermeiſter, ein Syndicus und ein Rathsherr als Zeitgenoſſen unſers Heinrich Meurer namhaft gemacht werden. — Die Familie iſt jetzt völlig aus Hamburg verſchwunden, und ſoll ſich nach der hier gleich nachfolgenden Kathaſtrophe ins Mecklenburgiſche zurückgezogen und da verloren haben. Heinrich Meurer war ein von der Natur mit großem Talent und nebenbei körperlicher Schönheit begabter Mann; er bildete

seine Anlagen zuerst in Hamburg und später auf dem Athenäum in Stade aus; studirte dann in Gießen die Rechtswissenschaft und promovirte 1665 in Straßburg. Hierauf trat er zur Vollendung seiner Bildung eine Reise durch Deutschland, Frankreich, Italien und die Niederlande an, weilte 1667 eine Zeit lang in Speier, um sich mit dem Geschäftsgang des Reichskammergerichts vertraut zu machen, kehrte dann als ein durchbildeter Jurist und Weltmann nach seiner Vaterstadt zurück, um seine Kräfte dem Staate zu widmen, und wurde von seinen Verwandten und allen das Tüchtige ehrenden Mitbürgern mit offenen Armen und großen Erwartungen empfangen. Im Jahr 1670 verheirathete er sich, und zwei Jahre später als Richter ins Niedergericht berufen, wurde er dann am 27. Mai desselben Jahres zum Rathsherrn erwählt.— Man hat diese Wahl später zu einem großen Verbrechen gestempelt, da Meurer zur Zeit derselben noch nicht das 29ste Jahr vollendet hatte, dem Wahlreceß nach aber das 30ste Jahr erst wahlfähig machen sollte. Die ausgezeichnete Fähigkeit des Erwählten mußte indeß so anerkannt sein, und man hatte sicher von dieser Wahl, zur Zeit der innern und äußern Bedrängniß der Stadt, so große Erwartungen, daß sich zur Zeit der Wahl keinerlei Stimmen dagegen erhoben, denn daß gleich anfangs die Oberalten protestirt haben sollen, entbehrt jedes historischen Beleges. Ohne das, nach buchstäblicher Auslegung, constatirte Rechtswidrige jener Wahl in Abrede stellen zu wollen, ist das Factum für die Würdigung Meurers ganz ohne Erheblichkeit. Die Bestimmung des Wahlrecesses ging aus dem Wunsche hervor, nur gereifte, tüchtige Männer zu den Lenkern des Staates befördert zu sehen, und diese Absicht war hier im vollsten Maße erfüllt. So dreht sich der ganze Streit um eine Formfrage, und ebensowohl könnte man in dem Fehlen von 24 Stunden an der gesetzmäßigen Zeit, als in 13 oder 14 Monat ein Verbrechen finden, und diese Anklage wurde auch, wie gesagt, erst zu einer Zeit angeregt, als man

nach Geißeln ſuchte, dem Angefeindeten wehe zu thun. — Daß man nun, um die Straffälligkeit in ein noch grelleres Licht zu ſtellen, behauptete, es ſei, um die Wahrheit zu verhüllen, das Taufbuch bei Seite geſchafft worden, iſt eine Abſurdität, da ein Taufbuch jeden Augenblick zur Ausfertigung von Documenten gebraucht werden muß — (es ſei denn, daß Meurer ein eigenes für ſich gehabt hätte) — auch darf der Behauptung unſers um die Reviſion des Meurerſchen Prozeſſes hochverdienten Zeitgenoſſen, Bürgermeiſter Bartels, wohl Glauben geſchenkt werden, wenn er verſichert, daß Taufbuch exiſtire noch und habe beim Niederſchreiben erwähnter Nachricht vor ihm auf dem Tiſche gelegen. Jedenfalls könnte man die Schuld nur den Wählern, nicht ihm aufbürden, da Nichtannahme einer Rathswahl Verbannung aus der Stadt nach ſich zieht. — Nach dergleichen Beſchuldigungen weiß man auch ſchon, was man von ähnlichen Behauptungen zu halten hat, z. B. daß er als Richter (Prätor) ungeheuern Reichthum erworben haben ſolle, und der Beſtechlichkeit bei Vergebung von Aemtern zugänglich geweſen wäre. Letztere Beſchuldigung mag ſeinen Grund in der damaligen Sitte haben, daß die Mitglieder des Raths bei Verleihung von Staatsämtern (Stellen), von den Beförderten ein Geſchenk für die bewieſene Gunſt erhielten, was ihnen zwar bei ihrem unverhältnißmäßigen Gehalt von 1000 oder 1200 ℔ jährlich wohl zu gönnen, jedoch keineswegs zu loben iſt, da ſo etwas nicht nur leicht in Verkäuflichkeit ausarten konnte, ſondern auch von vorne herein den Charakter der Beſtechlichkeit an ſich trug. In die Waagſchale dieſer, den Charakter der Klatſcherei an ſich tragenden Beſchuldigungen legen wir als Gegengewicht das Urtheil eines Zeitgenoſſen, des Profeſſors der hebräiſchen Sprache am Gymnaſium, Eberhard Anckelmann, der über Meurer ſagt: „Als Prätor hatte er Gelegenheit, die bewunderungswürdige Schärfe ſeines Verſtandes, ſeine Gelehrſamkeit, ſeine Klugheit und ſeine faſt unglaubliche Arbeitſamkeit zu zeigen.

Alle rühmten es ſehr, daß er in einer kurzen Zeit viele Sachen durchſchauen und befriedigend aburtheilen konnte".

Bedenken wir nun, welchen Zuſtand der Dinge Meurer bei ſeinem Eintritt in den Senat vorfand; erinnern wir uns der Auftritte der ſchnödeſten, eigenſinnigſten Bürgerwillkuhr, die ſichs nun einmal in den Kopf geſetzt hatte, dem Rath in allen erdenklichen Dingen zu opponiren bei jedem Widerſtreben, ihren einſeitigen Anſichten nachzugeben; einzelne Glieder unter die Krone zu rufen und wohl gar abzuſetzen, ſo läßt ſich nicht nur leicht erachten, wie ein energiſcher durchbildeter Charakter wie Meurer, ſolche rechtloſe Willkuhr angeſehen und ſich dagegen mit Eifer aufgelehnt, ſondern auch wie hieraus gar bald eine feindliche Stimmung ſich über die ſtarrköpfigen Opponenten und weiter über die ganze irregeleitete Bürgerſchaft verbreitet haben wird.

Dieſen Standpunkt mußten wir gewinnen, und bitten den geneigten Leſer, ihn feſt zu halten, um die kommenden Ereigniſſe nach ihrem wahren Werthe darnach abſchätzen und würdigen zu lernen, wobei indeß überdem noch wohl zu berückſichtigen, daß nicht alle Glieder des Rathskollegiums, ja leider nur zu wenige Meurer's kräftige Geſinnungen theilten, keiner aber an intellektuellen Fähigkeiten ihm ebenbürtig war, und leider Manche aus Furcht oder anderen Schwächen der Umgarnung der Freiheits- und Gleichheits-Schreier nicht entgingen, und dem Senat daher die in ſo verfänglichen Zeiten doppelt wichtige Energie ermangelte. — Dieſe Energie zeigte Meurer vor allen Dingen in der Krullſchen Angelegenheit, wo er ſeinen Collegen und faſt allen Bürgern zum Trotz, nicht nur die Sache des Abgeſetzten aus einem weit milderen Lichte als Andere betrachtete, ſondern ſich auch nicht enthielt, ſeine Meinung überall, ſelbſt auf die Gefahr hin, für ſeine Ueberzeugung zum Märtyrer zu werden, öffentlich auszuſprechen.

Der eigentliche Zeitpunkt des beginenden Märtyrerthums war das Jahr 1676, in welchem Meurer, bald nach Antritt des Prätor-Amtes, dem versammelten Senate das Privatschreiben eines mit ihm persönlich befreundeten Canzlers Schütz aus Celle vorlegte, in welchem ihm confidentiell gemeldet wurde; daß eine Regulirung der verschiedenen Linien der braunschweig-luneburgischen Fürsten bevorstehe, wobei hamburgische Interessen von großer Wichtigkeit erörtert werden wurden; z. B. uber die freie Elbschiffahrt, den Stader Zoll und die Verhältnisse des Domstiftes in Hamburg. Da man nun die Wichtigkeit des hamb. Handelseinflusses auf die dortige Wohlfahrt nicht verkenne, so würde man die diesseitigen Wünsche gerne vernehmen und so viel möglich berücksichtigen.

Bei der Eifersucht anderweitiger Höfe auf Hamburgs Freundschaft, genehmigte der Senat den Vorschlag Meurers, vorläufig, ohne Aufsehen zu erregen, in Horneburg eine Unterredung mit dem Canzler Schütz zu verabreden; bei dessen Stattfinden dieser dann dem Senator eröffnete, wie die fürstlichen Herren in den Vorschlag eingegangen, Hamburg zu sondiren, und deshalb der geheime Rath v. Münchhausen ihren Besprechungen beiwohnen werde. — Bevor indeß diese Statt fanden, verlangten die celliſchen Abgeordneten ausdrücklich das Versprechen eines vorläufigen Geheimhaltens der Verhandlungen gegen die Bürgerschaft, wahrscheinlich, da man dessen Schwatzhaftigkeit um Dänemarks halben fürchtete. — Meurer glaubte es dem Wohle Hamburgs schuldig zu sein, diese Verschwiegenheit zuzusagen, da die glückliche Führung der wichtigen Verhandlungen davon abhängig war. — Hierauf wurden folgende Punkte als zu denselben vorliegend genannt: 1) Es solle Stade dem Herzog von Celle zufallen. 2) Ob der dortige Zoll in der bisherigen Höhe oder erniedrigt, ob er für einen Fürsten allein oder unter mehreren getheilt, erhoben werden solle? 3) Ob in Glückstadt überhaupt ein neuer Zoll, oder mindestens für

einige Zeit zur Deckung aufgewendeter Koſten zu geſtatten ſei. 4) Ob die Inſel Krutſand Dänemark, gleicherweiſe ob demſelben ein Uferdiſtrikt von Freiburg bis Ritzebüttel, und ein anderer Diſtrikt in der Richtung der Weſer, Carlsberg nebſt Zubehör, zufallen ſolle. 5) Wem die Jurisdiction über das hamb. Domkapitel und deſſen Einkünfte in Zukunft zu überlaſſen ſei?

Dieſe Punkte wünſchte man mit Hamburg zu erörtern, bemerkte auch, daß ſich in Folge der Regulirung eine zeitweilige militairiſche Beſetzung hieſiger Diſtrikte als nothwendig herausſtellen könnte.

Meurer ſendete mit dieſem Punkte dem Senat zugleich ſeine Meinung darüber ein, und bemerkte unter anderm am Schluß: daß hinſichtlich des Domkapitels Geldopfer unvermeidlich wären; auch rieth er zu einer Aufmerkſamkeit gegen die fremden Fürſten „durch Verfriſchung" (eine Gabe) an Leckereien, nebſt 200 Dukaten für die Gemahlin eines von ihm genannten auswärtigen Unterhändlers.

Die Fürſten verlangten ausdrücklich, daß ſelbſt der Schein einer Zuratheziehung der Stadt vermieden würde, und der Rath beſchloß demnach — da es ſich doch auch um Geldmittel handelte — mindſtens die Oberalten von der Sache in Kenntniß zu ſetzen. Meurer bekam den Auftrag dieſes ins Werk zu richten, und jenes Collegium war nicht nur völlig einverſtanden mit dem Geſchehenen und Beſchloſſenen, ſondern dankte auch ausdrücklich für die patriotiſche Fürſorge, erbat ſich aber eine Abſchrift der Meurer'ſchen Relation. — Hierauf wurde nun noch die Cämmerei zu einer vertraulichen gründlichen Berathung herbeigezogen, dann eine Inſtruction entworfen, und Meurer nebſt dem Syndicus Garmers als Abgeordnete nach Horneburg geſendet. — Die, ganz im Intereſſe Hamburgs und mit Berückſichtigung beſtehender Verhältniſſe abgefaßten Vorſchläge fanden die geneigteſte Aufnahme, zumal Hamburg im

Artikel 5 der neuen Verhandlung für die Realiſirung ſeiner Wünſche eine Summe von 300,000 Mark zu zahlen verſprach; doch wurde jenſeits begehrt, ein Drittheil als Vorſchuß zu erhalten, mit Bedingung der Rückzahlung, falls die Anordnungen nicht wie erwünſcht zu Stande kämen, wogegen einiges, Ritzebüttel und das Domkapitel betreffend, ſofort feſt abgemacht wurde. Der Artikel waren überhaupt ſieben, und wir haben den letzten als denjenigen zu betrachten, wegen deſſen man H. Meurer zuerſt einen Staatsverräther zu nennen ſich erdreiſtet. — Der Inhalt deſſelben lautet in Kürze dahin, daß, wenn Hamburg von irgend einer Macht gewaltthätig ſollte angegriffen werden, die genannten Herzöge, dem Kaiſer und den Reichsfürſten zum Beſten, die Stadt bei ihren alten Rechten ſchützen, auch wenn Hamburg nicht ausreichende Macht haben ſollte, auf Begehren des Raths mit 1200 Mann Fußvolk und 300 Reiter, oder auch noch mehr, zu Hülfe ziehen wollten. — Eine Anfrage, was für ſolche etwa zu leiſtende Hülfe zu zahlen, lehnten die Herzöge vorläufig ab, zu beantworten. — Dieſer Artikel wurde ſpäter noch mehrfach, jedoch in durchaus keinem verfänglichen Sinne, ſondern nur zu Hamburgs Beſten, commentirt und befeſtigt, und aus Allem leuchtet ſowohl der patriotiſche Scharfſinn des beauftragten Rathsgliedes, als ein ungeheucheltes Wohlwollen der Fürſten hervor, etwa wie wir es in neueſter Zeit bei der Brandkataſtrophe von unſeren fürſtlichen Nachbaren zu unſerer Freude erfahren haben. Dennoch hat man Meurer eben wegen Abſchluß dieſes Schutz-Vertrages der infamſten Verrätherei angeklagt, und ſelbſt unſere publiciſtiſchen Zeitgenoſſen, obgleich mit ganz anderen Grundſätzen vertraut geworden, haben ſich nicht geſchämt, in ſolchen Ton gemeiner Volksaufwiegler einzuſtimmen. — Die Beſchuldigung aber lautete, trotz der bündigſten Ausdrücke, dahin: es habe der Rath ſich für den Fall einer Differenz mit den Bürgern, der auswärtigen Hulfsvölker verſichert, um die Alleinherrſchaft an ſich zu reißen; worüber

der Senat im Jahre 1686 eine ausdrückliche Erklärung, die keinen Schatten eines Verraths auf Meurer ruhen läßt, drucken und publiciren ließ. Auch bewilligte ja die Cämmerei die zu jenem Tractate nothwendigen Gelder, wie auch anderweitige Summen dafür bezahlt wurden, daß Celle die von Hamburg zu stellende Mannschaft zu den Reichstruppen übernahm, was das unwissende Volk als Subsidien ausschrie, die man um jener unterschobenen Zwecke halber gezahlt haben sollte.

Der eigentliche Ausbruch der hier erwähnten Beschuldigungen Meurers gehört freilich erst einer etwas späteren Zeit an, jedoch liefen schon jetzt die nachtheiligsten Gerüchte, die der Unschuldige verachtete, über ihn um; man hielt ihn für einen Mitanstifter neuer kaiserlicher Mandate, da er — wie erwähnt — die Partei des vom Rath entsetzten Krull hielt, und inmitten dieser Gährung, im Jahre 1678, wurde Meurer zugleich mit Herrn Schaffshausen zum Nimweger Friedens-Congreß abgesendet, auf welchem zu seiner Freude alle von ihm ausgegangenen Vorschläge von 1676 in Erfüllung gingen, und er somit sich seiner Vaterstadt als ein, des segensreichsten Andenkens würdiger Patriot bewährte, statt dessen man ihm aber papierne Schandsäulen errichtet hat.

Während des Nimweger Congresses starb der älteste Bürgermeister, Jarre; Meurer wurde an dessen Stelle wieder erwählt, doch trat er erst nach seiner Heimkehr, 1679, das Amt an. — Diese Wahl erregte große Bestürzung unter den ihm feindlich gesinnten Bürgern, und man darf nicht darüber erstaunen, daß ihm wiederum falsche „Praktiken“ zur Last gelegt wurden, durch welche er die erlangte Würde erstrebt haben sollte. Diese Angaben sind indeß zu läppisch, als daß man dieselben, als eine Klatscherei, weiter beachten sollte; dagegen darf nicht verschwiegen werden, daß man sich nicht entblödete, laut über Maßregeln, selbst die gewaltthätigsten, zu reden, durch die man ihn seines Amtes wiederum

verluſtig zu machen gedachte. Beiläufig erwähnen wir auch der Beſchuldigung, als habe der Verhaßte bereits Münzen mit ſeinem Bildniß prägen und vertheilen laſſen, woraus man das Trachten deſſelben nach der Souverainität erweiſen will, obgleich dieſe Münzen nichts als die längſt gebräuchlichen Wahl-Münzen waren, die er eben ſowohl wie Andere zu prägen und zu vertheilen berechtigt war, wie ſolches vor und nach ihm von andern Bürgermeiſtern geſchehen.

Schon im Jahre 1676 hatte Dänemark ein ſtarkes Lager von 17,000 Mann bei Ottenſen, Eimsbüttel und Barmbeck bezogen, wurde jedoch in Folge des Traktates mit Celle durch Einlegen dortheriger Truppen in Vierlanden in Schach gehalten. 1679 erneuerte ſich das Kriegsſpiel, indem Dänemark die wiederum in Anregung gebrachte alte Huldigungsſache mit elf auf die Elbe gelegten Kriegsſchiffen und zahlreichen, vor Hamburg lagernden Truppen unterſtützte. Die Anweſenheit abermals zu Hülfe geſchickter celliſch-lüneburgiſcher Truppen konnte die viel ſtärkeren Dänen diesmal nicht ſchrecken, zumal die Elbe blockirt war. Jeder Verſtändige ſah ein, daß hier eine gütliche Ausgleichung der Gewalt vorzuziehen ſei, und es gingen daher hamburger Deputirte ins däniſche Lager ab, in Folge deſſen am 1. November 1679 in Pinneberg ein ſogenannter Interims-Receß abgeſchloſſen wurde, laut welchem der Abzug der feindlichen Truppen für 220,000 Thaler erkauft wurde, wie ſolches oft zuvor geſchehen war, ohne daß man ſich erdreiſtet hat, eine derartige Handlung einem einzelnen Rathsgliede als Staatsverrätherei aufzubürden, wie es doch dieſes Mal zur Schmach der hamburgiſchen Geſchichte in Chroniken zu leſen, obgleich Meurer, dem hier ein ſchandhafter Unterſchleif und Fürſtendienerei aufgebürdet wird, ſich zu jener Zeit noch in Nimwegen befand, folglich weder Gutes noch Böſes in den Verhandlungen bewirken konnte. Wir erinnern noch einmal: nach ſolchem Factum die übrigen Phantaſieſtücke der ſchändlichſten Anklage zu würdigen, die

ſogar wiſſen will, daß Meurer „ſeine Krallen in das Herzblut Hamburgs geſchlagen.“

Alle dieſe Dinge gingen der Krull'ſchen Angelegenheit voraus, und wir kehren nunmehr zu dem Zeitpunkt zurück, wo dieſelbe zwiſchen Wien und Hamburg eine unausgeſetzte Verhandlung zu Wege brachte, wobei der kaiſerliche Geſandte v. Rondeck nicht müſſig war, die Angelegenheit nach ſeiner Weiſe zu betreiben, und daher Befehle über Befehle eintrafen, Krull in ſeine Rathswurde wiederum einzuſetzen. Der Senat war dazu geneigt, doch ſträubten ſich die Bürger hartnäckig, und ließen ihre Sache gegen jenen durch den Licentiaten Pohlmann betreiben; auch war eben auf ſeinen Vorſchlag der ſchon genannte Dauer als Abgeordneter nach Wien geſendet und dort abgewieſen worden.— Im December 1682 ging nun, in Folge Referate der Krull'ſchen Partei ein kaiſerl. Befehl ein, daß dem Licentiaten Pohlmann der Beſuch der Bürgerſchaftsverſammlungen unterſagt ſei und man ſich ſeiner Perſon bemächtigen ſolle, ſofern er ſich der Aufhetzerei nicht begäbe. — Die Bürger proteſtirten gegen die Vollziehung dieſes Befehls; der Rath ſchwankte unſchlüſſig hin und her, ließ ſich ſogar, wie ſchon erwähnt, bewegen, den Licentiaten Pohlmann zum Advokaten der Stadt gegen Krull, und mit 500 Rthlr. Gehalt ſelbſt zum Syndicus zu ernennen; die Gährung nahm zu, und ſo konnte es nicht befremden, daß ſich im Sommer 1683 eine kaiſerliche Commiſſion zur endlichen Ausgleichung des inneren Unfriedens meldete, und unerachtet der Vorſtellung dieſſeits, daß dazu kein eigentlicher Anlaß vorhanden wäre, die Abgeordneten des Herzogs Georg Wilhelm von Lüneburg-Celle und der Stadt Bremen im Januar 1684 erſchienen und den Bevollmächtigten des Senats und den Hundertvierundvierzigern ihre Inſtruction und Vorſchläge übergaben. — Die Bürger ſchäumten vor Wuth, ließen ſich jedoch von dem vermittelnden Rath, um die Haupturſache fremder Einmiſchung zu beſeitigen, bewegen, Krull in ſeine Rathswürde wiederum

einzusetzen, von da ab aber seinen Proceß beim Niedergericht weiter zu führen, und da dies geschehen, konnte man sich mit gutem Fug die kaiserliche Commission verbitten, worüber aber einer der cellischen Abgeordneten, Herr Geheimrath Heyland, sich so erboßte, daß er die Bürger Fetthöker und Blechkrämer schalt, in Blanco ausgefertigte Strafbefehle vorzeigte, und die Stadt mit seiner Rache bedrohete. Wir müssen hierbei erwähnen, daß die Ernennung dieser Commission eigentlich eine Folge des Auftretens von mehrerwähntem Dauer in Wien war, da man eben hieraus, und weil er von den Bürgern, nicht vom Rathe, dem gesetzlich allein die Sendung von Abgeordneten zustand, beauftragt erschien, mehr als wirklich auf eine weit eingerissene Spaltung in den hiesigen bürgerlichen Verhältnissen schloß. — Beiläufig sei noch erwähnt, daß Dauer außer den officiellen, auch noch geheime Aufträge gehabt und Verbindungen in Wien angeknüpft haben muß, da man 42, auf Schleichwegen erhaltene Abschriften von Berichten, die der hiesige kaiserliche Gesandte von Rondeck an seinen Hof gesendet, theils unter den noch nachgelassenen Papieren fand, theils hatte er sie seinen Committenten hieselbst eingeschickt. — Diese von einem kaiserl. Reskript erpraktisirt genannten Schriften waren es, die für den Bürgermeister Meurer später ein so unheilvolles Verhängniß herbeiführten. — Uebrigens erfährt man, daß Dauer in Wien eine Verbindung mit dem dänischen und churkölnischen Geheimenrath F. Meyersheimb anknüpfte, der ihm die fraglichen Schriften in die Hände praktisirte.

Wir müssen nun, da wir so oft summarisch von den „Bürgern" gesprochen, auf einige Personalitäten derselben eingehen, da sich denken läßt, daß auch diese Corporation, wie gewöhnlich, von einigen vorzüglichen Organen geleitet worden sein wird. — Außer dem schon erwähnten rabulistischen Licentiaten Pohlmann war nun noch ein zweiter Rechtsgelehrter, ein Dr. Schultze, Sohn des Bürgermeisters, bei

dem jetzt erst recht beginnenden Werke der Finsterniß thätig. In der Bürgerschaft selbst aber hatten sich längst zwei Männer aufgeworfen, deren Charakter wir im Verlaufe dieser Geschichte näher kennen lernen werden. Der eine, Hieronymus Snitger, ein Kaufmann, nicht ohne alle Bildung und mit den Stadtsachen einigermaßen bekannt; der andere, Cord Jastram, ein heruntergekommener Färber, wird uns als ein in höhern Dingen unwissendes, rohes und jähzorniges Individuum geschildert. Beide hatten ihr Vermögen verloren und gedachten sich bei den Irrungen und Unruhen zu restauriren. — Mit einer kecken Dreistigkeit mischten sie sich in alle, auch verfassungsmäßig der Bürgerschaft nicht angehende Sachen; sprachen von jeder, nicht von ihnen ausgehenden Maßregel verächtlich; erregten dadurch allgemeines Mißtrauen gegen den Senat; änderten despotisch die nützlichsten Einrichtungen, und nannten sich in der Folge selber: „Väter des Vaterlandes, Vertheidiger der unterdrückten Freiheit, Erhalter der Privilegien," ja sogar „schützende Götter."

Es war aber zur Zeit der Anwesenheit obgedachter Commission, als die Partei, von welcher obige Männer als Häupter zu betrachten, eins wurden, Meurer zu verderben, da er allein der energische Mann im Senat war, der sich ihren Umtrieben entgegenstemmte; da man aber in den Rondeck'schen Briefen keinen direkten Schuld-Beweis gegen ihn fand, so kam man auf eine andere Manipulation, denn die beiden genannten Burger hatten beschlossen: „Ihre Füße nebeneinander zusetzen, und so viel Schuld zusammen zubringen, daß Meurer aus Hamburg müsse." — Es wurde deshalb in versammelter Bürgerschaft von Beweisen geredet, die man in der Tasche habe, aber nicht öffentlich vorzeigen könne, wenn sie aber einst zum Vorschein kämen, wurden sie einen Hochverrath erweisen, der Galgen und Rad verdient habe." Was die Herren abgehalten haben sollte, solche Beweise vorzulegen, im Fall sie wirklich existirten und sie im Besitz

derſelben geweſen, iſt nicht wohl abzuſehen, indem man ſich ja nur legaler Waffen zur Erreichung einer heißerſehnten Abſicht bedient haben würde. — Da man indeß ſpäter auf Vorlegen ſolcher Beweiſe — ſie werden in den Proceß-Acten „Sackbeweiſe“ genannt — drang, ſo wurde erwähnt, man habe ſie 20 Bürgern in der Bürgerſchaft vorgezeigt, und da dieſe wie Pagoden mit den Köpfen nickten, ſo galt die Exiſtenz der Beweiſe als factiſch. Dennoch iſt gewiß und aus ſpäteren Ausſagen der beiden Verbündeten erwieſen, daß nie eine eigentliche legale Deputation zur Einſicht jener ſogenannten Sackbeweiſe ernannt wurde, und nie eine Einſicht wirklich geſchehen, wie ſolches denn auch nicht möglich war, da außer der von Rondeck eingeſchickten Relation nichts exiſtirte, und dieſe keine Beweiſe gegen Meurer enthielt, Jaſtram aber ſpäter ſelber geſtand, daß er nie etwas Anderes als ſolche in der Taſche gehabt, nichts von einer Exiſtenz anderer Beweisſchriften wiſſe, und man ihn mißverſtanden haben müſſe; er habe nur die Rondeck'ſchen Berichte gemeint, eine Thatſache, aus welcher man ſchon von vorneherein auf den Charakter der vielgerieſenen Leute ſchließen darf. Alle Behauptungen älterer und neuerer Chroniſten von einer Exiſtenz Meurer'ſcher Original-Briefe ſind Erfindungen; es wurde zwar ſeiner Zeit viel davon geredet, aber nichts deutet auf eine wirkliche Exiſtenz derſelben hin.

Sobald dieſe Rondeckſchen Berichte eingelaufen waren, wurden ſie bei verſammelter Bürgerſchaft von Snitger und Jaſtram unter der Krone, während 4 Stunden Zeit, öffentlich verleſen, und es beſtand der Inhalt, wie ſich denken läßt, aus einem genauen Referat der hieſigen Vorgänge, wobei Meurers Name einige Male, wie es nicht anders ſein konnte, mit unterlief, da derſelbe eine zu wichtige Rolle in der Tagesgeſchichte ſpielte, doch ging durchaus keine, Anklage begründende Tendenz aus ſolcher Erwähnung hervor; indeß war dies doch ſeinen Feinden genug, um Verdacht zu erregen, und

Verdacht bei den Parteiführern wiederum ausreichend, ihn ſchuldig zu finden. Hieher gehört auch die Beſchuldigung, daß Meurer mit den Abgeordneten der kaiſerlichen Commiſſion (Subdelegirten) ſollte perſönlich geredet haben, was auch nicht in Abrede geſtellt wurde, da Meurer unter ſeinem Raths-Präſidat gern die fatale Angelegenheit friedlich beſeitigt hätte, wozu er perſönliche Unterredung für nützlich und nothwendig erachtete. — Was lag Verbrecheriſches darin? — Ein Unbefangener konnte eben ſo wohl die Beweiſe des reinſten Patriotismus darin finden, und wie würde man heute ſo etwas beurtheilen? —

Nachdem der Geheimerath und Vicekanzler des Herzogs von Celle faſt ein Vierteljahr vergebens hier geweſen war, drang er mit großer Entſchiedung auf endliche Einleitung der Verhandlungen, und der Rath beabſichtigte, den Antrag nach vorheriger Beredung mit den Collegien erbgeſeſſener Burgerſchaft am 3. März 1684 vorzulegen, mit welchem Tage dann ein, alle Geſetze der Juſtiz wie der Moral mit Füßen tretendes Proceßverfahren gegen das erwählte Schlachtopfer derroheſten burgerlichen Willkühr begann.

Als der Rath ſich, wie gebräuchlich, erkundigen ließ, ob die verfaſſungsmäßige Anzahl von 200 Burgern beiſammen wäre, entgegnete man: ſie ſei es, doch wünſche man zu wiſſen, ob auch der Rath complet ſei, und ſonderlich die Bürgermeiſter anweſend? — Der Senat beantwortete die unberechtigte Frage, um die Verhandlung nicht aufzuhalten, dahin: daß nur 2 Bürgermeiſter anweſend, da Schroder und Meurer ſich wegen Krankheit und Unpäßlichkeit hätten entſchuldigen laſſen. — Die Bürger erklärten, ohne Anweſenheit des letzteren keine Verhandlung beginnen zu können, er müſſe erſcheinen. — Der Senat, in wunderbarer Lammesgeduld, fügte ſich auch dieſem Begehren, und ſendete einen Boten zu Meurer, der ihn aber krank im Bette liegend antraf, worauf die Bürgerſchaft, hiervon unterrichtet, auseinanderging.

Als dieselbe am 5. März wiederum versammelt und Meurer anwesend war, erfolgte auf die obige gebräuchliche Anfrage diesmal der Bescheid, sie wünsche die Proposition des Raths aufgehoben, bis der Bürgermeister Meurer zuvor in die Versammlungshalle (Gehege) aufs große Rathhaus getreten sei, indem ihm etwas aus dem Protokolle vorzulesen wäre. — Einrede des Senats: daß so etwas mit der Verfassung streite, auch die Dringlichkeit der Propositionen keinen Aufschub gestatte, blieb unbeachtet, und Meurer erklärte sich bereit, vorbehältlich der Verfassungsrechte, ausnahmsweise der Bürger Wunsch zu erfüllen, und als der Senat nur unter dieser Bedingung darein gewilligt, auch beschlossen, daß zwei Senatoren Meurer begleiten sollten, wurde dieser Beschluß den Bürgern mitgetheilt. — Die Bürgerschaft verwarf indeß die Klausel, auf den Receß von 1562 hinweisend, und verbat sich auch die Begleitung. — Mehrfaches hin und her verhandeln führte zu keinem günstigen Resultat, und die Burger erklärten, wenn ihrem Verlangen nicht gewillfahrt werde, gegen Meurer in contumaciam zu verfahren. Jetzt wurden zwei Rathsglieder als Deputirte abgesendet, welche mit Vorlesung des Artikels 78 des Recesses von 1603 bewiesen, wie rechtswidrig das Verfahren der Burger sei, und riethen zur Ruhe und Eintracht. Alles war vergebens. Genannter Artikel, welcher besagt: es dursen Klagen gegen ein Rathsglied nur vor versammeltem Rathe anhängig gemacht werden — behauptete man, passe nicht hierher, da von Untreue gegen die Stadt die Rede sei; wenn Meurer nicht erscheine, werde man sofort in die Kirchspiele treten und in contumaciam gegen ihn erkennen. — Als Meurer das Wort Untreue vernahm, bemächtigte sich seiner ein heftiger Zorn, er ließ sich nun nicht mehr halten, und eilte in die Bürgerschaft; der Protonotar folgte ihm, um das Protokoll zu fuhren, wurde aber ebenfalls zurückgewiesen. — Man führte Meurer nun sofort unter die Krone, und wurden ihm daselbst 23 Anklage-

Artikel vorgeleſen. Als der wortführende Bürger ihm hierauf einige verbindliche Worte über ſein Erſcheinen geſagt, nahm Meurer beherzt und freiwillig das Wort, bemerkend: wie es ihm erwunſcht ſei, endlich eine Gelegenheit gefunden zu haben, ſich uber einen langjährigen ungerechten Verdacht auszuſprechen, und davon zu reinigen. Er verbreitete ſich dann umſtändlich über die fraglichen Beſchuldigungspunkte bezüglich der Krullſchen Angelegenheit, gab ſeine freimüthige Anſicht daruber und ſchloß mit einer Darlegung ſeiner Geſinnungen gegen die Stadt und uber die eingeſchlagenen Wege, deren Beſtes zu fördern. — Hierauf erfolgte nun eine ſpecielle Vernehmung über die 23 Punkte, die man größtentheils aus den Rondeckſchen Berichten combinirt, theils aber auch aus hieſigen Vorgängen und darauf baſirte Verdachtgrunde mühſam und nicht ohne den Charakter der Klatſcherei, ziemlich ſchlau aufgeſtellt hatte. Es möge die ſpecielle Anführung der Fragen, Antworten und Bemerkungen der Kurze halber unterbleiben, und nur bemerkt werden, daß Rondeck in gewöhnlicher Manier der Geſandten, ſich bei ihren reſpectiven Höfen wichtig zu machen, ſeinen, aus den verſchiedenſten Quellen entſprungenen Data einen Anſtrich des Officiellen zu geben gewußt, woraus man auf directe Mittheilung aus dem Senat ſchließen zu dürfen ſich fur berechtigt hielt, und weiter nun auf Meurer als den Zuträger rieth. Es geht ferner aus den Antworten Meurer's hervor, daß, obgleich er die directen Klagpunkte und darauf begrundete Schuld als lugenhaft zurückwies, er dennoch der Anſicht geweſen und noch war: es könne der Friede und die Aufrechthaltung der Verfaſſung nur durch Kaiſerlichen Einfluß vermittelt werden, und daß er ſich alle mögliche Mühe gegeben, dieſes auf eine möglichſt milde und gütliche Weiſe ins Werk zu richten. Ob die dazu angewendeten Mittel immer ſtreng nach den Anſichten der Bürger gewodelt geweſen, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen; gewiß aber iſt, daß er der Stadt Beſtes dabei immer ſtreng

im Sinne hatte, und die Berechtigung der kaiſerlichen Oberherrſchaft zur Einmiſchung keinen Augenblick in Zweifel zog, ſo wenig wie man heute bei ähnlichen Zerwürfniſſen die Competenz des deutſchen Bundes in Abrede ſtellen würde, wenn auch einzelne kurzſichtige Bürger auf ihre republikaniſche Freiheit pochen ſollten. — Jeder Schein einer Schuld wurde übrigens mit rabuliſtiſcher Sophiſtik als Verbrechen ausgelegt, und es war umſonſt, daß der ſo geſetzwidrig Inquirirte am Schluß noch einmal ſeine Geſinnungen und ſeine Handlungsweiſe vertheidigend ins Licht ſtellte, und ſich bemühte, eine Ausſöhnung herbeizuführen. Er wurde genöthigt, in ein Seitenzimmer abzutreten, die Bürgerſchaft berieth ſich, und legte dem hierauf wieder Vorgerufenen das Memorial eines in Wien anweſenden Agenten, Knopf, vor, indem man mit Beziehung auf ſein Ableugnen mehrerer Schuldpunkte, bemerkte, dieſes ſei wohl geeignet, ſeinem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen. Meurer las es laut vor, und erwiderte, daß es verfälſcht ſein muſſe, und ihm Zeit geſtellet werden möge, im Reichshofraths-Protokoll die behufige Auskunft zu finden. Hierauf durfte er in den Senat zurücktreten, denn das Gewebe der Bosheit ſchien noch nicht fertig.

Es läßt ſich denken, daß dieſer durchaus illegale Schritt die Aufmerkſamkeit der in der Stadt anweſenden Commiſſionsherren erregen mußte, und dieſe an ihre Stellen darüber berichteten; auch erfolgte ſofort ein ſcharfes Vorwurfsſchreiben des Herzogs von Celle, worin er die beiſpielloſe Frechheit der Bürger in ihr gehöriges Licht ſtellte, den Zuſtand als einen anarchiſchen ſchilderte, die ſchlimmen Folgen davon andeutete, und ſchließlich die ſo ſchnöde behandelten Subdelegirten abrief. — Die Stadt gerieth darüber in die furchterlichſte Gährung; die ruhigen erwerbfleißigen Bürger zitterten und dennoch fuhren die Verblendeten in ihrem aufrühreriſchen Treiben fort. — Am 10. März nämlich rief der Senat abermals die Bürger zu-

ſammen, und ſtellte ihnen in eindringlicher Weiſe die übeln Folgen ihres Verfahrens vor, ſchilderte bewegt das zu erwartende Unglück der Stadt, und bat um Einſtellung eines ſo geſetzwidrigen Verfahrens. Vergebens! auf Jaſtrams Anreizen nahm man die Inquiſition wieder auf und rief abermals vier Mitglieder des Senats zur Abhörung vor, ein Geſchäft, das bis tief in die Nacht währte, worauf man dann erklärte, daß von gütlicher Ausgleichung keine Rede ſein könne, und der Commiſſion mitzutheilen ſei, daß man ihre Anweſenheit in Hamburg nicht länger wünſche.

Mittlerweile hatte Rondeck über letztere, aus den Dauerſchen Papieren hervorgezogene Prozedur nach Wien berichtet, und man war daſelbſt über die Entwendung der gedachten Briefe höchlig erboßt, auch erfolgte ſofort ein kaiſerliches Reſcript, worin die beiden Anführer Jaſtram und Snitger zu fordern, und dieſelben zu inquiriren anbefohlen wurde, auf daß ſie bei nahmhafter Strafe ausſagen möchten, wie, durch wen und für welchen Preis ſie die Schriften erhalten hätten, damit man die gerühmten hohen Patrone in Wien kennen lernen möge; im Weigerungsfalle ſollten ſie arretirt und im Wege Rechtens gegen ſie verfahren werden. — Der Senat war in großer Verlegenheit, theilte den Hundertvierundvierzigern das Reſcript und die Meinung mit: die Hand möglichſt aus dem Spiele zu halten, und Jaſtram und Snitger zu vernehmen, und zu hören, was ſie zu ihrer Entſchuldigung dienliches anzuführen hätten, um darnach die Antwort nach Wien einzurichten. — Die Hundertvierundvierziger waren damit einverſtanden, wünſchten jedoch, daß die Bürgerſchaft deshalb zuſammenberufen werde. So geſchah es am 5. Juni 1684, und der Rath beklagte ſich bitter über die beſtehenden Händel, über die nachtheiligen Gerüchte und bat, ſo man wirklich Beweiſe gegen einzelne Rathsglieder in Händen hätte, ſie doch vorzulegen, damit endlich Licht in die Sache käme. — Dieſes würdige und vertrauungsvolle Benehmen ſtieß indeß nur auf Trotz und

Widerſpenſtigkeit, und nach geſchehener Beredung erklärte der Sprecher, es ſeien die Beſchlüſſe abgefaßt; bevor ſie aber mitgetheilt werden könnten, habe der Actuar Dr. Rambanius den Auftrag, etwas aus dem Protokoll zu verleſen; aus deſſen Inhalt denn hervorging, daß man dem Bürgermeiſter Meurer wiederum etwas mitzutheilen habe, und er deshalb in die Schreiberei treten möge. Der Präſident des Senats erklärte ſich dahin: hieruber erſt mit den übrigen Gliedern berathen zu muſſen, bevor man darein willige. Meurer aber zeigte ſich unerſchrocken und trat ſofort in die Schreiberei. — Nun erfolgte Vorleſung des Beſchluſſes, laut welcher die Bürgerſchaft erklärte, daß Senat und Bürger die verdienten Männer Jaſtram und Snitger in ihrer Gefahr vertreten mußten, und dem kaiſerlichen Hofe deshalb mitzutheilen wäre, daß laut Privilegium der Stadt, von Allem, was in ihren Bürgerverſammlungen vorfiele, Niemand Rede und Antwort zu geben ſei. Da nun der Senat ſelber wünſche, daß der Mißhelligkeit je eher je lieber abgeholfen werde, ſo halte man es fur dienlich, den Bürgermeiſter Meurer ſofort in Gewahrſam zu behalten, wozu ſie nach dem Receß von 1562 befugt wären. — Dieſer Receß aber enthielt in Wahrheit nichts auf dieſen Fall direct paſſendes. Er beſagt, der Rath ſoll ſein Amt treu verwalten; wer Beſtechungen annimmt, ſoll ſeiner Würde entſetzt ſein; es ſoll Keiner in fremden Eid und Pflicht ſtehen (alles Sachen die ſich von ſelbſt verſtehen); Arreſt über Rathsglieder verhängen zu dürfen, davon findet ſich kein Wort; überdem aber hat der Rath den fraglichen Receß ſeiner Zeit zurückgewieſen, und iſt derſelbe nie formlich beſtätigt worden, ſondern in Bürger-Willkühr ruhen geblieben.

Der Rath proteſtirte alſo eindringlich gegen ein, ſelbſt bei dem geringſten Bürger angewendet, rechtswidriges Verfahren, indem man die Perſon des Bürgermeiſters Meurer in Verwahrſam nehme, ehe eine Schuld erwieſen ſei, und

bat begütigend, die ſchlimmen Folgen eines ſo illegalen Verfahrens wohl zu erwägen, das Urtheil der Welt zu fürchten ꝛc.— Vergebens, die Verhandlung über die Propoſition zog ſich bis zur Triplik hin und her. Dann kam man auf Meurer zurück, und ſein Schickſal wurde der Gegenſtand einer Verhandlung, die den ganzen übrigen Tag und die folgende Nacht bis Morgens 7 Uhr währte.

Die Bürgerſchaft ſtützte ſich hartnäckig auf oben erwähnten Receß, verlangte vom Senat, daß er die Colonellſchaft beauftrage, den Gefangenen ſtreng zu bewachen, anders man ſchon ſelber Rath ſchaffen und Bürger zu ſeiner Bewachung berufen werde, und zwar auf dem Eimbeckſchen Hauſe, was auch zuletzt beſchloſſen wurde.— Als der Senat die Verſammlung endlich entlaſſen wollte, proteſtirte man auch hiergegen, bevor ſie nicht zu nächſtem Montag wieder berufen ſei, wo der Senat diejenigen ſeiner Mitglieder, nennen ſolle, die an der Gultigkeit des Receſſes von 1562 zweifelten, und man beauftragte die Oberalten auch ohne des Raths Einwilligung die Verſammlung anzuſagen. — Der Rath bat nun noch dringend dem Bürgermeiſter Meurer den Schimpf zu erſparen, am hellen Tage über die Gaſſe geführt zu werden, und ihn bis Abend im Rathhauſe zu bewachen, welchem denn auch endlich gewillfahrt wurde.— Der Gefangene mußte 16 Stunden einſam in der Schreiberei gefangen bleiben, wo er Niemand ſah als einmal den Dr. Schultze, der hämiſch lächelnd vor ihn hintrat und fragte, ob er auch etwas zur Erfriſchung wünſche. Am Abend erlaubte man ſeiner Frau und dem Arzt, den Gefangenen zu ſehen; er blieb übrigens ganze acht Tage ſtreng bewacht hier, im Locale der Admiralität und mußte erdulden, daß bald dieſer bald jener aus dem Pöbel zu ihm trat und ihn bitter verhöhnte und ſchmähte, und wer es am beſten verſtand, hieß der würdigſte Patriot.

In der nächſten Verſammlung drehte ſich eine langwierige und heftige Erörterung um das Verlangen der

Bürgerſchaft an den Rath, den Windiſch-Grätziſchen Receß zu caſſiren und den von 1562 anzuerkennen, was der Rath endlich, in der Hoffnung, durch Nachgiebigkeit Meurern zu nützen, zugeſtand. — Es wurde dann die nächſte Verſammlung zum 11. Juni angeſetzt, und Meurer bis dahin gefangen zu halten beſchloſſen. — An dieſem Tage trug der Senat auf Bewilligung einer Deputation zur Ausgleichung der ſtreitigen Angelegenheit an, worin die Bürgerſchaft willigte, doch wollte ſie aus ihrer Mitte keine Glieder dazu ernennen; führte auch als Nebenpunkt an: da die Anhaltung hamburger Waaren auf Celleſchem Gebiet augenſcheinlich durch Meurers Feſtnehmung veranlaßt worden, ſo ſei dieſer zum Erſatz des Schadens aus ſeinen Gütern anzuhalten, auch ſolle eine in deſſen Händen befindliche, und der Stadt vermachte Langenbeckſche Bibliothek unverzüglich ausgeliefert werden. Der Windiſch-Grätziſche Receß aber ſei der Bürgerſchaft im Original herauszugeben. — Hierbei iſt zu bemerken, daß Meurer und Sylm als executores testam. die genannte Bibliothek zurückhielten, weil die Stadt die an die Auslieferung geknüpften Bedingungen bisher noch nicht erfüllt hatte. — Uebrigens wurden die beiden erſten Punkte bewilligt und die ernannten Deputirten begaben ſich zu Meurer, um ſich mit ihm über die zu ergreifenden Maßregeln zu berathen. — Er betheuerte bei allem was heilig, ſeine Unſchuld; bat man möge Vorſchläge zu ſeiner Befreiung machen; er ſei geneigt, Alles zu vergeſſen und zu vergeben, und einen Revers auszuſtellen, ſich nicht rächen zu wollen, wenn man ihn unverzüglich in ſein Amt wieder einſetze. — Auf gemachte Mittheilung an die Bürger, verlangten dieſe, Meurer ſolle reſigniren, wogegen ſolcher zwar anfangs proteſtirte, jedoch eingeſchüchtert und ſichtlich für ſein Leben beſorgt, unter der Bedingung einwilligte, daß ihm durch eine generelle Amneſtie, Ruhe für die Zukunft geſichert werde. — Hierauf beſchloß die Bürgerſchaft: daß ſie die Reſignation annehme, doch

könne von Anerkennung ſeiner Unſchuld keine Rede ſein. — Er müſſe aber einen eidlichen Revers, ſich nicht rächen zu wollen, ausſtellen; eine Caution von 100,000 Rthlr. leiſten, zur Sicherheit der Stadt, keinen Schaden und Schimpf veranlaſſen zu wollen; allhier zur Stelle zu bleiben, auch den Herzog von Celle zur Caſſation des Arreſtes auf hamb. Waaren zu vermögen und die beſchädigten Perſonen ſchadlos zu halten verſprechen. Meurer antwortete: 1) daß er gegen Amneſtie pure reſigniren wolle; 2) da es ihm nie in den Sinn gekommen, ſich an der Stadt und deren Einwohner zu rächen, ſo erbiete er ſich zur Urfehde; doch könne 3) dieſe und eine Caution zuſammen nicht beſtehen, auch wiſſe er die Caution nicht aufzubringen; und 4) ſei er zwar nicht Willens, fremde Dienſte zu nehmen, ſollten ihn aber dennoch Umſtände dazu nöthigen, ſo ſei er gewillt zu reverſiren, ſich nicht gegen Stadt und Bürger gebrauchen zu laſſen. „Wegen der Wohnung aber reſervire er ſich völlige Freiheit, zumal er der Stadt mit bürgerlichem Eide verpflichtet ſei". (Dieſen Artikel bitten wir vor Allem wohl im Gedächtniß zu bewahren); 5) an gelegtem Arreſt auf Waaren habe er keine Schuld, könne deshalb auch keinen Schaden übernehmen, wolle jedoch für die Aufhebung deſſelben nach Kräften wirken.

Die Bürger ſtellten ſich mit Allem, ausgenommen der verweigerten Caution zufrieden, die endlich bis auf 50,000 Rthlr. herabgehandelt wurde. Meurer wollte um jeden Preis frei ſein, denn er kannte den Blutdurſt ſeiner Feinde, die kein Hehl daraus machten, „daß Männer wie Meurer unvermerkt zu unterdrücken und bei Seite zu ſchaffen ſeien". — Eine Rath- und Bürger-Deputation wurde nun ernannt, die fraglichen Documente anzufertigen, und es wurde ihr der Auftrag, die zur Beſtellung der Caution dienenden Geldpoſte genau zu ſpecificiren, damit man ſich davon für den Schaden im Celleſchen erholen könne. Meurer aber weigerte ſich, die Poſte aufzugeben,

falls man nicht zuvor seinen Arrest aufhöbe, auch sei sein Vermögen hypothekarisch in hiesigen Grundstücken belegt, es genüge deshalb ein Befehl, nichts davon umzuschreiben; womit man sich denn befriedigte, und nachdem Meurer alle Urkunden eigenhändig unterschrieben, wurde die Wache abkommandirt und sein Arrest aufgehoben. Noch in derselben Nacht erwählte man einen neuen Bürgermeister in der Person des Consilarius Schlüter, und die Bürgerschaft ging spät in der Nacht, sich des ertrotzten Erfolgs freuend, auseinander.

Alles dieses begab sich um die Zeit des Pfingstfestes. Der Pöbel jubelte in den Schenken über den gewonnenen Sieg, während die Besonnenen in banger Ahnung der kommenden Dinge harreten. Acht Tage später brach eine fürchterliche Feuersbrunst aus, die fast einen Viertheil der Stadt in Asche legte. (Kehrwieder, Brook ꝛc.) Alles hatte den Kopf verloren und die Abergläubigen schrieen laut, dies sei eine Strafe des Himmels für begangene Frevel an Meurer.

Der gemißhandelte Mann, jeden Tag gewärtig, daß es einem seiner Feinde gelinge, einen abermaligen Arrest über ihn zu veranlassen, und mit Recht für sein Leben fürchtend, da der gereizte Pöbel ihm für die Waaren-Confiscation im Gelleschen die Schuld beimaß — unternahm mit seiner Familie eine Reise nach Harburg, blieb aber nichts destoweniger im hamburger Neru, und glaubte zugleich seiner Verpflichtung, die Aufhebung besagter Confiscation zu veranlassen, so am besten nachkommen zu können. Der Herzog aber, vielfach in der Bürgerversammlung persönlich geschmäht und beleidigt, gewährte das Erbetene nicht nur nicht, sondern wurde wegen solcher Beleidigungen beim Senat klagbar, und nach verfehlter mündlicher Besprechung mit dem nach Hamburg abgeordneten Rath und Vice-Canzler Fabricius, ging eine schriftliche Anklage und Begehren ein, laut welchem 1) „Jastram und Snitger als die

beiden zur Exerdirung aller Bosheit ſich landskundigermaßen aufgeworfenen Inſtrumente“ auch: „wegen in Speier zu Ihrer Fürſtlichen Durchl. Beſchimpfung geführten ſpöttiſchen Reden“, unter Arreſt genommen, und dem Kläger genügend abgeſtraft werden ſollten. 2) Sollten die Koſten der vergeblichen Kaiſerl. Commiſſion erſtattet, und 3) wegen der bei dieſer Gelegenheit Fürſtl. Durchlaucht bewieſenen Deſpect, hinreichende Satisfaction gegeben werden. — Daß man dieſe erneute Strenge, wenn ſie auch im bisherigen Laufe der Dinge ſeine Begründung fand, wiederum Meurer als Schuld beimaß, bedarf kaum einer Erwähnung. — Der Bote, der den Brief überbrachte, verlangte ſofort Antwort, und da dieſelbe in anberaumter Friſt nicht gegeben wurde, beſetzte der Herzog Moorburg und Moorwerder mit Truppen. — Dies geſchah am 21. Januar, und erſt an demſelben Tage erfolgte eine bogenlange Antwort, worin man um Rücknahme der Militair-Maßregel bat, jedoch nichts von dem Begehrten zugeſtand, auch den neuen Bürgermeiſtern Schlüter, den der Herzog von der Berathung auszuſchließen begehrt hatte, in Schutz nahm. — Der Herzog antwortete, daß er mit beſagter Schrift ſehr unzufrieden ſei, und auf ſein Begehren beſtehen müſſe, übrigens der Stadt ſeine Gewogenheit nicht zu entziehen gedenke. — Mittlerweile verlief der Termin, bis zu welchem der Verkauf der confiscirten Waaren angeſetzt war, und der Senat wendete ſich nach Berlin, um die Vermittelung des Churfürſten von Brandenburg anzuſprechen, die denn auch zugeſagt wurde, doch mit der Mahnung, keine weitern Schritte zu thun, um den Herzog von Celle nicht zu reizen. — Die Parteihäupter und ihre Genoſſen führten nun überall das große Wort, ſprengten Gerüchte aus, daß Brandenburg die Luneburg-Celler zu Paaren treiben würde, und es jetzt einmal Zeit ſei, daß man den Fürſten zeige, wie Hamburg ſich nicht an ſie kehre und ſeinem eigenen Kopfe nachgehe, damit ſie die Stadt künftig ungeſchoren laſſen möchten ꝛc. — Daneben ſchaltete die Volkspartei nach

Willkühr, ehrte kein Briefgeheimniß mehr und schwor dem Meurer blutige Rache. — Der Herzog von Celle setzte seine Repressalien ärger wie zuvor fort; eine Hiobspost kam über die andere; der Rath machte den Hundertvierundvierzigern davon die genügende Eröffnung, und die erbgesessene Bürgerschaft wurde ungesäumt zusammen berufen. — (Es war aber eben um die Zeit, als das Michaelis-Kirchspiel mit herbeigezogen und so aus dem Collegio der Hundertvierundvierziger, das der Hundertachtziger wurde). — Man kam überein, daß zur Regulirung der fatalen Angelegenheit eine Rath- und Bürger-Deputation ernannt werde, zu welcher 30 Bürger — namentlich Jastram und Snitger unter ihnen — gezogen wurden. — In einem besondern Artikel wurde dieser Deputation zugestanden, daß es ihr gestattet sei, etwa nothwendige Dokumente, wo immer solche vorhanden, sich ausliefern zu lassen; auch daß die beiden oft genannten Volksführer ein Attest der Schuldlosigkeit wegen der Celleschen Angelegenheiten bekämen und ihnen frei stehe, auf in der Stadt befindliche Austräger und Caluminanten vigiliren zu lassen und sie zur Verantwortung zu ziehen. — Alles Maßregeln, die leider nur zu augenscheinlich den Charakter einer Volksjustiz, eines Revolutions-Tribunals annahmen.

Der Rath wagte nicht mehr, irgend einigen dieser Anordnungen zu widerstreben, er ließ sich Alles gefallen, die Schreckensherrschaft der Dreißiger war somit constituirt, und das noch existirende Protokoll derselben liefert ein übervolles Zeugniß der kleinlichsten Chikane, der Aufhetzerei, Herabsetzung der Obrigkeit, mit Füßen treten aller hergebrachten Schicklichkeit, der Unvernunft und rohesten Willkühr, und es würde eine völlige Anarchie eingetreten sein, wenn nicht später, aller Wahrscheinlichkeit nach durch Meurers Vermittelung, Hülfe in der allgemeinen Noth gekommen wäre. — Schon die erste Sitzung bewies, daß man beabsichtige, die Verfassung über den Haufen zu werfen; der Senat

wurde vollkommen ignorirt, und als die 6 Deputirten deſſelben ſich weigerten, unter ſolchen Verhältniſſen mit den Dreißigern zu arbeiten, gingen dieſe ihre eigene Straße und herrſchten deſpotiſch. — Da der Herzog von Celle noch immer auf ſein früheres Begehren beſtand, auch fortwährend darauf drang, daß Jastram und Snitger arretirt und beſtraft würden, ſo wußten dieſe Volksführer es in der Bürgerſchaft durchzuſetzen, daß aller Verkehr mit dem linken Elbufer ſtreng unterſagt wurde, und ſelbſt die geringſte Fracht von dorther hier nicht ausgeladen werden durfte; ja man wollte alles lüneburgiſche Eigenthum hieſelbſt ſogar mit Arreſt belegen, wogegen ſich der Rath indeß mit dem ganzen Reſt ſeines Schatten-Anſehens ſträubte, von der Bürgerſchaft aber überſtimmt wurde und ſehen mußte, daß die Maßregel leider und noch verſchärft und ſtrenger, als anfangs von den Dreißigern beantragt, ins Werk gerichtet wurde. — Der Senat verzögerte freilich die Ausführung derſelben noch eine kurze Zeit, als aber der Herzog von Celle die angedrohte Verſteigerung der conſiscirten hamburger Güter wirklich ins Werk ſetzte, da ließ die aufgebrachte Bürgerſchaft ſich nicht länger halten; es wurden alle hier befindlichen Gelder, Guter und Effecten der Lüneburg-Celler mit Arreſt belegt, aller gegenſeitige Handel verboten, und namentlich der Handel mit Bickbeeren ſtreng unterſagt. —

Während ſich die Sachen alſo auf die bedrohlichſte Spitze der innern und äußern Zerwurfniſſe geſtellt, trat eine Begebenheit dazwiſchen, die neun Menſchen aufs Blutgerüſt führte, und die man in Meurers Schuldbuch einzutragen, nur zu gern und ſchnell bereit war. Man wußte übrigens in dieſer Zeit von Meurer, von dem Opfer der kraſſeſten Willkühr, nichts weiter, als daß er ſich mit einer Klage nach Wien gewendet, und von dorther einen Befehl erwirkt hatte, daß Alles über ihn allhier Verfügte caſſirt, ihm ſein Amt und ſeine Würde zurückgegeben werden ſolle, und

er unter Kaiſerl. Schutz geſtellt ſei, was denn namentlich die Dreißiger neuerdings ſo ſehr erbitterte, daß man die Inquiſition gegen des Abweſenden Familie verdoppelte, und namentlich auf deren Correſpondenz acht hatte, und bezügliche Briefe um jeden Preis in die Hände zu bekommen ſuchte.

Es war am 19. März 1685, Abends zwiſchen 6 und 7 Uhr, als Hieronymus Snitger und ſeine Frau, da dieſelben eben von dem Landhauſe des Schwiegervaters in Billwerder zurückkehrten, bei Ham und Horn von bewaffneten Männern überfallen und bis nach Artlenburg ins Lüneburgiſche entführt wurden, um dort mit ihnen die Elbe zu paſſiren. — Es traf ſich indeß, daß die Fähre nicht dieſſeits war, auch fehlte es an andern Fahrzeugen und man ſah ſich daher genöthigt, am Ufer zu warten. — Mittlerweile aber war die Nachricht von ſolcher Entführung durch eine Frau, die dem Handel zugeſehen, nach Hamburg gekommen, und die ganze Stadt gerieth dadurch in Alarm; ja es entſtand eine Confuſion in derſelben, als ob der jüngſte Tag hereingebrochen ſei. Es war nur ein Schrei des Unwillens, nur ein Loſungswort: „Snitger“ in der Stadt zu hören; die Burger liefen wie ſie gingen und ſtanden, ohne ihre Garderobe zu beachten, aufs Rathhaus, und ſo ſah man ſie denn mit Degen und Stöcken, in Schlafrock und Nachtmütze, in Schuhen und Pantoffeln, wie ſichs eben traf, erſcheinen.— Der Rath und die Burger-Deputation war im Augenblick verſammelt; es verbreitete ſich aber das Gerücht, erſterer wiſſe um die Entführung, ſo daß die Burger denſelben nur mit Mühe gegen thätliche Mißhandlungen ſchützen konnten. Gegen 11 Uhr kam man zu dem Entſchluß, die reitenden Diener, unter dem Stallmeiſter Schwartz, und Stadtdragoner, unter dem Commando des Oberſtlieutenants Eberrank, durch das Steinthor zu entlaſſen, um Snitger aufzuſuchen und zu befreien, auch eine große Menge Bürgersleute zogen mit hinaus auf die Landſtraßen, den Entführten zu ſuchen; zugleich wurde ein Preis von

100) Rthlr. für den ausgeſetzt, der die Räuber zuerſt entdecken wurde. Der däniſche Geſandte wurde officiel erſucht, eine Entführung über die Alſter auf holſteiniſches Gebiet zu verhindern; ein Commando Soldaten aus dem Millernthor entlaſſen, um die Elbſeite zu beobachten, daß man die Entführten nicht etwa auf Celliſch-Lüneburgiſches Gebiet bringe, und zugleich wurden Meurers Verwandte als Geiſſeln in engen Verwahrſam gebracht. — Die Bürger-Deputation geberdete ſich fürcherlich. Es wurde eine förmliche Inquiſition eingeleitet; ſogar freie Aeußerungen über die Dreißiger qualificirte zu Arreſt; es wurden mehrere gefangene Bürger eingebracht, und von der auf dem Rathhauſe zuſammengelaufenen Menge, die man als eine geſetzliche Corporation zu betrachten ſich die Miene gab, wurde die Autoriſation begehrt, daß keine Briefe aus der Stadt gelaſſen, am folgenden Tage Thore und Bäume verſchloſſen gehalten, und keine Perſon und Güter die Stadt verlaſſen ſollten. — Man ſtellte Wachen vor das Senats-Local, damit ſich keiner der Herren entfernen könne, und geſchah es, ſo wurde nach dem Wohin und Weshalb gefragt; ja endlich ging man ſo weit, zu beſchließen, 12 Perſonen der Bürger-Deputation ſollten vor der Rathsſtube ſo lange aufwarten, bis die nöthigen Beſchluſſe gegen einen gewiſſen Kelpe gefaßt, (den man für einen Verbundeten Meurers hielt) damit „nichts ausfliege“ was die Verhandlungen verrathen könnte. — Kurz es war ein förmlicher Terrorismus eingetreten, und Niemand ſeiner Freiheit, ja es fehlte nicht viel — ſeines Lebens ſicher.

Der Senat benahm ſich bei allen den übertriebenen ängſtlichen Maßregeln der Dreißiger mit großer Nachgiebigkeit, ja man darf wohl ſagen mit nicht zu verantwortender Schwäche, namentlich auch, was den Arreſt der Meurerſchen Familie anbetrifft, worunter ſogar ein Rathsglied, der Prätor Röver, befindlich. Sie wurden ſämmtlich einzeln in Meurers Wohnhauſe, Männer und deren Ehe-

frauen ſogar abgeſondert, eingeſperrt, bei jeder Perſon 5 Mann Wache geſtellt und das Haus mit 20 Soldaten und 4 Gefreiten ringsum beſetzt. Nur Meurers Mutter war von dem Arreſt ausgenommen; dieſe und anderweitige Vorgänge ſcheinen zu erweiſen, daß dieſelbe bei dem Volke ſehr in Anſehen ſtand. — Bei der Abführung in den Arreſt war Jaſtram perſönlich thätig, und er benahm ſich ſo brutal dabei, daß er die Unglücklichen bedrohte, er werde ſie mit eigner Hand niederſtoßen, wenn man Snitger nicht wieder ungefährdet zurückbringe.

Die Nachſetzenden hatten indeß die Entführer an dem Ufer der Elbe, wo ſie die Fähre erwarteten, eingeholt und gefangen genommen, in Folge deſſen Snitger am nächſten Nachmittag nach der That unter dem Jubelgeſchrei einer unzählbaren Menge Volkes nach Hamburg zurückkehrte. Er war von Stunde an für einige Zeit das Idol des Volkes, und ſeine Rede Orakelſprüche. — Man hatte übrigens der Entführer neun, theils an der Elbe, theils in Hamburg nach Ausſagen ertappt und zwar: den hamburger Rittmeiſter Hartwig, den Auditeur Rickmeyer, v. Gahlen, Rittmeiſter außer Dienſt, den Convent. Lange, Nicl. Palendorp, Heinrich Lucht, Niclas Hoppe, Hans Crobiz und Martin Fehs. — Das peinliche Verhör und der Zuſammenhang der Dinge an ſich ergab, daß der Kaiſerl. Geſandte v. Rondeck den Schwabenſtreich der Entführung auf eigene Hand im Verein mit einem Graf Bercka ausgeheckt und ins Werk gerichtet, weil er ſich eingebildet, wenn der Volksführer oder Verführer entfernt ſei, die hamburgiſchen Zuſtände eine ganz andere Wendung bekommen würden. Hätte Meurer darum gewußt, er würde den rechtloſen Schritt gewiß gemißbilligt, abgerathen und möglichſt verhindert haben, denn nur die Dummheit konnte ſich gute Folgen davon verſprechen.

Es wurde nun ſofort eine Criminal-Unterſuchung gegen die Werkzeuge der Entführung eingeleitet, auch das Haus

des v. Rondeck hinterm breiten Giebel mit Wache umſtellt, derſelbe hatte ſich indeß früh genug aus dem Staube gemacht, doch wollte man in folgendem, während des Prozeſſes an Snitger eingelaufenem Brief, die verſtellte Hand deſſelben erkennen. — Der Drohbrief lautete:

„Bisher hat noch Niemand Euch Erzverführer der Bürgerſchaft nach Eurem Blute getrachtet. Werdet Ihr aber Eurethalben Jemand tödten laſſen, ſo ſollt Ihr wieder ſterben, und wenn Ihr auch zehn Hälſe hättet und mit hundert Ringmauern umſchloſſen wäret. — Deß möget Ihr verſichert ſein. — Ein Freund iſt's, der da warnt. Adieu.

Von der Freundſchaft des Briefſtellers wollen wir nun eben kein Aufhebens machen, auch verbarg er ſich ſo ſorgfältig, daß die auf ſeine Entdeckung geſetzte Prämie von 200 Rthlr. bis heute disponibel iſt. — Der Brief verfehlte indeß ſeine Wirkung, und über die Eingefangenen wurde ſofort der peinliche Proceß inſtruirt und die Tortur angewendet, welche Procedur Herr Jaſtram nicht ſelten mit ſeiner perſönlichen Gegenwart beehrte, was ganz in ſeinem wilden, unruhigen und brutalen Charakter lag. Die neun Inquiſiten, ihre That nicht leugnen könnend, wurden zum Tode verurtheilt. Es waren mehrere Herren des Raths, die das Todesurtheil zu hart fanden, „da ja doch kein Blut vergoſſen worden ſei," und zu unterzeichnen ſich ſträubten, viele waren aber nur zu complicirt mit den aufrühreriſchen Bürgern; andere wieder hatten Furcht, und Einer ſprach: „Ihr Blut komme über mich!" — Somit fielen die Opfer der Volksrache, und es fehlte nicht viel, daß der Kaiſer, in gerechtem Unwillen darüber, der Stadt das Halsgericht wegen dieſes Mißbrauchs entzogen hätte. — Ein dermaliger Volkswitz verglich die 9 Fallenden mit den 9 Kegeln, zu welchen nur noch 2 Kugeln fehlten; daß Jaſtram und Snitger dieſelben perſönlich liefern ſollten, daran dachte damals noch

Niemand, doch ſtand's im Buch des Schickſals mit rothem Saft bereits niedergeſchrieben.

Schon die Führung jenes peinlichen Proceſſes, da man mit der grauſamſten Härte zu Werke ging, den Unglücklichen fremde Mildthätigkeit vorenthielt, und den Defenſoren ihre Vertheidigungs-Gründe nicht nur ſtrenge verwies, ſondern ſogar — unerhört! — zum Gegenſtande einer Unterſuchung machte, raubte den Volksmännern viel von ihrer Popularität. Zu gleicher Zeit nahm man die ſtrengſten Maßregeln gegen Meurer. Sein Haus wurde mit Wache belegt und ſehr beſchädigt; dem Schuldner eines von Meurer gekündigten Poſtens von 4000 Mark Spec. wurde die Auszahlung unterſagt, und die Deponirung des Geldes in die Staatskaſſe verfügt; ein Geſchäftsfreund des Abweſenden, der ſchon genannte Gerhard Kelpe, wurde in ſtrengem Arreſt gehalten, und endlich ein Mandat erlaſſen, daß jedes demſelben verpflichtete Einkommen binnen 14 Tagen anzuzeigen und bis auf Weiteres anzuhalten ſei. — Am 15. Mai erging dann auf dringendes Begehren der Dreißiger eine Citation an Meurer, ſich in Perſon vor Gericht zu ſtellen, widrigenfalls die verwirkte Caution von 50,000 Thlrn. ſollte eingeklagt werden. — Dieſelbe Vorladung wurde am 20. Juli geſchärft wiederholt, und es iſt zu bemerken, daß man den Citirten ſchlichtweg Licentiat Heinr. Meurer nannte. — Jaſtram pflegte ihn, beiläufig geſagt, in ſeinen Briefen und Reden in boshaftem Lakonismus nur Meiſter Heinrich zu nennen. — Freilich war jener, an Kenntniß und guter Bildung mit dieſem verglichen, nur ein ordinairer Geſell.

Mittlerweile lief von Celle, wo man von allen jenen Proceduren unterrichtet war, ein herzogl. Schreiben ein, mit der Anzeige daß röm. kaiſerl. Majeſtät, nicht nur den Bürgermeiſter, Herrn Licentiat Heinr. Meurer, zu dero Reichshofrath allergnädigſt declarirt, ſondern auch, daß ein hieraus reſultirendes allerhöchſtes Protektorium auf Weib

und Kinder, Verwandte, Hab und Güter, wes Namens ſolche ſeien, auszudehnen, und daß er den Herzog v. Celle zum Schutz- und Schirmherrn hierüber verordnet. — Auch war in dieſem Sinne beigefugt, daß alles und jedes zu Meurers Nachtheil Geſchehene binnen 14 Tagen zu redreſſiren, widrigenfalls man ſich an der Stadt wegen Beſchädigung erholen werde. Die Copie des kaiſerlichen Protectorii war übrigens beigelegt, und die Burger erſahen daraus, daß ihnen die Nachachtung des Befehls bei Strafe von 30 Mark löthigen Goldes auferlegt ſei. — Dem Herzog ging als Antwort ein höchſt inſolentes Schreiben zu, in welchem man ihn unter andern am Schluſſe bat, ſich ſeiner Vermittelung zu entſchlagen und die Stadt mit Zuſchriften zu verſchonen, man werde die Sache ſchon direkt mit dem Kaiſer abmachen; auch leuchtete ziemlich klar aus der Abfaſſung hervor, daß man die eingeſandten kaiſerl. Papiere nicht fur echt hielt. — Hierauf erfolgte eine ſcharfe Antwort, und der Befehl zur endlichen Regulirung der Meurer'ſchen Angelegenheit wurde dringend erneuert. — Meurer ſelber zeigte übrigens dem Senat ſeine Erhebung zum Reichshofrath an, und bemerkte dabei, daß ſolches nur ad honores causam geſchehen ſei, er ſich noch immer als hamburgiſcher Burger betrachte und der Stadt nach Kräften Gutes und Liebes erzeigen werde. — Zu bemerken iſt, daß auch der Herzog von Celle den Meurer, in Anerkennung ſeiner perſönlichen Verdienſte, zum Rath ernannt, doch ohne jemals Dienſte als ſolchen weder von ihm zu begehren noch zu erhalten. — Es erfolgten von da ab noch einige freundlich lautende Briefe an den Senat von Meurers Hand, die von dem verſöhnlichen, menſchenfreundlichen und gediegenen Charakter des Mannes um ſo mehr ein gültiges Zeugniß ablegen, als ſie theils Antworten auf harte, beleidigende Decrete waren, da man ihn keiner anderen Gattung Antwort würdigte.

Wir müſſen hier nachträglich einſchalten, daß Brandenburg, laut Zuſage ſeiner Vermittelung, bereits längſt einen

Abgeordneten in der Perſon des Herrn v. Caunitz nach Celle geſendet hatte, der aber vergebens auf hamburger Abgeordnete wartete, da die Dreißiger es durchzuſetzen wußten, ſolche nicht eher zu ernennen und abzuſenden, bis Moorburg von den celliſchen Truppen geräumt worden ſei, und ſo reiſete genannter Herr denn endlich unverrichteter Sache wieder nach Hauſe. — Der Herzog von Celle ließ gleich darauf die in ſeinen Händen befindlichen hamburger Waaren vollends verkaufen, und dieſſeits erfolgte als Repreſſalie eine förmliche Kriegserklärung, die mit einem noch verſchärfteren Verbot des gegenſeitigen Handels mit den Celle-Lüneburgern begann. — Die Bürger, ſchon lange der Beſchwerung des Handels überdrüſſig, und nur in Hoffnung geduldig geweſen, es werde ſich bald zum Beſſern wenden, fingen jetzt ernſtlich an zu murren, tadelten das neue Mandat der verſchärften Aufſicht an den Bäumen und Thoren, und die Dreißiger glaubten ſich berechtigt, die Tadler arretiren und beſtrafen zu laſſen. Dadurch entſtand nun ein Spionier-Syſtem und alle Schrecken einer geheimen Polizei, ſo daß von jetzt an der Stern der Dioskuren jämmerlich zu erbleichen begann.

Die Bürger ſahen das Ende jener Plackereien nicht ab, die Nahrungsloſigkeit und mit ihr der Unmuth ſtieg von Tage zu Tage, und es konnte den beiden Männern Jaſtram und Snitger nicht verhohlen bleiben, daß unter dem Kaiſer eine noch viel gefährlichere Partei gegen ſie das Haupt zu erheben beginne. Dieſe Wahrnehmung mußte ſie denn wohl veranlaſſen, ſich nach anderen Stützen umzuſehen, um am Ruder zu bleiben. — Es iſt aber erwieſen, und der Verlauf unſerer bisherigen Geſchichte fördert die Glaublichkeit, daß Dänemark den Unfrieden in Hamburg nicht ungern ſah, da man von dorther gern jede Gelegenheit ergriff, im Trüben zu fiſchen, auch iſt eine vom 31. Jan. 1685 datirte Inſtruction für den däniſchen Geſandten der Oeffentlichkeit nicht entgangen. Dieſelbe wies den Empfänger

an, möglichſt in Connexion mit Jaſtram und Snitger, dem Licentiaten Pohlmann und ſonſtigen Parteimännern zu treten, ihre Sorge für die bürgerliche Freiheit zu preiſen und zur Ausdauer zu ermahnen, auch ſei denſelben wiſſen zu laſſen, daß Dänemark nöthigenfalls gern mit Militair-Macht gegen den, die bürgerlichen Privilegien bedrohenden Herzog von Celle zur Hand ſein werde. — Ja, unterm 12. Juni 1685 wurde Jaſtram und Snitger ſogar ein Schutz- und Schirm-Brief von Kopenhagen zugefertigt. — So kam denn nun der Juli heran, und es liefen von Brandenburg Winke ein, gegen Gefahren vom rechten Elbufer her auf der Hut zu ſein; dunkle Gerüchte beängſtigten die Bürger; man ſprach von einer großen Anzahl Bomben und Granaten, die in Glückſtadt angekommen wären. — Daneben gingen die Zwiſtigkeiten in der Bürgerſchaft durch das noch nicht gebrochene Supremat der Dreißiger ihren Fortgang, wobei der Rath unaufhörlich, jedoch vergebens, auf gütliche Beilegung und Verſöhnung drang, da die Beſchädigung der Bürger je länger je mehr das Maß des Erträglichen überſtieg, und 31 Bürger bereits beſchloſſen hatten, eine Bittſchrift um Losgebung ihrer Güter nach Celle abgehen zu laſſen, was jedoch von den Dreißigern hintertrieben wurde. — Ein Beiſpiel wird die Zuſtände der Stadt in jenen Tagen, namentlich aber die Stimmung der Bürger am treffendſten beleuchten. — Einer der Dreißiger, Jacob Meyer, ſaß Abends mit mehreren Bürgern auf der Börſe, und jener wurde befragt, ob denn nicht bald Friede mit Celle werden würde. — Meyer gab mürriſche und unbefriedigende Antwort, es entſtand ein heftiger Wortwechſel und dieſer endete mit gegenſeitigen Schimpfreden, worüber letzterer bei der nächſten Sitzung großen Lärm ſchlug, und die Deputation verlangte eine fiskaliſche Klage, die nur durch den beſonnenen Rath, der die Bürger nach Kräften vertrat, beſeitigt werden konnte, indem er veranlaßte, daß die Klage zum Civilverfahren verwieſen wurde.

Mittlerweile ſandte man zwei Geſandte, die Herren Schaffshauſen und Möller, nach Wien, um wegen Aufhebung des kaiſerlichen Protectoriums für Meurer zu ſollicitiren. Der Herzog von Celle aber drang auf endliche Erklärung Hamburgs wegen der Klagepunkte, und drohete, im Weigerungsfalle ſeine Truppen weiter herein in die Vierlanden zu legen. — Die Dreißiger aber beharrten hartnäckig bei ihrem Trotze und meinten, lieber Alles über die Stadt ergehen zu laſſen, als nachzugeben. — Die Zeit drängte, und Brandenburg ſuchte die Sache dahin zu vermitteln, daß er vorſchlug: Meurern ſeine Güter auszuliefern und des hamburgiſchen Neru's zu entlaſſen, dagegen einen Theil des Eigenthums für ſeine Lebenszeit als Caution einzubehalten, und ihm nur die Zinſen davon zu geſtatten. — Der Senat ging auf den Vorſchlag gern ein, aber die Dreißiger opponirten, wie gewöhnlich, und nahmen von jetzt an eine direkt feindliche Stellung gegen den Rath ein.

Es wurden nunmehr wiederum, von Wien aus veranlaßt, Unterſuchungen über Meurer's Schuld oder Unſchuld angeſtellt, und da der Rath ſich von dem begehrten Aufſatz der Klagepunkte fern hielt, ſo machten die Dreißiger etwas dergleichen zuſammen, das aber auf die früher unbegründete und gebührend zurückgewieſene Klage hinauslief und nicht acceptirt wurde. — Um von Jaſtram's Geſinnung und ſeiner Schreibweiſe eine Probe zu liefern, folge hier ein Paſſus aus einem ſeiner Briefe an den Licentiat Pohlmann, zu jener Zeit hamburgiſcher Geſandter in Berlin, der ein perſönlicher und giftiger Feind Meurer's war; er ſchreibt:

„Es wundert mich nicht wenig, daß Er anhero zu proponiren ſich unternimmt, daß man lieber dem Meurer ſeine Güter ſollte geben, als Weitläuftigkeiten oder Unruhen im niederſächſiſchen Kreiſe zu vermehren, da er wohl weiß, und ich ſo öfter geſchrieben habe, daß ſolches in alle Ewigkeit nicht

anginge, auch nicht angehen kann, wenn auch der Churfürſt mit Meiſter Heinrich gleich anſpannen ſollte, zumalen dem niederſächſiſchen Kreiſe vielmehr an dieſer Stadt, als an einem meineidigen Manne wird gelegen ſein".

„Brandenburgiſche Truppen ins Neuwerk einnehmen, geht nicht an, und iſt die Stadt Mannes genug, es ſich zu verbitten, welches ihm wohl wiſſend, warum proponirt er denn ſolches? — wir wollen nur Völker haben, um die Lüneburgiſchen aus dem Lande zu treiben. Sollen das die Churfürſtlichen nicht thun, ſo müſſen wir ſehen, wie wir ſonſt Rath ſchaffen (!). Die Neutralität ſuchen wir zu retabliren, und nehmen alſo von keinem Potentaten Völker in unſere Feſtung, daß Meiſter Heinrich vor dieſem ſolches gepractiſirt, das geht uns nicht mehr an".

Wir erkennen hieraus die ungefähre Stimmung der Herren und wiſſen wohl, wohin das „ſo müſſen wir ſonſt Rath ſchaffen", zu deuten iſt; auch hatte der Rath Pauli den beiden unglücklich Verblendeten bereits die Schlinge ſicher genug über den Kopf geworfen, und die Richtſtätte für ſie bereitet. — Pauli war in den Augen ſcharfſinniger Beurtheiler ein gemeiner Intriguant, dem Lüge und Verrath ziemlich geläufig geworden, und der ſich aus dem Leben eines Paar ſolcher Männer wie Snitger und Jaſtram, nicht viel machte, wenn er ſie an ſeinen Siegeswagen ſpannen konnte; dieſer Charakter leuchtet aus ſeinen bekannt gewordenen Briefen hervor, und der diplomatiſche Teufel lachte nachher ins Fäuſtchen.

Celle drang gegen Ende des Jahres immer heftiger auf Entſcheidung und legte noch einmal ſeine Propoſition vor. — Hamburg zögerte indeß noch immer, antwortete ausweichend, und wendete ſich an Brandenburg, die angedrohte Beſetzung der Vierlanden durch die Celle-Lüneburger

zu verhindern. Es gingen auch Versprechungen ein, doch blieb Alles unentschieden, und das Jahr 1685 verlief in bangen Erwartungen der kommenden Dinge. — Die erste beunruhigende Neuigkeit war die lange angedrohte Besetzung jenes hamburgischen Gebietstheiles durch 2000 Mann, die jedoch erklärten, nicht als Feinde, sondern als Freunde zu kommen, auch deutete man an, daß die Maßregel nur den Brandenburgern und Dänen das Gegengewicht halten sollte.

Zur Zeit, da diese Hiobspost in Hamburg eintraf, war der Rath und die Dreißiger eben in einem neuen und heftigen Zerwürfniß befangen, wegen eines von den hiesigen Abgeordneten in Wien eingelaufenen Berichtes über den Stand der Dinge, vorzüglich eine vom Kaiser verlangte Strafcontribution betreffend, gegen die die Dreißiger sich heftig auflehnten, und es konnte nun eine Versammlung der Bürgerschaft nicht länger ausgesetzt bleiben. — Es bereitete sich aber eben in diesen Tagen und in dieser Bürgerversammlung eine ewig denkwürdige Begebenheit für unsere vielgeprüfte Stadt vor, denn trotz der eifrigsten Abmahnung des Senats, die Stadt nicht von Militair zu entblößen, und nur 200 Mann zur Beobachtung an die Grenze zu senden, setzten es die Führer der Dreißiger dennoch durch, Krieg mit Celle-Lüneburg zu beginnen, und zu dem Ende sämmtliche 1800 Mann hiesiger Truppen ausrücken zu lassen, um die Lüneburger zu delegiren, wobei sie dem Widerspruch, daß man die Truppenbewegung der Dänen zu fürchten habe, bestimmt widersprachen, auch nicht auf die Gründe hörten, daß man dem Feinde am rechten Elbufer eine Brücke baue, und überhaupt den leider nur zu verzagten Senat nicht zu Worte kommen ließen, sondern beschlossen und ausführten, was — wir dürfen's frei sagen — der dänische Gesandte Pauli wollte, nicht was der Stadt dienlich und zuträglich war. — Der Würfel fiel — und Jastram und Snitger hatten um ihren Kopf gespielt.

Die Bürger, um ihren Willen in der kritiſchen Lage befragt, beharrten bei dem Entſchluſſe: Krieg gegen Lüneburg, und es griffen die Hamburger bald darauf den Feind beim Heckkaten mit großer Tapferkeit an; doch zogen die unſrigen den Kürzern, was man vorzüglich dem hieſigen Oberſtlieutenant Manecke zur Laſt legte, der ſich zu früh zurückgezogen haben ſollte. Man ſtellte ihn vor ein Kriegsgericht, und er wurde durch den Willen der erbitterten Dreißiger, trotz eifriger Fürbitte des General-Majors, am 13. April 1686 erſchoſſen. — Ja, man ging in dem verblendeten Haß ſo weit, dem Capitain Tamm, der bei Rothenburgs-Ort eine kleine Flotille befehligte, die Ordre zu ertheilen, in lüneburgiſches Gebiet einzufallen und dort zu ſengen und zu brennen, welcher Unſinn nur durch energiſches Einſchreiten des Senats verhindert werden konnte, wofür man ihn dann bis in die neueſte Zeit, als dem „Meurer'ſchen Complott angehörig," nicht wenig geſchmäht hat, ohne zu bedenken, daß man die Lüneburger dadurch gereizt hätte, ſich an den koſtbaren Landhäuſern in Billwärder und der Umgegend zu revongiren, ja vielleicht gar die Schiffe im Hafen in Brand zu ſchießen, wogegen ſich dort an den kleinen Bauerkaten geringe Entſchädigung zu holen. Dieſes Alles gab der Rath zu bedenken und ſetzte ſeinen Willen endlich muhſam durch.

Die Zuverſichtlichkeit der Volksführer, ihre Keckheit und die Meinung: man muſſe die Entſcheidung Gott und der Zeit überlaſſen, deuteten nur zu ſehr auf eine Rückſtärkung, auf etwas den Uneingeweihten Unbekanntes hin, und man kam den Celliſchen ſo wenig mit Nachgiebigkeit entgegen, daß man nicht einmal das, wegen Aufhebung der Handelsverbindungen am Rathhauſe und an der Börſe publicirte Mandat abnehmen ließ, wie es der Herzog zum öftern erbeten hatte.

Es liefen nun auch verſchiedene geheime Schreiben aus Brandenburg ein, die Verſicherung enthaltend, es würden

in Kurzem brandenburgiſche Truppen zur Sicherung der Stadt abgeſchickt werden, jedoch warnte man gar ernſtlich, den Herzog von Celle zu ſchonen, und ihn nicht durch Angriff gar zu erbittern, vielmehr die Differenzen möglichſt auszugleichen. — Zu gleicher Zeit aber liefen Gerüchte ein, daß Celle und Hannover noch 4000, nach Einigen gar 12,000 Mann Truppen gegen die Elbe beordert hätten, und um das Drangſal der armen Bürger voll zu machen, vermehrten ſich die däniſchen Truppen in der Nähe der Stadt von Tage zu Tage, ſo daß Hamburg befürchten mußte, nächſtens zwiſchen drei Feuern mitten inne zu kommen, wobei denn der bürgerlichen Freiheit wohl Angſt um ihre Exiſtenz werden durfte.

Den Dreißigern ſchien denn nun doch auch allmälig ſchwül bei der Sache zu werden; die Herren — wohl nicht der gebildetſten Gattung — zerfielen unter ſich, und ſagten ſich dermaßen Grobheiten, daß unterm 15. Februar eine Verfügung zu Protokoll genommen wurde, dahin lautend: „Ein Jeder, der ins künftige den Andern mit unmännlichen Worten und Injurien anfaſſe, ſolle einen Reichsthaler Strafe erlegen.“ — Vor Allem ſcheint ſich in der Grobheit ein Herr Caſper Bökmann ausgezeichnet zu haben, von dem man erzählt, daß er bei einem Senats-Antrage den Hut aufſetzte und ſchrie, den ſolle der Teufel holen, der vom Frieden zu reden wage. So daß der Rath ſich mehr Manierlichkeit erbat, wenn er ferner mit den Dreißigern verhandeln ſolle. Auch verbat er ſich das unaufhörliche Reden von einer Meurer'ſchen und Lüneburgiſchen Partei. Kurz, es war kein Freiheits-, ſondern ein Revolutions-Geiſt, der ſich in der Bürger-Deputation geltend zu machen ſuchte.

Je bedeutender aber nun dieſe Uneinigkeit in Folge der immer größer werdenden inneren Verlegenheit wurde, je mehr fingen die beſonnenen Bürger an, vertrauensvoll auf den Senat zu blicken, und dieſer bemühte ſich auch in der

That, trotz der unleidlichſten Chikane Seitens der Dreißiger, eine gütliche Ausgleichung herbeizuführen, obwohl ſolches bei der eingeriſſenen politiſchen Verwirrung keine leichte Aufgabe war. — Zuvörderſt mußte er verſuchen, die brandenburgiſchen Truppen von der Stadt abzuhalten, von denen ſich bereits der Oberſt v. Dewitz in der Stadt befand, der auf eine Erklärung der dieſſeitigen Meinung und Wünſche harrte; doch fand die desfallſige Propoſition des Senats von den Dreißigern keine Zuſtimmung, da ſie auf Wiederaufnahme der gütlichen Verhandlungen lautete, wohingegen die Dreißiger durchaus offnen Krieg mit Lüneburg begehrten. Es iſt zu bemerken, daß in dieſer Periode der Senat zum erſten und letzten Male ſelber als Ankläger Meurer's in einem Schreiben an den kaiſerlichen Hof auftrat, indem er den Abweſenden bezüchtigte, im Kriegsrath der Celle-Lüneburger geſeſſen und zur Occupation der Vierlande gerathen zu haben, ja man behauptete ſogar, er ſei auf dem hamburgiſchen Gebiet perſönlich mit umhergezogen und habe Rathſchläge ertheilt. — Von dieſer Beſchuldigung hat ſich jedoch nicht nur der Beklagte in einem eigenhändigen Schreiben völlig gereinigt, ſondern der Senat hat ſeine Behauptung ſpäter auch als irrthümlich zurückgenommen.

Neben dem Allen war auch eine Note von Dänemark eingegangen, über das Zuſammenziehen ſeiner Truppen, ſich dahin ausſprechend, daß ſolches zur etwa nothwendigen Abwehr der lüneburgiſchen Völker geſchehen, um die Stadt bei ihren Rechten zu ſchützen, worüber Magiſtrat und Bürger ihre Meinung dienlichſt abzugeben geneigt ſein möchten. — Es lag in der Natur der Dinge, daß man hierauf ablehnend antwortete, da der fernere Zuſtand nicht bedrohlich ſei, hinſichtlich Lüneburgs aber die Vermittlung Brandenburgs in Ausſicht ſtehe, und hoffentlich zu einer erwünſchten Entſcheidung führen werde.

Die Unbeſonnenheit der Dreißiger erreichte nun aber in dieſer Zeit den höchſten Gipfel, da ſie am 26. Februar

die Verbrennung eines herzogl. celle-lüneburgiſchen Schreibens durch Büttels Hand zuerſt in Vorſchlag brachten, was zu einer ſkandalöſen Mißhandlung des hamburgiſchen Geſandten in Wien, durch den celliſchen Geſandten von Mannholz, Anlaß gab, und der Stadt ſchweres Geld koſtete.

Von verſchiedenen Seiten her, z. B. von Holland, England und namentlich von Schweden liefen jetzt dringende Anforderungen ein, den Streit mit Celle gütlich beizulegen, und letzteres nebſt Dänemark ſendeten ſogar eigene Geſandten nach Celle, um die Sache zu fördern. Der König von Schweden wünſchte von Allem, was vorginge, unterrichtet zu ſein, und der Senat hatte kein Bedenken, zu willfahren, aber die Dreißiger widerſtrebten dem, und ließen dem däniſchen Geſandten eher und mehr von den Verhandlungen wiſſen, als dem ſchwediſchen, was denn wiederum böſes Blut ſetzte. — Uebrigens beſtanden auch jetzt die Dreißiger noch immer auf Krieg und zankten ſich mit dem Senat herum, der einen offenen Bruch weislich zu verhindern wußte. — Endlich vermochte die allſeitige Vermittelung doch ſo viel, daß Celle nur eine höfliche ſchriftliche Bitte um Verzeihung verlangte, um den Streit endlich gütlich zu beenden, und die Dreißiger willigten endlich darein, unter der Bedingung, daß ein Erſuchen um Satisfaction wegen Mißhandlung des hieſigen Geſandten in Wien vorangeſtellt werde. Der Brief ging ab.

In dieſem Moment hielt es der Senat dringlich, die Bürgerſchaft zuſammenzuberufen, nicht nur, weil die Caſſen leer waren, ſondern auch, weil es verlauten wollte, daß einige Mitglieder der Dreißiger heimlich Verbindungen mit den Dänen unterhielten, denn es hatten ſich einige geachtete Bürger an der Börſe vernehmen laſſen, es ſei einer der Dreißiger ins Holſteiniſche gereiſt, und es ſei zu argwöhnen, „daß man nicht ganz in reinen Schuhen gehe.“ — Die Beargwöhnten hatten dies aber nicht ſobald vernommen, als ſofort eine ſtrenge Unterſuchung gegen die Plauderer eingeleitet wurde; man legte Wache in ihr Haus, ſtellte

Viſitation an, und verſiegelte „Kiſten und Kaſten,“ ohne daß der Senat es zu hindern vermochte. — Obgleich nun durch dieſes und ſo manches Andere die Dreißiger viel von ihrer Popularität verloren hatten, gelang es ihnen doch, in beſagter Bürgerverſammlung die Gemüther dermaßen zu erhitzen, daß die Propoſitionen des Senats größtentheils verworfen und ein Beſchluß, die Offenſive gegen Celle zu ergreifen, durchgebracht wurde, deſſen Ausführung der Senat nur mit Mühe für einige Tage verzögerte, bis der Erfolg des genannten Briefes ſich gezeigt. — Es iſt bedauerlich, zu ſagen, daß das Anſehen und die Macht des Senats in jener Zeit faſt auf Null reducirt war, daß er die Bürger nicht mehr vor der roheſten Willkühr ſchützen konnte, und außer erwähnten Verhaftungen eine Menge anderer verfehlter Dinge geſchehen laſſen mußte.

Täglich liefen nunmehr bedrohlichere Nachrichten ein. — Aus Holland erfuhr man, daß bei der Jahde Schiffe mit nordiſchen Truppen lägen, die verſiegelte Ordres mit ſich führten, und daß Hamburg in der größten Gefahr ſchwebe, da augenſcheinlich eine Belagerung vorbereitet werde. — Dieſe Botſchaften mehrten Angſt und Unfrieden in der Stadt, und der Senat fand ſich veranlaßt, um ſo eher das hamb. Militair von draußen herein zu ziehen, da der Stadtcommandant, General-Major v. Uffala, im Kriegsrath wiederholt und dringend dazu aufgefordert hatte; jedoch widerſtrebten auch dieſem wiederum die Dreißiger, und der Senat ſah ſich genöthigt, die Bürgerſchaft einzuberufen, bei der es aber in einem unerhörten Maße tumultariſch herging, da die Dreißiger alle zur Meurer-Krull'ſchen Partei gehörigen Bürger gewaltſam vertrieben, ohne daß der Senat es zu hindern vermochte. — Nunmehr harranguirte Jaſtram die Bürger, veranlaßte ein Verwerfen der Senats-Propoſition hinſichtlich des Militairs, und erzielte einen Bürgerbeſchluß, daß die Dreißiger gegen Afterrede und was dahin gehört, geſchützt ſeien, und zu dem Ende jeder als Wider-

sacher ihrer Handlungsweise Bekannte aus der Bürgerversammlung ausgeschlossen sein solle. — Die Versammlung endete nunmehr ziemlich friedlich, doch konnte man sich nicht verhehlen, daß im Senat eine Hinneigung zu der sogenannten Meurerschen Partei sich geltend zu machen anfing, da die illegale Gewaltthätigkeit der Dreißiger sich mehr und mehr immer zum anarchischen Terrorismus hinneigte, und den Verblendetsten selbst endlich die Augen über die verderblichen Tendenzen aufgehen mußten.

Schon in den nächsten Tagen wuchs die Gefahr der Stadt in einer höchst beängstenden Weise, indem die dänischen Truppen sich rasch der Elbe näherten, hier ihr Lager aufschlugen und einen beträchtlichen Artillerie-Park entwickelten. — Ein Gerücht sagte: der Rath Pauli habe sich mit seiner Familie entfernt (was aber irrthümlich), und der Präsident von Altona seine Effecten nach Glückstadt geflüchtet. — Noch immer aber wehrten die Dreißiger ein Hereinziehen der Truppen ab, und der einzige Trost der besorgten Bürger war die Erklärung des hannoverschen Geheimenraths v. Görtz, daß sein Herr bereit sei, der Stadt auf jeden Fall der Noth beizuspringen um Hülfe zu leisten, und daß man gänzlich unbekümmert um ihn die hamb. Truppen hereinziehen könne, worüber er ein Beglaubigungsschreiben seines Herrn dem Senat vorlegte. — Es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß dieses freundliche Entgegenkommen das Werk des, seiner guten Vaterstadt treu gebliebenen Bürgermeisters Meurer war, der in demselben Augenblicke noch so einflußreich für das Heil der Stadt wirkte, als seine Feinde, die Dreißiger, sich noch immer, unter allen den Wirren, mit seiner Anklage beschäftigten. Das ist der Lohn des Guten auf der Erde! —

Jetzt endlich, am 19. Morgens, nachdem der Senat am 18. noch einmal dringend um Einziehung der Truppen nachgesucht, bewilligten es die Gewaltmänner in einem ziemlich unfreundlichen Conclusum, und es wurde sofort

binnen einigen Stunden die Bürgerſchaft zuſammen berufen. Was die Dreißiger aber endlich einmal mürbe gemacht, war das Werk des heimtückiſchen Rath Pauli. Dieſer kam am Morgen zu Jaſtram, Snitger und noch einem dritten, und eröffnete ihnen mit verſtellter Beſtürzung: ſo eben erſt erhalte er ſichere Kunde, daß die ganze däniſche Armee gegen Hamburg im Anzuge ſei, und zwar ohne daß von dem fruher zugeſagten Schutze der Freiheiten und Privilegien die Rede dabei ſein könne. — Die im höchſten Grade Beſtürzten eilten mit der Neuigkeit ſpornſtreichs zu den Bürgermeiſtern, und dieſe beſchloſſen, wie oben bemerkt. — Die Bürger eilten in Schaaren herbei, und die früher Ausgeſchloſſenen fehlten nicht. Zum letzten Male entwarfen die ihrem Sturze nahen Dreißiger einen Beſchluß, der auf ihre Rettung abzielte, und dem Senat zur Aufnahme in die Propoſition empfohlen wurde; doch erlaubte ſolches die Zeit nicht; die Rolle der Dictatur war ausgeſpielt. — Eine alte Handſchrift berichtet, daß Jaſtram und Snitger, als ſie die Menge in die Verſammlungsſäle ſtrömen ſahen, bang zu Muthe wurden und bei ſich überlegten, ob ſie nicht viellieber aus der Verſammlung fortbleiben ſollten; doch beſchloſſen ſie, den Lauf der Dinge abzuwarten, und über ihr Wohlmeinen Rede und Antwort zu geben; ſomit traten ſie ein.

Der Senat legte nun den Bürgern einen umfaſſenden Bericht über die traurige und bedenkliche Lage der Stadt vor, und beantragte, die Sechsziger zu bevollmächtigen, Namens Senat und Burgerſchaft, von dem Anerbieten des Herzogs von Celle Gebrauch zu machen. — Nachdem der Senat ſich entfernt und die Bürger zum Umſtimmen ſchritten, trat Snitger unter die Krone und verſuchte, ſich über ſeine bisherige Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu rechtfertigen; doch gebot ihm der dirigirende Oberalte, ein Mitglied der Dreißiger, mit den Worten Schweigen: „Juen Schnack gelt hier nich mehr.“

Jetzt ſtand ein Brauer auf und erinnerte Jaſtram

daran, daß er noch kürzlich heilig betheuert, es walte keine feindſelige Geſinnung bei Dänemark gegen Hamburg vor, fuhr ihn nun hart darüber an, und ſetzte unter heftigen Bedrohungen hinzu: wenn Hamburg wirklich belagert werde, ſolle es ihm wahrlich nicht ungerochen hingehen. Worauf Jaſtram der Muth entfiel und er Snitgern zuraunte: „Wir ſind verloren!“

Die Bürgerſchaft bezeigte ſich einſtimmig mit der Propoſition des Senats einverſtanden, verſprach Gut und Blut für das Heil der Stadt einzuſetzen, und die dazu erforderlichen Koſten bereitwillig herzugeben. Der Senat dankte für dieſen Beweis der Rückkehr des guten Geiſtes der Bürger und ſagte gleichen Eifer zu. Nur ein einziges Kirchſpiel, und zwar daſſelbe, zu welchem Jaſtram gehörte, ſprach die Aufhebung der Deputation der Dreißiger aus; die übrigen gingen ſtillſchweigend darüber hin; die Zeit der Terroriſten war daher.

Die Dänen näherten ſich übrigens der Stadt von der Alſterſeite, ſchlugen ganz nahe ihr Lager auf, und König Chriſtian begehrte alles Ernſtes, außer der ſchon ſo oft verweigerten Erbhuldigung, auch die Schlüſſel der Thore. — Nun eilte Alles, Alt und Jung, zu den Waffen, und es war vor allem die Sternſchanze, deren Eroberung erſt dem Feinde die Wege zur Stadt ebnen konnte, doch wurde dieſelbe, außer von den Bürgern, auch durch ſchwediſche, hannoverſche und brandenburger Hülfstruppen vertheidigt, und ſelbſt ein achttägiges Bombardement, da die Stadt ſogar mit glühenden Kugeln beſchoſſen wurde, konnte den Feſtungswerken nichts anhaben. — Mittlerweile waren die Diplomaten nicht läſſig, und vor allem gelang es dem brandenburgiſchen Miniſter v. Fuchs, den König zu beſänftigen, und ihn zu bewegen, am 14. Sept. die Belagerung aufzuheben, doch that er's nicht, ohne ſich eine ungeheure Summe für Belagerungskoſten ausbedungen zu haben, die die Stadt, wohl oder übel, zahlen mußte. 4000 Mann von den er-

wähnten Hülfstruppen blieben vor der Hand noch in hamb. Eid und Sold. Am 22. Auguſt wurden nun auf Anordnung der Sechziger, Jaſtram und Snitger arretirt. Erſtern faßte man auf dem Rathhauſe und wegen Letztern wurden Befehle an allen Thören gegeben, daß er nicht entweichen möge.

Als aber beide auf den Bau geſetzt waren, begann man ſofort einen peinlichen Prozeß gegen ſie, den Lic. Syllem und Dr. Crolau einzuleiten. Schon am 31. wurden die Ausſagen der beiden Gefangenen im Senat verleſen, und der Inhalt deſſelben gravirte den Bürgermeiſter Schlüter ſo ſehr, daß man beſchloß, auch ihn unter anſtändige Bewahrung auf dem Rathhauſe zu nehmen.— Als dem Herrn Bürgermeiſter ſolcher Beſchluß bei ſeinem Eintritt bekannt gemacht wurde, eiferte er heftig gegen die „verfluchten Miſſethäter", mit denen er nie Sträfliches verhandelt. Jedoch blieb es bei dem Beſchluß, obgleich hier beiläufig bemerkt ſein mag, daß Schlüter vielleicht ein Verleiteter, im Ganzen jedoch ein redlicher, geſchickter und wohlwollender Bürger war. Selbſt der gelinde Arreſt griff indeß den guten Mann, der unabläſſig an ſeiner Vertheidigung arbeitete, ſo ſehr an, daß ſeine Kräfte ſichtlich hinſchwanden, und er bald darauf, am 21. October 1686, von ſeiner Familie treulich gepflegt, ins Grab ſtieg. — Frivole Chroniſten haben behauptet, er ſei an Gift geſtorben; ſie ſind aber die Gründe für ſolche Behauptung ſchuldig geblieben; der Gram iſt freilich auch ein tödtendes Gift. — Daß hier wieder auf Meurer angeſpielt worden, bedarf kaum einer Erinnerung. Man hat dieſe Anſchwärzung noch weiter getrieben, indem man ihn in Verdacht zu bringen ſucht, als ſei er im Complott mit Pauli geweſen, in deſſen Garten auf Anzeige ſeiner Magd, eine Kiſte mit Papieren und 10,000 Rthlrn. gefunden worden. Ich mag die gewaltſam herbeigezerrte, aller Beweiſe, ja aller Wahrſcheinlichkeit entbehrende Combination, nach welcher dieſes gleichſam zum Verderben der beiden Feinde ſollte machinirt

sein, nicht nachschreiben, und will nur erwähnen, daß man wirklich eine eiserne Kiste mit Papieren, die der Rath Pauli vor seiner Flucht im Garten eingescharrt hatte, fand, daß aber nur in einem der darin gefundenen Papiere erwähnt stand, es seien 10,000 Rthlr. der Kammer entwendet worden, dies ist die ganze Quelle der Sage. Von einer Freundschaft zwischen Pauli und Meurer ist nirgend eine Spur zu finden. — Der Verbannte richtete jetzt von Harburg aus, ein Schreiben an den Senat, worin er der Stadt seine herzliche Theilnahme und Anhänglichkeit bezeugte, sich aber auch — wahrlich sehr verzeihlich — über die Urheber mit einiger Bitterkeit ausließ. — Es ist übrigens nirgend erwiesen worden, daß Meurer oder seine Partei sich in dem peinlichen Prozesse gegen die beiden Unglücklichen direct bemerklich gemacht. Nach den damaligen Begriffen von Recht konnte die Procedur gegen die als Staatsverräther bezeichneten beiden Bürger, nur zum Schlimmsten sich wenden, und jedenfalls war ihre Schuld größer als die, jener blinden Werkzeuge der Entführung, die sie einst zur Folter und aufs Schaffot gebracht hatten. — Dennoch sei es ferne von uns, daß wir nach den reinen Rechtsbegriffen, die beiden unglücklichen Bürger für des Todes schuldig sollten halten, denn gewiß ist, daß sie von dem boshaften Pauli hinters Licht geführt wurden; daß aber ist der Lauf der Dinge in der Welt, daß die Dummheit so leicht zum Verbrechen wird. Jastram und Snitger hätten aus der Geschichte, Dänemarks Intensionen auf Hamburg längst kennen und sich mit demselben nicht einlassen müssen. Nun war das Unheil da, und nach den Rechtsbegriffen jener Zeit, konnte nur ein Gott sie retten. So schnell pflegt die Nemesis sonst menschliche Thaten nicht zu vergelten; was die Angeklagten vor kurzer Zeit jenen unschuldigen Werkzeugen der Entführung gethan, das mußten sie nun selber über sich ergehen lassen. Es wurden eigends für sie neue Folterwerkzeuge auf dem Bauhof angefertigt, und dieselben mit aller Strenge

zur Erpreſſung von Geſtändniſſen angewendet. — Unglückſelige Verblendung jener Zeiten! man erquälte diejenigen Ausſagen, deren man bedurfte. Snitger mußte nach abgehaltener Tortur vor das Niedergericht getragen werden; Jaſtram war von Körper noch ſchwächlicher als ſein Leidensgefährte, und es konnte ſomit nicht ſchwer fallen, eine übereinſtimmende Schuldausſage in folgenden neun Punkten zu protokolliren, deren Wahrheit freilich aus der vorſtehenden Erzählung zum Theil klar genug hervorgeht:

1) Daß ſie die gütliche Beendigung der Streitigkeiten mit dem Herzog v. Celle aufgehalten.

2) Daß ſie zur Amtsentſetzung einiger Mitbürger mitgewirkt.

3) Daß ihr Trachten geweſen, der Stadt ordentliche Obrigkeit zu unterdrücken.

4) Daß ſie E. E. Rath forcirt, einige unbeſcholtene und nunmehr gerechtfertigte Rathsglieder in Haft zu nehmen und deren Güter zu confiſciren.

5) Daß ſie die Bürger zur Parteiwuth und Faction angereizt.

6) Daß ſie kaiſerliche und andere fürſtliche Ungnade über die Stadt herbeigezogen.

7) Daß ſie mit eines hohen Potentaten Miniſter Gemeinſchaft und gefährlichen Briefwechſel getrieben.

8) Daß ſie fremde Völker auf hamburgiſches Territorio zu legen, erbeten und

9) daß ſie den Anmarſch feindlicher Truppen gegen dieſe Stadt für ein falſch Gerücht erklärt und ausgerufen haben.

Aus dieſen, in einer Friſt von 6 Wochen verhandelten Anklagepunkten geſtaltete ſich zuletzt das Urtheil: es ſollten beide Staatsverräther mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht, Jaſtrams Körper gevierttheilt, und beide Köpfe auf Eiſenſtangen über dem Millern- und Steinthor aufgeſteckt werden, zum warnenden Zeichen für alle Aus- und

Einpaſſirende, was für ein Loos des Staatsverräthers harre. — Es liegt ganz in dem Charakter gewöhnlicher Menſchen, und mithin auch des Volkes im Allgemeinen, mißhandelte Perſonen der Rachſucht fähig zu halten, und ſomit iſt es nicht zu verwundern, daß man in Schrift und Rede, Meurern die Schuld beimaß an dem Tode ſeiner heftigſten Widerſacher. Dennoch liegt kein Erweis deshalb vor; Meurer ſelbſt war nicht unter deſſen Richtern, und wer die Tendenzen des damaligen peinlichen Rechts kennt, wird weder die Procedur noch das Urtheil in den Geſinnungen eines einzelnen Mannes ſuchen, den unbefangene Zeitgenoſſen als einen rechtlichen und mildegeſinnten ſchildern.

Der 4. Oktober 1686 war übrigens der Schreckenstag der Execution. — Die Frohnerei, der Verurtheilten letzter Wohnort, war mit 500 Lüneburgern beſetzt, und ihre Kanonen beſtrichen die angrenzenden Straßen. — Eine gleiche Anzahl hannoverſcher und ſchwediſcher Truppen aber hatten den Pferdemarkt inne; die übrigen fremden nebſt den hamburger Garniſons-Truppen aber hatten die Gerichtsſtätte rings um das Schaffot beſetzt. Nach langem Harren ſetzte ſich der Zug in Bewegung, und Snitgers Frau, der man auf vieles Bitten erlaubt, die letzte Nacht bei ihrem Manne im Kerker zu ſein, ſank, als die Todesſtunde ſchlug, am Ausgange ohnmächtig zuſammen. — Als ſolches ein mitleidiger Frohnknecht gewahrte, und er der Sinkenden beiſpringen wollte, ſchleuderte Snitger, zornentbrannt, den für unehrlich geltenden auf die Seite, erhob ſein unglückliches Weib vom Boden, küßte ſie noch einmal und lehnte ſie an die Stufe der Frohnerei. Jetzt entriß er ſeinen Schultern den ſchwarzen Bürgermantel und verhüllte damit die unverletzliche Geſtalt ſeines treuen Weibes; hierauf nun ſchritt er ruhig und feſt ſeinem unabwendbaren Geſchicke entgegen. — Jastram war nicht ſo muthig. Gleich einer lebendigen Leiche, bleich und zitternd wankte er dahin, und der Anblick

Wilh. Busch del. et fec.

Snitgers Abgang zur Execution

jener, über dem Steinthor für Snitgers Kopf aufgerichteten Stange, machte, daß er ohnmächtig niederſtürzte, und faſt bewußtlos taumelte er dann ſeinem Ende weiter entgegen.— Die Mitſchuldigen, minder belaſtet als jene, kamen mit einer einfachen Stadtverweiſung davon. Es waren: Lic. Pohlmann, deſſen ganze Habe confiſcirt wurde; Dr. Crolau, der um 20,000, und Lic. Syllem, der um 10,000 ℔ geſtraft wurde. Der höchlich erzürnte Kaiſer legte der Stadt eine Strafe von 100,000 Rthlrn. auf, und verlangte bei noch größerer Buße, daß man Meurer wiederum in ſeine Stelle einſetze. — Ferner mußten die Commiſſionskoſten an den Herzog zu Lüneburg gezahlt, und der Windiſch-Grätziſche Receß geſetzlich anerkannt werden. — Die Erfüllung aller dieſer Forderungen konnte das hart geprüfte Hamburg der fremden Truppen erſt entledigen.

Es konnte nach einer ſolchen Wendung der öffentlichen Angelegenheiten nicht fehlen, daß man das, dem Bürgermeiſter Meurer angethane Unrecht wieder gut zu machen ſuchte, da es zugleich in dem Willen der Schutzmächte ſo deutlich ausgeſprochen lag, auch ging eine darauf bezügliche Propoſition des Senats in der Bürgerſchaft einſtimmig durch, wie ſich denn überhaupt der Sinn derſelben, gleich wie die Natur nach einem fürchterlichen Gewitter, milde und aufgeklärt zeigte. Auch waren der Thränen nun wohl genug gefloſſen, von denen die der unglücklichen Frauen der beiden Hingerichteten, die vergebens um Gnade ſupplicirt hatten, glühend auf dem Altar der Vaterſtadt brannten. — Doch wurde Meurers Wiedereinſetzung nicht leichtſinnig betrieben; vielmehr begehrte der Senat von dem bürgerlichen Collegium, daß ſie die Beſchuldigungs-Gründe des Bürgermeiſters noch einmal genau revidiren und den Befund übergeben möchten. Alſo geſchah es, doch fand man keinen begründeten ſtichhaltigen Klagepunkt, ſondern alles war auf Muthmaßung und Verdrehung baſirt, und ſomit wurden am 8. November 1686 zwei Deputirte des Senats, Herr

Syndicus Schreining und Herr Senator Langermann zu Meurer geschickt, um über die Ordnungspunkte seiner Wiedereinsetzung zu unterhandeln, wobei vorzüglich die Niederlegung seines fremden Rathstitels zu bedenken; er wurde dann, der Anciennität nach, als zweiter Bürgermeister wiederum bestätigt, nachdem er eine Amnestie-Akte, keine Rache zu üben, unterzeichnet. Es ist hier zu bemerken, daß der nach Celle, zur Abtragung des Dankes für geleistete Hulfe gesendete Senator Langermann in seinem Gesandtschafts-Bericht vom 31. December 1686 die Erklärung des dortigen Ministeriums beifügte, daß Meurer dem Celleschen Hofe nie einen Diensteid geleistet, auch ist später eine schriftliche, beglaubigte Declaration darüber eingesendet. Er hatte übrigens auch nie Sitz und Stimme im geheimen Rath eingenommen. Was aber die vom Kaiser ihm dargebotene Charge betrifft, so hatte er in Annahme derselben nie gewilligt und war solches mithin als nichtgeschehen zu betrachten. — Eine umfassendere Genugthuung wie solche dem Meurer von seinen Mitburgern geworden, und von den verschiedensten Höfen (wo man ihn verläumdet) bestätigt, hat wohl noch nie ein verkannter und beleidigter Staatsmann bekommen, und somit wohnte er am 12. November 1686, 5 Wochen nach Jastrams und Snitgers Hinrichtung, zuerst der hamburger Rathsversammlung wieder bei, nachdem er circa 1½ kummervolle Jahre außer Amt gewesen war. Von seinem Zartgefühl giebt der Umstand Zeugniß, daß er sich bei jedem, seine Widersacher betreffenden und für sie nachtheiligen Beschluß, der Stimme enthielt und gab er sogar in zweifelhaften Fällen solche nur dann ab, wenn ein Majoritäts-Beschluß des Senats vorher seine Bedenklichkeiten, ob es auch so angesehen werden könne, als handle er der versprochenen Amnestie zuwider, entfernt hatte. —

Es läßt sich übrigens denken, daß die in so fürchterliches Zerwürfniß versunken gewesene Stadt, sich nicht so leicht

wieder beruhigen konnte, und namentlich waren es eine Menge Inquiſitions-Prozeſſe, die die Aufregung unterhielten. — Der merkwürdigſte derſelben war ein gegen Lic. Pohlmann erhobener, den man als die eigentliche Feder in dem blutigen Getriebe zu betrachten berechtigt iſt. Jaſtram ſelbſt äußerte am Morgen ſeiner Hinrichtung, daß Pohlmann als ein Schelm gegen ihn gehandelt habe. — Er erhielt ſpäter eine Anſtellung im Holſteiniſchen. — Uebrigens liefen von den verſchiedenſten Höfen dringende Mahnungen zur Beſeitigung der Prozeſſe ein; auch rieth man zu einer allgemeinen Amneſtie, doch hinderte ein Folgegeben der Umſtand, daß zur legalen Beendigung ſolcher Prozeſſe Abhörung von Zeugen aus den frühern ſtürmiſchen Bürgerverſammlungen benöthigt war, was aber die Bürger, als mit ihrer Freiheit ſtreitend, nicht zugeben wollten, und erſt ſpät vom Senat durchgeſetzt wurde. —

Nicht ohne Angſt ſah man in dieſer Zeit auf Dänemark, und die kaum abgezogene Belagerungsarmee, deren Rückkehr man fürchtete, da Dänemark noch immer nicht vergeſſen konnte, daß Hamburg auf holſteiniſchem Grund und Boden liege. Ja man trieb die Beſorgniß ſo weit, daß man in einer für nothwendig erachteten officiellen Deductions-Schrift, jeden unumgänglich nothwendigen, Dänemark betreffenden Paſſus mit Häckchen ſtatt mit Lettern ausfüllte. — Die Furcht aber veranlaßte das Halten einer großen, und alſo koſtſpieligen Truppenzahl, und nur das Anſehen bei fremden Höfen und die Geſchicklichkeit Meurers konnten verhüten, daß man nicht wiederum fremde Kriegstruppen in Hamburgs Mauern aufzunehmen genöthigt war. —

Ein nicht leicht abzuwendendes Unheil lag in der Mißhelligkeit mit der Geiſtlichkeit, die nicht unterlaſſen mochte, ſich in alle ihrem Amte an- und nicht angehörigen Dingen zu miſchen. — Hauptveranlaſſung war die reformirte Gemeinde, deren freie Religionsübung ſich der Churfürſt von Brandenburg dringend annahm. Es war ein desfallſiges Schreiben

des Churfürſten vom 25. September am 20. Octbr hier eingelaufen, von dem nicht ſobald das geiſtliche Miniſterium Kunde bekommen als es zuſammentrat und beſchloß, eine Warnung gegen die beantragte Duldung der Reformirten in allen Kirchen abzukanzeln. — Der präſidirende Bürgermeiſter, dem ſolches zu Ohren kam, erließ eine dringende Vorſtellung an den Senior der Geiſtlichkeit, doch von ſolchem Vorhaben abzuſtehen, bis der Senat einen Entſchluß deshalb gefaßt, und zu bedenken, daß man den Wohlthäter der Stadt, den Churfürſt von Brandenburg dadurch höchlich beleidigen werde. — Umſonſt, der geiſtliche Trotz ließ ſich nicht beugen, und gerade am großen Dankfeſte für die hergeſtellte Ruhe der Stadt, am 30. October, ließen die Herren ihren Grimm ſämmtlich auf der Kanzel aus. — Später etwas mehr hierüber.

Im Jahr 1687 führte Meurer das Präſidium im Senate, und es iſt anerkennend zu bemerken, daß Ruhe und Eintracht unter den Bürgern in dieſer Zeit ſich mehr und mehr geltend machten, auch die Stellung zu den auswärtigen Mächten ſich günſtiger geſtaltete. Die Bürgerverſammlungen waren ſelten, aber ruhig und würdevoll. Auch die Jahre 1688 und 89 gingen in einträchtigem Fortſchritt hin, nicht ſo 1690, in welchem Jahre zwei ziemlich ſtürmiſche Bürgerverſammlungen abgehalten wurden, deren eine ſich durch die abermalige Ablehnung des Papierſtempels auszeichnete, zu deſſen Annahme man ſich erſt faſt ein Jahrhundert ſpäter entſchloß. — Inmitten des Jahres lief ein ernſtliches Schreiben vom kaiſerlichen Hofe ein, bei Androhung harter Geldſtrafe verlangend, den franzöſiſchen Geſandten, als Repreſſalie mehrerer von den Franzoſen aus kaiſerlichen Staaten entführten Geiſſeln, zu arretiren. Der kaiſerliche Geſandte hieſelbſt begleitete dieſes Schreiben mit einem Commentar, in welchem er auf ſofortigen Gehorſam drang. — Es wurde deshalb die Bürgerſchaft unvorzüglich berufen und der Rath zeigte ihr an, wie er ein Folgegeben obigen

Befehls zu Gunſten der Handelsgeſchäfte, bereits glücklich genug 18 Monate verzögert, daß es nunmehr aber nicht länger ſo gehen möge; in Folge deſſen die Bürgerſchaft ſich denn auch geneigt fand, den Arreſt ſofort, doch ſo gelinde wie möglich zu beſchaffen und nachdem über die Art und Weiſe ein Breites deliberirt war, ſchritt man noch an ſelbigem Tage gegen den franzöſiſchen Geſandten Vidal und deſſen Bruder, einen Oberſten ein, fand jedoch beide entflohen.

An dieſer Verſammlung hatte Meurer trotz ſeines körperlichen Unwohlſeins auch noch Theil genommen, und die Vorſicht, durch welche die Verſammlung ſich auszeichnete, war größtentheils ſein Werk. — Es hatten aber ſeine körperlichen Schmerzen ſchon während der Seſſion, unleidlich zugenommen und er war am Ende derſelben ſo ſehr erſchöpft, daß er nach ſeiner Heimkunft in ein hitziges Fieber verfiel, das ſeine Lebenskräfte ſchnell aufzehrte. Er fühlte das Herannahen ſeines Endes, und ſtarb mit ruhiger Ergebung in ſein Geſchick einen ſanften Tod, am 14. Juli 1690, in einem Alter von faſt 48 Jahren.

Wir haben dieſe Periode der Geſchichte Hamburgs mit der für unſern Zweck irgend zuläſſigen Umſtändlichkeit gegeben, da dieſelbe ohne Frage die merkwürdigſte und folgenreichſte für uns war. Wir folgten in der Darſtellung der Forſchung unſers würdigen Zeitgenoſſen, des Bürgermeiſters Bartels um ſo lieber, da demſelben nicht nur das umfaſſendſte Quellen-Material zu Gebote ſtand, und derſelbe es auch mit redlichem Fleiße benutzte, ſondern weil wir es zugleich für ein verdienſtliches Werk halten, ſofern ausreichende Gründe dafür vorliegen, die auf ein einzelnes Haupt gehäufte fürchterliche Schmach und Schande zu entkräften und dem Volke einen geläuterten Begriff von einem ſeiner tüchtigſten Vorfahren zu überliefern, was nur in möglichſt genauem Verfolgen der einzelnen Begebenheiten möglich war. Weit entfernt aber einen Stein auf die unglücklichen Bürger Jaſtram und Snitger zu werfen, beklagen wir aufrichtig

die Opfer der unglückſeligſten Verhältniſſe; mögen aber auch ihre Abſichten noch ſo lauter und rein geweſen ſein, ſo waren es die des Bürgermeiſters Meurer nicht minder, und gewiß iſt, daß er vor ihnen innere Tüchtigkeit, feinere Bildung und Sitten, vor allem aber auch die Erkenntniß der rechten Mittel und Wege voraus hatte, und eben darum machte ihm der Lauf der Begebenheit die Conceſſion, in ſeine Bahn endlich wieder einzulenken, um alſo die hamburgiſchen Zuſtände einer geregelten Ruhe — wenn auch erſt ſpäter — entgegen zu führen.

Nachdem wir nunmehr dieſe blutige Epiſode beendet, kehren wir vorerſt wiederum zu den betrübenden geiſtlichen Angelegenheiten zurück, in Beziehung zu denen wir ſchon der ärgerlichen Verketzerung der Calviniſten Seitens der lutheriſchen Prediger Erwähnung gethan. Es hatten aber die Strafpredigten bereits dermaßen auf das Volk gewirkt, daß bei dem Begräbniß eines Reformirten der Pöbel gewöhnlich hinterher ſchrie: na de Höll! na de Höll! — Ja die Geiſtlichkeit war ſo keck und übermüthig geworden, daß ſie ſich bei Anläſſen des Zuſammentreffens mit dem Senat, mit Gewalt über dieſen ſtellen wollte, wodurch es bei Anlaß eines Examens im Johanneum ganz nahe an einer Prügelei zwiſchen beiden Parteien herging. Wir könnten der ſkandalöſen Geſchichten eine Menge erzählen, wenn es nicht zu betrübend und die Menſchheit entehrend wäre, daß unter proteſtantiſchen Geiſtlichen, dergleichen ſich zugetragen. Man möge aber auf die Verſunkenheit derſelben aus folgenden Aeußerungen des Paſtors Dr. Schuppius ſchließen, welcher ſich nicht ſchämte zu ſagen: „Theologie müſſe man unter dem Galgen ſtudiren; Geld mache andächtige Prediger; die Kapellane ließen lieber tauſend Seelen zur Hölle fahren, ehe ſie etwas von ihren Accidenzien fahren

ließen. — Die theologiſchen Diſputationen ſind verworrenes Garn, womit man lateiniſche Haaſen fängt. — Die Responsa in Consilia theologorum ſind wie die Briefe und Siegel der Quackſalber, welche dieſe ihrem Scorpionöl aufhängen" ꝛc. — Neben dieſem geiſtlichen Unflath that ſich ein würdiger Mann, Paſtor Horbius an St. Nicolai hervor, der ein Schwager des edlen frommen Prieſters Spener in Berlin war, von welchem aus eine mildere und geläuterte Religionsanſicht ſich Bahn zu brechen begann. Horbius hatte die Freude, ſeine Kirche ſtets gefüllt und ſich geliebt, geachtet und von ſeiner Gemeinde beſchenkt, daneben aber das Leid, ſich von ſeinen Amtsbrudern verfolgt und verſpottet zu ſehen. — Zum offnen Ausbruch ſolcher Feindſchaft brachte es die von Horbius beſorgte und verſchenkte Ueberſetzung eines kleinen, von einem franzöſiſchen Jeſuiten geſchriebenen Buches: „Von der Klugheit der Gerechten", und an der Spitze der feindlichen Partei ſtand der hinlänglich berüchtigt gewordene Dr. J. F. Meier, Paſtor zu St. Jacobi und Senior der hieſigen Geiſtlichkeit, der ſchon das Kennen der franzöſiſchen Sprache für ein Reiſſein zur Hölle erklärte, wie vielmehr das Ueberſetzen des jeſuitiſchen Buches. Er hatte überdem ein geiſtliches Complott ſämmtlicher hamburger Geiſtlichen gegen die Reformirten im Werke, daß alle Glieder des Miniſteriums heimlich beſchwören ſollten. Drei derſelben: Horbius, Hinkelmann und Winkler, weigerten ſich deſſelben; nun wollte man ſie zwingen; die Sache wurde dadurch ruchbar, kam dem Rath zu Ohren und wurde von hieraus hintertrieben. Grund genug zur wüthendſten Feindſchaft gegen Horbius. — Es wurde nun hinter dem Schilde der Dreieinigkeit ein Krieg gegen den redlichen Mann geführt und das Volk dermaßen aufgehetzt, daß nicht nur mancherlei Drohungen, z. B. „Calviner von Rathhus weg! — Dood den Horbius! Syn Bloot ſchall over uns kamen un unſere Kinner!" — an's Rathhaus geheftet wurden, ſondern am 23. November 1693 ſogar ein Haufen

Jacobiten ins Rathhaus drang und vom Senat die Abſetzung des Horbius, als eines verſteckten Katholiken begehrte. — Nun erſchienen auch die Nicolaiten und es entbrannte eine förmliche Schlacht, während deſſen der Rath ſo gut wie gefangen war. Die Oberalten verſuchten Ruhe zu ſtiften, erndteten aber nichts als Prugel dafür, und als nach 24 Stunden der Tumult noch immer nicht enden wollte, ſendete der in ſeinem Hauſe geängſtet harrende Horbius ſeine Amtsentſagung ein, und der noch immer ſchwankende Rath nahm ſie endlich an, um nur wieder frei zu kommen. Der redliche Prieſter ging auf's Land und ſtarb bald darnach 1695; er liegt in Steinbeck begraben und ſeine Freunde ſetzten ihm die Grabſchrift: „Hier liegt begraben ein Mann, von dem man erſt wird erfahren nach der Zeit, was man nicht glauben wollte in der Zeit: Herr Hohann Heinrich Horbius, geboren zu Colmar im Elſaß, am Tage Barnabi 1645". Merkwürdig übrigens iſt, daß Meier in ſpätern Jahren ſein gegen Horbius begangnes Unrecht einſah und bereuete. Es wird erzählt, daß, als er ſich einſt unvermuthet in der Kirche zu Steinbeck vor dem Grabſtein des Horbius befand, er ausgerufen habe: „Da liegt Horbius, deſſen Seele nun vor Gott prangt!" — und als eben einer ſeiner Begleiter über dieſe Worte ſeine Bewunderung ausdruckte, antwortete Meier: „Verzeihe es Gott demjenigen, der mich verleitete, ſo bittere Feindſchaft gegen den wurdigen Horbius zu hegen und auszuuben". — Wer dieſer Derjenige, außer ſein eignes verſtocktes Gemuth geweſen, erfahren wir freilich nicht. Der Aufruhr war indeß keineswegs hiermit beendet; die Parteien, in Meierianer und Horbianer getheilt, bekämpften ſich gelegentlich mit Fäuſten und Knitteln; Kirchen, Schulen und Kaufläden wurden geſchloſſen, und Criminal-Prozeſſe und Schmähſchriften ängſteten die guten Burger. Meier trieb die Frechheit ſo weit, von dem Senat ein ſchriftliches Zeugniß zu verlangen, daß er kein Aufrührer ſei, drohete auch mit Niederlegung ſeines

Amtes, ſofern man ihm ſolches verweigere, und ſo war in Hamburg das alte Leid des Unfriedens in neuer und nur noch roherer und brutalerer Geſtalt, vom Zelotismus beſchmutzt, wiederum dermaßen ausgebrochen, daß man von Wien aus abermals die Blicke auf hier wendete, und in einem Mandate ernſtlich von einer Unterſuchungs-Commiſſion ſprach. Dieſe Drohung ſchuchterte in etwas ein; die beſſern Bürger legten ſich mit Energie ins Mittel und es würde vielleicht eine völlige Beruhigung eingetreten ſein, wenn nicht ein neuer Vorfall Oel ins Feuer gegoſſen hätte.

Es war aber im Jahr 1696, als verſchiedene hamburger Bürger, unter ihnen Martin Reeſe, mit einigen kaiſerl. Hofräthen in Altona dermaßen in Zwiſt geriethen, daß der kaiſerliche Geſandte eine Klage einreichte und Reeſe auf Befehl des Prätors Syllem, auf den Winſerbaum gebracht und unter Ketten und Schloß gelegt wurde, wogegen indeß die Bürger als einen verfaſſungswidrigen Gewaltſtreich Proteſt einlegten und auf Abſetzung des Prätors drangen. Der Rath nahm ſich des Angeklagten an, lehnte ſich gegen das Begehr auf und veranlaßte ſomit, daß die Bürger den Prätor Syllem des Rathsſtuhls entſetzten und auf eine neue Wahl drangen. Der Rath blieb bei ſeinem Sinn, und die Bürger erwählten ſelber einen Herrmann Stubbe zum Senator. Der Rath verſagte die Anerkennung, und es wurde verſucht, den Trotz deſſelben durch das früher angewendete Mittel einer Gehalts-Vorenthaltung zu beugen; auch ſollte er der Rathswahl verluſtig ſein und ferner nicht an der Schoßtafel ſitzen. — Inmitten ſolchen Zerwürfniſſes ereignete ſichs, daß ein Jude, Mar Meier, unter Mithülfe des Bancoſchreibers Aldag, die Bank, welche in jener Zeit auf Pfänder lieh, um 56,000 ℔ betrog; der Senator Vegeſack wurde beſchuldigt, Mitcomplice dieſes Betrugs zu ſein, und ebenfalls aus dem Rath verwieſen, worauf man ſeine und mehre andere Stellen eigenmächtig beſetzte,

auch den Rath zwang, solche Wahlen anzuerkennen, ja man ging noch einen Schritt weiter und verlangte Beweise für die Schuld der beiden hingerichteten Bürger Jastram und Snitger. — Der Jude Meier wurde gefoltert. Aldag starb bald darauf im Gefängniß, der Volksmeinung nach an Gift; der Sachbestand des Betruges ist nie ganz klar geworden.

Kaum war der Bancoschreiber Aldag auf dem St. Annen Kirchhof begraben, als die Bürger erwähnten Gerüchts halber verlangten, es solle der Körper wieder ausgegraben und vor Gericht untersucht werden. Der Rath fand sich veranlaßt zu geberchen; die ekelhafte Procedur wurde bei Nacht und Nebel vorgenommen, doch konnte kein Endresultat so schnell erzielt werden und der, in jener Zeit bis aufs äußerste verwilderte Pöbel bemächtigte sich in seiner Wuth des Leichnams und warf ihn über die Zollenbrücke in das mit Eis belegte Fleet, wo er zum Scandal der Vorübergehenden mehrere Tage liegen blieb, ehe man ihn wieder in sein Grab legte. —

Mit Betrubniß müssen wir die Blicke der Leser auf die empörenden burgerlichen Zustände unsrer Stadt aus jenen Tagen lenken, und es ist nicht zu verwundern, daß die benachbarten Fursten die Zugellosigkeit der, alle Ordnung und Sitten mit Fußen tretenden kleinen Republik, durch ihren Einfluß einem geregelten Zustande entgegen zu fuhren trachteten, und schon war man nahe daran, zu diesem Zwecke aber mals eine Commissionen zu constituiren, als im Jahr 1688 die bessergesinnten Burger einen Ausschuß von 50 Männern, unter welchen die Oberalten und 5 Gelehrte sich befanden, ernannten, der freilich ein Jahr lang mit müssigen Debatten zubrachte, jedoch allein durch seine Existenz die gefurchtete Commission abwehrte und es endlich zu einem neuen, und zwar dem fünfzehnten Receß brachte, dessen Inhalt etwa folgender war: 1) Der Rath verspricht bessere Justiz. 2) Es soll von diesem keine Klagesache uber 3 Wochen in dilatoriis

(Verzögerungsfriſt) und über 6 Wochen in peremtorius gelaſſen werden. 3) Eine neue Gerichtsordnung ſoll ausgearbeitet und eingeführt werden. 4) Die Stadtgüter zweckmäßiger zu verwalten, will ſich der Rath alles Ernſtes angelegen ſein laſſen. 5) Den Bürgerſchluſſen zu opponiren will ſich der Rath nur durch hohe Noth bewegen laſſen. 6) Wenn der Rath ſein Amt getreulich wahrnimmt, ſoll ihm in Zukuft ſein Gehalt nicht vorenthalten werden. 7) Die Rathswahlen ſollen ihm zurückgegeben werden, ſofern er den Dr. Schröder als Rathmann auf- und annimmt. 8) Bei Bürgerverſammlungen ſollen die Collationen aufhören und die Rathsherren mögen zu Hauſe eſſen; die Bürgermeiſter aber, ſofern ſie bei der Verſammlung erſcheinen, ſollen jedesmal jeglicher einen Weinzettel von 4 Stübchen empfangen. 9) Es ſollen ſolche Verſammlungen von nun an um 12 Uhr Mittags beginnen und ſpätſtens um 10 Uhr Abends enden. 10) Das am 19. Auguſt 1686 vom Rathe, wegen Jaſtram und Snitgers Hinrichtung eingeführte Dankfeſt, wird in einen Buß- und Bettag verwandelt und in den September verlegt. 11) Es ſollen die Bürgerſchaft zu beſuchen berechtigt ſein, Alle, die das Bürgergeld zum Vollen bezahlt haben, ausgenommen Leute, die in fremder Herren Dienſte ſtehen; Bekenner anderer als der lutheriſchen Religion; Bonhaſen, Falliten, Dielenläufer und Stadtbediente. 12) Alle der Bürgerſchaft vorzulegende Sachen ſollen erſt an die Collegien kommen, ausgenommen ſolche, die wegen der Stadt Wohlfahrt keinen Aufſchub leiden. 13) Alle drei Jahre ſoll ein großes Collegium ernannt werden, die Adminiſtration aller Stadt-Aemter und Collegien in und außerhalb der Stadt nachzuſehen, Kaſſen zu revidiren und der Bürgerſchaft Bericht darüber abzuſtatten. Selbiges wird aus zwei Rathsgliedern, einem Oberalten und zwei Bürgern aus jedem Kirchſpiele, alſo aus 17 Mitgliedern und 2 beeidigten Buchhaltern beſtehen.

Die Ruhe würde nunmehr wohl ſo ziemlich hergeſtellt geweſen ſein, wenn die Geiſtlichkeit ihr Amt nicht ſchmählich mißbraucht und vorzüglich der unleidliche Meier mit hämiſcher Schadenfreude Oel ins Feuer gegoſſen hätte. — Greifswalde hatte übrigens eben in dieſer Zeit die Gefälligkeit, Hamburg von jenem Störenfried durch eine Berufung deſſelben zum Generalſuperintendenten zu befreien, doch haben wir aus ſeiner hamb. Wirkſamkeit noch einges nachzuholen.

Obgleich er, wie bereits erzählt, die Entfernung ſeines Erbfeindes Hordius durchgeſetzt, genügte dieſer Sieg dennoch ſeinem Stolze und ſeiner Herrſchgier nicht, und die ſtachelnden Leidenſchaften wurden durch auswärtige Blätter, namentlich holländiſche, vielfach gereizt, indem man ſein unchriſtliches Treiben mit ſchonungsloſer Wahrheit ſchilderte, und einer ſtrengen Critik unterzog. — Er unterließ nicht, von der Kanzel herab Klage über dieſe Schilderungen ſeiner Perſönlichkeit zu führen, und erhitzte dadurch ſeine Partei dermaßen, daß der meieraner Pöbel ſich nicht ſelten zu Tauſenden zuſammenrottirte, weshalb denn der Rath ein Mandat ergehen ließ, mittelſt deſſen ſolche Zuſammenläufe bei ſtrenger Strafe unterſagt wurden. — Meier, der hochmüthige Zelot, donnerte mit einer, alle Elemente der Hochverrätherei enthaltenden Predigt dagegen an, und hetzte ſo eine neue Rotte gegen das Rathhaus, die den Senat zwang, jenes Mandat wiederum aufzuheben. — Bedauernswerthe Schwäche! — Nunmehr zettelte Meier auch einen Zwiſt mit dem kurzlich an St. Michaelis erwählten Prediger und Profeſſer Buſſing an, und der Gaſſenſcandal wurde je länger je ärger, bis endlich der Rath und die Beſſergeſinnten durchdrangen, und man zu einem, mit Amneſtie verbundenen Vergleich gelangte, laut welchem das geiſtliche Miniſterium ſchriftlich angeloben mußte, daß jeder Geiſtliche der Stadt, der künftig über die durch Hordius angeregte Religionsſache ſchreiben oder öffentlich reden würde,

als Ruheſtörer angeſehen und beſtraft werden ſollte.— Dadurch war die Sache, wiewohl nur ſcheinbar, eine Weile beigelegt. — Es iſt übrigens hier wohl der Ort, zu bemerken, daß es vorzüglich Handwerker waren, die dem unſeligen Paſtor Meier den Hof machten, weshalb holländiſche Journale und Flugblatter ihn ſpottweiſe den Syndicus der jacobitiſchen Handwerker nannten. — Meier tobte dagegen von der Kanzel und verlangte von den Juriten, daß ſolche ehrenrührige Schriften von dem Buttel ſollten verbrannt werden. — Die allezeit dienſtfertigen Herren reichten dem Senat deshalb eine Vorſtellung ein, die jedoch unbeantwortet blieb, doch ſetzte Meier es endlich durch, daß eine gegen ihn gerichtete Schmähſchrift: „Kindiſche Liebe“ — auf dem ehrloſen Blocke verbrannt wurde.

Es ereignete ſich nun bald darauf, daß mittelſt Rath- und Burgerſchluſſes vom 26. Mai die Oberalten von der Pflicht, mit dem Klingenbeutel in der Kirche zu gehen, entbunden wurden, und als in Folge deſſen der Oberalte Carſtens in St. Jacobi den Umgang zu halten ſich weigerte, verſagten auch die Diacenen die Erfullung der bisherigen Amtspflicht, und mehrere Sonntage wurde gar nicht geſammelt. — Paſtor Meier war eben verreiſt; kaum aber zurückgekehrt, beſtieg er ſeinen Kampfplatz, die Kanzel, und hielt eine wuthende, unter dem Namen „Klingelbeutel-Predigt“ berüchtigt gewordene Rede, in welcher er unter andern ſagte: „Der Klingelbeutel ſolle ihnen als ein Vorbote einer jähen, ſchnellen Strafe des ewigen Gottes klingeln, falls ſich die Herren nicht eines andern bedächten.“ — Er verdammte daneben den Oberalten Carſtens in den tiefſten Abgrund der Hölle, und wußte es wirklich dahin zu bringen, daß derſelbe ſein Amt niederlegte. — Die Stadt war in der entſetzlichſten Aufregung, und Alles deutete auf einen neuen furchterlichen Aufruhr hin, als die vorhin erwähnte Wahl von Greifswalde aus, beruhigend dazwiſchen trat. In der Abſchiedspredigt betheuerte Meier, daß nur die

unselige Klingelbeutel-Geschichte ihn aus Hamburg vertreibe, und daß er sich eines Theils freue, aus einer Stadt abberufen zu werden, wo so viele gottlose Menschen ein unchristlich Regiment führten; ermahnte seine Schafe auch, sich von den räudigen fern zu halten und im Geist bei ihm auszuharren. — Heimlich nahm er dann von seinen getreuen, jammernden Pfarrkindern noch besonders Abschied, und versicherte sie, daß er ungern scheide, sich auch abwesend als ihren Seelsorger betrachten, und wahrscheinlich recht bald zu ihnen zurückkehren werde. — Somit lebten die Getreuen immer in Hoffnung und enthielten sich einer neuen Wahl; als aber ein Jahr vergangen, ohne daß Herr Pastor Meier sich sehen ließ, schickte man eine Deputation an ihn ab, mit der Bitte, doch zu den harrenden Jacobiten zurückzukehren. — Der heuchlerische Pastor that sehr gerührt, und verwies die Abgeordneten an den Rath zu Hamburg, damit derselbe den König von Schweden, dem Greifswalde angehörte, um seine Entlassung angehen möge. Es läßt sich denken, daß man nicht säumte, dieser Weisung zu folgen, und da der Rath sich natürlich sträubte, den Wolf zum andern Mal in den Schafstall zu rufen, gab es wiederum Tumult, und die gefährlichen Drohungen vermochten den Rath, wie gewöhnlich, nachzugeben, und der kanzelstolze Pastor Meier lachte heimlich ins Fäustchen, als das Entlassungs-Gesuch einlief, und nicht nur der König, Carl XII., sondern er selber abschlägige Antwort ertheilte, wodurch er dem hiesigen Rath eine Demuthigung zu bereiten vermeinte, indeß derselbe der Weigerung sehr froh war. — Anders aber dachten die fanatischen Jacobiten. Der Verdruß über getäuschte Hoffnung riß sie zu den allertollsten Handlungen fort, die von dem verfehlten Wiederberufungsschreiben sich den Namen Renovations-Sache erworben hat, und ein unseliger Abschnitt der hamburgischen Geschichte bildet.

Es warf sich bald nach letzterem Vorgange ein Bortenwirker, Balthasar Stielke geheißen, als Volksführer auf,

und der Höker Hans Jürgen Lotze ſekundirte ihm. Erſterer hatte die Berufungsgeſchichte am eifrigſten betrieben, ſtand fortwährend mit Meier in Briefwechſel, und wußte den Paſtor Dr. Krumbholtz — ein Meißner von Geburt — in ſein aufrühreriſches Intereſſe zu ziehen. Dieſer Patron war einer der gemeinſten Schandbuben, die je die Heiligkeit der Kanzel entweiht haben, denn er riß hier die gemeinſten Zoten, und ſcheute ſich nicht, offenen Aufſtand gegen den Rath zu predigen, wobei er dieſen unter andern: „ein Räthchen und Magiſträtchen, ein Tauſendthaler-Collegium," die Oberalten „ein Tauſendmark-Collegium, ſtumme Hunde und dumme Jabrüder," des Raths Mandate und Warnungen „ehrenrührige Charteken und nichtswürdige Injurienſchriften" nannte, ja am Maria-Reinigungs-Feſte 1708 ſogar den hochverrätheriſchen Rath ertheilte: „Rathsglieder, Prieſter und alle Bürger, die nichts taugten, auf die Seite zu ſchaffen." — Neben dieſem öffentlichen Skandal veranſtaltete er auch noch nächtliche heimliche Zuſammenkünfte, wo man ſich über verrätheriſche Pläne berieth, und da es zu jeder Zeit Leute gibt, die ſich gegen ihre Obern aufzulehnen Neigung hegen, ſo nahm ſein Anhang, vorzüglich unter den Handwerkern, täglich zu, und die Gewerke ſtanden ſtill, da man es vorzog, bei Saufgelagen zu politiſiren. — Es erſchienen zwar beifende Schriften und Proteſtationen beſſer geſinnter Bürger gegen dieſes unheilige Treiben, allein Wort und Schrift vermochten nichts gegen das tolle Treiben des Ordinirten, ja man wußte es ſogar durchzuſetzen, daß einige der zurechtweiſenden Druckſchriften vom Büttel öffentlich verbrannt wurden. — Der Rath war wiederum zu einem Schattenbilde herabgeſunken, und einige Mitglieder, im Gefühle ihrer Schmach, enthielten ſich des Beſuchs der Sitzungen, wurden aber dafür von den bürgerlichen Gewaltsmännern in tauſend und zweitauſend Mark Strafe genommen, ſo daß nunmehr wirklich das Schrecklichſte, was einem Staat überkommen kann: ein Zuſtand der

Anarchie, eine völlige Auflösung der bürgerlichen Ordnung eintrat. Die Bürgerversammlungen glichen mehr Sauf- und Zankgelagen, als anständigen Collegien, und diesmal durfte man als Haupt der Empörer jenen Balthasar Stielke bezeichnen, dem andere grobe Gesellen, z. B. Arendsee, Frahm, Küsel, Blankenheim u. A. zur Seite standen. Ersterer nahm gewöhnlich unter der Krone oder auf dem Oberaltenstuhle Platz und hetzte die Gemüther im Sinne des Pastors Krumbholtz zu Widersetzlichkeiten auf, wobei man bei irgend einem Widerspruch zum öftern das alte beliebte „Calviner vom Rathhause weg!“ ertönen hörte, was denn allemal als das Signal zu den skandalösesten Tumulten zu betrachten war. Die Gewerke, vorzüglich die Schmiede, Küper und Tischler, hielten sich zu den Aufrührern, und es ging so weit, daß man 1704 eines vom Senat erlassenen Warnungs-Mandates halber, mit einer Klageschrift unter fürchterlichem Geschrei aufs Rathhaus eindrang, als eben kein Rathsherr, wohl aber 10 Oberalten anwesend waren. — Man begehrte, daß ein gegen den flüchtig gewordenen Bürger Küsel anhängig gemachter Proceß niedergeschlagen werden sollte, und verfügte, daß dem Senat sein Gehalt vorenthalten werde und demselben die Rathswahl nicht ferner zusteben solle. Das Warnungs-Mandat wurde für null und nichtig erklärt, und ein Begehren um neue Untersuchung in der Renovations-Sache erlassen. Endlich aber ging man so weit, den aufrührerischen Bürgern Frahm, Bülau und Küsel eine Schadloshaltung von je 1000 Mark aus der Cämmerei-Casse zuzuerkennen. — Gegen solche Ungebühr legte unter andern der gelehrte Licentiat Frind die Waffe des beißendsten Witzes ein; die Krumbholtz-Stielke'sche Partei zwang aber den Senat, zwei dieser Schriften: „S. Petri ernstliche Warnung an seinen gottlosen und schalkhaften Haushalter Dr. K.“ und „das Lob der Geldsucht,“ auf dem ehrlosen Block verbrennen zu lassen, des entwichenen Frinds Bildniß an den Galgen zu heften,

und 100 Rthlr. auf ſeine Habhaftwerdung zu ſetzen. — Dieſer Zuſtand war mehr wie je geeignet, die Aufmerkſamkeit der kaiſerl. Schutzmacht zu erregen, in Folge deſſen denn auch bald genug abermals eine kaiſerl. Commiſſion als Friedensſtifter in Hamburgs Mauern erſchien. Sie war zuſammengeſetzt aus dem öſterreichiſchen Grafen von Schönborn, dem ſchwediſchen Grafen v. Lilienſtedt, dem preußiſchen Hrn. v. Burchards, dem braunſchweigiſchen Hrn. v. Böttticher und dem hannoverſchen Baron v. Grote, und erreichte die Stadt am 13. Mai 1708, wo zugleich eine, aus ſchwediſchen, preußiſchen und hannoverſchen Truppen zuſammengeſetzte Macht von 348 Reitern und 2889 Mann Infanterie den Hammer und Lubſchen Baum beſetzte, der hamburgiſchen Beſatzung die Gewehre abnahm und nach der Stadt ſchickte, und dann ein Lager aufſchlug, worauf die hieſige Miliz dem Kaiſer einen Eid der Treue ſchwören mußte.

Beim Herannahen dieſes unangenehmen Beſuches beſchloß man anfangs, ſich deſſelben mit den Waffen in der Hand zu erwehren, doch liefen von den Fürſten des niederſächſiſchen Kreiſes, ſo wie von der Königin Anna von England, von den Generalſtaaten und dem Herzog von Braunſchweig die Zuſicherung eines ausreichenden Schutzes für die Unabhängigkeit der Stadt und die geſetzmäßige Verfaſſung ein, weshalb man ſich denn in das Unabwendbare fugte und dem Geſchäfte der Commiſſion, die Ruhe herzuſtellen, nicht widerſtrebte. — Noch als die Truppen ſchon vor den Thoren ſtanden, ließ der Prediger der Empörung, Meiſter Krumbholtz, nicht ab, den bisherigen Weg des Aufruhrs zu verfolgen, und am 27. Mai 1708 predigte er über Jeremia 17, 18: „Laß ſie zu Schanden werden, die mich verfolgen, und mich nicht; laß ſie erſchrecken, und mich nicht; laß den Tag des Unglücks über ſie gehen und zerſchlage ſie zwiefach.“ — Als er aber am 3. Juni die Kanzel beſtieg, ſang man: „Solli' es gleich bisweilen

ſcheinen, als ob Gott verließ die Seinen, ꝛc.“ — Hiermit aber war ſein finſteres Werk beendet, denn er, Stielke, Küſel, der Lic. Wrangel, Advocat des Krumbholtz, und noch einige wurden ſchon in der nächſten Nacht arretirt und vor Gericht geſtellt. — Der Proceß wurde mit fiskaliſcher Strenge gegen die Frevler geführt, und beide erſteren zu lebenslänglicher Haft, einige andere aber zum Staupbeſen verurtheilt, wiederum einige mußten die Stadt meiden, und die Minderſchuldigen wurden um Geld geſtraft. — Stielke ſollte auch die Strafe des Prangers ausſtehen, doch wußte ſeine ſchöne Tochter durch einen Fußfall bei dem Grafen v. Schönborn den Erlaß dieſes Schimpfes zu erwirken; er kam nach der Feſtung Demitz; Krumbholtz nach Hameln. Wrangel erhielt nach vierzehnjähriger Haft auf dem Eimbeckſchen Hauſe ſeine Procuratur zurück.

Die kaiſerl. Commiſſion blieb übrigens vier Jahre in Hamburg, wo es ihr recht wohl zu behagen ſchien, und erſt im Jahre 1710, nach mannigfachem Aufenthalt durch Rangſtreitigkeiten unter einander, gelang es derſelben, im Vereine mit dem Rathe und der Bürgerſchaft den ſogenannten vorläufigen Unions- (Vereinigungs-) Receß zu Stande zu bringen, der ſich vor allen Dingen mit Regulirung der Angelegenheit der Zünfte und Brüderſchaften, ſo wie auch mit Feſtſtellung der Ordnung in den Bürger-Conventen beſchäftigte. In Beziehung zu dieſen wurde beliebt, daß zur Berechtigung, den Bürgerverſammlungen beiwohnen zu dürfen (erbgeſeſſen zu ſein), ein freies Eigenthum von Eintauſend in der Stadt und Zweitauſend Thaler auf dem Landgebiete Bedingung ſei. Als erbgeſeſſen ſind ferner zu betrachten: die Oberalten, die Sechsziger, die Hundertachtziger, die Aeltermänner der Aemter, die Cämmereibürger, die Hauptmänner der Bürgermiliz, die Börſenalten und endlich die Commerzdeputirten und die Adjunkten.

Bald nach dieſer vorläufigen, ſchon viel auf Beruhigung der Gemüther einwirkenden Regulirung der inneren Angelegenheiten, am 17. April 1711, ſtarb Kaiſer Joſeph II., und es wurde in Hamburg dieſes Sterbefalles halber einen ganzen Monat, vom 10. Mai bis zum 10. Juni, täglich von 11 bis 12 Uhr von allen Thürmen der Stadt geläutet, alle Muſik aber, ſelbſt die Orgeln in den Kirchen mußten ſchweigen. So lag denn auch die Thätigkeit der Commiſſion eine Weile ſtill und wurde erſt nach der Krönung Kaiſer Carl's VI. wieder aufgenommen. — Indeß zogen die Commiſſionstruppen ſchon früher allmälig wieder ab, und es kam endlich am 15. Oct. 1712 zum Abſchluß des ſogenannten Hauptreceſſes, deſſen Geſetzeskraft bis auf unſere Zeit reicht, und etwa folgendermaßen lautet.

1) Rath und erbgeſeſſene Bürgerſchaft, aufs engſte verbunden, beſitzen das höchſte Recht und die Gewalt (das Kyrion), ſo lange alſo beide über ein Geſetz nicht einig ſind, hat daſſelbe keine Kraft. Im Fall der Rath, oder einzelne Glieder deſſelben ihre Zuſtimmung zu einem ſolchen zu geben ſich weigern, ſoll der- oder dieſelben, die ſolche Weigerung ausſprachen, von den Bürgern dennoch nicht zur Rechenſchaft unter die Krone oder ſonſt gezogen werden können, und ſo Einer dieſen unfehlbaren Hauptſatz anzufechten ſich beikommen läßt, derſelbe ſoll an Leib und Leben geſtraft werden. — Es ſteht nur dem Rath zu, einzelne ſeiner Glieder zu ſtrafen, doch ſoll ein etwa darüber verhängter Proceß innerhalb 8 Monaten beendet ſein. So aber der Rath ſich hierin läſſig befinden, oder ergangene Klagen eines Burgers unbeachtet läßt, ſoll dieſer ſich an die Oberalten wenden dürfen; finden dieſe die Klage unbegründet, darf der Kläger an die Sechziger appelliren. Stimmen dieſe der Anſicht der Oberalten bei, ſo iſt die Sache damit abgethan. Sind aber die Sechziger anderer, als des Rathes Meinung, ſo dürfen ſie von dieſem Abhülfe (Wandelſchaffung) begehren. — Fügt ſich nun das Raths-

glied, und ist die Sache zwischen Rath und Collegio verglichen, so ist die Klage geendet; bleibt aber der Beschuldigte bei seinem Sinne, hätte er sich wohl gar Staatsverbrechen zu Schulden kommen lassen, soll nach bester Einsicht vom Rath und Collegium, mit welchem letzteren die Sache zuletzt verhandelt werden muß, das strafbare Rathsglied suspendirt, der Fiskal gegen ihn einzuschreiten aufgefordert, und die Klage beim Niedergericht eingeleitet und spätestens binnen einem Jahre zu Ende geführt werden. Sobald das Urtheil hier gefällt und publicirt worden, soll der Fiscal sofort an das außerordentliche Gericht appelliren und dasselbe von solchem bestätigen lassen. — Hiernach ist die Bürgerschaft zu berufen, und ernennt nunmehr jedes Kirchspiel nach Stimmenmehrheit vier Bürger sammt vier erbgesessenen Gelehrten, gleichviel aus welchem Kirchspiel, nur daß sie dem Beklagten nicht nahe verwandt sind.— Jetzt werden aus den Bürgern jedes Kirchspiels zwei durchs Loos erkoren, aus den Gelehrten aber vier und hiervon wiederum durchs Loos zwei erkoren. Zu diesen zwölfen adjungirt der Rath acht seiner Glieder nach dem Looſe, doch die präsidirenden Bürgermeister, die Prätoren und Verwandten des Beklagten ausgenommen. — Diesen werden nun die Namen der Deputirten genannt und etwaige Einreden gegen dieselben gehört; findet man sie erheblich, so wird, falls es eine Rathsperson betrifft, solche durchs Loos, ist es aber ein Bürger, durch die Hundertachtziger und den früher beim Looſe Ausgefallenen ergänzt. Hierauf leisten alle Glieder der Deputation dem Senat einen Richtereid. — (Wir übergehen die weitere Verhandlungs-Ordnung und bemerken nur noch, daß sich Niemand, bei Verlust des Stadtaufenthaltes, jener Wahl entziehen darf. Keiner der Deputirten aber ist seines Spruchs halber verantwortlich. Was die Majorität beschließt, kommt zur Execution, und ist keine Appellation dann zulässig. Auch soll kein Receß oder Statut dieses Fundamental-Gesetz jemals beeinträchtigen, und soll vielmehr

in allen Fällen für alle Zeiten nach demſelben verfahren werden. — 2) Die Bürger ſollen dem Rathe treu und hold ſein (und nicht, wie der Windiſch-Grätziſche Receß wollte, gehorſam und gewärtig, oder wie der Rath bei Abfaſſung des Hauptreceſſes wollte: treu, hold, gehorſam und gewärtig), deſſen Beſtes ſuchen, Schaden abwenden, und anzeigen, ſo ſie Dinge erfahren, die wider den Rath und die Stadt wären. — Es will aber dagegen der Rath die Bürger bei ihren Privilegien und Gerechtigkeiten ſchutzen und vertreten, und die Juſtiz nach Stadtbuch und Receſſen verwalten; auch ſoll der Senat durch zwei Graduirte und einen Kaufherrn, nebſt einen Syndicus und Archivar vermehrt ſein. — 3) So ein Bürger gegen ſeinen Eid handelt, ſo ſoll er nach gehörig beſchafftem Grund zur Rede geſtellt und ihm ſolches ernſtlich verwieſen werden, bei bewieſener Hartnäckigkeit oder kriminellem Verbrechen aber nach neuer Gerichtsordnung angeklagt und von Niemandem, außer ſeinem ordentlichen Defenſor, vertreten werden. — Wer ſich an beeidigte Amtsherren oder Verwaltern, ſelbſt auch gegen die Bürgermeiſter-Diener, mit Worten oder Thaten vergeht, ſoll, ohne daß Burgſchaft gelte, nach Verdienſt beſtraft werden. Dagegen dieſe mit aller Ruchternheit und Anſtand ſich gegen Bürger betragen, und das Kleinod der bürgerlichen Freiheit nicht mit Fußen treten ſollen; wenn aber Einer ſich gegen Burger oder Bürgerfrauen ungebührlich beträgt, ſoll er nicht nur ſeines Dienſtes entſetzt, ſondern auch fiscaliter angeklagt werden. — 4) Alle Conventikel verdächtiger Geſellſchaften und Correſpondenz mit ausgewieſenen oder entſprungenen Verbrechern; imgleichen Schmähſchriften gegen Behörde und Bürger ſind ſtrenge unterſagt. Sollten Bürger oder Einwohner dawider handeln, wird der Rath ſolches anfangs glimpflich zu ſtören ſuchen, dann aber unter Herbeiziehung der Sechziger mit der Strenge der Geſetze dagegen einſchreiten. — 5) Obwohl die Hohheitsrechte (Regalien)

dem Rathe und der erbgeſeſſenen Burgerſchaft gemeinſchaftlich zubehörig, ſo verbleiben dem Rathe doch gewiſſe Vorrechte und Gerechtſame des Exercitiums allein. — 6) Enthält Beſtimmungen uber die Ergänzung des Rathes, der Bürgermeiſter, Syndici und Sekretarien. — 7) Vertheilung der Rathsämter. — 8) Gibt Beſtimmungen uber Adjunction der Rathsglieder und Collegien, und beſagt, daß wenn Jemand derſelben durch Krankheiten oder Ehehaften — d. i. Geſchäftsreiſen, Sterbefälle, Kindtaufen, Gevatterſchaften und Hochzeiten — verhindert wird zu erſcheinen, ſo iſt der Abgehaltene befugt, einen der zuletzt Abgetretenen an ſeine Stelle zu ſchicken. — In der Deputation, von Rath und Oberalten oder Bürgern gemeinſchaftlich beſetzt, konnen ſolche ihre Untergebenen für Vergehungen, ohne daß Appellation zuläſſig, beſtrafen. Hat aber ein ſolcher Burger die zuerkannte Strafe deponirt, ſo ſoll ihm — falls ein ſpecieller Rath- und Burgerſchluß in der Sache nichts geändert — freiſtehen, an den Rath zu apelluren, doch ſoll derſelbe nur aus höchſt wichtigen Urſachen und nach Anhorung der Deputation eine Aenderung treffen, auch haben diejenigen, die ohne Noth Beſchwerde gefuhrt, neben der ſchon verhängten Strafe noch eine anſehnliche Geldbuße zu erlegen. — 9) Eintheilung der zu verkaufenden oder zu vergebenden Aemter und Dienſte (Baantje). — 10) Alle Untergerichte werden im Namen des Senats gehalten — 11) Verfugungen uber Erhöhung der Raths-Honorare. — 12) Sofern ein Beſchluß durch die Majorität der Stimmen angenommen iſt, kann ihn nichts entkräften, doch mögen ſich Glieder, die dawider ſind, ad protocollum dagegen verwahren. — 13) Sofern der Rath die Frage: „Ob?“ verkömmlich gehörigen Ortes ausgemacht und feſtgeſetzt, ſteht es Niemandem, ſonderlich dem die Expedition ſolcher Reſolution obliegt, zu, weiter darein zu reden, dürfen jedoch Gründe dagegen behörigen Ortes vorbringen, falls ſolche aber ungenügend befunden werden, muß die Expedition

unverzüglich vor ſich gehen, jedoch alſo, daß einem jeden Orte, Collegium und Deputation, ihre Ordnung ungekränkt bleibt. — 14) In Sachen, über deren Expedition es nöthig und herkömmlich, mit andern Collegien zu conferiren, will der Rath nichts verhängen; ſollten aber die Collegien auf geſchehene Anſage nicht complet werden und die Sache verträge keinen Verzug, mag der Rath Vorkehrungen treffen, wird aber ſolche den anweſenden Mitgliedern des Collegiums bekannt machen. — 15) Wichtige Mandate, auch alle, die eine Strafandrohung von 45 Mark überſteigen, will der Rath mit den Oberalten gemeinſchaftlich berathen; falls man aber nicht einig werden kann, ſolle man auch die Collegien der Sechziger und Hundertachtziger um ihre Einwilligung befragen. — 16) Neue Geſetze können nur mit Einwilligung erbgeſeſſener Bürgerſchaft gegeben werden, auch dürfen dieſelben nur mit einmüthiger Bewilligung geändert oder aufgehoben werden. — 17) Es ſoll zu einer ungewöhnlichen Deputation ohne erhebliche Urſachen nicht geſchritten werden; wird aber eine ſolche von Rath und Bürgerſchaft einmüthig beſchloſſen, ſoll die Angelegenheit unter Aufſicht und Leitung des Senats beſchleunigt und von dem Actuar der Oberalten Protokoll geführt werden. — 18) Der Unionsreceß bleibt als eine freiwillige Ordnung in Kraft, vorbehältlich, daß Rath und Bürger gemeinſchaftlich daran ändern dürfen. — 19) Von den Oberalten. — 20) Die Ordnung der Leichnamsgeſchwornen wird wieder hergeſtellt; die Oberalten ſind des Klingelbeutels überhoben. — 21) Handelt von dem Reglement bei den Rath- und Bürgerverſammlungen. — 22) In Sachen der Aemter und Brüderſchaften ſoll ein beſonderes Reglement entſcheiden. — 23) Um die Juſtiz wiederum in Ehren und Anſehen zu bringen, iſt die Gerichts-Ordnung nachgeſehen und verbeſſert worden. (Iſt zwar zwiſchen dem Rath und den Collegien verhandelt, auch vom Kaiſer beſtätigt, jedoch nie der Bürgerſchaft vorgelegt, noch von ihr beſtätigt.) — 24) Da auch

nöthig erachtet worden, den Geiſtlichen ein vorläufig Reglement zur geziemenden Obſervanz anzufertigen, ſo hat man ſolches bis zum Paragraphus der neuen Kirchen-Ordnung publiciren wollen. (Iſt ebenfalls den Bürgern nicht communicirt.) — 25) Die Stadt-Garniſon wird bis auf 2000 Mann Fußvolk und einer Compagnie Dragoner vermehrt, doch bleibt es Rath und Bürgern unbenommen, dieſelben zu mindern oder zu mehren. Ein neues Militair-Reglement wird eingeführt. (Letzteres iſt weder den Collegien noch den Bürgern communicirt.) — 26) Das Kammerweſen wird nach dem, mit Fleiß ausgearbeiteten und beiliegenden Kammer-Reglement verbeſſert (ebenfalls nicht communicirt). — 27) Das Bance-Reglement von 1699 iſt revidirt, die Adjunktion der Oberalten beſtätigt, und der Bank Korn- und Mehlverkauf wiederum freigegeben. (Dies Reglement iſt den Bürgern nicht communicirt.) — 28) Die neue Wechſel-Ordnung ſoll 4 Monat nach Dato eingeführt werden. (Desgleichen wie oben.) — 29) Die neue Wechſel-Ordnung ſoll innerhalb 6 Monaten revidirt werden. — 30) Eine neue Kleider-Ordnung ſoll binnen 6 Monaten gemacht und eingeführt werden. — 31) Das Spiel-Mandat ſoll geſchärft werden. — 32) Eine neue Buchdrucker-Ordnung ſoll eingeführt werden. — 33) Die neue Brod-Ordnung vom 25. Nov. 1710 ſoll publicirt und eingeführt werden. — 34) Desgleichen die Bier-, Acciſe- und Brau-Ordnung vom 29. April 1710. — 35) Die neue Gaſſen-Ordnung wird beibehalten. — 36) Die neue Apotheker-Ordnung wird anempfohlen. — 37) Die neue Juden-Ordnung wird eingeführt. — 38) Der Receß von 1603, inſofern er gegenwärtigen Hauptreceß nicht zuwider, alſo auch der Windiſch-Grätzer unter gleicher Clauſel, inſonderheit aber dieſer Hauptreceß, ſind für alle Zeit als der Stadt unumſtößliches Fundamental-Geſetz zu betrachten und in immerwährender Obſervanz zu halten. Auch ſollen alle, von der Commiſſion ergangenen Dekrete und Mandate in Kraft und Würden

bleiben. Auch wird dem Rath, den Oberalten und Sechzigern Reviſion und Auffriſchung in Vergeſſenheit gekommener Geſetze durch jährlich abzuleſende Buurſprake anbefohlen. — 39) Uebrigens ſollen alle vor 1603 gemachten Receſſe, Verordnungen, Rath- und Burger-Schluſſe, die dieſem Hauptreceß nicht zuwieder laufen, bei Kraft und Wurden bleiben, ſonſt aber hiermit aufgehoben und außer Wurden ſein. — 40) Die Deputation der Hundert hört mit der Commiſſion auf, ingleichen jede andere, in unruhigen Zeiten eingeführte Körperſchaften. — 41) Sämmtliche an die Oberalten, Collegien, oder mit Umgehung dieſer an die Burgerſchaft gebrachten und daſelbſt noch liegenden Klagen und Proceſſe jeglicher Art ſind für ewige Tage niedergeſchlagen und annullirt. — 42) Es ſoll die Burgerſchaft von der unlängſt eingeführten Laſt der Extrajudicial-Dekrete fortan befreit ſein. — Kein Stadtbedienter, möge er von der Kammer ſalarirt ſein oder nicht, darf weiter burgerliche Aemter bekleiden, ausgenommen der Amſterdamer Bote. — 43) Rath und Collegien mögen ein Augenmerk auf Anlegung eines Freihafens, unter Beibehaltung der Stadtregalien, Eindeichung der Alſter und das ſchädliche Ausbauen in die Gaſſen hinein richten. — 44) Der Streit über Ausmerzung des zehnten Domherrn iſt an das Kammergericht verwieſen. — Wegen Verderb des Alſterwaſſers durch Kattundruckereien ſollen Rath und Sechziger auf Abhülfe denken. — 45) Die Gebühren (Taxe, Schragen) der Zollbedienten ſollen regulirt und Sporteln abgeſchafft werden. Ebenſo für die Hafenbeamten. — 46) Die kaiſerl. Commiſſion wird ſich dahin verwenden, daß die Elbe zwiſchen Neumühlen und Altona vor dem Verſanden geſchützt werde. — 47) Der Handel mit Häringen ſoll frei ſein. — 48) Es ſoll die Admiralität nicht ſchuldig ſein, dem Commercium Rechnung abzuſtatten, ſondern nur den Commerz-Deputirten Nachricht von dem erworbenen Ueberſchuß zu geben. — 49) Ueber die Fuhr-Ordnung nach Lübeck ſoll unterhandelt und die

Taxe des Wagenmeiſters öffentlich ausgehangen werden. — 50) Ein ander Formular der Police ſoll gemacht und die Schiffszimmerleute-Ordnung revidirt werden. — 51) Die entwichenen Aufrührer ſollen, ſofern man ihrer habhaft wird, geſtraft werden. — 52) Amneſtie für Alle, die bis jetzt nicht fiscaliſch angeklagt worden und entwichen ſind. — 53) Rath und Bürgerſchaft verſprechen dieſem Hauptreceß getreulich nachzuleben, jedoch ſo, daß von den in drei Klaſſen eingetheilten Artikeln, die erſte Klaſſe als ewiges unverbrüchliches Fundamental-Geſetz gelten und keine Aenderung damit vorgenommen werden ſoll. Die übrigen Artikel ſtehen zwar ebenfalls feſt, und ſollen nicht weniger unverbrüchlich gehalten werden, jedoch ſteht Rath und Bürgern frei, nach beiderſeitigem Uebereinkommen, die Artikel zweiter Klaſſe mit allergnädigſter Ihrer kaiſerlichen Majeſtät, aus erheblichen Urſachen und erheiſchender Nothdurft zu verändern. — Die der dritten Klaſſe aber ſoll freiſtehen, nach eigenem Ermeſſen beider Theile zu mindern, zu mehren, oder auch theilweiſe ganz abzuſchaffen und aufzuheben.

(Gegen dieſen Schluß des großen Receſſes behielt ſich indeß die Burgerſchaft die Ratification und alle Nothdurft ausdrücklich vor.)

Somit war die Arbeit der kaiſerlichen Commiſſion vollendet, indeß iſt es ungewiß, wie lange die Herren ſich's noch in Hamburg hätten wohl ſein laſſen, wenn nicht eine, mit mörderiſcher Wuth auftretende Peſt als feuriges Schwert aufgetreten wäre, ſie aus ihrem Paradieſe zu vertreiben. — Ein größeres Uebel löſte ſomit das geringere ab. Die umliegenden Staaten zogen einen ſtrengen Cordon um Hamburg, in deſſen Mauern der ſchleichende Feind in 2 Jahren, 1712 und 1713, faſt 12,000 Perſonen ins Grab legte, und in dieſer Friſt kamen die Burger zu einem demüthigen Nachdenken über alle die, durch eigne Schuld über die Stadt herbeigezogenen Calamitäten der Staatsverwaltung, und obwohl der 17te und letzte Receß nie vom Kaiſer confirmir

worden, ſo darf man dennoch ſeinen, bis zu dieſer Stunde auf Eintracht und Ruhe ſegensreich wirkenden Einfluß nicht in Abrede ſtellen, und ſomit beweiſt auch dieſer Moment der Geſchichte, daß aus einem anſcheinend großen Uebel gewöhnlich die ſegensreichſten Folgen hervorgehen, und wenn gleichwohl manches aus jenen Fundamental-Geſetzen veraltet und unbrauchbar geworden ſein mag, ſo ſind wir doch jetzt zu einer Stufe der Intelligenz gekommen, wo Reformen auf einem minder gewaltſamen, auf einem ruhigen geſetzlichen Wege der Ueberlegung und Erwägung, und deshalb um ſo gedeihlicher und beſtändiger erzielt werden.

Der letzte Artikel des großen Receſſes gab übrigens zu mannigfachen Meinungsverſchiedenheiten Anlaß, doch enthielten auch andere Mehreres, das nicht ſo ſtrickte erfullt werden konnte, als es ausgeſprochen. Ja ſelbſt der Hauptfundamental-Artikel, daß die Hobheit des Staats bei Rath und erbgeſeſſenen Bürgern gleichmäßig vereint ſein ſolle, iſt ſchon der Natur nach unmöglich, erwägt man, daß folgende Pflichten und Rechte damit verknüpft ſind, die nur dem Rath allein zuſtehen können, nämlich: das höchſte Gericht; — die Befugniß, die Bürgerſchaft zu berufen, um ihr zu proponiren; — Milderung der Criminal-Urtheile; — Diſpenſation in Eheſachen; — Abfaſſung und Beantwortung aller von auswärtigen Mächten eingehenden Briefe, Ordinationen, Beſtallungen, Ertheilung ſichern Geleits ꝛc.; — Ernennung von Geſandſchaften; — Ernennung hamburger Agenten, Conſuln und Reſidenten; — Prediger-Wahlen; — Morgenſprache (eine alt-hanſiſche Bezeichnung für Rückſprache nehmen von Abgeordneten der Städte bei einer Tohopeſate, was gewöhnlich am Sonnabend-Morgen geſchah. Später ahmten die Aemter dieſen Gebrauch nach, wobei der Amtspatron gegenwärtig ſein mußte, und deshalb Morgenſprachéherr genannt wurde.) — Sperrmaßgeben (bei Neubauten das Maaß erlaubten Hereinbauens gaſſenwärts

bezeichnend); — die Eidesnehmung der Staatsbeamten und Officianten; — Führung der Stadtsiegel; — Bewahrung der Schlüssel, sowohl zu den großen, in der Cämmerei bewahrten Insiegeln und des Raths-Archivs, als auch der Thor- und Baumschlüssel; — Benutzung des Grases von einem Theil des Walles; — Vortritt bei öffentlichen Gelegenheiten; — Repräsentation bei fremden Gevatterschaften; — Empfang fremder Fürsten und Minister; — Ertheilung der Erlaubniß (Orlof) zum Brauen; — eigenes Kirchengestühl; — Einschließung ins Kirchengebet; — und Vergebung der Stadtdienste.

Daß die Rathsglieder anfangs gänzlich keinen Gehalt bezogen, sondern nur schoßfrei waren, ist früher erwähnt worden. Im Jahre 1603 wurde dem ältesten Burgermeister jährlich 1200 Mark Banco, den andern 1100, dem ältesten Rathsherrn 600, jedem andern 500 Mark bewilligt. Am 23. Febr. 1623 wurde der Gehalt um die Hälfte vermehrt. 1633, am 28. April, steigerte man jene Summe zu 3600, 3000, 1800 und 1500 Mark Banco, und endlich 1711 wurde dem ältesten Burgermeister 4000 Mark und den Uebrigen eine Erhöhung ihres Gehaltes um die Hälfte bewilligt. — Durch den Jastram-Snitger'schen Einfluß durften die Staatsdienste nicht mehr vom Rath verschenkt oder im eignen Interesse verkauft werden, sondern es wurden gewisse Dienste für Stadtrechnung abgelassen, so daß nach einer Durchschnitts-Berechnung etwa gezahlt wurde: für den Dienst des Admiralitäts-Schreibers 8600 Mark, Artillerie-Schreiber 6600 Mark; Brok-Vogt 2000 Mark; Unter-Brok-Vogt 2000 Mark; Gerichts-Schreiber 20,000 Mark; Gerichts-Vogt 12,000; St. Johannis-Kloster-Schreiber 14,000, Kloster-Vogt 4000 (zum Besten des Klosters), Niedergerichts-Procurator 5000, Dielen- (Prätur-) Procurator 600, Rathhaus-Schließer 6500 Mark ꝛc. — Die Käufer mußten durchaus unbescholtene Leute sein.

Wir werden nun noch einige vorzugliche Oertlichkeiten aus der eben vorliegenden Periode erwähnen, um dann ungeſtört den letzten Gang in die neueſte Zeit vollenden zu können. — Der Jungfernſtieg wurde im Jahr 1665 durch Aufbringung von Erde zu einem Spaziergang hergerichtet und mit Linden bepflanzt; am nordweſtlichen Ende, in der Gegend des Gänſemarktes ſtand ein alter Thurm, der „Iſern Hinnerk" genannt. — Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts wurde die Königſtraße angelegt und ſoll der Namen von dem Fürſtbiſchof Adolph Friedrich herrühren, der hier oft wohnte, ehe er König von Schweden wurde. — Die jetzt vertilgte Gärberſtraße hieß fruher: „bei den Gärbern, hinter der langen Bruckenſtraße; — der Steinhöft wurde 1570 noch „tom Stener Hevede" (zum ſteinernen Haupte) genannt, als Verbildlichung des obern Endes der Stadt. — Der Platz beim alten Waiſenhauſe hieß lange Zeit der „Klävelappen", ſpäter auch „Knebellappen". — Die Kibbelwiete (ſeit 1557) erhielt ihren Namen von dem Geträtſch und Zank (kibbeln), welches die Weiber dort als eine frequentirte Stelle fuarten. — Auf der Stelle des heutigen Zippelhauſes ſtand fruher ein Irrenhaus. — Der nordweſtliche Theil des St. Michaelis-Kirchſpiels wurde zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts angelegt und iſt, was die vornehmlichſten Gaſſenbezeichnungen betrifft, folgendes zu erwähnen: die beiden Drehbahnen erhielten ihre Namen von den hier vordem arbeitenden Reepſchlägern (Seiler). Der Valentinskamp, auch kurze Kamp genannt, fuhrte anfangs in der Gegend des Bäckerbreiten-Ganges den Namen Melkberg. Der Grund gehörte vordem einem Dr. Valentin Rußworm, den das Volk gewohnlich Dr. Valentin nannte, und der ſo Pathe der ſpätern Gaſſe daſelbſt wurde. — Die Caffamacher-Reihe wurde bei ihrer Entſtehung vornehmlich von einer Claſſe Seidenarbeiter bewohnt, die den dazumal in Mode gekommenen Caffa, Plattwerk, Triep oder Sammet anfertigte, und ſo entſtand der Name. —

Die neuſtädter Fuhlentwiete hieß urſprünglich „de verlahrne Gang“ wegen ihrer einſamen und unſichern Lage, als Feldweg; wegen ihres Schmutzes, wurde ſie denn als „fuhl“ bezeichnet und behielt dieſen unſaubern Beinamen bis heute, theilweiſe nicht mit Unrecht. — Specks-Platz und Gang hießen anfangs Deeves-Gang auch Suermanns-Gang, vielleicht weil ſich Diebe daſelbſt vorzugsweiſe aufhielten. Wie der Speck dazu gekommen, iſt unbekannt. — Ein Theil des Bäckerbreiten-Gangs hieß anfangs: „beim guldnen Lachs.— Schul-Gang und Ebräer-Gang, ſollen ihre Beinamen von jüdiſchen Synagogen, die anfangs dort vorhanden waren, empfangen haben. — Die Poolſtraße, heißt ſo von einem Waſſerpfuhl, der fruher dort vorhanden war; ein Theil derſelben hieß anfangs Ambroſius-Straße, indem ein Herr Ambroſius Goſe, der erſte war, der ſich an der Ecke der jetzigen Neuen-Straße einen Platz kaufte und ein Haus darauf erbaute. — Die Markt-Straße erhielt ihren Namen von Marcus Meyer, Burgerkapitain der 4ten Compagnie 3ten Regiments, welcher der Nicolai-Kirche 100 ℔ mit der eitelſtolzen Bedingung ſchenkte, daß die Nicolaiten, den die Kohlhöfe (Gärten) angehörten, den von ihm daſelbſt anzulegenden Kirchhof, „St. Marcus-Kirchhof nennen ſollten. Dieſe gingen darauf ein, weil aber der Kirchhof ſelbſt nicht errichtet wurde, ſo bekam der Platz den Namen Marcus-Platz, und ein auf Stein gehauener geflugelter Löwe (man denkt dabei an Venedig) mit der Unterſchrift: St. Marcus, ſollte die Sache verewigen; ſcheint aber vom Strom der Cultur fortgeſchwemmt zu ſein. Die Marien-Straße (von 1627 bis 1660 erbaut) hieß vorher Lindenſtraße, von einer fruher daſelbſt befindlichen Linde, deren Aeſte ein Marienbild beſchatteten, vor welchem vorzüglich die zur Stadt kommenden Landleute ihre Andacht verrichteten. Der Pilatus-Pool dürfte durch eine Corruption von Platz und Pilatus durch Volkes-Mund allmälig zu dieſer Bezeichnung gekommen ſein. Genaue Kunde fehlt; doch iſt ge-

wiß, daß der Platz 1711 als Bildhaldé-Pool eingerufen wurde. — Die Hütten, haben ihren Namen von den daſelbſt früher geſtandenen Soldaten-Baracken. — Die Duſtere-Straße, in früherer Zeit der Mörſer, auch der Trichter geheißen, ward ſpäter einem ſehr beliebten Wundarzt Carpfer zu ehren, Carpfer-Straße genannt, bis ſie ſpäter vom alten Millernthor her, die jetzige Bezeichnung erhielt. — Ob der Kraienkamp von dem zur Zeit der Peſt hier fourogirenden Krähen oder, wie andere wollen, von einem Herrn Kraye, der 1614 das dortige Terrain gepachtet hatte, herrührt, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen. — Der Stubbenhuck mag wohl ſeinen Namen von den noch längere Zeit daſelbſt vorhandenen, vom alten Eichenwalde herrührenden Baumſtubben bekommen haben. Huck bedeutet in hamburger Mundart eine Vertiefung, oder Winkel. — Bebaut wurde er zuerſt 1650. — Die rothe Sood-Straße und auch der Platz, heißen ſo von einem früher dort befindlichen roth angeſtrichenen Brunnen (Sood). — Die Böhmken-Straße, von dem plattdeutſchen Diminutiv des Wortes Bäume (Böhme), heißt alſo eigentlich Bäumchen-Straße. — Im Jahr 1712 brach hier in Gerkens Hof zuerſt die Peſt aus.

Wir gehen nunmehr noch zu einigen öffentlichen Gebäuden und Inſtituten über. — Der Kirchen haben wir ſchon bei früheren Gelegenheiten Erwähnung gethan. — Das Waiſenhaus wurde 1604 errichtet, und wurde urſprünglich beſtimmt, daß nur eheliche Kinder darin ſollten aufgenommen werden. Sofern ein ſolches 250 Thaler Erbtheil hat, durfte es nicht aufgenommen werden, auch war das geſetzliche Alter von 4 Jahren dazu erforderlich. Waren nahe Verwandte am Leben, ſo mußten dieſe die Waiſe ernähren oder einkaufen. Doch waren bei dem allen Ausnahme geſtattet, z. B. bei Kindern, die böslich verlaſſen oder durch Hinrichtung der Eltern zur Waiſe geworden, auch ſtand es dem Proviſor frei, ſofern der Pfleglings zu

viele wurden, als daß die Koſten durch die gewöhnliche Einnahme gedeckt werden konnten, Becken vor die Kirchthür zu ſtellen und Beiträge alſo zu ſammeln. Es waren der Kinder alſo urſprünglich 3 Klaſſen: verwaiſete unvermögende Bürgerkinder, Eingekaufte und Findlinge, letztere ſollten ohne Ausnahme aufgenommen werden. — Das Inſtitut erhielt ſpäter von dem reichen Jobſt von Overbeck ein Geſchenk von 50,000 ℔, um Findelkinder damit zu verpflegen, und da dieſe Summe noch nicht hinreichte, den Kindermord zu beſeitigen, ſo vermachte er dem Waiſenhauſe ſpäter noch 100,000 ℔ zu gleichem Zwecke. Es wurde nun eine ſogenannte Torno, eine hohle drehbare Maſchine mit einer Glocke an der Außenwand des Gebäudes angebracht, wohinein das Kind gelegt, und dann ein Zeichen mit dem Glockenzuge gegeben werden konnte, daß man es in Empfang nehme. Dieſe Einrichtung wurde indeß dermaßen mißbraucht, daß man ſogar Kinder von 4 Jahren darin fand. — Die Oeffnung wurde nun verkleinert, indeß die Zahl der Ankommlinge ſteigerte ſich ganz unverhältnißmäßig und ſo ſchloß man den Kaſten endlich. Uebrigens hing eine ſchwarze Tafel unter der Maſchine, auf welcher folgender Spruch ſtand:

Auf daß der Kindermord nicht künftig werde verübt.
Der von tyrannſcher Hand der Mutter oft geſchieht.
Die gleichſam Moloch Wuth die Kindlein übergiebt.
Iſt dieſer Torno hier auf ewig eingericht't.

Mit der Ewigkeit iſt ſein jeher viel Mißbrauch getrieben worden.

Das bekannte Waiſengrün iſt als eine Fortſetzung der frühern Umzuge der Brauerknechte zu betrachten, die ein Jahr um's andere Statt fanden. Die Brauergilde aber hatte ſich um das Waiſenhaus beſonders verdient gemacht und es füllten anfangs die Waiſenkinder dasjenige Jahr, wo ihre Wohlthäter nicht gingen, durch eine Feſtlichkeit aus, die denn

ſpäter ganz bei ihnen blieb, ja ſogar auf andere Anſtalten und Schulen überging. Das Gaſthaus, bald nach der Zeit des dreißigjährigen Krieges zu klein befunden, wurde 1632 durch einen Anbau vergrößert, und ſollen die Koſten von den vier Hauptkirchen beſtritten worden ſein; wenigſtens iſt bekannt, daß Nicolai allein 1500 ℔ dazu hergab. Es war eine Stiftung der reinſten Menſchenliebe, indem ſolche, die weder Vermögen noch Freunde hätten und krank wären, dort aufgenommen und gepflegt werden ſollten; ſpäter dehnte man die Aufnahme auch auf hieſige Einwohner aus und ſollten ſolche ebenfalls ohne einiges Entgeld dort geheilt werden.

Das ſchon erwähnte frühere Z⸗chthaus wurde, ſeinem klar ausgeſprochenen Zwecke zuwider, ſpäter zu höchſt ſchändlichen Zwecken benutzt, indem auf alleiniges Erkenntniß des Proviſors, ein Mann ſeine Frau, die Frau den Mann, Eltern die Kinder und Kinder die Eltern daſelbſt in Haft bringen konnten, obgleich das Stadtbuch ausdrücklich Verhaftung eines Bürgers oder einer Bürgerin ohne Urtheil unterſagt. Es werden Beiſpiele davon angeführt, die empörend ſind.

Das Baumhaus beim Steinhöft wurde 1662 von Hans Hamelau maſſiv in holländiſchem Styl erbaut. —

Im Jahre 1622 errichtete man eine ſogenannte „Stück von Achten-Caſſe“ *), welche als Aſſecuranz gegen türkiſche Seeräubergefangenſchaft zu betrachten und wurde von den ſich verſichernden Steuerleuten und Capitainen unterhalten. Schiffer-Alte führten die Verwaltung und kauften die Gefangenen los. Die Matroſen hatten eine andere ähnliche: die Sklavencaſſe genannt, zu deren Unterhaltung jeder fahrende Matroſe

*) Stück von Achten, Peſo d'Otta, auch Piaſter genannt, iſt eine andaluſiſche Münze, deren Werth 8 Reals de Plata, ungefähr 3 ℔ 8 ß beträgt.

monatlich einen Schilling von jedem Mark Gehalt besteuerte, wozu dann noch eine vierteljährliche Sammlung vor den Kirchthüren hinzu kam. — Das Lösegeld für einen Capitain betrug etwa 1000, eines Steuermanns 700 und eines Matrosen 60 Rthlr. Die Verwaltung der letztern Casse führte der Admiralitätsschreiber. Beide Cassen standen unter Oberaufsicht der Admiralität. Neben der ersteren waren auch noch 25 kleine Wohnungen für Seefahrer-Wittwen begründet, auch existiren solche noch jetzt.

Eines der mächtigsten hamb. Institute, ist unstreitig die Bank, hervorgegangen aus der immer mehr Ueberhand nehmenden Münzverschlechterung; der Rath ging gern auf den Vorschlag niederländischer Kaufleute ein, und legte am 9. Februar 1615 einen, nach ähnlichen Instituten in Venedig und Amsterdam ausgearbeiteten Plan der Bürgerschaft vor, um ihn mit der Bemerkung, die Ausführung sei nicht nur überflüssig, sondern den Bürgern schädlich, verwerfen zu sehen. Anderweitige, mit Lübeck gemeinschaftlich ergriffene Maßregeln blieben indeß gänzlich ohne Erfolg, und somit kam man 1619 auf den ersten Plan zurück, legte denselben mit gründlichen Auseinandersetzungen der Nothwendigkeit noch einmal der Bürgerschaft vor, und jetzt wurde derselbe genehmigt und unmittelbar darauf ins Werk gerichtet. Die Einrichtung ist bekannt, doch ist zu bemerken, daß anfangs ein Leihinstitut und die Preisbestimmung des Mehls des Kornhauses damit verknüpft war.

Der Lombard, das öffentliche Leihhaus, lag anfangs in der Gegend der heutigen Lombardsbrücke an der Alster. Am 14. August 1650, wurde die Etablirung desselben vom Rath zuerst proponirt, am 15. October 1651 bewilligt und im nächsten Jahre darauf eröffnet.

Der Schützenwall und das Schützenhaus lagen südlich vom Schweinemarkte, und dienten dem früher auch in Hamburg gebräuchlichen Volksfeste des bürgerlichen Scheibenschießens, das in dem großstädtischen Sinn allmälig unter-

gegangen iſt. Man ſchoß im Wallgraben, nicht ohne Gefahr für das Leben etwa in der Gegend Vorübergehender. Es mag das Schützenhaus um das Jahr 1461 erbaut und 1564 erneuert ſein. Das Scheibenſchießen wurde vom Staate auf Oſtern mit 50 und um Michaelis mit 100 Rthlrn. Bco. unterſtützt, und wurden von dem Gelde 25 ſilberne Löffel à 2 Loth, zu 93 ℳ 12 ₰ angekauft, die an 25 Sonntagen für den beſten Schuß vertheilt wurden. 26 ℳ 10 ₰ nahmen die Krämer für Miethe des Schützenhauſes an ſich, der Reſt diente zum Ankauf zweier fetter Ochſen.

Im Jahre 1677 wurde der Bau des alten am Gänſemarkt belegenen frühern Schauſpiel- und Opernhauſes durch die Bemühungen des Lic. ſpäter Rathsherrn Gerh. Schott, der den größten Theil ſeines Vermögens dazu verwendete, erbaut, und ſchon 1678 mit dem Singſpiel: „der erſchaffene, gefallene und wieder aufgerichtete Menſch" eröffnet. — Bis 1728 führte hier die Oper und was ihr angehört, das Regiment; dann begann dieſe zu ſinken und das Schauſpiel kam auf's Ruder, um ſpäter und bis jetzt zu gleichen Theilen mit der Rivalin zu gehn. — 1765 wurde ein Neubau mit dem Opernhauſe vorgenommen. — Obenerwähnter Lic. Schott, der Organiſt Reinecke an St. Catharinen und der Lic. Lutzens waren es, die vereint das ſo einflußreiche Werk, Hamburg ein Schauſpiel zu verſchaffen, durchſetzten, dadurch viele Fremde herbeilockten und große Summen in Circulation brachten. Genanntes Singſpiel, womit die Oper eröffnet wurde, war übrigens vom kaiſerl. gekrönten Poeten Richter gedichtet und vom Capellmeiſter Thiel componirt. — Die Geiſtlichkeit verſäumte natürlich nicht, gegen die neue Volksbeluſtigung zu eifern, und vorzüglich war es ein Paſtor Schuppius — berüchtigten Andenkens — der von der Kanzel die Teufelswirthſchaft verfluchte, aber der geſunde Menſchenverſtand fand nichts fluchwürdiges in den dramatiſchen Beluſtigungen, und heutzutage gehen die Paſtoren ſelber hinein.

Die hamburger Löſchanſtalten verlieren ſich in die graueſten Tage der Vorzeit, doch iſt zu bemerken, daß die von dem Holländer Nicolaus v. d. Heiden 1672 erfundenen Schlangenſpritzen 1677 durch Caſper Haſſe in Hamburg eingeführt wurden, indem er drei ſolcher Löſchmaſchinen für 800 Rthlr. anfertigte und ſelbſt als Sprutzenmeiſter angeſtellt wurde. 1697 waren ſchon 13 Sprutzen vorhanden und die Zahl iſt ſeitdem immer geſtiegen.

Die Gaſſenbeleuchtung wurde zuerſt 1673 eingeführt, und mit 100 Laternen der Anfang gemacht, 13 Jahre ſpäter waren — den wohlfeilen Mond ungerechnet — ſchon 1120 niedliche Gaſſenlaterne in Activität, von denen das Stück der erſten 8 ß, 200 von den ſpäter hinzugekommenen aber à 18 ß koſteten, indem ſie in Kupfer gefaßt waren. 1676 hatte man einen Leuchtenkalender, laut welchem die Laternen jährlich 1850 Stunden brennen ſollten. — In dieſem Jahr wurde die Pacht einem Caſpar Harre übertragen.

Wir wollen nur noch kurzlich einen Blick auf die beiden Vorſtädte St. Pauli und St. Georg werfen. — Erſtere, früher hamburger Berg genannt und als ſolcher bis zur Ungebühr berüchtigt geworden, obgleich daſelbſt eine große Anzahl der nobelſten Familien, ſelbſt in eleganten Gartenhäuſern wohnen — und es von ihm heißen kann: ein wenig Sauerteig verſauert das ganze Brod — dieſer ſogenannte Berg — ſage ich — war nie ein Berg, ſondern nur eine Anhöhe, die früher mit Waldung beſetzt war und ſpäter bedeutende Sandgruben hatte, über die ein Aufſeher geſetzt worden, aus deſſen Functionen dann ſpäter der noch jetzt ſogenannte Sand-Vogt entſtand, der als Sicherheitsbeamter, Friedensſtifter und ſonſt das bürgerliche Wohl betreffend, fungirt. — Hart an dem Ufer der Elbe, da, wo jetzt die St. Pauls-Kirche (ein Filial der ſtädtiſchen St. Salvador-, dann, vom Tage der Einweihung St. Michaelis-Kirche genannt) ſteht, lag im 13ten Jahrhundert ein Kloſter, das man

um 1295 nach der Alſter verlegte, und dann noch ſpäter nebſt dem Gebiet deſſelben mit dem St. Johannis-Kloſter verſchmolz, wie denn ein Theil der Kirchenſtraße und des Pinnasberges noch bis 1820 dem Johannis-Kloſter angehörte. — Die Gegend iſt jetzt gar nicht mehr zu erkennen. In der Gegend des Nobis-Thors lagen im 15ten Jahrhundert mehrere Teiche, z. B. der Süder-Nobisteich, der Mühlenfiſchteich und der Bakerteich. Eines Nobishauſes geſchieht 1534 Erwähnung; daß Nobishaus urſprünglich die Hölle bedeutet, durfte Manchem unbekannt ſein und unwahrſcheinlich klingen, doch ſprechen unbeſtreitbare Data dafür, ſo z. B. die Stelle aus einem alten Gedichte von Kleſel:

Dein dürrer Körper mit deinem Fleiſch,
Werd' allhier der Raben Spaiſ',
Dein Seel' fahr' hin in Nobiskrug.
Da ihr bereit't iſt Qual genug.

Ferner: Eulenſpiegel, Reimversmaß durch J. S. G. Meintzer:

Als Eulenſpiegel ward zu ſchwach,
Da wollt man thun auch zur Sach,
Daß er nicht ſtirb' ſo ungebeicht
Und fuhr in's Nobishaus vielleicht.

Und endlich findet ſich in der Schrift: Hamb. Diarium von 1714, No. 2, zweite Woche vom 7. bis 13. Januar, S. 8 folgende Stelle:

„Die Juden haben den Gebrauch, wenn einer von ihnen ſtirbt, ſo ſagen ſie, wenn er dorthin kommt, ſoll er Abraham fleißig grüßen. — Es lag aber auch eine Zeit ein Jude krank, denſelben beſuchten andere, ſagten auch, er ſolle Abraham, Iſaac und Jacob grüßen; Chriſtum aber nicht, der wäre ihnen gram; die fährt der ſterbende Jude an und ſagt: gram oder nicht gram und fuhr alſo hin, ſtatt in ſeinen Abrahams Garten, in Nobiskrug".

Das Nobiskrug wurde übrigens auch Trotz-Altona genannt. — Der eigentliche Anbau dieser Gegend schreibt sich vom Ausgang des 16ten Jahrhunderts her. — Ein sogenannter Gerberbom wurde ums Jahr 1603 von Altona her über die neue Reeperbahn nach Hamburg geleitet. 1671 wurde die neue Dröge auf der Stelle des frühern Nobis-Kruges erbaut; die alte bei den Reeperbahnen war um 1626 errichtet und dienten beide das getheerte Tauwerk der Seiler zu trocknen. 1646 kaufte ein Lohgärber, mit Namen Volke, das Nobiskrug-Land an sich, und von dem Domkapitel drei Stück Land vor dem Millernthor, zwischen der neuangelegten Festung und dem „Scheidedeich" liegend, welche nun auch Nobis-Ackerland genannt wurden. — 1697 wurde ein Platz bei der alten Dröge, welcher um 1610 noch ein Wasserloch war, an einen gewissen Silversack verkauft, daher der Name Silversack-Straße. — Vom Jahr 1644 findet man folgende Straßen angeführt: Klostergebiet, Eckhoffs-Wohnungen, Volkers-Wohnungen, Volkerhof, Trummelsaal, Dröge, Kippings-Bleeke, Pesthof, Oelmuhle. — Anfangs gehörten die hiesige Gemeinde zur Nicolai-Kirche, dann zur Michaelis und 1678 erlangte man durch Errichtung der Pesthofs-Kirche ein eigenes Gotteshaus. — Am 27. März 1682 legte man dann den Grundstein zur St. Pauls-Kirche und schon am 24. August konnte der Pastor Haccius seine „Weihefahrt nach dem hamb. Berge" darin halten.

Die Entstehung der Vorstadt St. Georg fällt ungefähr mit der des St. Michaeliskirchspiels zusammen. Man baute sich zuerst an der Alster (vor 1682) um das Hospital St. Georg an. — Die große Baum-Allee wurde 1652 durch den Bauhofsbürger Petersen angelegt. — Die vorzüglichsten Straßen waren: Bei dem Besenbinderhof (sogenannt von einem Wirthshause, in welches die Herren Besenbinder einzukehren pflegten); — der Hühnerposten (1682), von einem weithinausgerückten Wachtposten so genannt; die Langereihe (1682); die Koppel, früher Kirchenstraße; bei den

Lohmühlen (ſeit 1642); beim Spadendeich; beim Strohhauſe, hieß früher bei der Hopfenkarre; hinter dem Strohhauſe, vom Volke „klein Jeruſalem“ genannt; Thielhoff, Leemberg, Hurlberg, Deich und Borgeſch, wurden gegen 1700 zuerſt genannt. — Der Hammerbrook wurde ſchon im 14ten Jahrhundert urbar gemacht. Im Jahre 1674 wurde die Stadt mit in den Feſtungs-Rayon gezogen und bis 1682 vier Schanzen daſelbſt angelegt. — Die Kirche, Dreifaltigkeits-Kirche genannt, mußte wegen gewachſener Volkszahl 1634 und 1648 vergrößert werden.

Somit beginnen wir die nun ſich herandrängenden Begebenheiten des 18ten Jahrhunderts ins Auge zu faſſen und da entrollt ſich dem Auge zuerſt eine, zwiſchen Carl XII. von Schweden und Friedrich IV. von Dänemark ausgebrochene Fehde, in Folge deren ganz ſchwediſch Pommern bereits den däniſchen Waffen unterthänig geworden, als Carl einen blutigen Sieg über die däniſche Flotte bei Hummelbäk erfocht, vor Copenhagen ein Lager aufſchlug und Miene machte, die Hauptſtadt zu bombardiren, ſich dann aber mit 400,000 Rthlrn. Contribution abfinden ließ. — Dieſes Sümmchen erſetzt zu machen, warf Friedrich begehrliche Blicke auf unſer allezeit zahlfertiges Hamburg, und fand einen mühſam geſuchten, aber doch glücklich gefundenen Anlaß zu Zank in dem Schauenburger Hof, deſſen Bewohner ſich geweigert, die ſtädtiſchen Abgaben zu zahlen und die er nun als Herzog von Holſtein in Schutz nahm. Dieſer Schutz verkündete ſich sans façon im Anhalten hamb. Schiffe, Einlegen von Truppen in Billwärder und Vierlanden, und ſchließlich als die rechte Spitze von allem dieſen, eine Forderung von 300,000 Rthlr. Contribution. — Das war nun einmal wieder eine Noth- und Angſt-Periode für unſere gute Stadt und zwar um ſo mehr, als auch die orientaliſche

Peſt eben wieder ihre zahlreichen Menſchen-Opfer aus Hamburgs Bevölkerung abforderte. Unter ſolchen Umſtänden, unvermögend Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, mußte man ſchon auf Unterhandlung und gütliche Beilegung bedacht ſein und es kam in Folge deſſen am 18. November 1712 zu Altona ein Uebereinkommen zu Stande, daß die bedrängte Stadt ſich mit 260,000 Rthlrn. abfinde und zwei Deputirte nach Kopenhagen ſende, um auf des Königs gnädige Geſinnung einzuwirken.

Der kaiſerliche Hof hatte nicht ſobald von dieſem Schritte gehört, als er mittelſt ernſtlichen Mandat's die Zahlung der genannten Summe ſowohl, als auch die einer kaiſerlichen freien Stadt unwürdige Erniedrigung ſolcher Botſchaft nach Kopenhagen bei Strafe von 500 Mark löthigen Goldes unterſagte und verlangte, daß man ſich genau an kaiſerliche Verordnung halten ſolle, anders des Kaiſers und des Reiches Huld, Schutz und Gnade den Bürgern lieb ſei. — Es klingt in der That wie Ironie, lieſt man dieſe hochtrabende Befehlshaber-Sprache, ohne daß ſie zugleich mit etwa 20,000 Bajonetten unterſtützt war. Was konnte die unglückliche Stadt unter den obwaltenden Umſtänden indeß thun, als ſich fügen; und ſie hatte ſich bereits gefügt, als das Mandat eintraf; das Geld war bezahlt; die Abgeordneten von Kopenhagen und mit ihnen der Friede zurückgekehrt. Es währte aber bis zum Jahr 1714, ehe die furchterliche Seuche unter erſchrecklichen Aufregungen der Natur, mit Sturm und Waſſerfluthen Abſchied nahm, die, allen Handelsverkehr ſtörenden Cordons rund um das ſtädtiſche Gebiet aufgelöſt und ſo nach und nach ein freier Verkehr, und mit ihm die Segnungen des Erwerbes wiederum hergeſtellt wurden.

Bevor jedoch dieſer glückliche Zeitpunkt eintrat, hatte unſer kleine Staat noch anderweitige politiſche Prüfungen neben der däniſchen zu beſtehen. Die Kriegsereigniſſe nämlich hatten ruſſiſche und ſächſiſche Völker, Verbündete

Friedrich's, in die Nähe der Stadt gebracht und namentlich war Wandsbeck damit angefüllt. — Der russische Kaiser, Peter I., traf am 14. Januar 1713 persönlich in Hamburg ein, stieg bei seinem Gesandten, Böttcher ab, und wehrte nicht, das sein Günstling, der Feldmarschall Alexander Mentschikoff, seine halbbarbarischen Söldlinge auf städtischem Gebiet fürchterlich hausen ließ und überdem, nach dänischer Weise, eine halbe Million Thaler als Kriegssteuer begehrte, die nur mit großer Mühe bis 300,000 Thaler abgehandelt wurde, worauf dann am 14. Januar 1713 die Herren mit vollen Säckeln abzogen.

Bevor aber solches geschah, nahete sich von Holstein her ein neuer Feind, nämlich die schwedische Armee unter General Feldmarschall Steenbock, der aber mit Rußland und Polen Waffenstillstand gemacht, um erst mit den Dänen fertig zu werden, die er bei Gadebusch aufs Haupt schlug, und von da ab, unaufgehalten plötzlich in Altona erschien, um an dieser unglücklichen Stadt sein Müthchen zu kühlen.— Die Dänen hatten unlängst einen Theil von Stade in Asche gelegt, dafür verlangte Steenbock eine unverhältnißmäßige Summe als Ersatz, und da die Zahlung derselben, so schnell als begehrt, unmöglich war, so faßte der rachsüchtige Schwede den schandvollen Entschluß, die ungewarnte Stadt in einen Steinhaufen zu verwandeln. Es war aber eben eine schauerliche Winternacht, die Erde von Schnee und Eis erstarrt, als der furchterliche Steenbock seinen Scharfschützen die Ordre ertheilte, einige Strohdächer Altona's in Brand zu schießen. Da trat nun — wie man erzählt — einer der Soldaten vor und erklärte, daß er es eines tüchtigen Kriegers unwürdig erachte, das Werk eines Mordbrenners zu vollstrecken, doch sei er entschlossen, sofern ihm das Glück günstig, den Altonaern eine bleibende Erinnerung an den glorreichen Feldzug der Schweden zu hinterlassen; nach welchen Worten er seine geladene Kugelbuchse auf den Knopf des altonaer Kirchthurms anlegte und abdrückte.

Spätere Unterſuchung hat ergeben, daß er wirklich ein guter Schütz geweſen, denn als die Kirche renovirt und der Knopf herunter genommen wurde, fand ſich in der That des Schweden Kugel dort oben vor.

Des Generals Entſchluß war indeß durch nichts wankend zu machen, und nicht ohne Grauen ſahen die mitleidigen Hamburger in jener Nacht vom 8. auf den 9. Januar 1713 die verſcheuchte Bevölkerung, Kranke, Greiſe und Säuglinge unter ihnen, gegen ihre Thore heran ziehen, während hinter ihnen eine ungeheure Brandfackel zum Himmel aufloderte, und um Rache gegen den unbarmherzigen Steenbock ſchrie. Wer die bedrängte Lage Hamburgs erwägt, wo eben die Peſt in ihrer ganzen Fürchterlichkeit wüthete, wo man unlängſt zu zweien Malen ein faſt unerſchwingliche Brandſchatzung gezahlt, und wenn man nun die ſtrengen Feſtungs-Geſetze bedenkt, nach welchen Niemand zur Nachtzeit eingelaſſen werden durfte, zumal jetzt, wo der fürchterliche Schwede mit argwöhniſchen Augen auf die Stadt blickte: der wird milder als bisher geſchehen, über die hieſige damalige Bevölkerung urtheilen, die ihre Hülfe darauf beſchränkte, den vor den Thoren auf dem Schnee Lagernden, Mundvorrath und Schutzmittel gegen die rauhe Witterung zuzutragen.

Indeß wie alles in der Welt, ſo ging auch dieſe Periode der heißeſten Bedrängniß an Hamburg vorüber, und die Bürger verſchmerzten und vergaßen in dem Beſtreben, durch Fleiß und Thätigkeit, die Wunden auszuheilen, alle die Verluſte an Gut und Menſchen, die ein unerbittliches Geſchick jüngſt in ſo umfaſſender Größe von ihnen eingefordert. Die nächſten Jahre zeichneten ſich durch nichts Beſonderes aus, will man nicht einen mehrwöchentlichen Aufenthalt (vom September bis December 1716) des Königs Friedrich IV. von Dänemark und des Czaars Peter I. von Rußland nebſt großem Gefolge, dahin rechnen, wodurch viel Leben in das bürgerliche Einerlei kam, und welchem auch noch ein

Altona am 8. Jan. 1713 durch General Sternbock in Asche gelegt.

erneueter, ſehr vortheilhafter Handels-Vertrag in dieſem Jahre mit Ludwig XV. von Frankreich abgeſchloſſen, beizuzählen.

Das folgende Jahr 1717 machte ſich wiederum einmal mit blutigen Zeichen auf den Blättern der Geſchichte bemerklich, indem ein Schiffs-Capitain, Jan Nobel und deſſen Bootsmann Claus Heyn, an einer ihnen anvertrauten, unermeßlich reichen Ladung Gold und Prätioſen, während das Fahrzeug zu Curhaven lag, einen Diebſtahl verübten, um deſſetwillen ſie eingefangen und lebendig verbrannt wurden, während man zum Gedächtniß ihrer Uebelthat am Seeſtrande daſelbſt zwei Schandſäulen errichtete.

Nicht lange hiernach trat in unſern Mauern auch wieder einmal das Geſpenſt des religiöſen Fanatismus auf. — Die hieſigen Katholiken nämlich, die früher ihre Bedürfniſſe der Andacht in Altona befriedigt hatten, fanden ſich zur Zeit, da die Peſt daſelbſt wüthete, veranlaßt, in den Wohnungen ihrer reſp. Geſandten Betſtunden zu halten, ein Gebrauch, den man zu bequem fand, als daß man ihn nicht auch nach Beſeitigung der Epidemie ſollte beibehalten haben. Auch erregte ſolches gänzlich kein Aufſehen, ſo lange es bei der einfachen Meſſe blieb. Als man aber den Cultus ausdehnte und endlich verlautete, es hätten franzöſiſche Flüchtlinge am Pilatuspoole einen großen Platz zur Erbauung eines Gotteshauſes gekauft, überdem auch der hieſige kaiſerliche Geſandte Anſtalten getroffen, in ſeinem Hôtel eine katholiſche Kapelle herrichten zu laſſen, da traten die Geiſtlichen und die Sechsziger mit einem Geſuch an den Senat hervor, ſolches zu hintertreiben, und belegten erſtere ihre Befurchtungen mit dem Nachweis: daß aus dem Grundriß zu erſehen, man beabſichtige zu der Kapelle einen beſonderen unterirdiſchen Gang anzulegen, ja es ſei ſogar ein Thurm in dem Plan verwebt, und hätten bereits die Papiſten und Jeſuiten einen, mit vielen Kreuzen verſehenen

weiß-alabaſternen Grundſtein, unter Abhaltung einer lateiniſchen Oration, gelegt*), und ſei überdem von Peter Koch noch ein zweiter, mittelſt eines grün-buchsbaumenen Wedels mit Weihwaſſer beſprengter Stein verſenkt worden. Noch andere genaue Data über den Bau waren beigefügt, und auf eine ſofortige Unterſuchung der Sache angetragen. — Der Rath lehnte indeß dieſen Antrag, als in die Privat-Rechte des kaiſerl. Geſandten eingreifend, ab, ohne aber die Sechziger damit zufrieden zu ſtellen, und ebenſo beharrte die, in Folge erneueter Anforderung zuſammenberufene Bürgerſchaft bei der Anſicht der Klagſteller, und zwar um ſo mehr, da bezügliche Paragraphen der Verfaſſung auf ihrer Seite waren. — Nun war der Senat zwar, was den Bau am Pilatus-Pool anbetrifft, hindernd eingeſchritten, hinſichtlich des kaiſerl. Geſandten aber mußte er wohl vorſichtig ſein, und wäre auch die Sache vielleicht in Vergeſſenheit gerathen, hätten die geiſtlichen Zionswächter nur auf ihren Kanzeln den Mund gehalten, und nicht abermals das Volk zum Widerſtand verhetzt. — Es war aber am 10. Sept. 1719, als ſich zuerſt eine kleine Anzahl junger Leute vor dem kaiſerl. Geſandtſchafts-Hauſe in der Gegend

*) Dieſer Stein wurde ſpäter (15. April 1722) bei Aufgrabung des Grundes wirklich gefunden, und war derſelbe mit folgender Inſchrift verſehen:

† Carolus VI. Imp. †
p. Sacello
D. Caroli Borromaei
per
Able † ga
to Adolphum
Coin. de Metsch
pr. hic Papi
pone
Anno MDCCXIX.
20. May.

der Michaelis-Kirche zuſammenrottirte, und, anfangs durch Patrouillen zerſtreut, bald aber durch Kirchengänger verſtärkt, das Gebäude mit Steinen zu bombardiren begann. — Gegen 12 Uhr erſchienen Dragoner, doch war die Zahl der Belagerer ſo ſehr gewachſen, daß das Militair nichts auszurichten vermochte, auch erfahren wir, daß Leute in feinen ſchwarzen Kleidern, mit Perrücken und ſilbernen Degen geſchmückt, unter dem Volk den Reitern zuriefen: „Ihr werdet es ja doch wohl mehr mit uns, als mit den Katholiken halten?“ — Um 1 Uhr fiel die Schutzplanke unter den Fäuſten einer großen Maſſe Straßenjungen; dann griff man die Kapelle an und Abends gegen 9 Uhr war das Gebäude ein Steinhaufen. Nun war dieſes zwar größtentheils eine Jungen-Revolte, doch gefiel ſelbige der Geiſtlichkeit ſo wohl, daß einer der Ihrigen mit großer Selbſtgenugſamkeit über den Text predigte: „Aus dem Munde der jungen Kinder haſt du dir eine Macht zugerichtet.“

Das ſpolirte Haus aber war gaſſenwärts 169 Fuß breit geweſen, hatte zwei Flügel von 50 und 30 Fuß Tiefe, mit einem 70 Fuß weiten Hofraum dazwiſchen, und war — außer 9208 Gulden, die Graf Metſch zum Bau vorgeſchoſſen — mit 20,000 Mark beſchwert geweſen. — Die Koſten des Wiedererbauens wurden zu 130,000 Mark veranſchlagt.

Dieſer Scandal konnte nicht anders, als mit höchſtem Zorn in Wien vernommen werden, und das kaiſerl. Strafurtheil ließ nicht lange darüber in Zweifel, daß es geſchehen. Es gebot daſſelbe aber folgendes: zwei Mitglieder des Raths — worunter der zur Zeit der That präſidirende Bürgermeiſter — nebſt zwei Oberalten ſollten ſich vor Ablauf von 2 Monaten am Hoflager des Kaiſers einfinden, um vor dem Thron, in Gegenwart des verſammelten Hofes, in tiefſter Demuth auf den Knieen ſchuldige Deprecation und Abbitte zu thun.“ — Das Hôtel ſollte auf Stadts-Koſten in ſeiner vorigen Geſtalt, neu und von allen

Abgaben frei, erbauet, auch alles, ſowohl dem Geſandten ſelbſt, als auch dem Sekretair Lampe und dem kaiſerlichen Baumeiſter Toze zerſtörte Gut, nebſt den Kirchengefäßen Dokumenten ꝛc. erſetzt und hergeſtellt, ſchließlich aber eine Buße von 200,000 Thlr. Bco. erlegt werden.

Dieſe ſchmälige Demüthigung für eine Pöbelrevolte — die der beſt-organiſirteſte Staat nicht immer vermeiden kann — veranlaßte die Höfe von England, Schweden, Brandenburg und Braunſchweig, vor allen aber den edlen Prinz Eugen von Savoyen, die hamburgiſche Vorſtellung um Milderung des Urtheils zu unterſtützen, deſſen Erfolg war, daß nur 200,000 Gulden Buße gezahlt, und ein anderes, vom kaiſerl. Geſandten zu wählendes Haus als Wohnung und Kapelle für denſelben eingerichtet werde, die Abbitte aber Seitens der entſendeten Deputation, beſtehend aus dem Bürgermeiſter Syllem, dem Rathsherrn Brooks und den Oberalten Wahn und Darnedden, vor einer kaiſerl. Commiſſion, obgenanntem Prinzen von Savoyen, und dem Vicekanzler, Grafen v. Schönborn, geſchehen möge. —

Der zur Zeit des Aufruhrs präſidirende Bürgermeiſter Matfeld ſtarb aus Verdruß über das ärgerliche Ereigniß, ehe die Deputation abging, wie es denn als etwas auffallendes angemerkt wird, daß vom Tage des Aufruhrs bis zur völligen Beendigung des böſen Handels — alſo vom 10. Sept. 1719 bis zum 22. Juli 1722 — faſt die Hälfte des Raths, nämlich 1 Bürgermeiſter und 11 Rathsherren ſtarben, wobei der Verdruß nicht ohne Einfluß geweſen ſein mag.

Man ſtellte dem kaiſerl. Geſandten nunmehr 4 Gebäude zur Auswahl: das Lambeck'ſche im Wandrahm, das Schott'ſche auf dem Gänſemarkt, das Wolff'ſche vor dem alten Dammthor und das Schröttering'ſche in der neuſtädter Fuhlentwiete. — Indeß fand keines derſelben den Beifall des Geſandten, und er verlangte entweder das

Lüderſche auf dem Neuenwall, oder das Klefker'ſche auf dem großen Neumarkt. — Die Bürger aber beſtanden in einer Art von Gerechtigkeitsſinn darauf, das zerſtörte Hôtel wieder aufzubauen und gar kein fertiges Gebäude anzukaufen. — Dem widerſtrebte indeß der Rath, meinend, daß man ſich dadurch ein Denkmal der Demüthigung erbauen würde, und ſomit wurde am 12. October 1722 ein, von dem Baron v. Görtz in edlem Style auf dem Neuenwall erbautes Gebäude — das jetzige Stadthaus — um 120,000 Mark angekauft. — So endete dieſe ſchmachvolle, abermals durch zankſüchtige Intoleranz der Geiſtlichkeit angezettelte Begebenheit, die inſofern ihre guten Früchte trug, daß die Bürger gewitzigt wurden und von nun an die Geiſtlichkeit in gewiſſer Beziehung mit mißtrauiſchen Augen anſahen.

Kaum war dieſe Angelegenheit einige Jahre lang mit Staub bedeckt, als ſich ſchon wieder von däniſcher Seite Ungelegenheiten entſpannen, die in der Geſchichte der Ungerechtigkeiten wohl vergebens ihres Gleichen ſuchen möchten. König Friedrich IV. nämlich hatte den hübſchen Einfall, in ſeinem Lande Münzen prägen zu laſſen, deren innerer Gehalt zu der äußeren Präge in ſehr nachtheiligem Verhältniß ſtand, deſſenunerachtet er aber doch verlangte, daß namentlich Hamburg dieſelben für den angegebenen vollen Werth im Handel annehmen ſollte. — Dem hamburger Kaufmann hieß das aber eine Unmöglichkeit aufgebürdet, und es geſchah ganz in der Ordnung, daß er die Münze inſten ließ und den Metall-Gehalt-Werth, wie ſich's gebührt, in ſeinem Courszettel notirte. — So hatte Friedrich aber nicht gewettet; er wollte nicht umſonſt leichte Münze geprägt haben, ſondern ſie al pari gegen ſchwere hamburger Münze eintauſchen, und da dieſem gewehrt wurde, ſo pfandete er ſich wiederum an hamburger Schiffen, dem England nur mit Mühe Einhalt zu thun vermochte. — Die Münz-Zwiſtigkeit währte indeß fort, und veranlaßte Hamburg — um der anfänglichen Ungerechtigkeit halber —

zuletzt zu ſolchem Haß gegen das däniſche Geld, daß man daſſelbe endlich auch zu dem wirklichen Werthe anzunehmen ſich weigerte, obgleich es durch königl. Befehl bis zu dieſem herabgeſetzt worden war. — Darüber ergrimmte nun der König ärger denn je, und befahl, Hamburg ſolle und müſſe ſeine Munze zum rechten Courſe gelten laſſen, und verbot ſeinen Unterthanen bei Strafe, in der trotzigen Stadt weder Waaren zu kaufen, noch das neue hamburger Courantgeld — (das man kurzlich, 34 eine Mark, hatte prägen laſſen) — unter ſich einzuführen. — Zu gleicher Zeit ließ er auch wiederum hamburger Gut in Bergen confiſciren, verbot Altona jeglichen Verkehr mit der Nachbarſtadt, und that dieſer faſt alles erdenkliche Herzeleid an. Alle Vorſtellungen halfen nichts, obwohl Friedrich's deutſche Unterthanen faſt mehr Ungemach als Hamburg von dem Zwiſt hatten, und der König ſtieg 1750 am 11. Oct. mit ſeinem Groll ins Grab, den er indeß, nebſt drei Millionen, durch Geiz zuſammengeſcharrter Thaler, auf Chriſtian VI. vererbte, bei deſſen Beglückwünſchung die hieſigen Abgeordneten, Syndicus Surland und Rathsherr Caſtrow, ſtatt der früher begehrten Erbhuldigung, diesmal ein Verlangen, der ſchlechten Munze zu huldigen, entgegennahmen, und als es nicht in dieſſeitiger Macht ſtand, das ſchlechte gut zu machen, und man dem königl. Anſinnen auch jetzt widerſtrebte, wurden wiederum däniſche Orlogg-Schiffe auf hamburger Kauffahrer gehetzt, und man mußte ſich hieſiger Seits abermals bequemen, mit ſilbernen Kugeln zu ſchießen, darum gingen der Synd. Klefeker und der Rathsherr Rumpf über den Belt, unterhandelten mit Chriſtian, zahlten ihm 500,000 ℛ Banco, und verſprachen die Courant-Bank wiederum aufzuheben, wogegen die, burgerliche Gewerbe treibenden Bewohner des Schauenburger Hofes in Zukunft Abgaben zahlen ſollten; auch wurde ein Grenz-Vergleich aufgeſetzt, und man bekam ſchließlich die confiſcirten Schiffe wieder heraus. Somit beſſerte ſich die Stimmung des Monarchen

gegen Hamburg, aber sein Geld war und blieb schlecht. Die neue Contribution wurde übrigens durch eine Vermögenssteuer von einem Quart Procent gedeckt, zu welchem Zweck die Bürger ihr Eigenthum auf Bürgereid angeben mußten, und wodurch 120,000 Thaler Einnahme erzielt wurden, die ein Vermögen von fast funfzig Millionen repräsentirte.

Nach Christian VI., 1746 erfolgtem Tode erbte sein Sohn Friedrich V. den Thron, und zugleich manche große Eigenschaften seines Vaters, vermöge deren er auch z. B. der Beschützer unseres genialen Dichters Klopstock wurde. Leider aber betrachtete auch er das nachbarliche Hamburg als eine unerschöpfliche Schatzkammer für das immer Geld bedürftige Dänemark, und als der Czaar Peter III. von Rußland alte Ansprüche an das Haus Schleswig erhob, und solche mit bewaffneter Hand durchzusetzen suchte, wurden dänischer Seits die erforderlichen Kriegskosten durch eine, schon 1758 verlangte, aber verweigerte Anleihe von 1,400,000 Mark, jetzt, 1762, auf 3 Millionen erhöht, und der widerstrebende Sinn der Hamburger durch Bajonnette fügsam gemacht. Zwar liefen anfänglich die Zinsen pünktlich ein, doch nicht lange, so hatte es sein Bewenden damit und an Abtragung der Schuld wurde vor der Hand nicht gedacht. — Dennoch darf man den mittleren Zeitraum des 18ten Jahrhunderts als einen, Hamburgs Gedeihen günstigen betrachten, und die Tendenz des Fortschritts gab sich, wie in mancherlei, so auch unter anderm in Constituirung einer sogenannten (patriotischen) Gesellschaft für Künste und nützliche Gewerbe kund, als deren Stifter man den Dr. Joh. Ulrich Pauli betrachten darf, und die zur Zeit ihrer Begründung siebenundvierzig Mitglieder zählte, deren Aufgabe es war, die Fortschritte der Intelligenz und Civilisation, vorzüglich in technischer Hinsicht, zum Besten der Vaterstadt in Aufnahme zu bringen, und deren segenreiches Wirken bis auf uns gekommen ist, und hoffentlich für alle

Zeiten mit Hamburgs Existenz unzertrennbar verknüpft bleiben wird.

Zu den, dem Auf- und Fortblühen der Stadt günstigen Momenten, darf man auch vor allem den bekannten, am 27. Mai 1768 zu Gottorp zwischen Holstein und Hamburg, unter der Regierung Christian VII., abgeschlossenen Vertrag rechnen, der am 10. Nov. desselben Jahres ratificirt wurde, und dessen Abschluß und segensreiche Folgen man vorzüglich dem bekannten, im siebenjährigen Kriege zu Ehren und Reichthum gelangten Geheimen-Rath v. Schimmelmann verdankt. — Es wurde durch dieses glückliche Ereigniß erlangt: 1) Daß Hamburg von Dänemark als eine von Holstein unabhängige kaiserliche freie Reichsstadt anerkannt wurde. — 2) Daß Alles, was an Pacta, Verträge ꝛc. dieser Anerkennung zuwider, als null und nichtig soll erkannt werden. — 3) Der Schauenburgische und Mühlen-Hof, imgleichen der Schauenburgische Zoll wird Hamburg als erb und eigen übergeben. — 4) Werden an Hamburg abgetreten: der Kaltenhof nebst dazu gehörigen Vierlanden; die Peute; die Peuter Müggenburg; das Niedernfeld; die große Veddel; die kleine Veddel; die Veddeler Müggenburg; das Klutjenfeld; das Joachims-Thal; der Grevenhof nebst dazugehörigen zwölf Wärdern, der neue, der lütje, der Schuhmacher-, der Baaken-, der bawerste und der nedderste Wärder, und der Griesenwärder nebst vier Wiesen. — 5) Werden von den, 1750 Hamburg überlassenen Einkünften der Aemter Trittau und Reinbeck der Stadt als Eigenthum übergeben: der Rethbrook; der holsteinische Crauel; die Nettelburg; die elf Kathen bei der Curslaker Schleuse; die Sanders-Weide; die Kathe vor der Heckkatener-Schanze nebst Baum-Gerechtigkeit; die drei Holsten in Billwärder; das Kloster Gohrenbad und die Boye-Wische. — 6) Alle übrigen Rechte an Trittau werden dem Hause Holstein-Gottorp zurückgegeben. — 7) Die Grenzen sollen durch Pfähle bezeichnet werden. — 8) Die Verbindlichkeiten von 1763

gegen die Neumühler Lootſen ſind aufgehoben. — 9) Die 1765 geſchloſſene Uebereinkunft wegen des Agio auf Courantgeld tritt außer Kraft. — 10) Die Handelsfreiheiten ſollen unterſucht und ſoviel thunlich hergeſtellt werden. — 11) Die Kirchen-Aemter zu Eppendorf ſollen von Hamburg beſetzt, die Kirche betreffende Ausgaben aber mit den ſechs eingepfarrten däniſchen Dörfern berückſpracht werden. — 12) Alle einer freien Reichsſtadt ungeziemenden Gebräuche, z. B. das Läuten beim Ableben eines däniſchen Königs, fällt weg, imgleichen die Victualien-Lieferung nach Segeberg und Gottorp. — 13) Aus Erkenntlichkeit für dieſe Zugeſtändniſſe erläßt Hamburg von dem, 4 Mill. Mark Bco. betragenden Anlehen, eine Million Thaler Cour. nebſt den darauf ſchuldenden Zinſen. — 14) Imgleichen wird die auf Trittau laſtende Schuld, circa 380,000 Mark Bco., erlaſſen. — Unterzeichnet war dieſer Vertrag däniſcher Seits von Baron v. Schimmelmann und C. v. Serldern. Hamburgiſcher Seits aber von J. Schuback, F. A. Wagener, H. Burmeſter und J. W. Ritter. — Es folgten nun noch 6 Separat-Paragraphen, die einiges von dem Vorigen erläuterten und ergänzten.

Der Kaiſer Joſeph beſtätigte obigen Vertrag am 30. März 1769, und am 2. Mai nahm der Syndicus Schuback Namens Hamburg, und zwar gleich nach Bremen, Sitz und Stimme auf dem Reichstage zu Regensburg ein.

Somit war der Zankapfel von Hamburgs Schwelle, anſcheinend für alle Zeiten, aufgehoben, und wir haben aus der jüngſten Vergangenheit jetzt nur noch einiges friedliche nachzuholen, wozu unter andern das am 25. Juni 1750 gefeierte Reformations-Jubiläum zu zählen. Es wurde zu demſelben eine Denkmünze geprägt, die einen über Hamburgs Wappen die Flügel ausbreitenden gekrönten Adler zeigte, über dem aus Wolken eine Sonne Strahlen verbreitet, mit den Worten: „August Confessiones Seculo II.“

und „Claret Innocciduis.“ Auf der Kehrſeite die Schutzgöttin Hammonia, in der rechten Hand die Bibel und die Augsburger Confeſſion tragend, im linken Arm einen Speer mit dem Freiheitshute, die Hand auf einen Schild geſtützt, auf dem zu leſen: „Pace Religiosa & Westphalica.“ — Am Rande die Worte: „Gaudet innexussis Hamburgum Jubilans M. D. C. C. XXX.“

Kleine Neckereien des Geſchickes blieben auch jetzt nicht aus. 1740 trat ein entſetzlich ſtrenger Winter und darauf folgende Theuerung ein. — 1749. Heuſchrecken, die alle Aecker und Felder verwüſteten, und 1750 am 10. März, Morgens 10½ Uhr, während des Gottesdienſtes, traf ein, aus einer unbedeutenden Wetterwolke nach leichtem Schneegeſtöber herabfahrender Blitzſtrahl die Michaelis-Kirche, ſo daß ſie bis in die Grabgewölbe ausbrannte. Erſt nach zwei Stunden bemerkte man einen dicken Rauch aus dem Thurm hervordringen, der ſich dann ſchnell in eine lodernde Flamme verwandelte, ſo daß ſich nach einer halben Stunde die untere Seite des Thurms in das Mauerwerk verſenkte, indeß die obere Seite auf der Seite herabſtürzte und drei Häuſer zündete, doch wurde man des Feuers bald Herr und kein Menſchenleben ging dabei verloren. — Schon im nächſten Jahre wurde unter dem wackern Baumeiſter Ernſt Georg Sonnin der Grundſtein zu einer neuen Kirche gelegt und der Bau in 11½ Jahren ſo weit vollendet, daß am 19. Oct. 1762 vom Hauptpaſtor Oelrich die Einweihungspredigt gehalten werden konnte. Die Kirche iſt 245 Fuß lang, 184 Fuß breit und bis zum Thurme 130 F. hoch; die Höhe des Thurms aber, der 1778 vollendet wurde, beträgt 456 Fuß, (übertrifft alſo die des St. Stephansthurms in Wien um 24 Fuß und den Straßburger Munſter um 16 Fuß.) Nach dem urſprünglichen Plane des Baumeiſters ſollte über die erſte Kuppel noch ein kleiner Säulenkranz, und dann eine noch kleinere Kuppel folgen, wie es auch die Proportion der Spitze ſchon dem gewöhnlichen

DIE MICHAELISKIRCHE IN HAMBURG

Augenmaß ergiebt; die Ausführung scheiterte an dem Mangel dazu erforderlichen Geldes.

Am 27. August 1751 wurde der Grundstein zur kleinen Michaelis-Kirche gelegt, und wurde dieselbe schon am 30. Dec. bis zum Thurmknopf gebracht. — Das St. Hiobs-Hospital, auch Pockenhaus genannt, wurde 1742, und die Dreifaltigkeits-Kirche in St. Georg 1747 neu erbaut. — 1741 wurde ein, durch den Schauspieldirektor Schönemann neueingerichtetes Theater mit der Tragödie „Cid" von Corneille, und 1752 das neue Gymnasium eingeweiht. — 1754 führte der Rath eine neue Falliterordnung ein, und das berüchtigte schwarze Brett und die kleine Schandglocke zeugten von der Zeit an für die Gesinnungen der Redlichkeit und Biederkeit, mit der man in Hamburg den Betrug beurtheile und bestrafe.

Hamburg, das schon so manches Unheil über sich hatte ergehen lassen müssen, sollte in diesem Jahrhundert nun auch noch die größte jemals erlebte Sturmfluth über seine Dämme brausen und ungeheure Opfer fordern sehen, und doch hatte die Geschichte schon manches Unheil dieser Art in ihren Blättern verzeichnet. So brachen unter andern am 26. Febr. 1625, bald nach Aufgang des Eises, die Deiche an verschiedenen Orten; auf dem Catharinen-Kirchhof fuhr man mit Booten, die Kirche wurde beschädigt, die Gräber sanken ein und Leichen trieben umher. Eine Inschrift unter der Orgel verewigt diese Begebenheit. Es jagte auch der Sturm unter andern ein 170 Last haltendes Schiff über den Grasbrook, durch den Deich bei der Vogelstange, in den Hammerbrook bei Billenhusen; zwar saß es hier eine Weile auf dem Grund, doch nicht lange, so rissen es die Wogen wieder los, und führten es in das Fahrwasser zurück; ein Schiffsjunge machte die kurze, aber verhängnißvolle Reise mit. — Abermals — (wir gedenken nur der höchsten Fluthen) — am 15. Febr. 1648 stieg die Elbe in

einigen Stunden ſo hoch, daß Schiffe gegen die Häuſer geſchleudert und Fenſter und Mauern zertrummert wurden; es ließ die Fluth auch einen übelriechenden Schlamm zurück, dem eine anſteckende Krankheit folgte. — Auch 1653, 54, 55 und 56 erlebte man Sturmfluthen, deren einige die alte Börſe beſpülten. Vom 4. bis 16. Januar brachen die Dämme zu Finkenwärder, Stillhorn, Veddel, Peute und Billwärder, wobei viele Menſchen ertranken. Abermals, am 8. Januar, brach ein Deich, und der ganze Hammerbrook lief voll Waſſer; die Wogen rollten vom Deich- zum Steinthor, und wurden durch immer neue Fluthen erſetzt. Der geängſtete Rath ordnete 4 Bußtage deshalb an. — Das nächſte Jahr brachte abermals Eldeichbrüche; Schiffe, vor dem Baum liegend, wurden auf einander geſchleudert und beſchädigt, die große Kette zerſprang und beide Bäume wurden fortgeriſſen. — 1674 ſtand ganz Billwärder unter Waſſer; es war keine Ebbe und Fluth zu bemerken. — Am 13. und 14. Mai 1678 ſtieg bei ſchneidend kalter Luft die Fluth ſo hoch, daß die heil. Geiſt-Kirche voll Waſſer ſtand und die Catharinen-Kirche verrammt werden mußte. — 1697 ſchwoll die Alſter ſo ſehr an, daß, unerachtet alle Freiſchütten aufgezogen wurden, das Waſſer den Mühldamm überbrauſte und die Schleuſe zerbrach. — 1717, am Weihnachtstage, ſtieg das Waſſer binnen einer halben Stunde 6 Fuß, und man ſah die Noth nicht ab, als plötzlich ein Fallen eintrat, weil bei Stade der Deich gebrochen. In der Umgegend von Nitzebüttel ertranken allein 306 Menſchen, 210 Pferde, 1198 Stück Hornvieh, 581 Schafe, 633 Schweine und 127 Gebäude wurden umgeriſſen. — 1756, am 7. Oct. Nachmittags, trieb ein, plötzlich von Süd nach Nordweſt umſpringender Wind ſo viel Waſſer herauf, daß um 5 Uhr Nachmittags die Elbe mit dem Deiche gleich ſtand. In der Gegend der Sandwiſche entſtand ein Bruch von 40 Fuß tiefer als das Flußbette, außer zwei Kammbrüchen. 11 Perſonen trieben auf ein Strohdach fort und wurden am

folgenden Tage gerettet. Die Herstellung des Deiches kostete Billwärder 140,000 Mark.

Wir kommen nunmehr auf die große Fluth von 1770. Schon der Frühling brachte so ungewöhnlich viel Schneewasser, daß Hamburg sich bewogen fand, seine Deiche untersuchen zu lassen, doch hieß es, dieselben seien im besten Stande und nichts zu befurchten. Den 9. Juli, Abends 9 Uhr, brach der Neugammer große Elbdeich, anfangs zwar nur ½ Fuß breit, doch wuchs die Oeffnung, unerachtet aller Anstalten, bald bis zu 20 Ruthen Breite, und am nächsten Morgen standen die Bauerhäuser in der Gegend von Rethbrook bis ans Dach unter Wasser. Bald darauf brachen auch der Kirchwärder- und Ochsenwärder-, und in der Nacht vom 11. auf den 12. der Kurslaker Hausdeich, und nun stand im Umsehen die ganze Gegend bis Bergedorf unter Wasser, so daß die Kirche in Moorfleth völlig von den Fluthen bedeckt war. — Der Rath in Hamburg war fortwährend versammelt. Man that das Menschenmögliche; bei der Brücke am Stadtdeich wurden Pfähle eingerammt und mit eisernen Bolzen an jene befestigt, damit sie nicht auftreibe. An der Steinthor-Brücke warf man einen Damm auf, damit die Fluthen sich nicht in die Alster drängen und die Mühlen beschädigen möchten, und an der Deichthor-Schleuse versenkte man eine große Anzahl Sandsäcke; dennoch brach sich in der Nacht vom 18. auf den 19. die Fluth Bahn; indeß versenkte man eilend einige mit Steinen beladene Fahrzeuge daselbst. Zugleich erschien ein Mandat, welches verordnete, daß bei wirklicher Gefahr für die Stadt ein Signal durch Abfeuerung zweier Kanonen und durch Trommelschlag gegeben werden sollte, um anzudeuten, daß es, sich und die Habseligkeiten aus den niedern Kellerwohnungen zu retten, Zeit sei. Auch wurde an Ruhe und Bürgerpflicht gemahnt, und den etwa zu Raub und Plünderung Aufgelegten die strengste Ahndung angedroht. — Am 18. Juli wurde anbe-

fohlen, Einschnitte in den Billwärder Elbdeich zu machen; am 20. war es geschehen und am folgenden Tage sank die Fluth. — Es wurden nun auf 14 Tage alle Lustbarkeiten untersagt und auf den 28. Juli ein Buß-, Bet- und Festtag nebst einer Collecte angeordnet, die 27,340 ℳ 3 ß 9 ₰ eintrug.

In der Nähe des Deichthors war vom 14. bis 21. Juli das Wasser bis über 12 Fuß gestiegen. Der angerichtete Schaden wurde auf 1½ Millon Mark geschätzt. — Diese ungeheuerste aller Fluthen dem Andenken der Nachwelt zu überliefern, errichtete man 1774 beim Deichthor eine, auf ein Postament von Stein ruhende Pyramide mit der Inschrift:

DIE ELBE
VON DEN
REGENGUESSEN
EINES
TRUEBEN SOMMERS
ANGESCHWOLLEN,
DRANG UEBER UNSERE FLUREN
EIN,
DROHTE
UNSERER STADT
UNGEWOHNTE GEFAHREN
UND STIEG BIS
AN UNTEN BEZEICHNETE
LINIE.

DEN 21. JULI 1771.

Es folgte dieſer Ueberſchwemmung eine unerhörte Theuerung, und nur die Mildthätigkeit der reichen Bewohner konnte die Noth einigermaßen lindern. Der bisherige Buß- und Bettag wurde von da an auf den 28. Juli verlegt und am Tage der erſten Feier 27,340 Mark für Nothleidende geſammelt. Später verſchob man die Feier auf den erſten Donnerstag im November.

Auch auf die ſich immer mehr und mehr entwickelnden geiſtigen Intereſſen in Hamburg lohnt ſich's wohl, ein flüchtiges Schlaglicht fallen zu laſſen, und als Beginn einer neuen Entwickelungs-Periode darf man erwähnen, daß im Jahre 1732 ſchon eine deutſche, eine franzöſiſche und eine lateiniſche Zeitung exiſtirte. — Hamburg war auch in dieſer Zeit der Wohnort mehrerer gelehrten Männer und berühmt gewordener Schriftſteller und Dichter. So unter andern Hagedorn, der 1754 ſtarb, nachdem er manch gemüthliches Lied in die Welt hinausgeſendet, deren er viele unter einer, nahe bei Harveſtehude auf einer Anhöhe ſtehenden Linde dichtete, die noch lange in das 19te Jahrhundert hinein grünte, bis ſie endlich von einem Blitzſtrahl getroffen wurde. Auch Klopſtock — in der Königsſtraße wohnhaft, wo ſein vormaliges Haus noch heute mit einem weißen Marmor und Inſchrift bezeichnet ſteht — und der wackere Leſſing ehrten und erfreuten Hamburg durch ihren Aufenthalt daſelbſt. Letztere können nicht genannt werden, ohne daß man zugleich auch an den fameſen Senior Johann Melchior Götze, den Paſtor an St. Catharinen, denkt, der, eine neue Ausgabe des früher erwähnten Krumbholz, ſich durch ſeinen zeloniſchen Eifer vorzüglich gegen die Bühne zuerſt bemerklich machte, veranlaßt durch den Umſtand, daß ein College, der Paſtor Schloſſer in Bergedorf, als Candidat einige mit Beifall aufgenommene Luſtſpiele geſchrieben hatte. Götze zog als anonymer Recenſent in der Halliſchen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, und in den Hamb. Nachrichten aus dem Reiche der Gelehr-

ſaokeit — auch die ſchwarze Zeitung genannt — dagegen zu Felde, und zwar in einem Tone, der mit Recht pasquillantiſch genannt zu werden verdiente. — Schloſſer und ſeine Freunde antworteten, und lockten endlich den Fuchs zum Loche heraus, denn Götze trat jetzt mit einer Brochüre hervor, wo er gegen die „Kanzel- und Katheder-Comödianten“ loszog. — Leſſing gerieth mit ihm gleichfalls, aber über theologiſche Lehrſätze, in Zwiſt; endlich miſchte ſich der Rath in den Handel, und der weidlich gezauſte Götze fand ſich zuletzt veranlaßt, ſein Amt niederzulegen. Wie der Hund, der den Mond anbellt, ſeinen Glanz nicht zu trüben vermag, ſo hatte auch die Bühne durch Götze's Angriffe nichts in der Achtung des Publikums verloren; im Gegentheil bildete ſich der Sinn dafür immer mehr aus, und als der berühmte Schröder im Jahre 1786 die Leitung der Kunſtanſtalt übernahm und am 19. April mit „Emilia Galotti“ eröffnet hatte, da ging von Hamburg aus ein dramatiſches Licht über ganz Deutſchland auf, und der Ruhm war für alle Zeiten begründet.

Auch anderweitig machten ſich von nun an die ſchönen Künſte, und zwar in den mannigfachſten Formen geltend. Als Spielerei mag zu betrachten ſein, daß der hamburger Kattun-Fabrikant Campbell im Jahre 1784 den erſten Luftballon hier ſteigen ließ, doch geſchah es zum Beſten einer armen Familie und wir ſehen, daß der Wohlthätigkeits-Sinn der Hamburger immer ein hervorſtechender Zug ihres Charakters war. Mehrere periodiſche Schriften tauchten auf und gingen unter, z. B. der Patriot, das hamburgiſche Magazin, Moraliſche Beluſtigungen im Reiche der Natur, mit Kupfern ꝛc. — Hamburg ſtrotzte in jenen Tagen von mehr oder minder geiſtreichen, patriotiſch-geſinnten und unternehmenden Perſonalitäten, wozu man Männer wie Pauli, Reimarus, Carpfer, Büſch, Dorner, Sturm, Kirchhoff, Vogt, Sieveking, Gunther, Bartels,

Abendroth, Gurlitt und vor allen Sonnin zählen darf. Letzterer vor allen verdient Hamburgs Dank und Anerkennung zu sehr, als daß wir nicht hier einen Augenblick bei ihm verweilen sollten. Ernst Georg Sonnin wurde 1709 zu Perleberg im Preußischen geboren und starb am 8. Juli 1794 in seinem, ihm zur zweiten Vaterstadt gewordenen Hamburg. Er ruht in der von ihm erbauten St. Michaelis-Kirche, die mit vollem Rechte als sein Denkmal betrachtet werden darf. Eine einfache Zinnplatte, von seinem Zögling J. J. Reinecke an seinem Sarg befestigt, bezeichnet mit wenigen Worten, welches Gebein dieser Stein umschließt. — Sonnin war der Prototyp einfacher, schlichter, uneigennütziger Bürgerlichkeit. Es gingen Millionen durch seine Hände und er starb völlig arm. Statt mehrerer, wozu hier kein Raum, nur einen Zug aus seinem Leben. Im Jahr 1788 fiel plötzlich, während der Senats-Sitzung, ein Stein aus dem Rathhaus-Gewölbe herab, glücklicherweise ohne Jemand zu beschädigen. Man bemerkte mehrere Risse in der Decke und zugleich hatte sich während einer Bürgerversammlung die Rathhausdiele gesenkt. — Grund genug, Besorgnisse zu erregen; es wurde sofort ein Vorschlag zum Neubau eines Rathhauses gemacht und der Grundriß eines Baumeisters, Arens, fand die Zustimmung der Behörden um so mehr, da der Baubofs-Inspector J. Kopp in einem Gutachten erklärte, das Rathhaus sei nicht nur ein schlechtes Gebäude an sich, sondern die Felsen-Versetzen waren ausgewichen, die Pfeiler auseinander gefroren, das Gewölbe unhaltbar, das Gebälk unter dem Fußboden vermodert, von den Balken an der Rathsstube wäre nur noch die Rinde übrig, alle Façaden aber seien gesprungen, verschoben und außer wagerechtem Stand gewichen. — Die Rathsmaurer- und Zimmerleute waren zwar anderer Ansicht, doch richtete man schon das Eimbeckische Haus zur Rathsversammlung ein, als ein Senator den Vorschlag machte, bevor man den auf eine Million veran-

ſchlagten Neubau beginne, noch einmal Sonnin um ein Gutachten anzugehen und ihm zwei andere Bauverſtändige beizuordnen. — Der Vorſchlag fand Beifall, und wurden zu letztern der Baumeiſter Horn in Wandsbeck, und der hieſige Canal-, Strom- und Baudirector J. J. Reinecke erwählt. — Dieſe Herren nahmen die ſorgfältigſte Prüfung vor und erklärten in einem bündigen Gutachten, daß das Rathhaus mit einer Koſtenauslage von 36,000 ℔ ſo hergeſtellt werden könne, daß es mindeſtens noch ſeine 50 Jahre gefahrlos benutzt werden dürfe. Dieſes Gutachten wurde am 27. April 1788 übergeben, wenige Tage nachher kam ein Unbekannter zu Sonnin, der die Nothwendigkeit des Neubaues darzuthun ſuchte, und da er gegen die ſchlagenden Gründe des gereiften Praktikers nicht aufzukommen vermochte, ſo verſuchte er es auf eine andere Weiſe und bemühte ſich, Sonnin beim Scheiden eine Rolle mit hundert Ducaten in die Hand zu ſtecken, eine Beleidigung des redlichen Mannes, die dem ſchurkiſchen Fremden das Suchen der Zimmerthüre erſparte. Sonnin reichte nun noch ein höchſt freiſinnig und originell abgefaßtes pro memoria über die zweckmäßigſte Anordnung der Reparatur beim Senat ein, worin er nachwies, daß bei einiger Sorgfalt das Haus auch noch wohl ſeine 100 Jahre ſtehen könnte, wo dann der Neubau leicht von einem kleinen Theil der bis dahin erſparten Zinſen möchte beſtritten werden können. — Man erkannte die Richtigkeit ſeiner ſchlagenden Argumente an und belohnte den wackern Mann, der Stadt und Burger vor einer Zinſenzahlung von 30,000 ℔ jährlich mehr bewahrte (ein Umſtand, deſſen Wichtigkeit uns eben jetzt recht einleuchten muß) mit — einem Portugaleſer. — Sonnin war überhaupt eine von jenen ſchroffen, oft verkannten Redlichkeiten, die nur wenige, aber deſto gediegnere Freunde haben; die dem großen Haufen mißfallen, weil ſie mit ihren Fähigkeiten und Vorzügen keinen Prunk, keinen Trödelhandel treiben und ſich mit dem Bewußtſein ihres Werthes, der Befähigung zu Großem und

der Leistung des Möglichen begnügen; still leben, einsam und arm sterben und der Nachwelt die Pflicht vererben, ihre Vorzüge anzuerkennen und zu preisen, welcher Pflicht denn auch wir uns nach geringen Kräften hiermit entledigt haben möchten.

Wir wollen hier nun auch zugleich des, durch ein Denkmal geehrten Professors Johann Georg Büsch gedenken, der am 3. Januar 1728 zu Altmeding, einem lüneburgischen Dorfe, wo sein Vater bis 1731 Prediger war, geboren wurde. Er war 44 Jahre Professor am hiesigen Gymnasium. Die Stiftung einer Handels-Akademie, die Mitterrichtung der patriotischen Gesellschaft, eine Creditcasse für Grundstücke — wozu er einen Preis für den besten Plan ausschrieb, der vom Tischler Schacht gewonnen wurde; — Verbesserung der Feuerkassen, Verbesserung des Steinpflasters nach dem Vorbilde Kopenhagens; Stiftung eines Vereins zur Heilung und Verpflegung von Kranken; wohlthätige Reorganisation des Armenwesens, der Calenbergischen Wittwenkasse; gunstigen Einfluß durch Schriften auf Bank- und Münzwesen, Strombau, Erziehungslehre, Staatshaushalt und vielen andern Wissenschaften; darin bestanden die Verdienste, die er sich um seine zweite Vaterstadt erwarb und die es ihm durch ein Ehrendenkmal, das auf unserm östlichen Walle steht, dankte. Büsch war über dem allen ein, in Religions-Sachen erleuchteter Kopf, wie es alle redlichen und tuchtigen Geister zu sein pflegen; ihm gebührt daneben das Lob eines sittlichen Bürgers, eines liebevollen Familienvaters; dabei war er bescheiden, gutmuthig, leutselig, auch ein fleißiger Redner, der den Nagel sofort auf den Kopf traf und sich nicht lange bei der Vorrede aufhielt. Er war Vater von 5 Knaben und ebensovielen Mädchen, von denen ihn zwei Söhne und drei Töchter überlebten. Im März 1800 verletzte er sich das Schienbein, anscheinend nur unbedeutend, doch bald nahm die Wunde einen bedenklichen Charakter an; es trat Brand und dann

Geschwulst und Wassersucht hinzu, wodurch sein Leben noch in demselben Jahre, unter großen Leiden, die er indeß geduldig ertrug, zu Ende ging. Sein Andenken lebt in dem Herzen jedes guten Hamburgers.

Mitten in dieses glückliche und beglückende Familienleben der Geister griff die eherne, blutbefleckte Hand der französischen Revolution. Freilich lag der Schauplatz jener unerhörten Gräuel entfernt und der Schlachtendonner wurde nur durch Zeitungsblätter herüber getragen, aber der Kaufmann, der von allen großen Ereignissen Nutzen oder Schaden zu ziehen angewiesen ist, unterließ nicht, thätigen Antheil an den Dingen drüben zu nehmen und anfangs häuften sich Schätze von Waaren und Geld unter dem Panier des Freistaats in grauenhafter Menge; der Handel nahm einen bedenklichen Aufschwung und das Bild des Polykrates mit seinem Ringe schwebte den Besonnenen vor, wenn man sah, wie vermehrter Erwerb zu flitterhaftem aber kostspieligen Luxus, Nachäfferei französischer Sitten und Schwelgerei verlockte. Während man hier erwarb, wurden zur See unsere Schiffe von Engländern und Franzosen gekapert; maßlose Unternehmungen, wahre Hazard-Spiele des Handels wurden an der Börse gemacht und das Jahr 1799 sah die Unglücksaat bereits aufgehen, als nach und nach Fallissemente bis zur Summe von 36 Millionen ℳ Bco. ausbrachen, wovon die Hälfte am Platze verloren wurde. — Die sich zusammendrängenden, erschütternden Ereignisse hatten das Volk wie in einen Taumel versetzt; Genuß war einmal zum Bedürfniß geworden und wo die Mittel dazu fehlten, griff man zu Verbrechen, unter denen die unaufhörlichen Feuersbrünste kaum die geringsten waren, indeß man nur zu deutliche Spuren des absichtlichen Anlegens entdeckte, und so schritt man nun mit unsichern und schwankenden Schritten über die Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts, über dessen rechte Bezeichnung auch in Hamburg müssige Zwiste geführt wurden.

Diejenigen, die weiter als auf das Heute und Morgen zu blicken verſtanden, ſahen bei der Zerfleiſchung Deutſchlands mit ängſtlichen Blicken auf die Freiheit unſeres kleinen geſegneten Staates, der mehr wie einem Fürſten ein willkommener Zuwachs des Gebietes bedünken mußte. Daß Hamburg in den Strudel der politiſchen Wirren mit hineingeriſſen wurde, konnte, dem natürlichen Gange der Dinge nach, nicht unterbleiben und als Rußland, Schweden, Dänemark und ſpäter auch Preußen eine Phalanx gegen Englands alles beherrſchende Seemacht bildeten, wurde beſchloſſen, daß Bremen und Hanover von Preußen, Hamburg und Lübeck aber von Dänemark ſollten beſetzt werden. — In größter Beſtürzung hierüber machte man gehörigen Orts dringende Vorſtellungen gegen ſolchen Beſchluß, erlangte aber nichts als Aufſchub und am 28. März 1801 wurde dem Senat angezeigt, daß ſchon am nächſtfolgenden Tage 12,000 Mann, unter dem Befehl des Prinzen Karl von Heſſen, von Itzehoe aufbrechen und Hamburg beſetzen würden. — Vergeblich war jede Proteſtation, ſelbſt der preußiſche Geſandte rieth zur Unterwürfigkeit, aber nun erwachte der Muth des Volkes und man forderte den Senat auf, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. — Der Rath ſah die Thorheit des Beginnens ein und war entſchloſſen, die Stadt zu übergeben, doch lehnte die Bürgerſchaft das Begehren der Zuſtimmung zwei Mal entſchieden ab, und gab erſt dann nach, als der commandirende feindliche General die Unabhängigkeit der Stadt garantirte. Am Palmſonntag Morgens 10 Uhr zogen ſomit die verhaßten Nachbaren, unter den lauteſten Verwunſchungen des Volkes, durch's Thor herein, und es wurden nunmehr ſofort alle engliſchen Waaren confiscirt, eine Requiſition von 1500 Paar Stiefeln, 11,000 Paar Schuhen und Strumpfen, 12,000 Hemden und 200 nummerirten Säcken ausgeſchrieben, jedoch mit 1100 Rthlrn. täglicher Ration abgekauft. Die Tonnen von der Elbe wurden aufgenommen, und Schiffe nach England

durften nicht auslaufen. — Mitlerweile wurde die Schlacht bei Kopenhagen, unter Nelson, geschlagen, auch starb der Czaar Paul von Rußland und die Thronbesteigung Alexanders, dessen Menschenfreundlichkeit man kannte, belebte Alles mit neuen Hoffnungen. Es ging sofort eine Deputation von hier zu ihm ab, um der drückenden Verhältnisse entledigt zu werden und da der tiefblickende Monarch das verkehrte der Maßregel einsah, England um Frankreichs wachsende Macht halber zu entkräften, so veranlaßte er ein Aufheben des Embargos auf englische Schiffe, und die Beseitigung der Handelssperre auf der Elbe war eine natürliche Folge davon, so daß die durchaus nur im höhern Einverständniß handelnden Dänen, die sich übrigens durch eine musterhafte Mannszucht Hamburgs Anerkennung verdient hatten — am 23. Mai das diesseitige Gebiet und zugleich auch Lübeck wieder räumten, worauf dann eine kurze segensreiche Pause der Beruhigung eintrat und das Jahr 1809 brachte dann durch seinen Reichstags-Beschluß eine geringe Entschädigungssumme für gehabten Verlust. Napoleons unbegrenzte Eroberungssucht trat nunmehr immer unverkennbarer hervor und das Schlimmste mußte man erwarten, als 1803 französische Truppen in Hannover einbrachen, um die Wiege der englischen Georgs zu entweihen. Sie besetzten das linke Elbufer, um englische Waaren von dort zurückzuhalten und die Engländer blokirten dafür die Elbmündung. Der ganze Norden Deutschlands und namentlich Schlesiens Leinenhandel, den man auf 8 Millionen Rthlr. jährlich schätzt, litt dadurch unbeschreiblich. Schlesische Wechsel wurden in Hamburg mit Protest zurückgeschickt, der Handel begann auch hier zu kränkeln und dennoch traf der General Mortier im November von Hannover hier ein, um wohl oder übel eine Anleihe von 1,700,000 ℔ Bco. gegen 4 pCt. Zinsen zu contrahiren, wofür hannoversches Eigenthum des Königs v. England als Unterpfand gegeben wurde. — Die Ge-

sinnungen der Franken traten im folgenden Jahre sehr schlagend durch eine völkerwiderrechtliche Gewaltthat hervor, indem sich am 24. October Abends ein Detaschement von 240 Franzosen in Harburg einschiffte, um Mitternacht, am vormaligen hamburger Berge landete und ganz in der Stille nach dem Grindel aufbrach, um hier den englischen Gesandten Rumbold in seiner Wohnung zu überfallen und ihn und seine Papiere über die Elbe und weiter nach Paris zu entführen. Es fanden sich in letzteren die vermutheten Anklagen nicht begründet und die Sache — ganz an die Entführung des Herzogs von Enghien erinnernd — wurde mit dem Mantel des Vergessens zugedeckt. Indeß lag der eigentliche Schauplatz des National-Unheils noch immer außerhalb unserer Grenzen.

Man beschäftigte sich jetzt wieder für einige Zeit mit innern städtischen Angelegenheiten und rechnen wir dahin vorzüglich die Regulirung des Dom-Eigenthums, dessen städtische Besitzungen dem Staate einzuverleiben schon ein lange vergebens genährter Wunsch war. Durch den Frieden von Stockholm, am 23. November 1719, war das Hoheitsrecht darüber dem Hause Hannover übertragen worden; daneben hatten 14, dem Domkapitel angehörige Dörfer, die Herzöge von Holstein längst an sich genommen und war solche Eigenmacht im westphälischen Frieden leider bestätigt worden. Als das Stift aufgehoben worden, machte Dänemark sonderlich Ansprüche auf Poppenbüttel und Spitzendorf, obgleich dieselben schon zu Anfang des 13ten Jahrhunderts rechtlich angekauft worden, und in der That nahm Dänemark nicht nur die Dörfer widerrechtlich an sich, sondern erhob auch Ansprüche auf Patronatrechte, Kanonicate, Präbenden ꝛc., welche nun von der Stadt um schweres Geld angekauft werden mußten. — Hannover gab an Domeigenthum in der Stadt und den Vorstädten im Jahr 1802 dem Staate folgendes heraus: den Grund der ganzen Paulstraße, ausgenommen die beiden Eckhäuser an der Zuchthausstraße

und eines dritten Hauses; hinter St. Petri, jetzige neue Bergstraße: 28 Häuser, 5 Sähle, mehrere Keller und Räume; 4 Häuser auf Petri-Kirchhof, nebst allen Gebäuden an der Bergstraße, bis zur ehemaligen Papentwiete; — ferner 5 Häuser, 3 Keller, 1 Boden und 1 Stall am Berge; 5 Häuser, 3 Keller und das frühere Backhaus an der Ecke der Schmiedestraße, am Speersort. — In der Schmiedestraße 4 Häuser; am Fischmarkt 1 Haus; hinter dem vormaligen Breitengiebel 3 Häuser; fast die ganze Springeltwiete. — In der Rosenstraße 2 Häuser; in der Breitenstraße 1 Haus; beim Alsterthor 6 Häuser. — In der Vorstadt St. Pauli beim Trommelthor 3 Häuser und 2 Sähle; in der Trommelstraße 1 Haus. — In der Vorstadt St. Georg, auf dem Hühnerposten 2 Häuser; auf dem Besenbinderhof 4 Häuser und 3 Bleichen; beim Strohhause 1 Haus; vor dem Deichthore eine Bleiche. Auf dem Stadtdeich vom Hause No. 1 bis zur Sägemühle sämmtliche Besitzungen; 3 Morgen Weideland im Hammerbrook und 63 Morgen Land im Neuengamm nebst 23 Morgen in Moorburg ꝛc.

Auch die Einführung der Thorsperre fällt in diese Zeit. Da durch das Herbeiströmen von Fremden die Miethepreise so unverhältnißmäßig stiegen, daß die Handwerker sie nicht ferner zu erschwingen vermochten, so beantragten die Oberalten mehreremale, den hermetischen Thorschluß in eine Sperre für Geld zu verwandeln, doch sträubte sich der hochweise Senat so lange, bis sich herausstellte, daß mehrere Familien Unterkommen im Drill-, ja selbst im Zuchthause gesucht und Handwerker ihre Arbeiten aus Mangel an Lokalen aufzugeben gezwungen waren, da proponirte der Senat endlich, am 2. August 1798 zuerst die Sperre des Steinthors, und wurde solche trotz augenscheinlichen Nachtheils der Erbgesessenen genehmigt. Die übrigen Thore blieben vor wie nach geschlossen und erst später 1808, nach erschwerterer Tabelle als jenes, gesperrt. — Früher wurden die Thore noch

Sonn- und Feiertags unter der Predigt und am Charfreitag und Bußtag bis 4 Uhr, ja sogar an Bürger-Versammlungstagen und großen Wahlen bis 2 Uhr gesperrt.— Der abderitischste aller Gebräuche war der, bei ausbrechenden Feuersbrünsten die Thore zu schließen, was am 11. October 1784 abgeschafft wurde, als der Bewohner eines brennenden Hauses ausgeschlossen worden war und zur Rettung seines Eigenthums nicht herein kommen konnte.

Bis in das neunzehnte Jahrhundert war Hamburg eine Festung gewesen und hatte, wie auch aus unseren bisherigen Mittheilungen genügend zu ersehen, oft genug die Schrecken der Belagerung aushalten müssen. Bei der gänzlichen Umgestaltung der politischen Verhältnisse Deutschlands, und in Erwägung der nicht unbedeutenden Unterhaltungskosten der Fortifications-Werke, proponirte der Senat am 18. Oct. 1804 der Bürgerschaft eine Schleifung derselben, wozu die Kosten auf 360,000 Mark veranschlagt wurden, wovon ein großer Theil durch Verkauf von Geschütz und Munition gedeckt, auch zugleich eine große Anzahl arbeitsloser Hände beschäftigt werden konnte. Die Bürgerschaft trat dem Vorschlage gern und unbedingt bei, und unter Ober-Aufsicht des Stadt-Ingenieurs Richard wurde am 4. Nov. mit 860 Arbeitern das Werk begonnen, wobei 280,000 Pfund Metall sofort durch Zertrümmerung von altem Geschütz gewonnen wurde. Zugleich berief man den berühmten Kunstgärtner Altmann aus Bremen, daß er die Bepflanzung der planirten Wälle leiten möge. Es wurde nun freilich die Arbeit bald darauf durch die Ankunft der Franzosen unterbrochen, doch fertigen wir die Angelegenheit schon hier am Besten im Zusammenhange ab, indem wir der alten gemauerten Thorgänge erwähnen, die nun in Folge der Demolirung mit ihren dunkeln Schatten dem Lichte und der freien Luft weichen mußten. — Das Millernthor, im Jahre 1662 erbaut, trug an der Außenseite des Gewölbes in goldner Buchstaben-Schrift die Worte:

„Da pacem domine in Liebus nostris," das ist verdeutscht: „Gieb Frieden, Herr, in unsern Tagen." An der Innenseite aber las man: „Tutissimum civitatis munimentum concordia" — „Einigkeit ist des Staates sicherste Schutzwehr." — Auf der Höhe des Gemäuers stand eine Friedensgöttin mit dem Palmzweig, und auf der Außenseite-Mauer ein Sinnbild der Klugheit mit dem Schlangenspiegel, so wie ein anderes der Wachsamkeit mit dem bekannten Kranich, der einen Stein in der Klaue trägt. — Die Stange, welche Jastram's Haupt getragen, war seit 1790 verschwunden. Dieses Thor wurde auch Porta militis (Soldatenthor) genannt; der Grund ist nicht bekannt. — Das Deichthor wurde 1671, nach Abbruch des hölzernen, von Stein neu erbaut. Außen, am Gewölbe, war das hamburger Wappen eingehauen, aus dessen mittleren Thurm sich eine kleine Mönchsfigur hervorlehnte, als wolle sie jeden Augenblick aufs Pflaster herabspringen; Entstehung und Bedeutung desselben wird auf folgender Weise erklärt: Zur Zeit der Reformation verfolgte der Pöbel einen Mönch, der sich in der Angst oben auf das Gewölbe flüchtete, und von hier heruntersprang, ohne den geringsten Schaden zu nehmen. Schade nur, daß das Thor 100 Jahre jünger als die Reformation war, wenn nicht der Stein aus alten Zeiten herrührte, oder die Geschichte nachträglich verewigt wurde. — Die übrigen Thore sind ohne Merkwürdigkeit.

Bevor wir nun zu dem großen unheilvollen Drama der französischen Fremdherrschaft übergehen, haben wir noch eine kleine, aber geschichtlich denkwürdige grauenhafte Familien-Begebenheit mitzutheilen, die sich an den, in Hamburg nur zu wohl bekannten Namen Johann Georg Rüsau knüpft. — Dieser unglückliche Mann wurde 1751 zu Riga geboren, und er kam mit seinen Eltern, einer armen Goldschmieds-Familie, nach Hamburg. Der junge Rüsau, ein von Natur melancholischer, und durch Lesen mystischer Religionsschriften an Gemüth verkrüppelter Jüngling, kam

nach Erlangen, um hier Theologie zu ſtudiren, was er nur durch die Mildthätigkeit ſeines Hauswirthes möglich machen konnte. — Arm an Geld und Kenntniſſen, kehrte der junge Mann nach Hamburg zurück und wurde Candidat des Prediger-Amtes. Er nährte ſich nun durch Unterrichtgeben, wobei ihn indeß das Glück ſo wenig unterſtützte, daß er nur unter großen Entbehrungen, die in ihm das Laſter des Geizes aufregten, ſein Leben zu friſten vermochte. — Als Lehrer in der Schule der Mad. Zier, lernte er die Unterlehrerin Anna Eliſabeth Päthau kennen, die 1785 die Schule der Mad. Zier übernahm, und Rüſau fand ſich nun veranlaßt, zur Verbeſſerung ſeiner Umſtände, derſelben ſeine Hand anzubieten, und obgleich von ſeiner Seite keine herzliche Neigung dieſe Ehe heiligte, ſcheint doch die aufrichtige Liebe ſeiner redlichen Frau auch in ihm zuletzt die ſtellvertretende Freundſchaft gegen ſeine Gattin erweckt zu haben. In der That ſchien ihm nun das Glück zu lächeln, denn eine von ihm begründete Lehranſtalt für Knaben, verbunden mit der Töchterſchule ſeiner Frau, ſetzte ihn in den Stand, ein Haus in der Gröninger-Straße kaufen zu können. Er wurde in einer achtzehnjährigen Ehe Vater von 10 Kindern, von denen indeß nur 5 am Leben blieben, aber unerachtet der ſorgenfreien Exiſtenz, geehrt und geachtet von ſeinen Mitbürgern, wich der Geldgeiz nicht aus ſeiner Seele, und fortwährend nagte eine Beſorgniß für die Zukunft an ſeinem Frieden, und fand leider Nahrung in einem, durch Trägheit ſelbſt veranlaßten Sinken ſeiner Schule, wobei eine unerhörte Schlafſucht und Luſt am Spiel, nebſt Sinn für eine gut beſetzte Tafel als die hervorſtechendſten Züge ſeines Charakters genannt werden. Die Sucht nach Geld artete dabei zu einer förmlichen Krankheit aus, ſo daß eine zu bezahlende Rechnung in der Regel von ſeiner Frau vor ihm verheimlicht wurde. — Er fand ſich endlich veranlaßt, ſeine Schule gänzlich aufzugeben, und nun von der Sorge für die Zukunft mehr denn je beläſtigt, trieb ihn der

Durſt nach Reichthum, gegen 1802 eine Manufactur-Handlung in Compagnie mit einem Kaufherrn Kunſt zu etabliren. Rüſau ſchoß 4000, Kunſt 3000 ℛ dazu her, doch ſcheint dieſes Capital nicht groß genug geweſen zu ſein, um namentlich die Einkäufe aus erſter Hand beſtreiten zu können, und Rüſau's Trübſinn wuchs nun bei verfehlter Hoffnung ſo ſehr, daß ſeine Frau ihm oft, jedoch vergebens, rieth, einen Arzt zu conſultiren. — Gern hätte er ſich dem neuen Geſchäft wiederum entzogen, doch ermunterte ihn ſein Compagnon zur Ausdauer, und in der That ſchien ſich der Gewinn für einige Zeit zu beſſern, ohne jedoch Rüſau empfänglicher für die Freuden des Lebens ſtimmen zu können. Unabläſſig brütete er über die Zukunft ſeiner Familie, und vorzüglich ärgerte ihn der jugendliche Frohſinn ſeiner älteſten Tochter, die er durch Vergnügungsſucht den Armen des Laſters entgegeneilen ſah, wenngleich die tugendhafte Mutter ſeine Furcht nicht theilen, und z. B. ein nächtliches Verweilen auf dem Gartenhauſe einer geachteten Familie für kein Verbrechen anſehen konnte. Indeß hörten die Klagen und Vorwürfe, ſelbſt über die geringfügigſte Eleganz der Kleidung, nicht auf, und nur die liebevollſte Nachſicht und das Fügen in die krankhafte Laune des Hausvaters konnte den Familienfrieden einigermaßen bewahren. — Jetzt ſah er auch in nächſter Zukunft drohende Verlüſte herankommen, und die Angſt trieb ihn, einen neuen Erwerbszweig durch Geldgeſchäfte zu erreichen, die ſtatt der früher nur gedroheten, jetzt wirkliche Verlüſte herbeiführten. Von dieſer Zeit an wurde der unglücklichen Gattin das Betragen ihres Mannes unheimlich, und ſie mochte wohl mit tiefer Bekümmerniß die Bemerkung einer Freundin anhören, die ihr eines Tages nicht verſchwieg, daß in Rüſau's Seele unzweifelhaft ein fürchterlicher Gedanke brüte, der ſich in ſeinen Augen abſpiegle. Sie dachte dabei an Selbſtmord, und doch war es etwas noch weit fürchterlicheres, was in Rüſau's, mit Gott und

der Welt zerfallenen Seele vorging. — Man darf, ja man muß zur Ehre der Menſchheit annehmen, daß das unabläſſige Grübeln über ſein Geſchick ihn von dem Gedanken an Gott abgezogen und ſeinen Verſtand zerrüttet hatte, denn nur der Wahnſinnige kann von dem, was Rüfau in der Nacht ſeines Innern beſchloß, Hülfe und Rettung erwarten. Die That aber, über die er brütete, beſtand in der Ermordung ſeiner Familie, und dann ſich ſelber, indem er nur in der irdiſchen Vernichtung dauerhaften Frieden vor ſich ſah. Langſam, aber mit fürchterlicher Sicherheit, keimte der hölliſche Plan in der verſchloſſenen, dunkeln Tiefe ſeiner Bruſt. — Es war aber am Sonntag den 14. Aug. 1803, als Rüfau nebſt der Familie bei ſeiner Schwiegermutter war und düſter und verſchloſſen vor ſich hin grollte, was man indeß aus Gewohnheit nicht weiter beachtete, und ſelbſt die beim Eſſen von ihm hingeworfenen Worte: „Nun ſollt Ihr bald Alle glücklich ſein!“ wurden von der Frau arglos beantwortet: „Was ſollte ich noch glücklicher werden können, ich liebe Dich und unſere Kinder, wir ſind geſund und haben keine Nahrungsſorgen.“ — Gegen Abend kehrte die Familie nach Hauſe zurück, und man begab ſich um 10 Uhr zu Bette. Ein feſter und geſunder Schlaf ſenkte ſich auf die Wimpern der unſchuldigen Familienglieder, nur Rüfau, der Vater, wälzte ſich bis zum anbrechenden Tage in ſeinen phantaſtiſchen Träumen umher. — Um 4 Uhr endlich war die Saat gereift; plötzlich ſprang er an ſein Pult und nahm ein Raſirmeſſer und ein franzöſiſches Taſchenmeſſer hervor, eilte an das Lager ſeiner Frau und durchſchnitt ihr die Gurgel ſo raſch, daß ſie im Augenblick lautlos verſchied. Ein gleiches vollzog er an ſeinem Lieblingsſohne, und eilte nun eine Treppe hinauf zu dem Lager ſeiner ſchönen ſechszehnjährigen Tochter; aber ſchon iſt der Mörder unſicher in ſeiner blutigen That; der erſte Schnitt verletzt das kräftige Mädchen nicht tödtlich und ſie ringt mit ihrem Vater um ihr Leben, ohne jedoch eines Lautes fähig zu ſein, bis ſie

endlich nach vielen Verletzungen ihr junges blüthenreiches Daſein aushaucht. Auch die beiden, in demſelben Zimmer ſchlafenden Töchter von ſieben und drei Jahren fielen nacheinander, und zuletzt ſuchte er auch noch aus mehreren, eine Treppe höher ſchlafenden Penſionairen die zweite Tochter ſich hervor, und vollendete ſo in raſchem Fluge die grauſige That eines ſechsfachen Mordes. — Man verſichert, daß er Abends zuvor ſeine Haushälterin veranlaßt habe, die Nacht in Eimsbüttel bei Freunden zuzubringen.— Jetzt war die Reihe an ihm ſelber, doch, war es Feigheit, oder leitete ihn ein anderes Motiv — er beſchloß den Schauplatz des Selbſtmordes fern von ſeiner Wohnung zu verlegen, kleidete ſich deshalb an, weckte das ſchlafende Dienſtmädchen, ſagte ihr, daß er ausgehe, ſie aber noch ſchlafen könne, und ſomit ging er fort, drückte das Schloß der Thür von außen ſorgfältig ein, und ging zum Deichthor hinaus, um ſich im Stadtgraben zu ertränken. Die ſchon belebte Gegend verhinderte indeß die Ausführung dieſes Beſchluſſes, und er eilte aus dem Thore No. 4, den Alſter entgegen. Indeß war das Waſſer hier, in der Nähe der Kuhmühle, ſo ſeicht, daß er ſelbſt durch ſich Niederwerfen ſeine Abſicht verfehlte. In der Verzweiflung durchſuchte er ſeine Taſchen und fand ein kleines unbedeutendes Einſchlagemeſſer, mit welchem er ſich mehrmals am Halſe verwundete, dann einen Schnitt an der Handpulsader und endlich einen Stich ins Herz beibrachte. Keine dieſer Wunden war tödlich, auch die Hoffnung, ſich zu verbluten, ging nicht in Erfüllung, und ſo blieb er mit vollem Bewußtſein ſeines ungeheuren Elends, bis Nachmittags 3 Uhr liegen, wo ihn zwei, auf der Entenjagd begriffene Bürgermeiſter-Diener fanden, denen er ſeine That ſofort geſtand, jedoch ſich der Zahl der gemordeten Opfer nicht beſinnen konnte. Die beiden Leute brachten den Unglücklichen nun nach der Wache am Lübſchen Baum, wo er oberflächlich verbunden und dann nach der Pferdemarkts-Wache transportirt wurde.

Man inſtruirte nunmehr ſofort den peinlichen Proceß gegen ihn. Der Amts-Chirurgus Steffen unterſuchte die ſechs Leichen, und gab ein Gutachten über den Befund einer augenſcheinlichen Gewaltthat ab. Der Actuarius Mathäi und der Oberbruchvoigt Wichers nahmen dann einen Thatbeſtand über die lokalen Verhältniſſe auf, wobei ſich unter andern ergab, daß die blutigen Meſſer vor dem Bette der Gattin auf einem Tiſche lagen, woraus hervorgeht, daß der Mörder noch einmal in das Zimmer derſelben zurückgekehrt ſein muß. Es wurden nun die ſechs Körper in ein und daſſelbe Zimmer niedergelegt, Alles mit dem Prätor-Siegel verſiegelt und die ſämmtlichen Schlüſſel an die Behörde abgeliefert. Rüſau geſtand übrigens die That mit vollkommener Ruhe und Bewußtſein ein und verſchwieg ſeine Motive nicht. — Am 18. Auguſt wurden die Leichen ſorgfältig gereinigt, gekleidet und am 20. Aug., um 5 Uhr Morgens, in der St. Johannis-Kirche unter zahlreichem Gefolge höchſt anſtändig, in ſchwarzbezogenen Särgen, die der Töchter mit Myrthen und Blumen bekränzt, beerdigt.

Rüſau wurde nun erſt vor die Prätur und dann am 3. Febr. 1804 vor das Niedergericht geſtellt, und eines ſechsfachen Mordes angeklagt, deſſen er auch ohne Einrede geſtändlich war. Sein Vertheidiger war der beredte und ſcharfſinnige Dr. J. Schleiden, deſſen Entlaſtungs-Gründe ſich auf den Beweis eines partiellen Wahnſinnes und daraus hervorgehender Unzurechnungsfähigkeit beſchränkten. Er erfüllte indeß ſeine Pflicht als Defenſor im ganzen Umfange des Wortes und defilirte den Ideengang des Verbrechers bis zur ungeheuren That auf das erſchöpfendſte, ohne indeß mit ſeinen Gründen durchdringen zu können — und wohl auch zu dürfen, und ſomit fällte das Niedergericht am 10. Febr. den Spruch: Es ſei Rüſau mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen. — Der öffentliche Fiscal appellirte an das Oberaericht um Schärfung, der Defenſor

aber um Milderung der Strafe. — Das Obergericht erkannte: Rüſau ſolle mit einer haarnen Decke und einem blutigen Meſſer auf der Bruſt nach dem Richtplatz geführt und daſelbſt von oben herab durchs Rad vom Leben zum Tode gebracht, hierauf aber ſein Körper unterm Hochgericht eingeſcharrt werden. — Der Verurtheilte vernahm die Sentenz mit ziemlichem Gleichmuth, nur das blutige Meſſer ſchien ihm zu widerſtreben. — Er wurde jetzt nach der Frohnerei gebracht, und ſo ganz ſchien er mit ſeiner That und ſeinem Geſchick zufrieden und ausgeſöhnt, daß er mit großem Appetit zu Mittag aß, die Suppe vortrefflich fand, und für den Abend Fiſche und Kartoffeln beſtellte. Sein Ideengang ſchien übrigens ein völlig geregelter, denn als ihm einer ſeiner Bekannten die Bemerkung machte, daß ſeine That Allen ein unbegreifliches Räthſel ſei, antwortete er: „Ich glaube das wohl, doch Einer kennt die Löſung, das iſt Gott. Um meine That beurtheilen zu können, muß man in ſolcher Lage wie ich, geweſen ſein. Es war ein ſchwerer Traum, doch bin ich Gottlob erwacht und kann über meinen Zuſtand nachdenken. — Möchte doch jeder bekümmerte Menſch, ſofern ſeine Gedanken nicht rein ſind, ſich einem Freunde entdecken; wie vieles Unheil könnte dadurch verhindert werden. — Hätte ich mich meiner Frau nur halb vertraut, vielleicht lebten wir jetzt noch alle vereint und glücklich, anſtatt daß ich jetzt den Tod des Miſſethäters ſterben muß.“

Daß übrigens nicht Noth und Armuth die ſchreckliche That veranlaßt hatten, das beweiſt Rüſau's Teſtament, da der Staat — auf den ihm geſetzlich zuſtehenden Nachlaß verzichtend — ihm über ſein Vermögen zu verfügen, geſtattete, und in welchem folgende Legate vorkommen: „Paſtor Münter zu Gützow 4000 ℛ Bco.; den Kindern des Schwagers, Johann Matthias Querling 3000 ℛ Bco.; der Schwiegermutter Päthau 3000 ℛ Bco.; der früheren Wärterin ſeiner Kinder, Haak, 300 ℛ Bco.; was dann noch übrig bleibe, davon ſollte Münter zwei und die

Päthau ein Drittheil bekommen. — Man verſtattete dem Unglücklichen auf ſein Bitten, ohne Ketten bleiben zu dürfen. Am Sonntag empfing er das Abendmahl, und die Nachmittagspredigt ſollte der Candidat Lenz halten, der ihm indeß zuvor das Concept zur Einſicht gab, worauf Rüſau um Milderung einiger, auf die That bezüglichen Ausdrücke bat. Lenz verſagte es, und nach der Predigt bemerkte jener zu einem Bekannten: „Ach, liebſter Freund, warum thut man mir doch nur das? — Glauben Sie wohl, daß meine, durch mich getödteten Angehörigen mich dort oben wohl freundlich empfangen werden?“ — Der Befragte bejahte es, und nun umarmte ihn Rüſau und nannte ihn ſeinen beſten Herzensfreund. — Hierauf hielt er eine kleine Rede an ſeine Umgebung und bat unter andern darin, man möchte ihn doch am morgenden Tage ſeinen letzten Weg ruhig gehen laſſen und ſeinem Andenken nicht fluchen. — Kurz zuvor, ehe die letzte Stunde ſchlug, theilte die Frau des Scharfrichters dem Verurtheilten noch eine Düte mit etwas Confect mit, das er unter andere Gefangene mit den Worten austheilte: „Dieß iſt auf der Welt das Letzte, was ich habe und verſchenken darf. Erinnern Sie ſich meines Unglücks, und Sie werden redliche Menſchen bleiben.“ — Er wurde im Zuſtande der Bewußtloſigkeit zum Richtplatze gefahren, ſchien aber hier zur Beſinnung zu kommen, denn er ſtieg das Gerüſt in der Stellung eines Betenden hinan, legte ſich ruhig nieder, und empfing die von einigen rohen Zuſchauern laut gezählten Stöße des Rades, ohne einen Laut von ſich zu geben. Viele — leider auch Damen — tauchten ihre Tücher in die rothen Bäche des rauchenden Armenſünder-Blutes. Der Gefühlvolle wird den Gerichteten einen Unglücklichen, einen Verblendeten nennen, und ihn bemitleiden, ſtatt ihm zu fluchen; er hat ſeine That gebüßt und mag als warnendes Bild aller Zeiten gelten.

Von dieser grauenhaften Familien-Tragödie gehen wir nicht unvorbereitet zu der großen Welttragödie über, in der auch unser geliebtes Hamburg eine nicht unwichtige Rolle zu übernehmen, von der Vorsehung auserlesen worden war. — Die, alle Staatenbande gewaltsam zersprengende Politik des großen Corsen hatte nicht sobald in England seinen gefährlichsten Gegner erkannt, und war zur Vernichtung desselben auf die Idee gekommen, dessen vorzüglichstes Lebensorgan: den Handel, zu zerstören, als in unausbleiblicher Folge Englands Vorstadt, unser Hamburg, die Blicke des Gewaltigen auf sich lenken mußte, da ihm die hiesigen Handelsbeziehungen dorthin nicht unbekannt sein konnten. — Die Engländer selbst sahen sich genöthigt, im Sinne von Repressalien, an Hamburgs Untergang zu arbeiten, nämlich die Elbe, die Pulsader unseres Handels, zu blockiren, und somit die Gemüther aufs neue auf eine kommende schauerlichtrübe Zeit vorzubereiten. — Somit eröffnete den Reihen der neuen, unausbleiblich sich daher rollenden Ereignisse, das Gerücht, es wälze sich von Hanover, der längst eroberten englischen Provinz, ein französisches Armee-Corps unter General Mortier gen Hamburg heran, und Schrecken und Bestürzung verbreiteten sich unter fast allen Classen der Bevölkerung, da man die Brutalität der Eroberer aus nur zu zahlreichen und zuverlässigen Berichten von jenseits der Elbe her kannte. — Es ging aber an den hiesigen Senat folgendes Schreiben ein:

An die Herren Mitglieder des Senats v. Hamburg.

„Meine Herren!

Ich nehme Ihre Stadt, im Namen Sr. Majestät des Kaisers und Königs, meines Herrn, in Besitz. — Sagen Sie Ihren Mitbürgern, daß sie ohne Besorgniß sein dürfen, indem ich auf strenge Manns-

zucht der unter meinem Befehl stehenden Truppen halten werde.

Empfangen Sie, meine Herren, die Versicherung meiner besonderen Achtung.

E. Mortier.

Hauptquartier Bergedorf,
d. 19. Nov. 1806.

Dieser Brief schien nichts weiter, als eine nichtssagende Formalität, da man ja sogar weder die Gründe für die Besitznahme eines fremden Staates, noch die Dauer derselben anzuzeigen für gut fand. — Der Senat that, was er unter solchen Umständen mußte: er berief die Bürgerschaft zusammen; das lübecker und berliner Thor (No. 1 und No. 4), auch das Steinthor und die Biller-Schanze wurden militairisch besetzt, Geschütz aufgefahren, Brandshof mit zwei Kanonen besetzt, und hier einige Befestigungs-Arbeiten in der Eile vorgenommen. Daß diese Maßregeln nur dem Pflichtgefühl entsprechende, formelle waren, ist leicht zu erachten, da man nicht erwarten durfte, Hamburg werde den Soldaten des Weltbezwingers einen erfolgreichen Widerstand entgegensetzen können, um über dem allen auch noch den Zorn desselben zu reizen.

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß der Consul Bonaparte in dem Reichs-Deputations-Receß von 1802 und 1803 ausdrücklich erklärte, daß die Verfassungen der Hansestädte nicht angetastet werden sollten. Ja, selbst als Kaiser stemmte er sich gegen eine Vereinigung derselben mit Preußen und behauptete, daß Frankreichs Handelsinteressen und ein möglicher Friede ein unverändertes Bestehenlassen der Unabhängigkeit der Hansestädte bedängen.

Der Senat erließ in Erwägung der dringenden Umstände am 19. Nov. 1806 ein Publikandum, worin gesagt wurde: „Da die politischen Verhältnisse die Heranäherung kaiserl. franz. Truppen unabwendbar veranlaßt haben, wobei

idneß die Bürger ohne Beſorgniß ſein dürfen, indem die innere Ruhe ungeſtört bleiben wird, ſo ermahnt ein Hochedler Rath alle Bürger und Einwohner, ſich ruhig und folgſam, auch gegen das fremde Militair beſcheiden und verträglich zu verhalten, um dadurch allgemeine Unannehmlichkeiten zu hindern, welche die Unbedachtſamen und Widerſetzlichen, aber auch zugleich mit ihnen die ganze Stadt treffen könnten. — Auch wird ein Jeder ernſtlich ermahnt, ſich ruhig in ſeinem Hauſe zu halten und haben die Militair-Patrouillen gemeſſene Ordre, alles Zuſammenlaufen von Leuten zu verhindern und Haufen derſelben zu zerſtreuen.

Am ſelben Tage, Nachmittags 3 Uhr, rückten nun die Franzoſen ſchon in Hamburg ein, und jenem erſten folgte nun ſofort ein zweites Publicandum des Inhalts: da von Sr. Excellenz, dem Herrn Marſchall Mortier unſerer guten Stadt jede mögliche Erleichterung hinſichtlich der unabwendlichen Einquartierung in hieſiger Stadt zugeſagt worden, ſo verfehle Ein Hochedler Rath nicht, dieſes ſowohl, als auch die Verſicherung bekannt zu machen, daß von den kaiſerl.-königl. franzöſiſchen Truppen die beſte Mannszucht gehalten werden und das Eigenthum der Bürger völlig geſichert ſein ſolle, wobei Ein Hochedler Rath noch einmal zur Ruhe und Ordnung ermahne, unter Androhung, daß der Widerſetzliche unfehlbar den Umſtänden nach mit ſchwerer Strafe belegt werden ſolle.

Zwei Tage ſpäter erließ nun auch Mortier einen Tagsbefehl des 8ten Corps der großen Armee, datirt aus dem Hauptquartier zu Hamburg, worin unter andern beſtimmt wurde: die Unteroffiziere und Soldaten dürfen von ihren Wirthen zu ihrer Ernährung täglich nichts fordern, als ein halbes Pfund Fleiſch, ein und ein halbes Pfund Brod, Gemüſe und Reis, eine Flaſche Bier, und eine Ration Branntewein. Jeder Unteroffizier oder Soldat, der ſeinen Wirth zu nöthigen verſucht, mehr zu geben, ſoll beſtraft werden.

Leider nahm die Zahl der einmarschierenden Soldaten noch immer zu und die nothwendige Unterbringung derselben veranlaßte daher folgendes Publikandum:

Da die jetzigen Zeitläufte eine unabwendbare Einquartierung kaiserlich-königlich französischer Truppen in die Vorstadt St. Georg und das übrige Gebiet nothwendig gemacht haben und es die Billigkeit erfordert, daß diese Lasten von allen Bewohnern, so viel als möglich gleichmäßig getragen werden; so erinnert und ermahnt Ein Hochedler Rath alle und jede Bewohner dieser Vorstadt und des Gebiets, nicht nur ihre Häuser zu diesem Behuf willig zu öffnen, sondern auch in Gemäßheit des, über die Verpflegung der einquartierten Truppen erlassenen Publikandums dieselben zu verpflegen, mit der Verwarnung, daß wenn man in dem einen oder andern Falle dieser obrigkeitlichen Verfügung nicht nachkommt, dazu mit aller Strenge soll angehalten werden. Uebrigens ermahnt und erinnert Ein Hochedler Rath die wohlgesinnten Bewohner der Vorstadt, die bieherigen, sie besonders treffenden Beschwerden aus Liebe zu ihrer Vaterstadt, geduldig zu ertragen, da durch zweckmäßige Vorstellungen bei der Militair-Behörde und anderweitige Einrichtungen für ihre Erleichterungen wird gesorgt werden.

Gegeben in unserer Raths-Versammlung.

Hamburg, den 21. November 1806.

Diese Lasten, das unbedeutende Vorspiel der unerhörtesten Leiden, waren allerdings erträglich; nur zu bald aber wurden die ängstlichsten Besorgnisse gerechtfertigt, als der Rath durch ein neues Publikandum den Bürgern eröffnete, daß er von dem Marschall Mortier eine Zuschrift bekommen, aus welcher hervorgehe, daß der Kaiser der Franzosen sich als Repressalie gegen England genöthigt

sehe, alle in der Stadt und auf dessen Gebiet befindlichen englischen Waaren unter Siegel zu nehmen und zu confisciren, weshalb innerhalb 24 Stunden nach gegenwärtiger Bekanntmachung alle Banquiers, Kauf- und Handelsleute, in deren Hände englisches Eigenthum an Geld oder Waaren befindlich, eine schriftliche Aufgabe derselben bei der Registratur, die bei dem Platzkommandanten errichtet — zu machen. — Um die Richtigkeit dieser Angaben zu constatiren, sollen Haussuchungen bei denjenigen, die Declarationen machen und nicht machen, angestellt, und etwaiger Unterschleif militairisch gestraft werden. — Ein Hochedler Rath sieht sich daher genöthigt, den Inhalt des obgedachten Schreibens der gesammten Kaufmannschaft zur Nachachtung bekannt zu machen und dieselbe hiemit auf's dringendste aufzufordern, bei der, innerhalb 24 Stunden von Zeit dieser Bekanntmachung an, bei dem Herrn Commandanten, Obersten Bazancourt, großen Bleiche No. 342, zu machenden schriftlichen Angaben die größte Genauigkeit zu beobachten um dadurch die im entgegengesetzten Falle sie unfehlbar treffenden unangenehmen Folgen zu vermeiden.

Gegeben in unserer Raths-Versammlung.

Hamburg, den 21. November 1806.

Wie schwer es dem Senat geworden sein mag, ein solches Plunderungs-Mandat zu Gunsten eines übermuthigen Feindes gegen die eigenen Mitbürger zu erlassen, läßt sich leicht erachten, zumal der rohesten Willkühr Thür und Thor dadurch geöffnet wurde. Jeder Schatten von Selbstständigkeit war aus den Collegien gewichen und als willenlose Werkzeuge einer fremden Despotie erschien noch an selbigem Tage eine Ergänzung jenes Mandats, dahin lautend: die, wegen der Angabe englischer Manufaktur-Waaren und der aus denselben herrührenden Gelder, unter dem heutigen Tage erlassene Bekanntmachung ist dahin näher zu erklären, daß diejenigen, welche dergleichen in Händen haben, persönlich

in dem Hauſe des Herrn Commandanten ſich einfinden und ihre Angaben in das dort befindliche Protokoll einſchreiben müſſen". — Und ſchon am folgenden Tage erfolgte noch eine dritte Bekanntmachung, welche beſagte: es dürfen weder aus den Thören noch Bäumen irgend Frachtwagen noch Fahrzeuge auspaſſiren, die nicht mit einem Certificat des franzöſiſchen Conſulats verſehen ſeien. — Ein Befehl, der am 25. November vorläufig wieder aufgehoben wurde.

Der rechtloſe, und man darf wohl ſagen rathloſe Zuſtand der Stadt, die Stockung der Geſchäfte und daraus hervorgehende düſtere Stimmung des mittleren und niederen Volkes, veranlaßte eines Theils ein Troſtſuchen in den nur noch ſchneller zur Verarmung führenden Saufgelagen; andern Theils auch wieder brachte es mehrere auf Abwege der Rechtlichkeit, um durch Spionage, Angeberei und dergleichen Bösartigkeit aus Schenklokalen geſchöpft, das nackte Leben zu friſten, weshalb der Rath ſich veranlaßt fand, zu publiciren, daß bei 15 Rthlr. Strafe Abends 11 Uhr alle öffentliche Lokale geſchloſſen ſein ſollten.

Das Ergebniß der Declaration engliſcher Waaren fiel nun den franzöſiſchen Behörden gänzlich nicht genügend aus und der unfreie Senat ſah ſich genöthigt, in Beziehung darauf abermals am 23. November zu publiciren, daß bei dem Inspecteur aux revues ein gehörig paginirtes und paragraphirtes Protokoll ausgelegt worden ſei, in welches binnen 48 Stunden, nach, mit gehöriger Sorgfalt gemachter Aufnahme, die in jedwedes Gewahrſam befindlichen engliſchen Waaren getreulich einzutragen, da nach abgelaufener Friſt Hausſuchung eintreten und jede Verheimlichung ſtreng beſtraft werden würde. Auch diejenigen, die ihre Aufgabe bereits gemacht, haben dieſelbe in genanntem Protokoll, Gröniger Straße No. 66, zu wiederholen, wobei der Senat an ſtrenge und genaue Aufgabe ernſtlich ermahnt.

Gegen ſolche, nicht hier allein verfügte Feindſeligkeit gegen England, fand ſich dieſer Staat zu harten Repreſſalien

veranlaßt. Es traf in Hamburg die Nachricht ein, daß ein engliſches Geſchwader bei Curhaven eingetroffen und ein Befehl ergangen wäre, alle Schiffe ohne Ausnahme zu kapern.

Am 27. hatte der Senat ſchon wieder auf Befehl des franzöſiſchen Geſandten bei den niederſächſiſchen Ständen, ein kaiſerliches Dekret zu publiciren, das in 11 Artikeln folgendes enthielt: Die brittiſchen Inſeln werden für blockirt erklärt. — Da aller Handel und jede Verbindung mit England verboten iſt, ſo können dahin addreſſirte Briefe oder Packete nicht auf der Poſt abgegeben werden. — Jeder von den franzöſiſchen Truppen betroffene Engländer iſt Kriegsgefangener. — Alles Eigenthum der Britten wird unter gleichen Verhältniſſen als gute Priſe erklärt. — Der Handel mit engliſchen Waaren iſt verboten und alles aus dortigen Fabriken herrührende oder Britten angehörige Gut wird confiscirt. — Die Hälfte des Ertrags ſolcher Waaren wird zur Entſchädigung der durch engliſche Kaper beſchädigten Kaufleute verwendet. — Kein aus England ſeit Publication dieſes Befehls ausgelaufenes Schiff ſoll in hieſige Häfen zugelaſſen werden. — Jedes Schiff, daß dieſe Ordre zu umgehen verſuchen ſollte und deſſen überwieſen wird, ſoll gleich brittiſchem Eigenthum angeſehen und behandelt werden. — Das Priſengericht in Paris iſt für Fälle innerhalb des franzöſiſchen Reichs, das Priſengericht zu Mailand für Fälle im Bereich des Königreichs Italien entſcheidend. — Durch den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſoll gegenwärtiges Dekret allen verbündeten Nationen, die in Frankreich Schlachtopfer der ungerechten und barbariſchen Seegeſetze der Engländer geworden ſind, mitgetheilt werden. — Unſer Miniſterium, jedes ſo weit es daſſelbe betrifft, wird mit der Ausführung dieſes Dekrets beauftragt.

Napoleon.
Der Miniſter, Staats-Secretair
Hugues Maret.

In Folge dieses Dekrets sah sich der Senat gezwungen abermals zu verordnen: daß alle Bürger und Einwohner innerhalb 48 Stunden eine genaue Angabe zu machen von allen Colonial-Waaren, die aus englischen Colonien erwartet würden oder Engländern sowohl wie englischen Unterthanen angehörten.— Alle Correspondenz mit England hört gänzlich auf. — Kein Engländer darf nach Hamburg kommen oder sich hier aufhalten. — Eben so darf auch keine englische Post auf hier kommen. — Kein von dorther kommendes oder auch nur dort eingelaufenes Schiff darf den hiesigen Hafen berühren.

Die Declaration der vorhandenen englischen Waaren führte abermals zu keinem, den Erwartungen der Franzosen entsprechenden Resultate und man ware wohl zur Haussuchung geschritten, wenn man nur nicht die unsäglichen Mühen gescheut hätte. Vor der Hand ergriff man das Auskunftsmittel, die Frist der Aufgabe auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben. — Auch die unausstehliche Plackerei im Paßwesen, da anfangs jeder Bauer, der zur Stadt kam und wieder hinaus wollte, eines Passes bedurfte, wurde in dieser letzten Beziehung beseitigt, eben so wurde endlich der gänzlich unterbrochen gewesene Postenlauf wieder hergestellt. Der Senat versuchte es seinerseits, dem Handel mit unverbotenen Waaren wieder einigen Vorschub zu leisten, indem die Ein- und Ausfuhr gestattet sein sollte, wenn zur Erlangung eines Passes den französischen Behörden aufgegeben würde: Eine genaue Liste der zu versendenden Güter; der Name des Schiffers oder Fuhrmanns; der Ort der Ausfuhr (Thor oder Baum) und der Bestimmungsort.—Es war aber zugleich eine Untersuchung an den entsprechenden Thören oder Bäumen angeordnet und sollte Unterschleif sofortige Confiscation herbeiziehen.

Die Noth des Staats, die unvermeidlichen Ausgaben zwangen nunmehr den Rath, auf Mittel zur Bestreitung der Kosten zu denken und es wurde in der Bürgerversammlung

am 27. November 1806 bewilligt und am 28. December publicirt: daß ein jeder Bürger und in hiesigem Nexu stehender Einwohner, der zu einem Kopfgeld von 30 ℔ und darüber angesetzt, verpflichtet sei, vor dem 31. December d. J. zehnmal so viel in Banco zu einer contributionsmäßigen Anleihe zu zahlen, als jenes Kopfgeld in Courant betrage und zwar mit der Bestimmung, daß wie die Beiträge in Courant von 10 zu 10, die in Banco um 100 ℔ steigen, so daß z. B. ein Jeder, welcher 31 bis 40 ℔ Crt. Kopfgeld zahlt, 400 ℔ Bco. herzugeben hat. — Der Beginn der Wiederabbezahlung dieser Anleihe war auf 5 Jahre hinausgesetzt und sollte dann jährlich der 25ste Theil abgetragen werden, übrigens das Capital mit 3 pCt. verzinset werden. Zugleich war die Einzahlung des Capitals bis zum 31. December, bei Strafe der Execution, streng anbefohlen. — In dieser Art ließen sich also die ersten bitteren Früchte der französischen Oberherrschaft an und dennoch hielt sich der Unwille des Volkes, mit geringen Ausnahmen, in einer so ehrenwerthen Schranke, daß der Senat sich veranlaßt fühlte, solche kluge Mäßigung des Volkes in einem Publikandum vom 5. December dankend anzuerkennen und zum Fortfahren in diesem Betragen zu ermuntern.

Bisher hatte der General Lavatte als Gouverneur in Hamburg fungirt; am 9. December aber traf ein General Michaud ein, der vom Kaiser als Gouverneur der drei Hansestädte ernannt worden. Am 24. December erschien ein Publicandum des Senats, worin die Bürger angewiesen wurden, wie sie sich bei Fällen, wenn ein einquartirter Franzose erkranke, zu benehmen hätten, nämlich eine genaue Anzeige beim Prätor zu machen, damit der Erkrankte unverzüglich in ein Hospital geschafft werde.

Weiter und weiter schritten nunmehr die, aus der Occupation der Stadt sich gewaltsam entwickelnden Calamitäten. — Die Posten der eroberten Länder, unter Oberbefehl des Prinzen Mürat gestellt, gewährten wie überall, auch hier

keine Sicherheit mehr, da das Spionirsystem sich der Briefeöffnung als ein bequemes Mittel für seine Zwecke bediente. —Daneben wuchs die Nahrungslosigkeit je mehr und mehr und die solidesten Häuser konnten dem Falliſement nicht entgehen. Es wurde daher, wie in Lübeck, auch hier eine Darlehns-Anstalt errichtet und von neun Bürgern: Wortmann, Poppe & Co., Luis & Jenauel, Sewerin, Schröder und Pehmöller & Droop dirigirt. — Dieſes Institut, mit einem Capital von 1½ Millionen fondirt, leiſtete auf hamburgiſches, erlaubtes Waareneigenthum Darlehne, mittelſt von ihr auf ſich auszuſtellender Sola-Wechſel, Ende Julius 1807 zahlbar, in beliebigen, jedoch nicht unter 3000 ℳ Bco. betragenden Summen auf 4 Monate. Auch mußte die Waare gegen Feuersgefahr verſichert und nicht der Gefahr des Verderbens unterworfen ſein. Die Taxation geſchah von beeidigten Maklern und wurde zur Hälfte des Werthes bedarlehnt. Ende Januar 1807 ſollte die, nur zur Abwendung der augenblicklichen Noth begründete Anſtalt wiederum geſchloſſen werden. — Unerachtet dieſer Aushulfe und der großmuthigſten Unterſtützung verarmter Mitbürger durch die Wohlhabenden, ſank die Bevölkerung immer tiefer und tiefer zu Noth und Dürftigkeit herab und am 20. November 1806 bis Neujahr 1807 betrug die Summe der Iſolvenzen bereits 2 Millionen Mark Courant. — Wie konnte es auch anders ſein; die überall und unerbittlich eingetriebene Contribution der fremden Gewalthaber entzog dem Verkehr die baaren Summen, die Herzarterien des Erwerbs; der Handel ſtockte; Manufacturen und Fabriken hörten auf zu arbeiten, da die fleißigen Hände den Gewehrkolben zu ſchwingen gezwungen worden und die Unſicherheit der Zuſtände jedes Unternehmen ſchon im Keime erſtickte. — So betrat man die Schwelle des neuen Jahres in dumpfem Schweigen und gelähmten Muthes, kaum mit einem Funkchen belebender Hoffnung für eine neue beſſere Zeit. Dennoch bleibt Hamburg der Ruhm, daß es ſeinen Credit mit dem

Muthe eines Verzweifelnden aufrecht zu erhalten ſtrebte und die Zinſen der Staats-Schuld, ſo wie die geſetzlichen Abträge pünktlich leiſtete. — Für die Armen war zum Neujahrstage eine Extra-Collecte vom Rath bewilligt und waren deshalb die gewöhnlichen Becken vor allen Kirchthüren ausgeſtellt.

Die contributionsmäßige Anleihe ging, wie ſich das in der nahrungsloſen Zeit erwarten ließ, nicht ſo prompt als befohlen, ein, und der Senat ſah ſich deshalb genöthigt am 23. Januar in einem neuen Mandat an die Einzahlung der Reſtanten binnen 8 Tagen, ernſtlich zu erinnern. — Gleichzeitig wurde publicirt, daß nunmehr laut kaiſerlich franzöſiſchen Dekrets vom 18. December 1806, der Reichsmarſchall Guillaume Brune zum Gouverneur der Hanſeſtädte ernannt worden ſei.

Brune war keiner der ſchlimmſten Franzoſen, er hatte ſich ſogar als Gouverneur von Bordeaux, unter Robespierre, den Ruf eines unerſchrockenen Biedermannes erworben, was bei dem Guillotin-Syſtem der damaligen Zeit keine Kleinigkeit zu nennen. Dennoch konnte er nicht umhin, die Befehle ſeines Herrn auch in Hamburg ſtrenge zu erfüllen und es wurde die Confiscation der engliſchen Waaren in ſofern in veränderter Weiſe fortgeſetzt, daß Formulare in deutſcher und franzöſiſcher Sprache vom Commerz-Comtoir abzufordern, die ſpäteſtens binnen 8 Tagen ausgefüllt und eingeliefert werden ſollten, um alsdann dem Kriegs-Commiſſair Ricard zugeſtellt zu werden und wurde dieſe Neuerung in einem Mandat vom 4. Februar von Rathswegen den Bürgern bekannt gemacht und dann am 13. Februar noch einmal erneuert. — Auch die Aufhebung der fürſtlich Turn- und Taxiſchen Poſt und Concentrirung aller Poſten in eine, die großherzoglich Bergiſche — um die Entheiligung des Brief-Geheimniſſes deſto beſſer beſchaffen zu können — fällt in dieſe Zeit. — Gleich hierauf wurde auch noch dem franzöſiſchen Conſul, laut Dekret des Kaiſers vom 21. No-

vember 1806 bekannt gemacht, daß alle, die Elbe ab- oder aufwärts segelnden Schiffe bei Stade anlegen und sich dort einer Visitation unterwerfen sollten. — Am 5. März wurde — durch den drückenden Nothstand der Staatskasse veranlaßt — von Rath und Bürgerschaft ein dreifaches Kopfgeld bewilliget; auch erfolgte eine dringende Mahnung, die immer wachsende Armuth in einer, am Charfreitage anzustellenden Collecte reichlich zu bedenken. Dabei trübten sich die Aussichten auf Erwerb je mehr und mehr. — Im Frühjahr wurde der Handelsverkehr durch Blockirung mehrerer Ostseehäfen Seitens der Schweden noch mehr gedrückt; die Elbe war und blieb blockirt. — Seeräuberei unter mancherlei Rechtsscheingründen betrieben, beunruhigte überdem die Rheder und dennoch behauptete Hamburgs Börse seinen Credit, so weit es irgend möglich, mit bewundrungswurdiger Energie. — Der Staat aber, die bodenlosen Ausgaben nicht decken könnend, da die außerordentlichen Steuern aus begreiflichen Gründen sehr sparsam eingingen — sah sich im Juli gezwungen, abermals eine Anleihe von einer Million, mittelst einer Tontine, zu contrahiren, die in 10 Paragraphen sehr künstlich berechnet und in 2500 Actien à 400 ℔ in 4 Altersklassen abgetheilt war. — Um aber die Zinsen für diese neue Anleihe zu decken, wurde eine doppelte Erhöhung der Weinaccise, nämlich von 1 zu 2 ℔ per Orhoft von der Bürgerschaft bewilligt.

Am 15. Juli erstarkten die Hoffnungen der vielgeprüften Hamburger an der Bothschaft eines zwischen Frankreich und Rußland abgeschlossenen Friedens, woraus auf baldigen Abzug einer, durch gänzlich keine Feindseligkeiten verschuldeten fremden Besatzung rechnen zu dürfen, man sich schmeichelte. Diesem folgte dann am 9. Juli 1807 ein Friede zwischen Preußen und Frankreich, an dessen schmachvollen Bedingungen dann aber nur zu bald wiederum die Hoffnungen Hamburgs zerschellten, da bis zum in Aussicht gestellten Frieden mit England, alle preußischen — und in natürlicher Folge auch

alle übrigen, unter französischer Oberherrschaft befindlichen Häfen der Schifffahrt nach und von England verschlossen bleiben. Der Hansestädte war überdem weder in dem Friedenstraktate mit Rußland noch mit Preußen auch nur mit einer Sylbe gedacht. — England erbarmte sich übrigens des armen Continental-Handels in etwas, da es Fahrzeuge von weniger als 60 Tonnen Last in die Elbe, Weser und Ems einzulaufen erlaubte, sofern sie aus einem britischen oder doch neutralen Hafen kämen; doch war die Bestimmung über den Inhalt der Ladung so beschränkt, daß auch hiervon kein großes Heil zu erwarten, da Contrebande, geistige Getränke, flüssige oder trockene Lebensmittel, Getraide und Taback ausgeschlossen waren. — Die Hoffnung auf Befreiung sank nun auch jetzt wiederum um so entschiedener in ihre Nacht zurück, als abermals ein neuer Gouverneur und zwar diesmal der Prinz von Ponte Corvo, Karl Johann Bernadotte in Hamburg eintraf, sich sofort, für längere Dauer berechnet, einrichtete, und auch hier seinen edlen, menschenfreundlichen, sein ganzes Leben hindurch sich glänzend bewährenden Charakter durch Handlungen der Milde darlegte, die leider nur zu sehr durch das eherne Machtgebot des französischen Staats-Oberhauptes in Schach gehalten wurden.

Ganz unerwartet brach im August ein Krieg zwischen England und Dänemark aus; am 13. verlangte der britische Gesandte in Kopenhagen seine Pässe, unter Darlegung des Grundes: Dänemark werde nächstens gezwungen sein, im Interesse Frankreichs feindlich gegen England zu agiren, dem man vorzubeugen nicht unterlassen dürfe. — Fände sich Dänemark also geneigt, seine Flotte auszuliefern, so möge eine Alliance in Aussicht gestellt sein. — Dieser schimpflichen Zumuthung genügte Dänemark natürlich nicht und sah somit schon am 16. August 6000 britische Krieger, denen bald mehrere folgten, bei Webeck landen und nach 3 Tagen war Kopenhagen vom Feinde umzingelt; unter fortwährenden Scharmützeln wurden Belagerungs-Werke

errichtet und am 2. September 7½ Uhr Abends begann ein 60 Stunden anhaltendes Bombardement, dessen Folgen ein fürchterliches Blutbad und die Auslieferung der Flotte war. —

Wir durften diesen Act der Willkühr nicht unberührt lassen, weil eben aus ihm eine für Hamburg nachtheilig gewordene Sympathie Dänemarks für Frankreich resultirte, die zu einem längerdauernden gespannten Verhältniß zwischen beiden Nachbarstaaten führte.

Die Truppen mehrten sich nun in Hamburg so sehr, daß auch die kleinsten Keller- und Sahl-Bewohner ihre Einquartirung zu tragen hatten und der Staat sah sich in seiner Geldbedrängniß veranlaßt, unterm 23. Septbr. 1807 öffentlich zu einer freiwilligen Anleihe aufzufordern. -- Am 7. October ermahnte der Senat die Burger, sich aller schriftlichen und mündlichen Aeußerungen über die fremden Herrscher streng zu enthalten und sich zum allgemeinen Besten freundlich und gesellig gegen sie zu betragen, bei Androhung unvermeidlicher Strafe gegen die Uebertreter.

Am 14. October erschien abermals ein, eine neue contributionsmäßige Anleihe bezweckendes Publikandum, laut welches alle Bürger und Einwohner, deren Beitrag zum Kopfgelde mindestens 15 ℔ Crt. betrage, den 20fachen Betrag in Banco darzuleihen haben sollten. Die Wiederbezahlung war auf die nächsten 30 Jahre mit 6 pCt. Zinsen und Capital pro Anno berechnet, wogegen Obligationen auf den Staatsfond ausgegeben werden sollten. — Auch ein Stempel für sämmtliche Spielkarten wurde in der Finanz-Bedrängniß bewilligt; und bei allen diesen erneueten Abgaben sank der Erwerbs-Verkehr je länger je mehr, wie denn in dieser Zeit auch die Ender von den Engländern blockirt wurde und die Last der Einquartierung noch immer im Steigen begriffen war.— Am 21. October fand sich der Senat veranlaßt, den unersättlichen Schlund des Staatsschatzes durch eine Rentenlotterie von 1,200,000 ℔ Bco.

jedes Loos à 400 ℳ, zu füllen, deren Abtragung durch Loose auf 30 Jahre berechnet war. Daneben machten die Umstände eine fortwährende erneuerte Sammlung und Aufforderung zu reichlichen Gaben von Almosen an die immer grauenhafter wachsende Zahl der Armen, Seitens des Staats nothwendig und begreiflich drückten alle die Lasten vorzüglich auf die wohlhabendere Klasse, die also leider ebenfalls immer mehr und mehr einer ungewohnten und deshalb um so drückendern Dürftigkeit entgegenreifte. Indeß konnte nunmehr auch der Mittelstand nicht länger verschont bleiben und der Rath sah sich genöthigt, den sogenannten Zimmerbewohnern, die bisher zu den nothwendigen Ausgaben verhältnißmäßig wenig beigetragen, eine Einquartierungssteuer nach Maßgabe der Kopfsteuer aufzuerlegen, der dann nur zu bald eine neue Branntewein- und Consumtions-Steuer und dann auch ein Zehnten an Erbschafts-Vermächtnissen folgte. — Am 1. Februar 1808 mußte dann schon wieder eine Anleihe von 1,500,000 ℳ Bco. contrahirt und am 11. Juli abermals eine contributionsmäßige Anleihe ausgeschrieben werden.

Diese gedrückten, verworrenen, bürgerlichen Zustände, wo die alte angestammte Regierung nur noch ein Scheinrecht besaß und in Wahrheit nur thun mußte, was die fremden Gewalthaber wünschten — hatten nicht verfehlen können, auch die sittlich-moralischen Bande des Volkes immer mehr und mehr zu lockern, da die eigentliche Idee des Gesetzlichen in dem Begriff der Knechtschaft untergegangen war und Niemand es für eine Sünde hielt, sich gegen ein Gesetz aufzulehnen, das ungerecht erschien, wodurch denn am Ende alle obrigkeitlichen Befehle zu dieser bequemen Ansicht herbeigezogen wurden. — Die ungesetzliche Schmuggelei wurde somit als ein nicht entehrender Geschäftszweig betrachtet und anderer Seits verschmähte auch die niedere Gesinnung nicht, sich der fremden Gewalt als Schmeichler, Spion und Zuträger zu verdingen. Den Höhepunkt des widerlichsten

Zwanges erreichten die Verhältnisse an Tagen allgemein gebotener Feier, z. B. an Napoleons Geburtstage, wo die Bürger bei Strafe zu illuminiren angewiesen wurden, und wo dann die Journale von der ungeheuren, freudigen Begeisterung des hamburger Volkes und von den Sympathien desselben für den Kaiser der Franzosen posaunten; eine schneidende Ironie, eine Verhöhnung des Gefühls, die dem Patrioten die Galle durch alle Adern peitschen mußte.

Wir können die Plackereien des Jahres 1809 getrost übergehen, da sie den früheren auf ein Haar gleichen, und die nothgedrungenen Verordnungen des Staates sich auf Einquartierungs-Reglements und Prolongation der Abgaben nebst Eintreibung der contributionsmäßigen Anleihen beschränken. — Es kam nunmehr unter Bekümmerniß aller Art das Jahr 1810 heran. Die französische Herrschaft wuchs wie ein Unkraut aller ursprünglichen Gesetzlichkeit immer mehr über den Kopf, und kaum war noch ein Schatten von Selbstständigkeit zu erkennen. Geheime Polizei und Douanen dominirten über Wort und That und kaum war noch der Gedanke in der Brust frei. Die Bürgerschaft wurde fast immer nur berufen, um neue Steuern zu bewilligen, wie denn am 24. Mai abermals eine neue Abgabe von Eigenthums-Veränderung und Immobilien beliebt wurde. — Als eine seltene Gunst mußte es unter allen diesen Umständen betrachtet werden, daß Napoleon der hamburger Rhederei die Concession machte, unter gewissen, in 20 Paragraphe eingetheilten Einschränkungen, Schiffen von bestimmter Größe, Reisen nach französischen Häfen zu gestatten; ein Geschenk, das freilich wie Ironie klang, wenn man die Unsicherheit der See durch Kaper berücksichtiget.

Am 6. September prolongirten Rath und Bürger die seit 1798 bestehende Bürger-Deputation und contrahirten abermals eine Anleihe von 1½ Millionen ℳ Bco. — Am 12. October wurde dann ein Decret des Kaisers Napoleon publicirt, welches eine Tarif-Bestimmung für, nach den

Hanseſtädten, Mecklenburg, Lauenburg und allen, zwiſchen der See und dem Rhein liegenden Ländern beſtimmte Waaren enthielt. Die Tarif-Anſätze dieſes Decrets waren indeß ſo ungeheuer, daß ſie einem Verbot gleich kamen. Der letzte Schatten eines Handels mußte dadurch verſchwinden und tauſende Familien ruinirt werden, da das Geſetz eine ruckwirkende Kraft hatte und alle hier und anderswo in den bezeichneten Gegenden lagernde Waaren getreulich aufgegeben, nachverſteuert und das Verheimlichte confiscirt werden ſollte. — Der Rath verſäumte zwar nicht, eine dringende Vorſtellung an die franzöſiſche Majeſtät hiergegen abgehen zu laſſen, durfte aber, bis Antwort und Auskunft erfolgte, nicht unterlaſſen, die „guten Bürger“ zu ermahnen, dem gedachten Decrete die nothwendige Folge zu leiſten und in Gemäßheit der, von dem Herrn Director Eudel ertheilten Aufgabe, in deſſen Bureau die erforderlichen Declarationen, vor Ablauf des, in dem „avis de public“ vom 14. d. M. beſtimmten Termin zu machen. — Am 15. October wurde denn auch noch ein franzöſiſches Decret publicirt, worin die adminiſtrative Barbarei näher erörtert und der 25. als letzter Termin beſtimmt wurde, nach welchem die nicht declarirten Waaren der Confiscation verfallen ſein ſollten, und damit das Getriebe des Unheils in raſchem Umſchwung bliebe, notificirte die Einquartierungs-Deputation noch in demſelben Monat, daß, da das Hauptquartier des Prinzen von Eckmühl in den nächſten Tagen nach Hamburg verlegt werden würde, alle irgend anſtändigen Localitäten für das Offizier-Corps deſſelben, ohne Anſehen der Perſon, hergegeben werden müßten; die Offiziere indeß, außer Ameublement, Feuerung und Licht, nichts zu begehren hätten, da deren Beköſtigung mittelſt Zahlung beſchafft werde, auch wegen Mangel an Localitäten, einem Oberſtlieutenant und was ihm am Range gleich, nicht mehr wie ein Zimmer und Schlafcabinet, allen andern Offizieren niedern Ranges aber nur ein einziges, anſtändig meublirtes Zimmer zu liefern ſei; auch für jene 3 ℔,

für dieſe 2 ℔ täglich von der Einquartierungs-Deputation gezahlt werden ſollte.

Ließ ſich dieſes Dekret noch gnädig an, ſo verbreitete einen wahren Todesſchrecken und allgemeinen Unwillen ein anderes von Fontainebleau, den 19. Oct. 1810 datirtes, deſſen dritter Paragraph in dürren Worten den himmelſchreiendſten Wahnſinn alſo verkundete: „Alle in Holland, dem Großherzogthum Berg, den Hanſeſtädten und überhaupt von Mainz bis zur See aufzufindende engliſchen Waaren ſollen weggenommen und verbrannt werden.“ — Der bedauernswürdige hamburger Senat hatte nun noch nothgedrungen die traurige Pflicht zu erfullen, dieſe Procedur hieſigen Orts für den 5. Nov. anzukundigen, und ſeine Bürger väterlichſt zu ermahnen, ſich dem Unvermeidlichen in Geduld zu fügen, die bezeichneten Waaren bereit zu halten, und das Ungemach der Hausviſitation nicht noch durch Widerſetzlichkeit zu vergroßern, ubrigens aber verſichert zu ſein, daß E. E. Rath auch jetzt kein Mittel unverſucht laſſen werde, um in dieſer bedrängten Lage das Beſte ſeiner Burger nach Kräften wahrzunehmen ꝛc.

Um jenes vandaliſche Gebot eines Waaren-Autodafé's völlig würdigen zu können, darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Kaufmannſchaft der bezeichneten Staaten bereits durch eine Abfindungsſumme von der franzöſiſchen Behörde das Recht des Beſitzes ihres Eigenthums erkauft, und namentlich Hamburg für dieſen Zweck mit eiſerner Anſtrengung 16 Millionen Francs aufgebracht hatte. Dennoch war auf Erden kein Schutz gegen ſo volkerwiderrechtliche Willkühr zu finden, und wir müſſen die Stunde, wo Napoleons Rieſengeiſt den Beſchluß dazu faßte, als von einem momentanen Wahnſinn umnachtet erachten.

Die angedrohte Hausſuchung unterblieb vor der Hand, aber der Senat publicirte den betreffenden Kaufleuten, daß ihnen Declarations-Formulare zur Ausfüllung mittelſt An-

gabe der bei ihnen resp. lagernden Waaren zugeschickt werden würden; wer dabei aus Versehen übergangen werden sollte, sei angewiesen, sich das Formular bei dem Capitain seines Distrikts gehorsamst abzufordern. Uebrigens wurde zur Folgsamkeit und Ergebung in das Unvermeidliche ermahnt, um den üblen Folgen des Ungehorsams vorzubeugen. — Dieses Publikandum vom 10. Nov. wurde noch durch ein anderes dahin ergänzt, daß auch alle diejenigen, die nicht im Besitz englischer Waaren seien, die Formulare mit dieser Erklärung und ihrer Namensunterschrift und Wohnungsangabe auszufüllen und einzureichen hätten. — Zu gleicher Zeit und um das Vernichtungswerk des hiesigen Handelsflors consequent durchzuführen, belegte man auch hiesige Fabrikate, z. B. den Zucker, mit einer so unerschwinglichen Abgabe (450 Fr. per Quintal metrique), daß, bei gleichfalls rückwirkender Kraft des Gesetzes, ein Fortbestehen der hiesigen Raffinerien zu den unmöglichen Dingen gehörte. — Alle diese Drangsale führten endlich die politische Tragödie zur Katastrophe, indem nämlich unterm 10. Dec. 1810 der französische Senat in Paris in seinen Verhandlungen unter andern die Worte niederlegte: „Die Erlangung einer Garantie für die Dauer des französischen Reiches habe eine Vereinigung der Schelde-, Maas-, Ems-, Weser- und Elb-Mündungen mit demselben, und die Herstellung einer inneren Schiffahrt mit der Ostsee nothwendig gemacht. — Holland und die Hansestädte müssen einen integrirenden Theil des Kaiserreiches ausmachen und verschiedene Departements formiren. Für die Departements der Ost-Ems, Ober-Ems, Weser- und Elb-Mündung, wird ein kaiserl. Gerichtshof, dessen Sitz Hamburg sein wird, eingesetzt. — Amsterdam, Rotterdam, Hamburg, Bremen und Lübeck werden für Städte ersten Ranges (bonnes villes) erklärt." —

Summiren wir nun, ungerechnet der vielfachen Plackereien und Natural-Leistungen, die baaren Summen zusam-

men, mit denen unſere gute Vaterſtadt die Ehre, eine bonne ville zu ſein, bezahlen mußte, ſo dürfen wir annehmen: für Hoſpital-Koſten und endlich gar Truppenbeſoldung ꝛc. 15 Mill. — Fourage 2 Mill. — Requirirter Armee-Bedarf 5 Mill. — Unterhaltung eines Militair-Lazareths 2 Mill. — Hierzu die confiscirten Waaren und Schiffe, die willkürlichen Tarife, das Verbrennen hieſiger Schiffe auf offenem Meere durch den Admiral L'Hermite, ꝛc. ꝛc. — da wir dann, gering genommen, 100 Mill. Francs dafür zu berechnen berechtigt ſind. Und was war für dieſe ſchwindelnd hohe Summe erkauft?—Das Elend der Nahrungsloſigkeit, und eine mit der Sicherheit ſich immer mehr und mehr ſteigernde Frechheit der Gewalthaber, vorzüglich der Douanen, denen kein Mittel zu gemein, nicht etwa die verbotenen Waaren nur abzuwehren, ſondern ſich ſelber Gewinn zu verſchaffen, nebenbei ihren Gelüſten zu fröhnen, und die deshalb ihre Unterſuchungen auf, ihnen ſelbſt recht wohl als unſchuldig bekannte Perſonen, ſelbſt anſtändige Damen und ihre Spionage bis in die geheimſten Winkel der Bürgerhäuſer ausdehnten. — Das freche Oberhaupt dieſer Bande — unter welcher leider deutſche Söldlinge die ſchandvollſten Peiniger waren — der General Compans ermuthigte durch ſeine Unverſchämtheit, mit welcher er die Unſchuldigſten, oft um bloße Namenverwechslung, verfolgte und ins Unglück ſtürzte, die Willkür der Untergebenen, und die Bosheit demoraliſirter Deutſchen verfehlte nicht, ihm zahlreiche Opfer in die Hände zu liefern, von denen nicht wenige in Folge geringer Ungeſetzlichkeit, andere auch völlig unſchuldig, mit dem Leben bußten.

Dieſer Zuſtand der Dinge hatte nun in das vierte Jahr gewährt, als der hier reſidirende franz. General-Conſul Le Boy dem Senat am 20. Dec. 1810 die Abſchrift eines aus Paris vom 14. Dec. 1810 datirten Schreibens überreichte, worin ihm Champagny, Herzog von Cordova,

notificirte daß sein Herr, der Kaiser, ihn beauftragt, dem Senat von Hamburg, von Lübeck und Bremen die Entscheidung mitzutheilen, daß diese Städte nebst deren Gebiet von nun an mit dem Kaiserreich vereinigt seien. Die Gründe hierfür waren dahin angegeben, daß, da England seine Absicht, einen ewigen Krieg gegen alle Mächte des Continents zu führen, nur zu deutlich an den Tag lege, so sei es für diesen nothwendig, neue Handelswege durch innere Schifffahrt zu finden. Es könnten vom baltischen Meere nach dem Rhein leicht Wasserstraßen angelegt werden; um aber die sich durchkreuzenden Kanäle, welche solche zu bilden hätten, herzustellen, sei es nothwendig, daß die betreffenden Länder Theile eines großen Reiches ausmachten, weshalb denn zu den übrigen auch die Gebiete der Hansestädte dazu herbeizuziehen nothwendig sei. — Letztere — meinte der Franzose — würden unfehlbar die Vortheile zu schätzen wissen, welche aus dieser Vereinigung hervorgehen müßten, da ihr Gewerbfleiß in der bezeichneten Maßregel eine unerschöpfliche Quelle des Wohlstandes finden würde ꝛc.

Wir enthalten uns eines überflüssigen Commentars zu einem Gewaltschritt, der nur die große Reihe der politischen Ungerechtigkeiten jener Tage vervollständigte und in der Geschichte fürstlicher Gewaltthaten leider nicht beispiellos dasteht, und lassen hier nur die Antwort des nunmehr seines Amtes enthobenen Senates folgen, die zwar mit Vorsicht, doch nicht ohne einen leisen Beischmack von Galle abgefaßt war, die auch den übermüthigsten Räubern der republikanischen Selbstständigkeit natürlich bedünken mußte. Es lautete aber dasselbe folgendermaßen:

„Mein Herr!

Wir beeilen uns, Ihnen den Empfang und die Registrirung der Abschrift des Briefes Sr. Excellenz des Herzogs von Cordova vom 14. Dec., die Sie uns übersandt haben, zu melden, und welche die

Mittheilung des Beschlusses Sr. Majestät des Kaisers enthält, die Hansestädte mit dem französischen Kaiserreich zu vereinigen.

Während Ihrer Anwesenheit hieselbst werden Sie sich, mein Herr, von der Anhänglichkeit der Hamburger an eine Verfassung überzeugt haben, welche sie und ihre Vorfahren während vieler Jahrhunderte beglückte.

Sie werden es also natürlich finden, daß Jedermann, als er die Mittheilung des Beschlusses Sr. Majestät mit der vollkommensten und ehrerbietigsten Unterwürfigkeit empfing, die schmerzlichen Gefühle nicht unterdrücken konnte, welche sich in dem Augenblicke regten, da diese unabhängige Verfassung aufhören soll, die man schon durch seine Voreltern hat schätzen gelernt, und zu deren Erhaltung stets die größten Opfer dargebracht worden sind.

Wenn aber dieser Verlust durch politische Verhältnisse unvermeidlich geworden ist, so kann nur das ehrfurchtsvollste und vollkommenste Vertrauen, welches man in die erhabene Weisheit und die großmüthigsten Gesinnungen des großen Kaisers der Franzosen setzt, trösten.

Indem Napoleon seinen Entschluß bekannt macht, Hamburg mit seinem großen Reiche zu vereinigen, erklärt derselbe zugleich, daß es seine Absicht sei, zu beglücken. Dieser Gedanke beruhigt sie, und läßt sie hoffen, unter seinem Zepter ihr früheres Glück wieder erstehen zu sehen. Mit der unterthänigsten Unterwürfigkeit erwarten sie die nähere Bestimmung dieses Beschlusses Sr. Majestät, und rechnen auf deren Gnade und Weisheit.

Wir ergreifen diese Gelegenheit, mein Herr, Sie zu ersuchen, die Versicherung unserer ausgezeichneten Hochachtung entgegen zu nehmen.

So viel Unheilvolles wir auch im Laufe der, von diesem unserm Gedenkbuch begleiteten Jahrhunderte über Hamburg hereinbrechen sahen, blieb doch immer Hamburgs Verfassung unangetastet, und kein Ereigniß, dem jetzigen an Schmach gleich, senkte sich je auf die alten ehrwürdigen Mauern herab, um jedes Bürgerherz mit namenlosem Jammer zu erfüllen. -- Die für das verlorene Kleinod eingetauschten Güter dürfte man summiren unter der Bezeichnung: Douanen, Prevotal-Gerichte, Regie, vereinigte Rechte (droits reunis), Octrei, Enregistrement, Conscription, hohe Polizei mit zahlreichen Spionen, Direction des Buchhandels und der Buchdruckerei, vor allem auch die italienische Pest, genannt: Zahlenlotterie, und endlich Continental-System. — Die Censur der Druckschriften wurde mit der empörendsten Inconsequenz betrieben, indem man eine Meute einfältiger Zierbengel anstellte, um deutsche Bücher zu würdigen, ohne daß sie oft nur einmal die deutsche Sprache verstanden, da sie sich dann, um recht viel Zeit für ihre Vergnügungssucht zu erübrigen, begnügten, von den entsprechenden Listen blindlings eine Anzahl Titel zu durchstreichen, wodurch denn nicht selten die unschuldigsten Sachen, z. B. Koch- oder Farbebücher, heute verboten waren, um morgen auf einer andern Liste wieder unter den zulässigen zu figuriren.

Am Sylvester-Tage wurden sämmtliche hiesige Staats-Cassen in Beschlag genommen, und zwar zu einer Zeit, wo die Insolvenzen des letzten Jahres 11 Mill. Mark Bco. erreicht hatten. — Obgleich man sich nun aber also der öffentlichen Fonds und der Staats-Einnahmen bemächtigte, hütete man sich doch gar wohl, die Schulden mit zu übernehmen, und die Zinsen blieben unbezahlt. — Es war nun aber am 13. Febr. 1811, als der Senat mit schwerem Herzen sein Amt niederlegte, um zu sehen, wie am 22. Febr. die kaiserl. französische Verwaltung ihre Function begann. — Der Code Napoleon löste Stadtbuch und Recesse ab, und die alten ehrwürdigen drei Thürme gaben dem räuberischen

Adler mit doppeltem Schlunde Raum. — Dieſes Raubthier, in ſeiner Unerſättlichkeit von öffentlichen Gebäuden und Plätzen hernieder ſtierend, wurde von dem galligten Witz des hamburger niederen Volkes mit dem Namen: „Aasvogel“ beehrt, eine Bezeichnung, die die Stimmung der öffentlichen Meinung viel ſchlagender und gewiß wahrhafter als der franzöſiſche „Moniteur“ bezeugte, der von erſtaunlicher Begeiſterung für die neue Ordnung der Dinge zu berichten fand. — Zur Vollendung des betrübenden Gemäldes denke man ſich bei dreihundert, unthätig im Hafen vermodernder Schiffe; das Herausfahren vieler Blockwagen voll engliſcher Waaren, größtentheils Manufactur-Ellenwaaren, nach dem Grasbrook, um theils ſchon unterwegs zerriſſen, weggeſchleppt, weggeworfen und ſtibitzt zu werden, was ſich dann bei dem fluchwürdigen Auflodern der Flamme in noch weit höherem Maaße wiederholte. Dann das Wegſchleppen nicht nur der öffentlichen Caſſen, ſondern auch der Stiftungs-Gelder; ferner der Stempelimpoſt, der alle und jede Geſchäfts-Papiere drückte; der Holz-Diebſtahl, da man bei drittehalb tauſend Bäume in hamburgiſchen Forſten fällte. Alles Dinge, die noch jetzt, nach mehr denn dreißig Jahren, jedem guten Hamburger die Röthe des Zornes auf die Wangen treiben, und wahrlich zu jener Zeit wohl geeignet waren, den unauslöſchlichſten Haß gegen Alles, was Franzoſe hieß, in der Bruſt des Volkes zur flammendſten Rachluſt anzufachen, indeß war die Zeit hierzu noch nicht gekommen. Im Namen des Kaiſers wurden alle Befehle, unter denen nicht wenige grauſame, ausgeführt; im Namen des Kaiſers alle Aemter mit Männern beſetzt, die man für die Verwaltung erſprießlich hielt, und unter dieſen ragte als echter Deutſcher, und noch mehr als Freund ſeiner Vaterſtadt, wenn auch mit franzöſiſchen Epaulettś geſchmückt, der frühere Rathmann, damalige Maire, und ſpätere Bürgermeiſter (als ſolcher am 16. Dec. 1842 verſtorbene), Amandus Abendroth hervor, der von dem hier commandirenden

franz. General Chaban brieflich von Ritzebüttel einberufen wurde, indem er zum franz. Maire ernannt worden. Abendroth übersah bald das ihm dargebotene Terrain, auf welchem er seinen Mitbürgern nützlich werden konnte, und gewiß ist, daß er sich keine Gelegenheit entgehen ließ, seine Stellung hierzu zu benutzen und so mannigfaltiges Unheil abzuwenden, soweit es in seinen Kräften stand. Zum Staatsmanne geboren, hatten die Franzosen ihn bald genug als den Tüchtigsten heraus erkannt, und er genoß auch dermaßen ihre Achtung, daß er als Mitglied einer, zur Taufe des Königs von Rom abgeordneten Deputation in Paris von den Ministern und Würdenträgern des Reichs mit Achtung aufgenommen, dem Kaiser vorgestellt und selbst von der Kaiserin freundlich empfangen wurde. Er nahm an allen glänzenden Festlichkeiten Antheil, ging mit den ersten Notabilitäten des Reichs um, und — honni soit, qui mal y pense — nur so konnte es ihm möglich werden, seiner Vaterstadt Nutzen zu schaffen, und — was auch gerne mißdeutende Zungen darüber gefaselt — das Zeugniß vorurtheilsfreier Mitbürger hat nie den getreuen Patrioten in ihm verkannt.

Wir nähern uns nunmehr allgemach der Katastrophe, die auf den Eisfeldern Rußlands beginnend, die Schmach Deutschlands und somit auch unsrer Vaterstadt wieder abwaschen sollte, werfen aber zuvor den Blick noch auf einige hervorstechende Züge des traurigen Gemäldes zurück, worunter denn doch auch einiges Tröstende, das Gemüth Erhebende anzuführen. — Hierher dürfen wir Englands ehrenwerthe Gesinnung und Betragen gegen die alte Freundesstadt in den Tagen der allgemeinen Bedrängniß rechnen, indem die dortige Regierung nicht nur weder Schiffe noch Eigenthum der französischen Municipal-Stadt und späteren bonne ville als feindliches Eigenthum zu betrachten erklärte, sondern auch ihre großmüthige Schonung dahin ausdehnte, daß sie den Londoner Stahlhof — ein an der Themse in der City der Stadt belegener Platz mit mehreren Gebäuden, und den

Hanſeſtädten ſeit dem 14ten Jahrhundert angehörig — als fortwährendes Eigenthum derſelben verwaltete und die Einkünfte deſſelben dem Agenten der Städte auszahlte, wodurch ſich bis 1814 nahe an tauſend Pfund Sterl. ſammelten, eine Summe, die dann auch richtig an die betreffenden Orte abgeliefert wurde. — Im Uebrigen war die vielleicht noch 100,000 Seelen ſtarke Bevölkerung Hamburgs bis zu jener Zeit theilweiſe in moraliſches, allgemein aber in ein gewerbliches Elend verſunken. Von 428 Zuckerſiedereien hatten kaum noch einige wenige ihre kümmerliche Exiſtenz gefriſtet. Die ſo ſehr florirenden Kattundruckereien waren verſchwunden. Tabacksfabriken durch die franzöſiſche Regie verdrängt, und ſo verhältnißmäßig alles verſchwunden, was den hieſigen Wohlſtand gefördert. Das Waiſenhaus, der Krankenhof, die ſogenannten Gotteswohnungen, die allgemeine Armen-Anſtalt und was dazu gehört, waren ſo gut wie aufgelöſt, denn die ihnen angehörigen Capitalien wurden nicht mehr verzinſt und die Beiträge der Bürger hatten begreiflich aufgehört. Daneben thaten die franz. Behörden alles mögliche, den unglücklichen Bürgern das Daſein unerträglich durch Grobheit, Brutalität und Chikane aller Art zu machen, und es bleibt unentſchieden, ob die Polizei, die Douanen, der Cour prevotale oder das Conſeil, worin der Statthalter präſidirte, in der Bedrückung und Chikane den oberſten Rang einnahm.

Unter ſolchen Verhältniſſen entſchwand auch die duſtere Nacht des Jahres 1811 ohne tröſtende Hoffnungsſonne am politiſchen Himmel, und der vorbereitete Feldzug nach Rußland ſchien mit ſeiner imponirenden Rieſenmacht jeder Ausſicht auf Erlöſung zu ſpotten, denn wo war die Macht, die dieſen Coloß zu zertrümmern ſtark genug geweſen wäre? — In düſterm Brüten neigte ſich auch das Jahr 1812 zu Ende, aber bevor es in den Schooß der Ewigkeit hinabſank, ſtieg am nördlichen Horizont der Stern der Hoffnung immer glänzender und ſtrahlender herauf. — Es

war aber am Weihnachts-Abend dieſes Jahres, als das neunundzwanzigſte Armee-Bulletin hier eintraf, und eine frohe Verkündigung der Hülfe von oben die Herzen mit Hoffnung und freudiger Erwartung erfüllte; die Geſichter glänzten von neuer Ermuthigung, und wer nur irgend konnte, legte, aufgeweckt aus ſeinem gleichgültigen Brüten, in erſter wonniger Aufwallung Weihnacht-Gaben der Liebe auf den Familien-Altar nieder. Die Feſttage vergingen in ungewohnter Heiterkeit, und nur die franzöſiſchen Behörden ſahen ſich einander mit bangen Geſichtern an, da die Bulletins ihrer eigenen Nation die ungeheure Niederlage in Rußland nicht verſchweigen konnten. Dennoch erholten ſie ſich im Vertrauen auf den Glücksſtern ihres Kaiſers gar bald von der erſten Beſtürzung, und ſuchten für ſich Hülfe gegen Entmuthigung in einer verdoppelten Strenge, die ſelbſt einigen Unſchuldigen das Leben koſtete. So wurde unter andern ein Arbeitsmann, der ohne ſein Vorwiſſen mit andern Sachen einige Pfund Indigo von Altona hereingebracht, zum Schandpfahl und fünfjähriger Kettenſtrafe verurtheilt. Schlimmer noch erging es einigen hannoverſchen Bauerknechten, die eine Schiebkarre voll Tabacksblätter von der weſtphäliſchen Grenze herübergefahren und von den Douanen ertappt worden waren. Der Cour prevotale ſprach das Todesurtheil über ſie aus, und zwar aus dem Grunde, weil dieſe Schmuggler mit Knitteln verſehen geweſen, die ſie freilich nicht gegen die Douaniers gebraucht, aber doch zu gebrauchen gedroht hätten. Man glaubte allgemein nicht an die Vollſtreckung des grauſamen Urtheils, und die Gefangenen hielten es ſelbſt für ſo unmöglich, daß ſie unter großer Munterkeit nach Lüneburg wanderten. Erſt als ſie hier aufs Schaffot gebracht wurden, ſahen ſie ihre Ermordung als ernſtlich gemeint an, und mußten mit Gewalt unter das Meſſer der Guillotine gelegt werden. — Zum Hohne alles deſſen las man in den, unter franzöſiſchem Einfluß herausgegebenen politiſchen Blättern von dem blühenden Zuſtande Hamburgs,

von der Zufriedenheit und dem Wohlstande der hiesigen Bürger, und sah also Spott mit dem Unglück derselben treiben.

Ende Januars trafen denn nun auch die halblebendigen Bulletins aus Rußland persönlich hier ein, nämlich einige französische Officiere mit erfrornen Nasen und Ohren, ja selbst Beinen, nebst den Ueberbleibseln eines bairischen Dragoner-Regiments, und letztere namentlich schilderten das, dem Unbezwinglichen, oder vielmehr eigentlich seiner bedauernswürdigen Armee betroffene Unheil mit den grellsten Farben, aus denen man sich denn hier wiederum das Bild einer freundlichen Zukunft zusammensetzte. — Das Unheil aus Rußland hatte dem Feinde den Nimbus der Unbezwinglichkeit genommen, und merklichen Aufschwung nahm die Keckheit des hiesigen Volkes von der Zeit an. — Namentlich war dies in Beziehung zu der Douanerie der Fall, und auf von dieser eingesendeten Bericht war von Paris die Ordre gekommen, ohne Schonung die Strenge gegen Schmuggler zu verdoppeln, dem denn auch von neuem eine so strenge Folge geleistet wurde, daß kein anständiges Frauenzimmer ferner die Thore zu passiren wagte. Daneben dehnte man die Spionerie und Confiscation von Waaren bis in die geheimsten Winkel der Bürgerhäuser aus; folgte dabei einzig nur den Eingebungen der schnödesten Willkühr und schien überhaupt den Unwillen und die Rache des Volkes recht systematisch auf sich hereinbeschwören zu wollen. — Dieses Bemühen sollte nicht vergebens gemacht werden, und der Zufall wollte, daß die Ausbrüche des lange genug verhaltenen Unwillens auf zwei Stellen zugleich sich verkünden sollten.

Es ereignete sich nämlich, daß ein Theil der Präfectur-Garde zum Abzuge nach Bremen u. s. w. zur großen Armee am Hafen eingeschifft wurde, was als gesetzlos zu betrachten war, da dieselbe, aus hamburger Bürger-Söhnen bestehend, ursprünglich nicht außer dem Elbdepartement

gebraucht werden durfte, indem sie nur für eine Ehrenwache des Präfecten galt, weshalb denn auch darin aufgenommen zu werden, als eine besondere Gunst betrachtet wurde. — Das Volk hatte sich aus begreiflicher Theilnahme in großen Haufen bei der nunmehr beabsichtigten Einschiffung eingefunden, und schien eine drohende Stellung einzunehmen, weshalb der Maire Abendroth, davon unterrichtet und von dem Polizei-Commissair Nohr begleitet, bei dem Hauptbureau der Douanen am Hafen eintraf, als man eben beschäftigt war, eine Anzahl Geldfässer auf ein Fahrzeug zu verladen. Bei den aufgeregten Gemüthern bedurfte es nur eines leisen Anstoßes, vielleicht nur des Zurückdrängens einiger Vorwitzigen, um Thätlichkeiten zu erregen, und so geschah es. Nur mit genauer Noth entging der Maire Abendroth argen Mißhandlungen, die seinem Commissair um desto empfindlicher trafen, ja derselbe mußte noch an demselben Tage sein Haus zum größten Theil niedergerissen und gänzlich ausgeleert sehen. Dem Maire war Gelegenheit geboten, Betrachtungen über die Unsicherheit und Wandelbarkeit der Volksgunst anzustellen. Freilich ging dieser Tumult von der Hefe des Volkes aus, aber einmal im Zuge, ließ sich eben deshalb erwarten, was wirklich geschah: man riß mehrere Zollbuden ein, zerschlug die französischen „Aasvögel" und insultirte Officiere, so daß man mehrere derselben blutend durch die Gassen schwanken sah.

Ein anderer schon erwähnter zweiter Tumult ereignete sich Morgens gegen 12 Uhr am Millernthor, indem ein beim Militair-Hospital angestellter junger Mann, Sohn des Arztes Dr. O. Knorre, den man, bei seinem täglichen Einpassiren niemals visitirt, eben heute einer solchen Procedur zu unterwerfen Miene machte, wogegen der Angegriffene sich indeß wehrte, und den wachthabenden Douanen also veranlaßte, sein Seitengewehr zu ziehen. Nunmehr schlug sich das Volk ins Mittel, entwaffnete den Posten, es entstand ein allgemeines Handgemenge, wobei einige Personen

aus dem Volk erschossen, die Douanen jedoch in die Flucht geschlagen wurden. Diesem Siege folgte eine Spoliirung des Wachtgebäudes, und selbst die Palisaden um dasselbe wurden niedergerissen. — Die nahe Militair-Wache, von sächsischer Infanterie besetzt, sah der Niederlage lachenden Muthes und nicht ohne Schadenfreude zu, da manche von ihnen, bei kleinen Schmuggeleien für ihre Hauswirthe, von den Douanen ertappt und bestraft sein mochten.

Um diesem ersten Anlauf zu einer allgemeinen Anarchie vorzubeugen, traten zwei wackere Burger, die Herren von Heß und Besser zusammen, ließen einige Tausend Convocations-Zettel drucken und vertheilen, und schon um 3 Uhr Nachmittags war eine Burgerbewaffnung aus achtungswerthen Männern, mit Jagdflinten, Pistolen, Degen und sonstiger Wehr bewaffnet, zusammengetreten, und von dem besten Willen beseelt. — Der Maire, die Municipal-Räthe und der franz. Stadt-Commandant konnten sich indeß mit Herrn v. Heß über die Form der Burgerbewaffnung nicht einigen. Und letzterer, nebst dem Maire-Adjunct, Elert Bieber, gingen deshalb zu dem Präses der Burger-Capitaine, Hauptmann Schwieler, um denselben zu bewegen, die Burger mittelst Trommelschlag zusammen zu rufen. — Der Antrag fand Bedenklichkeit; indeß berief man mehrere andere Hauptleute zur Berathung herbei, begab sich nun auf die Mairie, und setzte es durch, daß die Burger das Vergnügen hatten, ihr altes Kalbfell durch die Gassen rasseln zu hören, worauf dann alsobald mehrere Compagnien versammelt waren, und so bezog man nach mehreren Jahren zum ersten Male die Wachen wieder; auch war diese Erscheinung ausreichend, jede fernere Unordnung im Keime zu ersticken, und es hätte nicht der Vorsicht des Generals Saint Cyr bedurft, gegen Abend ein Picket dänischer Husaren in die Stadt zu rufen, wie solches wirklich geschah. Auch eine, noch hier anwesende kleine Abtheilung baierscher Dragoner patrouillirte Abends durch die Gassen, und

ſchließlich organiſirte ſich die, noch jetzt beſtehende Bürger-Cavallerie in jenen Tagen zu allererſt, mittelſt eines in der Börſenhalle ausgelegten Aufrufes des Herrn v. Hoſtrup, unter Anführung des Herrn Wiedemann.

Die Stadt war nunmehr ruhig, doch ſchien die Beſorgniß, es werden die Franzoſen jene Gewaltthat nicht ungerochen laſſen, wie der Erfolg bewies, ſehr wohl begründet, denn plötzlich wurden ſechs dabei betheiligt geweſene Perſonen arretirt, vor ein Kriegsgericht geſtellt und ohne weiteres erſchoſſen, eine That, die von dem in Magdeburg commandirenden General Lauriſton geboten worden ſein ſoll; doch iſt man berechtigt, dem General Saint Cyr die Hauptſchuld aufzubürden, die um ſo weniger entſchuldigt werden kann, da wirklich ſchuldloſe Perſonen unter den Hingeopferten ſich befanden, wie z. B. ein Vierländer Bauer, der ſich in einem Keller beim Glaſe gerühmt, er habe am 24. Febr. einem Gensd'armen den Reſt gegeben. Ein Spion hatte die Prahlerei übertragen, und es half nichts, daß er hinterher heilig und theuer ſchwor, er habe keinen Finger aufgehoben, er mußte ſeine Dummheit mit dem Leben büßen. Beſondere Umſtände machten die Execution noch zu einer fürchterlichen Metzelei, indem einige der Verurtheilten aus Ungeſchicklichkeit der Schützen nicht recht getroffen, ſich wieder aufrichteten, und einer von ihnen, ſich auf dem Boden krümmend, aus Barmherzigkeit erſchlagen werden mußte. Jener Vierländer, Johann Gerbers, war 24 Jahr alt, und ein Federviehhändler. Der die Ausſage gegen ihn beſchwörende Gensd'arme war ſein Schulkamerad und Jugendfreund. Es war überhaupt kein geborner Franzoſe unter den Angebern, und ſicher würden noch mehrere Opfer gefallen ſein, wenn der Maire den Elenden nicht zuletzt das Handwerk gelegt hätte.

Solch Ereigniß war wohl geeignet, die Wuth des Volkes gegen ſeine Peiniger in bedenklichem Grade zu ſteigern, und die Franzoſen, denen ſolches nicht entgehen konnte,

waren dermaßen in Furcht geſetzt, daß ſie am 12. März heimlich die Stadt verließen.

Bevor dieſes erwünſchte Ereigniß jedoch eintrat, ereignete ſich's, daß ſich unter den im Kornhauſe eingeſperrten Conſcribirten eine zwar bald unterdrückte, jedoch einſtußreiche Revolte entſpann. Mehrere jener jungen Leute, einige nur halb bekleidet, und mit Bajonetten oder bloßen Ladeſtöcken bewaffnet, entſprangen und flüchteten, von den Franzoſen verfolgt, in die Catharinen-Kirche, da ſie dann entwaffnet und zurückgebracht wurden. Dieſes und alles vorhergegangene machte die franz. Behörden geneigt, die Hand zur Errichtung einer geregelten Bürgerwehr zu bieten, indem man einzuſehen begann, es ſei die Sicherheit der Stadt einer aus den verſchiedenartigſten, meiſt deutſchen Truppen beſtehenden Beſatzung nicht mehr anzuvertrauen. Doch gaben Bedenklichkeiten anderer Art nicht zu, mehr als vorläufig 500 Mann Bürger bewaffnet zu machen, und wurden die daraus gebildeten fünf Compagnien den Herren Dr. Benecke, Ewald, Mettlerkamp, Perthes, Prell, und als Commandeur Herrn v. Heß anvertraut. Es erging nun ein allgemeiner Aufruf an Freiwillige; am erſten Tage ſtellten ſich 100 Mann, die Zahl wuchs, man exercirte bereits, doch verbreiteten ſich ſo nachtheilige Gerüchte über den Zweck dieſer Bewaffnung, daß die Anführer beſchloſſen, das Corps wieder aufzulöſen; ſo geſchah es, und erſt jetzt ſetzte man den Maire davon in Kenntniß, der ſein Bedauern ausdrückte, die Gründe indeß ehren mußte. Die Wichtigkeit der Bürgerbewaffnung, ſchwebte indeß den wackern Patrioten mit ſo hellen Farben vor, daß die Herren v. Heß und Prell noch an demſelben Tage, als Morgens die Auflöſung des Corps geſchehen, ſich in dem Entſchluß begegneten, das, was öffentlich beſeitigt, im Geheimen wieder anzufangen, und ſo begannen ungeſäumt die Exercitien, anfangs in den Häuſern der Herren Prell und Perthes, dann aber, um Aufſehen zu vermeiden, auf dem Boden des Hrn. Peter Godeffroy jun.

und in einem leer ſtehenden Hauſe des Herrn Roodt am Theerhof. Dieſes Häuflein bildete alſo uranfänglich den Stamm der noch beſtehenden Bürgergarde, und Herr v. Heß darf als der vorzüglichſte Exercirmeiſter genannt werden, da er ſelbſt Herrn Prell unterrichtete; dabei aber wurde dennoch der Wachtdienſt mit den alten Bürger-Compagnien verrichtet, die ſeit dem 24. Febr. mit den Franzoſen gemeinſchaftlich den Dienſt verſahen.

Im Laufe dieſer Zeit ſtellten ſich unverkennbare Merkmale eines baldigen Abzugs der Franzoſen heraus, denn die Caſſen und Archive der verſchiedenen Behörden ſtanden eingepackt und alle Autoritäten waren nicht nur zur Abreiſe bereit, ſondern Militair und Douaniers hatten Ordre, ſich marſchfertig zu halten, auch hatte der General St. Cyr dem Maire dezugliche Andeutungen gemacht und nebenbei verſichert, daß es innerhalb der Stadt zu keiner Affaire mit den Ruſſen kommen werde. Mehrere Civil-Beamte, unter ihnen der Präfect de Coningk, obgleich erkrankt, hatten ſich nach Altona und nach Anweiſung der dortigen Regierung, weiter nach Rendsburg zurück gezogen.—Dieſe freudige Ausſichten wurden plötzlich getrübt durch eine, dem Maire und der Municipalität ſchriftlich gemachte Anzeige, des Präfectur-Secretairs Gries (vor und nach der franzöſiſchen Periode, hieſiger Syndicus), es ſei zur dernächſtigen Ankunft des Kaiſers, das Stadthaus zu deſſen Empfang unverzüglich in Bereitſchaft zu ſetzen. Ja man las überdem in den Zeitungen: „der Kaiſer werde auf ſeiner Durchreiſe nach Hamburg, in deſſen Nähe er über 100,000 Mann Revue halten werde — in Münſter erwartet.“

An demſelben Tage, da ſich dieſes Mährchen verbreitete, traf als Handlungsdiener verkleidet, ganz ins Geheim ein Herr v. Winningen hier ein, der von hohen Perſonen von Berlin abgeſendet, ſich über die hieſige Volksſtimmung und was von derſelben bei einem Angriff auf die hieſige franzöſiſche Beſatzung zu erwarten ſei, unterrichten

ſollte. — Herr v. Heß, an den er adreſſirt, theilte ihm das Bekannte mit, verſchwieg auch nicht, daß nur 500 ſchadhafte Gewehre für die Burgergarde diſponibel ſeien, und daß, wenn General Moreau, der von Stralſund im Anmarſch, ſich hier mit St. Cyr vereinigen ſollte, es ſchwer halten würde, die Stadt zu befreien. Dieſe und weitere Möglichkeiten wurden des Breitern durchſprochen und Herr von W. reiſete mit geheimen Verabredungen von hier zu dem ruſſiſchen General Tettenborn ins Preußiſche — um denſelben mit der Geſtaltung der hieſigen Dinge bekannt zu machen.

Wie ſchon erwähnt, zogen die Franzoſen nunmehr, ganz gegen Erwarten — da keine Gefahr in der Nähe zu bemerken — am 12. März ab und muß es wohl die Furcht vor der hieſigen Volks-Rache geweſen ſein, die den General St. Cyr vertrieb. Die Freude hierüber trübten übrigens die wie krächzender Rabengeſang klingenden Abſchieds-Worte des franzöſiſchen großpraleriſchen Polizeipräfecten d'Aubignoſe, er rief: „Auf Wiederſehen nach zwei Monaten!“ — Der Maire, von dieſem Abmarſch früh genug in Kenntniß geſetzt, hatte ſchon zum Voraus eine Art Commandantſchaft ernannt, beſtehend aus den Herren Elert Bieber, Oberſtlieutenant Kranz, Lattmann, Lindemann und v. Heß, unter deren Einfluß in den acht Tagen bis zum Einzug der Ruſſen, die Ruhe ungeſtört blieb, wozu denn auch wohl die Freude, die Unterdrücker jenſeits der Ringgräben zu wiſſen, das ihrige verſöhnend beitrug.

Es muß hier nachträglich erwähnt werden, daß der geheime Emiſſair Winningen mit Herr v. Heß verabredet hatte, ſobald die Franzoſen abgezogen ſein würden, ſolle die Nachricht hievon an Tettenborn durch ein Zeichen gelangen, daß in der Zuſendung eines Exemplars der Beſchreibung Hamburgs, von v. Heß beſtände. Am Tage des Abzugs, den 12. März Morgens, ließ der Maire Herr v. Heß rufen und theilte ihm die von St. Cyr ein-

gelaufene officielle Anzeige von dem bevorſtehenden Abzuge mit, worauf jener dann einen Eilboten, Herrn Rengsdorf mit dem Buche an Tettenborn abfertigte, jedoch dahin inſtruirte, daß er den Franzoſen unbemerkt folgen und ſobald dieſelben beim Zollenſpeicher die Elbe paſſirt wären, ſeine Reiſe fortſetzen möge. — So geſchah es; der Bote traf mit Tettenborn in Ludwigsluſt faſt zugleich ein und war am 14. bereits mit einem Antwortſchreiben hier zurück, worin Tettenborn die Verſicherung gab, er werde ſich ſofort mit ſeinen Truppen in Eil-Marſch ſetzen, um zu verſuchen, vor dem, Hamburg bedrohenden franzöſiſchen General Moreau, hier einzutreffen, der Stadt ihre Selbſtſtändigkeit im Namen ſeines Monarchen zurückzugeben, ſie gegen jede feindliche Macht zu vertheidigen und nie zuzugeben, daß franzöſiſche Adler wieder auf ihre Wälle gepflanzt würden, ꝛc. Herr v. Heß theilte dieſes Schreiben ſofort dem Maire mit und die Municipalität beſchloß eine, aus den Senator Bartels und Herrn G. Knorre beſtehende Deputation, den Ruſſen entgegen nach Bergedorf zu ſenden. Die Herren gingen ab, kehrten aber bald wieder zuruck, indem ſie eine Abtheilung Franzoſen vom Zollenſpeicher her, in Bergedorf hatten einrücken ſehen, doch gingen ſie am folgenden Tage mit ihrer Miſſion wieder ab.

Seit dem Abmarſch der unausſtehlichen Franzoſen hatte ſich nun aber eine beiſpielloſe Sehnſucht nach den Ruſſen kund gethan, des Redens und Fragens war kein Ende und alles lugte den Weg nach Bergedorf hinaus, um die Befreier zu erſpähen. Statt ihrer aber traf am 16. Vormittags die Hiobspoſt ein, der General Moreau ſei mit ſeinen Truppen in Bergedorf eingerückt. Das ſetzte nun der allgemeinen Freude einen häßlichen Dämpfer auf; kaum daß man frei aufgeathmet, kam nunmehr die Stadt in gar eine bedenkliche Lage, denn wenn Moreau von Bergedorf aus nach Hamburg kam, ſo war zu erwarten, daß St. Cyr vom Zollenſpeicher über den Deich daher ebenfalls ſeine

Aufwartung machen würde und einmal in Hamburg ſich feſtgeſetzt, würde Tettenborn ſie nicht wieder daraus vertrieben haben. — Indeß wollte der Zufall, daß zugleich mit jener ſchlimmen Neuigkeit ein zweites Schreiben von Tettenborn aus Lauenburg, durch den Grafen J. Weſtphalen einlief, worin die frühere Zuſage erneuert und verſprochen wurde, am 17. Morgens in der Nähe Bergedorfs zu ſein; er ermahnte auch, dem etwaigen Einrücken der Franzoſen allen möglichen Widerſtand zu leiſten, und hoffte, daß alles Franzoſenthum abgethan und die alte deutſche Reichsſtadt wiederum hergeſtellt ſein werde.

Tettenborn hatte aber gut reden; zu einem Widerſtand fehlte eben nicht viel weniger als Alles; und geſetzt, man hätte ihn verſucht, wie dann, wenn man unterlegen? — welch eine Rache des Feindes hatte man da zu erwarten? — Was nun aber mit dem Briefe thun? — Der Inhalt publicirt, hätte das Volk leicht zu Exceſſen verleiten können, und doch war auch wieder das Intereſſe ſo beiſpiellos groß, daß das Verſchweigen einer ſo wichtigen Neuigkeit kaum zu verantworten geweſen, zumal doch auch in etwas den Ruſſen zu Hülfe zu kommen, pflichtmäßig geſchehen mußte. — Mit dieſer Anſicht ging der Empfänger des Briefes, Herr v. Heß mit demſelben zum Maire, um vorzüglich über Tettenborns Wunſch, die franzöſiſche Verfaſſung zu vernichten, zu unterhandeln. Die ſich in dieſer Beziehung bei ihm gebildet habende Anſicht lief darauf hinaus, daß der Zeitpunkt, die alte reichsſtädtiſche Verfaſſung wiederum herzuſtellen, nicht geeignet ſei und man ſich mit einer proviſoriſchen Regierung begnügen müſſe, wozu ihm der Plan und die Perſonen ſchon im Kopf umherliefen, was er denn auch dem Maire mittheilte und deſſen Beiſtimmung fand, im Fall es unmöglich ſei, die Municipalität vorläufig noch beizubehalten.

Während dem hatten die Dänen hart a ihrer Grenze, bei Bergedorf, eine Art Wagenburg quer über die Land-

ſtraße errichtet und mit ſtarken Infanteriewachen und einigen Kanonen gedeckt. Einige weitere 1000 Mann bivouaquirten in der Nähe auf freiem Felde. — General Moreau war am 17. Morgens in Bergedorf eingerückt und die däniſchen Offiziere ſchworen darauf, ſie würden die Franzoſen nicht nach Hamburg paſſiren laſſen. — Um 5 Uhr marſchirte ein Theil derſelben nach Curslack zu ab, kehrte jedoch bald zurück, indem ſie die, über die Bille führende Brücke bei der hölzernen Klinke abgebrochen gefunden. — Es war anzunehmen, daß die Bauern den Feinden dieſen Poſſen zu Gunſten der heranrückenden Ruſſen geſpielt, und General Moreau ließ ſeinen Grimm darüber mit Trommeln durch die Straßen verkunden. Indeſſen wurden die Truppen wieder einquartirt und die beiden hamburger Deputirten ſahen mit nicht geringer Spannung der Entwickelung der Dinge entgegen. — In Hamburg war Angſt und Grauen; die Nacht über wollte man Kanonendonner aus der Richtung von Bergedorf her vernommen haben und es gab nur eine einzige Frage: wo bleiben die Ruſſen? — Endlich gegen Mittag traf Botſchaft von Bergedorf ein. Moreau ruhrte ſich nicht, uad was man von den Ruſſen wußte, beſchränkte ſich auf eine Kanonade, die man von Eſchenburg her vernommen haben wollte.

Nicht bald darauf traf Botſchaft von Tettenborn ein. Er verſicherte im Verfolgen der Franzoſen begriffen zu ſein und noch am Nachmittag in Bergedorf einzutreffen. Hier wünſchte er Herrn v. Heß anzutreffen, jedoch nicht in dem Gaſthofe, wo die hamburger Deputirten logirten, da er ihn ſonſt nicht würde ſprechen können. — Die Franzoſen waren in der Nacht abmarſchirt und gegen Abend trafen die Ruſſen ein. Tettenborn erkundigte ſich nun zuvörderſt bei Herrn v. Heß nach der Stimmung der hamburger Bevölkerung, äußerte nebenbei ſeinen Unwillen über die Perſonen der Deputation und meinte, daß es gänzlich taktlos ſei, ihm franzöſiſche Beamte zu ſenden, die er nach

den Anforderungen der Pflicht eigentlich als Gefangene nach Berlin ſchicken müſſe; und ſofern ſie dieſem Schickſal zu entgehen wünſchten, rieth er denſelben, eiligſt nach Hamburg zurückzukehren. — In der That war Bartels Kammerpräſident des kaiſerlichen Gerichtshofes und Municipalrath; Knorre aber Präfectur- und Municipalrath. Dazu kam auch noch der Umſtand, daß beide Herren mit Abendroth 1811 nach Paris geſandt geweſen, um im Namen der guten Stadt Hamburg, Zeugen der Taufe des kleinen Napoleons zu ſein. — Den Deputirten wurde jene Mittheilung ſo ſchonend als möglich hinterbracht und ſie reiſeten nun in der Stille eiligſt ab. — Nunmehr begann eine Unterhandlung mit dem Oberſt über die proviſoriſche Verfaſſung Hamburgs, doch war er auf keine Weiſe zu bewegen, die franzöſiſche Form auch nur in irgend einer Weiſe länger zu geſtatten; äußerte ſich auch ſehr bitter über die ſchlechte Benutzung der letzten acht Tage, die ausgereicht hätten, die alte Verfaſſung wieder herzuſtellen und gab dann endlich dem Vorſchlage des v. Heß, eine Regierungs-Adminiſtration einzuſetzen, ſeinen Beifall, in der Vorausſetzung, daß die Stadt ihre Unabhängigkeit wieder zurücknehme, und daß man ihm die Stadt in dieſer Eigenſchaft freiwillig übergebe. — Damit entließ er den Abgeordneten und empfahl ihm, am nächſten Morgen vor 5 Uhr zurück zu ſein, da er gegen Mittag in Hamburg einzuziehen gedächte; ob als Feind oder Freund, das hinge von der Antwort ab, die er mitzubringen habe.

Im Laufe des Tages war ein Koſacken-Offizier mit 15 Mann auf Streifzügen begriffen, vor Hamburg angekommen, und in ungeſtümer Erwartung der Ruſſen und in der Freude ſeines Herzens hatte der am Steinthor wachthabende Capitain Fölſch von den Bürgern, ihm die Schlüſſel der Stadt aufgedrungen, mit denen er ſich nach Bergedorf aufmachte und unterwegs dem eben zurückkehrenden v. Heß und der Deputation begegnete und fragte, was er mit den

Schlüsseln beginnen solle. Man rieth ihm, sie seinem Chef mit der Bitte zu übergeben, daß er sie zurückschicken möge, damit sie ihm bei seinem Einzuge auf eine mehr feierliche Art überreicht werden möchten. Der Offizier richtete seinen Auftrag getreulich aus. Nachts 2 Uhr trafen die Schlüssel wieder in Hamburg ein. Es war eine laue mondhelle Frühlingsnacht, die mit dem großen Ereigniß schwanger ging; die Bürger hatten diesmal freiwillig ihre Häuser erleuchtet und die Stadt schwamm in einem milden Lichte der Wonne, das in den Herzen der erfreuten Einwohner wiederstrahlte, die vor der Thür saßen und die Dinge, die da kommen sollten, mit Sehnsucht erwarteten. Leider herrschte dieselbe Einheit nicht in den Köpfen der Staatsbehörde; der Maire Abendroth und Senator Bartels nahmen Anstand, dem Wunsche des Oberst Tettenborn zu genügen, indem man dem französischen Kaiser Pflichten zugesagt, die man dem General St. Cyr noch vor seinem Abmarsch erneuert und somit dürfe man, ohne sich der schlimmsten Verantwortung auszusetzen nicht darauf eingehen, worauf dann nach mancherlei Debatten beschlossen wurde: „sich von dem russischen Obersten einen Befehl zur Aufhebung der Municipalität geben zu lassen.“ Herr v. Heß suchte die Unzulässlichkeit dieses Beschlusses darzuthun, indem Tettenborns Erklärung — aut aut — zwischen Reichsstadt oder bonne ville, und somit zwischen seinem Erscheinen als Freund oder Feind keinen Mittelweg gestatte. Hierdurch zu neuer Berathung veranlaßt, beschloß die Municipalität, dem Senat, aus dessen Händen sie das Stadtregiment übernommen, wieder zurückzugeben. Auch hiermit war v. Heß im Grunde nicht einverstanden; da indeß die Zeit drängte, so gab er nach und es wurde nunmehr eine Deputation an den präsidirenden Bürgermeister v. Graffen gesandt, ihn nach dem Gemeindehause einzuladen, worauf dann dieser den Senat und Herr Dr. Rentzel, Secretair der Oberalten, sein Collegium zusammen berief. Mit der Botschaft von

ſolchem Vorgange reiſete v. Heß zu dem General Tettenborn ab und kehrte von dieſem mit der Antwort an den Senat zurück: „daß ihm von ſeinem Souveraine der ſchmeichelhafte Auftrag geworden, Hamburg von dem franzöſiſchen Joche zu befreien, der freien Hanſeſtadt ihre alte Selbſtſtändigkeit zurückzugeben und ihr den mächtigen Schutz der ruſſiſchen Waffen zu bringen, die nie zugeben würden, daß franzöſiſche Adler wieder auf ihre Wälle gepflanzt würden. Somit werde er noch heute Mittag in Hamburg, wie in eine mit Rußland befreundete Stadt einziehen". Dieſe mündlich überbrachte Botſchaft wurde von den Herren Senatoren Bartels und Eybe entgegengenommen und in die Verſammlung gebracht, dann aber auch auf ausdrückliches Verlangen ſchriftlich abgegeben.

Nachdem nun ſchon am 17. Abends ein Pulk Koſacken als Ordonnanz hier eingetroffen und von dithyrambiſchem Volks-Jubel umſchwärmt, nach dem Stadthauſe geleitet worden war, brach der für Hamburg ewig unvergeßliche 18 März herein; ein Tag, wie ihn von gleicher Wonne verherrlicht, unſere alte Hanſamutter noch nicht an ihren Kindern erlebt hatte und ſobald wohl nicht abermals erleben wird. Es war aber etwa gegen 3 Uhr Nachmittags als ſich das circa 1500 Mann Koſacken und Baſchkiren, nebſt 65 reitenden Artilleriſten und 2 Kanonen, ſtarke Corps des Oberſten Tettenborn gegen das Steinthor heranbewegte. Schon am Morgen zu Roß, zu Wagen und zu Fuß waren Schaaren von Bürgern und Landleuten mit vor Freude pochendem Herzen ihnen entgegen gezogen und alle Wege von Harrenden in den buntſcheckigſten Gruppen umlagert. Die Deputation des Senats, der Bürger-Capitaine und mehrere Ortſchaften, auch ein Frühſtück in dem Gartenhauſe des Senators Koch, hatte die Ankunft von Mittag, wie ſie angekündigt, bis zu jener Nachmittagsſtunde verzögert; als ſie dann aber nun endlich hereinbrach die langerwunſchte, heißerſehnte Stunde, da wirbelte der Jubel von hundert-

tausend Menschen wie ein schmetternder Hymnus zum Himmel empor und dem rohen Krieger vom Don mag wunderlich zu Muthe geworden sein, bei dieser nie erlebten Verzückung eines Häuflein deutschen Volkes. Was den Namen Mensch trug, konnte sich unmöglich wehren gegen dieses überströmende Gefühl und als nun ein Zug weißgekleideter, blühender hamburger Jungfrauen, meist den ersten Familien angehörig, mit grünen Kränzen und Gaben zu ihnen heranzog und diese und jene sich im Uebermaß des Entzückens nicht enthalten mochte, einem der Befreier zu umhalsen und den Gruß des Willkomms mit einem patriotischen Kuß zu besiegeln: da zerschmolzen auch die ehernen Herzen der russischen Krieger; man sah Thränen der Rührung über ihre markigen braunen Gesichter rieseln und um die Theilnahme noch deutlicher zu bezeugen, stimmten sie ihre schwermüthig-heitern Nationallieder an, so daß nun ein so seltsamer Freuden-Chor von Kosackenliedern, Hurrageschrei, Glockengeläut, Gewehr-Freudenschüssen und andern Ausbrüchen der patriotischen Lust entstand, daß die Herzen bebten und die Fenster zitterten, aus denen jubelnde Zuschauer mit weißen Tüchern wehten und Blumen und Kränze auf die vorüberziehenden Krieger niederstreueten. Darauf die Gewerke, grüne Zweige an den Hüten und flatternde Fahnen aller Art in der Luft schwenkend, einher ziehend; dazwischen aber schmetterte unaufhörlich der Volksruf. „Vivat Kaiser Alexander! Hoch lebe unser Erretter!“ — auch sah man dessen Büste überall an den Fenstern stehen, sinnig mit Kränzen geschmückt. — Doch das Wort verstummt in seiner Ohnmacht der Nachwelt, ein würdiges Gemälde der reinsten und allgemeinsten Bürgerbegeisterung aufzubewahren und überläßt es lieber der Phantasie, ja, in den Tagen der Entstehung dieses unseres Albums, noch der Erinnerung von Zeitgenossen, sich die Farben so glänzend als möglich zur Ausschmückung desselben zu mischen.

Wenige dachten im Rausche des Jubels an etwas, das denselben stören könnte, an Besorgnisse für die nächste Zukunft, denn man sah diese russischen Truppen nur als eine Avantgarde an, der bald die nöthige Infanterie folgen werde, doch blieb diese Erwartung so gut wie getäuscht, da erst am 28. März, und nur 400 Mann Mecklenburger, schöne, brave und wohlexercirte Leute, unter dem Befehl des Obersten v. Both eintrafen; russische und preußische Infanterie aber, trotz der Zusage, ausblieb, da General Barclay's, von Thorn kommendes und auf hier bestimmtes Corps Contra-Ordre bekam und nach der Schlacht bei Lützen, in der Richtung der Oberelbe abmarschieren mußte.

Am Tage jenes Einzuges erließ der Senat folgende Proclamation:

„Nachdem alle französischen Militair- und Administrationsautoritäten sich von hier entfernt haben und die Municipalität sich in Folge der Erklärung des russisch-kaiserlichen Herrn Commandanten en Chef, keine andere, als abseiten der Stadt Hamburg constituirte Autoritäten anerkennen zu können, aufgelöst hat, so war es Pflicht der ehemaligen Mitglieder des Senats, sich des öffentlichen Besten dieser Stadt anzunehmen, damit aller Anarchie und Unordnung vorgebeugt werde. Indem solches zur Kenntniß des hiesigen Publikums gebracht wird, so werden alle hiesigen Bürger und Einwohner zu einem ruhigen und anständigen Betragen hiermit ermahnt.

Hamburg, den 18. März 1813.

Am Abend dieses Tages hatte das Volk dem aus dem Schauspielhause heimkehrenden Tettenborn die Pferde seines Wagens ausgespannt und ihn bis vor seine Wohnung gezogen. — Als er hier eingetroffen, fand er obige Proclamation vor, und war mit dem darin herrschenden Tone

gänzlich nicht zufrieden, da solcher ihm zu matt, zu ausweichend, vorsichtig, ohne allen Einklang mit der Begeisterung des Volkes bedünkte und es ist nicht wegzuleugnen, daß sich eine für Hamburgs Wohlfahrt nachtheilige Mißstimmung in seinem Gemüthe festsetzte. — Uebrigens überließ sich die Bevölkerung in bedrohlicher Sorglosigkeit um die, eine Meile von hier bei Harburg gelagert lauernden Franzosen, der unbedingtesten Freude, die sich durch eine allgemeine, bis in die verborgensten Twieten erstreckende Illumination verkündete und wahrlich, hätte der Feind in dieser mondhellen Frühlingsnacht die Stadt überrumpelt, er würde nur auf branntweintrunkene Russen und freudetrunkene Hamburger gestoßen sein, die ihm die Eroberung der Stadt und somit das Versalzen der allgemeinen Freude nicht schwer gemacht haben würden. Indeß wurde diese olympische Nacht durch keinen betrübenden Zwischenfall gestört und am folgenden Tage machte Oberst Tettenborn die Deputirten des Senats mit dem bekannt, was nunmehr nach der Freude ernstlich zu beginnen Noth thue: nämlich die Errichtung eines Truppen-Corps, das im Felde, und einer Bürgergarde, die in der Stadt Dienste verrichten solle. — Jenes wurde auf 6000 Mann Infanterie und Cavallerie veranschlagt und sollte dazu Hamburg 2400 Mann Infanterie und 600 Mann Cavallerie, Lübeck und Bremen aber die andere Hälfte stellen, das Ganze aber sollte hanseatische Legion genannt werden und bis zum Frieden gemeinschaftlich mit den verbündeten Truppen gegen den Feind agiren. — Zu gleicher Zeit auch erließ der Oberst eine Proclamation an die Bewohner Hamburgs, worin unter andern folgendes vorkam:

„Euer Jubel bei unserm Einzuge in Eure Stadt hat jeden unter uns tief bewegt; doch wird Eure Freude nur alsdann erst die wahre Bedeutung gewinnen, wenn Ihr Hand mit anlegt, an das große Werk der Befreiung Deutschlands. Zu den Waffen

demnach, wenn die Unterdrückung eine Schmach war; zu den Waffen für Vaterland und Recht! — Noch iſt das Werk der Rettung nicht vollbracht und darum denke Keiner bis dahin an Erholung und Genuß. Das ehrenvollſte Geſchäft iſt jetzt, das Schwert zu ziehen und die Fremdlinge vom deutſchen Boden zu verjagen, die bereits 300 Meilen weit von dem ſiegreichen ruſſiſchen Heere verfolgt werden. Schande und Schmach für Jeden, der in dieſen verhängnißvollen Zeiten, wo um die höchſten Güter der Menſchen gefochten wird, die Hände in den Schooß legt, ꝛc. ꝛc.

Dieſer energiſche Aufruf indeß, wie ein directes Schreiben des Oberſten an den Senat, veranlaßten ein Zuſammenberufen der Bürgerſchaft am 20. und zwar in der uralten Weiſe, daß die Bürgermeiſter-Diener an den Ecken laut rufend die Einladung publicirten. — Es war aber die letzte Bürgerſchaft am 20. December 1810 gehalten worden, an dem Tage nämlich, wo Napoleon ſeine eherne Hand auf Hamburg legte. So denke man ſich denn das ſeltſam-freudige Gefühl der Bürger beim Erſchallen jenes Rufes, auch war die Verſammlung verhältnißmäßig zahlreich, denn ſie beſtand aus 310 Perſonen.

Der Senat erſtattete eingänglich einen Bericht über das ſeit dem 18. Vorgefallene und brachte dann folgende Propoſitionen an die Bürger:

1) Daß die Bürgerſchaft das Vorgetragene, ſo wie die Herſtellung der alten Verfaſſung genehmigen möge. — Antwort: „Genehmigt".
2) Dem Rath eine Reviſions-Commiſſion von fünf Bürgern an die Seite zu ſtellen; wozu derſelbe auch fünf Glieder aus ſeiner Mitte ernennen würde. — Antwort: Die Deputation von Seiten der Bürgerſchaft auf zehn ſtatt fünf zu bringen.

3) Daß alle Verfügungen auf das Gebiet der Stadt auszudehnen. — Antwort: „Genehmigt."

4) u. 5) enthielten Anzeigen beiläufiger Anordnungen, die keiner Genehmigung bedurften.

6) Fortsetzung der Zinsenzahlung von 5 bis 6 pCt. per Mark. — Antwort: „Genehmigt unter Bedingung der Wiederherstellung der alten Stadt-Cämmerei.

7) Beibehaltung der Octroi und Stadt-Accise. — Antwort: „Genehmigt, wie vorhin."

Hierauf wurde ein, so eben vom Oberst Tettenborn eingelaufenes Schreiben vorgelegt, das die Organisirung eines Freicorps, unter dem Namen hanseatisches Corps, mit specieller Angabe der einzelnen Punkte und Forderung von 200,000 Rthlr., zur Equipirung desselben, enthielt. — Der Schluß lautete: „Es wird hiermit dem Senat aufgetragen, auf der Stelle hierüber einen Entschluß zu fassen, und diesen um 3 Uhr Nachmittags mir kund zu machen, damit noch heute meinerseits die anderweitigen Verfügungen getroffen werden können.

Der Rath proponirte hierauf den Burgern:

1) Des Obersten Begehr zu erfullen, jedoch die obige Bezeichnung desselben aus begreiflichen Gründen (Furcht vor den Franzosen) abzulehnen. — Antwort der Burger: „Genehmigt, wie der Herr Oberst Tettenborn vorgeschlagen."

2) Die 200,000 Rthlr. betreffend, zu versuchen, diese fast unerschwingliche Summe auf die Hälfte ein fur allemal zu reduciren, und dann so bald als thunlich zu entrichten. — Antwort der Burger: „Mit Beseitigung alles unschicklich befundenen Dingens und Abkaufens, das Nöthige dieserhalb auszumitteln, zu verfügen, und es der Cämmerei zu übertragen, überhaupt aber dem Herrn Obersten in allen Dingen zu Willen zu sein, als ein Beweis der Bereitwilligkeit

der Bürger Hamburgs, ihr Theil zur Befreiung Deutſchlands beizutragen."

3) Was die Organiſation der Bürgerbewaffnung in 6 Bataillons, zu 1200 Mann betrifft, ſo ging E. E. Raths Vorſchlag dahin, die ungefähr ſo viel Mannſchaft betragende Bürgerwehr dazu einzurichten; die Commiſſion des Endes, von 7 Bürgern, mit Herrn v. Heß an der Spitze, anzunehmen, und es der Bürgerſchaft zu überlaſſen, ob ſie die übrigen 6 Perſonen zur Beſtätigung des Senats ernennen, oder aber dem kaiſerl. ruſſiſchen Herrn Oberſten den Vorſchlag zu dieſer Ernennung anheimſtellen wollte.— Antwort der Bürger: „Die Organiſirung eines, für die Erhaltung der inneren Ruhe zu errichtendes Corps an und für ſich beizubehalten, jedoch ohne ſich auf die Stellung einer beſtimmten Anzahl dienſthuender Bürger einzulaſſen, und unter dem Vorbehalt, daß dieſes Corps nicht verpflichtet werden könne, außerhalb der Ringmauern der Stadt zum Dienſt angehalten zu werden; erſucht übrigens E. E. Rath, die Modalität der zu ernennenden und Herrn v. Heß zuzuordnenden Commiſſion bis zum nächſten Convent auszuſetzen."

Eine von den Oberalten vorgeſchlagene Dankadreſſe kam wegen Proteſtation des Catharinen-Kirchſpiels nicht zur Ausführung, da man ſolche unter beſtehenden Verhältniſſen unpaſſend fand, und wurde dieſelbe in einen Privatdank umgewandelt. — Es darf hier nicht verſchwiegen werden, daß Tettenborn mit dem behutſamen Verfahren des Senats auch in dieſer Bürgerverſammlung gänzlich nicht zufrieden war, und dennoch hat der Erfolg gelehrt, wie ſehr richtig der letztere die beſtehenden Verhältniſſe gewürdigt hatte, und vielleicht noch größere Vorſicht und Zurückhaltung an der Zeit geweſen wäre. — Der Oberſt erließ übrigens noch an demſelben Tage zwei Verordnungen, deren eine die

Schiffahrt nach und von England, so wie auch den Handel mit den verbundeten Staaten Rußlands freigab; die andere aber eine Confiscation alles französischen Eigenthums anbefahl. — Gegen letztere Anordnung machte eine Deputation des Commerciums eindringliche Vorstellungen bei Tettenborn, da die Kaufmannschaft ungleich mehr dadurch in Frankreich verloren haben würde, als französisches Eigenthum hier zu finden; und in der That gereicht es dem Obersten zur Ehre, daß er darauf einging und die Deputation autorisirte, die schon erschienene Verordnung in den Blättern dahin zu berichtigen, daß die Confiscation sich nur auf Gouvernements- und Beamten-Eigenthum erstrecken solle. Schon am Tage nach erwähnter Bürgerversammlung wurden Bureaux zur Anmeldung von Freiwilligen zur hanseatischen Legion errichtet, und bis Nachmittags 3 Uhr hatten sich bereits 900 Personen zwischen 14 und 50 Jahren einschreiben lassen; der Ablauf der Woche ergab schon 2000. Bald waren denn auch vier Escadrons Cavallerie, so wie die ersten beiden Bataillons Infanterie vollzählig, ehe man noch Zeit gehabt hatte, mit ihrer Ausbildung den Anfang zu machen. Es ließ sich indeß nicht leugnen, daß der anfängliche Eifer bald etwas zu erkalten begann, was man dem Umstande zuschrieb, daß der redliche und gebildete Mann in seinem Nebenmann nicht selten einen Douanen, Polizeispion und sonstigen Taugenichts zu erkennen Gelegenheit fand; auch entsprach die Behandlung beim Exerciren keineswegs den Erwartungen, die ein, unter solchen Umständen organisirtes Freicorps zu fordern berechtigt war. — Zu spät sah der Chef des russischen Generalstabes, Herr v. Pfuel, das unzweckmäßige dieser Behandlung ein; das öffentliche Exerciren auf dem Domplatz hatte den Zuschauern einen Widerwillen gegen den Dienst eingeflößt und die Lust war gedämpft. Besser schon ging es mit der unter Herrn Rittmeister Hanft und größtentheils auf dessen Kosten organisirten Cavallerie, die in kurzer Zeit vollzählig

und ſämmtliche Escadrons mitunter ſtärker waren, als der erſte Ueberſchlag es forderte.

In derſelben Zeit las man in öffentlichen Blättern folgenden, von einer Dame ausgegangenen und unterzeichneten Aufruf:

„Lauter als je mag in dieſem Augenblick das Herz jedes edlen Deutſchen für Vaterland und Freiheit ſchlagen, und feuriger den Wunſch aller Frauen und Mädchen beleben, bei eingeſchränkter Kraft dem Vaterlande zu nutzen. Durch dieſe Hoffnung geleitet, macht eine Hamburgerin die Aufforderung an ihre Mitſchweſtern, das heilige und ehrenvolle Unternehmen der Männer und Jünglinge, die zahlreich voll hoher Begeiſterung zu den Waffen eilen, um Unabhängigkeit und Freiheit zu erkämpfen, durch freiwillige Beiträge zur Ausrüſtung der Minderbegüterten zu unterſtützen. — Ihr edlen deutſche Frauen und Mädchen, wen unter uns entzückt die Morgenröthe des ſchönen Tages, den eine ewige Vorſehung uns ahnen läßt, ohne die Wonne des Gedankens zu empfinden, durch Hingebung eines Schmuckes, durch Entſagung einer Modetracht, durch Aufopferung einiger Vergnügungen, zur Befreiung unſerer geliebten Vaterſtadt etwas beigetragen zu haben! — Darum ſäumt nicht, wie klein immerhin eure Beiträge ſein mögen. Gottes Segen ruht darauf. Zwei unſerer verehrteſten Patrioten, Herr Paſtor Mutzenbecher und Herr v. Heß, werden die Einſammlung übernehmen. Die Subſcription iſt durch einen Beitrag von 200 Mark eröffnet durch Mademoiſelle W. B. (Wilhelmine Behrmann)."

Dieſer in beſcheidener Anonymität und darum die Verfaſſerin doppelt ehrende Aufruf fand die lebhafteſte Theilnahme und Nachahmung in einer auch bei den Dienſtboten

angeſtellten Sammlung für die hanſeatiſche Legion, Seitens junger Damen, welches mühevolle Geſchäft 10,316 ℔ 1 ß Courant eintrug.

Während 8 Tage lang, ſeit dem 20. März, harrte nun Tettenborn vergebens auf eine Antwort des Senats, die Bürgerbewaffnung betreffend, und hatte er deshalb zu dreien Malen an denſelben geſchrieben. Erſt jetzt wurden die Bürger abermals zuſammenberufen, jedoch war ſchon am 25. März eine Proclamation erlaſſen, worin Hamburgs Söhne aufgefordert wurden, ihr Schwert mit in die Wage zu legen, auf welcher Europa's Geſchick eben jetzt abgewogen wurde. Der Schluß dieſer Proclamation lautete: „Das dankbare Vaterland wird die hülfloſen Wittwen und Waiſen der gebliebenen Bürger, es wird die, durch ehrenvolle Wunden für ihre Selbſthülfe außer Stand geſetzten Söhne der Bürger als ein anvertrautes Pfand achten und ihrer mit liebevoller Erkenntlichkeit pflegen. Mit verdoppeltem Muthe folgt alſo, Ihr Söhne des Vaterlandes, dem hohen inneren Beruf, der Euch vor aller Welt adelt".

In der am 27. März abgehaltenen Verſammlung der Erbgeſeſſenen Burger wurde dann die Angelegenheit der Bürgerbewaffnung geordnet, und eine Commiſſion, beſtehend aus dem Oberſtlieutenant Krüger, den Bürger-Capitainen Lattmann und Tiedemann, dem Doctor Schönhütte und den Herren J. M. Schmidt und J. A. Prell, denen Herr von Heß beigeordnet, ernannt, um die Organiſirung zu betreiben. — Am 29. traf die, allgemeine Beſtürzung erregende Nachricht ein, General Moreau rücke mit 4000 Mann gegen Lüneburg heran, und Vandamme folge ihm mit gleicher Macht auf dem Fuße. — Dieſer Umſtand verzögerte die Publication des Bürgerſchluſſes, auch wurde eine an den Kaiſer Alexander abzuſendende Deputation noch zurückgehalten, um den Verlauf der Dinge jenſeits der Elbe erſt abzuwarten. — Am 3. April erfuhr man, Moreau ſei in Lüneburg geſchlagen, er ſelber tödtlich verwundet und ge-

fangen, welche Nachricht am 5. dahin ergänzt wurde, daß der Sieger, General Dörnberg, nicht stark genug, dem anrückenden Feinde die Spitze zu bieten, sich bei Boitzenburg über die Elbe zurückgezogen, um hier den Uebergang der Franzosen zu wehren; auch daß General Montebrün am 4. in Luneburg eingezogen, und dort den General Davoust mit der Hauptmacht stündlich erwarte. — Diese Umstände veranlaßten den Senat, mit der Publication jenes Beschlusses noch immer behutsam zu warten, was aber den lange genährten Unmuth Tettenborns dermaßen vermehrte, daß er in sehr gereiztem Tone seine Beschwerde brieflich gegen den Senat ausließ, worauf dann am 6. April nothgedrungen ein Aufruf an alle Burger und Einwohner von 18 bis 45 Jahren erging, sich in die ausgelegten Register für die Bürgerbewaffnung einzuschreiben. — Der Erfolg war günstig, an Menschen fehlte es nicht, wohl aber an Waffen, Montirung, und vor allem an Geld, — und so war nichts zu machen, als die Gardisten sich auf eigene Kosten uniformiren zu lassen, vorläufig aber wurde ein Erscheinen in bürgerlicher Kleidung beliebt. Waffen waren für die Bürger fast gar nicht zu haben, der wenige Vorrath mußte der Legion reservirt werden; die Franzosen hatten alles weggeschleppt. Der Senat wußte nur 300 Stück für 8800 Mann Bürgergarde aufzubringen, und was das Schlimmste: es waren auch für Geld weder in der Stadt noch in weitester Umgegend Gewehre aufzutreiben. Jeder half sich nun so gut er konnte, und man brachte es auf diese Weise Ende April auf 1500 Gewehre, darunter Vogelflinten, Karabiner und Knabenspielzeuge, eine Equipirung, die dem Auge zu viel komische Seiten darbot, als daß der Eifer nicht sollte dadurch abgekühlt worden sein; ein Vorschlag, das Fehlende durch Piken zu ersetzen, fand entschiedenen Widerwillen und wurde diese Art Waffe nothwendig erst später auf der Feddel benutzt, als Mad. Hanbury, geb. Bohn, 3—400 Stück — dem Wappen nach einst für den Großfürsten Peter III.

von Holstein bestimmt gewesen — den Bürgern zum Geschenk machte.

So standen die Sachen, als der Bericht eintraf, General Montebrün habe sich, vereint mit Davoust, hinter der Aller festgesetzt. Letzterer sammelte schnell an der Weser 16 bis 18,000 Mann, mit welchen er nur zu bald die vom General Tettenborn vorgeschobenen leichten Truppen zurückdrängte, und Hamburg von der Elbe her einschloß. — Dieser Umstand veranlaßte den General Tettenborn, an die Wiederherstellung der demolirten alten Festungswerke zu denken. — Man fing damit an, die, statt der früheren Zugbrücken in den Stadtgraben gezogenen Dämme zu durchschneiden, die Breschen auszufüllen, und vor dem inneren und äußeren Stein- und Deichthor Ravelins anzulegen. — Auf der Feddel ward eine Schanze aufgeworfen, und im Reiherstieg ein Blockschiff gelegt. — Ferner errichtete man auf dem Grasbrook drei und auf dem Hamb. Berge eine Batterie, mit 15 und 3 Kanonen bepflanzt.

Es schien nun, als beabsichtigten die Franzosen zwischen dem Hoopt und Harburg über die Elbe zu gehen und sich des Ochsenwärders zu bemächtigen, wozu ein, bei schon länger anhaltendem Ostwinde sehr niedriger Wasserstand die beste Gelegenheit darbot. — Südwestlich hatte der Feind bereits Ende April einige kleine Inseln besetzt, und es gelang ihm, daß er die Besatzung des erwähnten Blockschiffes Nachts im Schlaf überfiel und massacrirte, hierauf aber das Schiff nach Harburg zu bringen versuchte, was aber durch ein, von der Wilhelmsburg her ins Werk gesetztes Zusammenschießen des Fahrzeuges mißlang, und diese Ereignisse waren es hauptsächlich, die Tettenborn zu jenen Befestigungsarbeiten bewogen, um den Hamb. Berg und den Stadt- und Elbdeich gegen einen Ueberfall zu sichern. — Der Bürgergarde fiel es zu, diese weitläufigen Befestigungen zu besetzen, und erforderte solches täglich 800 Mann,

wodurch denn die Waffen-Uebungen ſo gut als aufhörten, was um ſo unangenehmer war, da eben jetzt endlich Gewehre anlangten, und durch zwei Officiere von der Bürgergarde, dem Capitain Fiſcher und Lieutenant Martens, von den bei Curhaven ankernden engliſchen Schiffen abgeholt wurden. — Die Sendung beſtand aus 10,000 Gewehren, eben ſo vielen Patrontaſchen und Gehängen, nebſt einer großen Menge ſcharfer Infanterie-Patronen und Montirungsſtücken. — Von dieſen Gewehren erhielten der General Tettenborn für die hanſeatiſche Legion 3000, Mecklenburg, Hannover und die hieſige Bürgergarde, jeder Theil 1000 Gewehre nebſt Riemenzeug, und die übrigen 1000 blieben vorläufig ohne Beſtimmung auf dem Bauhof gelagert.

Es waren nunmehr, Ausgangs April, bereits 6 Wochen ſeit Einzug der Ruſſen vergangen, und noch immer harrte man vergebens auf Verſtärkung derſelben durch Infanterie. Zwar verkündete am 25. April ein eintreffender preußiſcher Feldjäger die nahe Ankunft von 14,000 Mann Preußen, der früheren Beſatzung Spandau's; aber auch dieſe Freude war vergebens, denn die Hülfe erſchien nicht. Die Beſorgniß ſtieg daher von Tage zu Tage, da es nicht verſchwiegen bleiben konnte, daß ſich Davouſt mit 20,000 Mann Avantgarde längs des linken Elbufers von Winſen bis Burtehude ausbreitete, und eine allgemeine Mißſtimmung war nicht zu verkennen. Da ſah man nun ſchweres Geſchütz nach der Wilhelmsburg, dem Zollenſpeicher, Grasbrook und Hamburger Berg bringen; man hatte aber keine Artilleriſten, es zu bedienen, und obgleich eine Vertheidigung der weitgedehnten Linie mindeſtens 10,000 Mann erfordert hätte, waren doch nur 400 Mann regulaire Infanterie dafür disponibel, denn die hanſeatiſche Legion war noch zu unreif, um dafür gelten zu können.

Bevor wir nun zu dem unſeligſten aller Ereigniſſe, die Hamburg betroffen, übergehen, wollen wir nachträglich

einiges erwähnen, was sich in der Zwischenzeit, da man jene kriegerische Begebenheiten vorbereitete, bemerklich machte. — Man wird mit Recht fragen, welche Art Erkenntlichkeit bewies denn Hamburg nun seinem ersten Befreier, dem General Tettenborn? und obgleich Mancher mit Recht erwidern konnte, er that nur seine Pflicht und hatte nichts dafür zu verlangen, am wenigsten von einer so bis aufs Mark ausgesogenen Stadt: — so pflegen doch Krieger ganz anders über diesen Punkt zu denken, und in der That wurde am 3. April von dem Adjutanten des Generals, dem Lieutenant Lachmann, einem hochgestellten Manne so etwas, wie man zu sagen pflegt, unter den Fuß gegeben, indeß so deutlich, daß man sogar eine Summe von 10,000 Stück Friedrichsd'or nennen hörte, die geeignet sein dürfte, die Schuld der Dankbarkeit abzutragen. Man glaubte etwas später, Ursache zu haben, annehmen zu dürfen, daß dem General diese Idee seines Adjutanten völlig fremd sei; dennoch stimmte dieselbe so ganz mit dem Billigkeitsgefühl des Senats, trotz der leeren Cassen, daß derselbe die Bürgerschaft zum 24. April zusammenberief und derselben einen Antrag stellte, wie erwähnt wurde, daß bekanntlich der russisch-kaiserliche Herr General-Major, Baron v. Tettenborn, dieselbst der erste Ueberbringer der erfreulichen Botschaft gewesen, daß die Wiederherstellung der Unabhängigkeit Hamburgs Sr. Maj. des Kaisers von Rußland entschiedener Wille sei. — Der geschickten und glücklichen Leitung des gedachten Herrn General-Majors verdanke die Stadt die so schnelle Ausführung ihrer Befreiung, und daß solche auf eine Art statt gefunden, in Folge deren die Stadt allen in solchen Fällen nicht selten vorhergehenden Kriegsübeln entgangen sei. E. E. Rath halte es den Verbindlichkeiten gegen den gedachten Herrn General-Major, welcher der Stadt auch seit ihrer erfolgten Befreiung seine wohlwollenden, fürsorglichen Gesinnungen bethätigt habe, angemessen, so wie dem frohen Gefühle sämmtlicher

Einwohner über diese glücklichen Ereignisse entsprechend, daß dem gedachten Herrn General-Major die Erkenntlichkeit Hamburgs auf eine angemessene Art bezeigt werde.

In der Ueberzeugung, daß Erbgesessene Bürgerschaft hierüber mit E. E. Rathe gleiche Meinung hege, und daß er durch eine desfallsige Proposition den Wunschen seiner Mitbürger entgegenkomme, trage E. E. Rath darauf an:

„Daß dem Herrn General-Major, Baron v. Tettenborn, das hamburgische Bürgerrecht, mittelst eines, in einer goldenen Kapsel zu übergebenden Bürger-Diploms, und außerdem ein Geschenk von fünftausend Friedrichsd'or, als eine Bethätigung der Erkenntlichkeit und des Dankes Hamburgs, offerirt werde." — Antwort der Burgerschaft: „Erbgesessene Bürgerschaft genehmigt den Antrag, in Betreff des Bürgerrechts und Ehrengeschenkes an den Herrn General-Major v. Tettenborn.

Man wird diesen freiwilligen Beweis der Dankbarkeit gegen den Befreier um so billiger finden, wenn man bedenkt, was französische Gewalthaber gezwungen aus den Staatseinkünften sich zueigneten; indem sich keiner derselben, vom ersteingezogenen Marschall Mortier an, weniger als 48, kein Chef d'Etat-Major unter 12 und kein Commandant unter 10 Friedrichsd'or täglich reichen ließ. Nur General Dupont verlangte, daß ihm Alles in natura geliefert würde und kosteten seine Tafelfreuden der Stadt während 200 Tagen 219,989 Livres, mithin täglich circa 1100 Livres. Wahrlich viele ungesegnete Mahlzeiten für Hamburg! — Indeß darf doch nicht verschwiegen werden, daß die Zustimmung der Bürger zu jenem Geschenk nicht so allgemein und enthusiastisch war, als man erwartet, was wohl einerseits in der finanziell bedrängten Lage der Stadt seinen genügenden Grund finden mochte, anderseits aber auch einer, wenige Tage vorher zwischen dem General und einem der

angesehensten Bürger der Stadt vorgefallenen heftigen Scene, beigemessen wird, in welcher der jähzornige Russe sich zu den herbesten Ausdrücken über eine ihm klatschhafter Weise hinterbrachten Mißbilligung des Bürgers, die Militär-Anordnungen betreffend, ohne Grund hinreißen ließ, obgleich zwei Söhne von jenem in der Legion und der Bürgergarde dienten und somit der Patriotismus der Familie nicht in Zweifel gezogen werden konnte.

Ein zweiter Vorgang betrifft die Angelegenheit der, als französischgesinnt bezeichneten Gefangenen, über welche Tettenborn 14 Tage nach seinem Einzuge ein Gericht, bestehend aus dem Vorsitzer, Major Pfuel und den Herren Dr. F. Benecke, Mutzenbecher, P. Godeffroy, v. Ehrenstein und v. Varnhagen, niedersetzen ließ. Der Eifer, die verhaßten Schuldigen aufzufinden, füllte bald alle Wachen und Gefängnisse der Stadt und wurde in Folge eines Urtheilsspruches, ein Theil derselben in ein Schiff geladen und nach der ostfriesischen Küste geschickt. — Die Uebrigen schmachteten Wochenlang in ihren Kerkern und Tettenborn ließ sich endlich bewegen, eine Commission zur Untersuchung ihrer Schuld, nach Vorschlag des Herrn von Heß anzuordnen, bestehend aus den Herren C. O. Benecke (jetzigem Bürgermeister), G. C. Bieber, Capt. Lattmann, M. D. Sillem und — Dr. Schönhütte wegen überhäufter Geschäfte die Funktion ablehnte — Dr. Tode als Protokollführer. Zu diesen Personen fügte Tettenborn noch den Oberstlieutenant und Chef der Kasanschen Dragoner, Herrn Laschkareff und Herrn v. Heß hinzu. Die Ehrenmänner, ohne Vorurtheil an ihr mühsames Geschäft gehend, hatten die Freude, keinen der Gefangenen als überwiesen schuldig zu finden; die Meisten wurden frei gegeben und nur einige des Verdachts schuldige Hannoveraner nach Ratzeburg zur weitern Untersuchung abgeliefert. Uebertriebner Eifer hatte die auffallendsten Mißgriffe veranlaßt. So hatte man unter andern einen Beamten aus dem Hannoverschen einge-

bracht, der, nachdem er für die in sein Dorf gerückte Kosaken Heu und Stroh angeschafft, diese Fourage den gleich darauf die Kosaken vertreibenden Gensd'armen hatte überlassen müssen. — Ein bettelarmer Rattenfänger hatte mit seinen Kindern bereits Wochenlang im Gefängniß geschmachtet, weil er seit fünf Jahren auf einen französischen Paß gewandert. Ja ein in jeder Hinsicht unbescholtener Mann aus einer benachbarten Stadt war sogar aus keiner andern Ursache gefänglich eingebracht, als weil er 35 Jahre Unterricht in der französischen Sprache gegeben hatte.

Wir kehren nunmehr zu den Begebenheiten der vorhin angedeuteten Katastrophe zurück und finden hier vor allem zu beklagen, daß man über Stärke und Stellung des Feindes jenseits der Elbe gänzlich ohne Kenntniß war. Ob es gegründet, daß sich wirklich kein Deutscher zur Spionerie hergeben wollte, wie den Russen bei ihrem mehrfachen Ersuchen in dieser Beziehung versichert worden, oder ob man Geld und Mühe scheute, mag unentschieden bleiben, ein hierher gehöriger Fall mag darüber Fingerzeige geben. Als die Ereignisse immer mehr drängten, zu erfahren, wie die Franzosen die nahe Wilhelmsburg besetzt hielten, da fand sich endlich ein zuverlässiger Landmann jener Gegend zu dieser gewagten Dienstleistung. Unter dem Vorwande, eine ihm entlaufene Kuh aufzusuchen, durchwanderte er die ganze Insel und kam glücklich und wohlunterrichtet zurück, machte auch seinen Bericht im Hauptquartier, und ward an das Stadthaus zur Bezahlung verwiesen. Hier war man so generös, ihm — fünf Mark zu schenken, eine Summe, die der entrüstete Bauer dem Hauptmann der Bürgergarde brachte, worauf er durch eine, vorzüglich unter der Bürger-Cavallerie angestellte Sammlung einigermaßen entschädigt wurde. Es mag hier überhaupt mit kurzen Worten angedeutet werden, daß Manches in unserm guten Hamburg zu jenen Tagen nicht war, wie es sein sollte, was in den schwankenden ungewissen Zuständen, in der Erschöpfung des

Staatshaushaltes, und Gott weiß, in welchen andern Dingen, seinen Grund haben mochte; gewiß aber ist, daß die Chefs und Anführer der hiesigen Militairs Unzufriedenheit in sich nährten, und das allein schon darf als ein großer Uebelstand bezeichnet werden, zu einer Zeit, wo das Schwert jeden Augenblick in der Scheide zuckte.

Der 21. April war der Tag der Fahnenweihe, indem die hanseatischen Banner in die große St. Michaelis-Kirche gebracht, und unter zweistündigen sollennen Feierlichkeiten vom Herrn Pastor und Senior Rambach zum großen Werke der Befreiung eingesegnet wurden. — Es ist niederschlagend, daß dem besten Segen des geweihten Mundes, so oft der schlimmste Unsegen auf der Ferse folgt.

Am 29. April langten nunmehr hier, wie schon erwähnt, die englischen Gewehre an und vom 3. bis 8. Mai wurde damit exercirt. Leider blieb ein großer Theil der Freiwilligen, gewiß bei 2000 Mann, noch immer unarmirt und daß zu einer Zeit, wo das Unheil, der feindliche Ueberfall, sich mit großen Schritten nahete und noch 1000 Gewehre auf dem Bauhof lagerten. — Die Wegnahme des vor Hamburg stationirten bewaffneten Luggers, wodurch die Feindseligkeiten auf der Elbe selbst anfingen, hatte wohl die dänischen Autoritäten in Altona veranlaßt, daß am letzten April einige Kanonenböte in der Nähe des Grasbrooks erschienen, die im Fahrwasser ankerten, um solches auszumessen. Da aber der auf dem Grasbrook kommandirende mecklenburgische Offizier keine Ordre hatte, diese armirten Fahrzeuge in der Nähe zu dulden, so wies er sie ab, worauf solche denn auch, jedoch wohl erst nach Ausrichtung ihres Auftrages, noch am nämlichen Abend nach Altona zurückkehrten.

Nach der Schlacht bei Groß-Görschen, am 2. Mai, als die Alliirten sich hinter die Elbe zurückzuziehen genöthigt sahen, drängten sich die Franzosen immer näher und stärker nach dem linken Ufer derselben heran und da man von

hieraus alle daſelbſt liegenden Fahrzeuge herüber geholt, ſo ſuchte der Feind die in der Oſt und der Twiele liegenden Kähne und Böte in die Elbe zu bringen, auch hatte er ſeine Abſicht bis zum 5. Mai mit 26 derſelben erreicht, doch machten ſich am 6. Abends die Mecklenburger nebſt 30 hamburger freiwillige Burger dahin auf und nahmen mit großer Mühe den Franzoſen jene Fahrzeuge ab und brachten ſie herüber. — Man ſah indeß vom Michaelisthurm aus ſehr deutlich, wie die Franzoſen in Harburg eifrigſt beſchäftigt waren, Flöße zum Ueberſchiffen der Truppen zu bauen. — Die Elbe war übrigens bei anhaltendem Oſtwinde beiſpiellos niedrig; die Zahl der Franzoſen wurde auf 20,000 Mann angegeben, die der hieſigen Vertheidiger wuchs nur um 150 Mann von der deutſchen Legion, die als Stamm eines neu zu organiſirenden Corps gelten ſollten und nach Bergedorf durchpaſſirten. — Die hieſigen Vertheidigungsmaßregeln erweckten kein Vertrauen. Man ſchoß von der Wilhelmsburg, aus einem alten 24pfunder und einer Haubitze, ins Blaue hinein gen Harburg, und räumte dadurch nur unter der Ammunition, nicht aber unter den Feinden auf. — Es kämpften aber daſelbſt das erſte Bataillon Hanſeaten und das neue Lauenburger Jäger-Corps, etwa 150 Mann ſtark. — Erwähnte Stucke wurden commandirt von einem Veteran-Unterofficier der hamburger Stadtmiliz, und bedient von jungen, erſt ſeit einigen Wochen geubten Freiwilligen; wie denn auch die Geſchutze der übrigen vorhin erwähnten Befeſtigungswerke nur auf ähnliche Weiſe bedient wurden. — Weder die zwei ruſſiſchen, noch die beiden preußiſchen und acht hanſeatiſchen der leichten reitenden Artillerie angehörigen Stücke konnen in dieſer Befeſtigungs-Vertheidigung eben viel zählen, und wie mangelhaft dieſe noch dazu bedient waren, möge aus dem Vergleich ermeſſen werden, daß die beiden Zweipfünder der ruſſiſchen reitenden Artillerie durch zwei Officiere und 64 Mann bedient wurden, während die hieſigen 28 Kanonen von ſchwerem Kaliber ſich mit 2 Officieren,

4 Unterofficieren und 112 noch unausgebildeten Freiwilligen behelfen mußten. — Uebrigens war man anderweitig fleißig, die Fortifications-Werke zu vervollſtändigen, und der hannoverſche Ingenieur, Hauptmann Schäfer, unter deſſen Direction das ganze ſtand, verdient den Dank und die ehrenvollſte Anerkennung Hamburgs in dieſer Beziehung. Zeitgenoſſen ertheilen ihm das Lob einer unbegrenzten Thätigkeit, Anſtrengung und Unermüdſamkeit; auch der unter ihm und zu ſeiner vollen Zufriedenheit wirkende, mit der Ausführung beauftragte Ingenieur Heinrichs verdient hier rühmend erwähnt zu werden.

Zum 8. Mai berief der Senat nun die Erbgeſeſſene Bürgerſchaft zuſammen, damit ein von dem Chef der Bürgergarde, v. Heß, für dieſe entworfenes Organiſations-Reglement die Sanction erhalte und geſetzlich werde. — Es trat aber bei dieſem Geſchäfte ſchon zum Voraus gar ein häkeliger Punkt ein; der Senat begehrte nämlich, daß genannter Chef ihm einen Dienſteid ſchwöre, worin er die Zuſage leiſten ſollte, ihm (dem Senat) unbedingt zu gehorchen, was Herr v. Heß — bei aller Tüchtigkeit, dennoch ein Mann von ſtarrem, unfügſamen und gern opponirenden Charakter — unter der Bemerkung ablehnte, daß er unter beſtehenden Verhältniſſen, wo ein ruſſiſcher General in der Stadt commandire, ſolche Verpflichtung nicht zuſagen könne. Hierüber entſpann ſich eine weitläufige Verhandlung, bei der v. Heß nicht undeutlich zu verſtehen gab, daß ihm die ganze Charge läſtig ſei, und er zu reſigniren wünſche; doch ſchlug er vor, einen in folgender Form abgefaßten Revers anſtatt des Eides auszuſtellen.

„Ich Unterſchriebener, J. L. v. Heß, ernannt von Seiten des Senats der freien Hanſeſtadt Hamburg, zum Chef und Commandeur der Garde der Stadt, verſichere hierdurch, daß ich dieſe mir anvertraute ehrenvolle Stelle nach meinen beſten Kräften ſuchen

werde zum Wohl, zur Unabhängigkeit und zur Vertheidigung der Stadt vorzustehen. Daß ich sowohl zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung in der Stadt als zur Abwehr eines feindlichen Angriffs auf dieselbe, die mir anvertraute Macht auf das zweckmäßigste und eifrigste gebrauchen und überhaupt meinem, der Stadt als Bürger geleisteten Eide auf das gewissenhafteste nachkommen werde.

Hamburg, den 5. Mai 1813."

Ganz gegen Erwarten des Obersten gab der Senat nach, wozu denn auch wohl die dringlichen Umstände rieihen, da unter andern Umständen sowohl Weigerung als Nachgiebigkeit als Fehler hätten betrachtet werden müssen. Somit wurde nun zwar eine Einigkeit, jedoch nur eine kränkelnde, durch die Bedrängnisse kümmerlich am Leben gefristete Einigkeit erhalten, und am 9. Mai sollte eine große Inspections-Parade sein. Die unablässig kreißende Zeit hatte sich indeß diesen Tag für etwas Ernsteres auserlesen, indem der Feind schon frühmorgens die Insel Wilhelmsburg überrumpelte, nachdem er schon in der Nacht um 1 Uhr mittelst vorhin erwähnter Flöße auf verschiedenen Punkten derselben landete.— Die Lauenburger Jäger, denen die äußerste Spitze des Deichs anvertraut war, sollen sich am Abend zuvor auf Kosten ihres Chefs etwas zu viel zu Gute gethan und deshalb den Dienst nicht sorgsam genug versehen haben, und so büßten sie ihre Unachtsamkeit mit einer fast völligen Aufreibung ihres kleinen Corps. Das ihnen zunächst stehende Bataillon Hanseaten wurde zurück gedrängt, und ihr Vierundzwanzigpfünder genommen und vernagelt, jedoch so unvollkommen, daß die Franzosen ihn acht Tage später wieder gebrauchen konnten. — Diese Hiobspost wurde Morgens 5 Uhr durch den Unterofficier Brandt nach Hamburg gebracht, und sofort rasselte die Lärmtrommel durch die Gassen. Die Garde flog auf ihre Allarmplätze; Tetten-

born sprengte gleich nach 6 Uhr nach dem Domsplatz, eine bange, ängstliche Bewegung entstand in der Stadt, und mit besorglichen Blicken sah man den Major Godeffroy mit 400 Mann Hanseaten nach Rothenburgsort und dem Eichbaum abmarschiren, um den Feind, der jetzt schon auf Ochsenwärder gelandet war, im Fall er den Elbdeich zu passiren versuchen sollte, abzuwehren. Andere 200 Mann gingen nach der rothen und blauen Brücke ab, und schließlich wurde der Deich, der Grasbrook und der Hamb. Berg verstärkt besetzt; die Reserve postirte sich auf dem Walle in der Nähe des Deichthors. Von der Tapferkeit dieser nur noch größtentheils halbdisciplinirten, an Zahl geringen Leute, würde indeß wohl nur wenig Entscheidendes zu erwarten gewesen sein, wenn nicht die Mecklenburger, kaum nach der Wilhelmsburg hinüber gesetzt, den am Morgen geschlagenen Hanseaten neuen Muth eingeflößt und sie bewogen hätten, mit ihnen vereint den Feind anzugreifen, und bis an die südlichste Spitze der Insel, wo er durch seine Kanonen von jenseits gedeckt war, zurückzudrängen, wobei freilich mancher brave Hamburger und Lauenburger, verhältnißmäßig aber, unerachtet der glänzendsten Bravour, nur wenige Mecklenburger ihren Geist aushauchten.

Somit war nun der Feind in eine minder bedrohliche Position zurückgedrängt, indeß ließ sich mit Grund annehmen, daß die Gefahr nicht damit beseitigt sei, und er bald weitere Anstrengungen zur Erreichung seiner Absicht machen würde. Die Unsern räumten am 11. Wilhelmsburg, und zogen sich in die noch unvollendete Schanze der Veddel zurück. — Am 20. Nachmittags ließ Tettenborn den Oberst der Bürgergarde rufen und gab ihm Ordre, 200 Mann noch am nämlichen Abend nach jener Schanze zur Verstärkung abgehen zu lassen. — Der Oberst berief sich indeß auf den Bürgerbeschluß, daß zur Vertheidigung des Gebiets nur Freiwillige gebraucht werden dürften, welche Scrupel der General etwas schildbürgerisch fand. Darauf verstand sich

nach einiger Beſprechung jener dazu, die Garden zu freiwilliger Theilnahme an ſolcher Expedition aufzufordern. Die Zahl wurde indeß nicht voll, und es mußten die Fehlenden vom ſechsten Bataillon zucommandirt werden, deſſen Chef am Abend zuvor erſucht hatte, mit ſeinen Bürgern nach Finkenwärder überſchiffen zu dürfen. — Ganz gegen Erwarten kam am Abend auch noch eine kleine Hülfe, nämlich 200 Dänen, die Nachts auf dem Grasbrook bivouakirten und Tags darauf nach der Veddel übergeſetzt wurden. 7000 Mann Infanterie und Artillerie von dieſer Nation cantonnirten überdem noch ganz in der Nähe, und die Stadt ſchien nunmehr hinlänglich gedeckt, da man vorausſetzen zu dürfen glaubte, dieſe Dänen würden ihre Landsleute nicht im Stich laſſen.

Wenn wir nun vorhin über die unerklärliche Räumung der Wilhelmsburg und ein Zurückziehen in die Schanze der Veddel, wodurch Hamburg den Gefahren eines Bombardements ausgeſetzt wurde, ohne weiteren Commentar hinweggingen, ſo wollen wir nunmehr das erſt ſehr ſpät darüber bekannt gewordene hier nachholen. — Es kommandirte nämlich der däniſche Oberſt v. Hafner in Altona, ein wackerer Mann, der ſich Hamburgs Wohl und Wehe ſtets ſehr angelegen ſein ließ, und deſſen Einfluß auf den General Saint Cyr nicht ohne Einwirkung auf die ſchnelle Räumung Hamburgs geblieben war. Bald nach dieſer Zeit bekam er Befehl von ſeinem König, ſich der Rückkehr der Franzoſen nöthigenfalls mit bewaffneter Macht zu widerſetzen, jedoch ſo lange zu temporiſiren, bis 2000 däniſche, aus Frankreich heimkehrende Matroſen die Elbe paſſirt waren. Dieſe Leute waren noch immer nicht angelangt, als die Ereigniſſe anfangs Mai gar hart drängten, und Herr v. Hafner unerachtet ſeiner Ordre dennoch that, was er irgend konnte: er ließ ſeine Truppen der Elbe näher rücken und ſandte Kanonenböte nach dem Grasbrook und Reiherſtieg, um die

Franzosen daraus schließen zu lassen, daß man dänischer Seits gewillt sei, ihnen den Uebergang streitig zu machen. Unter diesen Umständen trafen am 8. Mai 1000 Mann von jenen Matrosen in Burtehude und Stade ein. Sie sollten am nächsten Tage übergeschifft werden, doch unterblieb solches durch den am 9. erfolgten Ueberfall der Wilhelmsburg. Am nämlichen Morgen war Hafner wegen dieser Angelegenheit nach Harburg gegangen, und nahm die Gelegenheit wahr, dem dort commandirenden General Vandamme begreiflich zu machen, daß die rechtliche Besitznahme Hamburgs von der Entscheidung der Waffen der Alliirten abhinge, die gegen Frankreich im Kampfe standen, und schlug bis dahin einen Waffenstillstand vor, wobei die Wilhelmsburg neutral bleiben sollte. Vandamme willigte vorbehältlich der Zustimmung seines Oberbefehlshabers, Marschall Davoust, und weiter des Kaisers Napoleon, ein, jedoch eben deßhalb mit der Bedingung einer vierundzwanzigstündigen Kündigung. — Die Erfüllung dieser, mündlich getroffenen Uebereinkunft unterblieb, doch erlangte Hafner damit die Ueberkunft der 2000 Matrosen, und Tettenborn, von dem Waffenstillstand unterrichtet, gab jenen, durch sonst nichts erklärbaren Befehl einer Räumung der Wilhelmsburg. — Warum aber unterblieb die Erfüllung der Zusage? — Der fieberhafte Zustand der Verhältnisse spukte auf eine sehr mysteriöse Weise unter der Hülle des Geheimnisses zu verderblichen Resultaten hinaus; versuchen wir es, einen gewagten Blick hinter die Gardine zu thun. —

Tettenborn, für die Unabhängigkeit der von ihm befreiten Stadt auf das eifrigste besorgt, und mit unserer Geschichte seit alten Tagen nicht unbekannt, glaubte in der von Dänemark dargebotenen Hülfe eine versteckte Absicht, Hamburg im Drange der Ereignisse auf eine leichte Weise an sich zu bringen, wahrzunehmen. In dieser Meinung war er durch den russischen Gesandten in Copenhagen, Fürst Dolgorucky, bestärkt worden. Diesem war es ge-

lungen, den däniſchen Hof der Sache der Alliirten unter der Zuſage geneigt zu machen, daß die zu ſtellenden 10,000 Mann däniſcher Truppen Hamburg und Lübeck ſo lange beſetzt halten ſollten, bis eine fur die Abtretung Norwegens zugeſagte Entſchädigung ausgemittelt worden wäre, und ging in Folge deſſen dem General Tettenborn der Befehl zu, genannte Städte zu räumen und die Beſetzung däniſchen Truppen zu überlaſſen. — Tettenborn, im Gefühl erwähnter Beſorgniß, und gedenkend, daß er den Städten im Namen ſeines Monarchen ihre Selbſtſtändigkeit zurückgegeben, hielt es mit ſeinem Gewiſſen unverträglich, dieſelben als Pfänder einer Macht zu überliefern, der er eine Luſternheit nach ihrem Beſitz zuzutrauen glauben durfte. Somit verweigerte er ein Folgegeben des Dolgoruckiſchen Befehls ſo lange, bis derſelbe von ſeinem Kaiſer Alexander beſtätigt worden ſei, dem er ſofort eine Relation der Sachlage durch eine vertraute Perſon zuſandte, und die Genugthuung hatte, ſeine Bedenklichkeit gebilligt und das Benehmen des Diplomaten in Copenhagen höchlich gemißbilligt zu ſehen. — Der Abgeordnete kehrte aber am 10. Mai aus dem Hauptquartier der Alliirten zurück, und Tettenborn fand ſich dadurch veranlaßt, den Waffenſtillſtand ſowohl perſönlich, als auch durch die nach der Veddel abgeſendeten 200 Dänen, von dieſer Seite zu brechen, damit auch Dänemark in die Feindſeligkeiten verſponnen werden möge. Als nun Vandamme, der den ganzen Tag über vergebens auf eine förmliche Beſtätigung des Waffenſtillſtandes geharrt hatte, am 11. Morgens beim Recognoſciren die Veddel mit Rothröcken beſetzt fand, die, wie er erfuhr, keine Engländer waren, gerieth er in Wuth, hielt ſich hintergangen und wollte von ferneren Unterhandlungen nichts wiſſen. — Am Nachmittag ſendete er einen Parlamentair, die Stadt zur Uebergabe aufzufordern. — Tettenborn befand ſich auf dem letzten Heller, und konnte ſomit die abweiſende Antwort erſt am folgenden Tage abgehen. —

Gegen Abend rückten noch zwei Bataillons däniſcher Infanterie mit zubehörigem Geſchütz durch die Stadt nach dem Grasbrook und Hamburger Berg, und ſomit durch 2000 wohldiſciplinirte Soldaten und 16 Kanonen nebſt den übrigen hieſigen Truppen geſchützt, überließ ſich Alles der beſten Erwartung, da die Franzoſen ohne eigentliches Belagerungsgeſchütz waren. — Indeß wurde am nächſten Tage gegen Mittag Befehl zum Sturmläuten gegeben. Die Bürger ſtellten ſich mit gewohntem Eifer ein, und außer den Bewaffneten ſtandrn noch einige Tauſend in und nebrn dem Bauhof, die dringend um Gewehre baten. — Wir haben bereits erwähnt, daß von den aus England eingetroffenen Waffen noch 1000 Stück daſelbſt lagerten, und zum öftern ſchon war um deren Auslieferung an kampfluſtige Bürger dringend gebeten worden; doch ließen ſie ſich mit der Antwort abweiſen: Man durfe über fremdes Eigenthum nicht verfügen. — Selbſt am 9. Mai, da die Wilhelmsburg genommen war, und auch am folgenden Tage, da das Gerucht ging, der Feind dränge durch Ochſenwärder nach dem Stadtdeich vor, und wo Alles zu den Waffen griff, ließ ſich das Volk durch jene Gründe zurückhalten. Heute aber, als es bekannt wurde, die Franzoſen hätten die Veddel genommen, und man durfe jeden Augenblick einem Angriff der Stadt entgegenſehen, da blieb kein Ausweg zwiſchen gutwilliger Herausgabe, oder die Bürger zur Eigenmacht zu reizen, die unabläſſig ſchrien: ob es denn nicht beſſer ſei, die hier müſſig lagernden Gewehre gegen den Feind zu gebrauchen, als ſie demſelben in die Hände fallen zu laſſen? — Die Sturmglocke heulte dabei fort und fort, Tettenborn ſchickte Ordonnanzen uber Ordonnanzen, um Verſtärkung nach dem Grasbrook zu ſenden; unerbittlich alſo gebot das Ereigniß, und die Kiſten wurden geöffnet, die Gewehre durch Herrn v. Heß und dem Major Perthes vertheilt, und ſo wie 50 Mann armirt, wurden ſie mit einem wachthabenden Gardiſten abwechſelnd nach dem Grasbrook oder dem Elb-

deich geführt. — 400 Pikenmänner gingen gleichfalls dahin ab

Es iſt nicht mit Genauigkeit zu beſtimmen, welche von den kämpfenden Parteien zuerſt den Angriff auf der Beddel gemacht, doch iſt es wahrſcheinlich, daß die Franzoſen es waren. — 1100 Mann der Unſrigen, aus Dänen, Mecklenburgern und Hanſeaten beſtehend, hatten die leider unvollendet gebliebene Schanze inne. Man ſagt, der Feind hätte Miene gemacht, die Verſchanzung anzugreifen, darauf ſich aber zurückgezogen; er ſei dann von der Beſatzung unvorſichtiger Weiſe verfolgt worden, hätte ſich hierauf geſetzt, wäre dann ſofort mit Verſtärkung zurückgekehrt, auf die Unſrigen losgegangen, und wären dieſe nun mit großem Verluſt in die Schanze zurückgeſchlagen worden. Hier angekommen, fand man dieſelbe ſchon von Feinden beſetzt, die ſich hinter den Deichen herangeſchlichen und durch die ungedeckte Seite hineingeworfen. Jetzt riß eine allgemeine Retirade nach den Schiffen ein, deren aber zu wenige vorhanden waren, um alle Fliehenden aufzunehmen, und ſo mußte denn ein großer Theil zurückgelaſſen werden. — Aehnlich auch fiel ein Angriff von Ochſenwärder her aus, und man iſt wohl berechtigt, anzunehmen, daß Mißgriffe bei der Leitung des Kampfes die Schuld trugen, namentlich herrſchte keine Uebereinſtimmung unter den Anführern der verſchiedenen Corps; jeder that, was ihm eben recht dünkte, und der den Oberbefehl führende Baron v. Beaulieu hatte ſich, im Gefühle ſeiner Schwäche, bei allem redlichen Willen, die Charge vergeblich verbeten gehabt; er war ein guter Oberforſtmeiſter, aber vielleicht ein deſto ſchlechterer Befehlshaber von Truppen. — Somit fiel eine große Anzahl hanſeatiſcher Krieger in Gefangenſchaft, und man muß ſich billig wundern, wenn man erfährt, daß, während vom Hafen bis zum Stadtdeich Fahrzeuge, für den Transport von 10,000 Mann ausreichend, müſſig lagen, neben der Beddel deren kaum für 500 Mann diſponibel waren, und wenn nicht die Bewohner

des Stadtdeichs freiwillig zur Rettung hinübergefahren wären, würde die Zahl der Gefangenen noch bedeutend größer geworden ſein, und doch fanden ſich von dem, 1600 Mann ſtarken Corps kaum 600 wieder ein. Daß dieſe Niederlage auch ihren moraliſchen Nachtheil äußern mußte, liegt in der Natur der Sache; Muthloſigkeit und Mißtrauen in die Fähigkeit, wohl gar den guten Willen des ruſſiſchen Commandanten ſchlich ſich ein, und die Folge davon ſtellte ſich ſchon am folgenden Tage heraus, als Freiwillige zur Ablöſung der Gardiſten an der Billbrücke aufgefordert wurden, da ſich Niemand dazu meldete; und doch lagerten jene Bürger ſeit drei Tagen bei anhaltendem Regenwetter unter freiem Himmel in einer feuchten Marſchgegend. — So ſah man ſich denn genöthigt, wenn auch reglementswidrig, eine Ablöſung zu beordern, da man — nebenbei geſagt — kein regulaires Militair dazu verwenden konnte, da es anderweitig nicht zu entbehren war.

Der folgende Tag nach dem Verluſt der Veddel blieb ruhig. Die Franzoſen verſuchten von der Hoorter Schanze aus nach dem Zollenſpeicher überzuſetzen, um am rechten Elbufer feſten Fuß zu faſſen. Auch landeten einige hundert Mann auf einer kleinen Inſel, wurden aber von den Lauenburgern und Lübeckern überfallen und vernichtet. — Am 14. begannen die Franzoſen aus dem eroberten Vierundzwanzigpfünder von der Veddel her die Stadt zu bombardiren, und man hatte deshalb nichts Eiligeres zu thun, als die nahe liegenden Oel- und Theer-Magazine durch Erde und wollene Decken zu ſchützen. — Die Zahl der Bürgergarde war bisher noch immer unverändert geblieben, und jedes Lärmtrommeln brachte ihrer bei 3000 zuſammen. Von nun an aber nahm dieſelbe bedeutend ab. Hierzu wirkten vereint mancherlei Urſachen. Es iſt dahin zu rechnen der Selbſterhaltungstrieb für Haus und Heerd; die ermattenden Strapatzen, woran man keineswegs gewöhnt war; Mangel an Vertrauen in die Anordnungen der Obern; böſe Nachrichten von Berlin,

da sich die Alliirten bis tief in Schlesien zurückgezogen, was von unsern Feinden auf der Elbinsel laut gefeiert wurde. — Neben diesem war der lange erwartete Kronprinz von Schweden noch immer nicht in Stralsund eingetroffen; der Abzug der Dänen von hier konnte aber jeden Tag erwartet werden, und auch die Russen standen augenscheinlich auf dem Sprunge; Alles war eingepackt, die Pferde standen angeschirrt, und die Kosacken bivouakirten beim letzten Heller. Schließlich aber fehlte es an Parteikämpfen und Machinationen im Innern der Stadt nicht; Klüglinge, die die jetzigen Ereignisse längst vorausgesagt, wirkten entmuthigend auf ihre Umgebung, und es konnte somit nicht auffallen, daß die Bataillons zuletzt mit 300, ja sogar 200 Mann aufzogen.

Auch der 15., 16. und 17. Mai blieben ruhig. Eine dumpfe Schwüle ruhte auf Hamburgs Mauern, und der Feind beschränkte sich darauf, Batterien anzulegen und einen Angriff auf die Stadt vorzubereiten, woran ihn weder die 6 dänischen Kanonenböte unfern des Graesbrooks, noch ein Feuern der Unsrigen von dort aus hindern konnte; nur der anhaltende Regen verzögerte seine Arbeit, so daß er erst am 19. Mai Mörser auf die Batterien bringen konnte. — Die armen Bürger wurden indeß durch diese Ruhetage nicht erquickt; am Tage ihren Geschäften nachgehend, mußten sie die Nächte über wachen, und Muth und Kraft konnten begreiflich dadurch nicht wachsen. — Vergebens hatte Tettenborn eine Schilderung der bedrängten Lage der Stadt ins Hauptquartier der Alliirten gesandt; Hülfe wäre jedenfalls von dort doch zu spät gekommen, und General Wallmoden, mit seiner Cavallerie bei Boitzenburg stehend, hätte selbst gerne Verstärkung gehabt. — Am 18. traf denn auch der Befehl des Königs von Dänemark an den Befehlshaber seiner Truppen ein, mit seinen Leuten ungesäumt das hamburgische Gebiet zu räumen. Der menschenfreundliche Hafner nahm es auf sich, diesem gemessenen Befehl erst

nach 24 Stunden zu gehorchen, damit man Zeit gewönne, Wallmoden oder auch den schwedischen General Döbbeler um Succurs anzugehen. — So zog er denn erst am 19. Mai, Abends 10 Uhr, ohne alles Aufsehen ab, damit die Franzosen nichts davon erfahren möchten, ihnen aber Anzeige zu machen, hielt er sich keineswegs verbunden, und ist es wohl diesem Umstande beizumessen, daß die Stadt vom 19. bis zum 21. Abends, in welcher Zeit sie eigentlich wohl nur von wenigen hundert Mann mecklenburgischen Grenadieren vertheidigt wurde, weder beschossen noch sonst angegriffen wurde.

Es war vorauszusehen, daß der Abmarsch der Dänen einen nachtheiligen Eindruck auf die Burgergarde machen würde, und um solchen nach Kräften vorzubeugen, beschloß Tettenborn, eine Anrede an dieselbe zu halten, weshalb am 18., Abends 6 Uhr, die sämmtlichen Bataillons am Bauhof versammelt wurden. — Um 7 Uhr wurde der General benachrichtigt, daß man seiner harre, worauf er sagen ließ, er werde sogleich erscheinen. — Um 8 Uhr war er noch nicht da, doch sprengte der Herzog von Braunschweig heran, der eben von England eingetroffen war, aber nur mit dem Befehlshaber einige Worte tauschte, die man indeß, als mehr entmuthigend denn belebend, den Leuten vorenthielt. — Als er fortgeritten, wurde noch einmal zu Tettenborn gesendet, um anzufragen, ob man ihn noch diesen Abend erwarten dürfe; worauf die Antwort erfolgte, daß es ihm Leid thäte, durch wichtige Geschäfte abgehalten zu sein, sein Versprechen zu erfüllen. — Dieses sonderbare Benehmen einigermaßen wieder gut zu machen, fand sich der Oberst v. Heß veranlaßt, dasjenige, was der Herzog von Braunschweig Lobendes von dem Patriotismus der Bürger geredet, diesen mitzutheilen, und das übrige — ein Bedauern über den unglücklichen Moment seiner Anwesenheit enthaltend — auslassend, etwas Tröstliches an dessen Stelle zu setzen.

Sobald nun der Abzug der Dänen unwiderruflich gewiß war, wurde durch Vermittlung des hieſigen ſchwediſchen Geſandten v. Seigneul ein Eilbote nach Stralſund an den General v. Döbbeler geſendet, um ihn zu vermögen, die däniſchen Hülfstruppen durch Schweden erſetzen zu laſſen. Der General war auch allerdings dazu geneigt und ertheilte die entſprechenden Ordres; der Kronprinz war aber nicht ſobald daſelbſt gelandet, als er dieſen Befehl höchlichſt mißbilligte und drohte, den General vor ein Kriegsgericht ſtellen zu laſſen und die ſchwediſchen Truppen zurückzuberufen. — Nach dieſer Hiobspoſt eilte der Geſandte perſönlich nach Stralſund, um nicht nur mündlich, ſondern auch durch ein wohlabgefaßtes Promemoria den Kronprinzen von der Wichtigkeit Hamburgs in politiſcher, commercieller und moraliſcher Hinſicht zu überzeugen. Bevor dieſer fatale Zwiſchenfall aber eintrat, glaubte man der Hülfe ſo gewiß zu ſein, daß ein Tagesbefehl die Bürger davon in Kenntniß ſetzte, wodurch die Ermuthigung in erfreulicher Weiſe wuchs.

Es war aber am 19. Mai, Nachts halb zwei Uhr, bei hellem Mondſchein, eine Stunde nachdem, da die Dänen abgezogen waren, als die erſte Haubitze von der Feddel herüber kam, beim Bauhof niederfiel und hier zerplatzte; die zweite fiel auf's Dach und fünf andere auf naheſtehende Häuſer, und man hatte nichts Eiligeres zu thun, als 36 im Innern des Hofes lagernde Fäſſer mit Infanterie-Patronen auf den Wall in ein dortiges Gewölbe zu ſchaffen. — Es war augenſcheinlich, daß der Feind ſich den alten hölzernen Thurm der Roggenkiſte zum Zielpunkt auserſehen, in welchem Nachts die 1000 Mann ſtarke Reſerve der Garde lag, die nun nach dem Steinthor verlegt wurde. Auch Tettenborn verlegte ſein Hauptquartier vom Grasbrook nach dem Hühnerpoſten, vor dem Steinthor. — Die Stadt war in Alarm, Alles kam aus den Betten und zahlreiche Familien flüchteten nach Altona. — Es war nun auch ſchon am ſelbigen Tage, dem 19., durch ängſtliche Gemüther angeregt,

in gemeinschaftlicher Berathung des Offiziercorps die Frage zur Erörterung gekommen: wie und auf welche Art bei dem wahrscheinlichen Einzug der Franzosen die Bürgergarde der Rachsucht jenes Feindes, welcher die Bewaffneten als Rebellen ansehen und behandeln würde, entzogen werden könnte? — Nach mehreren als unthunlich erachteten Vorschlägen wurde indeß beschlossen, die Ereignisse darüber entscheiden zu lassen; doch kam man zu der einstimmigen Ueberzeugung, daß die Stadt ohne fremde Hülfe nicht zu retten sei. — Die Russen — das war augenscheinlich — konnten nicht helfen und ihr naher Abzug war unverkennbar; der einzige Hoffnungsanker blieben die Schweden.

Am 21. gegen 4 Uhr Morgens wurde das Bombardieren des Feindes eingestellt und dieser verhielt sich auch den ganzen Tag über ruhig. — Die diesseitigen Vertheidigungsanstalten, namentlich die Batterie auf dem Grasbrook, waren durch den anhaltenden Regen in einen völlig zusammengesunkenen Zustand gerathen, selbst die Cartouchen (Artillerie-Patronen) fand man bis auf Wenige durchnäßt und unbrauchbar geworden. Die Idee, vom General Wallmoden ein Bataillon Lauenburger zu erbitten, wurde vom Major Pfuel als vergeblich dargestellt, da jener die wenigen hier anwesenden seiner Leute gern selbst zurück gehabt hätte. So verging ein großer Theil des Tages in jener bangen Erwartung, die durch das Gefühl der Schwäche und Hülflosigkeit so unleidlich wird, als bald nach 7 Uhr Abends zwei Bataillons schwedischer Infanterie in die Stadt rückten; zwei andere waren in Bergedorf geblieben, denen dann noch ein drittes und viertes folgte. Mit letzterm aber traf auch zugleich der Adjutant des Kronprinzen, Major Petre, mit der Ordre ein, die Truppen, wo er sie träfe, auf der Stelle halt machen zu lassen; doch kam er glücklicher weise so spät, daß die beiden auf den Marsch nach Hamburg begriffenen Bataillons bereits das Steinthor erreicht hatten, als die Ordre eintraf. — Diese führten zwei Sechs-

pfünder und zwei Haubitzen mit ſich, doch traf ſolches Geſchütz über Billwärder etwas ſpäter hier ein. Leider hielt der Befehl des Kronprinzen das aus 2 Bataillons beſtehende Calmar-Regiment nebſt 4 ſechspfündigen Feldkanonen und 28 Huſaren in Bergedorf zurück, doch traf ſpät Abends der, die Schweden commandirende General-Major Boye hier ein, und man kann ſich den Kummer der verſchiedenen hieſigen Offiziere denken, die, ſo nahe der Rettung, durch den unbegreiflichen Befehl des Kronprinzen, die Hoffnung vor ihren Augen ſcheitern zu ſehen, erwarten mußten. — Man ließ von dieſer niederſchlagenden Neuigkeit nichts ins Publikum kommen und der ſchwediſche Geſandte v. Seigneul, deſſen Theilnahme für Hamburg unwandelbar blieb, ließ ſich bewegen, nach Stralſund zu eilen, um dem Kronprinzen das Geſchick der Stadt an's Herz zu legen. Tags zuvor war ſchon eine Deputation des Senats dahin abgegangen, um ihm zu ſeiner Ankunft Glück zu wünſchen und für den bewilligten Schutz zu danken. — Dieſe Deputation beſtand aus den Herren Syndicus Gries, Richard Pariſh und Dr. Sieveking, Männer, die mit großem Vorbedacht erwählt, ganz ihrer Miſſion gewachſen waren.

Die Franzoſen mochten nicht ſobald von dem Eintreffen der Schweden Kunde bekommen haben, als ſie ihren Verdruß durch ein heftig erneuertes Bombardement Luft machten und begann ſolches diesmal ſchon um 11 Uhr Abends, anſtatt daß man ſonſt gewöhnlich erſt um 1 Uhr Nachts zu beginnen pflegte. — Es war aber eine rabenſchwarze Nacht und der Regen ergoß ſich in Strömen. — Gegen 12 Uhr traf die Artillerie der Schweden bei der Reſerve der Bürgergarde ein. Man fürchtete allgemein, die Franzoſen würden etwas Entſcheidendes beginnen und ſtürmen; doch blieb es bei einem ungewöhnlich ſtarken Beſchießen, das endlich unter immer heftigerm Regen nachließ und auch in den folgenden Nächten nicht wieder erneuert wurde. — Man verdankte

ſolches wohl dem fürchterlichen Wetter, wodurch aber leider auch die letzten Patronen der hieſigen Artillerie verdarben, ſo daß man am 23. Mai keine einzige brauchbare mehr vorfand und die Nachfrage bei den Gewürzkrämern nach Pulver brachte kaum 25 Pfund zuſammen. Zuletzt verſchaffte ein Herr Dehn aus Altona von ſeinen Mitbürgern noch 150 Pfund, was freilich auch keinen großen Ausſchlag geben konnte, da es ungefähr 11 Ladungen für jede Kanone lieferte. Uebrigens gab ein Maßſtab für die ſichere Erwartung des nahen Eintreffens der Franzoſen der Umſtand, daß man dieſes Pulver nicht früher aus den Händen ließ, bis der dafür zu zahlende Preis von 400 ℛ Crt. baar empfangen worden.

Man ließ indeß nicht ab, das Mögliche für den Schutz der Stadt zu thun. Da die Dänen nach Abzug ihrer Truppen auch die Kanonenböte eingezogen hatten und hierdurch der Hafen einem nächtlichen Ueberfall bloßgeſtellt war, ſo bemannte man die Admiralitäts-Jagd, armirte ſie mit 8 kleinen Kanonen und legte ſie im Eingang des Hafens vor Anker, doch hatte man das Leid, daß der Feind ſie ſich in der Nacht vom 22. auf den 23. gemächlich abholte. — In 16 Böten und einem großen Floß kam er unbemerkt herangerudert, überrumpelte die Beſatzung, kappte die Anker und ließ das Fahrzeug mit der Elbe ſtromabwärts treiben. Als die Feinde indeß den Hamburger Berg paſſirten, richteten die Schweden, Mecklenburger und unſere Burger ein dermaßen heftiges Feuer auf die Führer, daß es ihnen unmöglich wurde, das Fahrzeug länger zu regieren und ſomit gerieth es in der Gegend des Pferdeborns auf den Strand, worauf ſich die Franzoſen auf ihren Böten nach dem jenſeitigen Ufer retteten. Das Floß trieb ſtromabwärts und ſtrandete bei Finkenwärder. Somit kam man nun wieder in den Beſitz der Jacht, auf welcher man noch 11 geſunde Franzoſen und einen verwundeten antraf, der den im Raum gefnebelt liegenden Hanſeaten bereits die Bande gelöſt hatte.

Abführung des Hamb. Wachtschiffes durch die Franzosen

Man giebt den Verluſt der Franzoſen auf 132 Mann an, doch iſt dieſe Angabe vielleicht auf den achten Theil zu reduciren; auch iſt keines ihrer Böte zerſtört worden.

Es wurde nun in jeder Nacht regelmäßig, einmal ſogar bis Morgens 3 Uhr, bombardirt. Am 26. verließen uns leider die Schweden, und die Ruſſen ließen ihr Gepäck nach Ratzeburg abgehen. Die hierüber entſtandene Muthloſigkeit wurde noch durch die Nachricht von einer bei Bautzen geſchlagenen, und von den Alliirten nicht poſitiv gewonnenen Schlacht, vermehrt, und die Auswanderung, ſelbſt von Bürgergardiſten, wurde nun allgemein. Von einem einzigen Bataillon nahmen allein acht Offiziere ihren Abſchied; auch beim Generalſtabe war Abgang und wer möchte es den Bürgern, größtentheils Familienväter, zum Vorwurf machen, daß ſie eine, poſitiv als verloren zu betrachtende Sache mit ſchwerem Herzen aufgaben und ſich für ihre Familie zu erhalten bedacht waren? — — Das Gerücht mochte überdem die Hoffnungsloſigkeit noch vergrößert haben; man traute nämlich den Dänen das Schlimmſte zu und wer ſich nun vollends die natürlich nicht fehlende Ueberredung der weiblichen Familienglieder hinzudenkt, wird leicht erachten können, daß ein großer Enthuſiasmus dazu gehörte, noch ferner die Waffen zu tragen.

Was nun die angedeuteten Gerüchte betrifft, ſo ging denſelben manches Factiſche voraus; vor allem ſchien es ſehr verdächtig, daß man ſo oft däniſche und franzöſiſche Offiziere zwiſchen Altona und Hamburg, die Elbe kreuzen ſah; ja es lief ſogar die Nachricht ein, daß der däniſche Geſandte bei Napoleon, Herr v. Kaas, dahinüber zu Davouſt gegangen ſei. — Es hieß nun, die Franzoſen würden bei Blankeneſe über die Elbe kommen und von hier aus mit den däniſchen Truppen das Altonaer- und Dammthor erſtürmen, während die auf den Elbinſeln ſtehenden Franzoſen den Elbdeich forciren und hierauf das Stein- und Deichthor angreifen würden. — Ob dieſes mehr als Gerücht war, mag un-

entſchieden bleiben; merkwürdig ſcheint es jedenfalls, daß die, aus dem ruſſiſchen Hauptquartier eingehenden Anordnungen auf die Möglichkeit eines ſolchen Angriffs hinzudeuten ſchienen. Es wurde nemlich Befehl gegeben, unter der Millernthorsbrücke eine Quantität Theer legen zu laſſen, die Brücke ſelbſt mit Stroh zu umwinden und dieſes Material in Brand zu ſtecken, ſobald der Feind auf dem Hamburger-Berge erſcheine. — Am Dammthor wurden Abends Zimmerleute poſtirt, um ſofort die Zugbrücke zu durchhauen, wenn die etwa retirirende Beſatzung paſſirt ſei. Im Innern war ein Theil der freiwilligen-Jäger aufgeſtellt, um ſolche Retirade zu decken und ein anderer mußte zwiſchen Damm- und Millern-Thor die Stauungen des Stadtgrabens bewachen.

Alle dieſe und andere beängſtende Vorzeichen einer nahen Kataſtrophe waren wohl geeignet, Beſorgniſſe einzuflößen und die Bürger auf ihre Sicherheit bedacht zu machen; ſo waren denn auch mehrere Perſonen der obern Staatsbehörde, ſelbſt Bürgermeiſter und Senatoren, in's Holſteinſche geflüchtet. Am 26. Abends, da die Schweden abzogen, betrugen die aufziehenden Bürgerwachen kaum noch 2400 Mann; die Pikenmänner z. B. waren von 400 Mann auf 26 zuſammengeſchmolzen und einige Compagnien der Garde zählten nur noch 70 Mann und doch waren zur Beſetzung aller Poſten eigentlich 6000 Mann erforderlich. — Ein Funken von Hoffnung warf am 27. Mai das Erſcheinen von 600 Mann Preußen, unter v. Bork, in die verzagten Gemüther und auffallend war es zugleich, daß die Franzoſen ſeit einiger Zeit wenig oder gar nicht mehr beruberſchoſſen. Anfangs und lange nachher noch glaubte man, es gebreche dem Feinde, gleich wie der hieſigen Beſatzung, an Pulver, ſpäter aber erfuhr man, daß es der ſchon mehrfach rühmlichſt erwähnte däniſche Oberſt v. Hafner war, der — nach v. Heß Mittheilung — in officiellem Auftrage des hieſigen Senats mit Davouſt unterhandelte, da man die Stadt

vor einem Sturm zu bewahren gedachte und die Zuſage an den franzöſiſchen Befehlshaber gelangen ließ, daß Hamburg durch eine gütliche Uebereinkunft dem Feinde ſollte übergeben werden. — Die Begebenheiten jener Tage ſtellen v. Hafner als einen Ehrenmann dar, der es durchaus redlich mit Hamburg meinte und nur nothgedrungen und mit ſchwerem Herzen diejenigen Befehle ſeines Herrn erfüllte, die zum Nachtheile Hamburgs waren. — Auch die hier folgende Mittheilung ſeiner Wirkſamkeit in den Tagen der immer größer werdenden Bedrängniß darf wohl nur aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet werden. — Kurz zuvor nämlich, ehe die Schweden hier eintrafen, war der Marſchall Davouſt und Genenal Vandamme darüber uneins, was zu beginnen ſei. — Der Marſchall war gewillt, einen Theil der Stadt in Brand zu ſchießen und ſo die Uebergabe zu erzwingen. Vandamme war dagegen und als nun Eckmühl auf dem Punkt ſtand, ſeinen Willen gebietriſch durchzuſetzen, wußte es der anweſende Herr v. Hafner durch ſeine Ueberredungsgabe dahin zu bringen, daß man beſchloß, die Stadt vorläufig nur mit kalten Kugeln und ungefüllten Granaten zu ängſtigen, dabei aber auch einige Brandkugeln, zum Beweiſe was man könne, hineinzuwerfen. — Als nun die Schweden eingetroffen waren und die Franzoſen mehr Ernſt gebrauchten, indem ſie jetzt nur wirkliche Brandgranaten hineinwarfen, da handelte v. Hafner im Einverſtändniß mit dem Senat, um das Verderben Hamburgs abzuwenden, das in den engen Gaſſen furchterlich zu werden drohte, wenn ein wirkliches Erſtürmen der Feſtungswerke erfolgt wäre. — Zuvörderſt war es nothwendig, die Ruſſen zum Abmarſch zu bewegen und einzig zu dieſem Zwecke wurden die Drohbewegungen der Dänen hinter Altona vorgenommen, worüber eine förmliche Convention zwiſchen dem Oberſt v. Hafner und dem General Davouſt erſtirte, deren vorzuglichſten Punkte dahin lauteten: daß keine Militairkommiſſion nach der Wiedereinnahme Hamburgs, wegen des Geſchehenen, nieder-

gesetzt werden sollte; keine Arrestation gegen irgend Jemand des Vorgefallenen halber Statt finden dürfe; Niemand seiner bisherigen Handlungen, Theilnahme oder Aeußerungen wegen, als Rebell verfolgt oder nach der Form der Gesetze zur Verantwortung gezogen und behandelt werden könnte; auch daß man überhaupt so verfahren wolle, als ob bereits eine Amnestie ertheilt wäre, die sie, die französischen Generäle, sicher von ihrem Kaiser zu erwirken hofften. — Außerdem waren noch mehrere, dem Unterhändler durch seine Menschenfreundlichkeit eingegebene geheime Artikel beigefügt, die auf die Hanseaten, die Burgergarde, deren Chefs und die Bataillons-Chefs, so wie auf die an den Kronprinzen v. Schweden abgesendete Deputation u. s. w. Bezug hatten. — Auf diese Weise gelang es dem, durch keine andere Ordre, als die seines guten Herzens, gezwungenen Obersten, unsere Vaterstadt vor den Schrecken der Eroberung eines zur Wuth gereizten Feindes und somit vielleicht vor einem Dahinsinken zu einem blutbenetzten Aschenhaufen zu bewahren. — Den Beschluß der Unterhandlung mit Davoust machte die Uebereinkunft, es solle die Stadt vor dem Einzuge der Franzosen mindestens 6 volle Stunden von den Dänen besetzt werden; eine Maßregel, durch welche man unnütze, ja gefährliche Volksbewegungen und etwaige, zur Rache aufreizende Gewaltthaten vorzubeugen beabsichtigte. Erwägt man nun, daß zu allen diesen Maßregeln die Zustimmung des Königs aus Kopenhagen einzuholen die Zeit zu kurz war und v. Hafner mithin solche auf seine eigene Verantwortung unternehmen mußte, so wird man einsehen, daß dem vortrefflichen Manne ein um so größerer Dank gebührt, statt dessen ihm aber außer einer momentanen Ungnade seines Königs, auch noch ein viel schmerzhafterer Undank von Seiten derer geworden sein soll, denen er gedient.

Da in jenen Tagen natürlich die geheimen Triebfedern der Ereignisse nicht so offen vorlagen als jetzt, so verbreitete sich unter dem Volke eine auch jetzt noch nicht aus-

geroth'ete Meinung, als haben die Dänen den Feind auf eine hinterlistige Weise in die Stadt gebracht, indem das Volk nur in der Voraussetzung, es seien die Dänen gekommen, um Hamburg gegen die Franzosen neuerdings zu schützen, so ruhig gewesen und die Waffen niedergelegt hätten.

Diese Ansicht hatte sich so fest beim Volke eingenistet, daß die betrübendsten Reibungen und Neckereien daraus hervorgingen, die jedoch endlich in neuester Zeit glücklicherweise in Vergessenheit gekommen zu sein scheinen, doch kann man nicht umhin, zu bemerken, daß es wünschenswerth gewesen wäre, wenn eine officielle öffentliche Erklärung diesen bedauerlichen Irrthum bei Zeiten beseitigt hätte.

Somit rückte nun der verhängnißvolle 30. Mai immer näher heran. — Die hiesige, an den Kronprinzen von Schweden abgeordnete Deputation war am 26. Vormittags in Stralsund eingetroffen. — Ehe sie aber noch den hohen Befehlshaber der schwedischen Truppen gesprochen, vernahm sie, daß derselbe die wohlwollendsten Gesinnungen gegen Hamburg hege, daß er sich aber auch über seine eigene bedenkliche Lage klagend ausgesprochen, da er von den ihm zugesagten 100,000 Mann, außer seinen 20,000 Mann Schweden, nur etwa 10,000 Mann noch nicht herausgebildeter Bursche unter Wallmoden und Tettenborn, an der Elbe vorfand. Er war somit nicht stärker als Davoust und hatte nebenbei alle Ursache, die Dänen als seiner Partei nicht befreundet zu betrachten, weshalb er denn auch beschloß, nichts zu wagen und lieber vorläufig in Unthätigkeit zu beharren. Diese Nachricht traf hier am 28. Nachmittags ein und wurde von dem Empfänger, Herrn v. Heß, geheim gehalten, um keine Muthlosigkeit dadurch zu erzeugen. — Gegen Abend lief ein zweites, etwas später abgegangenes Schreiben von der Deputation per Stafette, folgenden Inhalts ein:

„Ich schrieb schon vor wenigen Stunden mit der Post, nicht ohne bange Besorgnisse wegen der Entschließungen des Prinzen. Seit der Zeit ließ er die Deputirten zu sich fordern und gab seinen Entschluß kund, Hamburg zu vertheidigen. — 4000 Mann werden in der Stadt bleiben und mit der Bürgergarde gemeinschaftlich die Garnison bilden. Der General Rosen ist unterwegs, um die Befestigungen zu untersuchen. — Alle Truppen, die bei uns bleiben, werden unter schwedischem Befehl stehen. Der Prinz erkundigte sich nach dem Muthe und den Lebensmitteln der Stadt. Der General Rosen hat Befehl, alle Parlementaire abzuweisen und eine Capitulation nur im äußersten Nothfalle anzunehmen. Doch auf uns wird gerechnet und das müssen die Bürger von Hamburg nie vergessen. Wir erhalten Mariniers, Pulver, Kanonen u. s. w. Das schwedische Hauptquartier wird nach Schwerin verlegt; die Frage wegen Norwegen, wahrscheinlich hinausgeschoben. — So gab denn also die erste Unterredung so günstige Resultate, als wir sie nur wünschen konnten. Eine neue Epoche beginnt für uns; ich hoffe, wir werden sie nüchtern und muthig benutzen. Sie werden Zeit erhalten, weiter auszubilden, was Sie so schön entworfen haben. Es wird Ihnen leicht sein, sich mit dem General Rosen über die Ruhe, deren Sie bedürfen, zu verständigen. Man wird die Garde nicht mehr unnutz anstrengen und zu Uebungen wieder Raum gewinnen.

Nächstens sollen Sie ausführlichere Befehle haben. — Die Estafette ist schon bereit, ich muß schließen u. s. w.

P. S. Der Prinz wird mit seinem Armee-Corps eine Position zwischen Schwerin und Wittenburg nehmen, den rechten Flügel bis drei Märsche von Ham-

burg vorschieben und so überall zur Hand sein, um den Franzosen zu imponiren".

Dieser Brief ging auch dem Senat zu, doch wurde kein öffentlicher Gebrauch davon gemacht — so sehr es auch für die Beruhigung und Ermuthigung der Bürger von Nutzen gewesen sein dürfte — weil es leicht den Franzosen hätte zugetragen werden können und diese dann wohl vor Ankunft der Schweden den Sturm begonnen hätten. — Am folgenden Morgen traf der General Rosen hier ein, besah die Festungswerke und warf einen bemitleidenden Blick auf die hiesige Artillerie. Ohne sich weiter auszulassen, reisete er am Abend zurück. — Es traf nun auch noch die tröstliche Nachricht von Stralsund ein, daß 150 Artilleristen und 200 Mariniers von den dortigen Kanonenböten Ordre bekommen, sofort auf Wagen nach Hamburg abzugehen. Auch Kanonenpulver — schrieb man — würden sie mitbringen, da es hier an solchem völlig gebrach. Ferner sollten zwei Bataillons vom Colmar-Regiment, eines von des Königs und noch ein viertes von Kronobergs-Regiment, zusammen 4000 Mann regelmäßige alte Infanterie, nebst acht Gpfündigen Kanonen und zwei Haubitzen hier eintreffen. — Diese tröstliche Nachricht wirkte wie mit einem Zauberschlag auf die Bürgergarde, schon verstärkten sich die Bataillons wiederum merklich, der Muth, ja die Begeisterung zum Kampfe kehrte zurück und Alles lebte der besten Hoffnung, als der folgende Tag Alles mit einem Schlage wieder zerstörte.

Schon frühe um 2 Uhr hörte man, aus der Gegend von Ochsenwärder her, erst ein Kanonen- und dann auch Kleingewehrfeuer, was ununterbrochen zwei Stunden anhielt. In großer Bestürzung lief Alles auf die Wälle, um zu sehen, was es gebe. Man schmeichelte sich, der General Wallmoden sei über die Elbe gegangen und agire in der Gegend von Hamburg, dem Feinde im Rücken. Tettenborn sprengte zum Steinthor hinaus, der Gegend des

Alarms zu; er fürchtete, der Feind beabsichtige ein Forciren des Elbdeichs und beorderte die Preußen unter v. Brok, vom Stadtdeich dahin. Es war zu spät; Spadenland, Tatenberg und Ochsenwärder waren von den Franzosen bereits genommen und somit trennte nur noch ein schmaler Elbarm den Feind vom Hamb. Gebiet. Die schon früher erwähnte, von England als Stamm neu aufzurichtender Bataillons, kürzlich herübergekommene Handvoll Hannoveraner, denen man den Ochsenwärder zur Vertheidigung anvertraut, war im Umsehen in die Pfanne gehauen oder zu Gefangenen gemacht, da die alten braven gedienten, aber viel zu schwachen Leute, sich unmöglich gegen 2000 Mann Franzosen nebst 4 Kanonen, die auf drei verschiedenen Stellen von Moorwärder, der Wilhelmsburg und über den Ellerbrook zugleich übersetzten, vertheidigen konnten.

Während dieses vorging, wurde die Stadt unablässig und planmäßig von der Veddel her beschossen; um 5 Uhr, da der Uebergang gelungen, hörte das Feuer auf, aber nun war der Feind vor der Thür, alle Elbinseln in seinem Besitz und seine Bajonette blitzten vom Elbdeich heruber. — Tettenborn hatte sein Quartier bei der Billwärder Kirche und Hamburg sah ihn von nun an nicht wieder. — Wenige Stunden nach diesem unheilvollen Ereigniß traf Herr v. Seigneul aus Stralsund hier ein; er war am 26. Abends spät abgereist, um den Marsch der Truppen von Wismar aus zu forciren und es gelang ihm, dieselben mit sich zugleich in Bergedorf eintreffen zu sehen, war aber wie aus den Wolken gefallen, als er vernahm, dieselben hätten dort Befehl bekommen, sofort nach Schwarzenbeck umzukehren. Alles, was er über diese unerhörte Hiobspost erfahren konnte, bestand nur darin: daß der Kronprinz erklärt: so lange die Dänen nicht eine bestimmte Partei zu ergreifen sich entschließen könnten, die schwedischen Truppen nicht nach Hamburg abgehen dürften. — Sobald die Nachricht hiervon in Hamburg eintraf, übernahm es Herr v. Heß, den General Tettenborn auf-

zuſuchen, um über die Verhältniſſe zu Dänemark Aufklärung zu bekommen. — Der General war nicht anweſend; man ſagte, er ſei in einem Gartenhauſe beim betzten Heller; auch hier fand man ihn nicht; Koſacken überall in der Gegend; von dem General wußte Niemand etwas. — Somit unverrichteter Sache heimgekehrt, erfuhr dieſes nicht ſobald Herr v. Seigneul, als er ſich entſchloß, nach Altona zu gehen und ſich dort mit den Autoritäten zu verſtändigen, aber auch dieſe waren nicht aufzufinden, weder der Oberſt Hafner noch der Legationsrath Riß und ſo ſchien ſich denn alles gegen die unglückliche Stadt verſchworen zu haben. — Zur ſelbigen Zeit traf von Stralſund per Stafette folgendes Schreiben der Deputation ein:

„Es iſt Ihnen unſere hieſige Aufnahme mitgetheilt, ſo wie die angenehmen Hoffnungen, in denen wir uns wiegten. Man hat uns die ſchönſten Verſprechungen gegeben und uns blieb nichts mehr zu wünſchen übrig, als die Erfüllung derſelben. Seitdem iſt eine große Veränderung eingetreten. Die geſtern eingetroffenen ungunſtigen Nachrichten von den alliirten Armeen hatten den Prinzen ſchon bedeutend herunter geſtimmt, da ſeine Streitkräfte zu offenſiven Operationen, ohne eine Ausgleichung mit Dänemark, zu ſchwach ſind. — Zu dieſer Ausgleichung waren einige Einleitungen gemacht; obgleich die Hoffnung eines guten Erfolges ſehr ſchwach war, da die Abtretung des Stiftes Drontheim dabei zum Grunde gelegt ward. Bei dieſem allen war dennoch nicht die Rede, daß die Schweden uns verlaſſen würden. Sehr unerwartet mußte demnach die Mittheilung ſein, die der Prinz uns vor wenigen Stunden machte, daß: da die Dänen ſich mit den Franzoſen vereinigt hätten, um den Schweden den Rückzug von Hamburg abzuſchneiden, der General ſich veranlaßt gefunden habe, die Truppen aus der Stadt zurückzuziehen und ſie bei Schwarzenbeck aufzuſtellen. —

Ich will Ihnen nicht beſchreiben, welche Wirkung dies auf uns machte, da die Folgen dieſes Rückzuges nur zu deutlich vor Augen liegen. Wir ſehen daher den nächſten Nachrichten mit ängſtlicher Erwartung entgegen. Umſonſt frage ich mich, was unter dieſen Umſtänden für das Wohl Hamburgs zu thun iſt? Ich finde keinen Ausweg und von hier aus iſt es auch unmöglich, etwas zu beginnen. Wer es kann, muß dem erſten Augenblick ausweichen, hauptſächlich unſere jungen Leute, die ſo leicht das Opfer ihres guten Willens werden könnten. Die Garde liegt mir ſchwer auf dem Herzen, die Ungewißheit, in der ich dieſen Augenblick bin, iſt ſchrecklich ꝛc. ꝛc.“

Der niederſchlagende Inhalt dieſes Schreibens konnte die ängſtlichen Beſorgniſſe nur vermehren und veranlaßte ein abermaliges Aufſuchen des General Tettenborn Seitens des Herrn v. Seigneul und v. Heß. — Man traf im Gouvernementshauſe den Herrn v. Pfuel, der ſoeben von Tettenborn aus Billwärder — wo er im Pfarrhauſe die Nacht zuzubringen gedachte — zurückgekehrt war und dieſer war eben ſo unbekannt mit dem eigentlichen Beſtand der Dinge, als jene Herren; nur daß die Dänen von Steinbeck bis Wandsbeck aufmarſchirt und um und in Altona in Maſſe ſchlagfertig ſtanden, das wußte er leider und rieth dem Herrn v. Seigneul ſich noch einmal nach Altona zu begeben und den kurzlich von Kopenhagen eingetroffenen Herrn v. Lindholm, dem nunmehr die Leitung der ganzen Angelegenheit übertragen war, aufzuſuchen, um von ihm Auskunft über die eigentliche Abſicht Dänemarks zu bekommen. — Dem v. Heß befahl er im Namen des Generals, ſein Hauptquartier nach No. 1 (Berliner-Thor) zu verlegen, um jenem näher zu ſein. v. Heß that das Unräthliche dieſer Maßregel dar und verſtändigte ſich zuletzt dahin, daß er ſein Quartier zwiſchen Deich- und Steinthor nehmen werde, bat auch noch ſchließlich um zeitige Nachricht, wenn die fremden

Truppen das Hamb. Gebiet verlaſſen wurden, damit Zeit gewonnen werde, die Bürgergarde aufzulöſen und vor der Rache des Feindes zu retten. — Herr v. Pfuel betheuerte, daß von einem Abmarſch noch nicht die Rede ſei, ſagte aber nebenbei die Gewährung des Erſuchten auf's Beſtimmteſte zu; wie ſie gehalten wurde, werden wir gleich ſehen.

Herr v. Seigneul fuhr nach Altona, Herr v. Pfuel zu Tettenborn und von Heß nach dem Steinthor. — Zwiſchen 8 und 9 Uhr traf hier der ſchwediſche Generalmajor Boye von Bergedorf ein. Er hatte bei dem vor Steinbeck kommandirenden däniſchen Offizier angefragt: ob er frei und ſicher nach Hamburg und zurückkehren könne? — Der Befehlshaber bejahte es und gab ihm einen Offizier als Sauvegarde mit. Boye erzählte, was wir bereits wiſſen: daß er in Bergedorf eingetroffen, dort aber durch den General Logenbrink Ordre bekommen habe, nach Schwarzenbeck zurückzumarſchiren, bis mit den Dänen eine ſichere Uebereinkunft getroffen ſei. Er kam alſo, ſich zu erkundigen, wie und wo hierüber Auskunft zu erlangen? — Zwar habe er Befehl, keine Uebereinkunft einzugehen, es ſei denn, daß in derſelben verſprochen werde, etwaige Feindſeligkeiten acht Tage vorher zu declariren, indeß wolle er es im Intereſſe der unglücklichen Stadt übernehmen, ſich mit zwei mal vierundzwanzig Stunden zu begnügen und hoffe er es ſchon beim Kronprinzen verantworten zu können.

Was die erbetene Auskunft betraf, ſo rieth man dem wackern Schweden, der ſich wahrhaft für die Errettung Hamburgs intereſſirte, ſich an den Oberpräſidenten von Altona, Herrn v. Blucher, zu wenden, der ſich freilich von den Geſchäften zurückgezogen, doch aber ſeinen guten Rath nicht enthalten werde, und ſo fuhr der General um 9 Uhr, von zwei Cavalleriſten begleitet, nach Altona ab.

Eine halbe Stunde ſpäter brachte ein, nach dem Hamburger Berge zum Recogneſciren geſandter Cavalleriſt vom commandirenden Officier die Nachricht, es ſeien die Mecklen-

burger an dieſem Abend ausgeblieben, und die dort poſtirt geweſenen ruſſiſchen Kanonen abgeführt worden. — Man erfuhr ferner, daß Altona von Truppen angefüllt ſei. Die hieſige Reſerve war wie gewöhnlich aufgezogen. Gegen 11 Uhr Abends kam der Major v. Pfuel ins Steinthor gefahren; Hr. Dehn aus Altona war bei ihm; er hielt am Hauptquartier ſtille, und lud den Oberſt v. Heß ein, mit ihm nach dem Gouvernementshauſe zu fahren. Es geſchah, und in ein einſames, iſolirtes Zimmer abgetreten, ſagte Hr. v. Pfuel: „Die Sache iſt aus; um 12 Uhr ziehen wir ab; wollen Sie ſich retten, ſo finden Sie ſich um 12 Uhr mit Hrn. Perthes und den Dr. Benecke bei der Billwärder Kirche ein. — Wir ſind verrathen; die Dänen haben ſich mit den Franzoſen gegen uns vereinigt.“ — Der Oberſt erklärte, ſo ſchnell nicht zur Stelle ſein zu können, indem er pflichtgemäß die Bürgergarde zuvor auflöſen, und namentlich die jungen Leute für die gute Sache zu erhalten ſuchen müſſe. — Hr. Pfuel konnte dagegen nichts einwenden, nur machte er es zur Bedingung, vor 1 Uhr nichts von dem Mitgetheilten verlauten zu laſſen; er empfing das Verſprechen, und man trennte ſich. Von Hrn. v. Seigneul war noch immer keine Nachricht eingetroffen. Es mußte indeß etwas geſchehen, und folgender letzter Tagesbefehl an die Bürgergarde wurde concipirt:

„Als die ſchönſten Ausſichten uns vor 2 Monaten zu den größten Anſtrengungen aufforderten, ſchien es in den Bedürfniſſen der Zeit gegründet, die Bürger von Hamburg einer wehrloſen Ruhe zu entreißen.

„Kaum bewaffnet, unvollkommen geübt, gaben ſie durch unverdroſſene Ausdauer in dem beſchwerlichſten Dienſt, durch zuverſichtlichen Muth in der Vertheidigung ihrer Grenzen den Städten Deutſchlands ein mit Sehnſucht beneidetes Beiſpiel.

„Das Blut unſerer Mitbürger iſt für die gemeinſame Sache des deutſchen Vaterlandes, für die Unab-

hängigkeit unſerer geliebten Vaterſtadt nicht unrühmlich vergoſſen.

„Als der Feind immer gedrängter heranzog, und endlich nach Eroberung der Wilhelmsburg ſich der Stadt in jedem Augenblick durch Ueberfall bemächtigen konnte, dürfen wir es dem gerechten Vertrauen auf unſere thätige Mitwirkung zuſchreiben, daß die Truppen Sr. Majeſtät des Kaiſers von Rußland nicht der Uebermacht wichen und daß däniſche Unterſtützung den Fall unſerer Stadt verzögerte.

„Der Gang des Krieges ruft jetzt — wir hoffen zu entſcheidenden Siegen — die kaiſerl. ruſſiſchen Truppen nach einer andern Beſtimmung ab. Eine finſtere Verkettung unauflöslicher Mißverſtändniſſe zwingt die uns zu Hülfe geeilten tapfern Männer des Nordens, unſerm Schickſal, wenn auch nicht gleichgultig, doch unthätig zuzuſehen.

„So iſt denn die Stadt Hamburg, von zahlreichen Feinden umgeben, auf ſich ſelbſt zurückgewieſen.

„Durch den Wunſch meiner Mitbürger, und den von erbgeſeſſener Bürgerſchaft beſtätigten Beſchluß eines Hochedlen und Hochweiſen Rathes, ſtehe ich an der Spitze der bewaffneten Bürger. — Ich habe die Ruhe eines abgeſchiedenen Lebens verlaſſen, weil ich hoffen durfte, der Stadt, an deren bürgerliches Glück nun ſo lange ſchon das meinige geknüpft iſt, durch Rath und That in einem Augenblicke ſchwankender Beſinnung nützlich zu werden.

„Ich würde, hätte ich nur perſönlichen Rückſichten zu folgen, den Tod unter meinen Waffenbrüdern der Rückkehr in dieſer doch verbitterten Ruhe vorziehen.

„Allein, bei ſo ſchwachem Schimmer des Erfolges darf ich das Leben ſo vieler, den Ihrigen unerſetzlicher Männer nicht muthwillig in Gefahr ſetzen.

„Während ich Sie also, so weit ich es vermag, nicht ohne die tiefste Rührung der übernommenen Verpflichtungen entlade, darf ich Sie nur dazu auffordern, den Haß gegen die Unterdrückung, die von neuem unserer verödeten Stadt droht, auf bessere Zeiten hinaus in sich lebhaft zu unterhalten, und sich für Ihre Personen, so weit es Ihre Verhältnisse zulassen, in zweckmäßige Gegenden zu verfügen, damit der Augenblick, er ist nicht mehr entfernt, der das Blendwerk der Tyrannei vernichtet, die Bürger von Hamburg vor andern wach und des wiedergebornen Vaterlandes würdig, antreffen möge.

Hamburg am — Mai 1813.

J. L. von Heß."

Es war gegen ein Uhr, als dieser Tagesbefehl, in hinreichender Anzahl gedruckt, an die acht Bataillons-Chefs der Bürger-Cavallerie, der Jäger und Artillerie abging. Auch an den Hrn. Senator Bartels ging derselbe couvertirt ab, so wie ein Separatschreiben an die genannten Chefs, nach Möglichkeit Unordnungen vorzubeugen. — Gleich darauf lief ein, durch den Lieutenant E. Sieveking überbrachter Befehl von Tettenborn ein, den Bürgern die Gewehre abzunehmen und nach Bergedorf zu senden, was indeß als unthunlich unterlassen wurde. — Da jener — man muß eingestehen — etwas sonderbar abgefaßte Tagesbefehl ohne Datum war, (wahrscheinlich weil er schon zum Voraus in Erwartung der kommenden Dinge abgefaßt worden) — so erklärte sich der Senator Bartels anfangs gegen die Verbreitung desselben. — Doch wir müssen uns über das Schicksal dieses Dokuments etwas näher verbreiten. — Der Rittmeister Poppe hatte Schlag 1 Uhr das Packet mit dem Tagesbefehl auf dem Fischmarkt aus den Händen des Hrn. Besser entgegengenommen, und brachte es nach dem Standquartier der Cavallerie am Steinthor. Von dem Inhalt der

Ordre hier unterrichtet, ſo wie, daß ſämmtliche fremde Truppen Hamburg verlaſſen, hielt er es für räthlich, des Hrn. Senator Bartels Packet zuerſt zu beſorgen. Er fand im Stadthauſe einen Theil des Senats verſammelt, und bekam von ihm den Befehl, das Dokument nicht zu verbreiten. Der Rittmeiſter erſuchte um eine ſchriftliche Ausfertigung dieſes Befehls, worauf Hr. Senator Bartels, im Namen des Senats, ſolchen Befehl ausfertigte. Zugleich wurde der Empfänger angewieſen, die Cavallerie ungeſäumt aufzulöſen und ſämmtliche Tagesbefehle auf dem Stadthauſe abzuliefern. Als letzterer Ordre Folge geleiſtet wurde, hatte man ſich eines andern beſonnen, und ſollten nun die verſchiedenen Packete den Bataillons-Chefs eingehändigt werden, und geſchah ſolches — da die Cavallerie bereits aufgelöſt war — durch reitende Polizeidiener. Die auf dem Hamb. Berg poſtirten Bataillons, das 3te und 8te, hatten ſich vor dem Empfang des Tagesbefehls, den Hr. Poppe ſelber übergab, bereits aufgelöſt. — Der anfängliche Entſchluß, jenen Befehl nicht zu ertheilen, ſoll aus der Anſicht des Hrn. Senator Bartels hervorgegangen ſein, es enthalte derſelbe in ſeinem letzten Paſſus etwas Aufruhr predigendes, was die Rache des Feindes noch mehr als das Geſchehene ſchon an ſich, auf Hamburg herab ziehen könnte. Wir überlaſſen es dem Urtheil der Leſer, ob dieſe Anſicht begründet. — Die ſpäter eingetroffenen Rathsglieder müſſen wohl anderer Anſicht geweſen ſein, denn man beſann ſich, wie geſagt, ſchnell eines andern, gab dem Drange der Umſtände, die nun einmal keinen andern Tagesbefehl lieferten, nach, und das Aktenſtück ging ſeiner Wege.

Erwägt man nun aber in dieſer Zeit Hamburgs furchterlichſtes Unheil und Errettung, auf der ſchmalen Scheidewand von 8 Tagen ſchwankend, da am 4. Juni zu Plewitz, zwiſchen Breslau und Bautzen, ein Waffenſtillſtand zwiſchen Preußen, Rußland und Frankreich geſchloſſen wurde, der am 8. Juni auch für Hamburg geltend geworden wäre, ſo

ergreift Einem bitterer Unwille, daß die Befehlshaber nicht auch diese acht Tage noch ausharrten, und dem Feinde den Einzug möglichst so lange verwehrten. Freilich war auch die allernächste Zukunft in jenen Tagen der Wirren nicht vorherzusehen, und wir wollen deshalb keinen Stein auf Männer werfen, die es wahrhaft redlich mit Hamburg meinten; denen aber etwas williger und freundlicher bei ihren Maßregeln entgegenzukommen, man sehr wohl gethan hätte. Leider hatte Mancher in jenen Tagen den Kopf verloren, wie solches in dringenden Gefahren leider nur zu häufig der Fall zu sein pflegt.

Genug, jetzt war es zu spät; alle fremden Truppen waren erschlagen oder fort, und man stand somit abermals an einem schauerlichen Wendepunkte des schlimmen Geschicks zu noch Schlimmerem. — Wer Gelegenheit hatte, den Eindruck zu beobachten, welchen jener erwähnte Tagesbefehl — das Schwanenlied der hamburger Bürgergarde — auf die Glieder desselben machte, konnte von dem, freilich auch hinlänglich erprobten Muth und Patriotismus derselben nur die vortheilhafteste Meinung bekommen. Bärtige Männer weinten vor Wuth, in der Ueberzeugung, daß Verrath und falsche Leitung der Dinge sie nur in diese fürchterliche Unthätigkeit zurückgeworfen; und als ihnen vollends der Befehl zuging, ihre Gewehre nach dem Bauhof abzuliefern, da gehorchten nur einzelne Besonnene. Viele aber zerschlugen ihre Waffen an dem ersten besten Eckstein; andere warfen sie ins Fleeth; man rührte die Allarmtrommel, und stürmte zur letzten Vertheidigung von Gut und Blut heulend durch die Gassen. Von allen Bataillons-Chefs, deren sich die meisten schon in Sicherheit gebracht, benahm sich der des 2ten Bataillons, Hr. Mettlerkamp, am würdigsten. — Er hörte auf die Stimme des abwesenden Hrn. v. Heß in seinem Tagesbefehl, die man aufrührerisch genannt, versammelte eine kleine Schaar muthiger Waffenbrüder um sich und führte sie aus der Stadt, um hier die Ereignisse

über ihre Verwendung entſcheiden zu laſſen, wofür ſie die dankbare Stadt ſpäter mit Ehrendenkmünzen belohnte, und ſomit war nun die letzte äußerſte Grenze, der ſchauerliche Markſtein eines neuen, unſäglichen, unerhörten Elends erreicht, und der Griffel der Geſchichte muß das ſauerſte ſeiner Tagewerke beginnen.

Es war aber am 30. Mai, 10 Uhr Morgens, als ein Parlamentair auf dem Rathhauſe erſchien und folgende Ordre überreichte:

„Es wird die Stadt Hamburg unverzüglich ihre Thore öffnen und vier Bataillons Danen aufnehmen; jede Protection ſoll ihr zugeſtanden werden, aber ihre Unterwerfung muß ſchnell geſchehen. Sie hat keinen längeren Aufſchub, als eine halbe Stunde.

Wandsbeck, den 30. Mai 1813.

Um 7 Uhr des Morgens.

Auf Befehl Sr. Durchlaucht des Prinzen v. Eckmuhl der Oberſt, Chef des Generalſtabes Sr. Excellenz des General-Lieutenants, Grafen Vandamme.

Reveſt.

Der Senat erließ hierauf ungeſäumt folgende Bekanntmachung:

„Da Sr. Excellenz, der kaiſerl. ruſſiſche General-Major Freiherr v. Tettenborn, erklärt hat, daß er die Stadt verlaſſen, und Sr. Durchlaucht, der Marſchall Prinz v. Eckmuhl angezeigt, daß dieſelbe von däniſchen Truppen beſetzt werden ſoll, ſo wird jeder Bewohner Hamburgs, dem das Wohl ſeiner Vaterſtadt am Herzen liegt, dringend ermahnt, zur Erhaltung der Ruhe Alles beizutragen, was in ſeinen Kräften ſteht, und ſich aller tumultariſchen Bewegungen und Verſammlungen zu enthalten.“

Bevor nun noch ein Franzoſe die Stadt betreten hatte, fing das alte Bedruckungs-Syſtem abermals ſeine fluchwürdige Rolle zu ſpielen an, und es lief in dieſem Sinne folgendes Schreiben ein:

„Meine Herren!

Ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß die 14,000 Mann ſtarke 5te Diviſion der großen Armee heute Abend in die Stadt rucken wird, und daß es die Abſicht Sr. Excellenz des General-Lieutenants, Grafen Vandamme iſt, morgen doppelte Rationen an die Diviſion vertheilen zu laſſen.

Ich erſuche Sie daher, meine Herren, zu dem Zwecke morgen liefern zu laſſen:

60,000	Rationen	Brod à 56 Loth;
120,000	„	Branntwein à $\frac{1}{8}$ Litre;
60,000	„	Fleiſch à 20 Loth;
60,000	„	Salz;
60,000	„	Bier à 1 Litre;
60,000	„	Eſſig.

Auch erſuche ich, eine Trift Ochſen von 50 Stück fur etwaige unerwartete Bedurfniſſe dieſer Diviſion bereit zu halten.

Sie werden gefälligſt dafur Sorge tragen, daß ich Se. Excellenz der Vollziehung ſeiner Befehle verſichern kann, und geeignete Maßregeln ergreifen, um die nöthigen Lebensmittel zu morgen herbeizuſchaffen. — In Zukunft haben Sie dafur zu ſorgen, daß den Adminiſtrations-Beamten die Lebensmittel, welche man verlangt, geliefert werden, um ſie zu vertheilen.

Ich erwarte, meine Herren, ſogleich Ihre Antwort.

Der Kriegs-Commiſſair der 5ten Diviſion,

Debore.“

Elf Uhr Morgens ſchlug die verhängnißvolle Stunde, als ganz nach vorhin erwähnter Verabredung die Dänen mit heiterer, ironiſch klingender Feldmuſik in Hamburgs Thor einmarſchirten, alle Poſten ablöſten und beſetzten, und die ſtrengſten Befehle ertheilten, daß alles Schießen in den Gaſſen ſofort aufhören muſſe. Die Ruhe des Grabes, der Frieden des Kirchhofes, wo das gemordete Glück ſo vieler tauſend Familien ſchlummerte, und in den verborgenen Höhlen des Gemäuers die betrogenen Herzen in dem Schmerz erneuter Knechtſchaft krampfhaft zuckten, lag bleiern auf Hamburgs Mauern. O, man verarge dem armen betrogenen Volke den Groll gegen die Vorläufer der Franzoſen nicht; die Politik hatte hier in ihrer unheimlichen Kunſt einen Knoten geſchürzt, den der einfache Bürgerſinn dazumal unmöglich zu entwickeln vermochte.

Es war 9 Uhr Abends, als die unheilvollen franzöſiſchen Bajonette wiederum in den thränenfeuchten Augen der geängſteten Bürger blitzten. Still und friedlich erſcholl der Takt der feindlichen Fußgänger durch die hohlen Gaſſen, und man muß mindeſtens das Zugeſtändniß machen, daß die Ueberläſtigen, vielleicht nicht ohne Beſorgniß vor ihnen drohender Gefahr durch Volkswuth, friedlich und ohne die geringſten Exceſſe ihr Bivouak unter freiem Himmel bezogen, da man den hamburger Volkscharakter mit dem ſpaniſchen verwechſelte, und Gift und Dolch nächtlich hinter den verſchwiegenen Wänden der Quartiere fürchtete.

Davouſt, Prinz von Eckmühl, im Hotel des Generals v. Tettenborn abgeſtiegen, war nun von Stund an unbeſchränkter Dictator über die alte, noch nie alſo hart geknechtet geweſene Hanſeſtadt, die ſein Herr und Meiſter Napoleon ſchon ſeit Einzug der Ruſſen hors de la loi — außer dem Geſetz — erklärt hatte. — Man konnte über die Geſinnungen des rohen Kriegers nicht lange in Zweifel

bleiben, als er mit ſchändlicher Verhöhnung jedes Gefuhls, noch Abends um 11 Uhr den Befehl ertheilte, es ſollten alle Fenſter illuminirt werden, wahrſcheinlich, um hernach in pomphaften, lügneriſchen Zeitungsartikeln die Welt über die Geſinnungen der unglücklichen Hamburger zu täuſchen, wozu der, abermals ſeinen Titel in: „Journal du departement des bouches de l'Elbe" verwandeln müſſende Correſpondent dann ſeine Spalten zu öffnen gezwungen wurde. — Was das Volk hierbei empfunden haben muß, läßt ſich leicht erachten; der auch im Unglück nicht raſtende Volkswitz nannte die beiden Generäle Davouſt und Vandamme nicht anders, als Marſchall Wuth und General Verdammt. Dennoch verbiß man den Groll mit echt deutſcher Reſignation, und deutlicher kann ſich nicht der Unterſchied zwiſchen nordiſchem und ſüdlichem Blut manifeſtiren, als es unter ähnlichen Verhältniſſen zwiſchen Hamburg und Spanien geſchah.

So lagerte nun die 32ſte kaiſerl. zerlumpte und ausgehungerte Militair-Diviſion auf den öffentlichen Plätzen Hamburgs, und ſtierte mit hohlen, verſchmachteten Augen die dampfenden Schornſteine an, wo ihnen für die nächſte Zeit wiederum die Fleiſchtöpfe der geduldigen Deutſchen duften ſollten. Vorläufig erfolgten nachſtehende drei Bekanntmachungen einander unmittelbar auf dem Fuß.

I.

„Zufolge einer Entſcheidung Sr. Durchlaucht des Marſchalls, Prinzen von Eckmuhl, General-Gouverneurs, wird allen Einwohnern von Hamburg befohlen, bei der allgemeinen Polizei-Direction unverzüglich abzuliefern: alle Libelle, Pamphlets, fremde oder nicht erlaubte Zeitungen, Carricaturen, Kupferſtiche, Verſe u. ſ. w., die ſeit dem 24. Febr. d. J. hier erſchienen oder eingefuhrt ſind. Jeder, der dieſem Befehle nicht ſogleich gehorcht, oder ihn nicht gänzlich zur Ausführung bringt, indem er irgend eine von den Sachen

bei ſich behielte, deren Ablieferung befohlen worden, ſoll ſtrenge beſtraft werden.

Den 31. Mai 1813.

Der General-Polizei-Director,
d'Aubignoſe."

2.

„Zufolge der Befehle Sr. Durchlaucht des Marſchalls, Prinzen v. Eckmühl, wird allen Fremden, die ſich zu Hamburg befinden, anbefohlen, ſich binnen 24 Stunden bei der allgemeinen Polizei-Direction einzufinden, und ſich daſelbſt zu legitimiren, um, im Fall es geſchehen kann, eine Erlaubniß zum Aufenthalte zu erhalten. Allen Eigenthümern, Vermiethern und Gaſtwirthen wird verboten, irgend einen Fremden bei ſich aufzunehmen, der keine Erlaubniß bekommen, ſich zu Hamburg aufzuhalten. Die alten Verordnungen uber die Reiſenden ſind wieder in Kraft geſetzt. Ein jeder Uebertreter wird geſtraft und außerordentlich verfolgt werden.

Den 31. Mai 1813.

Der General-Polizei-Director,
d'Aubignoſe."

3.

„Wir Präfect des Departements der Elbmundungen, Auditeur im Staatsrath, Ritter des kaiſerl. Reunion-Ordens, Reichs-Baron: Nach Anſicht der Befehle Sr. Hoheit, des Hrn. Marſchalls, Fürſten von Eckmuhl, General-Gouverneur der 32ſten Militair-Diviſion, haben beſchloſſen und beſchließen, was folgt:

Art. 1. Alle Einwohner der Stadt Hamburg, ohne alle Ausnahme, ſind verpflichtet, in den 24 Stunden nach Bekanntmachung Dieſes auf der Mairie abzuliefern: 1) Alle Waffen, die ſie beſitzen konnten, als: Jagdflinten oder zum Krieg dienende Schießgewehre, Carabiner, Piſtolen, Tromblone, Säbel, Klingen, Piken, Lanzen, Degen, Hirſchfänger u. ſ. w.

2) Alles Jagd- und zum Krieg dienende Pulver, Patrontaſchen, Patronen, Kugeln und andere Kriegs-Munitionen, die ſie zu ihrer Verfügung haben.

Art. 2. Die Flintenläufe, Bajonette, Klingen oder Griffe von Säbeln, Degen und Jagdmeſſer, oder jedes andere einzelne Stück von einer Waffe, gleichviel welcher Art, ſoll unter den abzuliefernden Gegenſtänden mit begriffen ſein.

Art. 3. Dieſe Ablieferung ſoll durch die proviſoriſche Municipal-Autorität durch ein eigenes Recht beglaubigt werden. Dieſes Regiſter muß den Namen, Vornamen, das Gewerbe eines jeden Abliefernden, die Gattung und Anzahl der Waffen und Munition, ſo wie die Nummer der Einſchreibung angeben. Dieſe Nummer wird auf die gedachten Waffen und Munition angeheftet werden, und ſoll bei alle denen, welche einer Perſon angehören, dieſelbe ſein.

Art. 4. Die Waffen, welche durch Schwertfeger und Waffenſchmiede abgeliefert werden, ſollen in ein beſonderes Regiſter eingetragen und in einem abgeſonderten Lokal aufgehoben werden.

Art. 5. Es ſoll uns ein ſummariſcher Auszug aus dem Regiſter zugeſandt werden, und zwar in dreifacher Expedition, ſobald die Entwaffnung Statt gehabt haben wird.

Art. 6. Jeder, bei dem man nach Verlauf der durch Artikel 1. zur Ablieferung beſtimmten Friſt Waffen oder Kriegs-Munition finden wird, ſoll als Verräther angeſehen und einer Militair-Commiſſion überliefert werden.

Art. 7. Gegenwärtiger Beſchluß ſoll in beiden Sprachen gedruckt, und hernach in der Stadt Hamburg

überall, wo es nöthig thut, bekannt gemacht und angeſchlagen werden.

So geſchehen und beſchloſſen im Hotel der Präfectur in Hamburg, am Tage, Monat und Jahr wie unten. — Unterſchrieben im Regiſter de Breteuil.

Hamburg, den 31. Mai 1813.

Für gleichmäßige Abſchrift
Der Präfect der Elbmündungen,
De Breteuil."

Welch ein Contraſt gegen den Waffenjubel im kaum zurückgelegten Monat März! — Der letztgenannte Präfect, ein Muſter von Brutalität, hatte ſich einen ſeiner würdigen Genoſſen, den Maire Rüder aus Oldenburg verſchrieben. — Außer den beiden Chefs: Davouſt und Vandamme, und dem vorhin genannten Polizei-Director d'Aubignoſe, hauſete dann hier noch der Commandant-General Hogendorp, ein dem Präfecten ähnlicher Charakter; ferner der Gens'darmerie-Oberſt Charlot und endlich der Bank-Räuber Graf Chaban, der ſeinen Geiſt hier am Hospital-Fieber aushauchen mußte. — Dieſe ſaubere Geſellſchaft hatte nun recht Zeit und Muße, in der, in Belagerungszuſtand erklärten unglücklichen Stadt ihren blutdürſtigen, rachſüchtigen und habgierigen Launen nachzugeben, und wahrlich, weder Zufall noch Abſicht hätten eine, ſich gegenſeitig in der Menſchenquälerei eifrigſt ergänzendere Clique zuſammenbringen können. Der würdige Krieger vergißt über ſein blutiges Werk nie, daß er auch Menſch iſt und menſchlichen Regungen nachgeben darf; dieſe franzöſiſchen Soldaten aber ſchienen Hyänen zu ſein, die ihre Fänge in das Fleiſch einer ſeit Jahren gepeinigten und ausgeſogenen Nation ſchlugen, von der ein großer Theil bereits in die Ferne geflüchtet war, wodurch denn der Nachgebliebenen Noth nur um ſo größer werden mußte. Das Verſprechen der Schonung, wie ſolches durch Hafner unlängſt in Hamburg vermittelt worden, war längſt ver-

geſſen, und die Stimmung des Marſchall Davouſt leuchtete aus deſſen höhniſchen Worten hervor: „Die Hamburger ſcheinen gern eine Feſtung haben zu wollen; den Anfang haben ſie ſehr gut gemacht, ich werde für den Fortgang zu ſorgen wiſſen".

Acht Tage nach dem erneuten Einzug der Franzoſen kehrte ein, mit der Nachricht hiervon an Napoleon geſandter Courier, mit einem kaiſerl. Decret in der Taſche, hierher zurück, deſſen Inhalt durch Davouſt in folgender Faſſung zur Publication gelangte:

„Wir Marſchall, Prinz von Eckmühl, General-Gouverneur der Weſten Militair-Diviſion. — Nach Anſicht der Befehle Sr. Majeſtät des Kaiſers und Königs, nach Anſicht der Vollmachten, die uns durch das Decret vom 10. April 1813, in Betreff der hanſeatiſchen Departements, ertheilt worden, haben beſchloſſen und beſchließen, wie folgt:

1) Der Stadt Hamburg wird als Strafe eine außerordentliche Abgabe von achtundvierzig Millionen Franks auferlegt.
2) Der Geſammt-Belauf dieſer Abgabe muß binnen eines Monats, welcher am 12. dieſes anfängt, entrichtet ſein. Die Zahlungen geſchehen in ſechs Theilen. Das erſte Sechstel am 12. Juni, das zweite am 20., das dritte am 25., das vierte am 30., das fünfte am 5. Juli und das ſechste am 12. Juli. Alle dieſe Termine müſſen ſtreng gehalten werden.
3) Die drei erſten Sechstheile müſſen in baarem Gelde entrichtet werden; die drei übrigen Sechstheile können in Wechſeln auf Paris, 3 Monate nach Dato abgetragen werden.
4) Auf gemeinſchaftliche Vorſtellung des Hrn. Staatsraths, General-Intendanten der Finanzen, des Hrn.

Präfecten, und des Herrn General-Directors der Polizei, ſollen raportirende Commiſſairs von uns ernannt werden.

5) Gedachte Commiſſairs ſollen dieſe Abgaben beſonders auf diejenigen legen, die durch freiwillige Beiträge, oder durch andere Handlungen an den Aufruhr-Vorgängen Theil genommen haben, die ſeit dem 24. Febr. 1813 vorgefallen ſind.

6) Im Fall der Nichtzahlung ſollen die beweglichen und unbeweglichen Güter, ſie mögen ſein, von welcher Art ſie wollen, ſequeſtrirt werden, und ſollen für den Geſammtbelauf der aufgelegten Summe haften, ohne die perſönlichen Verfolgungen.

7) Die Handwerker und Tagelöhner ſollen von dieſer Abgabe befreit ſein, ſo wie die Profeſſioniſten und Handwerker-Meiſter, die nur ein Patent von 24 Fr. und darunter bezahlen, wenn anders nicht ihr Betragen oder ihr Vermögen eine Taration veranlaßt.

8) Die nach dieſer Grundlage feſtgeſetzte Steuerrolle ſoll vom Maire an den Hrn. Präfecten geſandt werden, der, nachdem er ſie unterſucht, und nöthigenfalls rectificirt hat, ſie executoriſch machen, und ſie dem General-Einnehmer übergeben wird, welcher beauftragt iſt, die Einhebung derſelben zu ſichern und zu bethätigen.

9) Zu dem Ende iſt der General-Einnehmer durch Gegenwärtiges bevollmächtigt, Zwangsmittel, Einlieger und ſelbſt Militair-Execution zu gebrauchen.

10) Um die Ausgaben zu decken, welche der Druck und die Anfertigung der Steuerrollen verurſachen, ſoll jeder beſondere Percepteur einen Decimen vom Franken erheben, der dem Belauf ſeiner Rolle hinzugefügt werden ſoll.

11) Die Summe, die davon herrührt, ſoll in die General-Einnahme fließen, die eine beſondere Rechnung darüber hält.

12) Der Präfect wird auf eben dieſe Fonds Ordonnanzen abgeben, um die verſchiedenen Ausgaben, die er beſchloſſen hat, zu decken, und um die verſchiedenen Remiſen zu bezahlen, deren Bewilligung wird zugeſtanden werden können.

13) Er wird überhaupt über alle Operationen wachen, die ſich auf die Vertheilung und Erhebung der außerordentlichen Contribution beziehen, die durch gegenwärtigen Beſchluß auferlegt iſt.

14) Der Herr General-Intendant der Finanzen wird über die Ausführung wachen, und die nöthigen Inſtructionen ertheilen.

Hamburg, den 7. Juni 1813.

Der Marſchall, Prinz v. Eckmühl.
Der Staatsrath, General-Intendant der Finanzen, Reichsgraf Chaban.
Der Präfect der Elbmündungen, Reichsbaron Bretenil."

Dieſem famoſen Decrete folgte ſofort ein anderes, folgenden Inhalts:

„Wir Marſchall, Prinz von Eckmühl, General-Gouverneur der 32ſten Militair-Diviſion. — Zufolge des heutigen Beſchluſſes, in Betreff der Auflage von 48 Mill., die der Stadt Hamburg auferlegt worden, und in welchem Beſchluſſe angeführt iſt, daß zur Vertheilung dieſer Auflagen Commiſſarien von uns ernannt werden ſollen, haben wir beſchloſſen:

1) Zu Commiſſarien wegen gedachter Vertheilung ſind ernannt: die Hrn. Chapeaurouge, Iſter Adjoint; Peter Godeffroy; Oppenheimer, vom Hauſe Heckſcher; Severin Schroder; Faber, am

Jungfernſtieg; Anderſon, Hypothekenbewahrer; Renzel, in der Admiralitäts-Straße.

2) Der Herr Auditeur d'Arlincourt iſt zum Regierungs-Commiſſair bei gedachter Commiſſion ernannt, und kann bis zu ſeiner Rückkehr durch den Auditeur Rongier erſetzt werden.

Hamburg, den 7. Juni 1813.

(Unterzeichnet wie oben.)

Dieſe teufliſchen Dekrete erſchienen natürlich in deutſcher und franzöſiſcher Sprache, wie denn der frühere Unparteiiſche Correſpondent ſchon ſeit dem 1. Juni in beiden Sprachen erſchienen war, und die Herzen der Wohlhabenden erbebten nun bei dieſer ungeheuern Forderung und den angedrohten Strafen; wohingegen der geringere Stand, der nichts zu verlieren hatte, größtentheils viel leichter athmete und meiſt nicht verſchmähte, das Anerbieten des Maire Ruder zu acceptiren und für 1 Franc Tagelohn an den Feſtungswerken zu arbeiten. Vor allen aber denke man ſich die ſchmerzhafte Verlegenheit der, zur Schätzung der Contributions-Quote ernannten Männer, die nun über das Vermögen ihrer Mitbürger, zu Gunſten des unerſättlichen Feindes, mit dem Bewußtſein entſcheiden ſollten, daß die verlangte Summe zu erſchwingen, bei dem mehrjährig angewendeten Ausbeutungsſyſtem ſchier unmöglich ſei. — Es ſtellte ſich dieſe Unmöglichkeit auch nur zu bald heraus und kaum war der erſte Termin ohne vollſtändige Einzahlung der begehrten Summe vergangen, als der Präfekt auch ſchon hundert der angeſehendſten Kaufleute mittelſt Douaniers aufs Waiſenhaus zu einer Verſammlung einberufen ließ. Beſorgniß und Vorſicht veranlaßte manchen von ihnen, nicht zu erſcheinen, die aber erſchienen, vernahmen das Begehren, ſich durch ſchriftliche Verpflichtung dafür zu verbürgen, daß die verlangte Summe binnen 24 Stunden gezahlt wurde und unerachtet bereits 1,200,000 Francs in Wechſeln auf Dresden, Leipzig, Frank-

furth a. M. und Augsburg bezahlt worden, ſchritt dennoch die unerhörte Barbarei der franzöſiſchen Gewalthaber zu der empörenden Maßregel, die anweſenden Bürger gegen Abend bei ſturmiſcher Witterung in einem unbedeckten Fahrzeuge nach Harburg hinüber zu entführen und hier als Geißeln für die Strafcontribution, unter ſcharfer Bewachung in Gaſthöfen ſo lange gefangen zu halten, bis ſie durch eigene, oder Mittel ihrer Freunde ſich losgekauft hatten.

Es erſchien nun aber unterm 8. Juni folgendes neue Dekret:

„Napoleon, Kaiſer der Franzoſen, König von Italien, Beſchützer des Rheinbundes ꝛc.

Wir haben dekretirt und dekretiren wie folgt: Formirung einer Liſte der Abweſenden.

1) Es ſoll eine Liſte der Abweſenden in der 32ſten Militair-Diviſion aufgeſetzt werden.

2) Dieſe Liſte ſoll enthalten: a) Alle Perſonen, welche öffentliche Functionen verrichteten und ſich aus dem Lande in dem Augenblick der Rückkehr der franzöſiſchen Armee entfernt haben. b) Die Senatoren von Hamburg und Lübeck, die nach dem Abzuge der franzöſiſchen Armee ihre Stellen als Senatoren wieder angenommen haben. c) Alle Proprietairs, die ſich ſeit dem 1. März entfernt haben, und die nicht binnen funfzehn Tagen nach Bekanntmachung des gegenwärtigen Decrets zurückgekommen ſind. d) Alle Perſonen, welche eine Offizierſtelle bei der Aushebung für den Feind angenommen; alle Perſonen, die in der hanſeatiſchen Legion Dienſte genommen, oder zu den Autoritäten gehörten, die der Feind eingeſetzt hatte. e) Alle Perſonen, von denen erwieſen iſt, daß ſie zu den bewaffneten Verſammlungen gehörten und das Volk zur Empörung aufgereizt haben. f) Alle Perſonen, von denen bekannt iſt, daß ſie ſich im ruſſiſchen oder preußiſchen Militair-

Dienſt befinden. g) Endlich alle diejenigen Perſonen, die ſich ſeit dem 1. März von ihrer Wohnung entfernt haben und in vierzehn Tagen nach Bekanntmachung dieſes Dekrets nicht zurückgekehrt ſind.

3) Die Liſte aller abweſenden Perſonen ſoll unter den Befehlen des Prinzen v. Eckmühl, nach jedem Departement, Arrondiſſement, Canton oder Municipalität unverzüglich aufgeſetzt werden. Es ſoll zu dem Ende von dem Präfecten in jedem Arrondiſſement und in jeder Stadt eine Commiſſion ernannt werden. Die Liſten werden alle fünfzehn Tage von Neuem angefertigt. Eine Ausfertigung davon wird an den Miniſter der allgemeinen Polizei und an den General-Director der Regie, der Domanen und des Enregiſtrements eingeſandt werden.

4) Folgen der Abweſenheit: Es ſoll auf die beweglichen und unbeweglichen Güter aller, auf die Liſte der Abweſenden der 32ſten Militair-Diviſion eingeſchriebenen Perſonen Beſchlag gelegt werden. Unſere Regie der Domainen des Enregiſtrements wird ſelbige ſogleich in Beſitz nehmen. Das Verzeichniß des Werthes aller ſaiſirten Güter ſoll an den General-Director geſandt werden.

5) So lange ſich Jemand auf der Liſte der Abweſenden befindet, kann er keine Civilhandlung ausüben. Die ausſtehenden Gelder, die ihnen gehören und die Erbſchaften, die ihnen zufallen möchten, ſollen zum Vortheil unſerer Domainen ſequeſtrirt und erhoben werden. Der Ertrag der beſagten Güter fällt in die Caſſe des Enregiſtrements.

6) Was diejenigen Perſonen betrifft, die einmal auf der Liſte der Abweſenden eingeſchrieben ſind und deren Güter ſich im Beſitz der Regie und der Domainen befinden, ſo kann die Ausſtreichung von beſagter

Liste und die Aufhebung des Sequesters von ihren Gutern nicht anders, als durch ein Dekret von uns geschehen.

7) Unsere Minister der Finanzen, des Schatzes, der Polizei und des Krieges, sind mit der Ausführung des gegenwärtigen Decrets beauftragt, welches in das Gesetzbulletin eingerückt und dem Major-General, dem Direktor der Administration der Armee und dem Prinzen v. Eckmühl mitgetheilt werden soll.

Paris, den 8. Juni 1813.

Napoleon.

Der Minister Staats-Sekretair

Daru.

Der Herr Marschall, Prinz v. Eckmühl, welchem die Ausführung des vorstehenden Decrets übertragen ist, hat dasselbe mit den zur Ausführung nöthigen Instructionen, an den Präfecten zu senden und anzeigen zu lassen, daß das Decret für Hamburg vom 24. Juni anginge, daß mithin die Frist von funfzehn Tagen, den 8. Juli, für Lübeck aber mit dem 18. Juli ablieſe.

Mittlerweile war die Erpressung der unerschwinglichen Gelder mit allen erdenklichen Mitteln weiter verfolgt worden und es mochten auf solche Weise etwa 5½ Millionen zusammengebracht sein, als die unglücklichen Bürger um die Erlaubniß nachsuchten, eine Deputation an Napoleon absenden zu dürfen, denselben um Erlaß des Restes der Contribution anzuflehen. Es wurde gewährt, die Deputation ging auch wirklich ab, ohne jedoch eine erbetene Audienz bei dem Kaiser erlangen zu können. Der Minister, Staatssecretair Daru übernahm das Geschäft, ihr Anliegen vorzulegen, brachte aber eine abschlägige Antwort. Man darf wohl ohne Gefahr annehmen, daß dieser Höfling nicht entfernt

daran dachte, dem Kaiſer mit den Wünſchen und Bitten der unglücklichen Hamburger zu behelligen, ſo wie, daß die ertheilte Antwort nichts weiter, als eine fugirte war, denn was machten ſich die Pariſer Herren aus dem Unglück einer deutſchen Stadt! — Um ſich doch aber einen Schein der Billigkeit zu erwerben, vielleicht auch aus anderweitigen politiſchen Motiven, wurde folgendes Amneſtie-Decret entworfen.

„Der Feldmarſchall, Prinz v. Eckmühl, General-Gouverneur der 32ten Militair-Diviſion, Commandant en Chef des 13ten Corps. — Nach Anſicht der Befehle Sr. Majeſtät des Kaiſers, vom 16. Juli 1813, beſchließt folgende Verfugungen:

1) Es wird Amneſtie für die Handlungen von Inſurrection, Rebellion und Deſertion bewilligt, die bis zu dieſem Tage in der 32ſten Militair-Diviſion vorgefallen ſind.

2) Ausgenommen von dieſer Amneſtie ſind jedoch, in Hinſicht der, in unten folgendem 3ten Artikel beſtimmten Wirkungen, nachbenannte Perſonen: Gries, Ex-Syndicus, Ex-General-Secretair der Präfectur der Elbmündungen zu Hamburg; Goth, Ex-Senator zu Lubeck; Krukenberg, Ex-Maire von Luneburg; v. Meding, Ex-Legislateur und Mitglied der Liquidations-Commiſſion; v. Maſchalk, Ex-Maire von Stade; v. Zeſterfleth, Ex-Conſeiller des Kaiſerl. Gerichtshofes zu Hamburg; v. d. Decken, der Sohn, Ex-Conſeiller, Proprietair zu Stade; v. Heß, Doctor zu Hamburg; Zaſtorw, Ex-Inſpector der Forſten zu Hamburg; v. Kielmannsegge, Proprietair bei Luneburg; Mettlerkamp, Bleidecker zu Hamburg; Hanfft, Schlachter zu Hamburg; v. Gruben,

Unterpräfect zu Bremenlohe; v. d. Decken, der Vater, Ex-Minister des Churfürsten von Hannover; Langrehr, Ex-Municipal-Receveur zu Lüneburg; Jesdorff, Ex-Staats-Offizier in englischen Dienſten zu Barmſtedt; v. Zesterfleth, Ex-Subſtitut des kaiſerl. Procureurs zu Bremenlehe; v. Witzſch, Ex-Subſtitut des kaiſerl. Procureurs in Stade; v. Witzendorf, Ex-Subſtitut des kaiſerl. Procureurs zu Lübeck; v. Sode, item zu Hamburg; Friedr. Perthes, Buchhändler zu Hamburg; v. Haupt, Ex-Advocat bei dem kaiſerl. Gerichtshofe zu Hamburg; Zimmermann, Dr. zu Hamburg; von Ehrenſtein, Ex-Miteigenthümer des Correſpondenten zu Hamburg; Meyer, Ex-Bruchvoigt zu Hamburg.

3) Dieſe Perſonen werden für Feinde des Staats erklärt und auf immer aus dem franzöſiſchen Reiche verbannt. Ihre Güter ſind confiſcirt. Diejenigen beſagten Güter, die in dieſem Augenblick zu einem öffentlichen Dienſt beſtimmt ſind, werden ihre gegenwärtige Beſtimmung behalten; die andern ſind an die außerordentlichen Domainen verfallen.

4) Allen Perſonen der 32ſten Militair-Diviſion, die ſich ſeit dem 1. März 1813 entfernt haben und zur Zeit der Bekanntmachung des gegenwärtigen Beſchluſſes nicht zurückgekehrt ſind; — anderen jedoch, als welche der vorſtehende Artikel benennt — wird die äußerſte Friſt bis zum 5. Auguſt 1813 bewilligt, um nach ihrem Wohnort oder gewöhnlichen Aufenthalt zurückzukehren. — Sie müſſen ihre Rückkehr durch einen Verbal-Prozeß des Maire ihres Wohnorts oder ihres gewöhnlichen Aufenthaltes beſcheinigen laſſen. — Der Maire ſendet eine Ausfertigung dieſes Verbal-Prozeſſes an den Präfect des Departements, der

davon einerſeits dem Miniſter der allgemeinen Polizei und anderſeits dem General-Gouverneur Bericht abſtattet. — Das Original des Verbal-Prozeſſes wird in den Archiven der Mairie aufbewahrt.

5) Diejenigen, welche um dieſe Zeit nicht zurückgekehrt ſind, werden den Perſonen gleichgeſtellt, welche der Iſte Artikel des gegenwärtigen Beſchluſſes begreift und mit derſelben Strafe belegt.

6) Die Väter und Mütter oder Vormunder der nicht Majorenen, oder deren Rechte nicht genießenden Individuen, ſind für diejenigen ihrer Kinder oder Pupillen verantwortlich, welche die Waffen gegen Frankreich führen, oder binnen der oben beſtimmten Zeit nicht zurückkehren möchten. Sie würden demnach binnen eines Monats, nach einer Steuerrolle, die von dem Präfect executoriſch gemacht wird, eine Geldſtrafe bezahlen, die vier Mal ſo viel beträgt, als ihre jährliche Grund-, Mobiliar- und Perſonal-Steuer.

7) Gegenwärtige Amneſtie iſt auf die Gewaltthätigkeiten, Verwundungen und individuellen Mordthaten eben ſo wenig wie auf die Plünderungen, Erpreſſungen und Diebſtähle anwendbar, wenn ſelbſt dieſe Handlungen ihren Grund in der Inſurrection und Rebellion gehabt hätten. Durch die Amneſtie wird in der proviſoriſchen Suſpenſion von obrigkeitlichen Perſonen, öffentlichen Beamten oder Agenten, die vor der Entlaſſung des gegenwärtigen Beſchluſſes ſämmtlich erklärt worden, oder in andern genommenen Maßregeln der Verwaltung oder der hohen Polizei, nichts verändert.

8) Dem gegenwärtigen Beſchluß ſoll die größte Publicität gegeben werden. Der Chef des Generalſtaabs ſoll Ausfertigungen davon an den Lieutenant, General

der Feſtung, an den Präfecten und an den General-Director der Polizei ſenden.

Im Regierungs-Pallaſt des Marſchalls, Herzog v. Auerſtädt.
Prinz v. Eckmühl.
General, Chef des General-Staabs des 13ten Corps
Ceiar de la Ville.
Der Präfect des Departements der Elbmundungen
v. Breteuil.

Wir geben dieſes und andere Decrete abſichtlich ſo ausführlich, weil eben aus den eignen Worten der franzöſiſchen Quälgeiſter ihr Geiſt und ihre Meinung am ſchlagendſten und unverkennbarſten hervortritt, obwohl alle Darſtellung hinter der Wirklichkeit weit zurückbleiben muß, in welcher die unglücklichen Bewohner Hamburgs gepeinigt und ausgeſogen wurden. — So erging unter andern auch ein Befehl, alle, ſeit dem 24. Februar rückſtändig gebliebenen Abgaben nachträglich zu entrichten, nebenbei wurden über hunderttauſend Mark Tafelgelder für das Officier-Corps begehrt — Fur den Bau einer Brucke nach Harburg, wurde alles dazu bedurftige Holz, wo es zu finden, requirirt. — Schiffe und Fahrzeuge aller Art nahm man zum Marine-Dienſt weg, ſo wie Landfuhrwerke, nach Luſt und Laune, je nach dem Bedarf, geradeswegs geſtohlen wurden; denn wo das Privateigenthum nicht mehr, wie damals in Hamburg, reſpektirt wird, darf man es wohl in Wahrheit mit keinem andern Namen bezeichnen, als mit dem des Diebſtahls. Ueber alles dieſes legte man auch noch dem Bürger die Sorge auf, jene geſpenſtiſch ausgehungerten Soldaten in den Quartieren einigermaßen herauszufuttern, obgleich man ſelber ſchon größtentheils an dem Nothwendigſten Mangel litt. — Ferner ließ der unleidliche Breteuil einen Befehl an alle Kaufleute und was dazu zählt, ergehen, alles was an Schiffsbaumaterialien in ihrem Beſitz, innerhalb ſechs Tagen ſchriftlich anzumelden, damit man es ſchätzen und ſich dann

einliefern laſſe. — Merkwürdig war die Klauſel hierbei, daß die Art und Weiſe, wie man in den Beſitz ſolcher Sachen gekommen, durchaus gleichgultig ſei. — Zahlung, erfuhr man, ſolle nach Maßgabe des Börſenpreiſes entweder baar geſchehen, oder der zu zahlenden Contribution abgeſchrieben werden. — Man muß ſich billig über die grobe Liſt wundern, mit der man alſo der ſchnödeſten Willkuhr Thür und Thor öffnete und braucht man wohl kaum hinzuzufügen, daß alle ſolche Maßregeln das Ergebniß der frechſten Willkuhr der hier anweſenden Offiziere war und Napoleon ſelber nichts davon wußte und erfuhr. — Um nun möglichſt viel Beute zu machen, gebrauchte der Douanen-Director Pyronnier noch den Pfiff, bekannt zu machen, es durften alle Mobilien, Geräthſchaften und Waaren, die etwa aus Furcht der Stadt entfremdet worden, frei und ſonder Gefahr, wiederum eingebracht werden. Aehnlich war auch die ertheilte Erlaubniß, Pferde halten zu durfen, jedoch unter der Bedingung, daß dafur fur eine beſtimmte Zeit Fourage angeſchafft werde. Als dieſes geſchehen, nahm man die Pferde ſammt der Fourage weg. Gewiß ein eigenthümliches, eines Davouſt wurdiges Räuberſyſtem. Man ſah überhaupt den Anordnungen dieſer Ausſauger das Ungewiſſe und Schwankende an; nur ſo viel leuchtete aus ihrem Thun und Treiben hervor, daß man Geld, viel Geld haben wollte; je mehr je beſſer, weshalb man denn auch die anfänglich begehrte Summe nicht zu gering anſchlug. Da man ja noch immer ablaſſen konnte. — Zugleich war die Tendenz unverkennbar, den geringen Mann möglichſt zu ſchonen, damit ihm kein Anlaß zu Aufruhr gegeben werden möge, der, wie man recht gut wußte, von den höhern Ständen auch bei der größten Ungerechtigkeit nicht leicht zu befurchten war. Napoleon ſelbſt kannte die Hamburger Verhältniſſe ſo wenig, daß er einmal decretirte, es ſolle die Bank von Hamburg für 20 Millionen Wechſel acceptiren; eine Lächerlichkeit, da die Bank kein einſeitig ſelbſtſtändiges

Institut, sondern nur ein Depot vereinzelter Kaufleute für ihre Baarschaften und zur Bequemlichkeit derselben organisirt ist. — Was nun die baar empfangene Summe von jenen 48 Millionen anbetrifft, so ist wohl nie recht klar geworden, wie viel eigentlich davon gezahlt worden ist, da die Beamten nicht unterließen, ihre eigenen Säckel hinlänglich zu bedenken. Davoust giebt selbst circa 10 Millionen an; rechnet man aber alles, was an Waaren und Geldeswerth genommen wurde, hinzu, so dürfte der Betrag die begehrten 48 Millionen noch bei weitem übersteigen. Wer übrigens beweisen konnte, daß er die beiden ersten Sechstheile der Contribution abgetragen, bekam Erlaubniß, die Stadt verlassen zu dürfen; ein Beweis, daß man die Citrone für hinlänglich ausgepreßt hielt, um die Schale ohne Nachtheil wegwerfen zu können.

Nachdem diese Plackerei nun einigermaßen alt geworden, begann sich die unerschöpfliche Erfindungsgabe der Herren auf eine andere Seite zu werfen. — Napoleon verließ unter den gefährlichsten Kriegsereignissen die gute Elbstadt keine Minute aus den Augen und es lief Mitte des Sommers ein aus Bunzlau, vom 7. Juli datirtes Schreiben von ihm ein, worin er die Befestigung der Stadt anbefahl, und aus seinem Briefe geht hervor, daß er sich mit den Localitäten Hamburgs theoretisch lebhaft beschäftigt haben mußte, wie solches z. E. aus den Worten hervorgeht: „Hamburg muß um jeden Preis behauptet werden; nicht gegen die Einwohner allein, gegen Linientruppen, sondern auch gegen Belagerungsgeschütz selbst. — Deshalb will ich, daß die Stadt nicht nur gegen 50,000 Feinde, vor Ueberrumpelung gesichert sei, sondern daß sie sich vertheidigen und den Feind zur Eröffnung von Laufgräben zwingen könne, um sich so 15 bis 20 Tage gegen ihn zu halten. — Solche Resultate will ich noch in diesem Jahre erstrebt wissen, ohne daß es mehr wie 2 bis 3 Millionen kosten dürfe, und mit einer Artillerie von etwa 100 oder 150 Stück Geschütz und

6000 Mann Besatzung. — Diesem Plan zufolge will ich erlangen, daß selbst im Fall, es werde die Stadt nach einer Blokade von 15 bis 20 Tagen genommen, ich doch weder Menschen noch Kanonen verlieren, daß sich die Mannschaft in die Citadelle zurückziehen könne, um sich hier 1 bis 2 Monate nach Eröffnung der Laufgräben zu vertheidigen, je nachdem solche Citadelle vollkommen genug angelegt worden ist. — Eine einfache Auseinandersetzung eines Systems wird dasselbe deutlich machen und man darf keine Stunde säumen, Hand an's Werk zu legen. — Deshalb will ich, daß vierundzwanzig Stunden nach dem Eintreffen meines Ordonanz-Offiziers 10,000 Arbeiter bei dem Werke angestellt sind. Diese sollen aber 1) alle auf dem Walle befindlichen Häuser niederreißen, nachdem der, durch die Stadt zu ersetzende Verlust abgeschätzt worden ist. 2) Eben so müssen alle Häuser auf dem Glacis abgebrochen werden. 3) Eben so alle Häuser auf der Citadelle. 4) Zum Aufwerfen der Brustwehren müssen alle Gräben ausgetieft werden. 5) Alle Thore müssen Zugbrucken bekommen 6) Vor den Thoren werden Halbmonde angelegt. 7) Die Gräben müssen mit so vielem Wasser als sie fassen können, gefüllt werden. 8) Es sind Maßregeln zu treffen, alle Theile, deren Lage es erlaubt, unter Wasser zu setzen. 9) Alle die größten und wichtigsten Bastionen müssen an der Kehle durch mit Schießscharten versehene Mauern, die unbedeutendern mit Pallisaden versehen werden. 10) Es muß sofort an einem bedeckten Wege und an einer Glacis gearbeitet und jene mit Pallisaden versehen werden. 11) Auf jeder Bastion sind mindestens 4 Kanonen aufzupflanzen, darunter zwei Zwölfpfunder oder noch größere Stucke, zwei aber von etwas geringerem Kaliber. 12) Mörser müssen in Citadellenform aufgepflanzt werden, um solche in den beiden größeren Bastionen gegen die Stadt richten zu können, vor allen Dingen in jener Bastion und dem Theile des Walles, welche zwischen den beiden Gewässern liegt und

welche leicht abgesondert wie eine Citadelle zu betrachten sein wird. 13) Jene, die großen Verstecke deckenden Verschanzungen sind herzustellen, wohl zu verpallisadiren und mit einigen Blockhäusern zu versehen. 14) Alle Inseln sind durch ein System von Redouten und Deichen zu sichern, über die kleinen Arme Brucken auf eingerammten Pfahlen anzulegen und auf jeder derselben zwei Fahren bereit zu halten, wie ich es in Antwerpen gethan; eine für die Ebbe und eine für die Fluth, so daß es leicht ist, 100 Pferde und 500 Mann Infanterie auf einmal hinüber bringen zu können. 15) Die Stadt ist zu verschanzen, mit Geschütz zu decken und zu verpallisadiren. Sind nun alle diese Werke angelegt, was in Zeit von einigen Monaten geschehen kann, so unterliegt es keinem Zweifel, daß 4 Compagnien Artillerie und 5500 Mann Infanterie Meister von Hamburg sind. — Um nun aber solches Befestigungs-System vollständig zu machen, legen Sie eine feste Citadelle zwischen der Stadt und dem Strome an, so daß dieses Werk, die Inseln und die Stadt ein einziges System bilden. Diese Citadelle mag vor der Hand von Erde aufgeworfen werden, von tiefen Wassergräben umringt ꝛc."

Selbst der schlimmste Feind muß es Napoleon lassen, daß er sich auch aus der Ferne in die Verhältnisse unserer Stadt ziemlich umfassend genug hineingedacht und nichts vergessen hatte, was sich als Fortification gegen einen überlegenen Feind selbst benutzen ließ. Welch ungeheures Werk mit wenigen Federstrichen! — und wahrlich, er hatte dem furchtbaren Davoust keinen angenehmern Auftrag ertheilen können, als diese Riesenarbeit, die seiner eisernen Hand gestattete, mit neuer Schwere auf die noch nicht genug geplagten Bürger zu lasten. — Der bitterste Hohn schien abermals auszusprechen: es sollten die abzubrechenden Gebäude geschätzt und sie und die Arbeiter vom Reich bezahlt werden, denn als großen Säckel betrachtete man noch immer die, nicht vollständig getilgte Contribution, worauf gekürzt wurde,

ſobgleich die erpreßten Summen in mancherlei Geſtalt um dieſe Zeit bereits 71 Millionen Francs überſtiegen, die man mit gutem Fug aus officiellen Angaben folgendermaßen zu pecificiren berechtigt iſt:

1)	Zwei Sechstel der großen Contribution, beigetrieben bis zu mindeſtens	10,000,000 Fr.	— C.
2)	Die kleinen außerordentlichen Contributionen	2,958,101 „	57 „
3)	Die Waaren-Requiſitionen.	17,835,116 „	22 „
4)	Naturallieferung an Mobilien	728,903 „	— „
5)	Verbrannte, demolirte und zerſtörte Häuſer	35,701,100 „	— „
6)	Schaden an den zu Kaſernen u. ſ. w. gebrauchten Häuſern	2,089,614 „	— „
7)	Verluſt an Mobilien, Vieh ꝛc.	2,651,611 „	— „
	Summa	71,964,450 Fr.	79 C.

Daroux bewegte ſich nun auf einmal wieder recht in ſeinem Elemente. Um dem Vertrauen ſeines Herrn und Meiſters Ehre zu machen, ſäumte er nicht, einen Befehl ergehen zu laſſen, daß die Stadt zu dem großartigen Befeſtigungswerke unverzüglich 4000, Vorſtädte und Gebiet aber 2000 Arbeiter ſtellen ſollten, und was ſich nun nicht freiwillig einfand, das ließ er mit Gewalt aufgreifen, um die Zahl complet zu bekommen, zu welchem Ende der ſaubere Breteuil am 8. Juli dem Maire einen Befehl zugehen ließ, durch das Militair Alles, was Hände hätte, ohne Anſehen der Perſon und des Geſchlechts auf den Gaſſen oder in ihren Wohnungen aufgreifen zu laſſen, die Widerſpenſtigen aber ſtreng zu beſtrafen. Als nun aber auch dieſer Befehl nicht zum erwunſchten Ziele führte, wurden 60 bemittelte und angeſehene Bürger in Verhaft genommen, als Geißeln

für das Aufbringen der erforderlichen Arbeiterzahl, und ihnen zugleich die Erklärung gemacht, daß ſie für jeden fehlenden Kopf zehn Franken Strafe zu zahlen haben würden. Ein Syſtem militairiſcher Tyrannei, das wohl kaum ſeines Gleichen in der neuern Geſchichte aufzuweiſen haben möchte.

Ein Ameiſen-Gewimmel von Menſchen, Weiber und Kinder unter ihnen, bewegte ſich nun mit Hacken und Spaten in der Umgebung Hamburgs, um gewaltſam, für kargen Tagelohn, an dem eignen Kerker zu bauen, und das Geſchehene geſtaltete ſich folgendermaßen: die Bruſtwehr des Hauptwalles erhob ſich; die beiden Baſtionen Albertus und Caſparus wurden zu einer Citadelle hergerichtet, und mittelſt Palliſaden nebſt Erdaufwurf nach der Stadtſeite gedeckt. Vor dem Millernthor, am Ende der Baſtion Caſparus, wurde ein Durchſchnitt gemacht, der den übrigen Wall von der Citadelle trennte, und hier wurde Wurfgeſchütz aufgefahren, um die Stadt von dieſer Seite beſchießen zu können. Am Kuhberg und beim grunen Soed brach man eine ganze Reihe Häuſer ab, weil ſie die Feſtungswerke behinderten. — Eine andere Citadelle war in den Baſtionen Vincent, Didericus und David errichtet. — Von der fruheren Conſtablerwache ſüdöſtlich war der Wall durchſchnitten und mit Palliſaden, Brucken und Pforten mit Schießſcharten verſehen, der Aufgang vom Teufelsort aber mit einem Thore und Erdverſchanzung gedeckt. — Die innere Seite des Walles hatte man ganz mit Palliſaden beſpickt, und die Lombardsbrücke mit Bohlen, worin Schießlöcher angebracht waren, verſehen. Abermals mit einem Querſchnitt durchbrochen war der Wall bei der Baſtion Diedericus, und auch hier Kanonen und Mörſer gegen die Stadt gerichtet. — Der Wallabhang außer der Stadt und der bedeckte Weg wurden wieder in Stand geſetzt, ebenſo das Hornwerk beim Millernthor, das man zugleich durch eine Brucke mit der Citadelle verband, und etwa 500 Fuß von der rechten Flanke deſſelben eine Schanze aufwarf. — Ferner wurden vor den 4 Haupt-

thoren Wallschilde, sogenannte Ravelins, und beim Oberhafen ein Blockhaus angelegt. — So setzte man auch die Sternschanze wieder in gehörigen Stand, und deckte sie durch angebrachte Verhacke; sperrte die Alster durch eingerammte Pfähle vom Schlachterhof bis nach der Rabe, und legte 20 Kriegsprahme aus. — Bei der Bastion Joachimus, auf dem heil. Geistfelde, etwa 1500 Fuß vom Stadtgraben entfernt, ebenso 700 Fuß von der Bastion Rudolphus und 600 Fuß von den Bastionen Petrus und Diedericus, unweit der Alster, führte man drei Redouten auf. — Auch die Festungswerke von St. Georg baute man neu auf; auf dem Burgfelde und Hohenfelde wurden sechs Schanzen aufgeworfen, und das Schanzenwerk vom Neuenwerke bis zur Billerschanze neu hergestellt. — Am Biller Brook war bereits eine Schanze und unweit davon wurden noch zwei andere angelegt ebenso auf den Elbinseln. — Man setzte auch die Landwehr wiederum in Stand, und warf beim Lubschenbaum eine Schanze auf. — Beim Hammerbaum befand sich eine starke Batterie.

Um aber solche Festungswerke ungehindert in größter Ausdehnung anlegen zu können, mußte nun einmal wiederum der brutalsten Willkühr Thür und Thor geöffnet werden, und alle im Wege stehende Gebäude schonungslos in Trümmern sinken. — Bei Ausführung dieses Systems begann man zuerst auf den Gottesäckern außerhalb des Dammthors sämmtliche Bäume und Stauden niederzuschlagen. Mit dieser Entweihung der Grabstätten begann man am 15. Juli, und es erging am 31. der Befehl, daß bis zum 28. August auf 150 Toisen (Klafter) von der Stadt Alles der Erde gleich gemacht werden sollte, und als dem Gewaltigen die Bemerkung nicht entging, daß man saumselig im Gehorsam dieses Befehls war, so wurde der Termin bis zum 24. August abgekürzt, und somit nun vom Hanfmagazin an der Elbe in gleicher Entfernung von der Stadt der ganze Kreis bis an der Alster beim Dammthor demolirt,

ein Schaden, der allein in dieſer vorläufigen Ausdehnung auf 9 Mill. Mark Bco. geſchätzt wird.

In dieſer Unglückszeit häuften ſich die erkrankten Soldaten ſo ſehr, daß die gewöhnlichen Hospitäler nicht mehr zu ihrer Verpflegung ausreichten, und wurden ſomit alle unbewohnten, von ihren geflüchteten Bewohnern verlaſſenen Häuſer der Stadt, wie auch mehrere öffentliche Gebäude, z. B. das Kornhaus, der Concerthof, das Zuchthaus, der Börſenſaal, die Börſe, der Apollosaal, das Waiſenhaus, ja ſelbſt alle Kirchen, mit Ausnahme der St. Michaelis, zu Hospitälern, Caſernen, Pferdeſtällen und Fouragemagazinen benutzt. Der Kummer und das Elend wuchs ſomit von Tage zu Tage, und der einzige Troſt blieb die Hoffnung, daß dem noch immer andauernden Waffenſtillſtand ein baldiger Friede folgen werde. Aber auch dieſe troſtende Hoffnung ſchwand nur zu bald dahin, als anfangs Juli die Nachricht von Aufhebung des Waffenſtillſtandes eintraf, und dennoch ergriffen die ironiſchen Quälgeiſter abermals dieſe Gelegenheit, die gereinigten Burger zu einem Freudenfeſte aufzuſtacheln, indem ein Befehl erging, den 10. Auguſt, an welchem Tage die Feindſeligkeiten wieder beginnen ſollten, den Geburtstag des Kaiſers (15. Auguſt) verfrüht zu feiern, und zwar wie gewöhnlich durch eine allgemeine Illumination, der dann ein brillantes Feuerwerk auf der Alſter beigeſellt wurde. Das franzöſiſche Militair — von dem officiellen Correſpondenten erlogener Weiſe auf 35 bis 40,000 Mann angegeben — wurde auf dem Wall ſetirt, und brachte ſeinem Kaiſer ein Vivat, während die unglücklichen Burger unter Zähneknirſchen ihre Stümpfe Licht hinter den Fenſtern putzten, und den Urherber alles Elends bis in den Abgrund der Hölle verwünſchten. — Die Armen erhielten indeß übrigens 40,000 Portionen Suppe, (eine ſeltige Vergeltung für die Veranlaſſung zu ſo vieler Armuth) — und die Officiere ſchwelgten an den Tafeln ihrer verſchiedenen Chefs. —Ein jämmerliches Feſt das!

Ein Funken von Hoffnung brachte die Nachricht, daß der Kaiser von Oesterreich sich ebenfalls gegen seinen Schwiegersohn, den französischen Würgengel, erklärt habe und seine Truppen marschiren lasse. Um so mehr bedurfte Napoleon nun der Hand seines Marschalls Davoust, und zu dessen Vertreter hierselbst hatte der Kaiser sofort mit gewohnter Umsicht einen seiner Adjutanten, den Grafen Hogendorp, ausersehen, dem wiederum der Maire Ruder zur Seite stand, welcher mit blindem Gehorsam dummen Stolz und kalte Härte verband. Aus der Feder des ersteren erging folgender Befehl unter das Volk:

„Der Graf von Hogendorp, Divisions-General, Aide de Camp des Kaisers, Officier der Ehrenlegion, Ritter, Großkreuz des Reunion-Ordens, Gouverneur von Hamburg.

Erwägend die Aufkündigung des Waffenstillstandes und den bevorstehenden Anfang der Feindseligkeiten und daß in einer in Belagerungszustand erklärten Stadt alles Zusammenrotten mit den Gesetzen streitet, so wird, um solchem zuvorzukommen und durch alle zu Gebote stehende Mittel zu verhindern, hiermit beschlossen:

1) Alle Versammlungen von Menschen in den Gassen der Stadt und den Vorstädten sind aufs strengste untersagt.
2) Wo solche dennoch statt finden, sollen sie durch die bewaffnete Macht auseinandergetrieben, und wenn die erste Aufforderung nicht fruchtet, die Schuldigen arretirt und erschossen werden.
3) Frauenzimmer unterliegen demselben Gesetze und sollen mit Ruthen gepeitscht und eingekerkert werden.
4) Jedes Zusammenstehen von mehr als vier Personen wird als Versammlung angesehen.
5) Im Fall eines feindlichen Angriffs gegen Hamburg, sofern die Truppen zu den Waffen greifen oder Kanonen gelöst werden, sind die Einwohner ange-

wiesen, ſich in ihre Häuſern zu begeben und die Thuren zu verſchließen.

6) Jeder Einwohner, der keine öffentliche Verwaltung verſieht, welcher während des Kanonenfeuers, ohne ſchriftliche Erlaubniß, auf der Straße angetroffen wird, ſoll arretirt, zur Einkerkerung verurtheilt und nach den Umſtänden vor eine Militair-Commiſſion gezogen werden.

7) Jeder, der überwieſen iſt, beunruhigende Gerüchte verbreitet zu haben, oder durch Schriften, Worte und Handlungen die öffentliche Ruhe zu ſtören ſuchte, ſoll arretirt und vor eine Militair-Commiſſion gezogen werden.

8) Sollte zwiſchen einem Einwohner und einem Militair ein Streit entſtehen, ſo ſoll der Einwohner nur vor dem Platzcommandanten ſeine Klage vorlegen, und es ſoll ihm Gerechtigkeit wiederfahren; aber auf keinen Fall und unter keinem Vorwand darf der Einwohner unternehmen, ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen.

9) Jeder Einwohner und Burger, der an einen franzöſiſchen Militair Hand anlegen würde, vorzüglich wenn er im Dienſt und auf Wache iſt, ſoll erſchoſſen werden.

10) Gegenwärtiger Beſchluß ſoll in beiden Sprachen gedruckt, und in der Stadt und den Vorſtädten bekannt gemacht und angeſchlagen werden.

Hamburg, den 15. Aug. 1813.

Graf v. Hogendorp.

Es muß ſich dem Leſer beim Anblick dieſes Befehls nothwendig die Frage aufdrängen: vor welcher Gattung Franzoſen gingen denn dieſe abſcheulichen Faſſungen aus? — Wo bleibt die vielgeprieſene, der Nacheiferung empfohlene Courtoiſie der Gallier, wenn ſelbſt ein General die Drohung öffentlich ausſpricht: es ſollen Frauenzimmer aus-

gepeitſcht werden, wenn ſie mit mehreren Perſonen auf der Gaſſe redend angetroffen werden? — Solche Befehle konnten das mit übermäßiger Lammesgeduld ausharrende Volk nur zu Haß und Rache aufſtacheln, und zwar um ſo mehr, da es an Erfüllung der angedrohten Strafen nicht fehlte. Ein Burger, C. B. Brüggemann, der in ſeinem Hauſe eine Flinte verſteckt gehabt, und ein Hutmachergeſell, J. P. Rellas aus Cöln, den man heimlicher Werbung beſchuldigte, wurden vor ein Kriegsgericht geſtellt und ihnen die Kugel zuerkannt. Neben ſolchen Grauſamkeiten muß es auffallen, daß die franz. Behörden um dieſe Zeit bekannt machten: es ſtehe von jetzt an auch jungen Leuten unter 18 Jahren frei, in franz. Regimenter einzutreten. Eine großmüthige Erlaubniß wahrlich, die von dem Verſtande der Herren am Ruder einen ſehr nachtheiligen Begriff einflößt. — Wahrlich, das Syſtem dieſer Gewaltsmänner war nicht allein grauſam, ſondern auch gemein, und mit gerechtem Ekel wendet man ſich von dem Ausbruche ſolcher Brutalität ab.

Die Kriegsereigniſſe auf dem großen Schauplatz der Begebenheiten riefen nun wirklich den Prinzen v. Eckmühl ab. Er verließ am 14. Auguſt die Stadt, und ein großer Theil der unter ſeinem Befehl ſtehenden Truppen folgte ihm auf die Schlachtbank im Herzen von Deutſchland, und nur ein unlängſt aus Frankreich eingetroffenes Regiment Veteranen und die Douaniers blieben hier als bewaffnete Macht zurück, und die militairiſch-polizeilichen Maßregeln waren ſchlau genug geordnet, um den Haß der Bevölkerung mit dieſer kleinen Macht zu zügeln; ja ſelbſt ſie zu erheuchelten Freudenfeſten über jeden, oft vielleicht nur fingirten Sieg ihrer Unterdrücker auf dem Kriegsſchauplatz durch Feſtlichkeiten zu zwingen. Die Wahrheit über jene Ereigniſſe blieb den Bewohnern Hamburgs möglichſt verborgen; dennoch aber konnte nicht jede Nachricht, die man gern verborgen gehabt hätte, gänzlich verſchwiegen bleiben, denn das Ohr des Geängſteten horcht den Lüften ſelbſt eine frohe Botſchaft

ab. — Die franzöſiſchen Officiere aber waren von allen Vergangen beſſe beſſer unterrichtet; ſie ſahen das Ende ihrer Herrlichkeit mit Rieſenſchritten herannahen, und ſäumten deshalb nicht, die ihnen noch vergonnte Zeit zur Plünderung der ihnen untergebenen Stadt anzuwenden, wohin denn in dieſer Zeit vor allem die Requiſition ſämmtlicher Ewer, um ſolche in Kanonenboote zu verwandeln, zu rechnen, wodurch aber die Communication mit dem jenſeitigen Elbufer gehemmt und Mangel an Lebensmittel erzeugt wurde, unter welchen die unklugen Franzoſen am Ende ſelber leiden mußten. Ja, der Wahnſinn des Generals Hegendorp ging ſo weit, daß er am 30. Auguſt einen Befehl ergehen ließ, es ſollten täglich 70 Wagen zum Dienſte der öffentlichen Arbeiten geſtellt werden. Um aber das mangelnde Geſpann hierfür aufzubringen, befahl er, daß alle, nach außen von hier aus kürzlich verkauften Pferde wieder zurück und herein gebracht werden ſollten, widrigenfalls die ungehorſamen Verkäufer zur Zahlung derſelben angehalten werden wurden.

Dergleichen willkürliche Geſetze erſchienen nun, je nach Laune des gewaltigen Franzoſen Tag um Tag, ſo z. B. am 5. Sept., worin der Stadt eine Lieferung von 12,000 wollenen, baumwollene oder cattunene Bettdecken zum Gebrauch des Militairs in kürzeſter Friſt anbefohlen wurde, und zwar von den einzelnen Bürgern, gegen Entgegennahme gedruckter Quittungen auf der Mairie, und wurden die Widerſpenſtigen mit Militair-Executionen bedroht; doch ſollte man jede Decke mit 20 ℔ abkaufen dürfen. — Auch eine Aufgabe ſämmtlicher Holzvorräthe wurde anbefohlen, und am 8. Sept. erging ein ſtrenges Verbot, Wagen und Pferde durch Verkauf in die Fremde der Requiſition zu entziehen. — Um das Maaß der Unverſchämtheit nun aber geruttelt voll zu machen, ließ der Präfect de Breteuil zur Abwechſelung auch noch eine Aufforderung ergehen, worin unter andern folgende intereſſante Stelle vorkommt:

„Begebenheiten, deren Andenken die Bewohner der Elbmündungen auszulöſchen ſuchen müſſen, indem ſie ſich den Reichsgeſetzen gänzlich unterwarfen, waren Urſache, daß die Vollziehung des kaiſerl. Decrets vom vergangenen 5. April über die Organiſation der Ehrengarde-Regimenter aufgeſchoben wurde. — Alle Departements haben gewetteifert, um den Aufruf des Regenten zu entſprechen; das Elbdepartement iſt das einzige, welches von dieſer allgemeinen Regel eine Ausnahme macht. — In der Ueberzeugung, meine Herren, daß Ihre Adminiſtrirten nur die Gelegenheit erwarten, nicht allein ihre Ergebenheit, ſondern zugleich ihre Reue an den Tag zu legen, habe ich Ihnen die Mittel dazu verſchaffen wollen, dadurch, daß Sie Ihr Contingent zu den vier Garde-Regimentern liefern, und ich will gern glauben, daß, da Sie endlich über Ihr wahres Intereſſe aufgeklärt ſein mögen, Ihre Beeiferung mit meiner Erwartung übereinſtimmen werde.

Durch freiwillige Dienſtergebenheit gegen Sr. Maj. können die Einwohner dieſes Departements wiederum zu ihrem vorigen Zuſtande gelangen und der Vergebung ihrer Vergehen entgegenſehen. Mögen Sie durch Ihre väterlichen Ermahnungen diejenigen unter Ihren Adminiſtrirten, welche zur Familie gehören, die durch ihr Vermögen oder durch die Hochachtung, die man ihnen zollt, und die ihnen nach wahrer Verdienſt erwaſen werden kann, empfehlungswerth ſind, auf begreiflich zu machen ſuchen, daß ſie kein Bedenken tragen dürfen, die Laufbahn anzutreten, die ihnen eröffnet worden iſt; daß die Ehre und ihr eigenes Intereſſe es ihnen zum Geſetze machen ꝛc.“

Bald darauf, am 17. September bedurfte man ſchon wieder Betttücher, Bettdecken und Hemden, die die Bürger zu liefern bei Strafe angewieſen wurden und zu Gunſten

der militairiſchen Tafelfreuden erging dann auch noch folgende Verordnung:

„Die fortwährenden großen Communal-Abgaben haben die Ausſchreibung eines fünften Quotenbeitrages zur Deckung der Rückſtände und Abgaben der Requiſitions-Caſſe veranlaßt, auch die Erhebung einer beſondern Steuer für die Tafelgelder der hier garniſonirenden Herren Offiziere; zur Abwendung der nachtheiligſten Folgen für die ganze Commune und im Intereſſe eines jeden einzelnen Contribuenten, iſt die prompte Einlieferung dieſer Abgabe weſentlich nothwendig. Bei unerwarteter Zögerung der Zahlpflichtigen werden ſofort Zwangsmittel zur Hand genommen werden, da der Dienſt durchaus nicht durch Nachläſſigkeit der Contribuenten leiden darf, und die Tafelgelder eine Schonung der Commune, ſo wie die Hoſpital-Unterhaltungskoſten eine Fürſorge für unſere Commune ſelbſt befaſſen, auch in allen Zweigen der Ausgaben prompte Entrichtung der Regulirten eine Erſparung in der Communal-Caſſe conſtituirt.

Hamburg, den 1. October 1813

Der Maire
Ruder."

Am 13. October erfolgte dann noch eine Verordnung, laut welcher die manndaften Burger zum Feuerwachen-Dienſt aufgerufen wurden und hatte man dem — in neueſter Zeit in ſeinem Beruf geſtorbenen — Repſold ſchon früher zu ſolchem Dienſte einige Offiziere beigeſellt, da man ihm und ſeinen 500 Spritzenleuten nicht recht trauete. — Das Lärmblaſen bei Feuersbrünſten war gänzlich unterſagt, wahrſcheinlich weil das böſe Gewiſſen alles Aufregende nicht gut erträgt.

Mitlerweile, da alle dieſe Dinge in dem hermetiſch verſchloſſenen Hamburg vorgingen, ging die Sonne von Leipzig

blutroth über die Völker Europa's auf und verkundete ihnen einen ſchönen Tag der Zukunft. Indeß konnte es nicht in der Abſicht der hieſigen Franzoſen liegen, die Botſchaft einer verlorenen Schlacht an das Ohr der bedrängten Hamburger ſchlagen zu laſſen, da ja ſonſt leicht der Muth, das verhaßte Joch vor der Zeit abzuſchutteln, daraus hätte erwachſen können. Indeß ließen die Niedergeſchlagenheit und die ängſtlichen Geberden der Gewalthaber auf etwas außerordentlich Unheilvolles ſchließen und ſelbſt, daß Davouſt einmal plötzlich hier erſchien, die öffentlichen Caſſen leerte und die Stadt weiter bis zum Januar 1814 als außer dem Geſetz zu betrachten erklärte, verkundete ein ſeinem Volke betreffendes Leid, vor deſſen Folgen er vor allen die Gelder geſichert haben wollte. — Dennoch gab ſich die geheime Polizei, nicht ohne Erfolg, alle erdenkliche Mühe, etwas Beſtimmtes über die neueſten Begebenheiten der deutſchen Bevölkerung vorzuenthalten und ſelbſt der niedere Soldat wußte nichts eigentliches über die Begebenheiten auf dem Kriegsſchauplatz und ſpäter erſt gelang es ihm, von den hier am 24. October zuerſt eintreffenden franzöſiſchen Zeitungen nähere Kenntniß zu erlangen.

Das Bedruckungs-Syſtem wurde übrigens mit größter Conſequenz, faſt ärger denn zuvor verfolgt und der beängſtende Alp druckte, je naher die Morgenrothe des großen deutſchen Völkertages herannahete, deſto ſchwerer auf der Bruſt des im gewaltſamen Schlummer erhaltenen Hamburger Volkes. So erſchien um dieſe Zeit denn auch wiederum ein Reglement wegen Feuerung und Beleuchtung für die Oberoffiziere in Hamburg, ſo lautend:

„Der Diviſions-General hat das Recht, ſich für ſeine Perſon täglich drei Zimmer heizen zu laſſen; ferner ſoll ihm für die Küche ſo viel Feuerung geliefert werden, als zur Heizung von zwei Zimmern erfordert wird; auch kann er auf vier Wachs- und ein Talglicht

Anſpruch machen. — Der Brigade-General hat das Recht, ſich fur ſeine Perſon täglich zwei Zimmer heizen zu laſſen und ſoll ihm fur die Kuche ſo viel Feuerung geliefert werden, als zur Heizung von zwei Zimmern erfordert wird, auch kann er auf vier Wachs- und zwei Talglichte Anſpruch machen. — Der Colonell hat ebenfalls das Recht, fur ſich zwei Zimmer heizen zu laſſen und ſoll ihm fur die Kuche ſo viel Feuerung geliefert werden, als zur Heizung von zwei Zimmern erfordert wird; ferner zwei Wachs- und zwei Talglichte. — Dem Major, welcher ein Regiment commandirt, ſoll eben ſo wie dem Colonell geheizt und erleuchtet werden. — Der Major kann auf zwei geheizte Zimmer, ein Wachs- und ein Talglicht Anſpruch machen. — Der Bataillons-Chef hat das Recht zu einem geheizten Zimmer und zwei Wachslichten. Die Einwohner ſollen gehalten ſein, die Heizung und Beleuchtung, dieſem Reglement zufolge zu liefern. Wenn aber der Eigenthumer das Haus nicht bewohnt oder die Municipalität erklärt, daß der Eigenthumer, welcher ſein Haus bewohnt, nicht vermögend iſt, dieſe Lieferung zu leiſten, ſo ſoll dieſer dem Zahlmeiſter der 32. Diviſion einen monatlichen Zuſchuß zu den auf dieſelbe Weiſe bezahlten Tafelgeldern, nach dem hier unten ſtehenden Tarif, welcher ſich nur auf die Feuerung bezieht, geben, nämlich: Fur den Diviſions-General monatlich 75 ℔, fur den Brigade-General 60 ℔, Colonel 45 ℔, Major 30 ℔, Bataillons-Chef 22 ℔. Die Lieferung der Wachs- und Talglichte ſoll alsdann in natura durch die Municipalität, nach dem Verhältniſſe, wie es den Graden nach in dem erſten Tarife beſtimmt iſt, beſorgt werden. Die Capitains, Lieutenants, Unterlieutenants und andere Employés, die einem ähnlichen Militairgrade gleichgeſtellt ſind, die Unteroffiziere, Soldaten und alle Individuen, welche mittelſt Quartier-Billets bei Bürgern

logiren, ſollen Feuerung und Licht von ihrem Wirthe erhalten.

Hauptquartier zu Ratzeburg.

Marſchall, Herzog v. Auerſtädt,
Prinz v. Eckmühl.

Gleich darauf erſchien wieder ein Befehl für eine immenſe Lieferung von Hoſpital-Bedarf und ſo raſtete man keinen Tag, in ängſtlicher Haſt das Ausſaugungsſyſtem in ſeiner ſchmachvollſten Schändlichkeit in Ausführung zu bringen. Als die furchterlichſte Bluthe aller dieſer Maßregeln aber ſtellt ſich der im November durch den General Chaban verubte Bank-Raub den erſtaunten Blicken dar. Dieſe fluchwurdige That krönte alles Vorhergegangene und wir müſſen ſchon einige Minuten bei dieſer Kathaſtrophe verweilen.

Die willkurlich-begehrte Contribution von 48 Millionen war allerdings noch nicht ganz bezahlt und konnte ohne den Ruin aller Familien, die noch etwas beſaßen, auch nicht ins Werk gerichtet werden. — Dennoch ſteifte ſich die Raubſucht der Franzoſen fortwährend auf dieſe ſogenannte Schuld und ſuchte Summen von mehren hunderttauſend Francs von einzelnen Häuſern zu erpreſſen, ohne eben bedeutenden Erfolg davon zu ſehen. — Dann brütete der General Hogendorp eine Idee aus, die er auch ſofort auf Flugeln des Windes dem würdigen Complicen Eckmühl zutrug, daß noch wohl ein Plätzchen in Hamburg ſei, wo Silber und Gold verborgen liege, nämlich die Bank und der edle Prinz ging begreiflich gern auf den Vorſchlag ein, ſich dieſer Summen zu bemächtigen, obgleich Napoleon ſelber dieſes Inſtitut für ein dépôt sacre, für ein geheiligtes Gelddepot erklärt hatte. — Es war aber am 4. November 1813, als der zeitige Bankdirector Pehmöller eine ſchriftliche Einladung, zu dem General Chaban zu kommen, erhielt, die der gehorſame Bürger natürlich als einen Befehl

betrachtete, und fand derſelbe bei ſeinem Eintreffen den Genèd'armerie-Oberſt Charbot, nebſt einem Capitain der Genèd'armerie daſelbſt vor. — Es erklärte nun der Graf Chaban dem Eintretenden, daß er ihm im Auftrage des Prinzen v. Eckmuhl einige Fragen vorzulegen habe, worauf der Oberſt ſich erkundigte, wo die Geldvorräthe der Bank und ein Verzeichniß derſelben vorzufinden, zugleich auch wie groß der Kaſſenbeſtand ſei. Worauf Pehmöller, die erſte Frage betreffend, Auskunft ertheilte, hinſichtlich Angabe der Summe aber ſeinen Dienſteid vorſchützte, der ihm verbiete, Auskunft darüber zu ertheilen. — Chaban wußte hier guten Rath, indem er echt jeſuitiſch meinte, jene Regierung, der er den Eid geleiſtet, habe aufgehört zu exiſtiren, und ſomit falle auch der ihr geleiſtete Pflichteid weg, weshalb er auf genaue Auskunft beſtehe, auch ließ der edle Herr nicht ab, in Herrn Pehmöller zu dringen, bis dieſer den ungefähren Betrag angegeben. — Charbot führte Protokoll über ſeine Antworten, die dann alle Drei unterzeichneten, worauf Pehmöller angewieſen wurde, ſich mit Charbot zum Gouverneur zu begeben, um weitere Befehle von dieſem entgegenzunehmen. — Dem unglücklichen Mann ging nun eine furchterliche Ahnung auf, auch enthielt er ſich nicht, ſeine Beſorgniſſe laut werden zu laſſen und bat dringend um eine ſofortige Audienz bei dem Gouverneur, die ihm zugeſagt wurde, worauf man Pehmöller mit dem Genèd'armerie-Capitain allein ließ. — Erſt ſpät Mitternachts kehrte Charbot wieder und kundigte dem Harrenden einen Befehl des Gouverneurs an, ihm mit den Schlüſſeln der Bank zu folgen, indem man beabſichtige, die Thüren derſelben zu verſiegeln. — Wieder auf die begehrte Audienz zurückkommend, wurde dieſelbe abgelehnt und nun erklärte Pehmöller unumwunden, daß er ohne vorherige Rückſprache mit ſeinen Collegen, den Befehlen des Gouverneurs keine Folge leiſten werde. — Durch ſolche edle Freimuth imponirt, eilte Charbot zum Gouverneur und kehrte mit dem Befehl

zurück, die Collegen mochten gerufen werden. — Alle Drei gingen nun; auf der Gasse traf der Inspecter Caire noch bei ihnen ein, und man beschloß, die Collegen nach des Inspectors Hause zu berufen. — Einer derselben, Herr Schwalb war abwesend, doch erschienen die Hrn. Soltau und Schwartze und die drei Bürger gaben nun den Beschluß kund, ihre Siegel mit denen der Gewalthaber bei Anlegung derselben an die Gemächer der Bank zu vereinen. — Als man das Banklokal erreichte, zeigte sichs, daß dasselbe von Gensd'armen und Linienmilitair ringsumher besetzt war und es wurde nun die Versiegelung an acht Thüren und einem Schrank, ohne mehr als die Hauptthür zu öffnen, vorgenommen. Es wurde dann über diese schmachvolle That ein Sachbestand im Hause des Herrn Schwartze aufgenommen, worüber es 2 Uhr Nachts geworden und erst jetzt durften die hinlänglich geängsteten drei Herren nach Hause gehen.

Diesem nächtlichen Vorspiele folgte dann am folgenden Tage erst der eigentliche Raubzug, und wurde selbiger damit eingeleitet, daß man die Administratoren der Bank vor den Gouverneur Hogendorp fordete, wo der General Chaban, der Präfect de Breteuil, Maire Ruder, Commandant-Major Brosset, Inspecteur Caire, Inspecteur des Schatzes Lafaurie, Ordonnateur Mounay, und zwei Deutsche, Keetmann und Benecke, bereits versammelt waren. — Hogendorp nahm das Wort und setzte auseinander, daß, da leider die Contribution noch immer nicht zum vollen bezahlt, die Cassen aber leer seien, und man doch Geld brauche, um die Truppen zu unterhalten, da der Dienst durchaus nicht leiden durfe, so habe denn der General-Gouverneur beschlossen und Befehl gegeben, die Bank vorlaufig in Beschlag zu nehmen. — Es begehre aber der Prinz von Eckmuhl 7 Mill. Franks baar, und eine Zahlung von 1 Mill. jeden Monat, um die laufenden Ausgaben zu bestreiten, und sei den Herren Kaufleuten eine Frist von

24 Stunden gestattet, um sich über Herbeischaffung solcher Summe zu berathen, und namentlich Garantie dafür zu stellen, wornach dann die Bank wiederum entsiegelt werden solle. — Es sei übrigens — fügte er hinzu — zur Regulirung dieser Angelegenheit eine Commission niedergesetzt, bestehend aus dem Prinzen, als Präsident, dem Grafen Chaban, und den Bürgern Reetmann, Benecke und Pehmöller, letztere als berathende Mitglieder. — Die Herren Chaban und Bretenil ließen sich dann noch in demselben Sinne vernehmen, und die hiesigen Herren predigten tauben Ohren, als sie es versuchten, Vorstellungen gegen ein so hartes Verfahren gegen das Privatvermögen Einzelner zu machen. — Bretenil beschied die Herren des Commerciums zu 11 Uhr in sein Hotel, und hatten auch diese nun den Beschluß des großen Räubercomplottes entgegenzunehmen. — Der Sprecher derselben entgegnete sehr frei und bündig, daß es kein verderblicheres Mittel, Geld herbei zu treiben, gäbe, als eben das beschlossene, indem durch Ausleerung des Bankschatzes dem Kaufmanne die Mittel zu fernerem Geschäftsbetrieb geraubt würden, die in neuester Zeit fast nur in Wechselgeschäften bestanden, welche nur durch das Bankinstitut möglich seien. Die Ausführung jener Saisirung werde auch für Frankreich selber den unberechenbarsten Schaden herbeiführen, da alsdann, aus Mangel an Zahlungsgarantieen, keine Verpflichtungen mehr eingegangen werden könnten ꝛc. ꝛc. — Allen diesen Gründen, wie bündig sie auch sein mochten, setzte der Präfect das einzige Wort: Geld entgegen. Geld mußte er haben, ob und wer Alles direkt oder indirekt Schaden dadurch leide, war ihm sehr gleichgültig, da das Regiment über kurz oder lang doch ein Ende nehmen mußte. Ueber anderweitiges, meinte er, möge man sich an den General Chaban wenden; ein Schelm berief sich somit auf den andern, und der letztere war nun so großmüthig, eine vorgelegte schriftliche Vorstellung an den Prinzen zu gestatten. — Es traten nunmehr die betreffenden

Kaufleute zu einer Berathung zusammen, und man war einstimmig, daß es allerdings großer Opfer werth sei, die gedachte Maßregel abzuwenden, doch wäre bei dem Prinzipe der Gewalthaber durchaus keine Garantie gegeben, daß nach aufgebrachten Mitteln dennoch von ihnen früh oder spät die angedrohte Beschlagnahme des Bankfonds erfolge. Abgesehen aber auch hiervon, und wenn wirklich Mittel und Wege ausfindig gemacht würden, die Bank in Sicherheit zu bringen, was bei dem Blockadezustand der Stadt kaum möglich: auf welche Weise sollte die als Garantie verlangte Summe aufgebracht werden? — Man erinnerte, mit welcher unsäglichen Anstrengung es vor 5 Monaten dem Commercium möglich geworden, die 12 Mill. Fr. herbeizuschaffen. Seitdem waren alle Cassen durch Requisition und Contribution erschöpft; eine Menge Capitalisten hatten die Stadt verlassen, Waaren, Grundbesitz, Mobilien und Effecten aller Art seien bei Mangel an Geld und Käufern ohne Werth, und somit die Aussicht geringe, durch gemeinschaftliches Zusammentreten zu Unterschriften eine, den Franzosen genügende Summe aufzubringen, und der redlichste Wille müsse bei so gestellter Sache sich als insolvent erklären. — Also beschloß man — um das Mögliche zu thun — eine Vorstellung bei dem Prinzen Eckmühl einzureichen, und nachdem solche mit großer Umsicht ausgearbeitet, wurde sie von den Herren Pehmöller, Keetmann, Knorre und Benecke am folgenden Morgen, Sonnabend den 6. Nov., dem Präfecten eingehandigt, auf daß derselbe von dem Bestande der Dinge Kenntniß nehmen und die Schrift mit seinen eigenen Angaben vervollständigen möge. — Ihm aber so wenig, wie dem General Chaban, zu dem er sich mit dem Document begab, gefiel dessen Inhalt, indem sie keine Vorschläge zu Zahlungen darin fanden. Indeß war der Präfect bereit, damit zu Hogendorp zu gehen und ersuchte die Herren, seine Rückkehr zu erwarten. Hogendorp beschloß, die Vorstellung dem Prinzen zuzuschicken.

Nunmehr traten die betreffenden Bürger, Bank-Administratoren und Commercier noch einmal zusammen, ohne einen Ausweg aus diesem Labyrinth finden zu können, und Pehmöller erklärte feierlichst, daß nur die Gewalt der Waffen ihm die Schlüssel der Bank entreißen würde. — Am 8. Nov. wurde die Bankdirection abermals einberufen, und von den Inspecteren Caire und Lafaurie angewiesen, einem Commissions-Beschlusse zufolge, sofort einer vorzunehmenden Inspection der Bankfonds beizuwohnen. — Man antwortete, daß, da sie selber zu genannter Commission gehörten, man ohne sie keinen rechtsgültigen Beschluß fassen könne, und ersuche man, dem Gouverneur diese Antwort zu hinterbringen. Caire erbat sich etwas Schriftliches hierüber, und da solches gegeben und zur Stelle gefördert worden, erfolgte eine Einladung der Herren Keetmann, Benecke und Pehmöller, bei der Commission, im Hause des Gouverneurs, zu erscheinen, wo ihnen dieser mit der brutalen Bemerkung entgegentrat, daß sie zwar Mitglieder der Commission seien, an dem gefaßten Beschlusse aber vergebens etwas zu ändern sich bemuhen wurden. Auch sei die an den Prinzen abgegangene Vorstellung ein ungenügender Ausweg, da nichts von Zahlungs-Vorschlägen darin enthalten, die anberaumte Zeit aber bereits abgelaufen sei. — Man erwiderte: daß es dem so sehr geschwächten Handelsstande unmöglich wäre, den Wunschen der Regierung zu genugen, da alle Kräfte erschöpft und gelähmt; auch könne bei der Unsicherheit der Verhältnisse von einem Anleben keine Rede sein. Uebrigens protestire man feierlichst gegen jede, der Bank angethane Gewalt, und ersuche, die Mitglieder der Verwaltung fernerer Deliberation uber diesen Gegenstand zu entheben. Der Gewaltige hatte nichts dagegen zu erwidern, als daß mit solchen müssigen Reden gänzlich nichts gewonnen sei, und rieth dem Bankdirektor Pehmöller, seine unnütze Widersetzlichkeit aufzugeben und sich in die Nothwendigkeit zu fügen. Da aber antwortete der wackere Burger:

„Senden Sie nach meiner Wohnung, laſſen Sie meine Bücher öffnen, mein Guthaben in der Bank ermitteln, und ſo weit es mein Eigenthum iſt, werde ich es nothigenfalls ausbezahlen, allein feſt entſchloſſen bin ich, mit dem Guthaben der Bank-Intereſſenten nicht alſo zu verfahren, ich verfuge uber keinen Schilling derſelben.“ — Was half es aber! — Der Raub war allzuverlockend, und Chaban deckte ſich mit dem Befehl des Prinzen, bemerkte aber, daß er Sorge tragen werde, Pehmoller vor jeder Verantwortlichkeit zu ſchützen. Uebrigens deutete er an, wenn es etwa die Abſicht ſein ſollte, eine Volksrevolte zu veranlaſſen, ſo könne man ſicher ſein, daß der erſte, der ſich den Maßregeln der Regierung widerſetze, erſchoſſen werden würde, und die Schuld davon alsdann auf die Anſtifter zurückfalle. — Pehmöller erwiderte, daß an einen Aufſtand nicht gedacht werde, daß er an der Uebermacht und dem Willen, ſie zu gebrauchen, nicht zweifle, er aber dennoch entſchloſſen ſei, zur Bewahrung ſeines Bewußtſeins nur der militairiſchen Gewalt nachzugeben.

Mittlerweile war Eckmuhl in Hamburg eingetroffen, und die Herren der Bank ſchmeichelten ſich, durch perſönliche Vermittlung bei ihm das drohende Unheil abzuwenden. Sie bekamen Befehl, ſich Abends 9 Uhr bei Herrn Pehmoller zu verſammeln. Als es geſchehen, trafen die Commiſſaire Lafargue und Caire nebſt dem Oberſt Charbot bei ihnen ein, gefolgt von einem Gehulfen des Inſpecteurs Caire — dem ein beſonderes Zimmer eingeraumt werden mußte — und einem Gensd'armerie-Officier, und wurde nunmehr die Forderung geſtellt, die Commiſſion nach dem Banklokal zu begleiten, um bei Entſiegelung deſſelben und Aufnahme des Bankfonds gegenwärtig zu ſein. — Man erwiderte, daß eine Vorſtellung wegen Verſiegelung der Bank an den Prinzen Eckmuhl gemacht werden, von der man ſich gunſtigen Erfolg verſpreche, weshalb man die Commiſſion erſuche, vorher eine Aufwartung bei dem eben jetzt in Ham-

burg Anweſenden zu geſtatten, und ſie dahin zu begleiten. Man ermißt leicht, daß dieſe Verzögerung den Herren der Commiſſion nicht behagte, auch ſträubten ſie ſich, geſtatteten jedoch zuletzt, daß man ſchriftlich um eine Aenderung erſuche, und es erbat ſich einer der Hrn. Commiſſaire, das Schreiben zu überbringen, wozu er jedoch einen Wagen begehrte. Alles wurde vorbereitet, doch iſt zu bemerken, daß Charbot währenddem ſich mehreremale auf kurze Zeit entfernt hatte. Als er das letzte Mal zurückkehrte und den Brief vorfand, erhob ſich ein Zwiſt zwiſchen ihm und den übrigen Herren, die ſich weigerten, ihn als Mitglied der Commiſſion anzuerkennen, und der Streit darüber gedieh bei Charbots Brutalität zu einer ſolchen Heftigkeit, daß Caire die Bêtiſe beging, den Brief zu zerreißen, und die Stücke auf den Tiſch zu zerſtreuen, worauf der Oberſt in äußerſter Heftigkeit erklärte, daß es ſich von nun an nicht ferner um Briefe, ſondern um Bajonette handele, und er hiermit verlange, daß man ihm ungeſäumt zur Bank folge. Aber auch dieſer Befehl ſcheiterte vor der Hand an der Unerſchrockenheit der echt deutſchen Männer, welche betheuerten, daß man erſt dieſe Bajonette anwenden müſſe, bevor ſie Gehorſam leiſten würden. — Charlot gab nunmehr einem herbeigerufenen Officier den Befehl, Militair zu beordern, und als außer dieſem noch etwa dreißig Gensd'armen nebſt Officieren das Haus füllten, nahm Caire die Schluſſel, und die Bankherrn wurden nunmehr von Bewaffneten an den Beſtimmungsort eécortirt, den man ebenfalls von Bewaffneten ſtark umringt fand. — Caire nahm eigenhändig die Siegel von der äußern Thüre der Bank und ließ das Schloß öffnen, worauf dann auch alle andern Siegel — mit Ausnahme der an dem Buchhalter-Zimmer und dem eiſernen Bucherſchranke — abgenommen, die Gewölbe geoffnet und der Vorrath an Silberbarren, Baarſchaften und Silbergeräth aufgenommen und protocollirt wurde. — Hierauf begehrten die Commiſſaire die letzte, zum 28. October abgeſchloſſene

Bilance, welche man alsdann nebst den Schlüsseln emballirte und versiegelte, und schließlich einen Thatbestand über das ganze Verfahren aufnahm, darnach man denn am 9. Nov., Morgens 3 Uhr, die Bankherrn entließ und um 11 Uhr wiederum zu erscheinen einlud. — Es wurden dann zu dieser Stunde auch die letzten beiden Siegel abgenommen, darnach einige müssige Formalitäten vorgenommen, und von jetzt an das Bankgebäude von innen und außen bis zur Borse und Bäckerstraße mit starken Wachtposten versehen. — So verstrichen einige ängstliche Tage, binnen welchen mehre wohlhabende Kaufleute sich bereit erklärten, einen Theil ihres Vermegens dem Begehren der Regierung zu opfern, um den Rest zu retten. Der große unersättliche Moloch aber fand den Vorschlag der Theilung nicht annehmlich, wo es ihm frei stand, Alles zu nehmen, und die weitläufig darüber gepflogenen Unterhandlungen deuteten diese Tendenz nur zu merklich an, worauf Pehmöller zum andern Mal erklarte, daß er sich als einer Commission nicht mehr angehörig betrachte, die nur leidige Gaukeleien treibe. Da man nun somit um so weniger zu einem Resultat kommen konnte, weil die französische Behörde sowohl jede öffentliche Aufforderung, wie eine allgemeine Versammlung der Interessenten unmöglich machte, so beendete jene ihre Absicht in der Weise, daß sie die Bankdirectoren noch einmal zusammen kommen ließ, und ihnen den Entschluß der Commission bekannt machte, es solle noch in dieser Nacht, den 11. Nov., alles baare Geld aus der Bank abgeholt und dem General Chaban zur Verfügung gestellt werden. — Eine Protokoll-Abschrift der Verhandlung dieser Sitzung — auch die Protestationen der drei Bürger Pehmöller, Keetmann und Benecke enthaltend — wurde dann dem Bankdirector übergeben, und die Einrede, daß der Gouverneur den Termin für die letzte Erklärung bis 11 Uhr des folgenden Tages hinausgesetzt, und daß man bis dahin Aufschub erbitte, mit der Bemerkung abgewiesen, daß die Befehle unwider-

ruflich gegeben worden, und somit schritt man zur Räuberthat und führte auf 6 vierspännigen Wagen vorläufig hinweg: 275 Beutel mit Piaster: Bco. ℔ 711,964 11 ß und 32,203 ℔ 6 ß in Hamburg Cour., zusammen also Bco. ℔ 744,168„ 1 ß.— Es war aber 5 Uhr Morgens, als die große Unthat bis hieher vollbracht worden.

Am folgenden Tage wurde Pehmöller abermals zum Gouverneur berufen und erklärte dieser in Gegenwart des General Chaban: es sei keineswegs die Absicht der Regierung, die Bank zu nehmen, vielmehr das Geschehene nur eine traurige aber nothgedrungene Maßregel, zu der Contribution zu kommen, es solle und werde der Bank alles Genommene um so mehr wieder ersetzt werden, da es ja ohnehin bekannt sei, daß ein großer Theil des Bankfonds den Hamburgern nicht angehöre; auch außerdem die Gerechtigkeit verlange, daß die Last nicht auf die Schultern Einiger geladen werde. Es könnten übrigens ja auch die politischen Verhältnisse nicht lange mehr so währen und werde alsdann auf einen sofortigen Wiederersatz gedacht werden. Uebrigens solle noch eine Berathung statt finden, zu welcher er einige Mitglieder des Commerziums einladen werde. — Wir konnen in diesen Worten nur eine augenblickliche Anwandlung von Gerechtigkeit erblicken, die auch dem Verhärtesten wohl dann und wann einmal überkommt, die aber gewöhnlich leider nicht lange vorhält. — Zum 13. November, Abends 11 Uhr, hatten nun einer Aufforderung zufolge die Bankherren abermals im Banklokal zu erscheinen, um die Ankundigung zu hören, daß der Rest der Baarschaften abgefuhrt werden sollte, worauf dann — wie Caire erklärte — die Sache beendet sein wurde, da man nicht gewillt, die Barren zu gebrauchen. — Pehmöller bemerkte: er halte es fur unumgänglich nothwendig, daß der Rest der Baarschaften in der Bank verbliebe, da es sonst an den nöthigen Mitteln zur Besoldung des städtischen Dienstpersonals mangeln werde und ganz gegen Erwarten hatten die

franzöſiſchen Commiſſions-Herren ſo viel Verſtand, dieſen Einwurf zu acceptiren und 25,600 ℔ Crt. in eine eiſerne Kiſte zu verſchließen und dieſe mit ihrem und dem Siegel der Bank zu verſehen. — Was dann noch fortgeſchleppt wurde, beſtand aus 150 Beuteln Piaſter und 33 Beuteln mit Albertusthalern, zuſammen 479,648 ℔ 6 ß Bco., doch blieben wegen Schadhaftigkeit der Beutel, 20 derſelben voll Piaſter zurück, die man dann ſpäter, am 18. November, abholte. Am 21. November ging dem Bankdirector die Meldung zu, daß den Officianten ihr Gehalt geſichert ſei und ſie ſich völlig darüber beruhigen könnten. — Am 23. wurde derſelbe wiederum vor den Gouverneur beſchieden, wo er die Commiſſions-Herren, den Präfecten ausgenommen, vorfand, und vom General Chaban die Mittheilung empfing, daß in Folge der Reclamation des Königs von Dänemark und mit Zuſtimmung des Prinzen v. Eckmühl, zwiſchen dem Präſidenten Blucher, dem Conſul Bockelmann und ihm, Chaban, eine Uebereinkunft getroffen worden, laut welcher die dem König v. Dänemark angehörigen in der hieſigen Bank befindlichen Fonds der königlich däniſchen Autorität ſollten übergeben werden. — Pehmöller erwiderte kurz und bündig, wie ſeine ſchon früher gegebene Erklärung, ſich als nicht zu der Commiſſion gehörig zu betrachten, jede Theilnahme an den Verfügungen über die Bankfonds enthebe, wogegen freilich nichts einzuwenden war, und durfte er ſich ſomit entfernen, mußte aber am 24. Nov. Abends ſich wiederum in der Bank einſtellen und fand nun außer der oftерwähnten Commiſſion drei däniſche Abgeordnete daſelbſt anweſend. — Nach geſchehener Mittheilung im Sinne des letzterwähnten Verhältniſſes Dänemarks zur Bank, entgegnete Pehmöller, daß, da den Statuten nach, nur anſäſſige Hamburger Intereſſenten der Bank ſein durften, man nicht befugt ſei, Notiz davon zu nehmen, daß und ob der König von Dänemark Fonds in derſelben habe, jedenfalls könne es ihn unter den beſtehenden Verhältniſſen unbekümmert laſſen,

wem die Baarſchaft angehöre, welche auf höhern Befehl und auf die bisherige Weiſe der Bank entnommen und weggeführt werde, und es wurden nun 48 Barren Silber und 922 ℔ 13 ß Grt. — in Summa 166,078 ℔ 15 ß Bco. dem Grafen Chaban zur Uebermachung an die däniſche Regierung übergeben. Hierüber gemeinſchaftlich mit den däniſchen Agenten einen Thatbeſtand zu unterzeichnen, weigerten ſich die Bankherren, indem ſie, nur den Regierungs-Befehlen folgend, irgend Gemeinſchaft mit fremden Autoritäten zu meiden hätten. Dem Inſpector Caire leuchtete der Grund ein und meinte er, es müßten alsdann zwei Protokolle aufgeſetzt werden, indeß hätten die Herren ſich deshalb an den Grafen Chaban zu wenden. Dieſer erklärte am nächſten Morgen den 25. Nov., daß er mit dem Entwurf der Adminiſtratoren ziemlich einverſtanden ſei, jedoch ſei es räthlich, in das Archiv der Bank ein Document mit dem Beweiſe niederzulegen, daß die am geſtrigen Tage genommenen Gelder den Bevollmächtigten des Königs von Dänemark übergeben, und nicht etwa zu andern Zwecken verwendet worden ſeien. — Hierauf entgegnete Pehmöller, wie er damit einverſtanden ſei, jedoch könne ein bezügliches Protocoll von der Adminiſtration nur in der bisherigen Weiſe unterzeichnet werden, da ihn der Beſitz des Königs von Dänemark nichts angehe. Chaban verſprach, die Richtigkeit dieſer Bemerkung anerkennend, ſich die Sache überlegen zu wollen.

Der Raubzug ging ſomit alſo unter mancherlei, in der Hauptſache nichts ändernden Formalitäten ſeinen ſichern Gang fort und am 26. November erging abermals ein Befehl an die Adminiſtration, eine genaue Specification aller in der Bank befindlichen Silberbarren einzureichen, da man gewillt ſei, zur Vermeidung eines öftern Aufſehens die Fonds auf einmal und gänzlich auszuleeren. — Pehmöller proteſtirte gegen den ihm ſolchen Befehl überbringenden Inſpector Caire, dahin, daß eine ſolche Aufnahme nicht

nur nicht ſo ſchnell als begehrt zu beſchaffen ſei, ſondern daß dieſer Beſchluß auch gänzlich gegen die Zuſage laufe, es ſolle nur allemal ſo viel, als zu den laufenden Ausgaben erforderlich, genommen werden, um den Handel nicht völlig zu ruiniren. — Caire erwiderte: Ihm ſei die ganze Angelegenheit ſelber höchſt fatal, indeß werde die Bank ihren Credit wohl nicht verlieren, da ja billigerweiſe Alles erſetzt werden muſſe. Aehnlich ließ ſich Chaban vernehmen; Worte koſten aber bekanntlich nichts und heimlich mochten die Herren wohl mit Vergnügen an ihre eigene Säckel denken, die nicht leer ausgehen mochten. — Pehmoller konnte ſich auch nicht enthalten zu bemerken, wie es unter ſo bewandten Umſtänden mit dem Credit und Zutrauen auf ein geplündertes Inſtitut wohl nichts auf ſich haben wurde, da dem großen Handelsſtande die Verhältniſſe unbekannt ſeien und ein Erſatz nebenbei in weiter Ferne liege. — Es wurden nun am 30. November wiederum 161 Barren Silber zum Belauf von 541,857 ℔ 9 ß Bco. genommen und wegen Mangel an gemünztem Gelde ließ Chaban das Metall ſchnell ausmünzen. — Die Commiſſion gab dann am 14. December der Bankdirection eine Erklärung dahin ab: es ſei von den zuerſtgenommenen Silberbarren ein Betrag von 44,458 ℔ 9 ß Bco. als däniſches Eigenthum abgeliefert, zu kurzen, ſomit müſſe diesmal eine gleiche Summe abgerechnet werden, eine Folgerung, die zu lächerlich war, als daß ſie die redlichen Hamburger ſollten acceptirt haben. — Man nahm nun wiederum 160 Barren aus der Bank, wobei es große Schwierigkeiten machte, das Quartalgehalt für das Dienſtperſonal mit 4583 ℔ 8 ß Crt. von der früher erwähnten Summe zu bekommen, worauf dann Chaban aber den Reſt mit 20,093 ℔ 11 ß mit dem Verſprechen zu ſich nahm, die zu Neujahr zu zahlenden Gehalte und Unkoſten perſönlich zahlen zu wollen.

Es kehrten nun auch die Agenten des Königs von Dänemark noch mehreremale wieder, um verſchiedene Summen

zu empfangen und am 14. Januar wurde dem Bankdirector abermals angezeigt, daß 4 Millionen Franken genommen werden würden; da aber die Arbeit auf einmal zu beschwerlich war, so nahm man vorläufig 200 Barren, am 7. Februar abermals 200, dann am 25. Februar 240 und am 17. März 240 Barren.

Am 23. März starb Chaban an den Folgen eines Nervenfiebers und es wurde nunmehr die Finanz-Commission folgendermaßen zusammengesetzt: Präsident: Prinz v. Eckmuhl; Mitglieder: Präfect de Breteuil, Artillerie-General Jouffroy, Auditeur im Staatsrath Boisrichard, und die Directoren der Domaine Ceillier und Lafourie. — Dieses Raub-Corps ließ dem Bankdirector am 4. April anzeigen, es sollten die fälligen Gehalte bezahlt werden, wozu natürlich wiederum Raubgeld erforderlich; doch hofften sie dem Bank-Institut so viel Besitz lassen zu können, daß dessen Existenz nicht gefährdet sei. Nach dieser erbaulichen Vorrede schleppte man abermals 232 Barren zu einem Betrage von 760,916 ℔ 11 ₰ fort, und der Prinz hatte daneben die Frechheit, die Gehaltzahlung der Beamten zu verweigern und endlich auf dringende Vorstellung des Herrn Pehmöller, den dritten Theil zu gewähren, der Bank aber den Rest der Fonds, nämlich am 15. April 320 Barren und am 17. April die letzten 80 Barren zu entnehmen, womit dann der große Diebstahl vollendet war, und gab man jetzt das leere Nest mit der im Protokoll angeführten höhnenden Bemerkung zurück, daß die Bank eben so wieder überliefert worden, wie dieselbe saisirt, mit Ausnahme der herausgenommenen Summen, und half es nichts, daß die Administration gegen diesen albernen Passus wie gegen das ganze Verfahren feierlichst protestirte, die brutalen Franzosen behielten ihren Willen und Hamburg hatte das leere Nachsehen. — Es waren aber im Ganzen nach Angabe der sämmtlichen Creditores geraubt worden 7,506,956 ℔ 4 ₰ Bco. — worauf dann der Ruin der

ſämmtlichen Kaufmannſchaft, ohne daß es den elenden Prinzen merklich gerührt hätte; ja er erklärte in ſeinem Uebermuthe: es ſollte den Hamburgern nichts übrig bleiben als die Augen, um ihr Elend zu beweinen, und wir werden ſehen, wie der ſchreckliche Wüthrich ſein Wort gehalten.

Mit dem eben erzählten Act civiliſirter Barbarei gingen andere Dinge fortwährend Hand in Hand, deren Beſtand wir aus den bezüglichen Decreten am deutlichſten kennen lernen werden.

Am 8. November wurde folgender Befehl publicirt:

„Der Graf v. Hogendorp, Diviſions-General, erwägend: daß ohnerachtet der, den Einwohnern zur Ablieferung ihrer Waffen und Kriegsvorräthe in die Zeughäuſer gegebenen Befehle, ſich dennoch bei einigen, aus Nachläſſigkeit, Vergeſſenheit oder Unwiſſenheit, welche finden könnten; erwägend auch die Beiſpiele, welche ſchon Statt gefunden haben und die neuen Unglücksfälle, welche aus den ſtrengen Hausdurchſuchungen, die man vornehmen wird, entſpringen, weil das Geſetz, ohne Unterſchied, die Todesſtrafe für jeden beſtimmt, der auf friſcher That ertappt wird, beſchließt: 1) Daß den Einwohnern Hamburgs, Harburgs und der dazu gehörigen Länder ein Zeitraum von 48 Stunden vergönnt werden ſoll, damit ein jeder, der noch Waffen oder Kriegsvorräthe hätte, ſolche während der Zeit bei dem Commandanten der beſagten Plätze Hamburg und Harburg ablieſern könne, welcher Empfangſcheine darüber ertheilen wird. 2) Unter der Benennung von Waffen verſteht man: Tromblons, Stutzröhre oder Schrotbüchſen, Flinten, Carabiner, Piſtolen von jedem Caliber und jeder Manufactur, Säbel, Degen, Hirſchfänger ꝛc. 3) Unter Kriegsvorräthe ſind begriffen: Schießpulver, Bomben, Kanonen- und Flintenkugeln, Haubitzen, Kartätſchen, Schrot ꝛc. 4) Die bewilligten 48 Stunden fangen den 11. November des Morgens

10 Uhr an und hören den 13. November um 10 Uhr Morgens auf. — Diejenigen, welche in dieser Zeit dem Beschlusse Folge leisten, sollen unter keinem Vorwande wegen dieser Gegenstände durch Nachsuchung beunruhigt werden. — Nach dem 13. November aber sollen Haussuchungen vorgenommen werden und diejenigen, bei denen alsdann noch Waffen oder Kriegsvorräthe gefunden werden, sollen dem Gesetz gemäß vor eine Militair-Commission gestellt und zum Tode verurtheilt werden. Die seßhafte National-Garde behält indeß ihre Seitengewehre. 5) Vom gegenwärtigen Beschlusse sollen in beiden Sprachen 500 Exemplare gedruckt, an allen Ecken in den beiden Städten Hamburg und Harburg und den Vorstädten und den dazu gehörenden Ländern angeschlagen werden, auch soll er durch die Zeitung bekannt gemacht werden".

Der Graf v. Hogendorp.
Der Adjudant-Commandant
de Fernig.

Kaum waren einige Tage nach Publikation dieses Befehls vergangen, als ein anderer, die empörendsten Folgen nach sich ziehender, die Einwohner mit Todesangst erfüllte, obgleich Viele an den Ernst desselben anfangs gar nicht glauben mochten, da die Fassung bei einer so wichtigen Angelegenheit viel zu allgemein und schwankend gehalten, und man an der launenhaften Befehlshaberei schon längst gewöhnt war.

Dieser Befehl aber lautete folgendermaßen:

„Da die Stadt Hamburg sich im Belagerungszustande befindet und die Kriegsbegebenheiten, nebst der herannahenden Winterzeit, die Zufuhr der Lebensmittel und Brennmaterialien schwierig machen können; so laden Wir die Einwohner jeder Klasse ein, sich mit Lebensmittel und Feuerung bis zur nächsten Erndte,

nämlich bis zum Monat Juli 1814, zu verſehen. Diejenigen, welche ihre Verproviantirung im Laufe des gegenwärtigen Novembers nicht beſorgen, werden ſich ausſetzen, daß ſie aus der Stadt gewieſen werden, wenn ſelbige blockirt oder belagert werden ſollte".

Hamburg, den 12. November 1813.

Der Diviſions-General,
Graf v. Hogendorp.
Der Adjudant-Commandant
de Fernig.

Die hier geſtellte Aufgabe erſchien in Erwägung der allgemeinen Verarmung und des geſperrten Zuſtandes Allen ſo abgeſchmackt, daß man ſich nicht eben viel daran kehrte, zugleich hoffend, es wurden die ſiegreichen Waffen der deutſchen Brüder am Rhein die Nothwendigkeit des Gehorſams gar bald beſeitigen. — Den Franzoſen konnte dieſer Umſtand nicht lange verborgen bleiben, und ſie ſäumten deshalb nicht, ihre erſten Befehle recht bundig zu commentiren und zwar mit folgenden Worten:

„In Gemäßheit der Verfügung Sr. Excellenz des Herrn Marſchalls, Prinzen v. Eckmühl, General-Gouverneur, General en Chef, wird Nachſtehendes verordnet:

Artikel 1. Die Einwohner der Stadt Hamburg und deren Vorſtädte werden aufs neue und unverzüglich den Befehl erhalten: ſich ſelbſt, ihre Familie und ihre Dienſtboten ſogleich auf ſechs Monate zu verproviantiren; nämlich mit Korn oder Mehl, mit friſchem oder geſalzenen Fleiſche, getrockneten oder friſchen Gemüſen, Salz, Feuerung, Talg- oder Wachslichtern, Stroh und Fourage, das heißt: Diejenigen, die Pferde halten, müſſen ſich mit Heu, Hafer und Stroh verſehen.

Art. 2. Alle Fabrikanten und Handwerksmeiſter müſſen ſich mit Inbegriff desjenigen verproviantiren,

was diejenigen ihrer Gesellen, Burschen oder Tagelöhner bedürfen, welche sich nicht selbst oder mit Hülfe ihrer Familien verproviantiren können, und müssen die Anzahl derselben bei ihrem Polizei-Commissair angeben.

Art. 3. Mit diesem Verproviantiren muß morgen der Anfang gemacht werden, und es muß per Achtel geschehen, so wie es bereits befohlen worden ist.

Art. 4. Diejenigen, die man fähig halten wird, sich zu verproviantiren, und es nicht thun werden, sollen zur Strafe und nach Gutdunken des Herrn Maire, Arme zu unterhalten bekommen, deren Anzahl täglich vermehrt werden soll, bis sie ihren Ungehorsam werden wieder gut gemacht haben. — Wenn dieses Mittel nicht hilft, so wird ihr Eigenthum saisirt und sie selbst aus der Stadt verwiesen werden.

Art. 5. Um die Widerspenstigen zu kennen, werden die Polizei-Commissairs sich alle zwei Tage von jedem Familienvater und von jedem Herrn und Meister einer Fabrik oder Werkstätte ein Verzeichniß desjenigen, was derselbe haben soll, und desjenigen, was er hat, zustellen lassen. Der Herr Maire wird gedruckte Zettel dazu austheilen lassen, worin dieses Verzeichniß aufgenommen werden muß.

Art. 6. Alle zwei Tage werden die Polizei-Commissairs dem Herrn Maire ein allgemeines Verzeichniß dessen, was in jedem Canton verrathig sein soll und was darin wirklich existirt, nebst ihren Anmerkungen zustellen.

Art. 7. Gleich nach Empfang dieser Verzeichnisse wird der Herr Maire dem Präfecten und mir einen Auszug aller dieser Verzeichnisse, nebst Anmerkungen der Polizei-Commissairs und seinen eigenen, zustellen.

Art. 8. Die Polizei-Commissairs und deren Gehülfen werden Haussuchungen anstellen, um sich zu versichern, daß die Angaben der Einwohner richtig sind.

Art. 9. Die Gehülfen, die sie nothig haben, müssen vorzugsweise aus den Nachtwächtern genommen werden.

Art. 10. Die Backer werden einen neuen Befehl erhalten, um in 8 Tagen ihre Verproviantirung zu vollenden, in Gemäßheit der letzten Verfügung Sr. Excellenz des Prinzen v. Eckmühl, und per Achtel täglich in Hinsicht des Fehlenden.

Art. 11. Die Backer-Alten werden täglich dem Herrn Maire ein Verzeichniß ihres Vorraths, auf gedruckten Bogen, die ihnen geliefert werden sollen, zustellen, und der Auszug desselben wird täglich an den Herrn Präfecten und an mich geschickt werden.

Art. 12. Die Holz- und Torf-, auch Fett-Handler, diejenigen, die mit gesalzenem oder geräuchertem Fleisch, mit Butter, Mehl, Branntwein, getrockneten Gemüsen und mit Talglichtern handeln, auch die Wurstmacher, werden den Befehl erhalten, nach den Verhältnissen desjenigen, was sie während sechs Monaten verkaufen, sich sogleich zu verproviantiren.

Art. 13. Um diese Maßregel zu erleichtern, müssen Aeltermänner unter ihnen ernannt werden. Sie können selbige selbst wählen, und zwar so, daß für 15 ein Aeltermann gewählt wird.

Art. 14. Sie werden die nämlichen Functionen zu erfüllen haben, die den Backer-Alten vorgeschrieben sind. Sie müssen nämlich darüber wachen, daß ein jeder, der zu der gedachten Classe gehört, und der ihnen untergeordnet ist, einen solchen Vorrath zu der Zeit habe, wie ihm vorgeschrieben ist, und sie müssen die Verzeichnisse davon dem Herrn Maire zustellen, der sie wie oben weiter befördern wird.

Art. 15. Jeder Aeltermann, der entweder aus Unfähigkeit oder aus böſem Willen ſeinen Eifer nicht durch die That wird bewieſen haben, wird abgeſetzt und beſtraft werden. — Sollte er den Ungehorſam autoriſirt haben, ſo wird er arretirt und ſein Eigenthum in Beſchlag genommen werden.

Art. 16. Das nämliche wird einem Jeden, der zu gedachter Claſſe gehört, widerfahren, ſein Eigenthum wird in Beſchlag genommen, und er wird ſogar ſeinen Stand verlieren, wenn er dieſem Befehl, der ſtrenge iſt, nicht nachkommt.

Art. 17. Nur diejenigen ſind davon ausgenommen, welche durch einen Atteſt des Herrn Maire, der von dem Herrn Präfecten viſirt ſein muß, beweiſen können, nicht im Stande geweſen zu ſein, ſich zu verproviantiren.

Art. 18. Der Leuchtenverpächter in Hamburg wird ſich ſogleich auf 6 Monate verproviantiren. Er wird täglich dem Herrn Maire von Allem, was er angeſchafft hat, Bericht abſtatten, und der Herr Maire wird dieſen Bericht dem Herrn Präfecten und mir mittheilen.

Art. 19. Es iſt einem jeden zum Verproviantiren Verpflichteten verboten, irgend etwas von ſeinem Vorrath abzunehmen, bis Sr. Excellenz der Herr Marſchall Prinz v. Eckmühl ſeine Einwilligung dazu wird gegeben haben.

Art. 20. Der Herr Maire von Hamburg iſt beauftragt, dieſen Befehl in Ausführung zu bringen.

Hamburg, den 22. Nov. 1813.

Der Diviſions-General,
Baron Thiebault."

Dieſer Befehl klang ſchon viel ernſthafter, als der erſtere, und in der That machten die franzöſiſchen Behörden zur Aus-

führung deſſelben ſofort Anſtalten. Das Bedürfniß jedes Einzelnen wurde von den kundigen Herren auf 1 Pfund Korn oder Mehl, ½ Pfund Fleiſch, ½ Pf. Gemüſe oder Hülſenfrüchte, $\frac{1}{16}$ Quartier Wein oder Branntwein und ½ Loth Salz, benebſt ausreichender Feuerung pro Tag vorgeſchrieben. Nun wurden die gedruckten Zettel an die Polizei-Commiſſairs vertheilt, um Angaben uber den Beſtand der vorhandenen Victualien einzuſammeln, und das witzboldige Volk machte den Leuten das Leben hinlänglich ſauer bei dieſer Arbeit, aber der ſchauerlichſte Ernſt lauſchte hinter den, noch immer nicht als ernſtlich geglaubten Maßregeln. — Dazwiſchen aber traten zum Uebermaaß des Elends noch andere Geldplackereien, wie denn der Maire Ruder die Frechheit hatte, am 29. Nov. folgendes bekannt zu machen:

„Es wird keinem der Einwohner dieſer Commune die Bemerkung entgangen ſein, daß ich ſeit der Sache mit der Bank mit großter Nachſicht gegen die Reſtanten bei den Contributionen der außerordentlichen Ausgaben verfahren bin; ich habe mit Warnungen und Drohungen geſucht, jeden an ſeine Pflicht zu erinnern; ich habe mir eines jeden Guthaben in der Banco aufgeben laſſen, und nur mit genommenen billigen Rückſichten ſeinen Beitrag beſtimmt. Da jedoch noch eine Menge ſich im Rückſtande befinden, die Geldverlegenheiten aber von Tage zu Tage ſteigen, und ich von der obern Behorde auf das Beſtimmteſte beauftragt und gedrängt bin, alle mir zu Gebote ſtehenden ſcharfen Maßregeln anzuwenden, um das Geld herbeizuſchaffen, ſo kann ich nun keinen Augenblick länger anſtehen, die größte Strenge auf diejenigen anzuwenden, welche allen Warnungen kein Gehor gaben, und nicht binnen 24 Stunden ihre Zahlung leiſten. Das dringendſte Bedurfniß der Caſernen und Hospitäler verlangt die ſchnelle Herbeiſchaffung einer großen Anzahl Bettdecken; es ſind mit dieſer Lieferung noch ſo viele im Rückſtande, und alle

Warnungen blieben auch deßhalb fruchtlos. So ungern ich nun den Weg der Strenge einschlage, so befiehlt mir doch die traurige Nothwendigkeit und meine Pflicht, dergleichen Behandlungen gegen das Ganze der Administrirten, wider die Säumigen jetzt die schärfsten Maßregeln nehmen zu lassen. Wer nie gewohnt war, zu leiden, muß dem Bedürfniß der Commune sich doch nicht entziehen wollen, weil jenes auch noch Kosten und Beschwerden macht, und Entäußerungen nicht achten, die die Bürde der Requisit-Casse der Stadt nothwendig macht.

Hamburg, den 29. Nov. 1813.

Der Maire Rüder."

Wir fahren fort, die nun rasch auf einander folgenden öffentlichen Befehle mitzutheilen, um den Leser dadurch in den Stand zu setzen, rückwärts auf die Gesinnung der quälerischen Franzosen und vorwärts auf die daraus immer größeren Drangsale der hiesigen Bevölkerung in der Zeit zu schließen, als andere Theile Deutschlands bereits des Glückes theilhaftig waren, das Joch des Feindes vollständig abgeschüttelt zu haben. Am 1. December erschien folgendes Publicandum:

„Ich bin unterrichtet, daß Uebelgesinnte das Gerücht verbreitet und unterstützt haben, daß den Privatpersonen ihre sich besorgte Verproviantirung sollte genommen oder in ein allgemeines Magazin gelegt werden, um sie in gleiche Theile zu vertheilen. Ich bin beauftragt, dieses Gerücht für falsch zu erklären, und im Namen der hohern Autorität zu versichern, daß die Verproviantirung der Personen ihnen ausschließlich soll gelassen werden.

Der Maire Ruder.

Genehmigt

Graf von Hogendorp."

Von jetzt an ſchien den Gewalthabern wirklich eine Art tyranniſchen Wahnſinns zu überkommen, was vielleicht mit der für das Kaiſerreich immer trüber werdenden Ausſicht in Zuſammenhang ſtehen mochte; vergleichbar einem mordenden Raubthier, das noch ein und zum letzten Male ſeine Krallen krampfhaft in die Glieder des Ueberwinders ſchlägt.

Am 18. Dec. wurde folgendes veröffentlicht:

„Nach dem Befehle Sr. Durchlaucht des Herrn Marſchalls Prinzen v. Eckmühl, theilt der Herr Gouverneur, Graf v. Hogendorp, dem Publikum folgendes Arrêté mit, welches auf das punktlichſte vollzogen werden ſoll.

Der Herr Marſchall, Prinz v. Eckmühl, erwägend, daß es den Einwohnern von Hamburg ſchon mehrere Male bekannt gemacht worden, daß ſie ſich bis zum Monat Juli verproviantiren müſſen; daß der letzte Termin auf den 1. Dec. feſtgeſetzt iſt, und daß man zugleich anzeigt hat, daß, ſobald ſich der Feind nähern würde, alle diejenigen, die nicht die Pflicht erfüllt hätten, die ihnen durch die Bekanntmachung aufgelegt worden, die Stadt verlaſſen müßten; erwägend, daß die Nähe des Feindes nicht erlaubt, den Einwohnern längeren Aufſchub zu geben, daß ſeine Proclamationen Aufruhr predigen und uns den Weg zeigen, den wir zu gehen haben, um ſeine Pläne zu vereiteln und ſtrenge Beiſpiele zu vermeiden, die auf Unſchuldige fallen könnten, beſchließt folgende Verfügungen, die durch dieſen Ungehorſam nothwendig und durch die Geſetze des Kriegs vorgeſchrieben ſind:

1) Vom Morgen des 19. Dec. an ſollen alle Thore der Stadt Hamburg, wie auch die Häfen, geſchloſſen ſein, und alle Communication mit den Feinden iſt unterſagt.

2) Es ſoll durch Proclamation und Anzeigen zur Wiſſenſchaft der Einwohner gebracht werden, daß alle diejenigen, welche nicht auf 6 Monate verproviantirt

sind, gehalten werden sollen, die Stadt in den ersten 48 Stunden nach Bekanntmachung dieses Beschlusses zu verlassen. Zu diesem Behuf sollen die Thore am 20. und 21. Dec. von 10 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags geöffnet werden.

3) Die Einwohner, welche in der Lage sein werden, die Stadt verlassen zu müssen, können ihr Eigenthum denjenigen anvertrauen, die verproviantirt sind und in der Stadt bleiben können. Dieses Eigenthum steht unter dem Schutze der Civil- und Militair-Administration.

4) Es sind gehalten, die Stadt in 24 Stunden zu verlassen, d. h. den 20. zwischen 12 und 2 Uhr: alle Einwohner, welche außer den Mauern von Hamburg geboren sind, nämlich: 1) alle Fremde von beiden Geschlechten, die nicht in der Stadt ihren gewöhnlichen Wohnsitz haben. 2) Alle außer Hamburg gebornen Studenten. 3) Alle Handlungsdiener, Handwerksgesellen und Lehrlinge, die außer Hamburg geboren und nicht in den Listen des 3ten Artikels benannt sind; und 4) alle Bettler und Vagabonden.

5) Es sind aber von dieser Maßregel ausgenommen: die Arbeiter, welche bei den Festungswerken oder andern öffentlichen Arbeiten angestellt sind, als bei dem Genie, bei der Artillerie, bei den Brücken und Chausseen und bei den Civil- und Militair-Autoritäten, nach den namentlichen Listen, die der Herr General Jouffron, der Oberst Parthon, der Ober-Ingenieur Jousselin, der Ordonateur Thomas und der Präfect einschicken werden. — Einem jeden dieser Individuen soll eine Sicherheits-Karte überliefert werden von der Commission, von welcher hier unten geredet wird, an welche zu diesem Behufe jene Karten von der Commission werden adressirt werden.

6) Sicherheits-Karten werden durch die nämliche Commission den approviantirten Einwohnern überliefert werden, die in der Stadt bleiben werden.

7) Es ist eine Commission zur Vollstreckung dieser Maßregeln ernannt, sie besteht aus den Herren: Charlot, Oberst der Gensd'armerie, als Präsident, Schindler, Bataillons-Chef und Adjutant des Herrn Gouverneurs, Pinnel, Gensd'armerie-Capitain, Beauvert, Assessor beim Prevotalhofe, und Menestrier kaiserl. Procurator beim Douanen-Tribunal zu Lüneburg.

8) Es soll allen denjenigen, welche diesen Anordnungen gemäß, die Stadt verlassen müssen, bedeutet werden, daß, wenn sie wiederum hereinkommen, sie als Spione werden behandelt werden.

9) Es soll allen denjenigen, welche vermittelst der gegenwärtigen Bekanntmachung die Stadt zu räumen haben, erlaubt sein, ihre Sachen mitzunehmen, es sollen deshalb die nöthigen Befehle an die Militair-Commandanten gegeben werden.

10) Der Herr Divisions-General, Graf Hogendorp, Gouverneur der Stadt Hamburg, ist beauftragt, der Commission seine Instruction zu geben, und über die Vollziehung der gegenwärtigen Anordnung zu wachen.

Der Marschall, Herzog v. Auerstädt,
Prinz v. Eckmuhl.

Für gleichlautende Abschrift
Der Divisions-General, Adjutant des Kaisers, Gouverneur v. Hamburg,
Der Graf v. Hogendorp."

Dieser Befehl wurde dann zugleich noch mit folgender „Nachricht" begleitet:

„Da Sr. Excellenz, der Herr Marschall Prinz von Eckmuhl, die Ruhe der Stadt zu sichern wünscht und

den Einwohnern auch ſelbſt die Möglichkeit nehmen will, ſich ſelber zu ſchaden, ſo hat er beſchloſſen, daß alle Zuſammenkunfte, vorzuglich die hier unten bezeichneten, abgeſchafft werden ſollen. Es iſt folglich den Einwohnern der Stadt Hamburg verboten, ſich weder an offentlichen Orten und Plätzen, noch in Privathäuſern, unter dem Namen Club, Collegien, Geſellſchaft ꝛc. zu verſammeln. Bei Tage ſoll als Zuſammenkunft betrachtet werden: jede Verſammlung an öffentlichen Orten und Plätzen von mehr als ſechs Perſonen, des Abends aber ſoll eine Verſammlung von acht Perſonen, welche in Kaffeehäuſern, Gaſthöfen, Schenken ꝛc. gefunden werden, und nicht zur Familie des Hauſes gehören, als Zuſammenkunft betrachtet werden. Die einzig erlaubten Geſellſchaften ſind die, welche zum Gottesdienſt in Kirchen, Tempeln oder Synagogen angeordnet ſind; ferner diejenigen, welche durch geſetzliche Autorität im Municipalitäts-Gebaude zuſammen berufen werden; die Schauſpiele und Bälle, wenn diejenigen, die ſie geben, eine ſchriftliche Erlaubniß vom Ober-Commandanten dazu erhalten haben, und die Zuſammenkunfte der Familien mit ihren Freunden im Innern ihrer Häuſer. Die Civil- und Militair-Autorität wird über die genaue Befolgung der gegenwärtigen Verfugungen wachen, und die auf frischer That ertappten Perſonen ſollen arretirt und ſofort aus der Stadt gebracht werden, mit dem Verbot, nicht wieder herein zu kommen, bei Strafe, als Spion behandelt zu werden.

Hamburg, den 18. Dec. 1813.

Der Diviſions-General, Aide de Camp des Kaiſers, Gouverneur v. Hamburg,

Graf v. Hogendorp."

Am 20. December erging dann abermals folgende Verfugung:

„Se. Durchlaucht, der Prinz v. Eckmühl hat mir abermals aufgetragen, öffentlich bekannt zu machen, daß Ihr ernstlicher Wille ist, das gestern affigirte Arrêté vom 18. December 1813, wegen der Verminderung der jetzigen Hamburger Bevölkerung, nach dem Artikel 2 und 4 aufs Strengste zu vollziehen. Da die Haussuchungen wegen der Verproviantirung der hier lebenden Ausländer, die dem erhaltenen Befehl, sich aus der Stadt zu entfernen, nicht nachgelebt haben mochten, morgen Abend beginnen werden und dann für diejenigen, die auszuwandern schuldig sind, die Begünstigungen der Artikel 3 und 5 wegfallen, so warne ich jeden, der in der Lage der Auswanderung als Unverproviantirter oder Fremder sich befindet, die morgenden Stunden der offenen Thore zu benutzen und die Stadt zu verlassen. Finden sich später Unverproviantirte oder unlegitimirte Fremde, so werden sie, man mag sie bei Tage oder bei Nacht hier antreffen, ohne ihre Effecten und Hausrath, von der Gensd'armerie ohne Verzug aus der Stadt gewiesen werden und geben ihnen dann die Vortheile der freiwilligen Auswanderung gänzlich verloren.

Hamburg, den 10. December 1813.

Der Maire Ruder.

Wie nun die französische Brutalität, nach unserer vorherigen Angabe, wirklich alles Maß civilisirter Verirrung überstieg, mögen noch folgende beiden Bekanntmachungen darthun. — Der Graf von Hogendorp publicirte am 20. Dezember:

„Jeder Einwohner Hamburgs muß sich beim ersten Kanonenschuß, oder sobald Generalmarsch geschlagen wird, nach Hause begeben und wenn er weit davon entfernt ist, ins nächste Haus gehen. Die Patrouillen haben Befehl, die geringste Versammlung aus einander

zu treiben. Es iſt verboten auf die Wälle und in die Feſtungswerke zu gehen. Die Zuwiderhandelnden ſollen das erſte Mal mit fünfzig Stockprügeln (!) beſtraft und im Wiederholungsfalle aus der Stadt gejagt werden".

Und ferner:

„Das Publikum wird benachrichtigt, daß jedes Individuum, welches zufolge der Befehle des Herrn Marſchall, Prinzen v. Eckmühl, aus der Stadt gewieſen iſt, als Spion arretirt und behandelt werden ſoll, wenn ſelbiges wieder hereinkommen würde".

Der Platz-Commandant
de Fernig.

Der Maire benachrichtigt die Einwohner von Hamburg, daß diejenigen, welche in Folge des Arrêtés des Herrn Marſchalls vom 18. dieſes, die Stadt verlaſſen müſſen und nicht in der beſtimmten Friſt dieſem Beſchluſſe Gehorſam leiſten ſollen, in Folge eines ausdrücklichen Befehls Sr. Excellenz, durch Militairmacht hinausgetrieben werden und alle ihre Effecten und Mobilien verlieren. — Der Maire ladet alſo die Einwohner, die dieſes Arrêté angehet, ein, ſich auf das Genaueſte nach demſelben zu richten, damit ſie von der Begünſtigung (!) Gebrauch machen können, ihre Meubeln und Effecten fortzuführen oder ſie ſichern Leuten anzuvertrauen, welche die Erlaubniß bekommen werden, ſie ihnen nachzuſenden.

Hamburg, den 20. December 1813.

Der Maire Ruder.

„Ein jeder, der den wiederholten Befehlen Sr. Durchlaucht des Marſchalls, Prinzen von Eckmühl betreffend, die unverzügliche Räumung der Stadt wegen unterlaſſener Verproviantirung auf ſechs Monate,

nicht nachgelebet hat, wird unverzüglich arretirt werden und unmittelbar darauf 25 Stockſchläge empfangen. — Sollte dieſe erſte Strafe ohne Folge ſein, ſo wird jener früher Arretirte zum zweiten Male arretirt und nach empfangenen 50 Stockſchlägen aus der Stadt geführt werden".

Hamburg, den 22. December 1813.

Auf Befehl Sr. Durchlaucht des Marſchalls,
Prinzen v. Eckmühl.
Der Colonel der Gensd'armerie, Präſident
der Sicherheits-Commiſſion
Charlot.

Der Maire benachrichtigte das Publikum, daß zufolge der dem Herrn Marſchall, Prinzen v. Eckmühl gemachten Vorſtellungen, der allen Einwohnern beſtimmte Termin des 21. Dec., nur inſofern ſie ſich nicht verproviantirt hätten, die Stadt zu verlaſſen, nicht hinlänglich befunden, um ſelbſt mit dem beſten Willen dieſe Ordre auszuführen; Sr. Excellenz daher bis zum 24. December den alleräußerſten Termin angeſetzt haben. — Diejenigen, welche ſich nicht verproviantirt haben, werden benachrichtigt, daß, wenn ſie nicht dieſe zwei Tage Aufſchub benutzen werden, ſie mit Gewalt fortgeführt werden, ohne daß man ihnen von ihren Effecten oder Lebensmitteln Rechenſchaft geben wird. Die Thore werden zur ſelben Zeit von 10 bis 2 Uhr wieder geöffnet werden. Dieſer zugeſtandene Aufſchub betrifft keineswegs die in dem 4ten Artikel des vorherigen Dekrets benannten Perſonen: als Fremde, Handlungsdiener und Handwerksburſchen.

Hamburg, den 22. December 1813.

Der Maire Ruder.

Ein Municipalrath hatte den Muth, an dieſe elenden Schergen zu ſchreiben und Vorſtellungen gegen die beiſpielloſe

Barbarei zu machen, er sagte ihnen: „Ich ersuche Sie, wohl zu überlegen, daß es eine Unmenschlichkeit ohne Gleichen sein würde, diese zahlreichen unglücklichen Familien in einer so strengen Jahreszeit aus ihrer Vaterstadt zu jagen, dieses würde heißen das Todesurtheil über sie zu sprechen. Ich verhehle ihnen nicht, daß die gezwungene Vertreibung nur den deutlichsten Vorschriften des Code Napoleon zu widerstreben scheint, welche jede freiwillige Auswanderung verbietet und daß ich sehr erstaut bin, daß Sie sich nicht lebhaft diesen Schritten widersetzen, welche unserer Monarchie eine Menge nützlicher Personen berauben werden. Das ganze Reich ist diesen Unglücklichen verschlossen, sie sind gezwungen sich unsern Feinden in die Arme zu werfen und ihren Schutz anzuflehen. Sie sind dem Edelmuthe derer überlassen, welche ihnen weder Schutz noch Hulfe schuldig sind.

Alles war vergebens, denn der entmenschte Maire und seine Spießgesellen schienen Lust an diese Barbarei zu finden und verkrochen sich hinter die Befehle des Prinzen.

Diese Befehle blieben leider keine leere Drohungen; nicht nur daß jene Stockprugel auf dem Gänsemarkte an Uebertreter wirklich vollzogen wurden, so begann denn auch am 21. December ein Hinaustreiben der Nichtverproviantirten, wobei man hulflose Arme, Greise, alte Frauen, Säuglinge, Blinde und Lahme, auf Dreckkarren verpackt, zum Millern- und Dammthor hinausschaffen sah. Der Willkühr französischer Barbaren war hierbei Thür und Thor geöffnet, da die Ausführung des brutalen Befehls in die Hände einiger weniger Polizei-Commissaire gegeben, die nach Laune, Bosheit, Rachsucht und wie alle die kleinlichen Leidenschaften solcher Schergen heißen mögen, mit frecher Hand die heiligsten Familien-Bande zerrissen, Gatten von Gatten, Kinder von ihren Eltern trennten und nicht selten den einen zu diesem, den andern zu einem zweiten Thore hinaus brachten und die oft hulflosen, mitunter nur dürftig Bekleideten, mitten in der Nacht in Schnee und Unwetter

Gewaltsame Austreibung der Bürger im Winter 1813 durch die Franzosen.

unter Gottes freiem Himmel niederſetzen, unbekümmert, welchem Schickſal die Hinausgeworfenen nun entgegen gehen möchten, ſofern ihnen noch die Kraft zum Gehen geblieben. Wie viele Perſonen kamen da nicht elendiglich vor Froſt, Hunger und Gram um; wie viele irrten vergebens umher, ihre Angehörigen wieder aufzuſuchen; manche ſich nie, auch bis zu dieſer Stunde noch nicht wiederfindend. — Da ſchrieben die Geiſter der Rache ihre Anklage gegen die furchterlichen, herzloſen Feinde in das Buch der Zukunft, und die Seufzer der Sterbenden ſchrieen um Vergeltung zum Himmel auf. — Dieſer Gräuel währte bis in die Weihnachtsnacht hinein. Mit der Ausführung ſchien die blinde Wuth der autoriſirten Böſewichter zu wachſen und da man die von dem Tyrannen Davouſt feſtgeſtellte Zahl 10,000, um welche Hamburgs Bevölkerung vermindert werden ſollte, nicht anders vollzählig zu machen wußte, ſo überfielen eben in der Weihnachtsnacht (fürcherliche Ironie des Schickſals!) auf Befehl des Prinzen Eckmühl, ſeine Henkersknechte eine Menge ärmerer Bürger in ihren Wohnungen, trieben ſie in der grimmigen Kälte aus ihren Betten, ließen ihnen kaum Zeit, ſich anzukleiden, vielweniger ihre geringen Habſeligkeiten einzupacken und trieben ſie mit Kolbenſtößen und Säbelhieben zu ihren Wohnungen hinaus und vorläufig in die Petrikirche, wo ſie die lange Nacht hindurch frierend zubringen mußten, und dann mitleidlos, mit Kavalleriſten zum Thor hinaus gebracht wurden. Die Feder verſagt den Dienſt, die Jammerſcenen zu ſchildern. Wie viele Flüche mögen in dieſer Nacht aus dem Munde der Verzweifelten auf die herzloſen Quäler geſchleudert ſein. Viele ſtarben ſchon während der Nacht aus Schreck und Kälte; manche gaben ſich ſelber den Tod und mit gerechtem Haß gegen die furchtbaren Wüthriche erfüllt, wollten Manche nicht mehr in deren Nähe weilen und ſchloſſen ſich dem großen Zuge der Auswanderer freiwillig an. — Auch die Waiſenkinder durften nun nicht mehr in der Stadt bleiben, denn die

Kranken nahmen in bedrohlicher Weise täglich zu und jedes nur irgend geeignete Haus wurde zum Lazareth eingerichtet, ohne auf die Eigenthümer Rücksicht zu nehmen. Die Proviſoren des Waisenhauſes, ſeiner Zeit ebenfalls zur Verproviantirung angehalten, hatten dem Befehl gewiſſenhaft Folge geleiſtet; doch nun ſchien es den Franzoſen einzufallen, daß man ſowohl das Haus als die Vorräthe ſehr wohl ſelber gebrauchen könnte und unter dem Deckmantel der Barmherzigkeit wurde dieſes folgendermaßen ins Werk gerichtet. Man publicirte dieſen Beſchluß:

„Weil es offenbar der Menſchenliebe entgegen iſt, in einer belagerten Stadt ein Inſtitut zur Verſorgung der Waiſenkinder zu haben, ſo iſt es nöthig, daß man ſich über die Verlegung und Unterbringung der Kinder mit den Vorſtehern des Waiſenhauſes verſtändige. Man könnte ſie vielleicht nach dem Holſteiniſchen ſchicken, oder wenn es vortheilhafter ſein ſollte, ſie in Lubeck unterzubringen ſuchen. Es ſollen ihnen zweckmäßige Wohnungen angewieſen werden, auch ſollen ſie ihr Einkommen behalten und ihnen die nöthige Hulfe und Beiſtand geleiſtet werden. Wenn ſie ſchon mit Proviant verſehen ſind, ſo muß man ihnen denſelben abkaufen, damit ſie ſich neue Vorräthe anſchaffen können".

Schöne Worte das, aber wie wurden ſie erfullt? — es wurden die Kinder ausgetrieben; zu Fuß und zu Wagen; nur erſt zum Thor hinaus, mitten unter die Ruſſen, was kummerte das den Franzoſen, wenn ſie die Kinder nur erſt los waren, denn nun bekam man die Proviant-Vorräthe in die Hände und ſchon hatte man auch die Betten dazu genommen, als man bemerkte, daß die ausgewachſenen Soldaten doch unmöglich in Kinderbetten ſchlafen konnten, weshalb man denn ſolche den Proviſoren zurück gab, die ſie den Kindern nach Eppendorf, wo ſie meiſt untergebracht worden, nachſchickten. — Es waren nun aber fur

8350 Mann Lazarethe eingerichtet und hatte man dazu das Waiſenhaus und Schifferarmenhaus, das Armenhaus, die Judenharmonie, den Concerthof und einige Privathäuſer im alten Wandrahm für Fieberkranke, das Kornhaus für Bleſſirte und das Zuchthaus fur ſchmutzige Krankheiten und Bleſſirte beſtimmt. Nebendieſen aber waren noch eine ſolche Menge Privathäuſer requirirt, daß die Zahl derſelben circa 400 betragen haben ſoll. — Es war überhaupt aber eine wahre Zerſtörungs- und Entweihungs-Wuth über die Gewalthaber gekommen, nichts war ihnen noch heilig und an einem ſchönen Morgen wurde den Kirchenvorſtehern angekündigt, daß ſämmtliche Gotteshäuſer geräumt werden müßten, indem es nothwendig geworden ſei, dieſelben zu Pferdeſtällen und Magazinen zu benutzen; es möchten die Kirchengeräthe in der Sakriſtei verwahrt werden. (Wunder genug, daß die Herren ſie nicht, gleich wie die Bank, ſelber in Verwahrung nahmen). Ehe die anberaumte Friſt zur Hälfte abgelaufen, erſchienen ſchon mit Aexten bewaffnete Soldaten in der Kirche, ausgenommen die große St. Michaelis-Kirche, und räumten ſo gewaltig auf, daß ſelbſt die vor den Sakriſteien angehäuften Sachen zertrümmert oder weggeſchleppt wurden. Auch die St. Jacobi-Kirche ſollte gegebenem Verſprechen zufolge verſchont bleiben, aber nach 14 Tagen erlag auch ſie derſelben Entweihung. Dennoch hätte man dieſer Räume leicht entbehren können, da weder viel Pferde unterzubringen waren, noch es an anderweitigen Räumen dafür fehlte und ſo mußte man dieſe Handlung der Barbarei nur als ein frivoles Gelüſt, Hamburgs Bürger zu kränken, anſehen, worüber jeder, der die Tendenzen der franzöſiſchen Behörden aufmerkſam verfolgte, auch keineswegs in Zweifel ſein konnte.

Es ſtarben in dieſer Zeit oft täglich mehr als 70 Soldaten, die dann unbekleidet auf verdeckten Karren zum Steinthor hinausgefahren und dort in große Gruben verſcharrt wurden. Die bürgerlichen Einwohner blieben

natürlich auch nicht von dieſer Epidemie verſchont und mehrere wackere Aerzte, z. B. Diezel, Wegſcheider, Boutin, Veit, Holſt u. a. fielen in ihrem Berufe als Opfer der Seuche. — Auch die Auswanderer ſchleppten den Giftſtoff mit ſich fort und ſo ſtarben unter andern in Altona — deren Bewohner ſich mit Biederſinn und Hochherzigkeit der unglücklichen Nachbaren annahmen — allein 1138 Perſonen, die auf einer einſamen Stelle hinter Ottenſen beigeſetzt wurden. Die hamburger patriotiſche Geſellſchaft ſetzte den verſtorbenen Landsleuten am 28. Mai 1815 einen einfachen Gedenkſtein, der dann vor einigen Jahren, nebſt den Ueberreſten der Gebeine, auf Hamburgiſche Erde außerhalb des Dammthors dislokirt wurde. — Altona ſorgte auch zugleich dafür, daß die dort nicht unterzubringenden Auswandrer nach Bremen, Lubeck und weiter ins Holſteiniſche geſchafft wurden, wo man ihnen eben ſo bruderlich als hier die Hand reichte. Es hatte ſich aber zur Wahrnehmung aller dabei vorkommenden Geſchäfte eine Commiſſion in Altona gebildet, die zugleich auch für die nothwendigen Lebensmittel und deren Bereitung Sorge zu tragen hatte und deshalb die franzöſiſche Behörde in Hamburg erſuchte, ihr doch die, längſt nicht mehr benutzten Rumfordſchen-Suppenkeſſel der Armenanſtalt, zu überlaſſen. Indeß fand man nicht für gut, auf dieſes Geſuch einzugehen und rühmte ſich, mehrere Silberbarren nach Altona geſchickt zu haben, was allerdings ſeine Richtigkeit hatte, doch war ſolches gegen Eintauſch von gemünztem Gelde dafür geſchehen. In ſolchem Hohn waren die Herren Franzoſen ſtark, und drückt ſo etwas ihrer Verworfenheit erſt recht das Siegel auf.

Kaum war dieſer Akt der Grauſamkeit vollbracht und die Nachbleibenden hatten ſich kaum von dem Entſetzen darüber erholt, als ſchon wieder folgender Tagsbefehl erſchien:

Im Hauptquartier zu Hamburg.

„Der Feind reizt durch ſeine Proklamationen den Soldaten dazu, ſeine Pflichten zu vergeſſen und unſern

Souverain zu verrathen. Der Feind fordert durch seine Ränke, seine Proclamation und Agenten die Einwohner zum Aufruhr auf. Dieses Betragen zeigt uns den Weg an, welchen wir einzuschlagen haben; dasselbe hat schon die Vertreibung eines großen Theils der Einwohner Hamburgs aus der Stadt veranlaßt und gebietet zugleich folgende Maßregeln:

1) Eine Prevotal-Commission soll in Hamburg ernannt werden, welche aus drei Mitgliedern bestehen und wo der Präsident Grand Prévôt sein soll.
2) Es sind zu Mitgliedern dieser Commission ernannt: 1) der Herr Oberst der Gensd'armerie Charlot, Präsident; 2) der Herr Capitain Jouffin; 3) der Herr Capitain Pinel.
3) Gerichtet werden sollen durch diese Commission: alle Individuen, die sich nachstehende Verbrechen zu Schulden kommen lassen, nämlich: Jede Desertion und Theilnahme an derselben; Anleitung zum Desertiren und falsches Werben; alles Spioniren; jeder Aufruhr oder aufrührerische Versammlung; jedes mit Vorbedacht angelegte Feuer; alles Plundern; jede Subordination mit Drohungen oder Gewaltthätigkeiten begleitet; jede Empörung oder Rede, die zum Zweck hat, die Soldaten gegen ihre Chefs oder die Einwohner gegen die gesetzmäßige Gewalt oder gegen die Truppen aufzuwiegeln; jeder Diebstahl, der in den Magazinen des Staats verübt werden konnte; jeder Ankauf oder Verkauf von Lebensmitteln oder Militair-Effecten, die aus den Magazinen des Staates herrühren; oder endlich jeder Meuchelmord oder vorsätzliche Absicht dazu, gegen einen französischen Soldaten oder Alliirten.
4) Alle diese Verbrechen ziehen die Todesstrafe nach sich; jedoch kann die Prevotal-Commission bei mildernden Umständen jene Strafe für die Einwohner

in körperliche Züchtigung und Vertreibung aus der Stadt und für das franzöſiſche Militair und Employirte bei der Armee in Ausſtellung auf der Parade und Gefängniß verwandeln.

5) Die Prevotal-Commiſſion iſt beauftragt, die durch die letzten Arrêtés gegen diejenigen Einwohner von Hamburg, welche wieder nach der Stadt kommen würden, nachdem ſie daraus vertrieben worden ſind, anerkannten Strafen anwendbar zu machen.

6) Die für die Urtheile der Militair-Commiſſionen vorgeſchriebenen Formen ſollen auch bei dem gerichtlichen Verfahren der Prevotal-Commiſſion befolgt werden.

7) Gegen die Urtheile der Prevotal-Commiſſion kann nicht appellirt werden, und ſie ſollen in 24 Stunden vollzogen werden.

8) Der gegenwärtige Beſchluß ſoll den Truppen durch einen Tagesbefehl und den Einwohnern durch öffentliche Bekanntmachung in beiden Sprachen, auf Veranſtaltung des Chefs des Generalſtabes der Armee, mitgetheilt werden.

Der Marſchall, Herzog v. Auerſtädt.
Prinz v. Eckmühl.

Für gleichlautende Abſchrift:
Der General, Chef des Generalſtabes des 13ten Corps.
Cäſar v. Laville.

Den Beſchluß für dieſes Jahr 1813 machte wiederum eine, für neue Erpreſſungen erſonnene Maßregel und wurde unterm 29. December verordnet:

1) Die Kaufleute, Groß- und Detail-Händler der Stadt Hamburg ſollen in der Friſt von 5 Tagen, von der Publication des gegenwärtigen angerechnet, auf dem im Bauhof etablirten Bureau der Douane eine Declaration der ihnen gehörigen Colonial-Waaren,

deren Gattung und Quantität, nebst Angabe der Magazine machen, worin selbige lagern.

2) Die angegebenen Colonial-Waaren sollen nach dem hier angehängten Tarif tarirt werden.

3) Die Declaranten sollen gehalten sein, indem sie die Angabe ihrer Waaren machen, 7 p℆t. des Werthes gedachter Waaren, zufolge der festgesetzten Taxe, in der Casse der Douanen in Courantgeld zu deponiren.

4) Diese Zahlung soll ein Vorschuß von Fond sein, für welche deren Belauf der Handelskammer in Silberbarren ausgesetzt werden soll. Die Handelskammer wird von dem Herrn Director der Douanen ein Verzeichniß der von den Kaufleuten bezahlten Summe erhalten und Vorschläge über die Mittel machen, die Zurückzahlung derselben in Silberbarren zu bewirken.

5) Nach Ablauf des im 1sten Artikel festgesetzten Termins sollen die Waaren aller derjenigen, welche die vorgeschriebene Declaration nicht gemacht und den in dem 3ten Artikel bestimmten Vorschuß nicht bewirkt haben würden, saisirt und confiscirt werden.

6) Eine Expedition des gegenwärtigen Beschlusses soll an den Staatsrath, Grafen v. Chaban, addressirt werden, welcher ihn dem Douanen-Director, so wie dem Herrn Präsidenten der Handelskammer einsenden wird.

Hamburg, den 19. December 1813.

Der Marschall,
Prinz v. Eckmühl.

Hierauf folgte ein specificirter Tarif.

Bevor wir nun in das neue Jahr 1814 mit seinen fortgesetzten Quälereien übergehen, wollen wir den Stand der politischen Dinge, insofern Hamburgs Geschick davon

abhängig, überschauen. — Es war im September, als sich in Hamburg das Gerücht verbreitete, es nahe sich der Kronprinz von Schweden mit starker Macht, um die hartbedrängte Stadt den Klauen der Franzosen zu entreißen, und obwohl ein solcher Versuch neue Schrecken der Belagerung im Gefolge gehabt haben würde, so scheuchte solches doch nicht den Wunsch und die Hoffnung zurück, es möge wahr sein. Leider aber war es nicht so. — Allerdings operirten einzelne Corps der Verbundeten gegen kleine Städte der Umgegend, z. B. General Stroganow gegen Harburg und Stade, Woronzoff gegen Lüneburg, und Wallmoden beobachtete die Franzosen an der Stecknitz, wo sich circa 40,000 Mann gegenüber standen. — Davoust stand vor Ratzeburg, und es war seine Aufgabe, den Feind so zu beschäftigen, daß er Hamburg nicht beispringen konnte, doch vermied er absichtlich eine offene Feldschlacht, da der Verlust derselben nachtheilig geworden wäre. Er zog sich bald darauf nach Mölln zurück, wo ihn die erbitterten Hanseaten weidlich neckten. Die allezeit vorsichtigen Schweden rückten nur langsam vor. Russen und Deutsche scharmutzirten jeden Tag mit den Franzosen. — Stade wurde im Sturm erobert; Curhaven, Karlsberg und Winsen fielen in die Hände der unsern. Endlich vereinigten sich die Schweden bei Lüneburg mit Woronzow, um in Gemeinschaft mit den Lützower Jägern und Tettenborn über die Elbe zu gehen. Es standen nun aber am rechten Elbufer, in der Gegend der Stecknitz, bei 50,000 Mann, dagegen war das linke Elbufer mit kaum 10,000 Mann gedeckt, augenscheinlich zu schwach, um die Franzosen na einem Uebergange etwa bei Hamburg zu hindern. Benningsen stand immer noch bei Magdeburg. Gelang jener Uebergang, so mußte die Gefahr für Hamburg dadurch verringert werden, da die Franzosen hier leicht von Hamburg abgeschnitten werden konnten.

Es war nun am 1. Dec., als die Einwohner von Hamburg eine Regsamkeit und Bewegung unter der fran-

zöſiſchen Beſatzung wahrnahmen, die auf ein ungewöhnliches Ereigniß ſchließen ließen. Officiers Gepäcke wurde durch die Straßen geſchleppt, Fourage zum Thor hereingebracht und eine dreifache Einquartierung angeſagt. Es hieß, die Franzoſen hätten eine allgemeine Niederlage erlitten, und wären in vollem Rückzuge begriffen. Man fürchtete ein Beſtürmen der Stadt; doch beruhigte ſich bald Alles wieder. — Erſt am folgenden Tage hatten die Unſern die Hoopter Schanze geſprengt, und die Franzoſen, in die Flucht geſchlagen, zogen ſich nach Hamburg zurück, wohl wiſſend, daß ſie hier ſicher wären, da die Verbündeten die Stadt keinem Sturm und ſomit dem Verderben Preis geben würden. — Am 3. Dec. erfuhr man, daß Truppen der Verbündeten, bei Boitzenburg über die Elbe gekommen, in Ochſenwärder eingetroffen ſeien, und bald darauf durch andere verſtärkt, rückten ſie bis Wandsbeck, wo Dänen und Franzoſen ſtanden, vor, da dann kleine Scharmützel vorfielen und der Lübſche- und der Hammer-Baum geſchloſſen wurden. — In der Nacht vom 5. auf den 6. ging es in dieſer Gegend etwas heiß her, und die Dänen bekamen ziemlich Schläge. Noch am ſelben Abend wurden die Franzoſen aus Ochſenwärder vertrieben und trafen in Hamburg ein. Man erfuhr nun auch, daß Fuhlsbuttel, Eilbeck, Poppenbuttel, Billwärder und Steinbeck von den Verbündeten beſetzt ſeien, und in banger Beſorgniß ſahen die geängſteten Burger einem Sturm entgegen, weshalb ſie in Schaaren aus den Thoren wanderten, während der ſchändliche Maire Rüder Burgern, die die unerſchwinglichen Requiſitionen nicht herbeiſchaffen konnten, militairiſche Execution ins Haus legte, wofür 2 Fr. à Kopf per Tag bezahlt werden mußte.

Eckmühl war endlich genöthigt, ſich nach Hamburg zurückzuziehen, und auch 12,000 Mann Dänen mußten nun die Eyder paſſiren, da ſie den Allürten nicht zu widerſtehen vermochten. — Das Terrain zwiſchen Lauenburg und Lübeck war vom Feinde geſäubert, und die Dänen ſahen ſich

plötzlich von Eckmühl abgeschnitten und bis ans Meer zurückgeworfen. — Diese Operation führte größtentheils von Tettenborn her, unterstützt von Wallmoden und etwas schwedischer Reiterei, während über Lauenburg, Schwarzenbeck und Bergedorf her der General Woronzow sich Hamburg näherte, und am linken Ufer der Alster sein Lager aufschlug. Es wurden sofort Detachements an das andere Ufer übergesetzt, und Hamburg also von 10,000 Mann Alliirten umzingelt, während Eckmühl wie der Fuchs im Bau saß und das weitere ruhig abwartete.

Holstein, wo es jetzt heiß herging, fiel bald vollkommen in die Hände der Alliirten unter Bernadotte, und Dänemark, ohne Geld und Aussicht auf Beistand, sah sich genöthigt, vorläufig einen Waffenstillstand unter sehr harten Bedingungen, und dann einen eben solchen Frieden abzuschließen. Dieser unglückliche Staat, durch Englands harte Politik den französischen Interessen in die Hände geliefert, hatte nun seine unheilvolle Erndte vollendet. Man glaubte jetzt gegründete Hoffnung hegen zu dürfen, daß nach solch einer glücklichen Wendung der Kronprinz von Schweden zur Befreiung Hamburgs herbeieilen würde; doch zog er es vor, diesen Auftrag Benningsen zu überlassen, und für seinen Theil dem Rhein entgegenzuziehen. Mit ihm zogen dahinaus die Mecklenburger, Hannoveraner, die Lützowschen Jäger, die russisch-deutsche Legion und einige Corps Russen. Benningsen aber war augenscheinlich nicht stark genug etwas Entscheidendes für Hamburg zu thun, in dessen Mauern die Gewalthaber nicht wie Menschen, sondern ärger wie Tyger hauseten, wie denn z. E. Jeder, der eine politische Nachricht verbreitete, unerbittlich erschossen wurde. Dennoch blieb es nicht verschwiegen, daß Frieden zwischen Dänemark und Schweden geschlossen worden, und um diese Nachricht zu entkräften, ließ Eckmühl den Geburtstag des Königs von Dänemark durch ein solennes Gastmahl feiern, so wie er denn auch mit dem dänischen Gesandten Löwen-

dahl Arm in Arm im Theater erschien, das, als eine schneidende Ironie des allgemeinen Unglücks, immer noch Vorstellungen zu geben gezwungen war. — Was nun von Benningsen zur Befreiung Hamburgs geschah, beschränkte sich auf kleine Gefechte, in denen die Franzosen zwar meist den kürzern zogen und immer mehr auf die Stadt beschränkt wurden, ohne indeß zu einem Resultate zu führen. Sie versuchten unter andern auch, die Russen aus Eppendorf zu vertreiben, wurden jedoch mit Verlust zurückgetrieben, wobei ein großer Theil des Dorfes in Rauch aufging. Besser gelang es ihnen in Harburg, das sie wirklich eroberten, jedoch nicht ohne großen Verlust an Todten und Verwundeten.

Es wurden nun auch im Laufe dieser Zeit, behufs Vertheidigungs-Maßregeln außerhalb des Millernthors, alle Gebäude am Elbstrande von der Bieberschen Wasserkunst bis zum Hansmagazin, die Davids-, Heinrichs-, Gerhards-, 1ste Erichs-, halbe Friedrichs- und die zweite Bernhardsstraße, die Reeperbahn, Glashütte, ein Theil der Oelmuhle, und weiter bis ans Dammthor demolirt; selbst das Schulhaus am Hundebecke konnte der Zerstörung nicht entgehen.— Kaum, daß dieses geschehen, so erschien am 20. Dec. schon wieder ein Befehl, daselbst die Demolirung bis auf 600 Toisen von den Stadtgräben auszudehnen, wozu gewöhnlich die Flamme als das wirksamste Werkzeug erwählt wurde. Jeden Abend sah man die schandvolle Brandfackel weithin in die deutschen Gauen hinaus leuchten, gleichsam um Hulfe und Rettung für die unglücklichen Bewohner Hamburgs flehend, und die Obdachlosen irrten jammernd mit Weib und Kind umher, nicht wissend, wo sie ihr Haupt hinlegen sollten. — Am 4. Jan. 1814 wurde endlich sogar die Kirche auf dem Hamburger Berg in Brand gesteckt, und betrug am Ende des vandalischen Unfugs die Zahl der zerstörten Gebäude 841 Häuser, 116 Keller, 700 Säle, 451 Buden und 108 Fabriken, auf 381 Grundstücke ver-

theilt, ungerechnet einer großen Anzahl Nebengebäude, Ställe, Speicher, Schmieden und Handwerksstätten. — Der Hamb. Berg enthielt damals etwa 6000 Einwohner.

Das unglückliche Hamburg war nun, während weithin in Deutschland die Siegs- und Befreiungs-Hymnen ertönten, mit den Franzosen und seinem Elend, fern von Hülfe und Rettung, allein mit seiner Noth, mit seiner Armuth, seinem Hunger und seiner Blöße. Ja leider trat der furchterlichste Feind der Menschheit, der Hunger, endlich mit seinem Wurgschwerdt wirklich unter die geängstete Bevölkerung, da die französischen Behörden durch Verschwendung, Nachlässigkeit und Bosheit viele Mundvorräthe hatten verderben lassen. — An Zufuhr war nicht zu denken, und der Ankauf nur noch von den wenigen Wohlhabenden zu erschwingen. — Es möchte aber nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß ein Pfund Waizenmehl 1 ℔ 2 ß, ein Spint Roggenmehl 5 ℔, ein Spint Kartoffeln 2 ℔ 8 ß, ein Hühnerei 8 ß, ein Pfund Butter 4 ℔, eine Steckrube 8 ß, ein Pfund Fleisch 2 ℔, ein Faden Holz 80 ℔ und 100 Soden Torf 10 ℔ kosteten. An Milch war fast nicht zu denken, und ein Eßlöffel voll Mandelmilch wurde mit 1 ß bezahlt. — Wer hätte sich da noch satt essen können? — Bürger, und freilich auch franz. Soldaten, schlichen mit bleichen Wangen beklängig durch die Gassen, und durchsuchten den Kehricht nach Abdub, nach Kartoffelschaalen u. dal., während die obern Gewaltdaber an reichbesetzten Tafeln lukullische Mahlzeiten hielten, und sich von dem Angstgewimmer und dem Wehklagen der Verschmachtenden nicht stören ließen. In solchen Tagen ist es eine Kunst, den Glauben an eine gutige Vorsehung zu bewahren und nicht mit Gott zu hadern.

Wir schreiten nunmehr mit blutendem Herzen über die Schwelle des neuen Jahres 1814, das in seinem Schooße, neben noch manchen Gräueln der Barbarei, doch auch endlich die Friedenspalme barg, nach der sich Hamburg so lange vergebens gesehnt. — Bevor wir jedoch zu diesem Ruhe-

punkte der langen und beſchwerlichen, durch Blut und Thränen führenden Bahn gelangen, müſſen wir noch einmal auf den Schauplatz des Jammers zurückkehren, und tragen nunmehr wiederum auf unſere Blätter einen vom Tyrannen Ruder am 2. Jan. 1814 erlaſſenen Befehl folgenden Inhalts über:

„In Folge der beſtimmten Ordre Sr. Excellenz des Herr Marſchalls, Prinzen v. Eckmühl, General-Gouverneur, werden alle Bäcker dieſer Stadt hiermit benachrichtigt, daß von heute an ein jeder von ihnen gehalten iſt, das für ſeinen Theil beſtimmte Quantum des im Lager zu haltenden Vorraths von Waizen und Rocken vollſtändig zu halten, oder was daran fehlen mochte, innerhalb 8 Tagen zu erſetzen. Wer von ihnen den zu haltenden Vorrath nicht wieder vollſtändig erſtatten wird, verliert den Reſt deſſelben und wird aus der Stadt verwieſen. Wer von heute an von ſeinem zu haltenden Vorrath von Korn und Mehl verkauft, wird **mit dem Tode beſtraft.** Dieſes ſind die ausdrücklichen Befehle des Prinzen, welche aufs Genaueſte befolgt werden ſollen, und deren Zweck darin beſteht, daß die Weißbäcker zuſammen den Vorrath von Waizen-Korn und Mehl zu dem Betrage von 31,824 Quintal, und die Grobbäcker den Vorrath von Rocken-Korn und Mehl den Belauf von 18,452 Quintal, zuſammen 50,276 Quintal unangerührt im Lager behalten ſollen.“

Und ferner:

„Sr. Excellenz, der Herr Marſchall Prinz von Eckmühl, General-Gouverneur, befiehlt:

1) Vom Morgen des 4. Jan. an ſind alle Einwohner Hamburgs gehalten, von ihrem Vorrath zu leben, und es iſt ihnen hiermit aller Brodkauf von den Bäckern unterſagt.
2) Die Einwohner können täglich von ihrem Mehlvorrath zu den Bäckern ſenden, die nicht im Ten

Artikel genannt worden und welche verbunden sind, das Brod für sie zu backen.

3) Ausgenommen von dieser Verfügung sind folgende Personen, von denen ein jeder eine Karte für sich erhalten wird, auf welcher das Quantum Brod angegeben ist, welches derselbe täglich kaufen kann: a) Die Chefs des Armee-Corps, die Chefs der Autoritäten und Administrationen, so wie die dazu gehörigen öffentlichen Beamten. b) Die Personen, welche von Sr. Excellenz, dem Herrn Grafen Chaban, dem Herrn Präfecten, dem Herrn General Jouffroy, Herrn Ordonnateur Thomas, Herrn Obersten de Panthon, Herrn Jousselin, und alle, die zu verschiedenen Arbeiten angestellt und nicht verproviantirt sind, und die jeder mit einer Karte sollen versehen werden, worauf das Quantum von weißem und schwarzem Brod angegeben steht, zu dessen Ankauf jeder von ihnen täglich berechtigt ist.

4) Die 24 nachbenannten Bäcker sind gehalten, für diejenigen Personen, die unter den im vorigen Artikel angeführten Ausnahmen begriffen sind, die erforderliche Quantität Brod zu backen, welches unter sie nach einer zu machenden Bestimmung wird vertheilt werden; aber keiner dieser Bäcker darf für die andern Einwohner backen, noch ihnen Brod verkaufen. — Die Weißbäcker: Wuppermann, Hopfenmarkt; Ostermann, Hopfenmarkt; Eggenhusen, Hopfenmarkt; Bode, Zippelhaus; Oelreich, Neuerwall; Nobiling, Großneumarkt; Oldach, kleine Johannisstraße; Ungelenk, hinterm breiten Giebel; Kalkbrenner, Kajen; Kalkbrenner, Neueburg. — Die Grobbäcker: Ohnesorgen, Langemühren; Brede, Mattenwiete; Müller, Schmiedestraße; Zimmer, ABC-Straße; Hubener, Grützwiete; Schinkel, Rothesood-Straße; Fahsel, Bäckergang; Wendt,

beim Dovensteth; Hagen, Altensteinweg; Raasmann, Schaarmarkt; Erich, Barkhof; und Hästerich, Kehrwieder.

5) Keiner der im 4ten Artikel begriffenen Bäcker darf, bei der schwersten, gegen ihn anzuwendenden Strafe, täglich mehr Brod backen, als für seinen Theil ihm vorgeschrieben wird, und an Niemand mehr verkaufen, als wozu die Inhaber der Karten berechtigt sind.

6) Jeder Bäcker ist verpflichtet, mir noch heute vor 4 Uhr eine genaue Aufgabe seines Korns und Mehls zu liefern; die Vorräthe werden hierauf nachgesehen und vereficirt werden, und es soll ein Jeder von ihnen, sowohl wegen der Richtigkeit der Angabe, als auch wegen der sorgfältigen Erhaltung seines ihm vorgeschriebenen Vorraths, Sr. Excellenz dem Herrn Marschall, Prinzen v. Eckmühl, verantwortlich sein.

7) Um eine genaue und vollständige Liste derjenigen Personen, welche nach dem 2ten Paragraph des 3ten Artikels dieses Befehls, in den Ausnahmen begriffen sind, so bald als möglich zu erhalten, soll jeder Polizei-Commissair ein General-Verzeichniß der in seinem Canton wohnenden Personen, welche von den in gedachtem Artikel benannten Autoritäten Karten als Arbeiter bekommen haben, anfertigen, worin er die Zahl der Familienglieder, nebst einem Verzeichniß des etwaigen Vorraths, den sie besitzen können, aufführt und mir solches morgen überliefert.

8) Bis zur entschiedenen Festsetzung dürfen die im 4ten Artikel genanten Bäcker täglich nicht mehr Brod verbacken, als: die Grobbäcker 1000 Pfund Rockenbrot und die Weißbäcker 500 Pfund Weißbrod.

9) Alle diejenigen, welche bei den verschiedenen öffentlichen Arbeiten angestellt und dadurch berechtigt sind, an dem täglichen Brodverkauf Theil zu nehmen, sind verpflichtet, eine aufrichtige Angabe schriftlich zu

machen, wie viel sie für sich und ihre Familie zur täglichen Consumtion an weißem und Rockenbrode bedürfen. — Diese Angaben müssen von den Arbeitern an die Polizei-Commissairs ihrer resp. Cantons ohne Verzug gegeben, und von letzteren mir alsdann zugestellt werden.

10) Jede Angabe soll nachgesehen werden und diejenigen, die das Quantum des wirklichen Bedarfs übersteigen würden, sollen dem Schuldigen eine ernstliche Strafe zuziehen.

Hamburg, den 3. Jan. 1814.

Der Maire Ruder"

Es wurde nun auch unter andern in dieser Zeit beliebt, daß jeder Einwohner eine Sicherheitskarte (carte de sureté), die mit dem Signalement des Inhabers versehen, empfangen und bei sich tragen mußte, um sie auf Verlangen vorzuzeigen, wenn man anders nicht als Spion angesehen und ganz gelinde fuselirt werden wollte. Man fing um diese Zeit des allgemeinen Appetits ohne Spesse nun auch an, in der Wahl der Lebensmittel weniger eigen, oder wie der Hamburger sagt: krüsch zu sein, und begann allmählich die vorhandenen Pferde dem Schlachtvieh beizuordnen, indem man dieselben zum Grasbrook hinausführte, und vom Frohnknecht erstechen ließ. Manche rühmen noch heute, wie wohl ihnen ein solcher Bissen in der Zeit der Noth gemundet; ja man erzählt sich Scenen, die zum Haarsträuben sind. Nicht alle nämlich waren so glücklich, Theil an einem solchen erstochenen Pferde nehmen zu können, und so sah man oft an der einen Seite des Cadavers einen hungernden Menschen, auf der andern einen halbverschmachteten Hund nach übrig gebliebenen Fleischfetzen suchen. — Auf Katzen machten vorzüglich die ebenfalls hungernden Soldaten Jagd, und es waren am Ende selbst Ratten und Mäuse ihres Lebens vor den hungernden Menschen nicht mehr

ſicher. — Doch, fahren wir fort, die Zeit der ſchweren Noth durch Meiſter Rüders Bekanntmachung zu charakteriſiren. Am 5. Jan. ſendete er wiederum folgenden Befehl unter die Bürger:

Die Weißbäcker, welche morgen, den 5. dieſes, die Quantität Brod, welche ihnen zu backen erlaubt worden, nicht verkauft haben werden, können ſolches gegen ein gleiches Quantum Korn oder Mehl umtauſchen. — Diejenigen Weißbäcker, welche weniger Brod zu backen haben werden, als anfangs berechnet worden, haben die Erlaubniß, für alle Einwohner, welche ihnen Mehl ſenden, Brod zu backen, und theilen dieſes Privilegium mit allen übrigen Bäckern, welche in dem Befehle vom 3. dieſes nicht benannt worden ſind. Die Bäcker, welche ſich außerhalb der Stadt mit Kornankäufen verſehen werden, welche das Quantum, welches ſie zu halten verpflichtet ſind, überſteigt — (nämlich die, welche ihren Vorrath nicht vollſtändig haben) — und andere, welche neue Anfuhren über ihren richtigen Vorrath ſich verſchaffen können, denen iſt erlaubt, von dieſen neuen Vorräthen zu backen und ihren Kunden davon zu verkaufen; allein ſie ſind verpflichtet, ein beſonderes Magazin von den neuen Vorräthen zu halten.

Am 8. d. M. aber erließ Eckmuhl folgenden Tagesbefehl:

„Die Bäcker in Hamburg ſind der Ausführung meiner Befehle ausgewichen. Sie haben die Quantität ihrer außerordentlichen Vorräthe übertrieben, als es noch leicht war, ſie zu zwingen, ſelbige vollſtändig zu machen, und jetzt, da ſie glauben, dieſes ſei unmöglich, übertreiben ſie wieder ihre Quantität, welche ſie zu beſitzen vorgeben. Die Unterſuchungen, welche bei ihnen gemacht worden, ſind nur ein Blendwerk geweſen, nichts iſt geſchätzt, nichts beſtätigt worden, und ich weiß bis jetzt noch nicht, was hier vorhanden iſt. — Es iſt

dringend, dieser Unordnung ein Ende zu machen, und wird deshalb ein Kriegs Commissair den Auftrag erhalten, genau und durch einen Proceß-Verbal zu bestimmen, was ein jeder Bäcker an Korn und Mehl besitzt. Ich sehe mit Erstaunen, daß die Syndici ihre Pflicht nicht haben erfullen können. Sie haben auf den Vertheilungs-Verzeichnissen Quantitäten angegeben, welche ganz außer dem Verhältniß der Mittel derjenigen standen, die sich selbige anschaffen sollten. Sie haben in diesen Verzeichnissen schwachsinnige Menschen, Bankrottirte und arme Leute aufgeführt, und sie zeigen dieses erst jetzt an, da sie den Nachforschungen nicht ausweichen können, da sie dieses doch schon vor 2 Monaten hätten thun müssen. Das Resultat dieses Betruges ist ein Deficit von vielleicht 10 bis 12,000 Quintal. Dieses Deficit beweiset ein Verbrechen, und dieses Verbrechen zieht die Strafe nach sich, die ich in meinem Befehle vom 1. d. M. verordnet habe; auch macht gedachtes Deficit vorzuglich die Syndici zu Mitschuldigen. Jedoch will ich die Vollziehung dieser Strafen noch aussetzen; allein ich befehle, daß alle Bäcker eines jeden Syndicats das Deficit des ganzen Syndicats, durch Ankäufe außerhalb der Stadt, binnen 6 Tagen ersetzen sollen, und ich mache sie persönlich und gemeinschaftlich dafur verantwortlich. Noch mehr, um den Bäckern Hamburgs meine Unzufriedenheit zu beweisen, so nehme ich von heute an meine Autorisation wieder zurück, welche in dem dritten Paragraphen der Bekanntmachung des Herrn Maire enthalten, die am 5. und 6. d. M. angeschlagen worden ist; jene Bekanntmachung, nach welcher die Bäcker, die einen grösern Vorrath haben, als sie haben müssen, an ihren alten Kunden Brod verkaufen konnten, welches sie von aus der Fremde erhaltenem Korn backen würden, und die Bäcker, die ihren Vorrath noch nicht completirt hätten, sollten die

nämliche Vergünstigung genießen, ſobald ſie ihren Vorrath würden vollſtändig gemacht haben. Die Bäcker ſollen wiſſen, daß nichts ſie von der Nothwendigkeit, meine Befehle zu vollziehen, entbinden, und nichts ſie von der Strafe, wegen ihres Ungehorſams, befreien wird; und daß ſie ſich ſelbſt dieſe Maßregel zuſchreiben müſſen, daß ich keinen meiner Befehle zurücknehmen werde, und daß ich denjenigen aufrecht erhalte, nach welchem ſie mit ihrem Kopfe verantwortlich ſind für die Quantität Korn und Mehl, welche in ihrem Beſitz gefunden werden wird. Sie müſſen ebenfalls wiſſen, daß ſie ſich completiren ſollen, jedoch nicht durch Einkäufe in Hamburg, ſondern durch Zufuhr von Außen, und wehe denen, die dieſen Befehl nicht buchſtäblich vollziehen.

Der Marſchall, Herzog v. Auerſtädt,
Prinz v. Eckmühl.
Für richtige Abſchrift:
Der Maire Rüder."

Solche chikanöſe Verordnungen im Tone des Uebermuths hinausgeſchleudert, mußten auch den Geduldigſten erbittern, da auf das heute gegebene Wort, morgen ſchon nicht mehr gebaut werden konnte. Die Noth wuchs dadurch je mehr und mehr, und doch wußten die Gewaltigen ihre Quälereien noch immer zu ſteigern. Am 18. Januar erließ Rüder wiederum folgenden Befehl:

„Wir müſſen bis morgen Abend 1510 Strohſäcke, 1498 Kopfkiſſen, 1444 Bettdecken, 1777 Federbetten oder Matratzen furs Caſernement ſchluſſig abliefern oder gewärtigen, daß alles Fehlende durch Militair aus den Händen der Bürger abgeholt wird. Ich muß daher erwarten, daß Jeder ohne Weigerung ſeinen Rückſtand vor morgen Abend, incluſive der Ergänzungs-Ausſchreibung, ausliefert. — Die Bevollmächtigten der

Ausgewanderten und Ausgetriebenen liefern alle Vorräthe bei ſchwerer Ahndung ab. Eben ſo alle Rückſtändige des 1ſten und 6ten Cantons in der Mairie; der 2te, 3te, 4te und 5te Canton in den Cantons-Magazinen. Alle diejenigen, die meine gerechte Erwartung täuſchen und die ſie treffenden Quoten nicht abtragen, ſollen ſogleich zur Militair-Execution denuncirt werden, welche traurige Folge auch daraus entſtehen werde".

Solche völkerrechtwidrige Räuberei wurde nun planmäßig fortgeſetzt. Am 13. Februar erſchien wiederum folgender Befehl:

„In Gemäßheit der Befehle Sr. Durchlaucht des Herrn Marſchalls, Prinzen v. Eckmühl, ſoll jeder Einwohner ſchriftlich an den Herrn Cantons-Commandanten, und dieſer an den Herrn General, Grafen Leiſon, diejenige Parthie Heu, Stroh, Hafer und Kleie erklären, welche er vorräthig hat, dieſe mögen ihm gehören oder nicht. — Es werden darüber Etats aufgemacht werden, welche den Namen des Einwohners, die Straße, die Nummer des Hauſes und des Cantons, wo er wohnt, wie auch, ob dieſe Fourage ihm ſelbſt oder einem andern gehöre, enthalten ſollen.

Ein jeder, bei dem man irgend einen Vorrath von Fourage findet, ohne daß den Autoritäten davon Anzeige gemacht worden, wie oben befohlen iſt, wird arretirt, ins Gefängniß gebracht und ſo verurtheilt werden, als hätte er Lebensmittel, der Armee gehörig, auf die Seite geſchleppt. Die kleinſte ihm auferlegte Strafe wird die Vertreibung aus der Stadt fur ſeine Perſon und ſeine Familie ſein.

Auf Ordre Sr. Excellenz des Marſchalls,
Prinzen von Eckmühl.
Der Ober-Platz-Commandant
Le Courturier.

Nach dieſem Raubzug blieb nur noch übrig, die Klaue nach den Mundvorräthen der unglücklichen Bürger zu ſtrecken, und ob auch feierlich betheuert worden, es ſolle das mit genauer Noth aufgebrachte Proviant unangetaſtet den Beſitzern verbleiben, ſo erging doch am 8. Februar folgender Befehl:

„Da in Gemäßheit höherer Verordnung beſtimmt worden, daß die Verſorgung der Speicherleute und Nachtwächter mit Brot von den Korn- oder Mehl-Vorräthen der Einwohner berichtigt werden ſoll und die Anſchaffung dieſes Vorraths am billigſten nach Anzahl der Perſonen einer jeden Haushaltung, vorläufig durch Ablieferung für jede Perſon zu 5 Pfund Korn oder Mehl von Roggen oder Waizen, gegen Vergütung beſchafft werden kann, ſo werden ſie hiermit aufgefordert, nach dem oben angegebenen Verhältniß die Ablieferung von Korn oder Mehl innerhalb 24 Stunden an den Bäcker, Herrn G. F. L. Sehmiſch, wohnhaft kl. Burſtah No. 129, von Morgens 9 bis Nachmittags 4 Uhr, zu bewerkſtelligen. Im ſäumigen Fall würde die Anwendung militairiſcher Maßregeln unvermeidlich ſein.

Der Maire Rüder.

Dieſem folgte 8 Tage darauf ein folgender ähnlicher Befehl:

„Aller Reis und Sago, der in Hamburg befindlich iſt, wird hiemit für den Dienſt der Hoſpitäler in Requiſition geſetzt.

Ein Magazin-Verwalter wird von dem Intendanten, in dem Bezirke der angezeigten Magazine ernannt werden, um jenen Reis und Sago in Empfang zu nehmen. Er wird ein Regiſter über die Eigenthümer halten, worin er die Namen der Kaufleute und die Vielheit der Eßwaaren, welche der Kaufmann liefert, einſchreiben wird.

Dieſer Reis und Sago werden zu folgenden Preiſen baar bezahlt werden; nämlich: der Ctr. Reis zum Markt-Gewicht 60 Fr. Das Pfund Sago 50 Centims, macht der Ctr. 50 Fr. Der Graf v. Chaban wird die Geldſummen nach dem Maaß anſchaffen, als die Käufe geſchehen.

Jeder Kaufmann oder Einwohner, welcher dieſe beiden Lebensmittel nicht abliefert, ſoll verhaftet werden; die Eßwaaren werden weggenommen; er wird aber nicht allein verhaftet, ſondern auch aus der Stadt vertrieben, und man wird ſich ſeiner Mobilien und ſeiner Habe bemächtigen.

Der General Thiebaut iſt beauftragt, alle nöthigen Verhaltungs-Befehle wegen des gegenwärtigen Beſchluſſes zu geben, und deſſen Vollziehung zu ſichern.

Der Marſchall, Herzog v. Auerſtädt.
Prinz von Eckmühl.

Fur gleichlautende Unterſchrift:
Der Prefect de Breteuil.

Mit der verſprochenen Bezahlung hatte es nun aber eine eigene Bewandniß, denn gewöhnlich geſchah es in werthloſen Scheinen oder man nahm mit der einen und gab mit der andern Hand. — Es fielen nun um dieſe Zeit mehrere hitzige Gefechte mit den Ruſſen in der nächſten Umgebung Hamburgs, z. B. auf der Harburger Brücke, auf der Wilhelmsburg und der Moorburger Schanze am 9. und 15. Februar und am 28. März vor, wodurch ſich dann die Lazarethkranken ſo ſehr in Hamburg häuften, daß bei der ungewöhnlich milden Frühlingsluft das nervöſe Hoſpitalfieber mit immer größerer Wuth ſeine Opfer verlangte und ſo denn auch am 24. März den großen Bankräuber Chaban ereilte, deſſen Gebeine dann am 26. mit großem Gepränge vorläufig nach der St. Michaelis-Kirche geſchafft wurden, um ſpäter nach Frankreich abgeführt zu werden. Dieſe Be-

ſtattung wurde von Davouſt mit allem erdenklichen Pomp ausgeführt, wofür er aber die Bezahlung ſchuldig blieb.

Einer der ſchmachvollſten Züge in dem Charaktergemälde der franzöſiſchen Oberoffiziere war der, daß ſie unter allerlei nichtigen Vorwänden mancherlei, namentlich Lazareth-Bedarf von den Bürgern erpreßten, ohne daß den unglücklichen Kranken und geſunden Soldaten etwas Entſprechen des davon zu Gute kam. Ja, dieſe zum Theil blutjungen Leute, ſchlichen ſelbſt wie ausgehungerte Skelette durch die Gaſſen und erregten ſo das Mitleid der Bürger, die dann für die armen Schelme thäten, was ſie konnten, während die Generäle zechten und ſchmauſten und ihre Tiſche ſich unter der Laſt der Gerichte beugten, und der ſpaßhafte Räuber-General Davouſt hatte zuletzt den vortrefflichen Einfall, mitten unter dem Grauen des Todes und dem Schrecken des Hungers, einen Ball zu entriren, zu deſſen Beſuch er die jungen und ſchönen Hamburgerinenn aus den erſten Familien einladen ließ, jedoch mit faſt allgemein abſchlägiger Antwort beehrt wurde, indem man vorſchützte, keine Wagen bekommen zu können. — Der galante Marſchall ließ nun ſeine Einladung durch Nachtwächter und Gensd'armen wiederholen und ſagen, er würde ſeine Equipage ſchicken; doch wurden die Damen nun plötzlich vor Schreck ſämmtlich krank, da ihnen nach der Freude, mit franzöſiſchen Kanibalen zu tanzen, nicht eben lüſtern war. Der Ballſaal blieb — Dank ſei es dem patriotiſchen Sinn der ſchönen Welt — leer von ihnen. — Da aber die Zeitung von einem Balle, als Zeichen der glücklichen Zuſtände hieſelbſt, berichten ſollten, ſo mußten die Schauſpielerinnen herbei und ex officio tanzen. — O franzöſiſcher Jammer! — Im Laufe des harten Winters, nachdem die Franzoſen die Holzvorräthe in wahrem Uebermuthe verſchwendet hatten, fing man an, in St. Georg mehrere Gebäude zu Brennholz-Bedarf abzubrechen, wozu die Bürger Arbeiter zu ſtellen oder jeden mit 20 ß pro Tag zu vergüten gezwungen wurden. — Von dieſen 20 ß gaben die

trügerischen Beamten dann den Arbeitern nur 12, ja zahlten oft sogar nur mit Holz, das ihnen dann beim Wegtragen nicht selten von den Soldaten wieder geraubt wurde.

Es war nun am 9. Februar Morgens 4 Uhr, als die Sturmglocke von St. Catharinen und das Generalmarsch rasselnde Kalbfell, die Schläfer aufschreckte. Alles lief an Fenster und Thüren und man vernahm sehr deutlich aus südlicher Richtung ein lebhaftes Kanonen- und Kleingewehrfeuer. Man fürchtete allgemein einen Sturm und Davoust nahm sofort seine Maßregeln. Während er nämlich mit seinem Generalstabe eilend die Stadt verließ, sendete der Gensd'armerie-Oberst Charbot Patrouillen durch die einsamen Gassen der Stadt, um jeden, der nicht schnell genug in ein Haus floh, ergreifen und auspeitschen zu lassen. Erst gegen Nachmittag 4 Uhr legte sich das beängstende und doch auch wieder Hoffnung erregende Feuern, nachdem auf dem Wall einige Signalschüsse gefallen waren. Es trafen nun unmittelbar darauf große Transporte Verwundeter in Hamburg ein und es lief die Nachricht um, daß ein Gefecht auf der Wilhelmsburg statt gefunden, in welchem die Franzosen großen Verlust erlitten — unter andern die Generale Laville und Osten — die Verbündeten jedoch zur Retirade gezwungen worden wären.

Obgleich nun während der Affaire die größte Ruhe in der Stadt geherrscht hatte, so meinte Davoust doch Ursache zu haben, noch größere Vorsichtsmaßregeln treffen zu müssen und so errichtete er eine aus den sämmtlichen Civilbeamten bestehende National-Garde zum Belaufe von 500 Köpfen, die mit einer weißen Binde und großen Schleife um den rechten Arm decorirt wurde, die Offiziere aber trugen eine weiße Schärpe. — Chef war der Präfect; als aber Davoust die weiße Decoration sahe, gedachte er der Bourbons und ließ sie eiligst abnehmen und durch Pompons ersetzen.

Am 17. Morgens erneuerte sich die Scene auf Wilhelmsburg unter gleichen Resultaten, angeblich durch ehrvergessene deutsche Spione veranlaßt; doch wurde ein Theil der Hamburger Brücke zertrummert und abermals kehrten zahlreiche blessirte Franzosen aus dem Scharmützel zurück.

Die Sterblichkeit nahm nunmehr einen immer ernstlichern Charakter an, was vielleicht die nur oberflächlich beschaffte Beerdigung mit veranlassen mochte. Vorzüglich konnten die Lazarethe für wahre Todeshöhlen gelten und die Soldaten fürchteten dieselben auch so sehr, daß sie sich alle erdenkliche Mühe gaben, ihre Krankheit zu verbergen. Bald gebrach es auch an Aerzten, an Wärtern und Wärterinnen; Davoust wußte Rath; erließ aufgreifen, was seine Knechte finden konnten und als auch dies noch nicht ausreichte, erschienen Befehle an die Bürger, das fehlende Personal herbeizuschaffen. Der Kriegs-Commissair Geraudon richtete im Auftrage des Marschalls folgendes Schreiben an Rüder:

Herr Maire:

„Hierdurch habe ich die Ehre, Ihnen den Beschluß Sr. Excellenz, des Marschalls in Betreff der Aerzte Ihrer Stadt mitzutheilen, welche sich weigern, dem Militair die nöthigen Dienste zu leisten.

„Die Hamburger Aerzte, Wundärzte und Apotheker, welche ihre Pflichten nicht erfüllen, sind geziemender Weise zu requiriren. Sie sollen verhaftet, und in einem zu diesem Zwecke eingerichteten Hause eingeschlossen werden, aus welchem man sie täglich in die Hospitäler zu den Kranken, und dann sogleich wieder in jenes Haus zurückführen soll.

Ich ersuche Sie, Herr Maire, die Betheiligten gefälligst von diesen Beschlüssen in Kenntniß zu setzen.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner vollkommnen Hochachtung.

Unterz. Géraudon."

Man glaube nur etwa nicht, daß dieſer Befehl eine leere Drohung geweſen ſei, vielmehr wurde er wirklich in Ausführung gebracht und die Bürger kamen durch ſolchen neuen, originellen Gewaltſtreich in die bitterſte Verlegenheit, da ſich die Krankheit immer weiter über die Stadt verbreitete. — Es verließen auch jetzt im März, da die Quälerei immer noch nicht enden wollte, Schaaren von Einwohnern neuerdings die Stadt, wo nur Tod und Verderben brütete, theils freiwillig, theils gezwungen und hatten manche kaum Zeit genug, ihre nothwendigſten Kleider mit ſich zu nehmen.

Davouſt lebte dabei herrlich und in Freuden; bald zechte und ſchmauſte er, bald wieder machte er ſich zum Zeitvertreib heraus auf die Ruſſenjagd und am 25. März, in der Nacht, als man eben 250 Mann Reiterei nach Harburg zur Verſtärkung detachirt hatte, wurde zugleich ein Ausfall gewagt, der indeß nichts anders erzielte, als daß die beiden Dörfer Moorburg und Wilſtorf in Flammen aufgingen. — Von Harburg aus, wohin bis zum 29. immer noch Verſtärkungen geſchickt wurden, leitete man jetzt Operationen gegen die Verbündeten ein, die überall, einen ausgedehnten Angriff befürchtend, ihre Vorpoſten einzogen. Doch beſchränkte man ſich auf Plündern und Brennen, wobei im Umſehn die Dorfſchaften Marmſtorf, Eißendorf und Appenbüttel, nebſt der Säve in Rauch aufgingen; die Einwohner irrten obdachlos umher, Viele wurden erſchlagen; kurz der franzöſiſche Kriegsteufel verbreitete noch immer Unheil rings umher. — Manche Dörfer wurden auch nur blos geplündert; zu einem Gefecht waren die Verbündeten nicht zu bewegen, ſie zogen ſich vorſichtig zurück. Davouſt wollte ihr Hauptquartier zu Hitfeld angreifen; plötzlich aber brach von Cattenberge der Feind übermächtig hervor und die Franzoſen wurden in die Flucht geſchlagen. Aehnlich erging es ihnen bei der jetzt angegriffenen Moorburger Schanze. Das ganze 11te Regiment wurde in die Pfanne gehauen, der General Baſtiani unter ihnen; von der

Harburger Brücke waren 6 Joche geſprengt worden. Davouſt kehrte von der unglücklichen Expedition am 6. April nach Hamburg zurück und er war Schauſpieler genug, ſeinen Verdruß unter heitern Scherzen hinterm Ofen zu verſtecken und den Officiern politiſche Mährchen von einer Ausſöhnung Napoleons und des Kaiſers v. Oeſterreich auch Gefangennehmung des Kaiſers von Rußland aufzubeften. Indeß war der wahre Stand der Dinge in Frankreich, die Abſetzung des Kaiſers, die Siege der Verbündeten, die Stimmung der franzöſiſchen Nation, ſchon bekannt, und ſomit hatte der letzte Schimmer, Hamburg mit Recht beſetzt zu halten aufgehört. Dennoch wurden noch immer Steuern eingetrieben und begehrte Dinge requirirt. — Am 16. erſchienen achtzehn däniſche und fünfzehn engl. Kanonenböte auf der Elbe und tödteten einige Schanzer. Eine an demſelben Tage ſtattfindende Zuſammenkunft der Generale Bennigſen und Loiſon und eintreffende officielle Depeſchen über den Stand der Dinge in Frankreich änderten noch immer nichts in der Sache; die Franzoſen hatten ſich wie Ungeziefer eingeniſtet. Die Gefechte dauerten fort und Eckmühl ſuchte ſein Müthchen an unſchuldigen Dörfern zu kühlen, die er ſo lange in Brand ſtecken ließ, bis Bennigſen erklärte, er würde jeden dabei attrapirten Soldaten als Mordbrenner behandeln. Ja ſogar ein Blockhaus verſuchte man am 25. April bei Harburg zu errichten, was nur durch Kanonenböte verhindert werden konnte. Daneben war jede Aeußerung des Wohlgefallens über Napoleons Sturz ſtreng verpönt und war die Gensd'armerie angewieſen, ſtreng über dergleichen Ausſprüche der Geſinnungen beim Volke zu wachen, auch wurden einige Fälle ſtreng, ja einzelne ſogar mit dem Tode beſtraft; Grauſamkeiten, die mehr als Alles, die blutdürſtige Geſinnung Eckmühls bezeichnen, da ihn keine Pflicht, ſondern die ſtrafbarſte Willkühr dazu beweg, für die ihn ſelbſt mit dem Tode zu beſtrafen, die franzöſiſche Regierung berechtigt geweſen wäre.—

Da die Dinge indeß nunmehr nothwendig bald zu Ende gehen mußten, so nahmen die Behörden es wahr, schließlich ihre Cassen so viel wie möglich noch zu füllen und entblödeten sich nicht, sogar die Lebensmittel der Soldaten zu verkaufen, und das dafür gelöste Geld mit hohem Agio in Gold umzusetzen. — Als dann nun endlich am 28. April ein Oheim Eckmühls, der königlich-französische Staatsrath Davoust, in schwarzer, mit dem Ludwigskreuz decorirten Kleidung in Hamburg eintraf, da konnte und durfte der Herr Neffe die Wahrheit nicht länger verhehlen und in einer künstlich gedrechselten Ordre du jour publicirte er, was alle Welt längst auch ohne ihn wußte: daß Napoleon abgedankt und die Bourbons den Thron ihrer Väter wieder bestiegen hatten. Somit proclamirte auch er die Dynastie Bourbon, und forderte seine Soldaten auf, ihrem neuen König treu und gehorsam zu sein. Jetzt leuchtete in den Augen der lange gequälten Hamburger endlich der Stern der Erlösung, als am 29. April, Mittags 12 Uhr, die weiße Fahne von den Zinnen des St. Michaelis-Thurms lustig im Winde flatterte und es konnte wohl das Herz bewegen, wenn man Schaaren von Menschen den Kirchhof bedeckt sah, die auf ihren Knien lagen und Gott für die endliche Errettung aus so vieler Noth und Drangsal mit Thränen in den Augen dankten; ja man fühlte sich durch die Freude dermaßen zur Milde gestimmt, daß man manchem der feindlichen Peiniger versöhnt die Hand reichte und des Jammers, den sie über Hamburg gebracht, großmüthig vergaß.

Trotz dieser günstigen Gestaltung der Dinge konnte Eckmühl dennoch seine tückische Natur nicht verleugnen, indem er in einer Proclamation erklärte, daß Hamburg, Harburg und die übrigen Districte des Elbdepartements im Namen Ludwig XVIII. behauptet werden sollten, augenscheinlich nur, um seine Quälerei noch einige Tage fortsetzen zu können, wie denn der mehrerwähnte furchtbare Gensd'armen-

Häuptling ſich nicht enthielt, an einem Tage, wo ſich mehrere mit dem Hanſeatenkreuz Geſchmückte auf den Gaſſen zeigten und das Volk einen ruſſiſchen Parlamentair mit Freudenruf empfing, ſcharf einhauen zu laſſen, wodurch mehrere Perſonen lebensgefährlich beſchädigt wurden.

Endlich aber mußte die Sonne der Freiheit einmal durch das ſchwarze Gewölk brechen, das Hamburgs Himmel ſo lange umflorte, und die erſten belebenden Strahlen machten ſich durch folgende beide Benachrichtigungen bemerkbar:

„Der Herr Marſchall, Prinz v. Eckmühl, macht bekannt, daß von morgen, den 5. Mai an, der Handel gänzlich frei in Hamburg, ſowohl zu Waſſer als zu Lande, ſein wird. Die Waaren, die ein- und ausgehen, werden blos die Octroi entrichten, die zum Beſten der Stadt erhoben wird, und den Beſichtigungen unterworfen ſein, die die Douanen oder die Marine zu machen autoriſirt ſein werden, um die Gattung und die Anzahl dieſer Waaren zu beſcheinigen.

Hamburg, den 4. Mai 1814.

Auf Befehl des Hrn. Marſchalls, Herzog v. Auerſtädt, Prinz v. Eckmühl.

Der General, Chef des General-Stabes des 13ten Corps,

Cäſar de Laville."

„Benachrichtigung. — Dem Befehle des Herrn Marſchalls, Prinzen v. Eckmühl, zufolge, benachrichtigt der Präfect die Einwohner von Hamburg und Harburg, daß von morgen, den 5. Mai, zwiſchen Hamburg und Altona, auf dem Hamburger Berge, ein öffentlicher Markt errichtet werden ſoll, wo jeder hingehen kann, um ſich zu verproviantiren, nachdem er ſich bei ſeinem Cantons-Commandanten mit einem beſonderen Paſſe verſehen haben wird, welcher von dem Herrn Diviſions-General, Grafen Loiſon, unterzeichnet, abgeliefert

werden wird; dieſe Bedingung iſt nothwendig, und Niemand kann zur Stadt hinaus kommen, der ſie nicht erfüllt hat; er hat ſich hierüber zu rechtfertigen durch die Vorzeigung des Paſſes beim Major am Dammthor, welches zum Hinausgehen beſtimmt iſt, und welches deshalb jeden Tag, von 6 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends, offen bleiben wird. Dieſe Anordnungen ſind gleichfalls anwendbar auf die Einwohner von Harburg; der Herr General, Graf Loiſon, hat dem Commandanten dieſes Platzes, der als Canton angeſehen wird, eine hinlängliche Menge Päſſe für diejenigen Einwohner zugeſchickt, welche ſolche fordern werden. — Dieſe Päſſe werden unentgeldlich abgeliefert. Jeder Beamter, welcher ſich erlauben würde, die geringſte Bezahlung dafür zu fordern, ſoll ſtreng beſtraft werden. Die Einwohner können ihre Klagen in dieſer Hinſicht bei dem Herrn Marſchall, Graf Loiſon, anbringen. Man kann übrigens mit Wagen oder Schiebkarren zu Markte fahren.

Der Präfect zeigt ebenfalls den Einwohnern von Hamburg und Harburg an, daß Sr. Excellenz Befehl gegeben habe, gleich alle Schleuſen zu öffnen, um das Gewäſſer abfließen zu laſſen, und daß demgemäß jeder berechtigt iſt, die nöthigen Arbeiten verrichten zu laſſen, um ſeine überſchwemmten Ländereien abzutrocknen.

Hamburg, den 4. Mai 1814.

Der Präfect v. Breteuil."

Endlich wurden denn nun auch die Schanzarbeiter entlaſſen; freilich, ohne ihnen ihren verdienten Lohn auszuzahlen, obwohl noch immer aus dem Bankſilber Geld gemünzt wurde, daß man indeß wohl zweckmäßiger zum Reiſegelde gebrauchen zu können glaubte. — Endlich dann, am 5. Mai, erſchien folgender, alles Elend beendender Tagesbefehl:

„Hauptquartier Hamburg.

„Der Herr Marſchall macht dem Armee-Corps bekannt, daß Sr. Excellenz, der General-Lieutenant des Königreichs, Graf d'Artois, im Namen Ludwig XVIII. eine Uebereinkunft mit den alliirten Mächten wegen Räumung Frankreichs getroffen. — Zufolge derſelben iſt beſtimmt worden, daß die Stadt Hamburg, Harburg und was dem angehörig, im Laufe dieſes Monats von franzöſiſchen Truppen geräumt und den Alliirten zurückgegeben werden ſollen. — Der Artillerie-General Faucher wird in der Eigenſchaft eines königl. Commiſſairs in Hamburg eintreffen, um dieſe Uebergabe zu beſchaffen. — Der Diviſions-General Thomas und der Herr Präfect werden alle Anordnungen des genannten Generals bei Ausführung des bezeichneten Auftrages zu erfüllen und die geregelte Forderung zu befriedigen haben.

Auf Befehl des Herrn Marſchalls,
Prinz v. Eckmühl.
Der Chef des Etat-Majors, General
des 13ten Corps,
Céſar de la Ville."

Nunmehr wurde ein Glied nach dem andern von den lange genug getragenen Feſſeln geſprengt. Man begann, die öffentlichen Gebäude zu räumen und zu reinigen, den Bürgern wurden die im Geneſen begriffenen Militairs abgenommen, der Verkehr mit Altona wurde frei gegeben ꝛc. — Nunmehr traf auch am 12. Mai der von der neuen Regierung geſendete General Gérard in Hamburg ein, um den verhaßten Eckmühl im Commando des 17ten Armeecorps abzulöſen, und er erließ ſofort eine Proclamation an die franz. Soldaten, in welcher er dieſelben von dem Wechſel der Dinge unterrichtete, ihnen ihre Zukunft garantirte, und ſchließlich zur Anhänglichkeit an den Thron der Bourbons

aufforderte. — Unerhört war indeß, daß Hamburg auch jetzt noch der Bedrängniß der fremden Gewalthaber nicht ganz enthoben wurde, wovon folgendes Zeugniß giebt. — Der Bankdirector Pehmöller machte nämlich bei dem General-Gérard Reclamation wegen Zurückgabe des Bankfonds, und erhielt die Zusage, daß dafur gesorgt werden solle. Pehmöller ging einen Schritt weiter, und begehrte mit gewiß großem Rechte, daß das noch nicht verwendete Silber, von dem zu münzen man immer noch fortfuhr, zurückgegeben werde. — Graf Gérard erwiderte, daß er den von der Bankadministration empfangenen Bericht nach Paris gesendet, und hoffe er auf günstigen Bescheid; übrigens dürften die im Gange befindlichen Verfügungen nicht so auf einmal unterbrochen werden; er habe zwar alle Zahlungen einstellen lassen, doch dürfe das Nöthige für den Dienst nicht fehlen und dieser auf keinen Fall leiden. — Wir müssen erstaunen, daß es, um gerecht zu sein, und einer der schändlichsten Räubereien zu unterbrechen, es erst eines Berichts nach Paris bedurfte. Indeß, die Franzosen schienen sich Allesammt gegen Hamburg verschworen zu haben, und so prägte man ungenirt weiter. Pehmöller erneuerte am 19. Mai seine Vorstellung und erfuhr nun, daß eine Instruction eingelaufen sei, laut welcher das Armee-Corps bis zum 1. Juni besoldet werden solle, was nur durch Verwendung des Bankfonds möglich sei; es könnten die Truppen ihren Marsch in die Heimath nicht ohne Geld antreten, auch seien noch mancherlei Zahlungen zu machen, indeß sei es keinem Zweifel unterworfen, daß Frankreich die Bank ersetzen werde, und würden zu dem Ende einige Deputirte nach Paris gesendet werden, das Geld zu empfangen." — Mochte nun die Hauptsache in dieser Antwort ihre Richtigkeit haben, so bleibt es doch unverzeihlich, daß Frankreich seine Truppen auch jetzt noch von einer so hart mitgenommenen Stadt bezahlen lassen wollte, und nicht, viel gerechter, die dazu erforderliche Summe übermachte. — Pehmöller

erlangte denn doch aber ſo viel, daß den Beamten der Bank ihr Gehalt und ſonſtige Unkoſten zu einem Betrage von 4846 ℔ 2 ß Cour. ausgezahlt wurden, der Reſt aber, 1,718,254 Fr. 93 Ct., ging für die Beſoldung der königl. franz. Truppen und anderweitige Ausgaben darauf.

Es hatten nun aber die Alliirten in dem mit Frankreich abgeſchloſſenen Friedens-Tractate in einem Separat-Artikel des Erſatzes der Hamburger Bank ausdrücklich gedacht, was ſich am 30. Mai 1814 wiederholte. Das franz. Gouvernement ſchien aber gänzlich keinen rechten Begriff von dem Verhältniſſe dieſes Raubes zu haben, indem ſie in dem Wahn ſtand, es ſei die Wegnahme ſo ein Stück Privat-Gaunerei geweſen, und mußte die Summe noch irgendwo verſteckt ſein, weshalb man ſich Mühe gab, dieſelbe zu entdecken und wieder ans Tageslicht zu bringen. Als man dann ſpäter den wahren Verlauf der Sache erfuhr, änderte ſich die gute Meinung und man fand es gerathener, den Raub nicht zu erſtatten, da der Betrag als Zahlung theils für die Contribution von 48 Mill. zu betrachten, theils auch für die Armeebedürfniſſe verwendet, und deshalb als in den Begriff der allgemeinen, durch den Krieg entſtandenen Calamitäten gehörig zu betrachten, wofür die Alliirten dem Erſatz entſagt, ſomit könne der König um Hamburg keine Ausnahme machen. — Dieſe ſaubere Ausflucht bedarf keines Commentars, und Niemand, am wenigſten die beraubte Stadt, konnte ſich damit zufrieden geben; muthig ſetzte man die Reclamation fort, ohne jedoch jemals völlig Befriedigung durch Erſatz zu erlangen, da aus den bis im Herbſt 1816 gepflogenen Privat-Unterhandlungen kein anderes Reſultat hervorging, als daß zum Erſatz der völlig liquiden Forderung eine Anweiſung auf das große Buch bis zu einer Rente von 500,000 Fr. Capital, und außerdem 381,000 Fr. baar gewährt wurde.

Für die Franzoſen war indeß nunmehr kein Bleiben länger in hieſiger Stadt; wie der Fuchs vom Taubenſchlage,

ſchlichen ſich die Fremdlinge — Verwünſchungen des Volkes, und eine große Menge Gebeine ihrer geſtorbenen Genoſſen, die Gaſſen voll Schmutzhügel, die Caſſen leer, die Menſchen an Erfahrung reicher, hinter ſich laſſend — zum Thore hinaus, um hoffentlich nie wieder zu kehren. Man ſchätzt aber den Schaden, der vom 19. Nov. 1806 bis zum 25. Mai 1814 — da die letzten Franzoſen abzogen — Hamburg aus der Occupation derſelben erwuchs, gewiß nicht zu geringe auf 140 Mill. Mark Bco., da denn auf jeden Tag eine halbe Tonne Goldes kommt. Ein Verluſt, von dem man faſt nicht glauben ſollte, daß eine Stadt ihn ohne gänzliche Verarmung ertragen könnte, und dennoch ſproßten bald die unverwüſtbaren Keime wieder neu, und ſo wie der Druck der ſchweren Hand aufhörte, ſchnellte Luſt und Thätigkeit, Fleiß und Gedeihen neu empor. Hamburg kann tödtlich verwundet werden, aber ſeine innere Heilkraft hat etwas Zauberartiges; die Wunde vernarbt, die Kraft kehrt zurück, der Sieg iſt entſchieden. Am 26. Mai ergriff der Senat laut feierlicher Proclamation das Staatsruder wieder, und Handel und Gewerbe belebten ſich ſchnell, wie die Natur nach überſtandenem Winterſchlafe.

Schon bevor die Franzoſen ſich völlig entfernt hatten, ſtatteten ruſſiſche Officiere Beſuche in der Stadt ab, und begründeter als das erſte Mal war die Freude, mit der man die Erlöſer empfing. So brach denn endlich der 31. Mai 1814 als der ſchöne Befreiungstag herein, an welchem der ruſſiſche General Bennigſen in Begleitung des wackern Bürgers Mettlerkamp, an der Spitze von Ruſſen und hanſeatiſchen Bürgern, unter ähnlichem Jubel, wie einſt Tettenborn, in die ſchwergeprüfte Stadt einzog. Geſang und Blumen umſchlangen auch diesmal die Waffenmänner, und alle Glocken der Thürme tönten ihr Willkommen dazwiſchen; dann wurde die Stadt freiwillig illuminirt, und in allen Häuſern tönte der Jubel der neubelebten Bürger bei Rundgeſang und Becherklang. — Der jetzt

EINZUG DES GENERAL BENNINGSEN

verstorbene Schauspieldirector Schmidt hatte ein dramatisches Feststück für diesen Tag — der doch einmal kommen mußte — längst in seinem Pulte bereit liegen, dessen Tendenz Vergangenheit und Gegenwart berührte. Die scenische Anordnung war vortrefflich, und ging unter andern ein von der Bühne der nächsten Loge zugeworfenes Band im Weiterreichen durch das ganze Haus, und war somit die anwesende Burgergemeinde symbolisch durch ein neues Band der Liebe und Eintracht umschlungen.

Die hanseatische Legion, von deren Auszug wir früher gesprochen, kehrte, nach heldenmüthig verfolgtem Ziele des Ruhmes im tapfern Mitdareinschlagen für Deutschlands Befreiung, am 30. Juni in ihre Vaterstadt zurück. Auch das gab wiederum eine Art Tettenborn'schen Jubels auf den Gassen, indeß fiel wohl manche Wehmuthsthräne in den Becher der Lust, denn mancher junge Mann fand die Stätte seiner Lieben leer, geflohen vor der Würgehand des boshaften Eckmühl. Manche Eltern und Geschwister, Bräute und Freundinnen aber suchten auch vergebens das theure Antlitz eines Hinausgezogenen, indem er seine Ruhestätte bereits in fremder Erde gefunden. Es waren ihrer 361, die das Leben für ihr Vaterland dahin gegeben, und wurde später, am 18. Oct. 1817, eine Ehrentafel, mit den Namen der damals schon bekannten Gefallenen bedeckt, und in der großen Michaelis-Kirche ausgehängt.

Somit war nun die herbste aller über Hamburg hereingebrochenen Prüfungszeiten endlich überstanden, und wir durften wohl, ohne den Leser zu ermüden, länger dabei verweilen, da das Interesse für einen so inhaltreichen Abschnitt unserer vaterstädtischen Geschichte als lebendig und nie ersterbend vorausgesetzt werden darf. — Unstreitig ist diese nun beendete Periode als ein unauslöschlicher Wendepunkt wie in der politischen, so in der Cultur- und Sittengeschichte Hamburgs zu betrachten. Unser kleiner Freistaat, wie wir gesehen, zu unzähligen Malen den willkürlichen Angriffen

ſtärkerer Nachbarn ausgeſetzt, ſah ſich nun, ſozuſagen nach ſeiner Auferſtehung aus dem Grabe der Knechtſchaft, nicht nur ſich ſelber und ſeinen alten bewährten Inſtitutionen zurückgegeben, und alle dumpfen Gerüchte, daß die Stadt irgend einem großen Nachbarſtaate einverleibt werden würde, beſeitigt, ſondern es wurde ihm auch auf dem Wiener Congreß, wo man ſich, wie es ſcheint, über die beſitzliche Zutheilung des Kleinods nicht einigen konnte, die Aufnahme in den deutſchen Bund als ſelbſtſtändiger Freiſtaat gewährt, und ſomit alle bisherigen, oft ſo theuer abgekauften Gefahren und Plackereien mit einem Federſtrich für alle kommenden Zeiten beſeitigt.

Wie nun aber die unerforſchliche Ordnung der Völkerſchickſale, deren Offenbarung dem verſtändigen Auge aus der Geſchichte entgegentritt, wie im einzelnen, ſo auch im großen, geſellſchaftlichen Menſchenleben, kein Uebel verhängt, aus dem nicht endlich in wunderſamer Verkettung wohlthätige Folgen ſich entwickeln, alſo auch ging unſer Hamburg aus ſeiner Leidensſchule nicht ohne ſegensreiche Spur hervor. — Nicht leugnen läßt es ſich, daß das auch heute noch hie und da ſpukende Stabilitäts-Princip, der chineſiſche Stillſtand, in Hamburg mehr oder weniger dominirte, und die intelligente Rubrik hinter den Forderungen der nimmer raſtenden Zeit zurückblieb. — Es bedurfte vielleicht — ja wir wollen die Abſicht der Vorſehung ehren, und ſagen: es bedurfte beſtimmt einer ſo bis ins innere Mark der Gebeine dringenden Aufrüttelung, um den Geiſt in jenen wohlthätigen Umſchwung zu bringen, daß er um ſich ſchaute, empfänglich für die fortſchrittlichen Beiſpiele anderer Völker wurde, und ſich bequemte, an den Erfindungen und Verbeſſerungen, an den Verſchönerungen und Veredlungen ihres geſellſchaftlichen und erwerblichen Comforts-Theil zu nehmen. Nur ein, ſein Auge gewaltſam der Wahrheit Verſchließender könnte es leugnen wollen, daß mannigfaltige Segnungen dieſer Art — wenn auch freilich noch immer nicht erſchöpfend — die Aus-

beute jener Tage, der mit ſo vielen Millionen bezahlte Gewinn des Erlebten war; denn ohne dieſe Annahme müßte uns die Weltregierung — die nichts unmittelbar thut, die uns nicht erlaubt, den Hafer ohne das vermittelnde Roß vor den Wagen zu ſpannen — eine grauſame, blind quälende Ordnung der Dinge erſcheinen, die den Denkenden zur Verzweiflung an Gott, an ſeiner Weisheit und Liebe treiben müßte. — Nicht viele Städte mögen eine ſolche Schule wie Hamburg durchgemacht haben, und die Augen von ganz Europa richteten ſich theilnehmend und mitleidig auf die furchterlich mißhandelte Stadt, die durch die Beſchäftigung, welche ſie in ihren Leiden einem großen Theil der franzöſiſchen Armee gewährte, dieſen von dem eigentlichen Kriegsſchauplatze zurückhielt, und ſo vielleicht mit dem Opfer ſeines Blutes den Sieg erkaufte, der in Schlachten bekanntlich nicht ſelten von wenigen Streitkräften mehr oder minder abhängt, und auch dieſer Umſtand durfte dem Tieferblickenden als eine Abſicht in dem großen Plane der Vorſehung gelten, der die Uebermüthigen vernichten wollte, die ſich ihres Glückes überhebend, eine Befriedigung ihrer Luſt in der Knechtſchaft fremder Völker eroberter Länder fanden. Darum wollen wir Hamburgs Leiden als ein Märtyrerthum für ganz Deutſchland anſehen, für das die Bundesvölker es zu lieben, zu ehren und vorkommenden Falls zu vergelten nicht unterlaſſen werden; eine Forderung an die Moral, die ſich denn ja auch in neueſter Zeit glänzend beſtätigt hat.

Die freigewordenen Hände der bürgerlichen Behörden, nunmehr wieder auf ſich ſelber angewieſen, ſäumten nicht, mit gewohnter Thätigkeit das große Werk der Regeneration anzugreifen, und ging man mit weiſer Umſicht von der alten, nunmehr wieder in ſeinem früheren Umfange hergeſtellten Baſis der reichsſtädtiſchen Verfaſſung aus, um von da ab

das Gebäude in seinen Nothwendigkeiten weiter zu bauen. Daß von den Franzosen manches erlernt worden, was auch in den selbstständigen Burgerverband paßte, war nicht zu leugnen, und das erste, was man sich von daher aneignete, war ein geregeltes Polizeiwesen, das früher mit der gerichtlichen Justiz, der Prätur, vereinigt gewesen, jetzt als abgesonderte Verwaltung organisirt, und der öffentlichen Ruhe und Sicherheit mehr als zuvor angepaßt wurde, wie es ein Rath- und Burgerschluß im Jahre 1815 ausdrücklich beliebte, und das vormalige Görz'sche Haus auf dem Neuenwall, das jetzige Stadthaus, dafur einzurichten befahl. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß falsch verstandener Freiheitssinn an diesem Institut manches auszusetzen findet; auch mag man zugestehen, daß die Organisation des Polizeiwesens einer Fortbildung fähig ist, ja deren bedarf, — wahr aber bleibt, daß die öffentliche Sicherheit seit der Wirksamkeit desselben unbeschreiblich gewonnen hat, und die Anerkennung aller Verständigen und Vorurtheilsfreien verdient, wie denn auch auswärtige Regierungen — namentlich Preußen — sich vielfach in diesem Sinne durch Wort und That ausgesprochen haben. — Auch die bald erfolgte Einsetzung eines Gesundheitsrathes, zur Abwehr unbefugter Pfuscher in der Medicin und anderweitige Gesundheitspflege, schlägt gewissermaßen in das Fach der Polizei ein, und kann solcher der Mitwirkung derselben nicht gut entrathen.

Eine andere, fur einen Kaufmannsstaat wie Hamburg unendlich einflußreiche Einrichtung ist das, ebenfalls schon 1815 durch Rath- und Burgerschluß constituirte Handelsgericht, dessen Aufgabe es ist, die merkantilischen Rechtsfälle auf ihre einfachste Basis zurückzuführen, die Entscheidung in kurzester Frist herbeizuführen, und so die, jedem Processe anklebenden Uebel und Verluste auf das möglichst Geringe zu reduciren. In öffentlicher Sitzung, unter Beirath von Kaufleuten, entscheidet das in zwei Kammern abgetheilte Gericht kurz und bündig, meist nach mundlicher, selten nur nach

ſchriftlicher Verhandlung; ſchwierige Fälle werden in einer Separat-Commiſſion abgemacht; das Fallitweſen in größerer Bedeutung gehört dieſem Gericht ebenfalls an; geringere Falliſſements fallen der Prätur anheim. — Ferner hatte die Fremdherrſchaft indirect, nämlich durch Vermittlung des Wiener Congreſſes, eine Gleichſtellung aller chriſtlichen Religions-Verwandten zur Folge, indem ſolches als eine Bedingung zur Anerkennung Hamburgs als ſelbſtſtändiger Staat gemacht wurde, und war nunmehr hierdurch glücklicherweiſe den unleidlichen Zänkereien um leere Formen, die ſeit jeher in Hamburg ſo großes Unheil angerichtet, beſeitigt, wie ſolches ein geläuterter Religionsbegriff von ſelber ſchon gefordert hätte. Auch eine tüchtige organiſirte Bürgerbewaffnung ſtellte ſich als nothwendig heraus, und ſie ſowohl, als eine in der Verpflichtung gegen den deutſchen Bund begriffene Unterhaltung eines circa 1200 Mann ſtarken Corps Linienmilitair nebſt Artillerie (Hanſeaten), ſowohl als ſtehende Garniſon, wie auch als Contingent zur Bundesarmee zu betrachten, wurde nun bald mit Luſt und Eifer ins Leben gerufen, ſo daß am 18. Januar 1815 ſchon die erſte größere Inſpection über die neuerrichtete Bürgergarde abgehalten werden konnte.

Die Abtragung der Wälle, ſchon früher, wie erwähnt, begonnen, wurde unter Leitung des Hauptmann Schwarz fortgeſetzt; die alten bedeckten Thorwege, wo ſolche noch vorhanden, vollends abgetragen, und ringsum breitere, luftigere auch lichtere Dammwege als Eingänge in die Stadt eingeführet, und die Anlagen um den neuerbauten, ſogenannten Elbwallen ſchon 1822 beendet. — Daß die demolirten Wohnungen außerhalb der Thore raſch wieder aufgebaut wurden, läßt ſich von den betriebſamen Hamburgern erwarten, und auch ein neues Gotteshaus, die St. Pauli-Kirche, erhob ſich bald nachher, doch entbehrt dieſe bis heute noch leider immer des Thurmes. — Der neu eingeſetzte Rath, unter ihm viele alte bewährte Namen — unter andern auch Bartels

und Abendroth — sorgte mit regem Fleiße für das Vernarben der tiefgeschlagenen Wunden, und so wurden unter andern auch die restirenden Zinsen der Staatsschuld nachbezahlt, wodurch die Hamburger Staatspapiere in Credit erhalten wurden, und wozu die von Frankreich eingegangenen Entschädigungs- (sogenannte Reclamations-) Gelder wohl mit verwendet wurden. Auch die wohlthätigen Stiftungen, und vor Allem die unentbehrliche Bank wurde neu fundirt, und so geschah in raschem Fortschreiten für Hamburgs Nutzen und Verschönerung, namentlich auch für die Wege und Promenaden rings um die Stadt Vieles und Zweckmäßiges, das einzeln aufzuzählen den Leser nur ermüden würde. — Was aber in dem neuen Jahrhundert an neuhinzugekommenen Straßen genannt zu werden verdient, erstreckt sich etwa auf folgendes:

Die erste Neumannsstraße; die Paulstraße, nach dem Burgermeister Paul Amsink sogenannt; die neue Springeltwiete; 1821 die neue Groninger-Straße, durch Wegräumung des alten englischen Hauses erzielt; 1825 die Amelung-Straße, nach ihrem Erbauer benannt; 1827 bis 29 die große und kleine Theaterstraße, in der Gegend des oft erwähnten Kalkhofes, der abgebrochen wurde, und zugleich mit der ganzen Gegend bis zur Lombards-Brücke eine andere Gestaltung erhielt, da dann auch das längst für zu unbedeutend erkannte alte Stadttheater am 1. Mai 1827 aufgegeben, und ein neues, auf Actien errichtet, am 3. Mai 1827 mit einem Prolog von Prätzel und dem Trauerspiel „Egmont" von Göthe eröffnet; es ist 135 Fuß breit und 196 Fuß tief, und im chinesischen, indeß nicht eben geschmackvollem Style erbaut. — 1830 entstand die neue ABC-Straße, die Esplanade, und die erste und zweite Fehlandstraße. 1831 warf man einen Theil der westlichen Alster zu und führte den Jungfernstieg — leider durch die Caprice eines Grundbesitzers am Lombardwall in schiefer Richtung — weiter, und benannte ihn den neuen Jungfern-

DER ALTE JUNGFERNSTIEG IN HAMBURG

ſtieg. Einige Jahre ſpäter kam dann noch die Schwiegerſtraße (von ihrem Erbauer ſo genannt), und auch die neue Bergſtraße, früher hinter St. Peter geheißen, dazu. — Die Büſchſtraße, durch Hinwegräumung des vormaligen Schulzeſchen Erbes auf dem Gänſemarkt gewonnen, wurde im Jahre 1842 vollendet, und führt nach der neuen Theater-Straße hinaus.

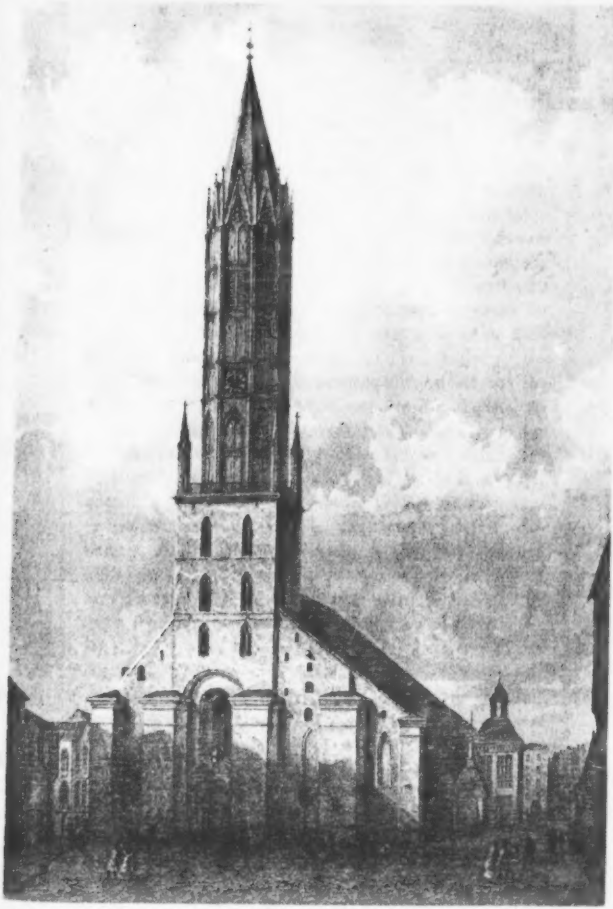
An Veränderung und Neubauten öffentlicher Gebäude möchte noch folgendes zu erwähnen ſein. Die Marien-Magdalenen-Kirche war längſt in geiſtlicher Beziehung etwas Ueberflüſſiges für Hamburg geworden, und ſo brach man ſie ſchon 1807 ab. Später, als der Platz für das zu errichtende neue Börſengebäude erſehen worden, kaufte der Staat das Kloſter zum Abbrechen an ſich, und errichtete den Schweſtern am Glockengießerwall ein neues Aſyl, dem gegenüber auf dem Wall denn auch das, auf dem Marien-Magdalenen-, ſpäter Adolphs-Platz, Graf Adolph IV. errichtete, in Berlin aus Eiſen gegoſſene Denkmal verſetzt wurde. — Dieſes neue Kloſter wurde nach dem Plane des Stadtbaumeiſters Wimmel im Frühjahr 1838 begonnen, am 1. Oct. 1839 vollendet und zu Martini bezogen. Das Gebäude iſt 183 Fuß lang, hat nach hinten zwei Flügel von 100 und 62 Fuß Länge, und iſt für 26 Conventualien eingerichtet.

Die Jacobi-Kirche, 1813 von den Franzoſen zum Pferdeſtall benutzt, wurde ſchnell erneut und am 20. Octbr. 1814 neuerdings geweiht. — Der alte Thurm, 1809 wegen Baufälligkeit abgetragen, wurde 1826 vermittelſt einer Kollekte neu aufzubauen begonnen. Der Profeſſor Ferſenfeldt und Zimmermeiſter Hopfeld leiteten den Bau, der am 2. Auguſt 1827 ſo weit gedieben, daß man den Knopf aufſetzen konnte. Dieſer im gothiſchen Styl erbaute Thurm iſt im Mauerwerk, 147 Fuß und von hier bis zur Spitze 196 Fuß 10 Zoll, alſo zuſammen 343 Fuß 10 Zoll hoch;

dazu kommen 15 Fuß für die sogenannte Helmstange, für Knopf und Windflügel.

In der Heiligen-Geist-Kirche wurde 1811 zum letzten Male Gottesdienst gehalten; hierauf diente sie zum Magazin und 1814 brach man erst den Thurm, 1832 dann das ganze Gebäude ab. Das Hospital zum heil. Geist wurde im Oekonomie-Gebäude schon 1814 neuerbaut. 1835 wurde dann die Stiftung von Grund auf, nach Wimmels Plan von Stiefvater hergestellt. Es ist für 156 Hospitaliten Raum darin; der Bau feuerfest und sehr dauerhaft. Im Innern befindet sich ein Betsaal mit Altar, Kanzel und Orgel; eine Badestube, Bierkeller, Straflokal, Todtenkammer, Promenade ꝛc. — Eintrittsgeld wird nicht bezahlt; um Aufnahme zu finden, muß man 60 Jahr alt sein, ein vom verwaltenden Oberalten zu bestimmendes Geschenk und einige Mobilien mitbringen, auch 5 ℛ 12 ß Gebühr entrichten. Das Stift beerbt jedesmal seine Bewohner.

Auch das Johannis-Kloster, unter den Franzosen zum Magazin benutzt, wurde 1830 schon abgebrochen und für die Conventualinnen zwischen Stein- und Deichthor auf dem Wall, nach Wimmels Plan von Klees-Wulbern ein neues prachtvolles Asyl errichtet, welches 276 Fuß lang und 41 Fuß tief ist, mit zwei Flügeln von 76 Fuß Tiefe, es ist kellerhohl und hat 2 Etagen. In der ersten ist die Wohnung der Jungfrau Domina aus 5 Zimmern, Küche, Kammer und Vorrathskeller bestehend. Ferner 8 Wohnungen für Klosterschwestern, ein Wohnzimmer, Kammer, Küche und Vorplatz enthaltend; dann noch 4 Domestiken-Zimmer und sehr geräumige Wohnungen für die Beamten, früher Klosterknechte genannt. In der zweiten Etage befinden sich 12 Wohnungen für Conventualinnen, 4 Domestiken-Zimmer und ein prachtvoller Versammlungssaal, 30 Fuß lang, 26 Fuß breit und 20 Fuß hoch. Drei abgesonderte Gärten gehören der Domina, den Conventualinnen und den Beamten. — Die Zahl der Bewohner ist auf 43 bestimmt. Als



DIE JACOBIKIRCHE IN HAMBURG

Einkaufspreis zahlen sie 300 ℔ Bco. und wenn eine Expectantin zur Hebung gelangt, noch 1550 ℔, wofür sie progressive 300, dann 400 und die 27 Aeltesten 500 ℔ jährlich erhalten. Zwanzig der Aeltesten haben auch Ansprüche auf die Wohnungen, jedoch steht es ihnen frei, solche unbenutzt zu lassen, für welchen Fall eine der jungeren Schwestern dieselbe benutzen darf. — Es befinden sich auch Wittwenhäuser bei dieser Stiftung, und erhalten 10 Wittwen dadurch freies Obdach und jährlich 100 ℔, doch nennt man die Einrichtung nicht sehr zweckmäßig, da die Wohnungen für einzelne Personen viel zu groß sind und mehreren zu Gute kommen könnten.

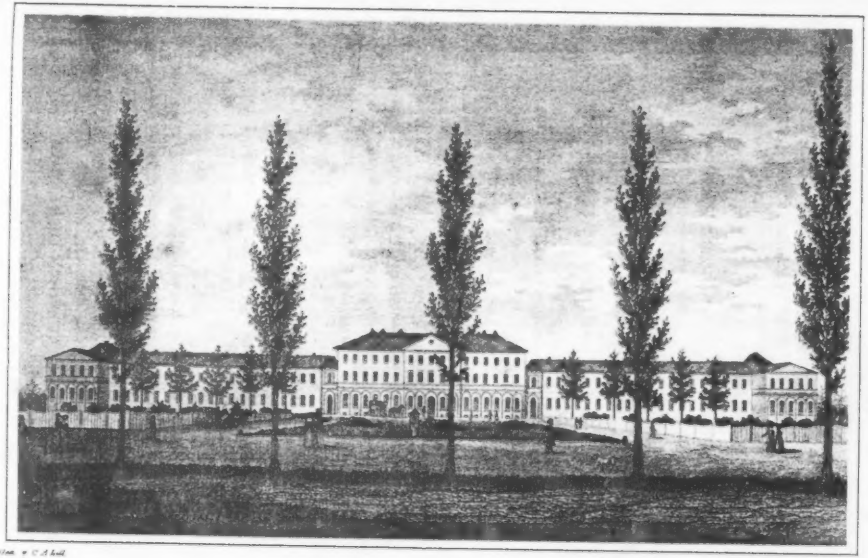
Das wichtigste und für Hamburgs Ruhm als von Bedeutung zu betrachtende Gebäude neuester Zeit, ist das allgemeine Krankenhaus in der Vorstadt St. Georg, bei der Lohmuhle neben dem Lubecker Thor belegen. Der Plan dazu wurde nach vorsichtig eingeholten Einsichten mehrerer auswärtigen Krankenhäuser und unter Aufsicht einer dazu speciell ernannten Commission, unter welcher mehrere Senatoren, Hasse und später Schröder an der Spitze, von dem mehrgenannten Baumeister Wimmel entworfen und sodann der Grundstein am 28. Juni 1821 feierlich versenkt. Im Jahr 1823 war der Bau vollendet und wurde er dann am 30. Oktober durch den Prediger der Anstalt, Herrn Pastor Rentzel, gottesdienstlich eingeweiht.

Das prachtvolle Hauptgebäude bildet ein massives längliches Viereck, dessen hinten am Wasser liegende Seite Garten und Allee einschließt. — Das Administrations-Haus ist an den Flugeln durch zwei Auffahrten getrennt. Die vordere Fronte ist 702 Fuß und 8 Zoll, die Querflugel 370 Fuß lang und jedes Gebäude 56 Fuß tief, das Administrations-Haus 3, die Flugel 2 Stockwerk hoch. Der für die verschiedenen Kranke zweckmäßig durch Planken getrennte Hofraum enthält circa 200,000 Quadratfuß, und wird von dem Flugel des Hauptgebäudes eingeschlossen.

Die Anſtalt faßt bequem nur 1000 Kranke, doch zwingt die Noth in der Regel, viel mehr darin aufzunehmen. Die Koſten der Aufführung betrugen 1,281,901 ℔ 11 ß 6 ₰.

In der Vorſtadt St. Georg wurde auch im Jahr 1822 das ſogenannte Magdalenen-Stift (wohl nach ſchon in London beſtehender Ableitung, von der bußenden Magdalena ſo genannt) in welches 12 der öffentlichen Proſtitution verfallene Mädchen dem ſittlichen Leben wieder gewonnen werden ſollen. Durch ein Vermächtniß des Hrn. Dr. v Heß erhielt man ein eignes Haus fur dieſen Zweck und um die Ausführung des Plans machte ſich vorzuglich der mehrerwähnte Bürgermeiſter Abendroth verdient. Die Mädchen erhalten Unterricht in der Religion und weiblichen Handarbeiten und erhalten freie Beköſtigung. Beſuch während ihres zweijährigen Aufenthaltes daſelbſt iſt gänzlich nicht geſtattet. Sie ſtehen unter Aufſicht einer achtungswerthen Frau, als Vorſteherin und eines Seelſorgers. Manches liebe Mädchen wurde dadurch dem burgerlich-ſittlichen Leben wieder gewonnen; an vielen freilich zeigten ſich Hopfen und Malz verloren.

Ebenfalls dort belegen iſt das von Herrn Hartwig Heſſe auf eigene Koſten errichtete Stift für 12 Wittwen, vorzugsweiſe fur Makler- und Schiffer-Wittwen beſtimmt. Es iſt daſſelbe im einfachen Style von dem Architekten J. H. Ludolff erbaut und wurde 1827 beendigt. Das Vordergebäude beſteht aus zwei zweiſtöckigen Flügelhäuſern, aus deren Miethzins die Stiftung ſich ſelbſt zu erhalten im Stande iſt. Zwiſchen dieſen liegt ein dreiſtöckiges, mit einem kleinen Thurm — worin eine Schlaguhr — geziertes Mittelgebäude, welches fur die Verwaltung der Stiftung beſtimmt iſt. Unter dieſem führt ein hoher Thorweg zu dem hintenliegenden Hofe, in welchem an beiden Seiten zwei gleichlaufende, dreißig Fuß von einander abſtehende Reihen Wohnungen zu dem Garten der Stiftung führen. Jedes der 12 Wittwenhäuschen enthält ein Wohnzimmer, Schlaf-



ſtube, Kammer und Küche, Keller mit Speiſekammer und einen Boden. Hinter jedem ein kleiner Hof mit Bequemlichkeiten und ein Gärtchen zum Wäſchetrocknen. Ein gemeinſchaftlicher wohlunterhaltener Garten liegt am Ende des Hofes. Herr Heſſe läßt den Hof auf ſeine eigene Koſten mittelſt einer, auf einem Brunnen ſtehenden großen Glaslaterne erleuchten, auch circulirt durch ihn ein Exemplar des Hamburger Correſpondenten unter den Bewohnerinnen. — Warum hat die Welt nicht mehrere ſolche wohlthätige Reiche aufzuweiſen? — Die Paſſage durchs Nadelöhr würde dann mehr ausgetreten ſein.

Viel Ruhmens von ſich macht auch die, ſeit 1833 beſtehende, nach dem Vorbilde anderer Städte, in Ham errichtete Rettungs-Anſtalt für ſittlich-verwahrloſete Kinder, wozu der Fond aus einem Vermächtniß des Herrn A. W. Gercken mit 15,000 ℳ Bco. herrührt. Arbeit und Religion ſind mit Recht als die Mittel zur Beſſerung dieſer unglücklichen Kinder erſehen worden; doch herrſcht in letzterer Beziehung wohl zu wenig die von unſerer Zeit verlangte Klarheit vor; auch daß man in neueſter Zeit eine Druckerei mit der Anſtalt verbunden hat, findet vielfache Mißbilligung.

Zu dieſen öffentlichen, die Aufmerkſamkeit verdienenden Gebäuden kommt nun noch das in ganz neueſter Zeit, vorzüglich durch die Munifizenz des Herrn Salomon Heine durch ein Geſchenk von 80000 ℳ Bco. begründete und zur Erinnerung an ſeine verſtorbene Frau, Betty Heine-Stift, genannte iſraelitiſche Krankenhaus in der Vorſtadt St. Pauli, in der Marien-Straße. Es wurde auf einem, von dem Staat dazu geſchenkten Grunde, nach dem Plan des Architekten K. Wülbern erbaut und wird 140 Betten faſſen können; iſt aber bis jetzt noch nicht eingeweiht. Neben dem Bethaus der gereinigten iſraelitiſchen Glaubenslehre, in der Poolſtraße, hätten wir jetzt nur noch der neuen Börſe, ein, Hamburgs Handelsruhm würdiges Denkmal der neuern

Baukunst zu gedenken. Nachdem am 27. October 1836 durch Rath- und Bürgerschluß der Bau festgestellt und die dafür aufzuwendenden Kosten durch freiwillige Beiträge und der Rest mittelst einer Staats-Anleihe gesichert waren, wurde der Bau nach dem Plan und unter Leitung der Herren Baudirektor Wimmel und Bauinspektor Forsmann auf dem Platze des frühern Marien-Magdalenen-Klosters begonnen und 1841 beendet, so daß am 2. December das Local bezogen werden konnte, was unter ergreifender Feierlichkeit von der alten Börse aus, je zwei und zwei Kaufleute Arm in Arm von hieraus abgehend, geschah; die Glockenspiele von St. Petri und St. Nicolai ertönten bei diesem feierlichen Momente und nicht ohne innige Rührung nahmen die Herren von dem Orte, wo seit Jahrhunderten die großartigsten, Hamburgs Wohlstand begründenden Geschäfte geschlossen wurden, Abschied, und zogen so in Prozession in das neue Gebäude, dessen Einweihung durch die Reden des Herrn Syndicus Kaufmann Dr. und den damaligen Präses der Commerz-Deputation, später Herrn Senator G. H. Büsch, solennisirt wurde. — Das prachtvolle Gebäude ist 244 Fuß lang und 178 Fuß breit, die Fronte dem Adolphsplatze zugekehrt. Gleich der Pariser Börse enthält der innere Theil einen 127 Fuß 5 Zoll langen, 69 Fuß 9 Zoll breiten und 76 Fuß hohen Raum in der Mitte, welcher von oben her erleuchtet wird. An diesen Hauptsaal schließen sich nach allen vier Seiten 25 Fuß hohe Bogengänge an, so daß der ganze, dem großen Publikum bestimmte freie Raum 28,000 Quadratfuß beträgt. An den äußersten Seiten befinden sich 20 Makler- und andere Geschäftszimmer. Im obern Stock befinden sich außer der sogenannten, für ein Abonnement von 30 ℔ Crt. jährlich besuchbaren sogenannten Börsenhalle, noch das Commerzium und dessen Bibliothek nebst andern Sälen. Alle diese Räume sind bis jetzt noch mittelst Lampen erhellt; Später jedoch soll das Haus durch Gas erleuchtet werden.

Druck v. C. G. Lange

DIE NEUE BÖRSE IN HAMBURG

— Wollte man etwas an dem Gebäude ausſetzen, ſo wäre es die unverhältnißmäßige Menge Pfeiler im innern Parterre-Raum von einem Quadratumfange, welcher der zu tragenden Laſt gänzlich unangemeſſen iſt und dadurch den für die Beſucher ohnehin nicht ſehr großen Raum ohne Noth verringert, ein Uebelſtand, der vielleicht in der Zukunft bei Zunehmen der Hamburger Population erſt recht fühlbar werden wird.

Schließlich dürfen wir die, für die Intereſſen des Handels ſowohl, als wie auch für Privatzwecke und die öffentliche Sicherheit von unberechenbarem Nutzen erkannte Telegraphenlinie zwiſchen Hamburg und Curhaven nicht unerwähnt laſſen, die ſchon in den Neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, namentlich von dem vorerwähnten Profeſſor Büſch als wünſchenswerth erkannt und anempfohlen wurde, ohne daß der oft wunderbar befangene Sinn des Handelſtandes ſowohl als der Behörde ſich zu der Wahrheit dieſer Idee erheben konnte. — Auffallend genug blieb es einem Privatmann der Nachbarſtadt Altona aufbehalten, die Ehre einer Errichtung ſolchen Inſtituts ſich anzueignen und es verdient wohl der Geſchichte aufbewahrt zu werden, daß ein dortiger Bürger, Herr J. L. Schmidt, es war, der alle Schwierigkeiten, die ſich ſeinem Unternehmen entgegenſtemmten, durch unermüdete Geduld und mit Aufopferung großer Baarſummen, die theilweiſe nur durch Actien fremder Inhaber gedeckt waren, überwand; die erforderliche Genehmigung dreier Staaten, Hamburg, Holſtein und Hannover, über deren Gebiet die Linie führt — ſich erwarb, den für die verſchiedenen Stations-Localitäten nothwendigen Grund- oder Ausbau auf bereits beſtehenden Gebäuden — wie z. B. in Otterndorf auf dem Kirchthurm — oft nicht ohne große Schwierigkeit zu gewinnen wußte und dann auch die Signal-Maſchine nach einer eigenen originalen und einfachen Conſtruction, vermittelſt eines mobilen Kreuzes erfand und ausführen ließ. — Dieſes geſchah im Jahr 1836 und wurde

dann die, anfangs aus sieben, dann aus acht und jetzt aus neun Stationen bestehende Linie schon im Frühjahr 1837 von Altona aus, später aber, am 18. März 1838, auch vom Baumhause in Hamburg ab, eröffnet. Der allgemeine Nutzen, sowohl was Bequemlichkeit als Geschäfts-Sicherheit der Kaufleute, namentlich bei hohem Eisgange und Assecuranz-Fällen betrifft, als auch das, was der Telegraph für den Staat bei Einholung von Verbrechern, namentlich aber und ganz besonders bei der letzten Feuersbrunst, betrifft, hat das frühere Vorurtheil glänzend besiegt und die Wichtigkeit des Instituts, das die beiden Gebiete Hamburg näher rückt, überzeugend dargethan, weshalb denn auch wohl seine Existenz, obgleich noch immer leider hauptsächlich von Privat-Contribuenten abhängig, eine gesicherte genannt werden darf.

Somit dürften wir die vorzüglichsten neuen Baulichkeiten berührt haben; anderweitige Anstalten, Vereine und Gesellschaften findet man in den zahlreichen, vorhandenen Topographien besprochen und würde eine weitere Ausführung hier nur zu sehr ins Weitläufige führen. Wir haben nur noch einige Momente, die drohend aus dem breiten Strome der Friedensjahre auftauchen, zu berühren, um dann unaufgehalten zu der letzten merkwürdigen Katastrophe von Hamburgs Fall und Auferstehung überzugehen.

Dem aufmerksamen Beobachter unserer Geschichte kann es nicht entgangen sein, daß — was auch die Freunde der alten guten Zeit von Sittenverschlimmerung reden mögen — dennoch als unbestreitbare Thatsache dasteht, daß die Sitten auch in den niedern Volksklassen milder, humaner, das Wollen geregelter, bescheidener, das Thun und Handeln weniger brutal, vielmehr, sei es aus Furcht oder Ueberzeugung, weit ordnungsmäßiger geworden ist. — Sahen wir früher bei jedem oft unbedeutenden Anlaß die Faust des Volkes zum Dreinschlagen auf die ordentliche Obrigkeit erhoben, so haben wir seit dem Jahr 1791, wo eine Handwerker-

Revolte ſtatt fand, bis 1830 (die Franzoſenzeit kann man wohl nicht zählen) nichts Erhebliches der Art zu berichten, denn die 1819 auch nach Hamburg eingewanderte thätliche Feindſchaft gegen die Juden, läuft auf eine Albernheit hinaus, mit der wir unſer Gedenkbuch nicht beflecken wollen.

Da wir den Lauf der Begebenheiten ſeiner Zeit nicht unterbrechen mochten, ſo holen wir die obenerwähnte Handwerker-Revolte von 1791 hier nach.

Es ereignete ſich nämlich, daß in einer großen Schloſſerwerkſtatt ein Geſell der Meiſtertochter über die Maßen wohl gefiel, weshalb der Jüngling ſich denn trotz eines beſtehenden Verbots von 6 ß für jeden Contraventionsfall, zum öftern in der Küche zu thun machte, wofür er dann die Buße auf der Herberge erlegen ſollte, was er aber verſäumte, ſeine Küchen-Viſiten fortſetzte und am Krugtage die Herberge aus Furcht vor Schlägen vermied. Darüber entſtand nun eine ſolche Feindſchaft gegen den verliebten Schloſſer, daß man ſeinen Nebengeſellen befahl, nicht ferner mit ihm zuſammen zu arbeiten und da der Meiſter ihnen in Durchſetzung ihres Willens nicht zur Hand war, ſo warfen alle Hamburger Schloſſergeſellen den Hammer nieder, und die Aelterleute, nachdem ſie ihrem Amtspatron darüber Bericht abgeſtattet, kamen auf der Herberge zuſammen und ließen die Geſellen vor ſich fordern, die aber für gut hielten, wegzubleiben. — Nun ließ der Amtspatron drei der vorzüglichſten Anſtifter zu ſich rufen und ſtellte ihnen ihr ſtrafbares Betragen vor, gab ihnen auch eine ſchriftliche Verwarnung an die übrigen Geſellen mit, worin ihnen 24 Stunden Bedenkzeit zur Wiederaufnahme der Arbeit geſtattet war und als die Friſt erfolglos verſtrichen, nahm man die drei ſchlimmſten Geſellen beim Schopf und ſperrte ſie ein, hierauf aber wurde die Herberge auf Befehl des Senats mit Soldaten beſetzt. — Jetzt wurden die Geſellen ſämmtlich, je einer mit zwei Mann Begleitung zu dem Amtspatron gebracht und daſelbſt befragt, ob man arbeiten

wolle oder nicht? — und die da verneinten, wurden sofort mit zwei Mann Bedeckung zum Thor hinaus gebracht. Dies geschah am Freitag, den 19. August. — Die Hinausgebrachten, an Zahl nicht wenig, sammelten sich in einem Wirthshause auf klösterlichem Gebiet vor dem Dammthor und setzten sich von diesem ihrem Hauptquartier aus, in schriftliche Verbindung mit andern Zünften, dieselben zum ebenfallsigen Niederlegen der Arbeit verhetzend und siehe da, die Bäcker, Grobschmiede, Schuster und Schneider gingen auf die Sache ein und spielten zur Abwechselung ein bischen Revolution. In langen Zügen mit grünen, Büschen decorirt, Taschentücher statt Fahnen an Stöcke befestigt, durchstrichen sie die Gassen, während Einige mit Flaschen und Gläsern, tapfer einschenkend, nebenher gingen. — Der Rath und die Oberalten versammelten sich am Mittwoch den 24. August; man ließ die Bürgercompagnien aufmarschieren, forderte sämmtliche Altgesellen aufs Rathhaus und gab die drei Schlosser frei, hoffend, die Sache also glücklich zu dämpfen. Alle Sprutzenleute mußten überdem auf ihren Posten sein. — Die Freigebung der drei Rädelsführer schien indeß nur das Uebel ärger zu machen. Auf dem großen Neumarkt, wo der Zug das aufgestellte Militair durchbrechen wollte, kam es zum Handgemenge und die Dragoner bekamen Befehl, mit flachen Klingen drein zu schlagen, wodurch die Gesellen auseinander gesprengt wurden. Ein anderer Trupp insultirte einige Soldaten, die die Thorschlüssel des Steinthors dem Thorherrn zu bringen, daher kamen, worauf diese Feuer gaben und einen Zuckerbäcker schwer blessirten; die übrigen entsprangen. — Der folgende Tag, Donnerstag den 24. August, sah man die Hauptwache mit zwei geladenen Kanonen, die nöthigen Kanoniere mit brennenden Lunten daneben, gedeckt — Rath und Oberalten waren von Morgens früh an versammelt und den Handwerkern wurde angedeutet, daß sie sich auf ihrer Herberge versammeln und die Entscheidung der Behörde erwarten sollten. So geschah es.

Um 12 Uhr Mittags aber wurde jede Herberge plötzlich von Militair mit scharf geladenen Gewehren umringt und da sich die Schuhmacher nicht ergeben wollten, sondern mit Flaschen und andern Dingen auf die Soldaten warfen, so gab der Offizier Ordre, scharf zu schießen, wobei denn sofort ein Gesell getödtet und zehn andere schwer blessirt wurden. Aehnlich erging es auch den Schneidern, die sich ebenfalls zur Wehre setzten, indeß so lange und scharf attakirt wurden, bis sie Pardon schrieen, doch wurde keiner von ihnen getödtet, da die Straße zu eng war und die Kugeln deshalb, bei zu schräger Richtung, alle in die Decke gingen.— Nunmehr gingen die Sturmglocken von allen Thürmen und alles was an Bürgern Waffen tragen konnte, sammelte sich zu Haufen um das Rathhaus. Am Millern-Thor kam es Nachts mit einem Haufen Pöbel zum Attack, doch ohne Bedeutung, da das Blei seine Wirkung auch hier nicht verfehlte. — Am folgenden Tage fand man die Handwerker schon viel nachgiebiger. Jede von ihnen gemachte Bedingung — außer Heilung der Blessirten und Begräbniß der Gestorbenen — wurde indeß abgeschlagen und die Meisten kehrten ruhig an ihre Arbeit zurück. — Am Sonnabend war der Senat wiederum versammelt, und zu den Schlossern, die außerhalb Dammthors noch immer der Entwickelung ihres Geschicks harreten, wurde ein Commando Soldaten, der Landvoigt und ein Notarius geschickt und unter Bedingungen freie Rückkehr in die Stadt zugestanden. Da sie solche aber ausschlugen, verabreichte man ihnen insgesammt 100 Rthlr. Reisegeld und Jedem seine Kundschaft. Ersteres wurde angenommen, diese abgelehnt. Ein Wagen voll Felleisen wurde nun vorgefuhrt, jedem sein Bündel gegeben und führte man die Ruhestörer hierauf mit Militair über die Grenze; so war dann dieser übel abgelaufene Liebeshandel hiemit beendigt.

Ein in seiner Art ganz anderer, in seinem Verlauf aber ähnlicher Tumult brach erst wieder im Jahr 1830 aus, als

ſich die in Paris angeſponnene und mit dem Fall der Dynaſtie Bourbon endende politiſche Juli-Aufregung durch verſchiedene Gegenden Deutſchlands, auch bis nach Hamburg fortpflanzte und nach irgend einem Grund für Scandal ſuchte. — Die Aufregung der Gemüther, auch in den beſſern Claſſen, gab ſich bis Ende Auguſt durch eine Vorliebe für die Marſeiller Hymne, ça ira und ſonſtige Freiheits-Lieder kund, als aber endlich die Fäuſte auch ihr Theil begehrten, ergriff man am 31. Auguſt die Gelegenheit, einige verlaufte iſraelitiſche Jünglinge aus den Kaffeehäuſern des Jungfernſtiegs, namentlich der Alſterhalle, zu werfen. Dieſer erſte glorreiche Sieg animirte zu weiteren Exceſſen, die man am 1. September in gleicher Weiſe ausfocht; als aber die Officianten der Polizei-Behörde einen der Ruheſtörer arretirten und nach dem Stadthauſe tranſportirten, ſammelte ſich der für ſo etwas allezeit aufgelegte Pöbel in großer Anzahl um den Zug, und erhielten deshalb die bei genanntem Lokale aufgeſtellten Ulanen Befehl, den Haufen zu zerſtreuen, wobei denn freilich auch mancher Neugierige umgeritten und beſchädigt, im Ganzen aber die rohe Verſammlung mit flachen Säbelhieben in die Flucht getrieben wurde. Dieſe Niederlage erbitterte nun aber die Hefe dermaßen, daß man ſich an den Ulanen durch Steinwurfe zu revanchiren ſuchte und mußte nunmehr die Bürgergarde, die wahre Retterin in ſolchen Nöthen, aufgeboten werden, um ein weiteres Umſichgreifen der Exceſſe zu verhüten. Dieſe patrouillirte nun durch die Stadt und hielt die Märkte beſetzt, während die Garniſon, auf die, als damals noch freiwillig Angeworbene, der Pöbel einen Zahn hatte — in den Caſernen conſignirt blieb. Die Luſt zu Frevels war indeß hiermit noch nicht gedämpft. Am 3. Auguſt hatte ſich die Maſſe der Aufrührer noch bedeutend vermehrt; ſie zogen in großen Trupps durch die Stadt; am Deichthor forcirte man es, freie Sperre zu erlangen und zerſchmetterte mittelſt Steinwürfen die großen Laternen auf dem Thore. Auch die

Fenſter des Stadthauſes wurden eingeworfen und das Militair ſah ſich genöthigt, ſcharf einzuhauen und die Gewehrkolben zu gebrauchen. Die Reichen zitterten für ihr Eigenthum und hielten Wache im Hauſe, und ſchon hörte man Häuſer nennen, die von den Aufrührern angegriffen werden ſollten. — Indeß verhütete die Energie des Bürgermilitairs ein entſcheidenderes Auftreten der Maſſe, und als am folgenden Tage das Tumultmandat von 1796 angeſchlagen, ſämmtliche Bürgergarde durch den Generalmarſch unters Gewehr gerufen und viele Ruheſtörer verhaftet worden, begannen die Exceſſe in der Stadt minder bedrohlich zu werden, dagegen zog ſich der Aufruhr nunmehr in die Vorſtadt St. Pauli, wo zu jener Zeit noch keine Bürgergarde exiſtirte und der man, der eigenen Gefahr halber, außer den gewöhnlichen, nur unbedeutenden Wachtpoſten, kein Militair zu Hülfe ſendete. Schon Nachmittags begann der Zug betrunkenen Pöbels damit, ſämmtliche Laternen vom Thore ab zu zerſchlagen und bis zum Abend ſonſt allerlei Unfug zu treiben. Sobald es dunkel geworden, rottirte man ſich dann vor einem öffentlichen Hauſe zuſammen und fing an, daſſelbe zu erſtürmen und im Innern Alles zu zerſchlagen oder zum Fenſter hinaus zu werfen, namentlich zertrennte Betten, da dann die Luft weitumher ein Federregen war. Dieſer Frevel wurde durch keinerlei obrigkeitliches Einſchreiten geſtört und währte die Nacht durch. Erſt am folgenden Tage, einem Sonntage, rückte die Garniſon und die Uhlanen aus und da die Frevler ſich wiederum ſtark verſammelt hatten und mit Steinen zu zu werfen begannen, ſo war die Geduld endlich erſchöpft und die Offiziere ließen ſcharf laden und die Gaſſen mit Kugeln beſtreichen. Es fielen nunmehr ſofort einige Opfer; worunter freilich wie gewöhnlich auch ſonſt unſchuldige Neugierige, von denen einige ſogleich, andere ſpäter ſtarben. Dieſes Radical-Mittel verfehlte denn nun aber wie gewöhnlich ſeine Wirkung nicht. Im Umſehen hatte ſich Jeder

nach Hause geschlichen und die Gassen waren, außer den Militair-Patrouillen, wie ausgestorben. — Der Aufruhr war beendet und die angestellten Untersuchungen ergaben, daß größtentheils Gesindel, namentlich entlassene Sträflinge, die Rädelsführer dieses betrübenden Ereignisses gewesen. Auch nahmen Zünfte und Gewerke durchaus keinen Theil daran, wie denn auch ein reeller Grund überall eigentlich nicht vorlag. — Die Sicherheits-Maßregeln wurden zwar noch bis zum 16. September fortgesetzt, da indeß keine Spur einer Aufregung mehr zu finden, so kehrte von da ab Alles ins alte ruhige Geleis zurück.

Das Jahr 1831 trat indeß in seinem Verlauf mit einer viel beängstigenderen Gefahr auf, indem eine, seit August 1817 zuallererst in Sillah-Dschisser, am Ganges, 100 Meilen von Kalkutta ausgebrochene neue Krankheit, die Cholera-Morbus ihre Rundreise über die Erde angetreten und über Persien, Taurien, Rußland, Polen und Preußen sich mehr und mehr immer auch unserer Heimat-Stadt, die bei allgemeinen Uebeln so leicht nicht leer auszugehen pflegt, näherte. Die mehr oder weniger wahren, nicht selten freilich stark übertriebenen Schilderungen von dem Schrecken dieser Krankheit, hatten die Gemüther hier dermaßen aufgeregt, daß der schleichende Feind bereits sein Feld sehr wohl bestellt fand, doch hatten die Behörden auch nicht gesäumt, bei Zeiten Maßregeln zu treffen, und wurden namentlich zwei große aus Brettern schnell aufgebaute Hospitäler, jedes mit 8 Sälen für 200 Kranke bestimmt, vor dem Millern- und Deichthore erbaut. Auch eine General-Gesundheits-Commission wurde für diesen speciellen Fall organisirt, unter welcher 17 Special-Commissionen, 13 in der Stadt und 4 in den Vorstädten und der Umgebung standen. Die erschreckliche Schilderung von jener Krankheit, hatte aber auch die Aerzte bei fast gänzlicher Unkenntniß von derselben so in Furcht gesetzt, daß es sehr schwer hielt, tüchtige Oberärzte für jene vorzüglichsten Schauplätze der Seuche zu

erhalten, doch wurden zwei junge, und — wie sichs gebührt — muthige Aerzte, nämlich der, vorzüglich als Chirurg sehr gerühmte und noch lebende Dr. J. Buchheister für das erstere und der bald darnach verstorbene Dr. Siemsen, ein talentvoller junger Arzt, für das andere Hospital angestellt. — Die gefürchtete Feindin ließ denn auch nun nicht gar lange auf sich warten, denn schon am 7. October zeigte sich die Krankheit zuerst im sogenannten tiefen Keller, einer Bettler-Herberge in der Nicolaistraße beim Venusberg, an einem Bettler, der auch sofort unter allen Symptomen der Krankheit verstarb und Hamburg wurde nun sofort von allen Nachbarstaaten, namentlich von Holstein mit einem militairischen Sicherheits-Cordon umzingelt. Ja, man hatte in Altona so sehr den Kopf verloren, daß man die Stadt-Thore schloß, was man indeß selbst bald genug als unnütz und unausführbar einsah und wieder aufgab. Bald genug folgten andere Erkrankungsfälle in allen Gegenden der Stadt, vorzüglich in der Hafengegend, doch schienen die Vorsichtsmaßregeln der Behörden, die auf das Publikum übergingen und sich in Präservativen und vorzüglich in der Diätetik kund gaben — die Heftigkeit der Seuche im Voraus etwas gebrochen zu haben. Sie nahm nur bis zum 20. October, wo der Erkrankungsfälle 50 stattfanden, zu, und von da an allmälig wieder ab, bis sie denn am 20. Januar 1832 als vorläufig erloschen zu betrachten war, da weiter keine Erkrankungsfälle vorkamen. Es wurde nunmehr dann am 12. Februar ein allgemeines Dankfest abgehalten und eine dreimalige Losung aller Geschütze des Walles ringsum hallte den Dank in die Ferne hinaus. — Die Anzahl der in den 15 Wochen an der Cholera Erkrankten betrug 937 und starben von diesen 498; genasen: 439. — Im Laufe des folgenden Sommers trat die Seuche neuerdings und viel heftiger noch als das erste Mal auf; doch befolgte man jetzt, durch Erfahrung belehrt, ein anderes Prinzip, man redete nämlich nicht

öffentlich davon, benutzte die Hospitäler nicht und gab der Krankheit in den Todtenlisten einen andern Namen. — Sie kehrte von Zeit zu Zeit noch immer wieder und erlosch erst völlig nach mehreren Jahren.

Von hier ab nun konnte sich unser kleiner Freistaat einer ungestörten Entwickelung seiner industriellen und gesellschaftlichen Cultur überlassen, wie solches theils die eigene Erfahrung und intelligente Strebekraft, theils das Vorbild des erfinderischen Auslandes, namentlich England, an die Hand gab und Hamburg besaß glücklicher Weise seit jeher Männer, die ihr Auge vor der Nothwendigkeit des Fortschritts nicht verschlossen und bei vorhandenen Geldmitteln nicht anstanden, rüstig zuzugreifen und sich das Neue für Beförderung des innern Wohlstandes der Vaterstadt anzueignen, trotz d::, hie und da noch mächtig genug erfundenen Hemmschuhes des Conservatismus. So wurde im Laufe dieser letzten Jahre der lange geführte Kampf gegen die Dampfkraft, die auf Schiffe angewendet, anfangs nur Widerstand in der öffentlichen Meinung fand, auch endlich den Monopolen gegenüber, hinsichtlich der Anwendung auf Korn-Mühlen überwunden und die Folge hat gelehrt, wie Zeiten eintreten können, wo diese Art Mühlen von unabsehbarer Wichtigkeit sind; nämlich bei Zerstörung der Wassermühlen. Schon seit 1820 kannte man hier Dampfschiffe, womit ein bescheidener Anfang als Fähre nach Harburg durch das Haus Kleudgen gemacht wurde. Nach und nach stieg diese Art Communication zu einer kleinen Flotte an, indem nicht nur eine Postverbindung mit London per Dampfboot errichtet wurde, sondern man etablirte auch ein Waaren-Verkehr mit den Hauptmanufactur-Platze Englands, mit Hull auf diese Weise, wodurch freilich der Segelschifffahrt einigen Abbruch geschah, doch war der Verkehr so lebhaft, und sicher auch vortheilhaft, daß Hamburg im Jahr 1841 eine Concurrenz begann und durch Actien drei Dampfböte allein für diese Fahrt bauen ließ, wodurch die Zahl derselben auf

7 oder 8 ſtieg, wovon jedoch in neueſter Zeit, wegen augenſcheinlicher Verluſte drei wieder in Ruhe verſetzt wurden. Außerdem fahren noch zwei Dampfböte von Hamburg auf Havre in Frankreich, zwei auf Dünkirchen, zwei auf Amſterdam, eins nach Itzehoe, eins nach Stade, drei nach Harburg, drei nach Curhaven und Helgoland und mehrere nach Magdeburg, ja in neueſter Zeit ſogar nach Berlin, Potzdam, Boitzenburg ꝛc.

Obgleich man nun faſt fortwährend über Flauigkeit der Geſchäfte klagen hört, ſo iſt doch anzunehmen, daß kein Handelsplatz Deutſchlands ſich mit Hamburg meſſen könne, indem jährlich circa 4 bis 5000 große und kleine Seeſchiffe in unſern Hafen ein- und auslaufen, und wenn auch die Ausfuhr nicht ſo bedeutend iſt und viele Schiffe mit Ballaſt ausgehen, ſo iſt die Einfuhr doch um ſo bedeutender und dürfte jährlich für 7 bis 800 Millionen ℔ Bco. an Waaren betragen. — Dieſe ungeheure Maſſe wird freilich größtentheils durch fremde Schiffe eingeführt, keines aber kommt hier an, ohne daß Hamburg einen Theil ſeines Gewinns für ſich davon bezöge. Hamburg aber hatte Neujahr 1843, 235 eigne mehr oder minder große Seeſchiffe (Altona 36). Es liefen aber im Jahr 1842 in unſern Hafen an Seeſchiffen ein: von Oſtindien 12, Weſtindien 158, Südamerika 57, Nordamerika 55, Braſilien 129, Afrika 3, Canariſchen Inſeln 12, vom Mittelländiſchen Meer 68, von Spanien 60, Portugal 15, Frankreich 83, England und Irrland 1217, Schottland 351, Rußland 28, Belgien 114, Holland 367, Schweden und Norwegen 211, Oſtſee 95, Dänemark und den Nordſeekuſten 1083 nebſt 378 aus See eingekommenen Dampfböten. — Im Jahr 1834 wurde mit einem Koſtenaufwand von mehr als 1 Million der Hafen am Johannisbollwerk erweitert und ausgetieft und ein anderer für kleinere Schiffe, hinter dem Brook angelegt und 1841 beendet.

Außer dem mit diesem Verkehr verknüpften Gewinn entstanden in neuester Zeit eine Menge durch Dampfkraft getriebene Fournierschneidereien; ferner mehrere Eisengießereien, Silberschmelzen, Fabriken chemischer Präparate, Wagenfabriken, große Mobilien-Niederlagen, Tapeten-Fabriken, Wollengarn-Fabriken, außer den ältern Tabacks-, auch eine Menge Cigarren-Fabriken, zahlreiche Steindruckereien, viele neue Buchhandlungen ꝛc., die neben dem immer mehr gesteigerten Verkehr von Fremden, wozu vornehmlich die Dampfschifffahrt und das in Ruf gekommene Helgolander Seebad vieles beitragen — eine Erwerbthätigkeit erzeugten, welche, trotz der zur Gewohnheit gewordenen Klage über Nahrungslosigkeit und schlechte Zeiten, an den Resultaten, — die man vorzüglich sonntäglich zu beobachten Gelegenheit findet — erweisen, daß es dem Hamburger durchschnittlich recht wohl gehe und daß er, wenn auch eben nicht allsonntäglich sein Huhn, doch täglich sein Stückchen Fleisch im Topfe oder ein Stück Beefsteak oder einen guten Fisch in der Pfanne hat. Was nun aber die Armen anbetrifft, so sind unsere Anstalten zu ihrer Unterstützung weltbekannt, doch ist man in neuester Zeit glücklicher Weise nicht bei den Rumfordschen Suppenzetteln und den wöchentlichen Almosen stehen geblieben, sondern man hat eingesehen, daß arbeiten viel besser als faullenzen ist und Privat-Vereine, vornehmlich unter den Frauen, haben sich die Sorge angelegen sein lassen, den Armen beiderlei Geschlechts, vor allen Alten und Kränklichen, Arbeit zu verschaffen. Nebenbei sind durch patriotische Bürger zwei Vorschuß-Anstalten begründet; eine wo die arbeitende Klasse auf Bürgschaft bis 200 ℔ Vorschuß erhalten kann; eine andere für Kauf- und Handelsleute, die größere Summen vorstreckt. Auch hat schon genannter Herr Salomon Heine eine ähnliche Anstalt für Israeliten errichtet; doch sollen, sobald den Juden bürgerliche Rechte zugestanden werden, von da ab auch Christen daran Theil nehmen können. — Mit Dank ist es ferner anzu-

erkennen, daß nach dem Vorbilde anderer Länder ſchon im Jahre 1827 eine allgemeine Spar-Caſſe unter Aufſicht des Senats etablirt wurde. Alles Einrichtungen, die das bürgerliche Leben und Fortkommen begünſtigen und von denen die Vorzeit nichts wußte; alles zuſammen gerechnet, aber dürfte man ſich wohl veranlaßt fühlen: die neue und nicht die alte gute Zeit zu ſagen.

Im Volksleben hat ſich freilichwohl gegen frühere Jahrhunderte ein gewiſſer Hang nach Vergnügen herausgebildet, dagegen aber ſinnt man jetzt aus Langerweile auch weniger auf politiſche Händel als früher und unter den jetzigen Vergnügungen nimmt Muſik, Geſang und Lectüre keinen unbedeutenden Rang ein. Daß auch das Volk nach ſechs Tagen Plackerei, am Sonntag einmal Gottes grüne Welt, oder mindeſtens ſeine friſche Luft zu genießen ſucht, könnte ihm nur ein finſterer Menſchenfeind zum Vorwurf machen. — In den letzten Jahren hat ſich auch bei uns die Vereinsluſt zu durchgängig edlen Zwecken kund gethan und es entſtanden in Kurzem ein Mäßigkeits-Verein, der aus Perſonen aller Stände beſtehend und am 29. October 1840, vorzüglich durch die Bemuhung der Hrn. Senatoren Dr. Hudtwalker und Dr Meyer, und dem Hrn. D. F. Ehlers ꝛc. begründet, in dieſem Augenblick bei 1600 Mitgliedern unter ſich zählt. Freilich hat derſelbe noch mehr Widerſacher und eine noch viel größere Zahl Gleichgültiger gegen ſich, aber bei dem beharrlichen Streben ſcheint der Erfolg nicht ausbleiben zu wollen, auch wird eben in dieſem Sommer eine allgemeine Verſammlung aller deutſchen Enthaltſamkeits-Vereine mittelſt Deputation in Hamburg ſtattfinden. Bei der erſten allgemeinen Verſamnlung des hieſigen Vereins, im Januar 1841 wurde das Local derſelben, das alte, nunmehr demolirte Gymnaſium von den Freunden des Branntweins erſtürmt und böſe Exceſſe fanden dabei Statt; doch konnten alle Feindſeligkeiten den Muth des Vorſtandes nicht wankend machen; man legte Vereins-Schenken an, wo nur

Bier und Bouillon verabreicht wurde, vertheilte Schriften und ward bis diesen Tag mit mehr oder minderm Erfolg, wozu ein von einem Altonaer Bürger, eben jener Begründer des Telegraphen, Hr. J. L. Schmidt erfundenes und anfangs in mehreren tausend Exemplaren gratis verschenktes Bild: „der Branntweins-Drache“ betitelt, nicht wenig beitrug. — Ferner existiren hier folgende neue Vereine: 1) Verein für Armen- und Krankenpflege, weiblich; 2) Verein in St. Georg; 3) Verein für Hamb. Geschichte; 4) Verein zur Beförderung nützlicher Gewerbe unter den Israeliten; 5) Verein von Grundeigenthümern; 6) Verein hanseatischer Kampfgenossen (der natürlich nach und nach ausstirbt). 7) Verein für Krankenpflege (israel.); 8) Verein für Kriegspflichtige; 9) Verein für Hamburger Rheder; 10) Verein zur Fürsorge für entlassene Sträflinge; 11) Technischer Verein; 12) Verein gegen Thierquälerei; 13) Verein für Volksgesang; 14) Ein Schullehrer-Verein und mehrere für gesellige Vergnügungen, z. B. der Junglings-Verein ꝛc. — Alle diese Vereine haben mehr oder weniger die Tendenz, auf die Sittlichkeit einzuwirken und gewiß ist es, daß unsere Volksbildung und Volksmoral von Jahr zu Jahr — unerachtet des Zusammenströmens so vieler Fremden — im erfreulichen Wachsthume begriffen ist, wenn auch aus sehr natürlichen Gründen der Sinn für dogmische Religionsübung immer mehr erlischt, da das erste und vorzüglichste Geschenk Gottes auch im Volke seine Rechte mehr und mehr geltend zu machen sucht.

Für eine bequemere und wohlfeilere Communication im Innern der Stadt sorgten vorzüglich zwei unter Aufsicht der Polizei-Behörde stehende Institute, nämlich die Droschken und die Omnibus. Erstere entstanden nach dem Vorbilde fremder Städte zuerst im Jahr 1833 durch einen Engländer Audly, dem aber bald so viele städtische Concurrenten folgten, daß der Begründer dies Einspänner-Fuhrwesen bald darnach wieder aufgab, dagegen die Sache selbst für

beide Theile, Publikum und Fuhrmann zu vortheilhaft iſt, als daß ſie jemals ganz wieder eingehen ſollte. — Die Omnibus, nach Pariſer Muſter, wurden im Novemb. 1841 zuerſt durch die Herren Baſſon & Co. eingeführt und ſind dieſelben noch jetzt Inhaber der erſten Linie, von der Palmaille in Altona bis zum Schweinemarkt in Hamburg; auch ihnen folgten einige Concurrenten, die die zweite und dritte Linie bekamen, wovon aber wohl nur die dritte rendiren durfte. Da auch dieſe Fuhrwerke wohl für alle Zeit beſtehen werden, ſo iſt es unnöthig, der Nachwelt eine Beſchreibung derſelben aus unſern Tagen aufzubewahren. — Auch nach den Umgegenden ſind dergleichen Omnibus-Fahrten längſt etablirt worden; einige ſogar für Kinder, die die Schulen vor den Thoren beſuchen.

Nach allen dieſen erleichterten Communications-Mitteln blieb dafür nichts zu wünſchen übrig, als nach dem Vorbilde Englands und Nordamerikas, auch die Eiſenbahnen bei uns eingeführt zu ſehen, um ſo den Waaren-Verkehr ins Innere von Deutſchland — der durch die Seichtigkeit der Oberelbe zu ſehr beeinträchtigt war — und an die Oſtſee, erleichtert zu ſehen. — Das erſte Project richtete ſich auf die Schweſterſtadt Lübeck, wohin es ſogar an einer brauchbaren Chauſſée mangelte und ſchon im Jahr 1835 begann eine Actienzeichnung für die Vorarbeiten zu dieſer allgemein erwünſchten Anlage, doch zerſchlug ſich die Sache nach langem Mühen an der verweigerten Conceſſion Dänemarks für das Gebiet Lauenburg, da man nicht nur fürchtete, den Sundzoll dadurch beeinträchtigt zu ſehen, ſondern es lagen auch ſchon Pläne für eine Verbindung der Oſtſee mit der Nordſee, von Holſteiniſchen Küſtenplätzen, Neuſtadt oder Kiel, im Hintergrunde, wovon ſich denn auch der letztere in neueſter Zeit realiſirt hat, da man eben jetzt die Bahn von Altona nach Kiel in Angriff genommen hat und nur noch über einige mittlere Richtungen und Anlage des Bahnhofes in Altona Zwieſpalt iſt. — Bald nachdem ſich jener Plan für

Hamburg zerschlagen, richtete sich die Thätigkeit der Eisenbahnfreunde auf Berlin und auch hierfür bildete sich sofort ein Actionisten-Verein, dessen Arbeiten sich aber voraussichtlich so in die Länge zogen, daß man vorläufig einen Theil der Linie, so weit solche nur Hamburgs Gebiet berührt, von jenem ausgedehnten Plan absonderte und eine Separat-Actienzeichnung für eine Bahn von Hamburg nach Bergedorf einleitete, die auch mittelst Aussicht eines spätern Anschlusses an die Hamburg-Berliner Bahn, obwohl bei vorläufig geringer Aussicht auf Rentabilität, durch den Patriotismus hiesiger Bürger eine so rasche und erfolgreiche Unterstützung fand, daß die Directoren, die Hrn. Dr. A. Abendroth, J. C. W. Ruperti, M. Steinthal, E. Johns und H. C. Meyer jun., von denen die Constituirung der Gesellschaft im Jahre 1838 ausging, sich bald darauf, da durch Rath und Bürgerschluß ein sogenanntes Expropriations-Gesetz für das Terrain der Bahn bewilligt war — in den Stand gesetzt sah, dem englischen Ingenieur, Herrn Lindley, die Arbeit zu übertragen, welche dann — zwar, wegen des ungünstigen sumpfigen Bodens an der Bille — langsam aber desto dauerhafter ausgeführt wurde und somit war die Eröffnung der Bahn auf den Himmelfahrtstag 1842 angesetzt, als eine in Hamburgs Geschichte fast unerhörte Katastrophe, nämlich der große Brand der Maitage, Protest dagegen einlegte und der Theilnahme vorläufig eine andere, fürchterliche Richtung gab.

Versuchen wir es nun, nach dem Vorgange zahlreicher Darsteller, jedoch selbstständig eine Schilderung dieser Begebenheit, der wir als Augenzeuge beiwohnten und die ersten Bogen, mit Ausnahme einiger Ergänzungen noch während oder gleich nach dem Brande, unter Gefühlen des ungeheuersten Schmerzes, aber doch schon in der Ahnung einer dahinter verborgenliegenden Segensquelle — niederschrieben.

Hamburgs Brandfackel

am Himmelfahrtstage 1842.

Nach 30 Jahren wiederum einmal ein zermalmendes Ereigniß in unſern Mauern, ein Ereigniß, daß die Menſchen bis ins tiefſte Innerſte aufregt und in dem niedern Volk den alten Gährſtoff von Aberglauben und Dummheit aufregt, der immer noch den alten Geruch aus den Zeiten des Mittelalters an ſich trägt, und nach Urſachen über den Wolken fragt, wo ſie mit Fleiſch und Bein unter uns umher wandern, ſo daß man nur zugreifen darf, um ihrer gewiß zu werden. Doch davon nachher. Feuer und Waſſer ſind ein Paar der alten legitimen Elemente, mit denen der Hamburger — er mag nun als Kellerbewohner unter, oder wie einige Arten Orchideen hoch über der Erde in der Luft vegetiren — zu oft und ſchadlos Umgang geflogen, als daß er ſich eben beſonders über den, ſelten ernſtlich gemeinten Zorn derſelben ängſten ſollte. Fällt der erſte Schuß als Sturmfluth-Signal, ſo kramt er ſeine Siebenſachen aus und zieht für einige Stunden mit den beſten derſelben zu ſeinem Obermann; und weint die Feuerglocke ihren Angſtruf über die Stadt, ſo nimmt der Mann ſein Gewehr oder den Sprützenhut und ſucht ſeinen Alarmplatz, und die Frau betaſtet, ruhig im Bette liegend, die Wand, ob ſie auch etwa warm wird, denn eher ſteht ſie nicht auf. — Unſere Löſchapparate ſind zu bewährt, unſere Lage durch reichliche Waſſervorräthe zu günſtig zur Dämpfung einer Feuersbrunſt, als daß man etwas ſonderliches von ſolcher befürchten ſollte. Ganz Deutſchland hat dieſes Lob oft genug hören und leſen müſſen, als daß wir mit ihnen nicht ſelber daran glauben ſollten; darum denn auch hatte die blutrothe Himmelfahrtsnacht

anfangs nichts Erſchreckendes für uns; man hörte ziemlich gleichgültig: in der Deichſtraße beim Cigarrenmacher Cohen iſt ein Feuer ausgebrochen, und erwartete jeden Augenblick die Nachricht: „'t is uht!“ Aber dieſe tröſtliche Meldung blieb diesmal über die Erwartung aus, und ſtatt deſſen hallten von den Thürmen fortwährend 19 Schläge, ein Zeichen, daß die Feuersbrunſt keineswegs im Abnehmen ſei. Zugleich liefen dunkle Gerüchte über das Entſtehen des Feuers umher, die aber wohl eben nur Gerüchte waren, wie ſie das Volk liebt, da es noch unerwieſen, ob das Feuer einmal wirklich bei Genanntem angegangen. Um 12 Uhr bemerkte ein mit Vorſicht zur Ruhe gehender nächſter Nachbar noch nichts Verdächtiges in den ihm gegenüber liegenden Gebäuden, und gegen 1 Uhr ſchon gellte der hundertfache Feuerruf durch die Stadt. Es ſtellte ſich auch alsbald heraus, daß die Flamme zu allernächſt die Werkſtatt eines Tiſchlers und die Speicher eines Groß-Händlers ergriffen hatte, in welchen unter andern einige hundert Orhoft Arrak gelagert hatten, die nicht ſo ſchnell transportirt werden konnten, und die man deshalb anborte und deren Inhalt in die Kanäle laufen ließ, die aber, zur Zeit der Ebbe nicht eben mit Waſſer verſehen, die Schläuche der Spritzen verſorgen mußten und durch deren Vermittelung der immer wachſenden Gluth ſtatt Löſchendes, nahrhafte Speiſe zuführten, die dann nun veranlaßte, daß die beſpritzten Gemäuer plötzlich in blauer Flammenpyramide daſtanden, die Lohe himmelhoch empor loderte, mit Windeseile alle benachbarten Waarenläger ergriff und dadurch in dem gedrängten Bezirk eine rothe Hölle anfachte, die ſich mehr und mehr bei dem herrſchenden Südweſtwinde der Steintwiete entgegenwälzte und zugleich den Rödingsmarkt ergriff. Ein großes Lumpenlager, vom Feuer ergriffen, verbreitete daneben einen ſo erſtickenden Qualm, daß die Rohrleiter ihre Pflichten nur mit Lebensgefahr oder auch gänzlich nicht erfüllen konnten, wozu auch das Roß'ſche Lager von Kampfer und Schellack das ſeine beitrug. Uebrigens

verſichert man auch, daß von den Spritzenleuten Einige ſchon in der Nacht oder früh Morgens, die dargebotene Gelegenheit, ſich am Wein zu laben, nicht von der Hand gewieſen, und dadurch unfähig geworden ſeien, der ungewöhnlichen Gefahr mit Beſonnenheit und Ausdauer die Stirn zu bieten. Doch war die Thätigkeit und Gefahrverachtung Anderer auch wieder muſterhaft, und von der ihnen beiſpringenden Garniſon fielen ſchon jetzt einige als Opfer ihres Muthes. Einen Rohrleiter ſah man wie eine Wieſel am außern Geſimſe der Gebäude in der Deichſtraße hinklettern, mit in Glasſcherben zerſchnittenen blutenden Händen, um der gierig leckenden Flamme, die ihm im Innern den Ausweg abgeſchnitten, zu entrinnen, was ihm endlich, halbtodt, denn auch glücklich gelang. Die beiden Spritzenmeiſter Repſold und Bieber, die ungeheure Gefahr immer mehr inne werdend, arbeiteten mit ſo übermenſchlicher Anſtrengung, daß ihre Kräfte endlich erlagen, und ſie ſich gegen Mittag völlig erſchöpft zurückziehen mußten. Das Feuer war nur zu bald bis zum Rödingsmarkt durchgebrannt; um 11 Uhr wurden hier bereits zwei Rohrführer durch einſtürzende Giebel erſchlagen, und dennoch gelang es, einige Häuſer, z. B. das des Herrn Senator Büſch, vor Verderben zu ſchützen. Ueber alles dieſes war der Mittag herangekommen, und der Fortſchritt zu den ungeheuren Manufaktur-Waarenlagern der Gebr. Bebrens ließ nun nichts Gutes ahnen, weshalb man anfing, die Speicher des reichen Patriciers Parish aufzuräumen, über deren Trümmern ſich die Flamme dem Hopfenmarkte und ſomit der St. Nicolai-Kirche näherte. Dem permanent verſammelten Rathe rieth jetzt der Oberſt der Garniſon, Stephani, die noch bis dahin in nördlicher Richtung ſtehenden Gebäude in die Luft zu ſprengen, aber die Beſorgniß, bürgerlichen Unmuth dadurch zu erregen, und die Furcht, eine ſo ungeheure ungewohnte Verantwortung zu übernehmen, ließ den Vorſchlag verwerfen, nur das Abbrechen der hölzernen Schlachterſchrangen wurde ſpäter verſtattet, und die

engliſche Mannſchaft der kürzlich eingegangenen Gleichmann und Buſſe'ſchen Eiſengießerei bewirkte vorzüglich, daß dieſe Operation in einigen Stunden faſt vollbracht war, als die leckende Flamme ſich nahete und ihre Hülfe ſo raſch anbot, daß man das Werk nicht einmal ganz zu Ende bringen konnte. Jenes Palliativ-Mittel aber war von gänzlich keinem Erfolg und bald genug umarmte das Feuer von zwei Seiten des Hopfenmarkts und von der Görttwiete und Neuenburg das Haus des heiligen St. Nicolai's, dem in dieſer verhängnißvollen Stunde ein ſo grimmiger Verderber nahte, und an deſſen Thurm nunmehr, gegen 1 Uhr Nachmittags, den 5. Mai, die Blicke von vielen tauſend geängſteten Menſchen hingen. — Nachdem mit wunderbarer Conſequenz, unter allen dem Toben der Gluthen, noch der Mittagsgottesdienſt von 12 bis 1 Uhr durch den Candidaten Wendt abgehalten, und dem Herrn der Elemente der Schutz ſeines Hauſes empfohlen worden, wurde man die Gefahr, worin der Thurm ſtand, immer mehr inne, und eilig, jedoch planlos ſtiegen eine Anzahl Leute, Berufene und Unberufene, hinauf, um zu verſuchen, ob etwas zur Rettung deſſelben zu thun ſei. Einige wenige von ihnen waren emſig beſchäftigt, mit kleinen ledernen Eimerchen Waſſer hinauf zu tragen, um einige Tropfen in eine ſich nach Gebärung drängende Hölle zu gießen. Ein Gedanke, ſo klein in der That, daß er ſich nur dadurch entſchuldigen läßt, daß man im Augenblicke nichts beſſeres zu thun wußte, da die rechte Zeit verſäumt war. Eine brauchbare Spritze war eben nicht vorhanden. Sachverſtändige Leute proponirten wiederum, zur Rettung des übrigen Theiles der Stadt, den Thurm zu ſprengen. Aber dieſer Gedanke war ſo rieſig, daß er vielmehr den Schädel der Hörenden zu zerſprengen drohte. So beſchränkte ſich denn das Rettungs-Werk der oben thätigen Leute faſt nur auf den guten Willen, da nicht nur der erforderliche Apparat: naſſe Decken, ausreichende Leitern, Gerüſte, kräftige Spritzen, und ſomit alles das mangelte, was man bei dem Catharinen- und ſpäter auch bei dem Jacobi-Thurm

anwendete, ſondern auch Zeit und beſonnene Leitung, die vielleicht unter andern Umſtänden das fehlende Löſchmaterial hätten erſetzen können. — Was jetzt geſchah, mußte ohne Wirkung ſein, da man die gefährliche Stelle nicht erreichen konnte. Die Verwirrung und Rathloſigkeit ſtieg nun aufs Aeußerſte. Von der Weſtſeite des Herrenmarkts herüber regnete es buchſtäblich Feuer und Aſche aus der Luft. Die, ſich und ihre Habe rettenden Bewohner der brennenden Gebäude, die ſich herandrängenden Gaffer, das Militair und die von außen her eintreffenden Spritzen und Karren verſtopften die Gaſſen; geregelte Ordnung ging unter in dem Gebote der Selbſterhaltung und den ſich immer neugeſtaltenden Bedürfniſſen des Augenblicks, von denen der nächſte den vorhergehenden immer an Schrecken und Gräuel der Verwüſtung überbot. Die angſtlich harrenden Blicke von Tauſenden ſtarrten nun unabläßig auf die Thurmſpitze, ahnend das Unausbleibliche, deſſen Verwirklichung denn auch um 1 Uhr leider nicht mehr ausblieb. Die glühende Luft nämlich hatte längſt aus dem von Kupfer überkleideten Holze brennbares Gas entwickelt, das zu entzünden es nur eines geringen Funkens bedurfte, von denen Maſſen rings umher in der Luft wirbelten. Es bedarf alſo nicht einmal der volksthümlichen Geſchichte, daß ein Habichtsneſt, deren allerdings viele am Thurme vorhanden ſein mochten, der erſte Heerd der wirklichen Entzündung durch einen brennenden Lappen oder dergleichen geweſen, ſondern das durch die Fuge des Kupfers dringende Gas gab einen hinlänglichen Leiter für den erſten Impuls der ſchauerlichen Kataſtrophe, die ſich den Harrenden zuerſt durch Hervordringen eines dicken Rauches, und bald nach 1 Uhr auch durch mehre, leckend und tänzelnd eine der großen vergoldeten Kugeln umſpielende Flämmchen verkundete, worauf dann das Feuer, immer weiter um ſich freſſend, das innere Gebälk in einen Zuſtand des Glühens verſetzte, darnach leider nur zu bald kleine und große Flammen wie rothe Schlangen aus der gedehnten Fuge der eben über

der Kuppel befindlichen Kugel hervor zungelte, worauf jene nun mehr und mehr immer getigert zu werden begann. Ein großer, furchterlich prächtiger Moment entwickelte ſich jetzt vor den Augen und Ohren der geängſteten Bevölkerung Hamburgs, denn in dieſem Augenblick begann das Glockenſpiel, entweder, wie man anfangs glaubte, von der furchterlichen innern Gluth getrieben, oder wie ſpäter der enttäuſchende Bericht eines Zimmermanns öffentlich verſicherte, durch eine an Rettung verzagende Menſchenhand, mit krampfhaftem Beben ſich ſeinen eigenen Leichengeſang zu ſpielen. Es war der Schwanengeſang eines im Sterben wahnſinnig gewordenen Kirchthurms, oder der Geiſt des heiligen Nikola's ging oben um, denn durch das wilde tolle Gebimmel der tobenden Glocken-Skalen tönten abgeriſſene Gedanken eines Chorals durch, während länger und länger immer die flammenden Zungen ſich gegen die Gaffer unten, wie menſchliche Ohnmacht verhöhnend, ausſtreckten, und oben aus den Schalllochern unter der Spitze ſo wie unten unter den Kugeln ein ſchwarzer Dampfbrodel hervoraualmte, und dann die mächtige Rieſenflamme mit lautem weithin hörbaren Schnalzen und Schluchzen, aufwärts loderte. Tief unten aber in den Nebenhäuſern begann ein Gebeul der Noth, ein Rennen und Packen, Schieben, Schleppen, Darreichen, ein ganzer Markt voll Jammer und Elend, wo ſonſt die feiſten Fiſchfrauen ihre Pfeife wohlgemuth geſchmaucht und doppelte Marken eingeſäckelt hatten. Dieſe zermalmende Scene dauerte faſt drei Stunden, und bald ſah man hoch oben nur noch einen einzigen Flammenkegel, in deſſen Mitte mehrere Glocken hingen, deren Größeſte, auch aus einiger Ferne ſichtbar, ihre großen ehernen Angſttropfen ſchwitzte und in die Gluth unter ſich träufte. Spät noch hing die lange, ſchwarze, ſtumm gewordene Zunge in dieſem verſchwommenen Munde und mit Schaudern ſah man, wie die großen Tragknäufe, nach der Südſeite bis auf einige Fetzen verzehrt, dem brennenden Gebälk und Kupfer oben keine Stütze mehr gewährten. Allmählig begann nun die

Spitze zu ſchwanken, und 20 Minuten vor 5 Uhr Abends neigte St. Niclaus ſein müdes Haupt zur Erde und ſtürzte unter einem zetermäßigen Gepraſſel nach der Seite des Hopfenmarkts nieder, ohne jedoch einen Menſchen körperlich zu beſchädigen, doch die Kirche und die Paſtoren-Häuſer im raſchen Fluge entzündend. Ein hohes flammendes Gerippe ſtand nun noch etwa eine halbe Stunde lang über dem Gemäuer und ſendete von Zeit zu Zeit einige Trümmer in den praſſelnden Brodel unter ſich, bis auch dieſes Opfer vollzogen war, und nun ſtand nur noch das viereckige Gemäuer mit einer Kumme oben, aus welcher, gleich wie aus einer Opferſchale, grüne Flammen hoch aufloderten, um dann endlich gegen Abend in ſich ſelber zuſammen zu ſinken. Bis dahin hatte ſich auch ſchon das Innere der Kirche bis in die verborgenſten Winkel der Andacht gezündet, und hier, wo ſo oft der Himmel verkündet worden, hatten ſich die Allegorien der Hölle in ihrer ſchauderhafteſten Geſtalt verbildlicht. Durch die offne Thür konnte man hineinſchauen, und ſah alle die Engel und Heiligen ſammt dem Tabernakel, Kanzel und Schnitzwerk, jedes in ſeinen Umriſſen noch wohl erkennbar, mit dem rothen Mantel des Feuers angethan, unter den kniſternden Bänken und Stühlen, unter den geborſtenen Gewölbe und den geſprungenen Fenſterſcheiben umher ſtehen, und daß in einem Hauſe des Herrn, wo ſo mancher Redner uns Ketzer ſo oft in die Gluth, wo Heulen und Zähnklappen ſein wird, verwieſen hatte. — Es war geſchehen; eilende Wolken hatten die Stätte mit eben der Schnelle verſchluckt, wie die Zeit die Worte ſolcher Lehrer verzehrt, und kreiſende Stunden gingen mit neuen ſchauerlichen Dingen ſchwanger.

Kaum war das Kirchengewölbe an zwei verſchiedenen Stellen unter betäubendem Gekrache zuſammengeſunken, als auch die naheliegenden Gebäude der Neuenburg und jene Gegend des Hopfenmarktes Flammen faßte, wo der bekannte Gaſthof zum wilden Mann lag. Am ſchlimmſten aber war der Eintritt des gierigen Elementes in die Räume

der alten Börsenhalle, wo sich eine ungeheure Masse Holzwerk vorfand. Obgleich das Institut selbst längst nach dem neuen Lokale verlegt worden, so wurde hier doch noch immer die Börsenballenliste, ein kolossales Abendblatt, gedruckt, und es befanden sich außerdem eine Menge Privat-Institute, Comtoire und unter andern auch eine Gemälde-Ausstellung dort, die aber doch gerettet wurde. Sobald die Kirche darnieder lag, erhoben auch schon die Fanatiker ihr Haupt, als deren sichtbarer Lenker ein berüchtigter Bibelverbreiter und Wiedertäufer O... genannt wurde. Alte Weiber, von denen man auch sogleich vier ergriff, liefen durch die Gassen der Neustadt und kopfhängerische Gestalten durchschlichen die Weinkäle, um ihre Weisheit an den Mann zu bringen, als sei dieses Ereigniß eine Strafe des Himmels für unsere Ungläubigkeit; man habe längst eine drohende Hand in den Wolken über Hamburg schweben sehen und es werde und müsse in diesem Sodom kein Stein auf dem andern bleiben. Der gesunde Volkssinn beantwortete nicht selten solche Alfanzereien mit Ohrfeigen, daß den Narren kaum ein Zahn auf dem andern blieb, und schon fing die Wuth sich feindlich in der Brust des großen Haufens an zu entzünden, denn man wollte allerlei verdächtiges Gesindel, vorzüglich eine Gattung Polen mit langem Haar und Talar umherschleichen gesehen haben.

Mittlerweile, am Donnerstag-Nachmittag, breitete das Feuer sich nun nach zwei Seiten, immer der Richtung des Windes folgend, aus, und es trafen bereits von Stade, Wedel, Blankenese, Schulau und den umliegenden Orten, durch Hülfe des Telegraphen herbeigerufen, Beistand an Spritzen, Mannschaft, Wagen und Pferde ein, letzteres vorzüglich nothwendig, da augenblicklich eine Völkerwanderung entstand, deren Verwirrung keine Feder umschreibt. Von man an zog Reih' an Reihe, Wagen an Wagen und Träger an Träger zu allen Thoren hinaus, und unter freiem Himmel lagerte sich die obdachlose ärmere Schaar, während die

Wohlhabenden gemächlich von dem Grabe ihrer Habe auf die ohnehin freundlich bereit stehenden Villas zogen. Bis gegen Abend erreichte die Glut, allen Spritzen Hohn bietend, die obere Seite der Neuenburg, und legte die alte ehrwürdige Offizin des Hamb. unparteiischen Correspondenten in Asche, dem auch nicht eine Letter seines Vorraths, aus welchem uns und der ganzen civilisirten Welt so mancher serviler, tiefgebückte, gallonirte Gedanke geboten war — rettete, sondern alles in den großen Schmelztiegel der neuesten Zeit warf. — Höher hinauf, in der Bohnenstraße, ergriff die neue, schier rasend gewordene Lohe das Lager der Hoffmann und Campeschen Buchhandlung, dessen Prinzipal eben auf der Reise von Leipzig auf hier begriffen war, und dessen kranke Frau man nur eben mühsam ihrem Lager entriß, als der Feind auch schon eintraf und alle die lieben, schönen, verbotenen Bücher mit ihrem Geiste gen Himmel stiegen. — Das Gluthmeer in diesem Augenblick übersteigt alle Beschreibung, denn Deutschlands bessere Geister

Loderten prasselnd zu mächtigen Flammen,
Schlugen zu einem Brande zusammen.

Gerettet wurde hier nichts als der gute Ruf und das Lob, Deutschland in seiner geistigen Entwicklung mächtig gefördert zu haben und die Gewißheit, es werde solches alles diese und die Flamme überdauern, die aus einer goldenen Schale des Zorns kurzlich über die Firma ausgegossen worden.

An der linken Seite wendete die Gluth sich nunmehr dem neuen Walle entgegen, von der andern Seite aber der alten Börse und dem Rathhause. Erst jetzt gab man nach und begann mit Energie einige in der Richtung des Windes stehende große Gebäude durch Pulver zu sprengen, ohne jedoch bedeutenden Erfolg davon zu sehen. Es waren schon gegen Abend durch den Telegraphen, Artillerie und Geschütz nebst Pulver, woran es vorzuglich zu mangeln begann, von Stade her herbeigerufen und in der Nacht ertönte jede zehnte Minute eine Explosion, deren vorzuglichste das alt-

ehrwürdige Rathhaus betraf, das ſich nach ſo manchen hundertjährigen Erfahrungen in Freud und Leid, nur unter bangen Schmerzensſeufzern von dieſer Welt des Vielrathens und der Rathloſigkeit in Stunden der Noth und Gefahr trennen konnte. Man hatte glücklicherweiſe ſchon früh Morgens daran gedacht, die vorzüglichſten Documente, namentlich die Hypothekenbucher, ſo wie auch die Cammergelder von Dragonern escortirt nach ſicheren Orten zu retten, eben ſo einen Theil des Archivs, und im Ganzen verbrannten in beiden Gebäuden keine Schriften von bedeutendem Werth. Kurz zuvor, ehe der verſammelte Senat ſich entſchloß, den alten, ehrwürdigen Sitz der Regierung aufzugeben, erſchien ein Muſelmann, der ſich mittelſt Dollmetſcher erbot, für einen Preis von 50,000 ℔ das Feuer durch Zaubermittel zu löſchen. Man ging begreiflich nicht darauf ein, doch kehrte er wieder und verlangte nun 100,000 ℔, aber auch jetzt hatte man kein Vertrauen zu ſeinen Zaubermitteln, die er in die Glut zu werfen verſprach. Mit ſeinem Verſchwinden war auch ſeine Spur verloren und es war jetzt 2½ Uhr Nachts, als der präſidirende Bürgermeiſter Beneke mit einigen ergreifenden Worten Abſchied von dem nicht zu rettenden Gebäude nahm, worauf dann der Senat unter Empfindungen, die ſich leichter denken als beſchreiben laſſen, die alten, theuren Wände verließ, an die ſich ſo viele ergreifende Erinnerungen knüpften und ſich vorläufig aufs Stadthaus, ſpäter dann nach der Wohnung des Hrn. Bürgermeiſter Bartels zur Abhaltung der außerordentlichen Sitzungen begab. Die alte Börſe vermochte ihre Zurückſetzung nun auch nicht länger zu überleben, ſondern hüpfte auf einigen Fäſſern Pulver leichtfüßig ihrer viel ehr- und achtbaren Frau Nachbarin in die Ewigkeit nach; der alte Krahn, eine dienſtwillige Sclavennatur, hielt gutmüthig eine Fackel dabei, die bis zum folgenden hellen Mittag brannte. — Eigenſinniger bezeugte ſich die mit Gold und Silber gefüllte Bank, deren Bücher längſt nach dem Arrelloſaal geſchafft werden, wäh-

rend die realen, materiellen Schätze in Barren tief unten in einem feuerfesten, doch nicht — wie behauptet wurde — unter Waſſer zu laſſenden Gewölbe ſicher verwahrt ruhten. — So ging das Feuer nun ſeine gerade Straße nach Norden fort, fraß in dieſer Nacht noch zwei Buchhandlungen, die von Berendſohn, dem Verleger dieſer Chronik, und die erſt kürzlich etablirte von Bädeker, wie es denn die Gluth überhaupt recht auf die Literatur abgeſehen zu haben ſchien, wovon der Verfolg noch einige Beiſpiele geben wird. Am Freitag Morgen war der Würgengel mit dem flammenden Schwerte gegen die Perle von Hamburg, gegen die neue Börſe vorgerückt; aber hier traf er einen kräftigen Feind in der Perſon des Engländers Smith. — Wer iſt dieſer Mann, fragt man! — Smith iſt ein Sonderling der edelſten und intereſſanteſten Gattung, der ſichs längſt in den Kopf geſetzt, Hamburg mit einer Waſſerleitung zu verſehen, die nicht ihres Gleichen hier gehabt und ebenſowohl die Häuſer bis in die obern Stocke in ruhigen Tagen zu verſorgen, als gegen feindliche Flammen zu ſchützen. Smith verwendete 200,000 ℔ für ſeine, am Holzdamm belegene Waſſerkunſt, die ihm erſt nach vielem Supplíciren verſtattet wurde und dennoch durfte er, aus Rückſichten verbindert, ſeine Druckwerke für Löſcharbeiten ſelbſt dann nicht öffnen, wenn die Gefahr groß war, wie z. B. vor einigen Jahren, da das Zuchthaus faſt niederbrannte.— Dergleichen himmelſchreiende Unbilden finden dann endlich ihren Rächer, und ſo erklärte Herr Smith zur Stunde, als die Flamme ſich nach dem Prachtgebäude der Börſe ausſtreckte und alles Sprengen der Frontgebäude keine Sicherheit gewährte: — „Jetzt will ich meine Kunſt verſuchen“ und ſo geſchah es. Man muß aber wiſſen, daß man auf die in den Straßen verbreiteten Ausgangsröhren dieſer Waſſerkunſt nur einen Schlauch zu ſchrauben bedarf, um einen mehr Zoll im Durchmeſſer haltenden Waſſerſtrahl mit großer Gewalt, ohne Hülfe der Spritzen, in eine bedeutende Höhe zu ſchleudern.

— Jetzt galts ſich zu bewähren und unſer wackere Smith beſpie das ſchöne Gebäude ſammt den hohen Nebengebäuden der Schauenburger Straße mit einer ſolchen Fluth von Waſſer, daß rings die furchterlichſte Hölle nicht vermochte, den Schützling des Waſſermannes vorläufig etwas anzuhaben und ſiehe da, die Kunſt bewährte ſich, jedoch, ohne Verſchulden, nur bis zum Freitag Morgen, wo dieſe Waſſerkunſt an der Mühlenbrücke zerſtört worden. Doch waren auch in der neuen Börſe, durch die Vorſicht des Herrn Dr. Kirchenpauer, Secretair des Commerziums, ſchon frühe die wichtigſten Documente und andere Papiere in Sicherheit geſchafft, was übrig, ſchaffte man von den Fenſtern fort in den Keller, und verſetzte jene der Höhe nach mit Mauerſteinen. Immer glühender aber wurde nun die Luft, die dieſen irdenen Salamander umſpielte und ſchon gab man ſo ganz die Hoffnung der Errettung auf, daß die Anweſenden durch Bürgergardiſten hinausgetrieben wurden, um ſich nicht der Gefahr des Verbrennens Preis zu geben. Dies war indeß nicht leicht, da viele Abgebrannte ihr gerettetes Eigenthum hieher geflüchtet hatten. Es entſtand eine Scene der furchterlichſten, ängſtlichſten Verwirrung und in dem Rufen, Drängen, Warnen, Schelten, miſchte ſich das Praſſeln der Flamme und das Krachen der ſtürzenden Balken und Steine ringsum. Die Börſe war in Rauch gehüllt und durch die Stadt eilte das tauſendzungige Gerücht, auch dieſe Perle Hamburgs iſt verloren. — Indeß war es im Rath des Geſchickes anders beſchloſſen. — Tief im Keller mit Wegräumung der werthvollen Bücher des Commerziums beſchäftigt, hatte ſich Herr Theod. Dill verſpätet und traf bei ſeinem Heraufſteigen anfangs nur einen Offizier der Garniſon, der ihn zur Flucht zu veranlaſſen verſuchte. — Der wackere Mann aber ſah in dem Zufälligen eine höhere Leitung und eine Ahnung, es könne durch ihn die Börſe vielleicht gerettet werden, ſtieg in ihm auf. Somit faßte er Muth, ging nach oben und traf hier glücklicherweiſe noch

zwei Herren (Denicke und Hasse), dann fanden sich etwas später noch sieben andere, von der Außenwelt abgeschnittene Personen, und diese vereint — einige wohl nur aus der Noth eine Tugend machend — begannen das Werk der Rettung. — Auf dem platten Dache angekommen, schlug die Flamme von der Johannisstraße in langen, versengenden Glutzungen herüber und an der Ostseite war es, ohne gebraten zu werden, nicht mehr auszuhalten. Im Lesezimmer hatte bereits die Glut gezündet und nicht ohne große Gefahr mußten die brennenden Papiere, Setzschirme ꝛc. herausgeholt und gelöscht werden. Aehnliches wurde in einem andern obern Zimmer nöthig und doch hatte man zu dem allen nur einen halben Eimer Wasser, das tropfenweise verwendet, augenscheinlich nicht ausreichte, denn die Gluth spottete seiner; da führte der Schutzgeist der Börse einen Mann mit einem Eimer Wasser herauf und das Gebäude war gerettet. In der That kam es in diesem Moment auf einige Secunden früher oder später, auf einige Gläser Wasser mehr oder minder an, denn diesem Feinde wachsen im Fluge die Schwingen und einmal übermuthig geworden, spottet er der ohnmächtigen Anstrengung des ihn Bekämpfenden. — Man suchte und fand nun noch unten in der Küche gegen zwei Eimer Wasser, trug auch sonst alles was naß war in eine Butte oben zusammen, goß damit stellenweise die glühenden Balken so lange aus, bis die Gebäude ringsum niedergebrannt, in Trümmern lagen und nun, da das Palladium gerettet war, steckten die Sieger die weiße Fahne aus, läuteten auch freudvoll und leidvoll mit der Börsenglocke und schickten einen Boten mit einem Briefe, gleich einer Taube mit dem Oelzweig nach außen, an den Präses des Commerzums, das glückliche Ereigniß verkündend. Wahrlich, wenn Einer, so verdienen jene Männer die Bürgerkrone. Der Feind zog weiter, nachdem er den Teichwall, die Mühlenbrücke, Mönchedamm, große und kleine Bäckerstraße, große Johannisstraße u. s. w. verzehrt hatte,

ſtieß gerade nördlich auf den kürzlich demolirten Platz des Johanniskloſters, wo nichts zu verſpeiſen war, und ſchon glaubte man das Feuer hier bändigen zu können, deshalb erſchien folgende

Bekanntmachung.

Da man Hoffnung hat, die furchterliche Feuersbrunſt, die bereits einen großen Theil unſerer Stadt eingeäſchert hat, mit Gottes Hulfe innerhalb der kleinen Alſter, der großeren Canäle zwiſchen dem Hafen und der alten Börſe und vielleicht dem Johannisplatz zu beſchränken, ſo werden die Bemuhungen der damit Beauftragten auf die Abſonderung dieſes Stadttheils durch die Auferſetzung der, denſelben mit den ubrigen Stadttheilen verbindenden Gebäude vorzugsweiſe gerichtet ſein. Die Spritzen werden ganz beſonders zum Schutz dieſer Verbindungsgruncte und der außerhalb jener Grenzen liegenden Gaſſen verwandt werden. Um der Verbreitung der Feuersbrunſt durch Funkenſprunen vorzubeugen, werden alle Haus-Eigenthumer auch in weiterer Entfernung dringend aufgefordert, die Dächer, Firſten und Rinnen ihrer Häuſer zu beachten und zur Löſchung Leder-Eimer und naſſe Decken in Bereitſchaft zu halten. Wenn gleich der Andrang der Menge zu den Spritzen bei gewöhnlichen Feuersbrunſten der Ordnung wegen, nicht gewunſcht wird, ſo iſt doch jetzt die Hulfe aller guten Burger zur Ableſung der ermatteten Mannſchaft erforderlich. Wer alſo ſeine Familie und ſeine Habe einigermaßen geſichert weiß, ſtelle ſich zur Verfugung der Spritzen-Commandeure. Unerſchrockener Ausdauer und nuchternem Muth wird es gelingen, unter gottlichem Beiſtande die Stadt zu retten.

Gegeben in Unſerer Rathsverſammlung, am 6. Mai 1842.

Bekanntmachung.

Manche trube Lage hat die Vergangenheit an uns vorubergefuhrt; kein Unglück hat uns indeß plötzlicher und ſchwerer betroffen, als das jetzt uber uns verhängte. Haben-

wir indeß jene trüben Tage mit vereinten Kräften, mit redlichem Willen und mit festem Vertrauen auf des Allmächtigen Weisheit und Güte bestanden, so werden wir auch jetzt dieser Stützen nicht entbehren.

Wenn weder unsere eigenen Kräfte, noch die von allen Seiten bereitwillig geleistete nachbarliche Hülfe die Ausbreitung einer unerhörten Feuersbrunst über einen großen Theil der Stadt verhindern konnten, so hat doch der Große des Unheils auch der männliche Muth und die aufopfernde Hingebung Aller entsprochen.

In der Fortdauer dieses Gemeinsinnes und eines festen Zusammenwirkens liegt, so viel an uns ist, für jetzt und für die Zukunft unser Heil; hierzu ruft Ein Hochweiser Rath seine Mitbürger auf, in williger Gewißheit, gleich vertrauensvoller Gesinnung zu begegnen.

Gegeben in Unserer Rathsversammlung.

Hamburg, den 6. Mai 1842.

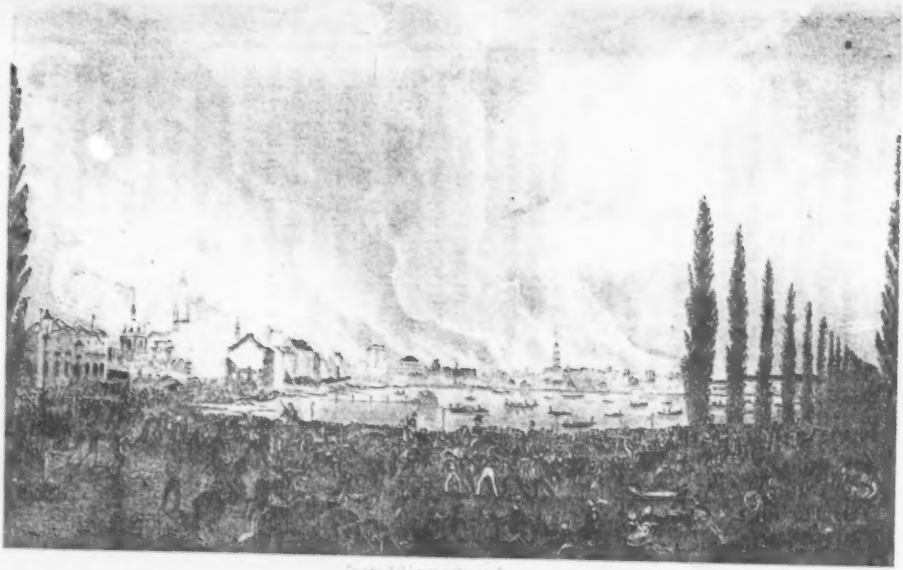
Die Hoffnung täuschte. Es wendete sich das Feuer rechts gegen das Embdesche Haus mit den ungeheuren Raumen, unter welchen der Rathskeller befindlich; links aber vom Altenwall, den breiten Canal überhüpfend, nach dem Neuenwall, wo es Stadt-, Post- und Gasthaus vernichtete, und neben der Sonne bei einem Bäcker zündete, nachdem zuvor alle Fruchtschiffe in den Kanälen verzehrt worden waren. — Abends zwischen 7 und 8 Uhr hatte die Flamme das Embdesche Haus im Dornbusch erreicht, und der nun entstehende Feuerkreis überstieg jedes Vorstellungsvermögen. Dieses altehrwürdige Haus, wo so manches große und kleine Loos gezogen wurde, zog nun selber für sich ein so erschreckliches aus der dußern Urne. — Doch die Elemente kennen und anerkennen keine Resterionen; es liegt eine Art thierischer Trieb zu verzehren in ihnen, und diesmal fielen die kleine Johannisstraße, der Berg, Dornbusch, Knochenhauerstraße u. als Opfer. Links drang das Feuer bis zu den großen

Bleichen vor und verzehrte das dänische Posthaus, die Harmonie und das Haus des Herrn Senator Jenisch, einer der reichsten Herren unserer Stadt, wie denn Parish und Jenisch im Munde der niederen christlichen Bevölkerung das sind, was Salomon Heine im Munde der Juden bedeutet: synonym mit dem Begriffe Reichthum. Sonderbar genug, daß alle drei dem flammenden Moloch ihr Opfer bringen mußten, und deshalb fühlte der Pöbel auch bei allem Mitleid doch einen geheimen Kitzel, und unverhohlen sprach sich's aus: „Nu kriegt de Groten ook mal ehre Betaalung!“ — Die Pracht und der Staat, meinten die Weiber, sei auch allzugroß bei den höhern Ständen gewesen, und sie mußten einmal gedemüthigt werden; der Himmel wisse schon seine Leute zu finden, ꝛc. Nun diese Demuth brachte vor der Hand denn doch manchen guten Bissen Waare ein, denn gestohlen und geschenkt wurde um die Wette, die Ladeninhaber gaben mit vollen Händen die kostbarsten Stoffe, da man doch einsah, es werde nur verbrennen, und Hände zum Tragen oder gar Wagen zum Fahren nur wenige und für Riesenpreise zu haben waren, so daß in den ersten Tagen 100 ℔ für eine einzige Fuhr aus dem Dammthor gezahlt wurden, bis man sich zuletzt Seitens des Bürgermilitairs ins Mittel legte und Akkorde mit Intervention der Kolben abschloß. Aus dem Hause des Senators Jenisch wurde Alles, was nicht zu transportiren war, verschenkt. Bis hieher waren nun auch schon zahlreiche Trupps Landleute, vor allen Maurer- und Zimmerleute herbei gekommen, die sich theils zur Handhabung der Spritzen, theils zur Rettung der Mobilien verwenden ließen, und die Verwirrung unter einigen 20,000 arbeitenden Menschen, bei denen keine eigentliche Disciplin anzuwenden, übersteigt alle Begriffe. — Das Feuer rückte nun gegen die Alster vor und hatte auf seinem Wege noch die Buchhandlungen der Herren Herold und Kittler mitgenommen. Einige Mühlen waren gesprengt und gegen zwei bedeutende, bei Allen beliebte und geliebte

Orte wälzte sich jetzt die Gluth heran, nämlich gegen den Glanzpunkt von Hamburg, den alten Jungfernstieg mit seinen Palläſten und der herrlichen Promenade nordwestlich, und gegen die Petrikirche südöstlich. Mit Riesenschritten nahte sich in der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend die zweite schreckliche Katastrophe. Die ganze Nacht über waren 200 Zimmer- und Spritzenleute auf dem Thurm zur Abwehr der Entzündung beschäftigt, denn schon glubte um Mitternacht der Thurmknopf im buchstäblichen Sinne des Worts, von einer Luft umspielt, die so hoch selbst nichts mehr als eine einzige ungeheure Flamme bedeutete, und sicherer immer wurde die Ueberzeugung, es sei der menschlichen Macht unmöglich, den Kampf mit den entfesselten Naturkräften länger zu bestehen. Mit unnennbarer Ängst hingen abermals die Blicke von Tausenden an dem hochragenden Liebling, und mit unabläſſiger Eile sprengte man Haus an Haus in der Umgebung, um die Flamme möglichst fern zu halten. Indeß schon am Donnerstag-Abend gebrach es in Hamburg an Pulver, und eine telegraphische Nachricht über die andere flog nach Stade, um zu ersuchen, so viel Pulver als möglich herüber zu schicken. Mit der ehrendsten Bereitwilligkeit wurden denn auch Sendungen von 4, 6 und 10,000 Pfunden gemacht, und unter Mitwirkung der Herren Lindley, Ober-Ingenieur und Giles, Ingenieur der Eisenbahn, so wie Herrn Thompson, Ingenieur einer Maschinenfabrik auf dem Grasbrook, vollführten die hiesige und die hannoversche Hülfsartillerie das Ungeheure, indeß abermals auch auf diesem Punkte vergebens, z. B. in dem alten großen Eckhause des Herrn Romagnolo am Berg mittelst 600 Pfund Pulvers, denn Morgens um 9 Uhr glubte das Kupfer an der Südwestseite völlig, und die unter demselben befindlichen Holzwerke begannen zu rauchen und dann bald darauf zu flammen. In 25 Minuten ungefähr glich die ganze 416 Fuß über der Erde empor ragende Pyramide einer einzigen ungeheuren Fackel, deren Flammen oft ganz

getrennt von ihrer Baſis weit hinaus gegen die Paulſtraße leckten. Das auf dieſem Thurme befindliche Glockenſpiel ließ das erbarmungswürdige Schickſal der Vernichtung ſchweigend über ſich ergehen, nachdem es noch zur vollen Stunde zum letzten Male: Allein Gott in der Höh ſei Ehr! geſpielt hatte, und die Flamme war ſo emſig, daß ſchon nach einer halben Stunde die Spitze auf ihre eigene Baſis hernieder ſtürzte und bald darauf, nachdem auch hier eine Opfer-Urne kurze Zeit geflammt, verliſch, um zwei hohe Mauerrinnen als Ruderа und vorläufiges Denkmal der drei Schreckenstage ſtehen zu laſſen. Der Thurm war ganz flach und ſenkrecht gemauert und hatte vier ſpitze Giebelzinnen, welche ſich an die ſchlank und gefällig emporſtrebende Pyramide anſchloſſen. Die Mauer hatte ſich gegen Süden und Weſten über drei Fuß geſenkt, und mußte an dieſen Stellen oft mit beträchtlichen Koſten ausgebeſſert werden. Es befanden ſich zwei Glockenſpiele auf demſelben, wovon das eine, außerhalb des Thurmes gegen Süden hängend, von der Uhr getrieben, alle halbe Stunde die halbe und alle Stunde die ganze Strophe eines Chorals mit einem Präludium ſpielte, das andere aber mittelſt Klaviatur, von einem angeſtellten Glockenſpieler zur beſtimmten Zeit des Tages und bei Hochzeiten und Leichenzügen geſpielt wurde.

So war denn nunmehr auch dieſes Bauwerk am 7ten Mai Morgens, nachdem man glücklicherweiſe die Kirchengeräthe und vorzüglichſten alterthümlichen Kunſtwerke nach der Jacobikirche gerettet, dem heiligen Nikolaus ſchnell ins Grab gefolgt, und ein allgemeines Wehklagen erhob ſich in der Stadt über die Ruinen einer Kirche, vor deſſen Thurm der große Sonnin, der Erbauer des Michaelis Thurmes, wie man als gewiß behauptet, nie vorüber ging, ohne ſeinen Hut zu lüften. Noch ein Kleinod Hamburgs, das auf den frühern Domerplatz neuerbaute Gymnaſium, kam ebenfalls in Gefahr, denn die Kirche ſteht nur etwa 40 Schritte davon entfernt, und auch von einer andern, der Südweſtſeite, wälzte



ſich die Flamme durch die Schmiede- und Filterſtraße heran, aber auch hier traf ſie abermals auf den Waſſermann Smith, der nicht abließ, ſeine Schätze, für ſolche Punkte geſpart, mit einer Fülle von Fluth zu ergießen, daß auch dieſes Prachtſtück mitten in der Hölle unverſehrt blieb. Ehre ſei ihm, und hoffentlich wird der Neid von nun an wohl ſeinen Grimm in ſich verbeißen, und thun laſſen müſſen, was recht iſt.

Von jetzt an packte faſt die ganze Bevölkerung Hamburgs, Neu- und Altſtadt, ihre Habe ein, denn obwohl der Wind ſeine Richtung ſtreng ſüdweſtlich beibehielt, ſo konnte doch eine plötzliche Wendung die Flamme nach andern Richtungen treiben und ſelbſt die Neuſtadt war dann nicht mehr ſicher. Die Noth und Verwirrung ſtieg von Stunde zu Stunde; die Menſchen an den Spritzen, die Wachen, die Retter ermatteten, aber dem Feuer wuchſen im Fluge die Schwingen, und es zog ſich nordweſtlich durch die Hintergebäude des Jungfernſtiegs der Alſter entgegen und bedrohte von fern das Stadttheater, von welchem auch ſchon eine Reihe Theſpiskarren beladen und zum Dammthore hinaus gefahren wurden. Bald genug und faſt gleichzeitig ſtand die lange Reihe Gebäude des alten Jungfernſtieges, von hinten ergriffen, in Flammen, und die Artilleriſten begannen hier wiederum von vorne ihr erſchreckliches Werk. Streit's Hotel wurde mittelſt 500 Pfund Pulver geſprengt; auch das Haus Salomon Heine ſchwankte zum erſten Male durch eine Exploſion, der kein Gott widerſtehen kann, und Hamburgs Rothſchild ſah ſeine koſtbaren Tapeten-Wände in Staub dahin ſinken. Allein auch dieſer Phönix wird aus ſeiner Aſche erſtehen; vorläufig nahm den Abgebrannten eine koſtbare Villa auf, und beim Geſang der Nachtigall und unter duftigen Blumen überlegte ſich's gemächlich, was bei den Dingen zu thun. Heine aber iſt ein ſeltener Reicher, denn Geld und Herzensgüte liegen bei ihm auf einem und demſelben Zahlbrett, und beim Krösus! es war nichts Geringes, was er that: er hielt Hamburgs Credit aufrecht. —

Die Aufgabe war jetzt, der Flamme den Durchbruch nach dem Gänsemarkt zu wehren, und so unterminirte man denn auch unsere freundliche Alsterhalle, um solche im Falle der Noth ebenfalls zu sprengen. Aber die Vorsehung ließ an ihr, die uns so manchen Kelch mit süßem Nektar gefüllt, diesen bittern Kelch vorübergehen, und nicht ohne Freude hörte man, daß am Morgen des 9. Mai hülfreiche Landleute mit Speck und Brod in derselben regalirt worden seien. O wunderbare Umwälzung der Dinge in drei Tagen! die Sibariter mit Barbaresa und Mandeltorten waren aus- und die Plebejer mit Grobbrod, Wurst und Speck eingezogen. Leider aber, nachdem verkappte Zimmerleute mit vandalischer Zerstörungswuth die großen Spiegelwände, Kronleuchter, Vasen und sonstige Zierrathen und Kostbarkeiten in Millionen Stücke geschlagen und mehreres fortgeschleppt hatten. Man muß den großmuthigen Besitzer, Herrn Giavanoli, wirklich bewundern, daß er durch die That bewiesen, in seiner Alsterhalle kenn' man die Rache nicht. — Jetzt, zum ersten Mal fast, bewährte sich das Sprengen als nützlich, denn schon am Sonnabend-Abend ward man der Flammen an diesem Orte Meister, und die Aufmerksamkeit wendete sich nunmehr ausschließlich nach Südost hinter der Petrikirche, in deren Richtung abermals eine Kirche, nämlich die, dem St. Jacob geweihte, liegt, für deren Thurm man nun natürlich ebenfalls nicht wenig besorgt war. Indeß die südliche Richtung führte das Feuer mehr dem Zuchthause und Spinnhause entgegen, hinter welchem letzteren am Holzdamm der Wassermann Smith mit seiner Kunst wohnt, und wo auf einem ziemlich hohen, thurmähnlichen Gebäude das Wasser reservirt, gereinigt und abgelassen wurde. — Bevor wir uns jedoch dahin wenden, haben wir noch etwas aus der Promenade des Jungfernstieges nachzuholen. Schon am zweiten Tage des Feuers nämlich war den in der Richtung des Windes wohnenden Bürgern angesagt worden, ihre Habe so viel als möglich zu retten, indem die Bieberſche Assecuranz nicht

zahlen würde, und so schleppte man denn auch auf die Kähne und Ewer der Alster eine Unmasse Effecten und ließ solche, einfältig genug, unweit des Ufers liegen. Der Wind frischte aber so sehr auf, daß fortwährend große Stucke Feuer auf die Alster geworfen wurden, und der dem Neuenwall gegenüber liegende Alster-Pavillon Feuer fing. An Rettung solcher Bagatellen im Vergleich zu dem ungeheuren Anderweitigen wurde nicht gedacht. Leider aber fingen auch die Kähne auf der Alster, oder vielmehr die Effecten in denselben Feuer, und man resolvirte sich kurz, die Fahrzeuge anboren zu lassen, wodurch denn bei dem Kampfe zweier Elemente, gleichsam als seien es ein paar Rabulisten, das Gut der Eigenthumer zu Grunde ging. — Wie Manches bei späterem Ausfischen sich anließ, läßt sich ohne große Gabe der Phantasie leicht erachten. — Kräftigen Widerstand leistete das hier zunächst der Petrikirche zu belegene Belvedère, welches auch nicht völlig zerstört wurde; alles folgende jedoch, und abermals eine Mühle ging den Weg alles Holzes unter so bewandten Umständen. — Am Sonnabend-Morgen, zur Zeit, da das Zuchthaus in Flammen stand und das Spinnhaus mit den schweren Verbrechern nicht minder, und als man sämmtliche Gefangene geschlossen auf eine neben den Vorsetzen ankernde hamburger Brigg, Vesta, abführte, verbreitete sich im Volk eine Nachricht, die — man mag sagen, was man will — uns auch jetzt noch mehr als leeres Gerücht bedunkt, da selbst die Maßregeln der Behörden auf eine anderweitige Gefahr hindeuteten, indem es auffiel, daß längs dem Hafen alle hundert Schritte Bürgerposten aufgestellt waren, Niemand sogar mit brennender Cigarre dort gehen durfte, und auf jeden Verdächtigen ein wachsames Auge gehalten wurde; auch ist es factisch, daß man verdächtige Subjekte mit Zündsachen in der Stadt umher schleichen gesehen, und nächtlich versucht worden, glimmende, ganz kleine Pechkränze in ein Fahrzeug über die Hafenmauer zu werfen. — Weshalb man bei einem so plötzlichen Zusammenströmen von fremdem

Gesindel, dessen Gesinnungen zu würdigen, uns die Pseudo-Zimmerleute hinlänglich Gelegenheit darboten, die Möglichkeit so absolut weg demonstriren will, leuchtet uns nicht ein; man sollte sich billig mit der Behauptung begnügen, daß das Gerücht übertrieben und Falsches mit Wahrem so untermischt war, daß man es in der Eile nicht zu sondern wußte, auch froh war, der Sache überhoben zu sein, da man anderweitig über die Gebühr beschäftigt war. Diese Gerüchte concentriten sich von verschiedenen Seiten, und namentlich sollte Volk von fremder Zunge bei dergleichen Vorhaben attrapirt worden sein. Diese Gerüchte verschmolzen sich mit einer unlängst von einem ausländischen Privatfeinde Hamburgs öffentlich ausgesprochenen Drohung: er werde Hamburg einen Possen reißen, woran es lange denken solle. Wir werden uns hüten, diese aus Handels- und Schifffahrts-Rivalität entstandene Feindschaft näher zu bezeichnen, oder gar an die Wirklichkeit eines Zusammenhanges Glauben zu erwecken, gewiß aber ist, daß leider einige fleißige Arbeiter aus schon genannter Eisengießerei einen derartigen Verdacht mit Mißhandlung büßen mußten, indem das mißleitete Volk in ihnen die Miturheber des grenzenlosen Unheils vermuthete. Zwei derselben wurden auf dem Brook auf den Tod mißhandelt; ein anderer junger Mensch, seiner Tracht nach eine Pole, wurde auf dem Valentinskamp verwundet, und ein preussischer Schiffer beim Deichthor wirklich erschlagen. Im Ganzen kamen 11 derartige Angriffe vor, in Folge dessen folgende Proklamation des Senats an den Straßenecken affigirt wurden.

Bekanntmachung.

Da sich das Gerücht im Publikum verbreitet hat, als ob Brandstifter auf der That betroffen worden seien, so hält ein E. H. Rath Sich zwar dringend verpflichtet, die hiesigen Bürger und Einwohner zu warnen, solchen Gerüchten zu leicht Glauben beizumessen, und auf jeden Fall jede desfallsige Selbsthülfe im Verfolg eines solchen Verdachts strenge

zu unterſagen. Er fordert vielmehr alle Bürger auf, ſich damit zu begnügen, ſolche auf der That ertappte Frevler zu arretiren und ſie der Polizeibehörde zu überliefern. Dagegen wird Er aber die ſtrengſte Aufſicht in dieſer Hinſicht eintreten laſſen, und wird Er, falls dennoch wider Erwarten ſolche boshafte Frevler einer ſolchen Schandthat überführt werden ſollten, mit den ſchleunigſten und ſchärfſten Strafen gegen dieſelben verfahren.

Beſchloſſen in Unſerer Rathsverſammlung.
Hamburg, den 7. Mai 1842.

Alle jene Perſonen waren gewiß unſchuldig; ſoll ich aber, um noch einmal darauf zurück zu kommen, meine ſubjektive Meinung über dieſes Brandſtiftungs-Gerücht ausſprechen, ſo halte ich mich überzeugt, daß etwas Wahres daran ſei, da ich zu viel glaubwürdige Perſonen geſprochen, die die verſchiedenen Zündapparate mit eignen Augen geſehen, worunter unter andern ein 6 Zoll langer, bandartig eingekerbter und mit einer blauen Maſſe beſtrichener Streifen befindlich, von dem nur ein Stück abgeriſſen und wie jene Congreve-Zündhölzer geſtrichen zu werden brauchten, um ſchnell entzündet zu werden. — Mein Gewährsmann hatte ein Stück davon in Händen und ich habe gänzlich keine Urſache, an ſeine Glaubwürdigkeit zu zweifeln. — Sei dem wie ihm wolle, ſo wuchs am Sonnabend-Nachmittag die Gährung dermaßen, daß die Behörden Beſorgniſſe für Tumulte hegten, und eiligſt mittelſt einer telegraphiſchen Depeſche von Stade militairiſche Hulfe an Cavallerie erbat, was zugleich auch deshalb als nothwendig erſchien, weil die hieſige Mannſchaft durch fortwährendes Arbeiten und Wachen zum Umſinken ermüdet war, weshalb man auch auf Befehl der Behörden jeden paſſirenden Mann, ſelbſt die Beſſergekleideten bei dem Spritzen oder Waſſerdarreichen anſtellte, was ſelbſt einem Senator arrivirt ſein ſoll, der auch ohne Widerrede der Aufforderung eines Gardiſten Folge leiſtete. In Folge des

Gesuche an die Landdrostei zu Stade trafen denn auch am Sonntag 50 und ebenfalls am Montag 50 Uhlanen, je mit zwei Trompetern und zwei Offizieren, hier ein, um die öffentliche Sicherheit aufrecht zu erhalten. Zu gleicher Zeit, am Sonnabend, erging folgender Aufruf an die gutgesinnten Burger:

E. H. Rath macht Folgendes bekannt.

Es werden vorgängig, um die Polizeigewalt unter den jetzigen Umständen mit der erforderlichen Kraft zu handhaben, Polizeiburger eingeführt. — Jeder bekannte wackere Burger oder Angehörige unserer Stadt, welcher sich erbietet, dieses Ehren-Amt für seine Vaterstadt in der gegenwärtigen Zeit der Noth zu übernehmen, ist bis dahin, daß eine hinreichende Anzahl sich gemeldet hat, willkommen. Es ist ein Register auf dem Stadthause niedergelegt, um sich einzuzeichnen.

Die Polizeiburger werden nach den Bataillonsdistricten des Bürgermilitairs eingetheilt und sich selbst wieder in Compagnieen nach der Ordnung des Burgermilitairs abtheilen.

Sie verrichten in Gemeinschaft mit der ordentlichen Polizei Alles, was unter den gegenwärtigen Umständen zur Verwaltung der Sicherheitspolizei im weitesten Umfange gehört, jedoch unter der Oberleitung der Polizeibehörde, und haben sie auf keine Weise, was den technischen Theil der Löschung betrifft, einseitige Anordnungen zu machen.

Die Polizeiburger desselben Burgermilitairbataillons bilden in jedem Districte eine Centralbehörde, welche provisorisch im Hause des Bataillonschefs ihren Sitz hat. Sie vertheilen die einzelnen Bürger nach den Compagnieen.

Alle Maßregeln von Wichtigkeit, welche die Polizeiburger ergreifen, sind, wenn thunlich, der Polizeibehörde zur Genehmigung vorzulegen. Die Burger und Einwohner, welche sich als Polizeiburger einzeichnen, tragen eine weiße Schärpe um den Leib; sie werden patriotisch den Geist dieser in der Eile entworfenen Instruction mehr als ihre Worte vor Augen haben.

Die Polizeiburger werden es ſich auch nach beſten Kräften angelegen ſein laſſen, die Arbeiter und das Volk zur Nüchternheit und Mäßigkeit zu ermahnen, ſo wie zur ſteten Thätigkeit und beſonders zum Vertrauen auf Gott, deſſen mächtige und gütige Hand uns von der ſchweren Heimſuchung in Gnaden befreien möge.

Gegeben in Unſerer Rathsverſammlung.

Hamburg, am 7. Mai 1842.

Bekanntmachung.

Bei der ungewöhnlichen Größe des Unglücks, welches uns in dieſem Augenblick betrifft, und welches alle unſere eigenen Kräfte zu erſchöpfen droht, wird Behufs Aufrechthaltung der Ordnung der freundnachbarliche Beiſtand nicht zu entbehren ſein, welcher uns ſchon in ſo reichem Maaße bei den Löſch-Anſtalten durch unſere Grenznachbaren zu Theil geworden iſt. E. H. Rath hat demnach, um unſerm Bürgermilitair und unſerer Garniſon Zeit zu geben, ihre ſo ſehr in Anſpruch genommenen Kräfte wiederum zu ſammeln, ſowohl das uns abſeiten unſerer Schweſterſtadt Lübeck gemachte Erbieten, uns durch einen Theil ihres Militairs zu Hülfe kommen zu wollen, als auch dasjenige von Seiten der königl. däniſchen und hannoverſchen Behörden, uns inzwiſchen mit einigem Militair behülflich ſein zu wollen, dankbar angenommen. E. H. Rath darf dem Sinne der Burger zuverläſſig vertrauen, daß ſie dieſe ſo ſehr wünſchenswerthe Hülfe mit Ihm dankbar anerkennen, und dieſes Militair unſerer Nachbaren wie das eigene reſpectiren und freundlich aufnehmen werden.

Gegeben in Unſerer Rathsverſammlung.

Hamburg, am 7. Mai 1842.

Man leiſtete dem erſtern Aufrufe zahlreich Folge; ſelbſt in den Vorſtädten ſo wie in Altona durchſtreiften Burger als freiwillige Patrouillen die Gaſſen, und in der Stadt war

die Angst und Befürchtung so groß, daß selbst Frauen und Kinder auf ihren Sahltreppen die Nacht durchwachten. Eine Menge Verdächtiger wurden eingezogen, jedoch erschien ein beruhigendes Mandat folgenden Inhalts:

Bekanntmachung.

Die Gerüchte über beabsichtigte Anlegung von Feuer in den unversehrten Theilen der Stadt, haben durch die Untersuchungen, welche in Folge zahlreicher Arrestationen vorgenommen sind, bisher keine Bestätigung erhalten. Dagegen sind leider nicht wenige Personen, auf die ein Verdacht gefallen, bei ihrer Verhaftung gemißhandelt und schwer, in ein paar Fällen, vielleicht selbst tödtlich verletzt, und dies hat sogar solche Einheimische und Fremde, namentlich Engländer betreffen, welche bei dem zur Hemmung der Feuersbrunst nöthigen Sprengen von Gebäuden muthig ihr Leben zur Rettung der Stadt gewagt haben.

Indem E. H. Rath die beruhigende Nachricht, daß bis jetzt kein Grund vorliegt, an jene Gerüchte absichtlicher Brandstiftung zu glauben, zur öffentlichen Kunde bringt, verbindet Er damit die dringende und ernste Aufforderung, diese Zeit des Unglucks nicht auch zu einer Zeit des Undanks und der Verfolgung zu machen und nicht, aus gerechtem Unwillen über vermeintliche Verbrechen, sich zu Mißhandlungen sogar Solcher hinreißen zu lassen, denen wir auf das Tiefste verpflichtet sind. Zugleich aber erklärt E. H. Rath, daß er es als eine unabweisliche Pflicht betrachtet muß, gegen Diejegen, welche sich dennoch solche Mißhandlungen erlauben, mit scharfer Ahndung zu verfahren.

Gegeben in Unserer Rathsversammlung.

Hamburg, am 8. Mai 1842.

Die Nützlichkeit dieser Bekanntmachung liegt am Tage, da eine Bestätigung des Verdachtes noch mehr Unheil an Unschuldige veranlaßt haben würde, und ich wünsche zur

Ehre der Menschheit, daß ich mich im Irrthum befinde, kann mich aber doch nicht davon überzeugen, auch sind Fälle dieser Art, vorzüglich aus Frankreich und England — wo man selbst das Raffinement der Brandstiftung so weit trieb, eingefangenen Sperlingen brennende Schwefelfäden anzubinden — nicht eben unerhört.

Doch wieder auf die eigentliche Feuersbrunst zu kommen, so hatte sich dieselbe am Sonnabend-Abend durch die Zuchthausstraße und den westlichen Theil des Pferdemarkts bis zum Holzdamm und somit einem Reste von Wohnungen entgegengewälzt, die in der Rosen-, Schacht- und Lilienstraße, bei den kurzen Mühren und in der Wassertwiete, in ihren Bienenstock ähnlichen himmelhohen Sählen, versteckten Buden und Häuserchen, dem Feuer nur zu reichliche Nahrung darboten, und hiermit war einerseits ein wahres Armenquartier erreicht, anderseits wurde auf dem Holzdamm ein Reihe Prachtgebäude ergriffen, unter denen die Commandantur der Garnison und die Wohnung des mehrgenannten Hrn. Smith befindlich, auch das Detentionshaus stand in Aussicht. Hier mußte das Feuer inne halten, da es bis zum Wall gelangt war, das sah Jeder ein, und dieses blieb die letzte Hoffnung. Nachmittags streckte die Flamme das Zuchthaus und gleich darauf das Spinnhaus nieder. Gegen Abend rückte sie ihrem Erzfeinde Smith auf den Leib, und schurte hier neuerdings dermaßen die Gluth, daß der Schein, wie schon zuvor, bis in die Nordsee leuchtete. Es brannte schier fabelhaft in den hohen stolzen Gebäuden rings, aber der Wassermann begoß sich dermaßen mit Alsterwasser, daß er so lange in seinem Hause sich erhielt, bis ihm angesagt wurde, er müsse dasselbe verlassen, da es gesprengt werden solle. Mit edlem Trotze weigerte sich Smith, die meist gelungene Rettung aufzugeben, und fast mit Gewalt mußte man ihn aus seinem Eigenthum entfernen. Sonderbar genug unterblieb die Sprengung, unerachtet der Ankündigung, und der unglückliche Mann mußte vor seinen Augen sein Haus von den Flammen verzehrt sehen,

da die Unterbrechung des Löschens dem gierigen Feinde eine zu große Gewalt eingeräumt. — Den Thatbestand dieses unbegreiflichen Ereignisses hat der Gekränkte unwiderlegt veröffentlicht, und die öffentliche Meinung hat ein zu seinen Gunsten lautendes Urtheil abgegeben und die Schuldigen verurtheilt. — Genug, die heiße Nacht ging auch an diesem Herrn nicht ohne Verwüstung vorüber, und die Gluth zog sich langsam rechts in das erwähnte Armenquartier hinauf. Man fürchtete vor dem Jacobithurm, aber die leckende rothe Zunge hatte sich zum dritten Kirchenopfer eine Kapelle der heilgen Frau Gertrud ausersehen, eine Charteke aus den Jahren 1391 bis 1399, die von allen abgebrannten Gebäuden wohl am ersten entbehrt werden könnte, da die heutige Bevölkerung Hamburgs allzu beschäftigt ist, als daß Zeit übrig bliebe, alle die Kirchen zu füllen, zumal der größere und gebildetere Theil seine Kirche mit sich im Herzen umher trägt; doch wird jene jetzt als Stellvertreterin der St. Petrikirche provisorisch wieder hergestellt. Das letzte Geschäft dieses St. Gertruds-Vermächtnisses war die Entzündung der umherliegenden kleinen Wohnungen in unsäglicher Menge. Dieses Finale des großen Flammen-Dramas verlief am Morgen des Sonntags am 8. Mai, nachdem das Feuer dreimal 24 und 6 Stunden unablässig gewuthet hatte. In dieser letzten Nacht fürchtete man auch für St. Georg, und alle Mobilien, die eine fortlaufende Kette dahinaus vom Ferdinands- und Stemdor bildeten, und was an Menschen den Wall wie eine lagernde Caravane bedeckte, mußte eiligst transportirt werden. Diese Befürchtung war glücklicherweise ohne Grund, denn die nunmehr combinirten 2 bis 300 Spritzen spieen eine solche Sündfluth von Wasser in das Fegefeuer, und die Mineurs sprengten mit solcher Energie, als gelte es die Erde gegen den Mond zu sprengen. Da endlich kühlte sich der Zorn des Himmels ab, und gegen 9 Uhr Morgens lief eine Verkündigung durch die Gassen, man sei des Feuers mächtig geworden. So war's, und Hamburg hatte einige große,

theuer bezahlte Lehren bekommen: Zuerſt nicht zu ſicher und vertrauensvoll auf althergebrachte Rettungs- und Löſch-Anſtalten zu ſein, ſondern ſo lange neuere Entdeckungen noch vorzüglichere Mittel darbieten, dieſelben nicht zu verſchmähen; mit andern Worten: ſich kräftigere Spritzen anzuſchaffen. Zweitens die Oberaufſicht über Lebensfragen bedeutender Staats-Inſtitute nicht unter Einfluß von Nepotismus zu beſetzen, auch widerſinnige Geſetze auszumerzen, wie z. B. jenes: daß eine zur Brandſtätte geeilte Spritze nicht eher Waſſer geben dürfe, bis einer der obern Commandeure erſchienen. Der geſunde Verſtand ſieht die Zweckmäßigkeit eines ſolchen Geſetzes bei Fällen, wo an einer Minute Leben oder Tod hängt, nicht ein, und iſt daſſelbe auch nunmehr bereits abgeſchafft worden; und drittens: dem Verdienſte ſeine Kronen zu reichen und das Verdienſtvolle unter allen Bedingungen anzuerkennen. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß Verkennung dieſer drei Verpflichtungen mit die hauptſächlichſte Urſache des uns betroffenen Unheils war. — Der Verluſt an Straßen, Plätzen und öffentlichen Gebäuden beträgt ſpeciell bezeichnet folgende: die Deichſtraße, von der Steintwiete rechts zum Theil, links gänzlich; die Steintwiete, bis auf ein paar neue Gebäude; die halbe Oſtſeite vom Rödingsmarkt; die Grutztwiete; der Hopfenmarkt; die St. Nicolaikirche mit dem herrlichen Thurme und berühmten Glockenſpiele nebſt den auf dem Kirchhofe befindlichen Gebäuden; die Neuenburg; die Bohnenſtraße mit der truberen Börſenhalle; die Mühlenbrücke; großer und kleiner Burſtah; bei dem Rathhauſe; das Rathhaus, die Bank, die alte Börſe und das Commercium; einige Häuſer vom Neß; die große Bäckerſtraße, das Cimbeckſche Haus, worin das Handelsgericht und ein Theil der Verwaltungsbehörden ſeinen Sitz hatte; ein Theil vom Dornbuſch; die Pelzerſtraße zum Theil; die Filterſtraße; ein Theil des Fiſchmarkts; die Schmiedeſtraße größtentheils (das neue Schulgebäude blieb verſchont); der Berg; die große und kleine Johannisſtraße; die Knochenhauerſtraße; der Breitegiebel; der Adolphsplatz,

doch wurde die neue Börse auf vorhin angedeutete Weise gerettet; die Schauenburgerstraße; die Stavenpforte; der Plan; der Mönkedamm; die Altewallstraße; der Grashof; der größte Theil des Neuenwalls (Stadt- und Posthaus blieben verschont), nebst Scheelengang und Vogtswall; die Südseite der großen Bleichen; die kleine Königsstraße und die Ecke der großen Königsstraße; der ganze alte Jungfernstieg mit sämmtlichen großen Hotels, bis an den Gerberhof; die Häuser bei der Kunst; die Bergstraße; die Petrikirche mit dem Thurme (einem der höchsten und schönsten Thurme Europa's) und Umgebung; die große und kleine Paulstraße; die Zuchthausstraße mit dem Werk- und Zuchthause; das Spinnhaus; beim Alsterthor; der Holzdamm; beim Drillhause; das Detentionshaus; die Raboisen; die Schachtstraße; die Rosenstraße; der Pferdemarkt; eine Seite der Breitenstraße; die Gertrudenkirche mit Thurm und Umgebung; die kurze Twiete; die Wassertwiete; der Neueweg und die Lilienstraße. — Also 41 Straßen und 5 öffentliche Märkte und Plätze, 3 Kirchen, 7 große Staats-Gebäude, mehrere Brücken und circa 2000 Häuser; 50,000 Personen mögen durch den Brand ihre Habe und Gut verloren haben; das Leben verloren durch die verschiedenartigsten Zufälle: 51, worunter ein, bei dem späteren Sprengen des St. Petri Kirchengemäuers, verunglückter preußischer Pionier. In einem einzigen Weinkeller unter dem Hause des Stockfabrikanten Meier, an der Ecke des Burstah und der Schlickuths-Brücke, wurden allein 17 Personen verschuttet, worunter mehrere Bürgergardisten, die sich beim Frei-Wein gütlich gethan.

Verfolgen wir nun die hinterlassenen Spuren der Vernichtung, so drängt sich uns die merkwürdige Wahrnehmung auf, daß das Feuer sich auf seinem verheerenden Wege, fast wie mit Absicht, die ältesten und der kreisenden Zeit verfallendsten Gebäude, und die durch ihre Beengung widerwärtigsten Straßen auserwählte, um sie in das Grab der

C. G. Fuhrmann delt. Tyson sc.

HAMBURG NACH DEM BRANDE V. 5 BIS 8 MAY 1842.

VON DER WASSERSEITE AUS GESEHEN.

Vernichtung zu werfen. So fraß die Flamme drei alte Kirchen, die alte Börsenhalle, die alte Börse, das alte Eimbeck'sche Haus, das uralte Rathhaus, und ließ die neue Börse, das Stadthaus, das Gasthaus, die Bank, die Stadtpost und die Alsterhalle stehen; nur der neue Alsterpavillon verfiel dem Gelust: auch ein Stückchen junges Hamburg zu kosten. Die beiden Burstah's, die Bohnenstraße, Neuburg, Altewaßstraße und Mönkedamm ärgerten durch ihre krumme, wurstartige Beengung längst Bürger und Behörden, und glücklicherweise nahm man bei der neuen Bebauung der Plätze Rücksicht auf die Forderungen der Zeit, hinsichtlich Verkehrs und Geschmacks, und was alle Expropriation nicht vermochte, hat nun die Hand des unerbittlichen Geschicks mit einem einzigen Schlage dekretirt und ausgeführt.

Man wird vielleicht in dieser Darstellung eines uns betroffenen National-Unheils den gewohnten Ton einer klägslichen Litanei vermissen, aber ich lebe der Meinung, daß es ein Triumph der Philosophie ist, einem unabwendbaren, unvermeidlichen Unglück die möglichst beste Seite abzugewinnen, da die Natur der Dinge dafür gesorgt hat, daß eine solche selten auch dem größten Unheil völlig mangelt.

Die Eisenbahn, die an den Tagen des Brandes eingeweiht werden sollte, hat ihre Thatigkeit damit begonnen, Flüchtlinge mit ihren Effecten nach Bergedorf zu transportiren. Eine herzerhebende Wahrnehmung ist es, daß die Menschen auch in den ferner liegenden Umgebungen, den sanftern Regungen des Herzens folgend, nicht säumten, Hülfe zur Milderung des Elends zu leisten, und nicht nur Lebensmittel versendeten, sondern auch Offerten zur Aufnahme von Obdachlosen machten, die aber großtentheils vor der Hand dankbar abgelehnt wurden.

Mandate und Bekanntmachungen der Behörden erschienen außer oben angegebenen noch folgende:

Bekanntmachung.

Da an vielen Stellen eigenmächtig und widerrechtlich

Trummer von den Brandstätten weggeschafft werden, durch das darunter befindliche, zum Theil noch brennende oder glühende Holz aber das Feuer leicht wieder verschleppt werden kann, so wird ein solches Wegschaffen, ohne Aufsicht der Behörden, hierdurch untersagt, und werden zugleich alle Burger und Einwohner dringend aufgefordert, um ihrer eigenen und ihrer Mitburger Sicherheit willen, ein solches eigenmächtiges Verfahren weder anzuordnen, noch selbst zu zu beschaffen.

Gegeben in Unserer Rathsversammlung.
Hamburg, den 8. Mai 1842.

Freunde, Mitburger!

Mit des Allmächtigen Hulfe und der anstrengenden Thätigkeit und der eisernen Ausdauer unserer Burger und Angehörigen, und unserer wohlwollenden Freunde und Nachbaren ist der ungeheuren Feuersbrunst, die einen so großen und schönen Theil unserer Vaterstadt verheerte, Einhalt gethan, und wie die Sachen jetzt stehen, durfen wir hoffen, daß sie nicht weiter um sich greife.

Laßt uns nun in unserem Muthe, in unserem Glauben, in unserem bruderlichen Aneinanderhalten beharren, laßt uns alle unsere gemeinschaftlichen Kräfte ferner wach erhalten.

Unser geliebtes schönes Hamburg ist nicht verloren, und unsere regsamen Hände werden, wenn auch allmählig, und in Monaten und Jahren, das schon wieder aufzubauen wissen, was das furchtbare Element in Stunden und Tagen so hastig zerstorte.

Gott mit Uns!

Gegeben in Unserer Rathsversammlung. Hamburg, den 8. Mai 1842. Nachmittags 2 Uhr.

Bekanntmachung.

Abseiten der unterzeichneten Behörden werden sämmtliche Eigenthumer und Einwohner der Vorstadt St. Georg

aufgefordert, ihre leer ſtehenden, noch nicht vermietheten Wohnungen, unter Angabe der Miethen, beim Voigt Speckmann, große Allee Nr. 49, ſchriftlich aufzugeben, und wird das Verzeichniß derſelben für diejenigen, welche Wohnungen ſuchen, ebenfalls daſelbſt ausgelegt.

Das Patronat der Vorſtadt St. Georg.

Dem Hülfsverein ſind bereits manche Gaben zur Linderung der augenblicklichen dringenden Noth von wohlwollenden Privatleuten zugekommen. Nur in dem Wunſche, daß ſolche für das augenblickliche Bedürfniß beſtimmte Gaben nicht zerſplittert und dadurch vielleicht weniger nützlich werden, bittet der Hülfsverein, Lebensmittel und Effecten an das Bureau in der großen Theaterſtraße Nr. 13, baares Geld an den Caſſirer des Vereins, Herrn Steinthal, große Theaterſtraße Nr. 35, zu adreſſiren. Kleidungsſtücke aller Art und Betten würden willkommen ſein.

Hamburg, den 9. Mai 1842.

Es geht aus der letzten Bekanntmachung hervor, daß das Ausland, die Noth unſerer Vaterſtadt ermeſſend, und von ſchöner, menſchlicher Regung des Herzens getrieben, nicht ſäumte, mit thätiger Hülfe herbei zu eilen, und ſo ſah man denn ungeſäumt Kähne und Wagen mit Lebensbedürfniſſen, namentlich Brod, für den augenblicklichen Bedarf aus allen Gegenden herbeieilen, was ſchon am Morgen des 6. Mai begann, und viele Wochen nach den Brandtagen anhielt. — In der That aber ſah man auch, vom 6. Mai an, in den kalten rauhen Frühlings-Regentagen rings um Hamburg, größtentheils unter freiem Himmel, Tauſende von Flüchtlingen, Kranke, Wöchnerinnen, Greiſe und Kinder unter ihnen, bei ihren wenigen geretteten Habſeligkeiten hungernd und frierend bivouaciren, den thränenvollen Blick, in welchen die Flamme ſich ſpiegelte, um Mitleid flehend, zum Himmel erhoben, und ſo conſtituirte ſich nun ſchnell ein Hülfsverein,

deſſen Sitz im Hauſe des Herrn Dr. Abendroth war, und dem alle die verſchiedenen, immer reicher zufließenden Gaben der Liebe, an Lebensmitteln, Kleidung und Betten — England ſandte ſogar Zelte — zufloßen, um für deren möglichſt geregelte Vertheilung zu ſorgen. Viele andere Männer, Frauen und Jungfrauen ſtellten ſich demſelben freiwillig zur Verfügung, um für das Unterkommen der Obdachloſen und Vertheilung der Gaben zu ſorgen, und wohl war es ein herzerhebender Anblick, dieſelben vor den Thoren umherwandern und die Unglücklichen aufſuchen, tröſten, erquicken, und dann irgend einem Obdache entgegenführen zu ſehen, damit ſie der erſten druckendſten Noth enthoben ſein möchten. Tag und Nacht ruhte die Liebe nicht, Sorge für Alle, ohne Anſehen der Perſon zu tragen, und bis zum 7. Auguſt währte ſolche Sorgfalt, nachdem ſich ſchon am 10. Mai, nach vorherigem Uebereinkommen mit dem Hülfsverein, eine Unterſtützungsbehörde, unter Aufſicht des Staats, gebildet, der dann vorzüglich die mit beiſpielloſer Mildthätigkeit geſendeten reichen Summen aus allen Gegenden der Erde zur Verwaltung und Verwendung zufloßen. Europa's Fürſten, und namentlich der König von Preußen, gingen ihren Völkern hierin mit den erhebendſten Beiſpielen voran, und bis in die niedrigſte Hütte hinab wirkte das ſchöne Beiſpiel, ſo daß die Züge von wunderſamer Herzensgüte, geſammelt, ein eigenes Buch der Mittheilung bilden konnte, denn es betrug die ganze Summe milder Gaben bis zum Schluſſe dieſes Werkes faſt 5 Mill. Mark Banco. Es ſteuerten aber von gekrönten Häuptern dazu:

der Kaiſer von Oeſterreich..... 40,000 Gulden,
der Kaiſer von Rußland..... 50,000 Silber-Rubel,
der König von Preußen..... 25,000 Rthlr.,
der König von Dänemark..... 35,000 Spec. Thlr.,
der König von Baiern..... 15,000 Gulden,
der König von Schweden..... 10,000 Mark Banco,
die Königin von England..... 200 Lſtrl.,

der Großherzog von Oldenburg... 2,000 St. Louisd'or,
der König von Hannover .....10,000 Mark Banco,
der Großh. v. Mecklenb.-Schwerin 10,000 Rthlr. Nz.

Dieſe zehn Monarchen begleiteten ihre Liebesgaben mit herzlichen, von Segenswünſchen und Tröſtungen begleiteten Zuſchriften, aus denen ein, ſowohl politiſch als moraliſch gültiges Zeugniß der wohlwollendſten Geſinnung hervorleuchtete. Es gingen dann noch ferner von gekrönten Häuptern ein:

vom König der Franzoſen.....20,000 Franken,
vom König von Wurtemberg.....10,000 Gulden,
vom König von Sachſen ..... 1,600 St. Louisd'or,
vom Herzog von Anhalt-Bernburg 200 St. Louisd'or,
vom Herzog von Anhalt-Deſſau .. 1,000 Rthlr. Pr.,
vom Großh. von Heſſen und bei Rhein 4,000 Gulden,
vom Großherzog von Baden .... 8,000 Gulden,
vom Großh. von Sachſen-Weimar 2,000 Rthlr. Pr.,
vom Großh. von Mecklenb.-Strelitz 300 St. Louisd'or,
vom Herz. v. Braunſchweig-Lüneburg 5,000 Rthlr. Pr.,
vom Fürſten zu Lichtenſtein..... 400 Dukaten,
vom Fürſten zu Schaumburg-Lippe 100 St. Louisd'or,

Auch die Schweſterſtädte Bremen, Lübeck und Frankfurt ſäumten nicht, ihre milde Hand aufzuthun, und letztere ſteuerte aus der Staatskaſſe ſogar 100,000 Gulden bei. Bremen ſendete außer reichlichen Beiträgen auch faſt ſeine ganze Garniſon, wackere Männer, die mit unermüdlicher Ausdauer zwiſchen den glühenden Ruinen in Staub und Sonnenbrand viele Wochen lang Tag und Nacht Schildwache ſtanden. Lübeck hatte ſchon während des Brandes Spritzen und Militair geſchickt, und namhafte Summen, aus den freiwilligen Beiträgen geſammelt, folgten nach, und da ganz Europa, namentlich aber Deutſchlands edle Mitbrüder in der beiſpielloſen Aufwallung des Mitgefühls wetteiferten, dem unglücklichen Hamburg beizuſpringen, ja daß ſogar ſchwere Gefangene ihr Scherflein beiſteuerten, ſo waren ſchon Ende Septembers weit über 4 Mill. Mark Banco eingegangen und

dem Unterstützungs- und Hülfsverein überwiesen. — Die erste von jenem Gelde gemachte Anwendung zeigte sich in dem Anbau zahlreicher Nothhäuschen rings um die Stadt und auf den freien Plätzen innnerhalb derselben, wo Tausende ihren kleinen Handel, ihr Handwerk oder Gewerbe fortsetzten. Ja selbst der Jungfernstieg und die Esplanade wurden von den Behörden zu solchem Zwecke — obgleich die Bewohner der letztern dagegen supplicirend protestirten — angewiesen, und die kleinen Gebäude für einen billigen Preis vermiethet. Aber auch an Geschenken wurden denen, die Verluste gehabt, und die Hulfe nicht verschmähten, große Summen vertheilt, wobei wiederum aber auch die Merkmale eines den Menschen zierenden Ehrgeizes, wo Wohlthaten abgelehnt wurden, anerkennend erwähnt werden müssen.

Bemerkenswerth ist, daß der hiesige Handel, insofern das Bankgeschäft als punctum saliens desselben zu betrachten ist, keinen Augenblick unterbrochen wurde, da die Verwalter noch während dem Wüthen der Flammen anzeigten, es könne im Hause der Mad. Stockfleth in der Dammthorstraße unentgeldlich abgeschrieben werden, wenn gleichwohl kein Silber weder eingebracht noch erhoben werden könnte. — Auch ließ der Banquier Herr Salomon Heine — der überall, wo Hülfe nöthig, kräftig zur Stelle ist — sich's gleich nach der Katastrophe angelegen sein, das Disconto auf 4 Prozent zu halten, und dadurch Schwankungen vorzubeugen, die manches Haus den Niedergebrannten nachgeschleudert haben würde. Auch eine Darlehn-Compagnie, aus 20 Kaufleuten mit 4 Mill. Mark Bco. Capital, constituirte sich zu ähnlichem Zwecke. — Juristen vereinten sich zu unentgeldlicher und vermittelnder Nachweisung vorläufiger unaufbleiblicher Rechtshändel; dann griffen auch die Behörden mit kräftiger Hand in das zunächst liegende Nothwendige ein: die Gassen wurden schnell und umfassend vom Schutte gereinigt, und Verfügungen über das rechtmäßige Aufsuchen des verschütteten Eigenthums mittelst Autorisations-Karten

getroffen; die Kanäle, theilweise völlig verschüttet, wurden vorzuglich durch den Fleiß preußischer, von ihrem großherzigen König hergesendete Pioniere gereinigt; Nothbrücken geschlagen, und der überflüssige Schutt vor die Thore hinaus gefahren. Die Polizeibehörde säumte nicht, den gewissenlosen Räubereien bürgerlichen Eigenthums bis in die verborgensten Winkel der Stadt und der dörflichen Umgebung nachzuspüren, und wurden somit ganze Fuhren Raubguts, vorzuglich viele Waaren, alle die Zeit über, bis heute, ein Jahr nach dem Brande, wieder ans Tageslicht gezogen und den rechtmäßigen Eignern zurückgegeben, zugleich aber auch die Schuldigen bestraft. Die Thätigkeit dieser Behörde wurde überhaupt in übermenschlicher Weise in Anspruch genommen, denn monatelang konnte sich das niedere Volk noch nicht zu dem Begriff herbeilassen, daß es unerlaubt sei, Freubeuterei zwischen den Ruinen zu treiben, und so den Abgebrannten auch noch den kleinen Theil ihres gebliebenen Eigenthums zu verkümmern, während tausend andere schrieben, sangen, deklamirten, musicirten und sammelten, um durch kleine Summen zum Großen zu schaffen, und theils den Verunglückten beizuspringen, theils auch sofort etwas für den Aufbau der zerstörten Kirchen und Thürme zu thun, deren Gottesdienst einerseits in die Waisenhauskirche, andererseits in die Aula des neuen Gymnasiums verlegt worden war. — Die Waisenkinder mußten abermals und zwar dieses Mal nach Eppendorf auswandern; ein Umstand, der als längst durch die öffentliche Meinung beantragt, bei umfassend beschaffter Fürsorge, als kein Uebel zu betrachten, da Kindern das Landleben nur zuträglich sein kann. Das geräumte Lokal, von der Kämmerei angekauft, wurde nun theils zu den Senats- und Bürgerschafts-Sitzungen, theils für die verschiedenen Administrations-Bureaux, als Kämmerei, Zoll- und Stempel, Kanzlei ꝛc. eingerichtet, auch später, zur Vermeidung des störenden Wagengerassels, zum ersten Male die in England vielfach angewendete Holzpflasterung der Gassen,

an der Fronte des Hauses entlang, zwar mit großen, vielangefeindeten Kosten, aber auch mit dem besten Erfolge angelegt.

Sobald der erste Schrecken des Brandes einigermaßen überwunden, und die Männer von Kopf und Herz sich von den unerhörten Strapatzen, da sich manche in drei Tagen keinen Schlaf erlaubt, erholt hatten, konnte man den Eindruck wahrnehmen, den dieses fürchterliche Ereigniß auf die Gemüther ausgeübt. Nur einige noch in engherzigen, religiös-dogmatischen Banden sich bewegende Geister sahen dasselbe als ein Strafgericht Gottes für Ueppigkeit und Sünde an, und gaben sich Mühe, ihre befangene Ansicht bei der Masse Geltung zu verschaffen. Zum Glück aber ist unsere Generation in der Majorität längst einer nicht stichhaltigen Ansicht entwachsen, die dem unsichtbaren Regenten des Universums und der menschlichen Schicksale, zur Bequemlichkeit gern menschliche Leidenschaften, Gedanken und Entschließungen andichten möchte, nicht bedenkend, wie schwer man sich dadurch an dem Begriff der Größe und Erhabenheit des angebeteten Gottes vergeht, dessen Wille nur im Zusammenhange und in Beziehung zum Ganzen gedacht werden darf, wenn man nicht alles Trostes im Glauben an seine Güte und Liebe dadurch verlustig gehen will, daß man ihm Entschließungen der Vernichtung unterschiebt, dessen veranlassende Elementar-Kräfte unter die Herrschaft des menschlichen Verstandes gestellt, nur eben dadurch die Wohlthäter des Menschengeschlechts werden können, daß sie der Ausartung fähig sind, wenn man sie der menschlichen Herrschaft sich entraffen läßt. — Der bessere und vernünftige Theil der Hamburger hielt nun aber auch, bewußt oder unbewußt, diesen unsern Standpunkt fest, und suchte das Ereigniß als eine lebendige, nachhaltige Mahnung zum Fortschritt auf der Bahn der Erkenntniß, dessen was Noth thut, um weiser und besser zu werden, aufzufassen und darzustellen, in Folge dessen die patriotische Gesellschaft denn auch Anträge zu wohlthätiger Reform in

anständiger Fassung an den Senat gelangen ließ, dessen Erfolg freilich bis heute noch im dunkeln Schooße der Zukunft ruht. — Dagegen versäumte letzterer nicht, einen allgemeinen Buß- und Bettag für den 7. Juli anzuordnen, und den Predigern aufzugeben, über geeignete Themata zu ihrer Gemeinde zu reden. Diese Reden — größtentheils auch gedruckt ins Publikum gekommen — erheben sich nun freilich nicht über die gang und gebe Anschauung: daß Gottes Hand das Feuer angefacht und wieder gelöscht habe, obgleich beides nur durch die universelle Kraft der göttlichen Ordnung, wie solche in der Wechselwirkung zwischen dem Auge des menschlichen Geistes und der blinden Kraft der Elemente zur Erscheinung heraustritt, zu verstehen ist, auf das die tröstende Freiheit des Willens, gegen das geisttödende Fatum seine erhebende Rechte behalte. Doch ging die leicht befriedigte Gewohnheit auch mit einer Erbauung viel tausendfach an jenem Tage aus dem Tempel nach Hause; denn im Hintergrunde des Herzens und des Verstandes, die in ihrer Wechselwirkung zu dem Begriff Vernunft zusammenfließen, stand mit erkennbarer Schrift verzeichnet, daß uns durch das erschütternde Ereigniß eine neue Bahn besonnener Handlungen für die Zukunft vorgezeichnet worden sei, die zu wandeln es mit dem einfachen, sich auf Gott verlassen, nicht gethan sei, sondern daß man Gottes Gesetzbuch der natürlichen Dinge studiren, und zur Befolgung in sich aufnehmen müsse, um mit wohlbegründetem Vertrauen zu ihm beten zu können: „Bewahre uns Herr vor eine Wiederholung solcher Noth und Drangsale!“ Und jene Aufgabe: zur Erkenntniß der Dinge wie sie sind, und nicht wie beschränkter Verstand und befangener Glaube sie sich willkurlich ausmale, zu gelangen, liegt ganz vorzuglich den Vätern der Stadt ob, denen, für die Sicherheit ihrer Burger zu sorgen, es eine heilige Verpflichtung ist, was dieselben aber auch, wie es seitdem schon Thatsachen bezeugen, begriffen haben und nicht verabsäumen.

Was nun die, erst in ruhigen Tagen möglich gewordene

Aufmachung einer ungefähren Berechnung des zerstörten Eigenthums-Werthes betrifft, so wird dieselbe in runder Summe zu etwa 90 Mill. Mark Banco abgeschätzt, von welcher ungeheuren Summe dann wieder 32 Mill. für abgebrannte Erben, 28 Mill. für Waaren und 30 Mill. für Mobilien, unversicherte öffentliche Gebäude, Brücken, Gassen, Wasserkünste, Mühlen ꝛc. zu rechnen wären. — Von dieser Summe mochten ungefähr — außer der allgemeinen städtischen Feuerkasse für Erben — in 10 hiesigen und auswärtigen Assecuranz-Compagnien für nahe an 32 Mill. Mark Banco an Waaren und Mobilien versichert sein, wovon aber leider 12 Mill. auf eine hiesige, die sogenannte Biebersche Assecuranz, zu rechnen, die sich für nicht solvent erklärte, und unerachtet der bedeutende Zuschüssen, die man von den Versicherten, Ab- und Nichtabgebrannten, unerbittlich eintrieb, nicht ein Drittheil auszuzahlen vermochte, dagegen fast alle übrigen — die Gothaer Bank allein mit fast 4½ Mill. — zum Vollen zahlten. — Nach später aufgemachter Rechnung der Hamb. Feuerkasse-Deputation betrug der Gesammtverlust für 1202 niedergebrannte, außer 217 beschädigten Erben, Crt.-ℳ 40,851,500. Speciell bezeichnet wurde durch Feuer oder Sprengen zerstört: 1749 Häuser, 1508 Säle, 488 Buden und 474 Wohnkeller; zusammen 4219 Feuerstellen, 102 Speicher und 9 Ställe, vertheilt auf 71 Straßen und Plätze und 120 Gänge und Höfe. Obdachlos wurden im Ganzen 19,995 Personen, worunter 9419 männliche und 10,576 weibliche. — Unter den zerstörten Gebäuden befanden sich 7 Gotteshäuser, nämlich: St. Petri, St. Nicolai, St. Getruden, des Zuchthauses, des Spinnhauses und zwei israelitische Tempel in der alten Wallstraße. Ferner: das Rathhaus, die Bank, das Archiv, die alte Börse, das Commercium, das Zucht-, Werk- und Armenhaus, das Spinnhaus, ein Theil des Detensionshauses, das Arbeitshaus, die Armenanstalt, das Eimbeck'sche Haus, das Krameramthaus, die Harmonie, die Schneiderherberge, beide Wasserkünste und die Mühlen am Oberdamm, die

Waſſerkunſt am Unterdamm, die Smith'ſche Waſſerkunſt, die Waſſermühle an der Mühlenbrücke, der alte Schrangen, das alte Schlachthaus (Küterhaus), der neue Schrangen, die Börſenhalle, das Gebäude der patriotiſchen Geſellſchaft, das der Schiffergeſellſchaft, das Thurn- und Taxiſche Poſthaus, die Frohnerei, und ſieben, am Rathhaus, auf dem Hopfenmarkte, am Berge, am Plan, in der kleinen Königsſtraße, auf dem Pferdemarkte und auf den Wall belegene Wachen.

An Waaren — ſoweit ſolche annähernd ſpecificirt werden können — verbrannten 1200 Ballen Baumwolle, 350 Ballen Twiſt, 1½ bis 2 Mill. Pfund Kaffe, zwiſchen 22 bis 23 Mill. Pfund verſchiedene Zucker; 300 Körbe, 410 Packen, 1600 Seronen, 460 Fäſſer Taback, außer 30 Fäſſern und 100,000 Pf. Stengel; 300 Tonnen, 500 Säcke Reis; 500 Centner Rüböl; 100,000 Pfund Palmöl; 1000 Fäſſer Roſinen; 200 Ballen Hanf; 230,000 Pfund Farbeholz; 36,000 Stück Häute; 300 Laſt Getraide; 250 Säcke Kleeſaat; 32,000 St. Leinen; 8000 Orhoft Wein; 400 St. Sprit; 300 Gebinde Rum; 400 Legger Arrac; dazu noch eine große Menge Droguerie-, Silber-, Gold-, Manufactur- und andere Waaren, worunter eine große Menge leicht entzündlicher und heftig brennender Stoffe, z. B. in einem einzigen Speicher in der Deichſtraße hinter Nr. 48 7100 Pf. Kampfer, 8000 Pf. Schellack und 100,000 Pf. Stocklack, was denn vereint mit dem Arrac, Rum und Spiritus, die anfängliche Wuth des Feuers hinlänglich erklärt; dazu kommen die ungeheuren Maſſen Papier in den verſchiedenen Buchhandlungen, die Privat-Bibliotheken, was alles zuſammengenommen, wohl erklärt, wie große Stücke verkohlter Lumpen und andere Stoffe viele Meilen weit durch die Luft entführt werden konnten, um entfernt wohnenden Landleuten Proben unſers Unheils in Natura vorzulegen, und der Brandgeruch ſogar auf der Pfauen-Inſel bei Potsdam, zu einer Zeit, wo man noch keine briefliche Nachricht von dem Brand in Hamburg hatte, wahrgenommen wurde. — Die Gluth hatte übrigens die ſonderbarſten Schmelzungen

unter den mannigfaltig durcheinander liegenden Stoffen veranlaßt, und machten die Ergebnisse desselben für einige Zeit einen eigenen Handelszweig aus, da werthvolle Stücke bis zu mehreren Louisd'or bezahlt wurden.

Das merkwürdigste Product der großen Mainacht-Schmelzerei soll ein an einem Mauersteine der Petrikirche festgeklebtes, wohlerhaltenes Gerippe eines Sperlings sein, der wie im Schmerzensschrei noch den Schnabel aufgesperrt hält. Wir lasen in der Physiognomie dieses Sperlings eine erbauliche Predigt uber die Unsicherheit der menschlichen Dinge. In dem geöffneten Schnabel erstarb zuletzt die Phrase: „Hochmuthiges Geschlecht! Du baust gigantische Pyramiden in die Luft zu Gottes und nebenbei zu deiner eigenen Ehre, und kannst am Ende nicht einmal einen Spatz sicher darin beherbergen; so klein ist deine Macht, so unsicher deine Kunst, so trugerisch dein Versprechen, siehe so soll dieser immer geöffnete Schnabel ein Jahrtausend gegen dich predigen." — Die Reliquie soll mit 2 Louisd'or bezahlt worden sein.

An Hamburgischen Denkmälern der Kunst wurde von der Zerstörung durch die Flammen gerettet:

Der Eckständer vom Predigerhause an der Schmiedestraße, mit den Basrelief-Bildern des heiligen Petrus und Paulus; und ein Stück von der Schwelle. Sehr durchgebildetes Holzschnitzwerk aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, und entschieden das eigenthumlichste, was der Art hier vorhanden war. Gut erhalten.

Der Stein vom Giebel des alten Hauses hinterm breiten Giebel beim St. Johanniskloster. Basrelief von Sandstein aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, einen sitzenden nackten Mann vorstellend mit der Unterschrift:

Hir · ligge · ich · Dach · und · nacht · verborgen .
de · na · mi · kumpt · mach · ouch · sorgen.

Gut erhalten.

Das Kreuz mit Maria und Johannes, welche über

einer kleinen Treppe vor der Kapelle des Simon von Utrecht ſtanden. Von der Chriſtusfigur waren am Kreuz nur noch die Arme vorhanden. Dieſe etwa 2½ Fuß hohen Statuen von gegoſſener Bronze waren früher farbig bemalt. Dem Styl nach können ſie dem vierzehnten Jahrhundert angehören; die Arbeit ſcheint übereinſtimmend mit der Kreuzigungsgruppe auf dem St. Georgskirchhofe.

Verſchiedene Theile von dem meſſingenen Gitter der Kapelle des Simon von Utrecht und vom Chore. Sehr ſchöne Ornamentararbeiten, Erſtere etwa von 1500, Letztere etwa von 1650. Theilweiſe etwas verſchmolzen.

Ein Basrelif in Kupfer getrieben, früher vergoldet, von der Südſeite des Chors, die Auferſtehung vorſtellend, vom Jahr 1726, von Jobſt von Overbeck Epitaphium. Beſchädigt.

Die Bildſäule des heiligen Nicolaus, vom Portal der nördlichen Eingangshalle, mit der Niſche und dem Löwenkopf als Schlußſtein des Thürbogens, vom Jahre 1652. Tüchtige Arbeit im großen Styl. Gut erhalten. 6 Fuß hoch.

Das ſteinerne Denkmal der Familie Wetken u. ſ. w., vom Jahre 1561—64, von der Nordoſtecke beim Altar. Dieſes Denkmal iſt ganz erhalten und vollſtändig abgenommen, und läßt ſich nach der vorher aufgenommenen Zeichnung wieder zuſammenſetzen. Feſter Sandſtein, der vom Feuer wenig gelitten hat.

Zwei Inſchrifttafeln und ein Stein mit vier Wappen, von Sebaſtian von Bergen. Denkmal vom Jahre 1634, von der Südoſtecke beim Altar. Von dieſem Denkmal war nicht mehr zu erhalten, da alles Uebrige von Marmor war, der ganz verbrannt iſt; doch iſt es noch gelungen, von Bergens Büſte zu ſchützen.

Der Stein von der Apotheke des Herrn Oberdörffer, mit einem Wappen und der Jahreszahl 1531. Hat ſehr vom Feuer gelitten.

Die heilige Jungfrau mit dem Kinde als Himmelskönigin; große Bildſäule von Sandſtein, 6 Fuß circa.

Vortreffliche Arbeit im reichsten, durchgebildetsten Styl der Meister des 15ten Jahrhunderts.

Bis auf einen, die Füße quer abtrennenden Bruch, der sich aber durch eine Zusammensetzung vollständig verdeckt, und eine Beschädigung an der Seite, wo ebenfalls das abgetrennte Stück vorhanden ist, durchaus vollständig und am Kopfe ganz unversehrt erhalten.

Von nur wenigen Denkmälern des 16ten und 17ten Jahrhunderts noch einige Sculpturen (die Büste Conrad Oldehorst), die aber, da sie alle von Marmor waren, mehr oder weniger verkalkt sind, so daß sie bei der geringsten Berührung auseinanderfallen.

Einige Stücke Eisenbeschlag von den hölzernen Schreinen der Rodenburgischen Kapelle, um das Jahr 1500.

Als vernichtet in der Petrikirche sind folgende Bilder zu betrachten:

das Bild „Ausgießung des heiligen Geistes," mit Schellhammers Portrait von Jac. Jacobs, unterm Kanzeldeckel;

die älteste Ansicht von Hamburg, auf Holz, an der Nordseite;

die Epitaphien mit den Portraits der Bürgermeister Schulte † 1697, Schrötteringk 1676;

die Denkmäler des Burgermeisters Hieronymus Vogeler † 1642 u. a. m.

Dagegen sind alle werthvollen Bilder älterer und auch die der neueren Zeit gerettet, auch die vom Altar; die Marmorbuste des Schullehrers Westphalen, so auch das schöne Schnitzwerk des oberen Kanzelaufsatzes und der metallene Löwenkopf 1342 (das Jahr der Begründung des Thurms), vom Taufstein leider nur einige Figuren (Marmor), von den Portraits in der Sacristei werden noch einige vermißt.

Dagegen scheinen aus der Nicolaikirche gar keine Bilder gerettet.

So barmherzig sich nun auch das Gesammtausland gegen die unglücklichen Hamburger bewiesen, so daß die Fürsten ihre Gabe, wie erwähnt, zum Theil mit eigenhändigen Begleitschreiben, voll der erhabensten Gesinnung und Tröstung einsendeten, so hart und engherzig betrugen sich leider während und nach dem Brande eine große Anzahl Mitbürger, und auch diese Thatsache darf der Nachwelt nicht vorenthalten werden. Wenn nun z. B. auch die abscheuliche Prellerei der Arbeiter und Fuhrleute zur Zeit der Noth nicht so streng gerichtet werden darf, da dem geringen Mann nicht leicht eine solche Gelegenheit des Erwerbs, die nicht selten mit Lebensgefahr verknüpft ist, wieder geboten wird, und an die Handlungsweise des rohen Arbeiters nicht eben der Maßstab der Humanität und Großherzigkeit gelegt werden darf, so ist es doch ganz ein anders mit den Eigenthümern von leer stehenden Wohnungen, die sich leider ebenfalls das Unglück ihrer Mitbürger zu Nutze machten, und die unerschwinglichsten und wucherischsten Preise für ihre Lokale begehrten, und nur zu oft, durch die Noth begünstigt, erhielten, ohne daß die Behörde sich in's Mittel legte und auch wohl legen durfte, so daß es nur der öffentlichen Stimme anheim gegeben, die herzlosen Preller, unter denen sogar amtlich besoldete Personen, für ihre niedere Gesinnung zu züchtigen, wie es denn auch in reichlichem Maße, und nicht ohne Erfolg geschehen ist, woneben aber auch nicht unerwähnt bleiben darf, daß sehr viel Edle ihre entbehrten Wohnungen ganz ohne Miethe an Abgebrannte überließen. In solchen Tagen zeigt sich der Werth des Menschen. Das Unglück ist der Prüfstein der Moral, und wahrlich, es ist mancher Heuchler in jenen Tagen entlarvt, mancher Verkannte erkannt und anerkannt worden, und noch glomm die glühende Asche unter den Ruinen, als die milde Hand der Bewährten und Geretteten sich schon wieder für fremdes Unglück aufthat, auf daß sich Hamburgs altherkömmliche großartige Gesinnung auch in diesen Tagen der eigenen Prüfung noch bewähren möge; so wurde denn z. B. am 17. Sept.

für das abgebrannte Cameraz gesammelt und es ging die verhältnißmäßig nicht unbedeutende Summe von 8110 ℔ ein.

Gleich wie in einem von Menschenhand zerstörten Ameisennester die fleißige Creatur sofort ihre Restauration beginnt, so auch die Bürger Hamburgs. — Am 23. Mai sah man ein Spalier Bürgermilitair von 5 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags zwischen dem zerstörten Bankgebäude und der neuen Börse aufgestellt, und zwischen ihnen wurden die Silberbarren von bewährten Arbeitern nach dem Keller des Börsengebäudes transportirt, wo sie denn auch bis zur Einrichtung der neuen Staatsgebäude, wozu auch die Bank gehört, bleiben werden. — Der Mangel an Speichern war anfangs sehr fühlbar, doch durch Benutzung aller irgend disponiblen Räume half man sich auch hierin, obgleich eben, in den Tagen des Brandes, vielleicht 100 beladene Schiffe auf der Elbe eintrafen, denen aber mittelst telegraphischer Depesche das Heraufkommen untersagt wurde, da man einestheils für den Hafen nicht ohne Besorgniß war, wenn sich etwa der Wind plötzlich gedreht hätte, anderntheils man aber auch die vielen Matrosen nicht in der Stadt haben wollte, da diese Leute bei günstiger Gelegenheit gern zu Excessen aufgelegt zu sein pflegen. Der Handel wurde also nicht nur ohne Unterbrechung fortgeführt, erbetene Extra-Respittage für Wechsel offiziell abgeschlagen, und fällige Zahlungen in das Ausland abgeschickt, sondern der Waaren-Verkehr nahm in natürlicher Folge der vielen zerstörten und zu ersetzenden Vorräthe in mancher Beziehung einen neuen und lebhaften Aufschwung, wie denn auch namentlich für den Stand normalfleißiger Handarbeiter nie eine gesegnetere Zeit als eben nach dem Brande war, und auch Kunst und Literatur eine gesegnete Nacherndte hielt, da nicht weniger als 20 bis 24 Beschreibungen des Brandes; 15 Gedichte, worunter ein französisches, 37 Predigten; 32, die Brandwunde und Heilung betreffende Schriften; 29 Brand- und Ruinen-Ansichten; mehre Brand-Pläne und einige Neubau-Pläne erschienen.

Sobald nun die erste Folge des ungeheuren Ereignisses bewältigt und die schwierigen und umfassenden Vorarbeiten beendigt waren, d. h. am 16. Juni, beeilte sich der Senat, die erbgesessene Bürgerschaft ungesäumt zu berufen, um mit ihr vereint das Werk der Wiedererhebung zu beginnen. — Das erste, was auch jetzt, wie schon oft bei ähnlichen außerordentlichen Fällen, verfassungsmäßig geschah, war die Ernennung einer Rath- und Bürgerdeputation, doch trug der Senat — damit wir das Geschehene in gehöriger Folge kennen lernen — nachdem er zu den Bürgern einleitend über das jüngste Ereigniß und den Drang, sich mit denselben zu besprechen, geredet, auf Mitgenehmigung folgender fünf Propositionen an:

I. Die Ernennung einer Rath- und Bürgerdeputation, in Gemäßheit des 17ten Artikels des Hauptrecesses, unter Bestimmung ihres Geschäftskreises und ihrer Competenz. Zu dieser vorgängig für die Dauer eines Jahres zu bevollmächtigenden Deputation sind zu ernennen fünf Mitglieder in vel de Senatu und vierzehn Mitglieder aus Erbges. Bürgerschaft, nämlich ein Mitglied Collegii Ehrbarer Oberalten, ein anderes Mitglied Collegii der Sechsziger und zwei Verordnete löblicher Kammer, welche respective von ihren Collegien und Departements dazu zu deputiren und zehn von Erbges. Bürgerschaft zu ernennende Bürger, wovon zwei von jedem Kirchspiele aus dessen Mitte; außerdem ist in jedem Kirchspiele ein in gleicher Art zu ernennender Ersatzmann zu erwählen.

II. Die Mittel zur Bezahlung des von der Feuerkasse erlittenen Schadens durch Contrahirung einer Anleihe zum Belaufe von höchstens 32 Mill. Mark. Banco. Zu den Zinsen und Tilgung der Anleihe ist anzuweisen: eine jährliche außerordentliche Feuerkassenzulage von 1 pCt. von der jetzigen Versicherungssumme bis zur Tilgung der Anleihe. Dagegen ist die Grundsteuer für diese Grundstücke, welche das 1 pCt. bezahlen, so lange zu erlassen, als das 1 pCt.

zu entrichten ist. Die Grundsteuer von solchen Grundstücken in der Stadt, den Vorstädten und dem Landgebiet, welches jenes 1 pCt. nicht leisten, ist beizubehalten und zu erhöhen.

Die Deckung des Ausfalles in den ordentlichen Staats-Einnahmen durch den Erlaß der Grundsteuer durch folgende, für fünf Jahre zu bewilligende Abgaben:

1) Eine allgemeine Brandsteuer von 1842, nach der Modalität der im Jahre 1836 erhobenen Vermögens-, Erwerbs- und Einkommensteuer, und zwar zum doppelten Belauf der damaligen Steuer-Ansätze, für Vermögen, Einkommen und Erwerb.
2) Bestimmung des Eingangs- und Ausgangszolles, respective auf ½ pCt. und ¼ pCt. Banco.
3) Erhöhung der Accise auf Butter, Fett und holländischen Käse auf ½ ß pr. ℔..
4) Ueberweisung der für die Entfestigung und Wegebau angewiesenen Mittel an die Staatskasse, jedoch, daß 40,000 ℔ für jene jährlich verwendbar bleiben.

Die Rath- und Bürgerdeputation wird befugt, die Zeit dieser Steuer-Erhebung zu bestimmen.

In Bezug auf die ursprünglich kündbar gewesenen Hamburgischen Staatspapiere sollen Maßregeln getroffen werden.

III. Die Feststellung eines Bauplanes für den Wiederaufbau der abgebrannten Stadttheile.

IV. Baupolizeiliche und feuerpolizeiliche Verfügungen für die abgebrannten Stadttheile.

V. Die Verfügung, daß die zu ernennende Rath- und Bürger-Deputation ermächtigt werde, zu der gegenwärtigen Unterstützungs-Behörde zwei ihrer Mitglieder oder Suppleanten zu deputiren, sich auch mit E. E. Rath über die Principien, nach welchen die Verwendung der Gelder auszuführen sei, zu vereinigen.

Die Erbgesessene Bürgerschaft zeigte sich mit sämmtlichen Propositionen des Senats — ausgenommen die Proposition Nr. II. — einverstanden, und man schritt hierauf zur Wahl

der Rath- und Bürgerdeputation, die ſofort aus fünf Herren des Raths, den Sindicis Amſink und Banks, und den Senatoren Spalding, Jeniſch und Kellinghuſen Dr.; einem Oberalten Albrecht; einem Sechsziger Anton Schröder; zwei Cämmerei-Bürgern Suſe und Köhler und 10 erbgeſeſſenen Bürgern, zuſammen alſo aus 19 Perſonen zuſammen geſetzt wurde.

Nachdem nun in einer ergänzenden am 23. Juni abgehaltenen Verſammlung Erbgeſeſſener Bürgerſchaft, der Senat den in der letzten Sitzung nicht genehmigten Theil des Finanzpunktes annehmlicher beſtimmt, wurde in einer neuen am 1. September berufenen Verſammlung, auf den Grund der eingereichten Vorarbeiten der Rath- und Burgerdeputation weiter fortgefahren.

Bevor wir aber weiter berichten, muß nothwendig bemerkt werden, daß der ſchon erwähnte Ingenieur Lindley mit der Ausarbeitung eines neuen Propoſitions-Bauplans officiell beauftragt, einen ſolchen mittlerweile eingereicht hatte, der uns in dieſem Augenblick vorliegt, und wovon wir den Leſern eben folgendes zum Verſtändniß bringen können:

Beginnen wir mit der Deichſtraße, ſo finden wir, daß dieſelbe von der Brandſtätte an, bis zu 50 Fuß erweitert und an den Steintwieten-Ecken abgerundet, gegen den Hopfenmarkt zu allmälig bis zu 80 Fuß anwächſt, um ſo nordweſtlich eine gerade Linie zu gewinnen; den Grund-Verluſt hat dabei die weſtliche Seite zu tragen und dieſe überdem noch dem Fleth eine Breite von 30 Fuß abzutreten. — Die Steintwiete wird 40, ſtatt früher circa 20 Fuß breit, zu Gunſten der Nordſeite. Der Rödingsmarkt gewinnt, ohne Fleth-Verbreiterung, durch keilförmige Grundabnahme eine gleichförmige Breite von 40 Fuß. — Von der Neuenburg bleibt nur die Flethſeite; die obere Krummung umringt ein 260 Fuß im Durchmeſſer haltendes, mit zwei Reihen Bäumen eingefaßtes Rundell, in deſſen Mitte die Nicolaikirche liegt; auch die ſüdweſtliche in eine ſtumpfe

Spitze auslaufende Gegend zeigt eine unbebaute Baumpartie. Nordweſtlich davon prangt ein neues nach Südweſten vorſpringendes langes Häuſerviertheil, deſſen Nordweſtfront eine mit der Deichſtraße in einer geraden Linie liegende neue Straße bildet. Der ſüdliche Theil dieſer Straße hat zu zwei Drittheilen der Länge, die ſüdöſtliche Front einer im Dreieck erbauten Markthalle zum vis à vis, deſſen Nordſeite die Hälfte des bis zu 50 Fuß verbreiterten großen Burſtah's bildet. Die dritte Seite dieſer Halle aber iſt der Theil einer 50 Fuß breiten Straße, die nördlich in den großen Burſtah und ſüdlich in einen freien Platz der Holzbrücke gegenüber mündet und die wir mit Hopfenmarkt bezeichnet finden. — Die Grützwiete wird 20 Fuß breiter und zwar zum Verluſt der Nordſeite. — Mönkedamm und Altewallſtraße verſchwinden in ihrer früheren Geſtalt gänzlich, dagegen beginnt ein neuer 60 Fuß breiter Mönkedamm zwiſchen Graskeller und großem Burſtah — doch hier etwas ſüdöſtlicher als früher — und läuft ſchnurgerade mit einer verlängerten Schauenburgerſtraße bis in die Gegend der jetzigen Kunſt. — Eine neue ebenfalls 50 Fuß breite Altewallſtraße beginnt höher beim Graskeller und läuft ſchnurgerade bis zum ſüdlichen Ende des alten Jungfernſtiegs. Beide Straßen werden durchſchnitten vom 50 Fuß breiten Scheelengang, deſſen Nordoſtſeite, eben wie die Neuenwalls- und Bleichenbrücke, den Breitegewinn abzugeben hat. In der Front der Börſe, 300 Fuß von Süd gen Nord Länge und 100 Fuß Tiefe, wird Rathhaus und Bank — dieſe am ſüdlichen Ende — erbaut. Hinter der Börſe, von der Schauenburgerſtraße zur großen Johanniſtraße ſich erſtreckend, kommt ein Staats-Gebäude von circa 390 Fuß Länge und 200 Fuß Tiefe, enthaltend: Gerichte, alle Poſten, Zoll und Acciſe, Stempel, Baudeputation ꝛc.; zwiſchen Börſe und beiden Gebäuden iſt ein Raum von circa 70 bis 80 Fuß frei. — Eine Hauptſtraße läuft nun von der Deichſtraße, an der Markthalle vorüber, den jetzigen Nicolai-Kirchhof, die faſt dreifach verbreiterte Mühlen-

brücke, die große Johannisſtraße und einen Theil des Breitengiebel durchſchneidend, auf die Zuchthausſtraße und den Holzdamm zu, vielfach durchkreuzt von andern 40, 50 und 60 Fuß breiten neuen Gaſſen, ſelber aber 50 bis 60 Fuß breit. Die kleine Johannisſtraße von 50 Fuß Breite, nimmt eine viel mehr nördlichere und geradere Richtung als früher. Der Breitegiebel geht ein, dafür aber entſtehen andere 40, 50 und 60 Fuß breite Querſtraßen. Die große Bäckerſtraße behält ihre Richtung, gewinnt jedoch 20 Fuß zu Gunſten der Südſeite. — Die ganze Flethſeite der alten Börſe iſt zum Landungs-Quai beſtimmt. — Die Beckmacherſtraße geht ein. Die Pelzerſtraße gewinnt 20 bis 30 Fuß zu Gunſten der Südoſtſeite. Der Dornbuſch gewinnt doppelte Breite, ebenfalls zu Gunſten der Südoſtſeite. Der Neuenwall gewinnt bis zu 50 Fuß Breite zu Gunſten der Nordweſtſeite. — Voglerswall geht ein. — Die große Bleiche wird gerade gelegt und 50 Fuß breit; eine Paſſage, 25 Fuß breit, zieht von der kleinen Königsſtraße geradenwegs, Neuenwall, Altewallſtraße und Schauenburgerſtraße durchſchneidend, bis zur großen Johannisſtraße; ſüdlich der großen Bleichen wird ein 50 Fuß breiter Quai, am Fleth hinlaufend, angelegt. Der alte Jungfernſtieg wird im ganzen 100 Fuß breit und führt ſich abgerundet am Zuchthauſe und Holzdamme, jedoch ohne Fahrſtraße, hin. Die Bergſtraße beginnt bei der Mündung der Altewallſtraße und biegt links hinter der Petrikirche in eine neugezogene 50 bis 80 Fuß breite Petriſtraße ein. Die Petrikirche kommt möglichſt frei zu liegen — der Berg verſchwindet, indem von der Börſe und großen Johannisſtraße, durchſchneidend die kleine Johannisſtraße, die Pelzerſtraße und den Berg, eine jetzt noch ungenannte Straße zum Speersort ꝛc. einmündet und mit der Steinſtraße eine Linie bildet. — Der Holzdamm kommt mit der Zuchthausſtraße, 60 Fuß breit, in Linie. Raboiſen geht ein; Schachtſtraße, vom Alſterthor bis zum Wall, eine Linie, 40 Fuß breit; Roſenſtraße, eben ſo laufend, 50 Fuß breit; alle drei

von der neuen 50 Fuß breiten Gertrudenſtraße und dem eben ſo breiten Neuenweg durchſchnitten. In dieſer Gegend geht eine völlige Auflöſung des jetzigen Grundplans vor ſich. Zwiſchen Gertrudenkirche und dem Pferdemarkt wird eine circa 300 Fuß lange und 80 Fuß breite Markthalle erbaut, zu beiden Seiten von neuen, 40 Fuß breiten Straßen begränzt. — Die Lilienſtraße wächſt bis zu 50 Fuß Breite zu Gunſten der Südſeite, und hiermit wäre unſere Ueberſicht ſo ziemlich beendet. Wir enthalten uns jedes weiteren Urtheils über dieſen Entwurf, müſſen aber bekennen, daß uns das Grandioſe deſſelben in ein freudiges Erſtaunen geſetzt hat, ſo daß, wenn man ſich in die Verwirklichung hineinträumt, man ſich mit erneutem Stolze Bürger dieſes prächtig ſchönen neuen Hamburgs nennen würde.

Daß indeß dieſer ſtolze Plan die Genehmigung der Bürger nicht bekommen würde, es auch nicht gut konnte, wußte man zum Voraus, und in der That ergab ſich bei der oben erwähnten Bürgerſchafts-Verſammlung, am 1. Sept., daß nach obigem Plane ein anderer von den Geometern Chateauneuf, Wimmel, Heinrich, Ludolph, Wülbern und Reinhardt gefertigter oder mindeſtens unterzeichneter Bauplan der Bürgerſchaft vorgelegt werden ſollte, und auch von dieſem, nach welchem der Neubau wirklich ſo vorgenommen wurde, wie es der dieſem Werke beigefügte Plan erweiſt, erſchien mir es räthlich, eine beſchreibende Scizze vorzulegen. — Er hat im Ganzen nur wenig von der Grandioſität des oben von uns beſprochenen Lindley'ſchen Entwurfs eingebüßt, ja hinſichtlich des dritten Jungfernſtiegs noch gewonnen. Nur wo es galt, ſich den Flethen zu accommodiren und keinen Raum zu verſchwenden, hat man Modificationen eintreten laſſen. Dahin iſt zu rechnen die Neuburg, welche allerdings jetzt wieder zwei Reihen Häuſer bekommt, wogegen aber das Terrain der früheren Prediger-Gebäude herbeigezogen wird. Die Nicolai-Kirche wird in gleicher Richtung wie bisher nach der Gegend der Bohnenſtraße

hin verſchoben, der Hopfenmarkt wird viereckig und ſo ein freier Platz gewonnen. Der Mönkedamm, mit Beſeitigung des Flethes, zieht ſich in einem gelinden Bogen gegen die Börſe hin; die Altewallſtraße wird gerade und breit; das Staatsgebäude — nur eines — kommt hinter der Börſe zu ſtehen und zwar in Form eines liegenden römiſchen E: ∞. — Die Mühlen werden ſämmtlich verlegt und kommen hinter den alten Jungfernſtieg zwiſchen Neuenwall und großen Bleiche. Für den dritten Jungfernſtieg iſt eine Fahrſtraße bis zum Holzdamm beſchloſſen, eine weitere bis zum Wall in Ausſicht geſtellt. Das Uebrige — ausgenommen den Bleichen-Quai — iſt ſo ziemlich dem Lindley'ſchen Entwurf ähnlich; die Straßen nur nicht ganz ſo breit und über Einiges nicht entſcheidend disponirt, z. B. über die alte Börſe. — Die Explication des Senats verbreitet ſich bei Antrag um Genehmigung dieſes Plans (vorbehältlich einiger unumgänglichen Modificationen) über die Zwecke und das Vortheilhafte deſſelben für das Gemeinwohl mit großer Genauigkeit und giebt die Grundzüge ungefähr folgendermaßen an: 1) eine Hauptſtraße vom Altonaer- bis zum Steinthor in einer Breite von etwa 60 Fuß. 2) Eine ähnliche vom Ferdinandsthor, beim Graskeller in die Hauptſtraße einmündend. 3) Abtragung des Glockengießerwalls und eines Walltheils zwiſchen Steinthor und Lombardsbrücke, zur Erweiterung des Stadtgebiets und Benutzung der Erde zum Damm in der Alſter für den dritten Jungfernſtieg. 4) Vereinigung der verſchiedenen Adminiſtrations-Bureaux, Bank und Rathhaus. 5) Zudämmung des Mühlenkolks der kleinen Alſter bis zur Kunſt und möglichſte Verbindung von Elbe und Alſter für Fahrzeuge. 6) Beſſere Benutzung der Alſter-Waſſerkraft an geeignetem Orte und Erhöhung des Nutzens. 7) Beſſere Stellung der Nicolai-Kirche, deren altes Fundament ohnehin nicht zu benutzen. 8) Erleichterung der Communication. 9) Anlegung zweckmäßiger Landungsplätze und zweier Markthallen. — Wahrlich Gründe genug für die

Genehmigung des proponirten Plans. — Zu bemerken wäre noch, daß jeder Grundeigenthümer, da wo überdeckte Ab- und Durchzugs-Canäle anzulegen, ein für allemal 5 ß für jeden Fuß Frontbreite seines Gebäudes zu zahlen hätte.

Außer diesem Bauplan wurden noch fünf weitere Propositionen in die Bürgerschaft gebracht, unter denen das Expropriations-Gesetz den ersten Rang einnimmt, und wir versuchen es, den umfassenden Inhalt desselben folgendermaßen im Auszuge wiederzugeben:

§. 1. Die Rath- und Bürger-Deputation beschließt über die einzelnen Expropriations-Fälle.

§. 2. Sie giebt Erlaubniß zum Bauen, auch den Vollzug der Expropriation, wo solches dem Plane nicht hinderlich ist; wobei die Kammer das Interesse des Staates überwacht.

§. 3. Die Rath- und Bürger-Deputation regulirt Gassen und Plätze distriktweise; Kanäle haben mit den Gassen gleiche Rechte.

§. 4. Sie regulirt auch Privatgrundstücke mit Rücksicht auf gefällige Form und wendet das Mittel der Wegnahme und Zugabe an, je nachdem der Grundbesitzer sich fügt.

§. 5. Bei theilweiser Abtretung durch Expropriation kann die Regulirung der Vergütung das Abtreten nicht aufhalten. Expropriirt der Staat ein Grundstück, ohne dessen ganz zu bedürfen; bliebe aber der Rest nicht groß genug, um den Feuerkassenantheil darauf zu verbauen, soll dies für den Eigenthümer kein Hinderniß sein, denselben nach gänzlicher Vollendung zu beziehen.

§. 6. Wenn zur Verbreiterung einer Straße von den Anwohnern derselben ein Theil ihres Grundes verlangt wird, so soll der, durch Taration oder gütliches Uebereinkommen bestimmte Betrag (der jedoch für jeden Fuß Frontbreite den Werth von drei Quadratfuß nicht übersteigen wird) von der Entschädigung-Summe abgezogen oder von den Grund-Eigenthümern eingefordert werden.

§. 7. Es ſoll nach Umſtänden ganz oder theilweiſe expropriirt werden.

§. 8. Es ſoll zur Taration der Anſprüche ein Schätzungsgericht aus Rath und Bürgerſchaft eingeſetzt werden: dieſe ernennen wieder Tarations-Commiſſaire, welche beeidigt werden.

§. 9. Die Norm dieſer Taration, unter Einrede des Eigenthümers wird hergenommen aus dem Regiſter des Stadterbe-Buchs, Feuerkaſſen- und Grundſteuertare. — Mit zu berechnen ſind Anrechte, ſtehende Revenuen, auch Bautrümmer.

§. 10. (Schweift von der Expropriation etwas ab und kommt auf das Verbrennliche zu reden, dann:) Ein nur vom Feuer oberflächlich beſchädigtes der Expropriation verfallenes Gebäude, wird nach Maßgabe der Feuerkaſſe abgeſchätzt — Mieth- und Bau-Kontrakte ſind durch die Expropriation aufgehoben. — Auf Waſſerleitungen wird keine Rückſicht genommen.

§. 11. Unverſichert geweſene Gebäude bekommen bei der Expropriation nur den Grundwerth und die ſtehenden Rudera bezahlt, unvollendet geweſene Gebäude nach Maßgabe der Baurechnung.

§. 12. Wo bei Expropriation auch die Entſchädigungsſumme der Feuerkaſſe miterworben wird, ſoll der laufende ſchuldige Beitrag an jener Caſſe dem Expropriirten gekürzt werden. — Appellation von der Schätzung findet an angeordneten Stellen binnen 10 Tagen ſtatt. — Gebühren und Stempel werden nicht erhoben.

§. 13. Der Staat erwirbt mit dem expropriirten Grunde auch etwaige Gerechtigkeiten, läßt ſie jedoch binnen Jahresfriſt an den früheren Inhaber wieder ab, falls derſelbe ſie bis dahin reclamirt hat und realiſiren kann.

§. 14. Auch ohne vollzogene Schätzung findet vorläufige Abtretung des expropriirten Grundes ſtatt; für Abweſende wird ein Curator absentis ernannt. Von mehreren Miteigenthümern genügt die Anweſenheit eines einzigen.

§. 15. Wenn Jemand von seinem Grunde etwas abtreten muß, sich aber damit einverstanden erklärt, daß sein Grundstück unerachtet der Grundverkümmerung dennoch durch die bessere Lage an Werth gewonnen hat, so haben die hypothekarischen Gläubiger kein Recht der Einrede. — Empfängt der Abtretende baare Entschädigung, so haben auch hierbei die hypothekarischen Gläubiger keine Stimme, jedoch Anrechte an die Summe und müssen daher in die Abschreibung des Grundtheils consentiren.

§. 16. Ist ein Gläubiger, dessen Consens erforderlich, abwesend, so wird seine Vorladung im Geschäftszimmer der Hypotheken-Behörde angeschlagen, und wenn er nicht nach Ablauf einer bestimmten Zeitfrist erscheint, an seiner Statt consentirt; macht Jemand Querelen, so wird er nicht gehört, sondern die Hypotheken-Behörde supplirt seinen Consens.

§. 17. Fremde Ansprüche an das zu expropriirende Grundstück können die Anwendung des Gesetzes nicht hindern, aber die Entschädigungssumme vertritt die Stelle desselben. — Für milde Stiftungen und Unmündige hat das Obergericht und die Obervormundschaft einzutreten.

§. 18. Die Entschädigungs-Summe nebst aufgelaufenen Zinsen der Beschwerungs-Summe werden spätestens nach 6 Monaten, bei der Umschreibung gezahlt. — Der Eigenthümer kann 12 bis 18 Monat laufende, mit 3 pCt. zu verzinsende Zahlungs-Mandate für sein Geld verlangen. — Courant wird mit 25 pCt. zu Banco berechnet. — Abgaben und Gebühren finden nicht statt. — Ist der Expropriant erbgesessener Bürger, bleibt er es mindestens noch für ein Jahr.

§. 19. Alles Staatsgrundeigenthum zwischen den Bauplätzen belegen, wird zum Bebauen öffentlich verkauft, soweit es nicht anderweitig nach Maßgabe des Grundrisses zu verwenden. — Jene Kammer-Anweisungen werden bei Ankäufen in Zahlung angenommen.

§. 20. Für ein expropriirtes Grundstück, ob der Staat

es bebaut oder nicht, ist die Feuerkassenzahlung zu erheben. — Alle neu verkauften Plätze und darauf erbauten Gebäude zahlen die außerordentliche Feuerkassenzulage.

§. 21. Der Rath- und Bürger-Deputation bleibt es vorbehalten, im Einverständniß mit E. E. Rath, die zur Ausübung obiger Gesetze erforderlichen näheren Bestimmungen zu treffen.

Hiermit beschließen wir unser Excerpt und erlauben uns kein anderes Bemerken, als daß wir gefunden, es könne Manches mehr am Schnürchen gehalten sein, d. h. folgerichtiger; Manches klarer, bestimmter, deutlicher; Alles aber ist weise überdacht, gewiß nichts Wesentliches vergessen; möge es uns Segen bringen.

Der dritte in dieser Sitzung zur Abstimmung gebrachte Punkt, betraf die Herbeischaffung der Geldmittel, worüber Vorschläge einzureichen ebenfalls der Rath- und Bürger-Deputation aufgegeben worden, die bereits erfolgt waren, und die Zustimmung des Senats und der Collegien bekommen hatten. — Der Senat machte zugleich Erbgesessener Bürgerschaft eine Anzeige der von der Deputation beschafften Contrahirung der Feuerkassen-Anleihe, deren hauptsächlichsten Bedingungen wir hier im gedrängten Auszuge folgendermaßen wiedergeben:

Die ganze Anleihe beträgt 31,400,000 Mark Banco Nominal-Capital à drei ein halb pCt. Zinsen und ist zu 94 pCt. mit Abzug von 1 pCt. Provision, wovon indessen ein Viertel pCt. an Herrn A. Bloch, als Vermittler des Anleihe-Geschäfts, von den Geldgebern zu vergüten ist, abgeschlossen. — Der Staat behält von diesem Betrag Eilf Millionen Vierhundert Tausend Mark für sich zurück, welche erst im Juli 1843 veräußert werden dürfen. Die Zinsen werden halbjährlich hieselbst am 1. Februar und 1. August bezahlt. Die Rückzahlung des Capitals erfolgt durch halbjährlichen Rückkauf der Obligationen; oder durch halbjährliche Verloosung derselben, sobald der Preis auf oder über pari

steht. Zur Verzinsung und Tilgung der Anleihe iſt eine jährliche Summe von Bco.ℛ 1,445,000 festgesetzt. Zur Sicherheit dafür valediren, außer den allgemeinen Staatsmitteln, die durch den Rath- und Bürgerschluß vom 2. Juli bewilligten Abgaben. — Es steht dem Staate frei, den Tilgungsfond zu erhöhen, jedoch nicht vor dem Ablauf von fünf Jahren. — Die sich Anmeldenden müssen, ehe sie ihre Anmeldung einreichen, 10 pCt. von dem Betrag ihrer Anmeldung an die Banco-Conto der „Rath- und Bürger-Deputation von 1842" abgeschrieben haben, und daß dieses geschehen, in ihrer Anmeldung anzeigen. Wer nicht von seiner eigenen Banco-Conto abschreibt, muß bei seiner Anmeldung einen Schein von demjenigen, der den Posten abgeschrieben hat, beifügen, worin angezeigt wird, daß der Posten für ihn sei. — Für diese 10 pCt. werden die Obligationen erst bei Bezahlung des letzten Termins ausgehändigt, und dienen bis dahin, falls die prompte Einzahlung der übrigen 90 pCt. nicht erfolgen sollte, entweder als Sicherheit für die Erfüllung des Contracts, oder, falls der Staat es vorzieht, den Contract wegen Nicht-Erfüllung aufzuheben, als Reugeld für die Aufhebung desselben. — Die übrigen Einzahlungen geschehen in folgenden Terminen: 10 pCt. am 15. Sept. 1842, 10 pCt. am 15. Oct., 10 pCt. am 15. Novbr., 5 pCt. am 15. Decbr., 5 pCt. am 15. Januar 1843, 5 pCt. am 15. Febr., 15 pCt. am 15. März, 10 pCt. am 15. April, 10 pCt. am 15. Mai, 10 pCt. am 15. Juni, und werden bei jedesmaliger Einzahlung derselben die von der Rath- und Bürger-Deputation auszustellenden Obligationen der „Feuer-Cassen-Staats-Anleihe von 1842" den Betheiligten ausgehändigt. — Die Zinsen laufen vom Tage der Einzahlung; hinsichtlich der sofort erfolgenden ersten Einzahlung von 10 pCt. jedoch vom 1. August d. J. an. Bei den späteren Terminen haben die Contrahenten die, auf die entgegen zu nehmenden Obligationen laufenden Zinsen zu vergüten. — Die Obli-

gationen lauten auf Inhaber, werden mit 50 Coupons verſehen, und werden die Appoints auf Eintauſend und Zweitauſend Mark Banco ausgeſtellt. Es bleibt die Entſcheidung darüber vorbehalten, ob Appoints von 3000 Mk., 4000 Mk. und 5000 Mk. geſtattet werden ſollen. — Bis dahin, daß die Obligationen fertig ſind, werden einſtweilen Interimsſcheine gegeben. — Der anzumeldende Betrag muß auf Nominal-Capital lauten, à 93¼ Procent berechnet ſein, und von dieſem die 10 Procent entrichtet werden. Unter Bco.ℳ 30,000 Nominal-Capital werden nicht angenommen. Sollte die Anmeldung nur theilweiſe angenommen werden können, ſo wird das zuviel Empfangene pr. Banco zurückgeſchrieben werden. — Es hatten ſich, beiläufig geſagt, die Berliner Seehandlung mit 3 Mill., Gebr. Schickler mit 2 Mill., Mendelsſohn mit 2 Mill., F. M. Magnus mit 2 Mill., ein anderes Berliner Haus mit 2 Mill., Oppenheim in Königsberg mit 1 Mill., Salomon Heine mit 7 Mill. und Rothſchild mit 1 Mill. bei der Anleihe intereſſirt.

Die übrigen minder wichtigen in dieſer Sitzung zur Genehmigung vorgelegten Punkte betrafen Nr. 4 Verbeſſerung des Alſtermühlenweſens, Nr. 5 Verbeſſerung des Hammerbrooks, mittelſt eines Koſten-Aufwands veranſchlagt auf 300,000 Mark Banco, wogegen für die dorthin aus St. Georg zu verlegenden Zimmerplätze nebſt anderweitigen Bauplätzen und Ländereien, mit ſchiffbaren Canälen durchſchnitten, große Summen zu gewinnen, in Ausſicht ſteht, und an deſſen Trockenlegung und Bebauung man ſchon jetzt eifrig arbeitet, Nr. 6 nachträgliche Verfügungen wegen nicht genehmigter Zollanſätze.

Da die Bürgerſchaft ſich mit dieſen ſämmtlichen Anträgen einverſtanden erklärte, ſo wurde ungeſäumt ans Werk geſchritten, und vor allen für das ſchwierige Geſchäft der Expropriation ein beſonderes Schätzungsgericht von vier Präſides und ſechszehn Richtern ernannt, dem, mit Herbei-

ziehung von Bauverständigen, alle die neuen Straßenanlagen hinderliche Grundstücke nach einer bestimmten Norm zu tariren aufgegeben, wogegen den Interessenten indeß Reklamation zugestanden wurde. Auf diese Weise wurden bis jetzt etwa 450 Grundstücke geschätzt, und so viele Stimmen auch gegen diese bürgerliche Eigenthumsentäußerung laut wurden, so sieht man die ersprießlichen Folgen für eine unserer Zeit würdige Wiederbauung immer mehr und mehr ein, und die Tadler möchten es schwerlich besser zu machen wissen, als die gewiß parteilosen Personen des Schätzungsgerichts, deren Mühe und Arbeit von Uneingeweihten schwerlich richtig möchte gewürdigt werden können. — Für die Aufbringung der Interessen hinsichtlich der so ungeheuer vermehrten Schuldenlast wurde, wie schon erwähnt, nach mehrmaliger Modification eine Abgabe von Einkommen und Vermögen bewilligt, dessen nähere Bestimmungen zu sehr lang und verwickelt sind, als daß wir den Leser hier damit zu ermüden, nicht lieber vermeiden sollten. Es möchte daran auszusetzen sein, daß den Bürgern eine Aufgabe ihres Vermögens und Einkommens auf Bürgereid nicht abgefordert wird, sondern die Beamten dasselbe zu errathen versuchen, und dann Reclamation freisteht, die indeß so beschwerlich ist, daß Jeder Zartfühlende möglichst davon absteht und lieber zahlt. — Eine am 1. December abgehaltene Bürgerschafts-Versammlung brachte als bemerkenswerth in der dritten Proposition eine längst vorbereitete Zugestehung der Erwerbung von Grundeigenthum und Wohnungsbefugniß der Israeliten in allen Theilen der Stadt und des Gebiets, der sich dann auch — obwohl nicht ohne große Opposition — die Bürgerschaft zuneigte, und somit einer Forderung unsers humanen Zeitalters genügte, der hoffentlich dann auch bald die völlige bürgerliche Gleichstellung folgen wird.

Somit ging nun das verhängnißvolle, aus Flammensaaten goldene Erndte versprechende Jahr 1842 mit einem Vermächtniß von Resignation und Hoffnung zu Grabe, und

führen wir als Notiz über Population und sonstige bürgerlichen Interessen aus demselben nur noch folgendes an: Die eigentliche Zahl der Bewohner Hamburgs und des Gebiets erfährt man wohl nur aus äußern Gründen nie ganz genau, und die Aufgaben sind sicher sämmtlich zu gering. Indeß mag man aus folgenden Angaben auf die richtige Summe zu schließen einige Anleitung finden: Die Zahl der im Jahre 1842 Gebornen betrug 4801, nämlich 2496 Knaben und 2405 Mädchen, die Zahl der Confirmanden war 2310, die Zahl der Beerdigten war 5656, wovon im Monat Mai am meisten, nämlich 514, und im December am wenigsten, nämlich 367 starben, und copulirt wurden 1530 Paar. — Das Bürgerrecht haben in diesem Jahre 1289 erworben, und als Schutzbürger wurden 33 aufgenommen. — Am Neujahrsmorgen dieses Jahrs befanden sich in unserm Hafen 211 Schiffe. — Als insolvent erklärten sich im v. J. beim Handelsgericht 52, bei der zweiten Prätur 45, bei dem Patronat der Vorstadt St. Pauli 15, der Vorstadt St. Georg 1, bei der Landherrnschaft der Geeslande 3 und bei der der Marschlande 1, zusammen 115 Falliten. — Oeffentlich verkauft wurden 97 Erben, 1 Gehöft, 3 Häuschen, 1 Brinksitzerstelle, 2 Kathstellen, 63 Plätze zum Theil mit Gebäuden, 9 Stück Landes, 12 Schiffe (nämlich: 5 Dampfschiffe, 1 Galliot, 3 Briggs, 2 Schooner und 1 Kuffschiff), eine Knochenhauerstelle und eine Reeperbahn.

Das neue Jahr brachte als Erstlingsgabe etwas, das man unter den bestehenden Verhältnissen nicht erwartet hätte, nämlich ein neues Gesangbuch, es wurde am 1. Januar, mittelst uranfänglichem Gebrauch, eingeweiht, und möchte als Fortschritt unserer Zeit, im Gegensatz zu früheren Perioden, wohl die Wahrnehmung gelten, daß sich Freude über die Neuerung im Volke bemerkbar machte, anstatt daß sonst wohl gar Gesangbuchs-Kriege bei solchem Anlaß ausbrachen. — Ob ein wirklicher Fortschritt auf dem Gebiete der religiösen Volksbildung mit diesem neuen Buche gemacht worden,

wollen wir dahin gestellt sein lassen, da über das eigentliche Wesen poetischer Schönheit bei dem Anordnern noch immer eine sehr abweichende Ansicht von der in dem Bewußtsein unserer Zeit liegenden vorzuherrschen scheint. Dennoch ist auch dieses Zeichen eines Strebens nach Veredlung, der öffentlichen Anerkennung werth, und das Ausmerzen der veralteten, so daß nur noch 286 Lieder aus dem alten Gesangbuch übrig blieben, ist eine den Bedürfnissen der Zeit gemachte Concession, die denn wohl weiter führen wird. Jene gebliebenen aber sind durch die damit vorgenommenen zweckmäßigen Veränderungen, die größtentheils zu ihrer eigentlichen, von ungeschickter Hand verballhornten, Ursprünglichkeit zurückführten, im Geiste der kirchlichen Poesie verbessert, ohne jedoch sich sclavisch an den Buchstaben der Urgestalt zu binden; obgleich nicht zu läugnen, daß auch gegen die Art der jetzigen Umgestaltung sich hie und da Manches einwenden ließe; so wie sich denn auch wohl nicht läugnen läßt, daß die neu hinzugekommenen vor dem Richterstuhl der Kritik einen schweren Stand haben würden. — Was nun die Melodien anbetrifft, so sind deren etwa 193, worunter 68, die bisher noch nicht gesungen worden; wogegen im alten Gesangbuche auf 441 Lieder nur 125 Melodien kommen. Ein angehängtes Verzeichniß zählt 90 Melodien auf, die verwandt sind, und die sich auf 28 bis 30 reduciren lassen. — Der Verleger dieser Chronik ließ zu würdiger Illustration dieses Volksbuchs, als Titelkupfer, das Bild des christlichen Religionsstifters mit dem Motto: „Kommt her zu mir" ꝛc. in gelungenem Stahlstich anfertigen, und wurde solches freudig entgegen genommen.

Aus dem Januar 1843 wäre nur noch anzumerken, daß gegen das Ende desselben sich die unglaubliche Erscheinung darthat, daß aus einer Brandruine, bei Aufräumung einer Kornspeicher-Trümmer, plötzlich eine helle Flamme aufloderte, mithin fast drei Viertel Jahr nach der Brand-Katastrophe, was wohl schwerlich jemals in der Geschichte ähnlicher Ereignisse vorgekommen sein mag.

Auch zeigte sich in dieser Zeit zuerst wieder ein Lebenszeichen in der längst vorbereiteten, durch das Feuer aber unterbrochenen Anlage einer Hamburg-Berliner Eisenbahn auf dem rechten Elbufer, durch das Mecklenburgische, indem ein Circular zur Zeichnung von Aktien umhergesendet und der Patriotismus der Bürger für das Unternehmen, das für Hamburg eine Lebensfrage ist, aufgerufen wurde, da der Süden Deutschlands, namentlich aber auch Belgien, uns leicht überflügeln und Hamburg ausschließen könnte, wenn wir den rechten Zeitpunkt verfehlten, eine Handelsstraße von der Nordsee über unsere Stadt und das Innere von Deutschland anzulegen. — Obgleich nun die Geldmittel hier in neuester Zeit übermenschlich in Anspruch genommen wurden, so ging doch der Aufruf nicht ungehört vorüber, vielmehr zeichneten Hohe und Geringe jeder nach seinen Kräften, und selbst die Aemter traten zusammen, um Aktien zu zeichnen. Ja das Schneideramt beschloß sogar, den Neubau ihres Amthauses zu vertagen, und für die dazu bestimmte Summe Aktien zu nehmen, um das hochwichtige Unternehmen nur erst zu fördern. Glücklicher Weise war es aber nicht mehr nothwendig, da die betheiligten Regierungen, Hamburger und Mecklenburger, sich bei dem 8 Mill. Thlr. Pr. betragenden Anlage-Capital sich mit 3 Mill. interessirt hatten, und das übrig bleibende nun keine Schwierigkeit mehr machte. Somit ist das Unternehmen nun gesichert, und wir werden die wohlthätigen Folgen bald ermessen können. — Wie überhaupt die Tendenz auch unserer Behörde sich dem Fortschritt der Intelligenz zuneigt, beweisen mehrere Neuerungen, wohin wir auch den Wunsch, die Zünfte aufzuheben, rechnen dürfen. So wurde denn eben in dieser Zeit auch, wie schon früher, das Schiffszimmeramt nun die Steinmetzzunft aufgehoben, denen wohl nach und nach mehrere andere, aus dem dunkeln Mittelalter herrührende zünftliche Corporationen folgen werden

Somit nähern wir uns nunmehr den neusten und jüngsten Tagen und also dem Ende unserer weiten und mühsamen

Bahn. — Am 20. Februar wurde abermals eine Bürgerverſammlung berufen, in welcher indeß nichts Außerordentliches und Nachhaltiges zur Abſtimmung kam, als nur die langerſehnte und durch die beſtehenden Verhältniſſe nunmehr erleichterte Anlage einer Gas-Erleuchtung für die Hauptſtraßen der Stadt und Privaten, mittelſt Ertheilung eines Privilegiums an Privat-Unternehmer für 20 bis 30 Jahre, dem dann auch die immer mehr und mehr dem Fortſchritt ſich zuneigende Bürgerſchaft ihre Zuſtimmung nicht verſagte, und dadurch nicht geringe Freude bei allen nach Licht und Aufklärung ſich ſehnenden guten Bürgern erregte.

So kam nun der Jahrestag der großen Trauerzeit, der 5. Mai 1843 heran, und der Senat, von einem richtigen Gefühl geleitet, hatte dieſe Erinnerungs-Periode gewählt, um den deutſchen Helfern in der Noth ein bleibendes Angedenken der Dankbarkeit zu machen, deſſen Art und Faſſung wir der Nachwelt durch wortgetreue Wiedergabe folgenden Antrags an Erbgeſeſſener Bürgerſchaft als ein würdiges Denkmal aufbewahren wollen:

Propositio in forma.

Die innige Dankbarkeit, mit welcher Hamburgs Bürger und Einwohner für die großmüthigen Wohlthäter des Auslandes in der vorjährigen Kataſtrophe erfüllt ſind, wird nie lebhafter und zu einer geeigneteren Zeit ſich ausſprechen können, als an dem heutigen Tage, dem in der Erinnerung Hamburgs für immer geweihten erſten Jahrestage, an welchem im verwichenen Jahre die Gnade Gottes den unſere Stadt verheerenden Flammen ein Ziel ſetzte.

E. E. Rath beantragt daher bei Erbgeſ. Bürgerſchaft, daß dieſelbe ſich mit Ihm heute zu dem gemeinſamen Beſchluſſe vereine über die Darbringung des feierlichen und dauernden Ausdruckes unſeres tiefgefühlten Dankes an die Fürſten, Regierungen, Völker und Staaten, welche während und nach der großen Feuersbrunſt vom 5. bis 8. Mai 1842

unſerer Stadt und deren abgebrannten Einwohnern kräftige Hülfe und Unterſtützung theilnehmend gewährt haben. Er erſucht demnach Erbgeſ. Bürgerſchaft über die in der Anlage angegebenen, den verſchiedenen Weiſen der Hülfeleiſtung entſprechenden Dankbezeugungen mit Ihm ſich einverſtanden zu erklären.

Anlage.

Heute und etwa zu dieſer ſelbigen Stunde iſt es gerade ein Jahr, ſeitdem den Flammen, welche in vier langen ſchreckensvollen Nächten und Tagen einen großen, ſchönen und bevölkerten Theil unſerer Vaterſtadt verheerten, und ſie mit gänzlicher Vernichtung nahe und hart bedroheten, durch die Gnade Gottes ein endliches Ziel geſetzt wurde.

Wenn wir geſtern Ihm hiefür in den verſchont gebliebenen Gotteshäuſern und den für die zerſtörten einſtweilen geweihten Stätten unſere heißen Dankopfer brachten, ſo mahnt es uns nun heute einer anderen Pflicht hier in dieſem Tempel des Herrn, ſtatt des in den Gluthen und der Zerſtörung mituntergegangenen Rathhauſes für jetzt zu ernſten und gewiſſenhaften Berathungen der geſetzgebenden Gewalt über das was uns und unſerem Freiſtaate Noth thut beſtimmt, ausſchließlich und feierlich zu gedenken.

Wenn ein jeder Hamburger, welcher Claſſe, welchem Verhältniſſe, welchem geeigneten Lebensalter er auch angehört, in der herben Zeit der Noth und der Gefahr, nach beſten Kräften, Willen und Gewiſſen zur Rettung der Vaterſtadt beitrug, ſo reichten unſere Kräfte allein dazu noch nicht hin.

Die Hülfe an Menſchen und Löſchmitteln, welche von dem erſten Momente an, wo der Brand einen bedrohlichen Character annahm, uns zunächſt aus unſerer Nachbarſtadt Altona, dann aus faſt allen Städten, Flecken und Dörfern des Herzogthums Holſteins, der Uferſtaaten des Königreichs Hannover, wie ſie der Länge nach die Elbe beſpült und tief in das Land hinein, des Herzogthums Lauenburg und Fürſten-

thums Ratzeburg, der Großherzogthümer Mecklenburg und der Freien Städte Lübeck und Bremen, ja sogar aus der entfernter liegenden, aber nicht minder wohlwollenden preußischen Monarchie, die Hülfe, sagen wir, welche uns von allen diesen Freunden und Nachbaren dermalen wurde, und welche mancher von ihnen mit dem Opfer seiner Gesundheit oder seines Lebens bethätigte, bereitete uns die Möglichkeit der Fortsetzung und Erneuerung des harten Kampfes mit dem zerstörenden Elemente und zuletzt seiner mit Gott vollbrachten Besiegung, wozu die schnelle Hersendung trefflicher, ausgezeichneter Truppen verschiedener Waffengattungen aus befreundeten Staaten das Ihrige beitrug.

Die Theilnahme und das Mitgefühl des Auslandes ließ es aber bei dieser so wesentlichen und entscheidenden Mitwirkung während des Brandes nicht bewenden. Gleichzeitig sandte man uns von vielen Orten Lebensmittel, Kleidung, Betten, Zelte, Geldspenden, kurz alles was der durch den Brand unglücklich gewordene zunächst bedurfte. Unsere Flüchtlinge fanden in der Nähe und Ferne ächt gastfreundliche herzliche Aufnahme.

So wie die Kunde unseres Unglückes weiter erscholl, eröffnete sich ein unversiegbarer Quell von Wohlthaten für die Abgebrannten und Brandbeschädigten; die Fürsten, Staaten und Völker des deutschen Vaterlandes, so wie die Herrscher auf den entfernteren europäischen Thronen versorgten uns, mitunter durch eigens dazu Abgesandte, mit reichen Gaben an Gelde und Lebensbedürfnissen aller Art, welche letztere angesehene Mitglieder von Regierungen und Magistraten in Schiffs- und Wagenladungen uns überbrachten.

Kein Mittel der Schnelligkeit, welches die Intelligenz und die Industrie während des langen, durch die weise und wohlthätige Regierung der Mächte herbeigeführten und erhaltenen Friedens erfunden und eingerichtet hat, blieb unbenutzt, um uns Linderung und Heilung rasch her zu fördern.

Die trostreichen und erhebenden Schreiben an das hart-

geprüfte Hamburg, welche die Geschenke der Fürsten, Völker und Staaten begleiteten oder ihnen vorangingen, belebten unsern Muth, kräftigten unsere Ausdauer.

Später empfingen wir auch reiche Gaben aus transatlantischen Gegenden, und wohl mag es jetzt auf der weiten Erde kein mit uns in einiger Berührung stehendes Land geben, welches uns nicht seine helfende Rechte reichte und unseren Brandbeschädigten Hülfe sandte.

Wenn die Weltgeschichte der neueren Jahrhunderte nur wenige Beispiele eines Unglücks, mit dem unsrigen vergleichbar, darbietet, so vermag die aller Zeiten gewiß keines der Großmuth aufzuweisen, deren wir theilhaftig geworden sind.

Wie diese Fülle der Gaben bei uns gewirkt hat, und wie unendlich viel Gutes durch sie geschaffen ist, weiß ein Jeder von uns. Nur darin können wir ungewiß bleiben, ob der materielle Nutzen, welcher den Unglücklichen dadurch geworden, oder der moralische, welchen solch' allgemeine innige Theilnahme unserer Haltung gegeben, der überwiegende gewesen.

Die heilige Pflicht des Dankes für diese Wohlthaten nun ist es, der wir heute, so weit es möglich ist, nachzukommen trachten wollen.

Unsere Wohlthäter fordern keinen Dank und rechnen nicht auf ihn; aber sie werden es uns erlauben, ihn hier auszusprechen, herzlich und innig, wie wir ihn fühlen, einfach und prunklos, wie es uns ziemt.

Es erscheint E. E. Rathe am zweckmäßigsten, den um Hamburgs Unterstützung in seinem Brand-Unglücke hochverdienten Fürsten, Regierungen, Völkern und Staaten den heute zu gewärtigenden Rath- und Bürgerschluß in einer Urkunde mitzutheilen, welche mit der Kunst des Malers ausgestattet, in eine Doppeltafel, aus dem Eichenholze unseres abgebrannten Rathhauses geschnitzt und mit einer Gußarbeit aus dem Glocken-Metalle der eingeäscherten Kirchen verziert, gelegt wird. Den leitenden Vorstehern der vielen für Hamburgs,

durch den Brand betheiligten Einwohner, wie Namen Comités, so wie einzelnen für diesen Zweck besonders thätigen Staatsbeamten und Bürgern im Auslande, dürften aus eben jenem Glocken-Metalle angefertigte große Denkmünzen als ein dauerndes Zeichen unseres Dankes zuzustellen sein. Diese Denkmünzen sind in zwei verschiedenen Gestalten geformt, deren eine für das deutsche Vaterland, die andere für das befreundete Ausland bestimmt ist. Allen denen aber aus dem nahen und dem fernen Auslande, welche während des Brandes und unmittelbar nach demselben zur persönlichen Hülfeleistung herbeieilten, wie dem Militair, den Pionnieren, der Spritzenmannschaft u. a. dürfte, nach einem vielfach geäußerten Wunsche, eine im Knopfloche tragbare kleinere Medaille, aus eben jenem Metalle geprägt, als persönliches Dankzeichen zu ertheilen sein. Diese Dankzeichen werden, außer den geeigten Emblemen und Inschriften, das Datum der Tage des großen Brandes, so wie dasjenige des heute bevorstehenden Rath- und Bürgerschlusses tragen. Für einige in jenen trüben Tagen zu der Stadt der rauchenden Trümmer zum Zwecke der Hülfeleistung persönlich geeilte hohe Beamte beabsichtigt E. E. Rath die Ertheilung des Ehrenbürgerrechts.

Mit den verschiedenen künstlerischen Arbeiten sind unsere hier und im Auslande lebenden verdienstvollsten vaterstädtischen Künstler beauftragt worden, welche sich ihrer mit Liebe annehmen; nur für die Gußarbeiten und Medaillen sind, in Ermangelung von geeigneten Hamburgern in diesen Fächern, ausgezeichnete Künstler des Auslandes um ihren Beistand ersucht.

E. E. Rath bemerkt schließlich, daß für diese Angelegenheit eine aus Mitgliedern des Senats, Ehrb. Oberalten und Verordneten Löblicher Kammer bestehende Commission ernannt worden ist, mittelst welcher gedachte Behörden im gemeinsamen Einverständnisse über die hier angegebenen und die anderweit erforderlichen näheren Anordnungen und

Beliebungen verfahren sind, und ersucht derselbe nunmehr Erbgesessener Bürgerschaft, dem vorgelegten Plane über die Dankbezeugung ihre Zustimmung zu ertheilen, und Collegium Ehrb. Oberalten zu potestiviren, denselben unter Zuziehung Verordneter Löblicher Kammer, gemeinschaftlich mit E. E. Rathe auszuführen.

E. E. Rath zweifelt nicht, daß Erbgesessene Bürgerschaft solchen Dankbezeugungen, mit denen Ehrb. Oberalten und das Löbliche Collegium der Sechsziger sich bereits einverstanden erklärt, eine einmüthige Zustimmung von Herzen ertheile.

Hamburg, den 8. Mai 1813.

Daß solches denn auch einstimmig erfolgte, bedarf kaum der Erwähnung.

Wir können nun die bis jetzt letzten Anträge E. E. Raths an die Erbgesessene Bürgerschaft vom 11. Mai, da sie außer Einrichtung einer Invaliden-Casse für das Hamburger Linien-Militair, und Verfassung des hamburgischen naturhistorischen Museums und seine Consolidirung mit der Sammlung des hamburgischen naturhistorischen Vereins — nichts eben Nachhaltiges und Einflußreiches enthalten — getrost übergehen und zum Schlusse dieses Werkes eilen.

Es ist nicht zu verkennen, daß das große Ereigniß mit furchtbarer Macht in tiefster Tiefe der hiesigen Bevölkerung — Groß und Klein — eingegriffen und an den eigentlichen Menschen gerüttelt hat. Wahrlich, viele Perrücken sind mit verbrannt, die Geister sind klarer, zum Fortschritt geneigter geworden, und man gesteht gern die Wahrheit zu: daß, weil es nichts Vollkommenes in den menschlich-sociellen Verhältnissen giebt, der Fortschritt das Vollkommenste ist. — Nicht dankbar genug aber kann Hamburg, eben in dem Streben nach Vervollkommnung, sofern solches die technische Anlage des Neubaus und was dahin gehört, betrifft dem Ingenieur Lindley sein, der das Ganze leitet und glücklicherweise eines heilsamen Vertrauens der Behörden sich erfreut, so daß man selbst vor dem Großartigsten, z. B. vor

einer für die Geſammtſtadt zu erbauende unterirdiſche Cloake, die in ihrer ganzen Ausdehnung vielleicht 3 Mill. koſten würde, nicht zurückſchreckt, und — wie man auf den Bleichen und im Jungfernſtieg begonnen — hoffentlich, trotz vielſeitiger Anfeindungen, vollenden wird. — Es giebt freilich noch immer einige Eigenſinnige unter uns, die, was anderswärts ſich längſt bewährt, für hier als nicht anwendbar erklären; warum? das wiſſen ſie ſelber nicht; es iſt dieſer Oppoſitions-Geiſt gegen den Fortſchritt eine Krankheit, die ſich forterbt, und immer in Einzelnen wieder zum Ausbruch kömmt.

Die Auferſtehung unſerer lieben Vaterſtadt ſich zu denken, iſt herzerhebend. Die Straßen werden breiter, die Häuſer ſauberer, die Paſſage für Fußgänger bequemer und nicht durch Treppen, Beiſchläge und Inwegſteine verkümmert. Die meiſten Dächer ſieht man platt angelegt, wodurch man Ausſicht und Löſcherleichterung bei Feuersgefahr gewinnt; dazu und zu Trottoirs bietet ſich der Aſphalt als eine neue köſtliche Gabe unſerer Zeit dar. — Daneben kommt das Eiſen überall, wo irgend möglich, in Anwendung; man gebraucht es zu Thürpfoſten, zu Fenſterrahmen und Sproſſen ſogar, und verziert überall damit, auf das ſich Nutzen und Schönheit vereine; die Häuſer wachſen wie die Pilze über Nacht, und doch iſt man ſehr vorſichtig bei Legung des Grundes, und mit ungeheuren Koſten rammt man oft 50 bis mehrere 100 ſtarke Stämme in den Grund. Schon dehnen ſich die Gaſſen vor unſern Augen wie lange Spinnefäden zu einem planmäßigen Netz dahin, daß einſt als City, das Herz und ſomit der Lebenspunkt Hamburgs in würdiger Geſtalt bedeuten wird. — Geſtaltet ſich aber auch die Stadt prunkvoll, Abends freundlich hell durch Gas erleuchtet, ſo werden doch hoffentlich die Sitten einfach, beſcheiden, fromm ohne Frömmelei, Freude liebend und ſuchend ohne Ueppigkeit, anſtändig ohne Prunkerei, elegant ohne Flitter, derb, wahr und doch gefällig und höflich ſein, wie es jetzt ſchon immer mehr und mehr auch in den mittleren und niederen

Ständen ſich geltend macht, kurz Hamburg wird alles gute Alte behalten, alles gute Neue ſich aneignen, und ſo dem Touriſten weniger Stoff zum Tadel geben, als es früher oft nicht ohne Grund der Fall war. Auch die düſtern Anſichten in Religions-Sachen, die ſich noch hie und da in krankhaften Irrthümern geltend zu machen verſuchen, werden hoffentlich mehr und mehr ſchwinden, und durch eine geläuterte Religions-Anſicht den angebornen Sinn löblicher Frömmigkeit durchläutern und zu einer praktiſchen Lebensphiloſophie veredlen, wozu einige würdige Geiſtliche längſt die Wege anbahnten, da denn, wie durch deren Bemühen vor einigen Jahren die dritten Feiertage und kleinen Heiligenfeſte abgeſchafft, ſo auch eben jetzt in den jüngſt verlebten Tagen neben der beſondern auch die gemeinſchaftliche Beichte, nach dem Vorbilde benachbarter proteſtantiſchen Länder, hier eingeführt wurde.

Im Laufe der letzten, dieſem Werke gewidmeten Zeit, zeichnete ſich dann auch die Bürgerverſammlung vom 1. Juni durch Beliebung einer Summe von $1\frac{1}{2}$ Mill. Mark Banco für die Begründung der Berl.-Hamb. Eiſenbahn, aus, wogegen eine Reform des Hypothekenweſens in gegebener Art, abgelehnt wurde. — Am 26. Juni beſchloß E. E. Rath in gewöhnlicher Sitzung folgende Namenbeſtimmung für die neuanzulegenden oder zu verändernden Straßen, Plätze und Brücken.

Bekanntmachung.

Die Straßennamen in einem Theile der Brandſtätte betreffend.

Da es bei fortſchreitendem Baue nothwendig wird, in den abgebrannten Stadttheilen für mehrere Straßen, ſo weit ſie als feſtſtehend durch den Bauplan zu betrachten ſind, theils neue Benennungen feſtzuſtellen, theils die neuen Grenzen beizubehaltender Straßennamen zu bezeichnen, ſo werden hierdurch folgendende Benennungen angeordnet:

1) Der Burſtah erſtreckt ſich bis zur Mühlenbrücke, und

2) die große Johannisſtraße von der Mühlenbrücke bis

zum Rathhausmarkt, so daß künftig die Benennung „bei der Mühlenbrücke“ wegfällt;

3) die von der Ecke der Schmiedestraße bis zur großen Johannisstraße führende Straße heißt: Rathhausstraße;

4) der Speersort erstreckt sich bis an die Schmiedestraße;

5) die von der großen Johannisstraße gerade auf den Seiteneingang des Schulgebäudes zu laufende Straße heißt: Schauenburgerstraße;

6) die Plätze der alten Börse und des früheren Rathhauses werden: bei der alten Börse und bei'm alten Rathhause heißen;

7) die von da nach der großen Bäckerstraße führende Brücke heißt: Börsenbrücke;

8) der Mönkedamm wird an die Seite des Buhrstahcanals verlegt;

9) die Schlikutsbrücke wird künftig Altewallbrücke heißen;

10) die Altewallstraße erstreckt sich bis zur Schleusenbrücke;

11) die Brücke vom Altenwall nach dem Neuenwall heißt: Adolphsbrücke, und an die Stelle des Scheelenganges und bis zum Neuenwall wird die Benennung bei der Adolphsbrücke treten;

12) die beiden Seiten der neuen Börse werden Börsen-Arkaden bezeichnet;

13) der große freie Platz vor dem zum Rathhause bestimmten Areal heißt: Rathhausmarkt;

14) von hier führt die Schleusenbrücke und bei der Schleusenbrücke bis an den Neuenwall;

15) die neue Straße vom Neuenwall bis zu den großen Bleichen heißt: Poststraße, so daß die Benennung der darin mit begriffenen kleinen Königstraße künftig wegfällt.

16) die Arkaden von der Schleusenbrücke nach dem alten Jungfernstieg heißen: Alsterarkaden;

17) der gegenüber zu erbauende Quai; Reſendamm, und

18) die dort zu erbauende Brücke Reſendammsbrücke;

19) die Bergstraße beginnt von der Ecke der Rathhausstraße und geht bis zur Resendammsbrücke;

20) die zwischen den beiden neu anzulegenden Häuser-Quarrés von der verlängerten Bergstraße nach dem Rathhausmarkte in gerader Richtung auf die neue Alsterpromenade zuführende Straße heißt: Plan;

21) diese neue Promenade an der Alster wird Alsterdamm heißen;

22) die Straße vom Rathhausmarkte bis zum Alsterthor wird Herrmannsstraße heißen, so daß die Namen „Breitergiebel und Zuchthausstraße“ wegfallen;

23) die den Holzdamm und das Drillhaus mitbegreifende Straße vom Alsterthor nach dem Glockengießerwalle und der Ferdinandspforte wird Ferdinandsstraße genannt; die Benennungen „Holzdamm und Drillhaus“ fallen weg;

24) der vom Ausgange der neuen Alster-Promenade (Alsterdamm) nach dem Steinthore führende Walltheil, heißt: Glockengießerwall;

25) die vom Alsterdamm, am Detentionshause vorüber, einen Theil des früheren Neuenweges mit aufnehmende, nach der Rosenstraße zuführende Straße, heißt: Brandsende, und

26) die vom Alsterdamm auf die Gertruden-Capelle geleitete Straße: Gertrudenstraße;

27) die Straße vom Glockengießerwall bis zur Paulstraße nimmt den Namen Raboisen an;

28) der Ausgang der Rosen- und Lilienstraßen nach dem Glockengießerwall, heißt: Georgsplatz;

28) der Name Alsterthor bleibt; die von der Paulstraße nach der anzulegenden Markt- und Fleisch-Halle auf den Pferdemarkt zu leitende Straße, wird kleine Rosenstraße benannt;

30) die Umgebung der Petri-Kirche, heißt: bei St. Petri;

31) die Namen: Rosen-, Lilien-, Schmiede-, Pelzer-, Knochenhauer-, kleine Johannis-, große und kleine Bäcker-

straße, deren Grenzen sich von selbst ergeben, bleiben beibehalten.

Gegeben in Unserer Raths-Versammlung. Hamburg, den 26sten Juni 1843.

Und somit schließe ich vorläufig dieses unser Gedenkbuch am 1sten Juli 1843 mit der Aussicht, auf eine durch Eintracht und besonnenen Fortschritt gesegnete Zukunft, die uns hoffentlich ein vielfach angeregter Anschluß an den deutschen Zollverein nicht verkümmern wird, da Hamburg seinen Flor nur seiner Freiheit auch der Gewässer verdankt, und — so weit menschliche Berechnung ausreicht — unser Wohlstand mit der Bewahrung eines Freihafens unzertrennlich ist, und scheide nun von dem geneigten Leser, der mich auf dem weiten Wege eines Jahrtausends zu begleiten nicht ermüdete, mit den Gefühlen des Dankes, und mit der Versicherung, daß ich Hamburg, mein zweites Vaterland, daß mich schützend und pflegend unter seine Bürger aufnahm, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe innigst verehre und liebe, und neben diesem Gefühle und einer treulichen Erfüllung meiner geringen Bürgerpflichten, ergreife ich die Gelegenheit, hier auch die Freude über die Aufnahme in den Bund freier Hansa-Bürger in Worten niederzulegen, die einem dankbaren Gemüthe wohl anstehen, für das Glück, daß es ihm wohl geht unter Menschen, die er lieben darf, und von den ihm manche, gekannt und ungekannt, wiederum gut sind. — Dieses Bewußtsein tröstet mich über manche Anfeindungen, die meist dem freien, aller Finsterniß feindgesinnten Geiste gelten. Von allen aber, Wohlwollenden und nicht, scheide ich mit dem herzlichsten Wunsche des Wohlergehens, so wie auch mit dem: es möge unser Hamburg den künftigen Geschichtschreibern weniger Stoff, als mir seit den letzten 50 Jahren geboten wurde, darbieten, denn die glücklichsten Staaten sind — wie die besten Weiber — diejenigen, von denen am wenigsten zu erzählen ist.

Bayerische Staats...

Regiſter.

	Seite
Abendroth, A. Dr., Bürgermeiſter ..... 543. 582.	588
Abendroth, A. Dr.	774
Abel ..... 37. 40.	52
Aberglauben	391
Ablaßkram	247
Adalgar	8
Adalbert	13
Adelheit v. Pommern	84
Adolph, Graf ..... 67.	85
Adolph II.	19
» III.	21
» IV.	28
» V.	55
Adolph, Herzog	157
Adolph, der letzte Schauenburger	179
» v. Holſtein	343
» v. Santersleben	18
Aepinius	321
Aemter	257
Aemter-Verkauf	512
Aerzte und Krankenwärter v. den Franzoſen requirirt...	736
Albers, Emanuel	360
Albert, Erzbiſchof ..... 83.	247
Albert II., Biſchof	140
Albert v. Braunſchweig	60
Albert v. Sachſen	38
Albrecht v. Mecklenburg	151
Albrecht von Orlamunde ...	31
Aldag, Banſchreiber	493
Aldag, Hans	355
Alebrandt	13
Allen, Volkmar	118
Aleſſandro de la Rora	365
Alſter ..... 74.	296
Altengamme	107
Altewallſtraße	51
Altmann	551
Altona's Begründung	361
Altona in Aſche gelegt	526
Amalhas	4
Amneſtie-Dekret	663
Anckelmann	138
Anderſon	659
Andley	772
Anleihe; contributionsmäßige	568
Anleihe, Feuer-Caſſen-Staats-	831
Anſcharius	5
Anſcharius-Bach	55
Anſcharius-Capelle	225
An-See-Städte	61
Areimbeld	254
Arneld, Engelhard	137
Aſcemannen	137
Aſcemannen	11
Arendſen	500
Armen-Wittwen-Haus	227
Arne, B. v.	225
d'Aubignoſe ..... 593.	653
Aufruhr	192
» der Brauerknechte ..	339
» der Bootsleute	426
» geiſtlicher	491
» Handwerker	761
» in der franz. Zeit .	588
» von 1830	764
Augsburgiſche Confeſſion ...	326
Austreibung der Hamburger	712
Baldemar, Joh.	295
Ballfreuden unter Eckmühl..	784

Seite

Bank ... 518
Bankraub ... 683
Bann, Hamburg im ... 88
Bantschow ... 254
Bardenfleth ... 61
Bardengow ... 7
Bardowick zerstört ... 24
Bargedorp ... 78
Bargen, H. v ... 263
Barkhof ... 101
Barmbeck ... 74
Barmstedt, Borchard v ... 23
Barringk, Franz ... 339
Bartels, Bürgerm. 2c. 542. 591. 647
Baruch ... 219
Basson & Comp ... 773
Bastiani ... 738
Bauhof ... 100
Baumhaus ... 517
Bauplan, Lindleyscher ... 823
» modifizirter und bewilligter ... 826
Bauther ... 100
Bazancourt, Oberst ... 564
Beaulieu ... 625
Beaurert ... 707
Beckendorf, Bürgermeister ... 371
Beckmann, Lucas ... 398
Befestigung Hamburgs ... 205
» d. die Franzosen. 671
Behrmann, Wilhelmine ... 607
Benecke, Dr ... 591. 614
» C. D ... 614 685
Bennigsen, General ... 722
» Einzug ... 746
Berends, Heinrich ... 222
Berendsohn ... 785
Berg, Hamb ... 520
Bergedorf ... 103
Bergen, v ... 64. 74. 98. 369
Berghe, Hinr., to dem ... 252
Bernadotte ... 570
Berne, die ... 75
Bernhardt ... 10. 11
» v. Lüneburg ... 132
Bergische Flotte ... 158
Beseler, Jurgen ... 416
Besser ... 598
Bezelin, Alebrandt ... 13
Bidal ... 425

Seite

Bieber ... 589. 614. 777
Bier, Hamb ... 45. 239
Bille ... 236
Billing, Hermann ... 10
Billwarder ... 80
Biorn ... 5
Birgden, Joh. v ... 242
Blankenberg, v ... 78
Blankenhein ... 500
Blatand, Harald ... 9
Blaue Schwestern ... 45. 228
Bleckede an Hamb. gek. ... 133
Blohlose Twiete ... 219
Blome, Claus ... 333
» Gerd ... 421
Blucher, Präsident v ... 643
Beckbüttel ... 81
Bockelmann, Consul ... 693
Bonnes villes ... 578
Bodecker ... 785
Bondafen ... 363
Borrae Thorlossen ... 186
Börse, alte ... 352
» neue ... 758
Börsenalten ... 352
Bocksbüdel ... 63
Borgesch ... 101
Bornhoved, Schlacht bei ... 37
» Kapelle zu ... 42
Borstel ... 74 75
Bosselhof ... 349
Both, Oberst v ... 601
Bottcher, v ... 501
Boutin, Dr ... 716
Bover, Martin ... 340
Boye ... 631
Boygenwarder ... 80
Braad, Heinr ... 94. 99
Braunschweig, Joh. v ... 54
Breda ... 317
Bremer ... 91. 181. 294 340
Brenner, General ... 388
Bretcuil, de ... 655
Breck, Flor. v ... 227
Brefe, Benno v ... 118
Brosset, Maj ... 685
Briggemann, C. B ... 677
Brunn, General ... 570
Buchheister, Dr. J ... 767
Buck, Marcus ... 409

	Seite
Bugenhagen, Dr.	267
Bukestadt, Tilke	92
Burchard, Erzbischof	89
Burchards, v.	501
Buhrstah	50
Buhring	196
Bülau	500
Bullhorn	80
Burgerlicher Zwiespalt	91. 396. 409. 419. 493
Bürgerbewaffnung	589. 591
Burgerverſamml. v. 1810	603
" " erde, nach dem gr Brande	821
Burwin	44. 38
Buſſing, Paſtor	496
Buſch, J. G.	542. 545
", G. H. Senator	758
Bußtag	541
Buſtorp, Nic.	263
Butendyk	43
Buurſpraak	213. 309. 332
Burtehude, Bertram v.	54
", Bürgermeiſter	118
Caffa-Fabrik	407
Caire, Inſpector	685
Campbell	542
Cämmerei	64. 837
Campen, Cord	269
Campe, Hoffmann &	783
Carl, Kaiſer	87
Carlowitz	468
Carpfanger	406
Carpfer	515. 542
Carſtens, Oberalter	487
Catharinen Kirchſpiel	44. 99
" Kirche	223
Caunitz	468
Caſerne	232
Cellier	696
Celle, Unterhandlung mit	441
" Bruch mit	461
" Krieg mit	472
Chaban, General	584
Champagnie	579
Chapeaurouge	658
Charlot	655
Chriſtian I.	179
" II.	313
" III.	315
Chriſtian IV.	370. 395
" V.	419
" VI.	532
" VII.	534
Chriſtian Wilhelm, Markgraf	381
Chriſtoph	110. 172
Colard, der große	266
Commiſſion, Kaiſerl.	414 501
Compagn, General	579
Concordienformel	360
Confiscation, engl. Waare	564
Conningk, de	592
Conoſſement v. 1442	358
Cholera	766
Convent	100
Coop	426
Courantgeld	532
Cordova, Herzog v.	579
Cour prevotale	586
Claſſen, Dr.	421
Franz, Albert	254
" Eckard	257
Cremon	214
Criminal-Geſchichten	135. 358
Crolau, Dr.	481
Cuddewerde	106
Dammhof	233
Dank Hamburgs, an die Helfer in der Noth	839
Däniſche Feindſeligk. 416. 444	480
Dänen, die, in Hamb.	547 651
Dauer, Nic.	435 445
Davorde	263
Daveuſt	610. 651
" verläßt Hamb.	677
" Staatsrath	740
Decrete, Napol.	566. 660. 668
" der franz Behörden	697
Deel, Frau v.	28
Dehn	632. 646
Deichther	355
Deitzel, Dr.	716
Deinde	787
Denkſtein in Ottenſen	716
Deputation nach Stralſund	637
" nach Napoleon	662
Dewitz, Oberſt v.	475
Diebenhofen	5
Dierich	97

Seite

Dietrich, Dr. ... 369
Dill, Theodor ... 786
Dingbank ... 212
Dithmarschen ... 4
Ditmarser feindlich ... 162
Dittmar, Bischof ... 11
Dobbeler ... 398
Dolgoruck ... 622
Dom, der, kommt unter schwedische Herrschaft ... 400
Domeigenthum ... 549
Domgeistliche ... 252. 329
Dominikaner ... 39
Domkapitel ... 39
Dorner ... 542
Douanerie ... 587
Dreißigjährige Krieg ... 378
Dreißiger, Charakter der ... 474
» Sturz der ... 479
Drogo ... 5
Droschken ... 772
Dürcke, die schöne ... 301
Durelsort ... 218

Eberrank ... 462
Eckard, Serratius ... 262
Eduard VI. ... 188
Edzard ... 143
Ehlers D. F. ... 771
Ehrenfels v. ... 611
Ehrentafel der gefallenen Hamburger ... 747
Eichholz ... 31
Eilbeck ... 74
Eilenflette, P. R. v. ... 54
Eilhard ... 40
Eimbeckisches Haus ... 99
Eimsbuttel ... 75
Eisenbahn, Bergedorfer ... 773
» Hamb.-Berliner ... 837
Eitzen, Aldr. v. ... 377. 386
Eitzen, v., Secretair ... 427
Elbe ... 236
Elendenhaus ... 226
Elisabeth v. Holstein ... 112
Englische Schweiß ... 301
Enzelin ... 260
Eppendorf ... 75
Erici, Bartram ... 55
Erich ... 7. 50. 52

Seite

Erich, V. ... 57
» VI. ... 110. 150. 167
» von Norwegen ... 66
» Herzog ... 105
Erick ... 111
Erlenburg, Werner v. ... 52
» Fr. v. ... 55
Ebecus ... 23
Esel, der singende ... 221
Esselfeld ... 4
Eßlinger Zoll ... 876
Eudel, Director ... 576
Ewald ... 591
Expropriations-Gesetz ... 828
Eybe, Senator ... 590

Faber ... 658
Fabianus ... 262
Fabricius ... 394. 422. 458
Fahnenweihe ... 616
Fallitenordnung ... 537
Fallenberg, Joh. v. ... 378
Fechte, v. d. ... 398
Feenbsburg ... 91
Febs, Martin ... 464
Fernig, de ... 699
Fersenfeldt ... 223. 753
Feuersbrünste ... 12. 65. 178. 775
Fischbeck, Joh. ... 259
Fischer, Capt. ... 611
Fischmarkt ... 229
Flensburg, Belagerung von ... 156
Focco, Ucco ... 143
Fock, Simon ... 419
Folsch ... 597
Forsmann ... 758
Frahm ... 500
Franciscaner ... 39
Franzosen in Hamburg 561. 651
Fredewert, Ric. ... 54
Freibriefe ... 22. 68. 170
Freitag, v. ... 201
Friedrich I. ... 313
» II. ... 341
» III. ... 395
» IV. ... 523
» V. ... 533
Friesen, Krieg mit den. 125. 143
Frind ... 500
Fritze, Joh. ... 262

	Seite
Frodo	9
Frohnerei	234
Fuhlsbüttel	64
Fürstenwald	103
Gablen, von	464
Gallas, General	392
Gans, Joh.	31
Garmes, Pier.	415
Garmers, Synd. 425.	427
Garwinsch	231
Gassenbeleuchtung	520
Gasthaus	517
Gebäude, öffentliche 229.	353
Geestbacht	107
Geistlicher Unfug	250
Gelehrtenschule	298
Gelehrte in Hamburg	541
Georg Wilhelm, Herzog	445
Gérard, General	743
Gerbers, Joh.	590
Gercken, A. W.	757
Gerhard, Bischof 30.	38
» Graf 41. 52. 64. 67.	179
» Dompropst	54
» von Oldenbg. 184.	188
Gerkens, Christ.	337
Gernbold, Poyer	184
Gertershausen	118
Gertruden, St. 98.	224
Gesandtschaftshotel spolirt	529
Gesangbuch, neues	835
Gesenius	368
Ghikow, v.	41
Giavanoli	794
Giles, Ingenieur	791
Glückstädter Zoll	392
Godefroy, Peter 501. 614. 620.	658
Gorries, Hans	357
Gorin	8
Gorz, v. 478.	531
Gorzsche Haus	750
Gosding, Joh.	215
Gotterper Vertrag	534
Goze, J. M.	541
Graffen, v.	598
Greethe, die schwarze	57
Gries	592
Grobel, Martin	320
Groben	81
Groote, Thomas	332
Grote, Dechant	296
Grote, Paul	337
Grote, v.	501
Grotenfen	81
Grovel, Payne	92
Gudmundson, Lago	52
Guerike, Otto v.	385
Guido, v. Arezzo	12
Guido, Kardinal	58
Gunther	542
Gurlitt	543
Gustav Adolph	383
Gustrow, Joh.	295
Gesundbrunnen	383
Gutsloft, Dr.	375
Haccius	522
Habeler-Thor	44
Habeln, Land, kommt an Hamb.	142
Hafen, neue	769
Hafner, v.	621
Hagar, Heinr.	157
Hagedorn	541
Hagendorp	81
Hagen 118.	340
Haken	111
Hamburg, dem franz. Kaiserthum einverleibt	579
Hamborg, Bertram	124
Hammaburg	4
Hamme, Joh. v.	65
Hamm, Die Edlen v.	80
Hamm	4
Hammerbrook	80
Handelsverbindungen 127.	207
Hansa 61.	208
Hansastädte	108
Hansabund zerfällt	350
Hansastädte, letzte	408
Hanseatische Legion	602
Hanbury, Mad.	609
Handelsgericht	750
Hanft, Rittmeister	606
Harre, Casper	520
Hartke, Friedr.	409
Hartwig	464
Harvestehude	43
Haseldorp, Friedr. v.	23
Hasse, Casper	520
Hasse, rettet die Börse mit	787
Hayken, Th. v.	68

Seite

Hechte ... 71
Hedwig ... 41
Heenwende ... 81
Heiden, Nic. v. d. ... 520
Heidenwall ... 354
Heiligen Geist ... 161. 224
Heine, S. 757. 770. 790. 793. 810
Heinrich v. Badewide ... 29
» der Löwe ... 20
» v. Orlamunde ... 21
» von Schwerin ... 83
» Graf, der Eiserne 67. 77
» v. Holstein ... 111. 156
» Herzog v. Lüneburg 152
» Graf v. Schauenb. besucht Hamburg ... 148
» v. Brockdorf ... 149
» v. Rumpeld ... 154
» v. Alefeld ... 157
Heinrichs, Ingenieur ... 618
Helgoland ... 203
Hellmundt, Anton ... 360
Henningbude ... 55
Hennings, Wittwe ... 428
Herbert ... 43
Heridas ... 4
Herold ... 790
Hermann, Abt ... 64
Herwerk, Wilken ... 54
Hesse, Hartwig ... 756
Hesse, Stift ... 756
Heß, v. ... 589. 591. 618
Heifeld, H. v. ... 80
Heuschrecken ... 536
Herengericht ... 357
Heyde, L. v. d. ... 91
Heyland ... 446
Hildebold ... 54. 57
Hinkelmann ... 491
Hiobs-Hospital ... 226
Hobbaus ... 426
Hochbuche ... 4
Hochgericht ... 354
Hofmeisterei ... 228
Hogendorp, General ... 655
Hohusen, Diedr. ... 263
Holländische Schiffe genommen 425
Holst, Daniel ... 356
» Dr. ... 716
Holstein ... 4

Seite

Holte, Gerhard v. ... 212. 268
Holzhausen, Diedr. ... 337
Hopfeld ... 753
Hopfenthor ... 44
Hoppe, Nic. ... 464
Horbius, Dr. ... 491
Horborch, Joh. v. ... 80
Hormann, Oberalter ... 410
Horn, Dorf ... 80
Horn, Baumeister ... 544
Horstmannsche Haus ... 161
Hostrup, v. ... 590
Hoyer ... 8. 80. 121. 158. 252
Hoye Haus ... 99
Huden, v. d. ... 275
Hudtwalker, Senator ... 771
Huge, Bürgermeister ... 194
Hulfsverein ... 808
Hummersbüttel ... 79
Hungersnoth in Hamb. ... 724
Hunnen ... 8
Hurlecke, Hennich ... 193
Jacobi-Kirchspiel ... 45
Jacobi-Kirche ... 97. 223
Jacobsen, Wolf ... 54
Jahrestag des großen Brandes 838
Jansen, Peter ... 399
Jarre, Bürgermeister ... 443
Jastram, Cord ... 447
Jattern, Dr. ... 375
Jenckel, Barthold ... 419
Jenisch ... 790
Interim, das ... 320
Johannes-Kloster ... 39. 96
Johannis-Kirche ... 224
Johann, Graf ... 41
Dessen Grab ... 59
Johann v. Lüneburg ... 60
Johann, Graf, der Milde 67. 77
Johann v. Sachsen ... 94
» Bischof ... 154
Johann, König v. Dänemark 190
Johanneum ... 298
Johns, Eduard ... 774
Jordan, Bürgermeister ... 58
Jouffroy, General ... 706
Jousselin ... 706
Juden ... 365
Jungfrauen, die, in Harvestehude ... 306

Seite

Jungfernstieg 216. 405. 513
Justiz, grausame, des 16ten Jahrhunderts 356
Ikia 7
Imalo 143
Isern Hinnerk 513

Kaal 235. 356
Kaas, v. 633
Kalkhof. 233
Kampen, Daniel v. 409
Kanut 12
Karstens, Radlef. 162
Kaufleute, Lehrzeit derselben 237
Kaufmann, Dr. 758
Keetmann 685
Kelpe. 463
Kempe, Stephan 258
» Johann. 260
Kielmannsegge. 428
Kirchenpauer, Dr. 786
Kirchhof 542
Kirchwärter 106
Kleiker, Synd. 532
Kleinhans, Hans 243
Kletze, Rathsherr 156
» Elisabeth 160
Klingsporen, H. 91
Klitzig, Probst 296
Klopstock 533. 541
Kniephof 314
Knopf 452
Knorre, G. 594. 687
Knuthsen, Karl 172
Koch, Peter 528
Kohl, Rathsherr 146
» Dittmer 296. 316
Königseck, v. 430
Kopp, J. 543
Koppelberg 49
Kornhaus 232
Krahn 353
Krankenhaus 755
» Israelitisches ... 757
Krantz, Albert 187
Krantz, Oberstlieutenant 593
Krape 515
Kreuzigungsgruppe 46
Kroge, Heinr. v. 341
Kronenhorst 81
Kruger, Oberstl. 608

Seite

Krull, Nic. 425
Krumbholz 499
Kruko 16
Krummendyk, v. 78
Krummendiek 152
Küchenzettel, obrigkeitliches .. 233
Kuhre 67
Kuhsel 500
Kunnen, Klas v. 200
Kunst 554
Kurslak 107

Lachmann, Adj. 612
Lafaurie 685
Lambeck, Peter 401
Lampe 530
Landerhusen, Hans 394
Lange 464
Langenbeck 195. 211. 213. 278
Langenbeck'sche Bibliothek ... 456
Langenhorn 74
Langermann, Dr. Lucas ... 428
» Senator 486
Lappe, v. d. 74. 81
Laschkareff 614
Lattmann 593. 608. 614
Lauriston, General 590
Lavatte, General 568
Leerort 143
Lessing, Dichter 541
Leuderich 6
Leviathan 377
Libentius 11
Liebrand 225
Lilienstedt, v. 501
Lilienstraße 50
Lindemann 593
Lindholm, v. 642
Lindley, Ingenieur 474. 791. 843
Logenbruck 643
Loschanstalten 520
Lohe, Hinr. v. 193
Lombard 405. 518
Lotterie 353
Lotze 499
Lowenstadt 21
Lucht, Heinr. 464
Lubeck, (Abtritenschloß) 20
Luders, Dierk 227
» Brauerältermann 421
Lubershusen 133

	Seite
Ludolff, J. H.	756
Luneberg, Candidat	83
Lünsmann, Joh.	262
Lürkens, Peter	410
Lützens, Lic.	549
Lyoe	93
Magnus, Herzog	17
» Gerard	23
Mandat, Kaiserl.	328
Manecke	473
Manhold, Justus	338
Mansfeld, B. v.	324
Margaretha v. Flandern	62
» v. Dänem. 112.	147
» v. England	188
Marianische Schule	65
Marienkirche	4
Marien-Magdalenen-Kloster 39. 96.	225
Marienthor	44
Marquard, Peter	405
Martens, Lieutenant	611
Mattfeld, Bürgermeister	530
Matthäus unter der Kluft	262
Mathildes	39
Meden, v. d.	375
Meiger, Joh.	195
Mensen, Dietrich	192
Menstrier	707
Mentschikoff	525
Mettlerkamp 591.	648
Meurer, Syndicus	396
» Phil. Jacob	409
» Heinr. Bürgerm. 426.	436
Meier, Pastor	491
» Max	443
Meyer Friedr	52
» Marcus 215	514
» Jacob	469
» Senator	771
» H. L.	774
Michaelis Kirchspiel	102
Michaelis Kirche	404
» » Brand der-selben	586
» » kleine	537
Michaud, General	566
Michel, Göbecke	119
Mies, Bürgerm. 94. 118.	124
Millernthor	44
Milevoi	11
Moller, Barthold	260
» Syndicus	341
» Bürgermeister	378
» Pastor	388
Mölln, Schlacht bei	34
Monchischer Geiz	251
Mönkedamm	44
Mennay	685
Moorsen (Morsen) 411.	415
Moorwärder	81
Moreau	593
Moritz v. Sachsen	325
Mortier, General 548.	560
Münzverhältnisse	86
Münzstätte	232
Münzwesen	239
Münzwuth	531
Münzverfälschung	367
Murmester	189
Museulus	177
Mylor, Anno	55
Nanne, Joh.	118
Nessel	217
Neubauten seit 1821	752
Neuengamm	107
Neuwerk	73
Neuwerker Zoll	384
Neverus, Henricus	366
Nicolai-Kirche 69.	222
Niebuhr, Gerhard	320
Niedergerichte 212.	352
Nige Og	73
Nobel, Jan	527
Nobiethor	521
Nohr	588
Nonnen, die lustigen	305
Nordt	592
Norden, Ulrich v.	206
Norty, Sören	314
Nyblenberg	78
Oberalten	239
Obergesellschaft	127
Obozriten 4.	11
Ochsenwärder	81
Olav 7.	114
Oldenburg, C. v.	118
» besteigt den dän. Thron	173

	Seite
Otterlüde	352
Otterdorp	75
Omnibus	773
Oppenheim	658
Ordalien	47
Ordulph	15
Orlamünde, Graf v.	29
Orlich, Paſtor	536
Otternbeck	81
Otte	4
Ottenheim	361
Otterbude, Everich v.	68
Otterndorf, kommt an Hamb.	142
Otto IV.	29
" v. Lüneburg	37
" v Holſtein	179
Ottogar	224
Overbeck, J. v.	516
Paſebuck, Heinr. v.	113
Paſeburch	211
Palendorp, Nic.	464
Papendorp	81
Parchen, Claus v.	55
Pariſ. 631.	790
Parthen	706
Paſſionsgeſchichte	210
Patriotiſche Geſellſchaft	533
Pauli, Rath	471
" Gelehrter	542
Pehmöller	683
Perthes	591
Peſt in Hamburg 169. 310. 382. 510.	360 524
Peſthof	354
Petersen, D. H.	234
" Anton	337
Peter I. in Hamb.	525
Petre, Major	630
Petrikirche 97.	222
Petri Mahlzeit	230
Pfeil, Franz	320
Pfuel, v. 606. 630.	644
Philippe, Königin	168
Philipp	432
Pinel, Cart	717
Pips, der ſpaniſche	354
Pluderhoſen	177
Pockenhaus 227.	537
Poehlmann, L. D. 419.	434
Polizeibehörde	750
Pomeranus	294
Poppe, Rittmeiſter	646
Poſtweſen	224
Prätoren	212
Prärogative des Senats	511
Prell	591
Prigge, Jacob	337
Pyrennier	667
Quickborn, Rathsherr	95
Rabeiſen	101
Raimund, Cardinal	213
Rambach, Paſtor	616
Rambert	7
Rame, die	354
Rameslef	7
Rathhaus 64.	229
Raths-Gehalt	512
Rathseid	389
Rathswahl, gewaltſame	416
Rathsweinkeller	230
Räuberbande	389
Receſſe 95. 175. 196. 303. 321. 344. 348. 369. 411. 495.	334 503
Reclamations-Gelder	752
Reeperbahn	522
Reeſe, Martin	493
Reformation, Einleitung in dieſelbe	244
Reformation in Hamb.	254
Reformations-Jubiläum	535
Reimarus	542
Reinecke, Director	544
" Joh.	302
" Organiſt	519
Rengsdorf	594
Rensborg, Heinrich 262.	280
Rentenlotterie	573
Renpel, Peter	355
" Oberalter 388.	405
" Dr.	598
Renzel, Kaufmann	659
Repfold	680
Reſendamm 81	233
Rettungs-Anſtalt, für ſittlich verwahrloſte Kinder	757
Revenslow, H. v.	76
" Prior	305
Revolution, franzöſiſche	546
Rheder, Matthias 334.	355
Richard, Lord	198

	Seite
Richard, Stadt-Ingenieur	551
Rickmeyer	464
Ricpenburg, die	106
Riga	40
Riffenbrugger, Dr.	299
Ritzebuttel	82. 381
Ritzenau, Otto v.	103
Rodenberg	294
Rodenburg	316
Rödingsmarkt	44
Roggenhüte	235
Rondeck	451
Rosenfeld	121
Rosen, General	638
Reveß	644
Roskild. Vertrag von	53
Rumbeld	549
Ruder	655
Rumpf, Rathsherr	532
Rusau	552
Rußwurm, Dr.	513
Saint-Cyr	589
Salsberg, Hinr.	212
" A.	282. 307
Sandvoigt	520
Santersleben, A. v.	18
Sassen, Tyken	91
Schaarbor	41
Schacht	545
Schaffenhausen	382. 434
Schäfer, Hauptmann	618
Schandglocke	230. 537
Scharen, to den	96
Schätzungsgericht	833
Schauberch, Hinrich	266
Schauenburg (Schles)	18
Schauenburger Hof	100. 235
" Zoll	85. 353
Schauspielhaus	519. 537
Scherbare	55
Schenk, Joh.	389
Schiffahrt, neueste	769
Schiffbrand bei Neumühlen	394
" bei Cadix	406
Schiffbeck	81
Schifferhaus	235
Schimmelmann, v.	534
Schindler, Adjut.	707
Schlacht im Sund	156
" auf der Süderelbe	386
Schlafschüler	251
Schleswig, Frieden mit	169
Schlosser, Pastor	541
Schluter, Censularius	458
" Burgermeister	481
Schmidt, J. M.	608
" S.	219
" Schauspiel-Director	747
" J. C.	759. 772
Schmuggelei	574
Schonbern	501. 580
Schönhütte, Dr.	608. 614
Schonenfahrer-Gesellschaft	26. 66
Schorenfiehl	100
Schrothammer, Pastor	371
Schon, Gerhard	519
Schreining	486
Schrey, Albrecht	118
Schreyer, N.	124
Schroder, Hans	193
" Magister	262
" Director	542
" Severin	658
" Magister	284
Schrotering, Rathsherr	394
" Oberalter	409
Schubmacher-Herberge	229
Schulberg	294
Schulordnung	298
Schulwesen	254
Schulte, J.	356
Schulze, Dr.	446
Schultber	44
Schurpius, Dr.	490. 519
Schutzenhaus	519
Schwarze Brett	537
Schwarze Tor	111
Schwarz, Hauptm.	771
Schweden, die, in Hamburg	690
Schweinekrieg	417
Schwieler, Hauptmann	589
Sclavenkasse	517
Seelenkarl	101
Seelen-Prediger	102
Segeberg	27. 75
Seigneuil, v.	629
Selb, v.	414
Sende	10
Seyfried, Jodicus	262. 284
Siechenhaus	45
Siemsen, Dr.	767
Sieveking, Dr.	542. 631

	Seite
Simon, Bischof	54
Sittengesetz	70
Sitten, Hamb. 133. 176. 394.	408
Slickudt	50
Smal, König	110
Smith, James... 758. 784.	801
Snitger, Hieronymus	447
Soltau	263
Soltwedel, Alexander v. 38.	51
Sonnenfeld	146
Sonnin ... 436.	543
Spener	491
Spion, Wilhelmsburger	615
Spital ur. d. Steeg	45
Spitaler-Thor	101
Split, v.	75
Spreckelsen, Peter v.	296
" Harm. v. 409.	413
Sprenge	81
Sullberg	15
Staatskasse confiscirt	582
Stadtbuch (Ordelbuch) . 18.	63
" Neues	211
Stahlhof ... 61.	584
Standard	23
Stapelgerechtigkeit ... 191.	331
Statistik, neueste	835
Steding	363
Steenbeck	525
Straßen, älteste ... 49.	98
Straßen-Namen, neue, nach dem Brande	845
St. Georg-Kapelle	45
St. Georg, Vorstadt	522
St. Nicolaus (Kapelle)	21
St. Pauli-Kirche	751
" Pauli, Vorstadt	520
" Salvator	520
Steen, Tidemann	158
Steenbrink	78
Stegen	79
Stephani	777
Stephen, von	77
Steinthal, Moritz	774
Stemmel, Otto	255
Stemminger	343
Stempel auf Spielkarten	573
Stesell	255
Stiefvater	754
Stiefle, Balthasar	498
Stormarn	4
Störtebecker, Klaus	119
Stöver, Martin	337
Strot-Dyk	377
Stubbe, Hermann	493
Stück von Achten-Casse	517
Sturmfluthen ... 359. 318.	537
Sturm, Gelehrter	542
Sunte Ilsabeen Huus	161
Swaren, Nicolaus v.	194
Swartekop, Martin	163
Swend, Eftithson	14
Syllem Licent	481
" Prätor	493
Sillem, M. D.	614
Tagfahrten ... 206.	351
Tanne, Capit	473
Telegraphenlinie	759
Tettenborn	593
Tettenborn's Einzug	599
" Abzug	640
" Proclamation	602
Tezel, Joh.	247
Theater	537
Thera ... 145.	206
Theurung ... 178.	359
Thiel	519
Thomas a. Becket	128
" Ordenaxeur	706
Thomsen	791
Thore	551
Thorsperre	550
Thrankutte	405
Tiedemann	608
Tilly	381
Timsen, Reimers	347
Tote, Tangemar	54
Todesfälle ... 206.	351
Tonne, Heinr.	339
Torne	516
Topographie 49. 98. 216. 354.	513
Torstenson	392
Toze	530
Tragezer, Aram	343
Treptow, Hans	225
Treua	2
Trittau	75
Tunholt	6
Turkensteuer	347
Tweestreng, B.	409
Twiete	217

	Seite
Usalla	477
Uhlefeld	396
Uhthagar	333
Ulrich	144
Unterbanen hat Hamb. nicht	412
Unni	8
Unterstützungsbehörde	808
Unwanus	12
Vaget, M.	366
Valentin, Dr. siehe Aufwurm	
Vandamme	622
Varnhagen, v.	614
Vasmer, Henr.	300
Vateschlag, B.	227
Vecte, J. v. d.	263
Vedbel, die, genommen	625
Vegesack, Senator	498
Veit, Dr.	716
Venusberg	31
Verbrennen der englischen Waaren 577.	583
Vereine	771
Vierlanden	107
Viet, Dr.	249
Ville, de la	666
Vired	23
Vierraltenbruder	116
Vizelin	19
Vogel, Harsen	227
Vogt	542
Vogt, Gerichts-	47
Vorbeker	347
Vornfelde, v.	78
Vors, Joh.	158
Vullgrave	262
Vronald	23
Wachtschiff von den Franzosen genommen	632
Wahke, Hans	394
Wahlrecht	411
Waisenhaus 353.	515
Waisenrun	516
Waisenkinder ausgetrieben	714
Waldemar 26.	38
» III. 108.	113
Wallenstein	381
Wälle, Abtragung derselben	551
Wallmoden	628
Wandbereiterbrook	44
Wandrahm	44
Water, Dr.	411
Watharer, Barth.	290
Weteme	96
Wetingbusch	81
Wegdorn, Joach.	264
Wegscheider, Dr.	716
Wehrting	47
Weinzettel	231
Wendt, Hinr.	262
Westaden	316
Westermann, Caspar. 410.	425
Westphalen, J.	595
Wetkens	294
Wichhalt	121
Wichtenbecke, Hans	285
Wiedemann	590
Wigrere, Menne	92
Winkler	491
Wilhelmsburg überrumpelt	619
Willebrand	24
Wimmel	753
Windischgrätz, Graf v.	421
Windischgrätzischer Recess	422
Windmühlen	354
Winningen, v.	592
Winter, Leo	55
Wittenberg, Joh.	96
Witte, Jürgen	337
Wohldorp	79
Wotrath	40
Wolterich	10
Wrangel	502
Wülbern, Klees 754.	757
Wullenweber	315.
Wulfhagen, L.	83
Wulf, Heinr.	188
Wulf, Kaufmann	398
Wulfsdorp	81
Wunder, das, im Kohlgarten	248
Wurften, Land, im Bann	165
Zeitung, die schwarze	542
Zeitschriften	542
Ziegenhagen	260
Zippelhaus 25.	218
Zuchthaus	517
Zünfte	236
Zürpfer, Hinr. v.	248

P.O. Jesu.
233t

Das

grosse Lied von den

Jesuiten,

für deutsche Männer gedichtet

von

Fr. Clemens.

Hamburg
bei C. F. Vogel.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das große Lied von den Jeſuiten.

Für deutſche Männer gedichtet

von

Fr. Clemens.

Das große Lied von den Jeſuiten.

Motto: Der Herr ruft ſeine Boten zu rechter Zeit, und es werden Feuerbrände des Geiſtes auf die Glatzen der Dummen regnen, ehe denn die Zeit ihren Fraß wiederkäuet.

Buch der Verkündigung C. 2, V. 20.

I.

Kniee nieder, ſchwarzer Dämon, nieder in den Staub der Erden,
Daß, den Fuß auf deinem Nacken, wir der Welt ein Schaubild werden.
An der Wahrheit Tempel-Pforte ſei dein Steckbrief ausgehängt,
Daß der Menſch vor ſeinem Schandbild tief beſchämt das Auge ſenkt.

Alſo ruf ich euch, ihr Völker: nehmet Pilgerhut und Stock,
Denn gewicht'ger iſt dies Bildniß als ein ungenähter Rock.
Weil in den verwirkten Fäden, kreuz und quer die Welt durchzogen,
Steckt ein Weſen, das zuſammen Gott und Menſchen hat gelogen.

Von der Stirn, der frechen, wollen wir die Larve ihm jetzt reißen,
Vor die Füße ihm den Handſchuh, ins Geſicht die Wahrheit ſchmeißen.
Denn es iſt die Zeit gekommen mit dem fürchterlichen Dräu'n:
Wählen mußt du, Menſchheit, willſt du Hammer oder Ambos ſein? —

In das Wüſtenbrod, das Manna freien Wiſſens, arg vertheuert,
Wird der Sauerteig des Römers emſig knetend eingeſäuert;
Alſo ſchmeckt an allen Tiſchen ſchon das Brod darnach ringsum.
An dem Weinſtock fault die Traube und das beſte Salz wird dumm.

Auf die Aecker, die gedünget einſt mit Proteſtantenknochen,
Säht man Mohnkraut, aus den Köpfen Schlummerſaft für uns zu kochen.
Ja ſelbſt an dem Fuß der Wartburg, — Martin, greif zum Tintenfaße! —
Baut ſich eine Geiſter-Faulbank die verwünſchte Pfaffenrace.

Führten deshalb deutſche Männer dreißig Jahre Büchs und Schwert,
Während Weib und Kind des Hungers ſich durch Rind' und Moos erwehrt?
Ließen deshalb Glaubenshelden ſich verbrennen, Gott zur Treue,
Daß ihr die errung'nen Perlen werfen ſolltet vor die Säue! —

Schämet Euch Ihr faulen Aeſte an des Geiſtes Freiheitsbaum,
Schwämme traget Ihr ſtatt Früchte und dem Wurmfraß gebt Ihr Raum.
Proteſtant laßt Ihr Euch ſchelten? — ja, fürwahr, Ihr legt Proteſt
Wie der Sepiafiſch im Netze, der den Schmutzſaft fahren läßt.

Kennt Ihr denn nicht jenen Fiſcher, mit dem Netze an der Tiber,
Der ſo gern im Trüben fiſchet? — und Ihr macht die Fluth noch trüber? —
Seht Ihr nicht den großen Hirten mit dem Krummſtab nach Euch ſchielen? —
Sein Regal iſt jeder Schafskopf, und Ihr mögt noch Lämmlein ſpielen? —

Wahrlich, für Eu'r Lämmlein-Hätſcheln wird das Volk zum Sündenbock,
Zieht in officieller Dummheit blind gen Trier zum Götzenrock.
Pfaffenbänche fett zu mäſten, baut man wieder goth'ſche Ställe;
Schrei'n: „uns hungert!“ — arme Weber, geiſſelt man die dürren Felle.

Was vertuſcht uns die Gardine? — komm vom Himmel gelber Brander,
Reiß, den Vorhang vor der Poſſe einmal mitten auseinander.
Daß das Volk auch in der Blouſe hinter die Couliſſen ſchaue,
Und den Herzen unterm Wamſe vor dem Höllenfrevel graue.

Iſt es dunkel gleich dahinten: — Fackeln her, daß das Gezücht
Aufgeſtöbert in den Winkeln, unbeleuchtet bleibe nicht.
Eine Bande iſt zu nennen, die im Finſtern alſo brüten;
Loyola nennt man den Hauptmann und die andern Jeſuiten.

Pfeift dem Wolf man gell ein Stückchen, kneift er ängſtlich ſeine Ruthe
Und verläuft wohl gar den Wahlplatz, ſtatt zu ätzen ſich am Blute: —
Alſo ſei den ſchwarzen Wölfen hier ein Liedlein muſiciret,
Daß, wie drob die Ohren gellen — man am jüngſten Tag noch ſpüret.

II.

Pfui Spanien! — den Schimpf auf deine Fluren.
Was hat die Menſchheit Leides dir gethan? —
Verträumten ihre Zeit denn die Auguren,
Daß ſie den Keim der gift'gen Saat nicht ſah'n,
Als auf dem Stammſchloß Loyola ein Knabe,
Inigo, ſich zum Tageslicht gedrängt? —
O daß er ſich in Nacht zurück verſenkt
Der fluchgeborene ſchwarze Unglücks-Rabe.

2.

Doch großgefüttert muß ja Alles werden
Was einen Mund als Zeugniß bringt auf Erden,
Daß ihm ein Freitiſch zugeſagt.
So Ignaz auch; ein ſtörriſcher Geſelle,
Desgleichen gerne folgt dem Trommelfelle
Und ſeinen Hals an Blutgelüſten wagt. —
Vor Pampeluna trafen ihm die Franken
Die rechte Ferſe; — höflichſt zu bedanken.

3.

Der Teufel, wahrlich, drehte aus dem Erz
Der Menſchheit eine bitterböſe Pille,
Denn unſer Spanier ſuchte in der Stille
Des Siechbetts Nahrung für ſein krankes Herz.
Die arme Seele leiblich zu erbauen,
Bracht' man Legenden ihm, voll Trug und Wahn,
Und eine war vor allem dort zu ſchauen,
Die patſchte' ihm ſicher Meiſter Urian.

4.

„Die Blum' der Heiligen" hieß die Charteke,
Die, heilig wie ſie roch, auch beim Geſchlecht
In unſ'rer Staats- und Kirchen-Apotheke
Wohl Gnad' vor hohen Augen finden möcht'. —
Ignaz von Loyola war ſchier beſeſſen,
Als er das heilige Zeug's hereingefreſſen,
Denn er beſchloß von Stund, bei Ja und Nein,
Der heiligen Jungfrau Ritter ſich zu weih'n.

5.

Die — ſprach er — wird des hinkenden Geſellen
Nicht ſchämen ſich, wie and're Fräulein thun;
In ihrem Schooße läßt ſich lieblich ruhn,
Und günſtig wird mein Horoſcop ſich ſtellen. —
Um nun der Welt — ſtets lüſtern nach Betrügern —
Ein ſo recht pfäff'ſcher Debütant zu ſeyn,
Erzählt er ihr — dem Dummen wie den Klügern —
Die heilige Jungfrau ſtrige bei ihm ein.

6.

Und Rieſen-Lug ja wird — Gott ſei's geklagt —
Zur ſchreckensvollen Wahrheit meiſt auf Erden;
Durch Glauben kann das größte Wunder möglich werden,
Sobald der zweite Morgen drüber tagt. —
Maria ſendet ihren Hinkemann —
Den Ignaz, nach Jeruſalem von hinnen,
Die Moslemim — ſo fern er irgend kann —
Für ihres Sohnes Lehre zu gewinnen.

7.

Allein Marie denkt — der Himmel lenkt.
Mit Meiſter Ignaz war ſie ſchlecht berathen:
Kaum hat er ſich an einen Mönch gehängt,
So reifen ſchon der Zwietracht Unglücksſaaten.
Schon mancher hat ſein Kreuz ſich ſelbſt gemeißelt:
Durch Franziskanerzungen fortgegeißelt
Hat er vom heil'gen Boden ſich gepackt
Bevor der Höll' ein Moslim abgezwackt.

8.

Indeß die Jungfrau ließ ſich das nicht grämen;
Denn, hat man einmal einen Ritter lieb,
Und iſt er gar ein Proſelyten-Dieb,
Darf man ſich ſeines Ungemachs nicht ſchämen.
„Du gehſt — ſprach ſie in einer ſtillen Nacht,
Es war auf dem Biscay'ſchen Meere —
Nach Barcelona, mir zur Ehre,
Und ſteigſt hinab in alles Wiſſens Schacht.

9.

„Das heißt, du lernſt Latein, Herr Ritter,
Wirſt mir ein hochgelahrter Mann,
Ziehſt aus des Nächſten Auge gern die Splitter,
Doch geht der eig'ne Balken dich nichts an. — "
Das iſt Gelehrten Art, vor all'n der Theologen,
Die haben mit dem Splitter allzumeiſt,
Das ganze Aug' dem Volk heraus gezogen,
Darum man blind die arme Menſchheit heißt.

10.

Alſo geſchah's. — Und ſchier, mit großer Wehmuth
Berichten wir vom großen Loyola,
Daß man ihn — faſt mit allzu großer Demuth —
Bei Buben auf der Schulbank ſitzen ſah.
Ein Mann von drei und dreißig Jahren! —
Wär' mein Gewährsmann mir nicht lieb,
Ich nennt' ihn einen Ehrendieb. —
Doch was hat Ignaz hiebei zu befahren!

11.

Wer aber lernt ſo ſpät denn noch Latein!
Das heißt fürwahr den armen Geiſt kaſtei'n,
Und unter Allen, die da waren,
Hat keiner ſchlechter conjugirt
Und ſeine Lehrer ärger cujonirt,
Als der von drei und dreißig Jahren,
Und das um nichts als, weil ihn, zu verwirren,
Mit ihrer Lieb' die Himmelsjungfrau'n kirren.

12.

Vocabeln hätten ſie ihn lieber lehren ſollen;
Doch Weib iſt Weib, ſo weit die Sonne brennt.
Zwei Jahr' vergeh'n und der Abiturient
Will nach Alcala ſich, als guter Fuchs nun trollen.
Geſagt gethan. Hier ſieht's ſchon anders aus; —
Gleich ſchleicht er um das neue Hühnerhaus;
Nicht fremde Weisheit läßt er erſt ſich bieten,
Mit eignem Köder lirrt er Proſelyten.

13.

Verwegenheit, du hinkſt an deiner Krücke
Dem ſicheren Verderben alſo zu.
Noch drückt dem Volke nicht der Glaubensſchuh,
Und Ignaz büßt im Kerker ſeine Tücke,
Bis abgeſagt die Proſelyten-Jagd,
Und auch die Liebſchaft mit den Vielgetreuen,
Wogegen er kontraktlich zugeſagt
Vier Jahre lang Theologie zu künen.

14.

Doch genial iſt's, Wort und Schwur zu brechen.
Keck geht der ält'ſte Jeſuit voran,
Und es entweicht, dem Vicar Hohn zu ſprechen,
Gen Salamanca unſer Ehrenmann.
Doch als auch hier der Clerus ihn ereilet,
Flieht nach Paris, dem großen Babilon,
Der heil'gen Jungfrau ſchlauer Coridon
Und wird auf's Neu der Schuldank zugetheilet.

15.

So ſchwitzt denn abermals der hinkende Prophet,
Den harten Casus latinus zu knacken.
Muß ſich mit Kirchenväter und Grammatik placken,
Wie ſchwer's auch in den harten Schädel geht.
Und wieder zwickt der Teufel ihn, zu lehren;
Doch, Streich um Streich für Proſelytenmacherei,
Man ſchlägt ein Dutzend Ruthen ſchier entzwei,
Den heil'gen Unrath bei ihm auszukehren.

16.

Probatum est — ſchon mancher wackere Held
Ward zum Olymp mühſam hinauf geprügelt,
Durch Ruth' und Geißel, ſchweſterlich geſellt,
Die Ecken manches Klotzes glatt gebügelt. —
Freund Ignaz ſiegte Examen wird vollführt —
Die heil'ge Jungfrau ſelber hat ſoufflirt, —
Er frißt die Wiſſenſchaft mit Haut und Haar,
Wird Bacc'laureus und Magiſter gar.

17.

So iſt denn nun das Urias-Ei gebrütet,
Und Loyola, des Teufels Favorit,
Rückt jetzt der Menſchheit, die kein Gott behütet,
Mit neugeſtrickten Netzen aufs Gebiet.
Ein Pfaffen-Freicorps will der Menſch errichten,
Schier ſchwarze Blaſen treibt ſein gährend Hirn,
Sechs Spiesgeſell'n verſtrickt ſein Höllenzwirn
Und frank und frech beginnen die Geſchichten.

18.

In einer unterirdiſchen Capelle,
Im Nonnenkloſter zu Montmartre, ſchwört
Der Sieben-Bund, bei Sacrament und Hölle,
Gelübd' wie's das Magiſterlein begehrt.
Nach Paläſtina weiſ't die Reiſekarte,
Für Kreuz und Krummſtab gilt die Werbung neu,
Wo nicht — ſo geht's ins Land der Cleriſei,
Ins Pfaffenland, daß man der Dinge warte.

19.

Alſo geſchieht's. — Italien ſieht die Bande
Auf ſeinen Fluren ringshin ſich zerſtreu'n,
Und Werbung treiben, ſie — o Werk der Schande! —
Der Pfaffenſclaven neueſten Bund zu weih'n.
Mit ſeinem Glühwurm im Gehirne eilet
Ignaz gen Rom, wo Vice-Petrus weilet;
Doch eh' er noch die Hügelſtadt geſeh'n,
Sollt' ſchier ein blaues Wunder ihm geſcheh'n.

20.

Ignaz erzählt — und zwar als Ehrenmann —
Daß er am Weg ein Bethaus kaum gewann,
Als Gott der Vater und ſein Sohn erſchienen,
Und jener zu dem Nazarener ſprach:
„Nimm von dem Werk des Ignaz jede Schmach,
Und laß die Engel ſeinem Werke dienen.“
D'rauf ſprach der Sohn zu dem Magiſterlein:
„In Roma werd' ich deinem Werke gnädig ſeyn.“

11.

D'rauf zum Apell wird eiligſt nun geblaſen.
Die Schaar verſammelt ſich, das Werk beginnt;
Nach Heiligengeruch ſpannt man die Naſen,
Und von St. Peters Dom her weht der Wind.
Ein Cober ſteigt flugs aus der Dintenflaſche
Vor dem Beelzebub die Mütze zieht,
Und daß man Ketzern hübſch die Pelze waſche,
Vertheilt man gleich das feindliche Gebiet.

12.

Doch, um das Werk nach Würden einzukleiden,
Fragt ſich's: wer ſoll des Monſtrums Pathe ſeyn? —
Ignaz entſagt, denn er iſt zu beſcheiden,
Doch weiß mit gutem Rath er zu erfreu'n.
In einer Höhle zu Manreſa, ſprich't er,
Erſchien zum andern Mal der Heiland mir.
Von dieſem Cober war er ſelbſt der Dichter,
Sein Name ſei geehrt — ihn führen wir.

13.

So ſchrieb die Lüge ihre frechſte Zeile;
Der Name Jeſu ward zum Völkerfluch,
Und prangt bis heute an der Schandthat Säule,
Ein Denkmal für den frechſten Pfaffentrug. —
Ignatius — ſprach die Schaar — ſei General
Und blind die Pflicht, die uns von nun an bindet,
Ihm und dem Pabſt ſind wir verbündet,
Den Ketzern eine Geißel allzumal.

24.

Der Oberpfaff, gedrängt von ſchlimmen Nöthen,
Durch Bruder Martin, prüft ſich das Gebäu,
Und meint, daß es von gutem Nutzen ſei,
Das lutherſche Gewürme zu zertreten.
„Digitus dei est hic“ ſpricht der Mann,
Schaut Meiſter Ignaz wundergnädig an,
Und hat ſein Werk — kaum erſt dazu genöthigt —
Durch eine Bulle bündigſt gleich beſtätigt.

25.

So war der Molch denn ſeinem Ei entkrochen
Und es beginnt der General ſofort,
Als er des Pabſtes Weihrauch kaum gerochen,
Sein pfäffiſch Werk am hochgeweihten Ort.
In Romas Mauern ſucht er Juden ſich,
Auf daß zum Kreuz die Schachrer er bekehre,
Doch eifriger noch trieb er ſicherlich
Solch Werk an dem Geſchlechte der Hetäre.

26.

„Scandal! — ruft laut die ſtolze Römerſchaar, —
„Ein Pfaff mit Kreuz und Käppchen predigt Buße,
„Und amüſirt ſich daß in ſeiner Muße
„Bei Weibsgezücht, das aller Ehren baar! —
Doch einen Ignaz kann das nicht verſchnauſen;
Buhldirnen fängt er ſich in Schaaren ein,
Und muß auf offnem Markt ſich wacker rauſen
Im Sammelhaus ihr Pflegpapa zu ſein.

27.

Allein der räud'gen Schafe Triſt vermag
Den Hirten nicht nach Wunſche zu ergötzen;
Denn unſer heilige Gourmand weiß allgemach
Wohl einen guten Biſſen abzuſchätzen.
Drum beut er auch der Unſchuld ſolch ein Haus,
Geht im Serail als Beichtiger ein und aus,
Und bricht ſogar das Sacrament der Ehe
Daß an verbotener Frucht er ſich ergehe.

28.

Deß ruft die Welt ihr Weh', und bricht den Stab
Schier tauſendzüngig ab dem frechen Sünder;
Allein vom Stuhl im Vatican herab
Straft der Papa die naſeweiſen Kinder,
Und decretirt, kraft biſchöflicher Macht
Als unverletzt des Jeſuiten Ehre.
So iſt das Laſter um den Lohn gebracht
Und Sünde heißt die neue Kirchenlehre.

29.

Da ſteht der Spruch, ein Gräu'l ob allem Gräu'l,
Das Recht iſt aus den Angeln ſchier gehoben,
Der Menſch iſt einer Meutrer-Bande feil,
Die rings in alle Welt hinausgeſtoben,
Verbrieft auf Pergamen ward ihr das Recht
Zu trotzen jeglichem Geſetz auf Erden.

Doch die Geſchichte hadert dem Geſchlecht
Und will der ewigen Wahrheit Rächer werden.

III.

Hülle dich in Trauer-Schleier,
Himmelstochter, Religion;
Denn geſchändet iſt die Feier,
Deine Glorie — Spott und Hohn.
Auf des Kreuzes Schaugerüſte
Baut ein Geier ſein Geniſte,
Und das Laſter mit dem Schlangenhaar
Stellt ſich frech im Prieſterkleide dar.

Was die Menſchen liebend bindet,
Was zur Geiſtes-Zinne drängt,
Was im Menſchen Gott verkündet:
Jener Zauber, der da denkt,
Selbſt ſich ehrt, und ſelber tadelt,
Kurz, der Freibrief, der uns adelt,
Wird zerriſſen — edler Zorn erglüht —
Von dem pfäff'ſchen Dämon: Jeſuit.

Aus der düſtern Kirchenpforte
Auf die Menſchheit losgehetzt,
Wächſt die heilige Kohorte,
Daß die Welt ſich drob entſetzt.
Gegen Licht und Wahrheit rechten,
Seelen binden, Geiſter knechten,
Gott belügen, recht aus voller Bruſt,
Das iſt echte Jeſuitenluſt.

Wo der Menſch im Menſchen endet,
Wahrlich ſolch ein Pfaff beginnt,
Der vom rechten Gott gewendet,
Ueber Götzentücke ſinnt.
Sein Geſetz heißt: Schandthat üben;
Seine Pflicht: das Laſter lieben,
Doch der echte Gräu'l von ſolchem Bund
Erbt nur im Geheim von Mund zu Mund.

Drei Gelübd' umſchließt der Rahmen:
Arm, keuſch und gehorſam ſeyn,
Doch man ſackt in Gottes Namen
Schweres Raubgut ruhig ein.
Keuſchheit heißt: die Ehe haſſen,
Doch in Wolluſt heimlich praſſen;
Und Gehorſam gilt nur allzumal
Dem verſchmitzten Pfaffengeneral.

Alſo wirbt man in die Runde: —
Reich an Gütern oder ſchlau
Sei der Neuling in dem Bunde,
Daß er ſchaffe zu dem Bau.
Losgeſagt von allen Banden,
Die Natur und Neigung wanden,
Einer Sclavenkette todtes Glied,
Seht, das heißt ein echter Jeſuit.

Und es theilt die große Bande
Schlau der hohe Ordner ein;
Ausgeſchickt in alle Lande,
Dienſtbar ſeinem Wink zu ſeyn. —
Dieſe zieh'n in ganzen Triften
Geiſt der Jugend zu vergiften;
Jene trotzen vor dem off'nen Grab
Sterbenden noch ein Vermächtniß ab.

Treiben mit dem Himmel Schacher,
Mit der Gnade Mäkler-Spiel.
Und, — der Gottheit Widerſacher —
Iſt nur Menſchentrug ihr Ziel.
Selbſt von Kanzel und Katheder
Werfen ſie den heil'gen Köder;
Und im Beichtſtuhl lauſcht der Böſewicht,
Wie er aus Geheimniß Schlingen flicht.

Ueber jeden Nacken Schlingen,
Wer in Knechtsſinn tief ſich beugt;
Oder Erbtheil darzubringen
Sich vom Glück berufen zeigt.
Mögen kummervolle Erben
Gleich in Noth und Elend ſterben:
Solch ein Jeſuitenſchatz
Hat für Raubgut immer Platz.

Die Gerechtigkeit zu ſchwänzen
Giebt es Clauſeln im Geſetz;
Sünden tilgen Indulgenzen,
Fauler Schlamm im weiten Netz.
Eides-Feſſeln zu zerſprengen,
Iſt als Pflichtthat zu verhängen;
Treu' und Glauben heißen leerer Dunſt,
In der echten Jeſuitenkunſt.

Schlechter Abſicht dient das Mittel,
Jedes iſt der Bande recht;
Die Vernunft liegt ſiech im Spittel,
Weisheit iſt der Heuchler Knecht.
Tauſendfält'ge Larve decket
Was am Blut der Menſchheit ſchlecket,
Ein Geheimniß, eiternd, im Gemüth
Schleicht einher der tück'ſche Jeſuit.

Schärfer löſte noch kein Splitter
Je vom Kreuzesſtamm ſich los.
Ein verwegner Glaubensritter,
Iſt kein Wagniß ihm zu groß:
Mit dem frechſten Gaunertruge
Drängt er ſich in jede Fuge,
Ob er nicht für ſeinen Teufelsbann
Eine Seele noch erhaſchen kann.

Alſo kirrt er um die Wette
Fürſt wie Bettler und Prälat;
Reißt ſelbſt aus dem Ehebette
Was für ſeinen Trug probat.
Will ſich das Gelübde ſträuben,
Mag es unerfüllt auch bleiben;
Denn es ſpricht der Ordensgeneral:
Was nicht hält mag brechen allzumal.

Hat man doch nicht Gott geſchworen,
Noch dem Pabſt, der ihn erſetzt,
Und nach Lämmern, ihm verloren,
Seine ſchwarze Meute hetzt.
Nur der Jeſuiten-Meiſter
Löſt und bindet ſeine Geiſter;
Wort und Schwur ſind eitel Narretei
Im Geſetz der Schurkencleriſei.

Alſo heckt das Ungeziefer
Tauſendfältig ſeine Brut
Und erſtickt, ſtets tief und tiefer
Das geſunde Völkerblut.
Menſchenwürde zu vernichten,
Und das Gabelthier zu züchten;
Sclavenſinn in freier Menſchenbruſt:
Das iſt echte Jeſuitenluſt.

IV.

So rück' ich nun den Schemel dir heran,
Sohn des Ignazius, zur Laſter-Beichte
Es ſendet mich das Volk dir als Caplan
Und eine Fackel diene uns als Leuchte.
Der Wahrheit Licht ſoll einen Morgen zünden
In deines Buſens grauenvoller Nacht;
Auf, Pfäfflein! ſag' der Lüge gute Nacht,
Ein ſcharfer Lauſcher, horch' ich deiner Sünden.

Doch Indulgenz — das ſag' ich dir zuvor —
Erwarte nicht von mir, denn ich berichte
Getreulich meines deutſchen Volkes Ohr,
Wie du ſie giebſt, die ſchändliche Geſchichte.
Die große Jury mag das Urtheil ſprechen,
Und giebt's ein gröſ'res Ungeheu'r als du,
So decke dich der Liebesmantel zu,
Daß du erſtickſt in ſeinem Faltenbrechen.

Allein bedenke wohl, du Böſewicht!
Ich möcht's in dieſem Leben noch beſchicken;
Drum leiſt' ich auf das kleine gern Verzicht,
Und geize nur nach großen Schelmenſtücken.
Auch von dem Fluch, wie Ihr in Chriſti Namen
Das gröbſte Laſter zum Geſetz erhebt,
Will ich vernehmen, wie er leibt und lebt. —
Jetzt bin ich Ohr, beginne auszukramen.

V.

„Wer in den Orden tritt, entſagt der Welt,
Der Treue gegen Gott und ſeine Werke,
Chriſtus nur iſt's, vor dem er niederfällt,
Daß man im Glauben an den Sohn ſich ſtärke.
Des ſichtbar Weſen iſt der Leib des Herrn:
Der Meiſter General, und iſt der fern,
So kriechen wir mit hundiſcher Geberde
Vor den Vicarien in den Staub der Erde."

„Wer ſeinem Vater, ſeiner Mutter nicht,
Und allem, was ihm blutsverwandt geboren,
Die ird'ſche Lieb' aus voller Seele bricht,
Der ſage nicht, daß er den Bund beſchworen;
Die eig'ne Seele gar, ſpricht das Gebot,
Sei glühend dir verhaßt, bis in den Tod;
Kannſt du dich nicht zu dieſer Pflicht bekennen,
Sollſt du dich nie Ignazius Jünger nennen."

„Drum ſage nie ein echter Jeſuit,
Daß Vater oder Mutter ſein im Leben:
Die ſchöne Zeit der Liebe iſt verblüht,
Er hatte ſie — ſie iſt dahin gegeben.
Der todte Chriſtus tritt an jedes Statt,
Was man vom Daſein einzufordern hat;
Und nur allein aus ſeinem Wundenmaale
Füllt ſich des Lebens karge Freudenſchale."

„Und da der Tod des Heilands Mund verſchloß,
So ſtrömt ſein Geiſt von des Vertreters Lippe,
Und jedes Wort, das ſich von da ergoß,
Iſt Gottes Wort für unſre Ordens-Sippe.
Ob es auch Sünde heiſcht: — ſie ſei gethan,
Wer darf verwegen meiſtern Gottes Plan? —
Ja Mord und Meineid ſelbſt, und jede Schande
Heißt Ehrenpflicht in des Gelübdes Bande."

„Drum vor dem heil'gen Angeſicht des Herrn,
Um Chriſti Glorie, der wir treulich dienen,
Gilt kein Gebot auf Erden, nah' und fern,
Es muß die Abſicht jedes Mittel ſühnen.
Und gält es ſelber ein geweihtes Haupt,
Dreifach gekrönt, mit Lorbeerreis umlaubt:
Will es dem großen Plan ſich abhold zeigen,
Muß es vor unſerm Stahl und Gift ſich beugen."

„So muß denn jede Regung unſ'rer Bruſt,
Gefühl der Menſchlichkeit, zu Eis erſtarren.
Die Sitt' erſtirbt, und Kanibalenluſt
Sucht nur den Menſchen Gräber aufzuſcharren.
Zu nackter Frechheit artet Schaam und Zucht
Es giebt kein Laſter, das uns zu verrucht,
Denn gilt's, ſo muß mit mordbefleckten Händen
Ein Noſter ſelbſt das Fleiſch der Unſchuld ſchänden.“

„So iſt nur Eines, das uns Werth verleiht:
Was keinem Leben jemals angeboren,
Dem Sclaven und dem Hunde eingebläut,
Wir haben es bei Chriſti Blut beſchworen:
Gehorſam, knechtiſcher Gehorſam, iſt
Die Tugend, die kein Jeſuit vergißt;
Wie kalte Eiſenarme oder Zangen
Zermalmend ihren Arbeitsfraß umfangen.“

„Und nicht umſonſt erließ man ſolch' Gebot.
Das ſchwarze Buch — wir werden darin blättern —
Birgt manche Mähr von ſolcher Schwerenoth,
Zur Schmach für uns, mit furchtbar blut'gen Lettern.
Und wenn einmal zum großen Weltgericht
Die Ewigkeit das ſchwarze Siegel bricht,
So wird aus ſolchem Pfuhl — will mich bedünken —
Der Sündenqualm furchtbar zum Himmel ſtinken.“

VI.

Sehr gut, mein Sohn, das geht ſchon an
Für einen Gottgeweihten Mann,
Für einen Sohn der Kirche, aller Ehren!
Ihr könnt den Teufel ſchon was lehren;
Und habt Ihr erſt das Regiment auf Erden,
So wird der Viehſtall auch ſchon werden.

Das hätte wohl Herr Jeſus nie gedacht,
Als er den Namen eingebracht,
Daß ſich nach ihm, zu Schand' und Spotte,
Dereinſt benenne ſolche Rotte,
Und daß aus ſeines Herzbluts Lieb' und Güte
Die Zeit ſolch Gift-Gezüchte brüte.

Allein verplaudern wir die Zeit
Nicht mit vergebnem Herzeleid.
Erzähl' mir jetzt, du mürber Teufelsbraten!
Noch ſonſt von euren Schierlingsſaaten.
Ich meine ſo — doch alles wohl verbürget —
Wie Ihr im Menſch' zuerſt den Menſchen würget.

VII.

„Sehr gern, willſt du dein Ohr mir neigen,
Doch hüte dich vor meinem Hauch,
Denn gift'ger Brodem iſt uns eigen,
Und wer ihn ſchlürft, verfällt uns auch.
Wie zähen Speichel jede Schlange
Um ihren Fraß mit Abſicht zieht,
So leckt auch ſeine Beute lange
Der giftgeſchwellte Jeſuit."

„Du ſiehſt, ich bin von den Geſellen
Der ſchlimmſten einer wahrlich nicht;
Und will Dir ein Exempel ſtellen
Von echter Jeſuitenpflicht:
So ganz muß Freiheit uns verderben,
Daß, als das letzte Stündlein naht',
Ein Bruder den Verlaub zu ſterben
Sich einſt vom Rector noch erbat."

„Nicht wahr, ſo nah' der Hinterthüre,
Gelang der letzte Witz nicht ſchlecht?
Und, ſchmeckt er etwas nach Satire,
War's Zufall bei dem treuen Knecht;
Denn nur in hundiſchem Erzittern
Kriecht man zur Gunſt des Herrn heran,
Und kann ihr Wollen Einer wittern,
So iſt er ein gemachter Mann."

„Vor allen Dingen aber ſchielen
Die Herr'n am Ruder, groß und klein,
Um Affenpfot' mit uns zu ſpielen,
In's ſtille Herzenskämmerlein.
Da darf nur, um verborgne Gründe,
Ein Herzens-Würmchen einſam glühn,
So wird man es dem großen Kinde
Behende aus der Naſe ziehn."

„Denn in den Beichtſtuhl jede Woche
Ruft uns die ſtrenge Ordenspflicht,
Daß man das Gnadenſüpplein koche
Für kranke Seelen, wie man ſpricht.
Daß man die wunden Stelle decke,
Wo noch ein Skrupel etwa brennt,
Und das Gewiſſen nicht erſchrecke,
Wenn man mit Schandthat es berennt.

„Da bleibt kein Fältchen unbetaſtet,
Kein zarter Nerv je unbetüpft,
Und wo noch Tugend-Erbtheil raſtet,
Da ſorgt man, daß es bald entſchlüpft.
Wagt aber Einer zu verachten
Die Geiſtes-Speiſe, die man beut,
Der mag nach Leibes-Speiſe ſchmachten,
Bis er den kind'ſchen Trotz bereut."

„Und alles dies um Chriſti Willen,
Den man als Popanz ſtets citirt,
Und jedes Laſters böſe Grillen
In ſeinem Namen dreiſt vollführt.
So brach aus ſeiner Dornenkrone
Man alle Stacheln, groß und klein,
Und bohrte ſie mit frechſtem Hohne
Ins arme Menſchenherz hinein."

„Wird man das Beichtgeheimniß ehren?
Die Kirche will's, der Pfaff' ſpricht: nein! —
Denn wer verſtand ihn je zu lehren,
Ein Sclave ſeines Wort's zu ſein? —
Doch das der Beichtſtuhl ferner diene,
So läßt man das Geheimniß ſtehn,
Und bricht es hinter der Gardine,
Wo tauſend Frevel ſo geſchehn."

„Wie viel nun Teufel in uns wohnen,
Und welcher Art die Race ſei:
Des bildet man uns zu Spionen
Und zu Verräthern mancherlei.
Da lauſchet einer ob den andern,
Wie weit der Wurm uns ſchon benagt,
Und läßt es in die Mappe wandern,
Daß man's dem Meiſter wiederſagt.“

„Drob ſchleicht des Haſſes gelbe Natter
Mit giftgeſchwelltem Zahn umher,
Der Lügenteufel ſteht Gevatter,
Nach Gall' und Eſſig iſt Begehr.
So wird der Gotteskeim vernichtet,
Erblinden muß der Seele Glanz,
Und ein Verdammter hergerichtet,
Geziert mit einem Schierlingskranz.“

„Doch wie ſich Lob und Tadel ſcheiden,
Das iſt das Werk des Dominat's;
Wen and're als verpeſtet meiden
Wird hier vielleicht ein Mann des Staats.
Frechheit heißt Muth, Verſchmitztheit Tugend
Und Demantwerth hat Heuchelei.
So blüht die Sünd' in ew'ger Jugend,
Ein Bublweib unſ'rer Cleriſei.“

VIII.

Nun wahrlich, frommer Kirchenſohn,
Das klingt ja recht erbaulich ſchon;
Und kommt' mir eben g'rade vor,
Als kröchen Molche mir in's Ohr;
Und ſchwarze Käfer in die Lilie.
Ich ſeh' der Teufel hat Familie. —
Doch jetzt vernähm ich allzugern
Was eigentlich des Pudels Kern;
Warum, weshalb? — das heißt, ganz frei,
Was eben Plan und Abſicht ſei? —

IX.

„Ad majorem dei gloriam!
Alles nur zu Gottes Ehre,
Darum iſt die Sünd' geboren,
Daß zu ſünd'gen Freiheit wäre."

„Alſo ſteckt das Schwert man ein,
Nimmt das Beichtgeld in die Hände;
Pfaffen ſollen Richter ſein,
Mit dem Weih-Quaſt an der Lende."

„Sie der Hirt; der Fürſt ihr Hund,
Der die Wölfe wacker zauſet,
Und, nach wohl vollbrachter Haß,
Draußen vor der Schwelle hauſet."

„Fürſten ſei'n der Kirche Knecht,
Die beliebig man verfluchet
Und nach gutem Pfaffen-Recht
Heimlich abzuſchlachten ſuchet."

„Eine Heerde und ein Hirt
Ueber Schafe aller Enden,
Daß die Erd' ein Zuchtſtall ſei,
Gottes Ebenbild zu ſchänden."

„Daß der Menſch zum Arbeitsvieh,
Für die Pfaffenbäuche werde
Und der Aetherſtrahl Genie
Sich als Kirchenknecht geberde."

„Alles dies zu Gottes Ehre
Und um Chriſti theures Blut.
Alſo pfeift der kluge Dompfaff
Unterm rothem Scharlachhut."

X.

Viehzüchter alſo? — recht erfreulich! —
Da fällt wohl mancher Braten ab,
Denn fett ja iſt, und recht gedeihlich,
Die Weide um das heil'ge Grab.

Da wächſt des Wucherkrauts die Menge
Für Pfaffen-Viehzucht wundergut,
Weil man's in wildem Kriegsgedränge
Gedüngt mit warmem Menſchenblut.

Und nun erzähle, frommer Sohn,
Mir etwas von den Wirthſchaftsſachen,
Wie ſteht's um euren Sündenlohn,
Lohnt's auch der Müh', den Schelm zu machen? —

XI.

„Für Bettler, denk' ich, geht es leidlich an,
Ich kann Euch ohne Ruhm vermelden,
Daß einſt, als man ein Leid's uns angethan,
Um ein Pabſtmord zu vergelten,
Und als man uns von Haus und Hof vertrieb,
Die Rechnung ſauber niederſchrieb,
Ein artig Schätzlein wir zu Hauf' gebettelt,
Als Zeugniß, daß die Zeit wir nicht verzettelt."

„Mit Gold- und Silbermünzen, groß und klein,
Ward Achſ' um Achſe ſchwer befrachtet,
Und mancher hübſche Edelſtein,
Erwies, daß wir nach Schätzen wohl getrachtet;
Und wenn man Alles recht erwog,
Summa Summarum richtig zog,
So ließ in Wahrheit ſich erfahren,
Daß reicher wir, als alle Kön'ge waren."

„Und wohlerworben jeder rothe Deut,
Ruht auf dem Schatze Gottes Segen,
Mit Fleiß gebettelt ward zu jeder Zeit,
Auch ließ hinzu ſich manches Erbtheil legen.
Durch Meſſen dann, und Roſenkranzgebet.
Ward ein Cap'tälchen um das an'dr' erfleht,
Und was von den Gekrönten uns zu eigen,
Grenzt an Skandal, d'um laß mich davon ſchweigen.“

„Vor allen auch vergalt die Miſſion,
Nach Indien das Gnadenwort zu bringen,
Der Herr der Herr'n mit wohlverdientem Lohn,
Den wir daheim mit heil'ger Luſt empfingen.
Auch Handel ſelbſt trieb unſ're fromme Schaar,
Als ſchlichter Kaufmann, manches liebe Jahr,
In Speichern und am Wechſeltiſch, mit Ehren
Das heil'ge Gut durch Schachern zu vermehren.“

„Und wie verwandten wir das liebe Geld? —
Zu Gottes Ehre, wahrlich, jeden Heller,
Spione wurden, Paarweiſ', angeſtellt,
An Höfen, ſchmauſend von der Fürſten Teller.
Beichtväterſtellen koſten ſchweres Gut;
Miniſter plaget oftmals böſes Blut.
Das läßt ſich nur, in ſeinen ſchlimmſten Krämpfen,
Durch aufgelegte volle Säckel dämpfen.“

„Und was Maitreſſen, (die mit hohen Herr'n
Stets unter einer Decke, weiß man, ſpielen) —
Meiſt für Gelüſte haben, glaubt wohl gern
Jedweder Kenner ſolcher Kron-Geſpielen.
Doch trefflich lohnt' ſich, was in ihren Schooß,
An Demantſchmuck und andern Schätzen floß,
Denn wie ihr Buhl' auch daß den Noſtri's zürne,
Es koſ't ihn mild die ſchlaue Fürſtendirne."

„Vor allen denn, laß uns bedenken auch,
Daß mancher Feind zum Jenſeits wandern müſſe.
Da war's denn allezeit bei uns Gebrauch,
Daß reich bezahlt man die Banditen wiſſe.
Verſteht ſich, Alles nur zu Gottes Ehr',
Man zahlt's drum gern, und wenn's auch mehr noch wär'.
Denn in der Summe unſ'rer Schandcontrolle,
Spielt Meuchelmord die allergrößte Rolle."

„Hier kauft' man Amt und Würden einem Mann,
Der längſt bewährt als unſer Freund ſich hatte.
Dort hetzt' man Krieg und trägt die Koſten dann,
In Ausſicht, daß der Himmel ſie erſtatte.
Auch Frieden ward für unſer Geld gemacht.
Verſchwörung und Revolte angefacht;
Kurz, was es ſei, daß unſern Planen diene,
Wir zetteln's heimlich hinter der Gardine."

„Und ach, wie oft hätt' man mit Ketzerluſt
Uns nicht vom trauten Heimathland vertrieben,
Wenn wir nicht, unſers Vortheils wohlbewußt,
Den wunden Fleck mit Goldtinktur gerieben.
Kurz, wie man auch nach unſ'rer Rechnung frägt:
Zu Gottes Ehren ward das Geld belegt,
Und treulich immer, wie's auch ausgeflogen,
Hat's unſer Judas-Säckel wieder eingeſogen."

XII.

Charmant, das muß man eingeſtehn:
Ihr wißt mit Ding' und Menſchen umzugehn,
Und will man ſich's in Wahrheit überlegen,
Gilt Teufels- mehr als Gottes-Segen.
Schaut man nun Eu'r Getreibe ruhig an,
Fragt ſich's: wozu ein Ehrenmann? —
Wenn ſo mit Lug und Trug und Bubenſtreichen
Nicht Geld nur, auch ein gut' Gewiſſen zu erſchleichen? —
Wozu denn noch, daß man um Sünd' ſich gräme? —
Gott ſchüt' die Welt, daß ſie kein Beiſpiel nehme: —
Du könntſt fürwahr mit deinem Referiren
Den Teufel ſelber amüſiren.
Jetzt haben wir die Schlange ſchon beim Schwanz,
Halt nur recht feſt, ſo kriegen wir ſie ganz.
Und nun beginn', mich ſorglichſt zu belehren:
Wie pflegt Ihr ſonſt mit Menſchen zu verkehren? —

XIII.

„So weit auf Erden Gimpel wohnen,
Vom Japaneſen zum Huronen;
Und überall die Kreuz und Quer
Durchſtreift die Welt der Ordens-Miſſionär.“

„Bei Heiden wird ſich eingeniſtet,
Sein Göz' durch unſere überliſtet;
Und wo das Kreuz nicht gleich zur Hand,
Da malt man erſt den Teufel an die Wand.“

„Komödiant muß man oft ſpielen,
Um heimlich in den Sack zu ſchielen;
Und iſt der Chriſt nicht an der Zeit,
So wird man vor der Hand ein Heid'.“

„Am Kreuz wird heimlich dann gemeißelt,
Doch öffentlich der Chriſt gegeißelt.
Man nennt die Franken ein Gezücht,
Und ſpuckt den Heiland ins Geſicht.“

„Zum Bonzen wird man oder Mandarinen,
Um Götzenbilder zu bedienen;
Zum Fakir oder ſonſt'gen heil'gen Matz;
Ein Jeſuit ſpielt jede Prieſterfratz'.“

„Schimpft auf den Papſt und alle Chriſten,
Als wären's Eſel und Peſten,
Und hat der Fuchs erſt mal den Schwanz ins Haus
So guckt er bald als Herr zum Fenſter 'naus.“

„Ein treuer Weinbergsgärtner iſt die Flaſche,
Daß man das Chriſtenthum aus Gläſern naſche.
Da fühlt man doch, was man am Geiſt gewann;
Man nippt und nippt, und find't Gefallen d'ran.“

„So wirft man Eſeln Feigen auf die Raufe,
Dann kommt das Kreuz und Crucifix und Taufe,
Und will der Heide nicht vollends hinaus,
Läßt man den Reſt getroſt im Gotteshaus.“

„So weiß der Jeſuit in allen Dingen
Die Menſchheit unters Kreuz zu zwingen,
Und preßt den Teufel, wenn es ihm gefällt,
Wohl gar, daß er das Licht ihm dabei hält.“

„Allein nicht immer liegt ſo fern,
Was man in's Netz verlockte gern;
Bei Ketzern auch und ſonſt charmanten Leuten
Sucht man den Schleicher auszubeuten.“

„Ab ſtreift die Schlange ihre alte Haut,
Den ſchwarzen Sack, vor dem's der Menſchheit graut,
Und ſtatt des Paters, kirchlich wohl dreſſiret,
Ein ſchmucker galant homme daher ſpaziret.“

„Ein Mann in wohlgeſchlitztem Kleide,
Das Kinn verſenkt in bunte Seide,
„Im kurzen Rock“, wie es der Orden nennt,
Ein Mephiſto, ein Tauſendſapperment.“

„Am Hut fehlt nur die Hahnenfeder,
Sonſt iſt er ganz von echtem Leder;
Spricht über Hegel, Fichte oder Kant.
Iſt heute Jud' und Morgen Proteſtant.“

„Doch wie man auch verkappt ihn ſieht,
's bleibt jeder Zoll ein Jeſuit,
Und jede Linie ein Kujon,
Umſchwänzelnd Altar und den Thron.“

„Ja bettelt nur, den Schatz zu mehren,
Baut Kirchen auf, zu Guſtav-Adolphs Ehren,
Es bürgt kein Gott dafür, daß nicht vielleicht
Ein Jeſuit die Kanzel d'rin beſteigt.“

„Prüft nur einmal das Zähnlein der Pietiſten,
Die blutsverwandten Lämmlein-Chriſten,
Die über ausgedörrte Weiden
Gen Rom die blinde Heerde treiben.“

„Es guckt wohl ſchier aus manchem Pfarrerhaus,
Wo man's nicht denkt, der Jeſuit heraus;
Und ſchwere Summen opfert unſer Horde,
Daß die Vernunft man durch Traktätlein morde.“

„Kurz und ganz unerbaulich: — jeder Ritz
Dient Jeſuiten zum willkommnen Sitz,
Um mit dem Schleim der Dummheit alles Leben
Des Menſchengeiſtes tödtend zu umkleben.“

XIV.

Lohn Euch der Donner ſolche Miſſion.
Wir ſahen längſt die dürren Aeſte ſchon
Am grünen Baum geplagter Menſchheit hängen,
Und Eulen ſich in ihre Achſeln drängen.
Weh' uns, wenn nicht Natur mit urgeborner Kraft
Zum Gipfel triebe den geſunden Saft;
Es trüge wohl der Stamm, ſtatt edler Gaben
Nur faulen Schwamm, an dem ſich Schnecken laben. —
Doch möchteſt du vielleicht von Hofgeſchichten,
Vom Beichtſtuhl mich, und ſonſt'gem unterrichten?

XV.

An dem Silberquell der Höhe,
Tränkend blumenreiche Triften,
Saß der Teufel einſt, gar emſig
Süßen Sprudel zu vergiften.

Um die Heerde in den Auen,
Die zum Bach kam, ſich zu tränken,
Schadenfroh in Noth und Kummer
Und in Siechthum zu verſenken.

Alſo ſitzt der Jeſuite,
Mit der göttlichen Procura,
Gern am Born der Fürſtengnade,
In der Camera obſcura.

Auf des Beichtſtuhls ſammtnem Polſter,
Wo der Herr verſchrumpft zum Knechte,
Und der ſchlau verſchmitzte Pater
Oft die Schmach der Kirche rächte

„Drängt euch — ſpricht Loyola's Lehre —
Fleißig zu dem heil'gen Amt,
Wo man machtgekrönte Sünder
So begnadigt wie verdammt.

Bindet mit der Höllen Ketten
Die Gewiſſen an euch feſt.
Furchtbar muß das Gift erſt nagen,
Eh' man Balſam d'rüber läßt.

Habt die Kirche ſtets im Auge,
Dinget guten Preis für ſie,
Die die Kraft zum Sündentilgen
Allergnädigſt Euch verlieh.

Aber bei des Meiſters Grimme,
Bei dem fürchterlichen Eid,
Der euch ihm zu Sclaven bindet
Bis in alle Ewigkeit:

Ob ein ſiebenfaches Siegel
Gleich das Beichtgeheimniß deckt,
Für den Meiſter ſei's gebrochen,
Ohne daß euch Schuld befleckt.

Weß das Beichtkind ſich entlaſte:
Legt es heimlich auf ein Blatt,
Und entſendet es dem Meiſter,
Eurem Herrn, an Chriſti Statt.

Daß er bau' an ſeinem Reiche
Nach dem Rathe des Verrath's;
Daß er Feinden Schlingen ſchürze
Schlau, zum Heil des Kirchenſtaats."

Und alſo geſchah's getreulich;
Fürſten, höhnend angeſpie'n;
Lagen, fleh'nd um Sündentilgung,
Vor dem Beicht'ger auf den Knien.

So geſchah's, daß Frankreichs Ludwig
Bei La Chaiſe oft alſo warb,
Während der, am Hof, den Damen,
Taill' um Taille ſchier verdarb.

Mit Maitreſſen nächtig praßte,
Und mit noch befleckter Hand,
Die Monſtranz des Herrn erfaßte,
Ein Roué im Meßgewand.

Alſo auch erfreut's beſonders
Den verbuhlten Jeſuit,
Wenn ein ſchönes Weib um's and're
Still im Beichtſtuhl vor ihm kniet.

Wenn ſie die geheimen Sünden
Schamhaft, doch ſo reizend ſchildert,
Daß im Anſchaun der Bekenn'rin
Aug' und Andacht ſchier verwildert.

Will im prieſterlichen Eifer,
Nicht das Ohr allein bemühn,
Sondern auch das Corpus d'licti
Einer Prüfung unterziehn.

Möcht' die Schlange gern ergreifen
An dem Ort, wo man ſie nährte.
Und was iſt's das einem Beicht'ger
Nicht ein Beichtkind gern gewährte!

Stets auch durften Ignaz Jünger
Großer Frauenhuld ſich rühmen,
Spielten glücklich den Galanten,
Glücklicher den Ungeſtümen.

Flandern weiß gar zu berichten
Daß, die Liebesgluth zu büßen,
Sich die ſchönſten Edeldamen
Von den Noſtri's geißeln ließen.

Ja Louiſe, Luſitaniens
Stolze Fürſtin, bot ſogar
Ihre Alabaſter-Schultern
Solchen Wolluſt-Stricken dar.

Und der Jeſuit Fernandez
Ließ von ihres Hofes Frauen,
Wieder ſeine ſünd'gen Glieder,
Sich, in pleno, rünſtig hauen.

Doch es falle die Gardine
Vor dem Pfuhl der Pfaffenlüſte,
Wo ſich, beim Gelübd' der Keuſchheit,
Stets Priap und Venus küßte."

XVI

Es war wohl Zeit auch, das Tableau zu ſchließen,
Der Teufel fing ſchon an zu nieſen,
Und Bocksgeruch zog durch das ganze Haus.
Krepiren möchte jede Kirchenmaus
Vor ſolchem hölliſchen Geſtanke. —
Doch beichtetſt du zu gutem Danke;
Man weiß doch nun woran man iſt,
Mit dieſem ſpan'ſchen Pfaffenmiſt.
Die Herren werden Zucht und Ehren
Und gute Sitten ſchon vermehren.
Vor allem auf den langen Bänken
Den Kindlein weiſe Lehren ſchenken.
Zum Beiſpiel, die Naturgeſchichte
Erſcheint bei ihnen ganz im neuen Lichte:
Denn ſtatt daß man zuvor beim Ei begann,
So heben ſie beim Feigenblatte an.

Ja, iſt mir recht, ſo lehrt von ſolcher Sippe
Marell, ein frommer Pater, gar
In einem Curſus von der Adams-Rippe,
Daß die gelöſte nicht die rechte war.
Und daß man d'rum noch jetzt an alter Stätte
Das rechte Weib vielmehr zu ſuchen hatte.
Und weiter lehrt' das ſaubre Kirchenlicht:
Ob man gleichwohl Gelübd' und Eidſchwur bricht:
Hat man den Willen nur, das Laſter zu beſiegen,
Iſt's Sünde nicht, im Fleiſch zu unterliegen. —
Allein was ſoll's, dem Teufel von Geſchichten
Aus ſeinem eignen Album zu berichten.
So laß mich denn aus eurem Buch der Ehren
Ein anderes Capitel überhören.
Von Zauberei und alten Knochen.
Und Glaubens-Bettelſuppen-Kochen.
Das iſt ja eben an der Zeit.
Tritt nur den Koth recht lang und breit.
Es kennt' ja ſtets die Welt, wie wir geleſen,
Im Schlammbad nur vom Glaubens-Grind geneſen.

XVII.

Wohlan, ſo rüſt' dich mit Bedacht,
Die Geiſtes-Schlachtbank anzuſchauen.
Es könnt' ſich um Walpurgisnacht
Der Teufel ſelbſt wohl d'ran erbauen.
Wie wir gezaubert und gehext,
Und Gottes Ebenbild befleckt.
Daß ſolche Schöpfung vieler Orten,
Zum Wechſelbalg entſtellt geworden.

Die Himmelstochter Religion
Galt ſtets dem Orden nur als Metze,
Daß man von ihrem Sündenlohn
Den nimmerſatten Bauch ergötze.
Mit Heſe ſchminkt man Chriſti Braut,
Ein gift'ger Ausſatz deckt die Haut,
Und vor dem Hauch aus ihrem Munde
Welkt alles Leben in der Runde.

So ſteht ſie da, ein Götzenbild
Mit bunten Lappen überhangen.
Den Mund vom Lügengeiſt erfüllt,
Geſchminkter Trug auf beiden Wangen.
Und was der Pfaffenwitz erdacht:
Auf ihre Lippen wird's gebracht,
Daß man das Volk durch Spott und Lüge
Im Namen Gottes frech betrüge.

Da war kein Sündenpfuhl zu tief,
Zu ſchwarz kein Laſter ausgebrütet:
Der Stachel des Gewiſſens ſchlief,
Von unſrer Pfaffenkunſt behütet.
Mit heil'gen Mährlein tilgen wir
Der ärgſten Freveltat Gebühr,
Bedeckt den Altar unſ'rer Götzen
Man nur mit auserleſ'nen Schätzen.

Im Indulgiren nun zumal,
Nennt uns der Ruf beſondre Meiſter,
Was ſoll im Fleiſch denn auch der Pfahl? —
Die Tugend iſt für kleine Geiſter.
Man muß das Gute *wollen* zwar,
Doch das genügt auch ganz und gar,
Und ſicher, daß ſich Gott erbarme,
Sinkt man dem Laſter in die Arme.

Was ſoll Moral uns und Juſtiz? —
Ein Thier in ſeiner Luſt zu werden,
Iſt Weisheit, ohne Präjudiz.
So lehren wir's dem Volk auf Erden.
Allein der Kirche frommer Sohn
Verleiht dazu die Conceſſion,
Ja, er verkauft an Gottes Stelle,
Den Sitz im Himmel oder Hölle.

Doch nein, die Höll' nimmt kein Entrée,
Der Himmel nur läßt ſich bezahlen,
Und kein Verdienſt erlöſte je,
Von der Verdammten Höllenqualen.
Dazu bedarf's Abſolution,
Verbrieft von uns für guten Lohn,
Und Ablaß gar hilft ſchon auf Erden
Dem Böſewicht, Engeln gleich zu werden.

Kniebeugen vor dem Holz des Herrn,
Wallfahrt zu heil'gen Götzenbildern,
Ein ſinnlos Paternoſterplärr'n,
Das kann den Zorn des Himmels mildern.
Der Prieſter tilgt dann jede Schuld,
Und das Gewiſſen, eingelullt,
Geſtattet gern, zu neuem Böſen,
Der Sitte Gürtel frech zu löſen.

Aus dumpfen Gräbern faul Gebein
Geheimnißvoll ans Licht gegraben,
Verwahrt im engen Zauberſchrein,
Bezeugen wir als Wundergaben;
Und Sünd' und Schandthat ſind verziehn,
Will man anbetend vor ihm knien:
So wurden auch des Ignaz Knochen
Gar arg beſchniffelt und berochen.

Die haben, — klüglich applicirt,
Miraculös, in Kindes-Nöthen, —
Manch' ſchöne Wunderthat vollführt,
Unglaublich zwar, doch wohl vertreten.
Ja, ſelbſt mit unſerm Ordensbuch
Geſchah Mirakel ſchon genug,
Ließ man's von Jeſuiten-Händen
Zum Sitz verſchämter Noth ſich wenden.

Auch manches liebe Amulett,
Aus Lug und Aberlug geknetet,
Macht' Her- und Zauberkünſte wett,
Wenn wir die Kraft ihm angebetet.
Geſpenſter jagt's von Hof und Haus
Treibt Teufel, Peſt und Feuer aus,
Und über allen ſolchen Dingen
Pflegt's leidlich Geld uns einzubringen.

Und fleißig ackernd im Gebiet,
Wo man den Geiſt mit Nacht gebunden,
War's auch ein echter Jeſuit,
Der jenes Heilswerkzeug erfunden,
Das man die Teufelsgeißel nennt.
Ein Rüſtzeug, gnädigſt uns vergönnt,
Um Satan, Teufel und Cornuten,
Beſeſſnen ſchaarweis anzuknuten."

XVIII.

Gott lohne dir's du frommer Knecht!
O daß man's euch vergelten möcht',
Was Ihr gewirkt für's Menſchenleben.
Man ſollt' zum Himmel euch erheben,
Mit weißem Hanf, ſchier Reih' bei Reih',
Die Leiter trüg' ich ſelbſt herbei,
Auf daß die Welt, die ſchöne Gotteserde
Nicht noch vollends zum Tollhaus werde,
Wo Menſchen unter Feſſelklirren
Wie Beſtien durcheinander ſchwirren. —

Wart ihr es nicht die Luther's Werk begeifert? —
Zum Holzſtoß ganze Schaaren hingeeifert? —
Der Freiheit junges Morgenlicht gedämpft,
Und für des Geiſtes Zwingherrſchaft gekämpft? —

Habt ihr Concilien, die dem Pabſte grollten,
Und Luther's Freiheitsbanner folgen wollten,
So lange nicht mit Ränken ſchier berennt,
Bis man erlegen euch? — Denkt an Trient!
Stets habt ihr nur für Deutſchlands Schmach gewettet,
An's Rad der Zeit als Hemmſchuh euch gekettet,
Und mehr vielleicht, als man zu ahnen wagt,
Den magern Freiheitsknochen uns benagt,
An dem ſich Millionen ſätt'gen ſollten.
Ihr habt die beſten Männer uns geſcholten,
Und Niemand weiß, — weil ihr den Tag ſtets miedet,
Wie viele Kerkerriegel ihr geſchmiedet.
Gen Oſten ſchaut: — der Schleier iſt gelüftet
Ihr habt des Jordans klare Fluth vergiftet,
In dem der Geiſt des Geiſtes Kraft erweckt,
Und der nunmehr nach bitt'ren Thränen ſchmeckt. —
Mit Waſſer nicht, von Blüthen überhangen,
Mit Moder nur, aus Pfützen aufgefangen
Tauft ihr die Menſchheit, und der Geiſt bleibt fern. —
Schaut nur hinaus: wo um granitnen Kern
Der Mutter Erde, Wolf und Adler jagen,
Im Lande Tell's: — was habt ihr hingetragen?
Was hat das Bündnervolk von euch empfangen? —
Den Freiheitsbaum mit Geißeln ſchwer behangen;
Ignatios Höllenzwang der gut verdeutſchet,
Wie man die Welt mit Scorpionen peitſchet.

Wie man dem Bruder an die Kehle greift,
Und ſich zu Gottes Ruhm in Blut beſäuft.
Den Judaskuß der Menſchheit darzubieten,
Das iſt die freie Kunſt der Jeſuiten.

Verräther am lebend'gen Schöpfungsplan,
Was hat die arme Menſchheit Euch gethan,
Daß ihr den Gott, vor dem die Berge ragen
Zu tauſend Scherben ſchier zerſchlagen? —
Lebend'gen Odem, der die Welt geſtiftet,
Mit tödtender Verweſung Qualm vergiftet? —
Gebt ihn heraus den Gott der freien Lüfte,
Und nehmt zurück für eu're Todtengrüfte
Den Fetiſchwuſt, die falſchen Lügengötzen,
Die Heil'gen-Knochen und vergilbten Fetzen.
Die Todtenhand zieht ab vom Menſchengeiſt,
Daß unbeklemmt der Odem Gottes kreiſ't. —
Ein Hirte nicht, nein, ein Standartenträger.
Kein *Zellenknecht*, ein freier *Wüſtenflüger*,
Der todtem Sand lebend'gen Quell entlockt,
Und Leben friſcht, wo ſchon das Leben ſtockt:
So ſeid ein rechter Prieſter und Berather,
Des Weibes Mann und echter Kinder Vater.

Dies ſei dir Buße, nimm ſie zu Gemüth,
Glüh' aus das freche Schandwort: Jeſuit!
Und kannſt du's nicht — ſo friß denn dieſe Träber:
Abſolution gewährt der Todtengräber.

XIX.

Juckt die Beichte dir im Ohre? — Grimmt das Gift dir nun im Bauch? —
Stinkt die Sünde dir zum Himmel wie ein Scheiterhaufen-Rauch? —
Fühlest du in deinem Nacken ſcharfe Krallen der Hyäne? —
An dem Schlaf die glüh'nde Zunge und die mordbegier'gen Zähne? —

So denn ſchüttle dich, du Rieſe, Menſchheit, und die Fäuſte balle,
Daß die haargeſträubte Beſtie endlich dir vom Nacken falle.
Zucke mit den Augenbrauen, Erdengott, lebend'ger Zeus,
Wie ein wundgedepter Schlachtroß, bis die Adern offen heiß'

Daß das Blut, das ſchwarz verbrannte, tröpfelnd dir
vom Herzen fließe,
Unbekümmert welcher Giftpilz aus dem Boden dar-
nach ſprieße.
Hört'ſt du's, Petrus an der Tiber? — dreimal krähte
ſchon der Hahn,
Willſt du länger noch verläugnen? — Aug' um Aug'
denn, Zahn um Zahn. —

Diesmal nicht am Kirchenholze ſoll die Kriegsver-
künd'gung ragen,
Sondern eine Feuerwolke ſie durch alle Gauen
tragen. —
Fühlſt du nicht den Boden zittern, Deutſchland, unter
deinem Tritt?
Das iſt Auferſtehungs-Leben, Deutſchland, das iſt
Geiſterſchritt.

Aus dem Grabe ſteiget wieder deines Luthers Rie-
ſengeiſt,
Wie ein Silberkern aus Schlacken, reingeläutert
allzumeiſt.
Auf die Zinne hoher Wartburg tritt er, Zorn im
glühen Blicke,
„Schmach dir, Deutſchland — ruft er — hinkſt du noch
an deiner Römerkrücke? —

Hat dich jene Hirten-Meute, einſt mit Wolfsmilch
großgeſäugt,
Von der Freiheit gold'nen Auen doch der Hürde
zugeſcheucht? —
Sohn der Eichen, Herrmann's Erzbild ragt gigantiſch
durch das Land,
Und dein deutſcher Eiſen-Nacken zuckt noch unter Rö-
mer-Hand?

Und nicht 'mal vor Schwert und Tartſche, nicht vor
Lanze oder Keule,
Nein, vor Alraunſpuck verzagſt du, — vor den Kral-
len einer Eule. —
Schäm' dich, Deutſchland! — und vermagſt du nicht
vor Luther zu erglühn,
Weil er ſelbſt im Dunkel ſchied einſt, nun ſo ſchäm'
dich vor Armin.

Beſſer aber du erröthetſt hoch vor beiden deutſchen
Recken
Strömt noch warmes Blut durchs Herz dir, dich der
Feindſchaft zu erkecken.
Feindſchaft gegen liſt'ge Pfaffen, die dir Schlummer-
tränkchen brauen,
Feindſchaft gegen rom'ſche Füchſe, die den Völkern
Gruben bauen.

Wie viel Feſſeln willſt du ſchleppen? — wie viel Sclavenjacken tragen?
Und wie lang' noch ſoll am Haupte dir die Schellenkappe ragen?
Schau, — die Ketten ſind verroſtet in dem Nachtthau, heimlich, ſtill;
Sprich es aus denn, deutſcher Recke, laut, das Freiheitswort: ich will! —

Will die Glaubensfeſſel ſprengen; Glied um Glied aus Trug und Wahn,
Die den deutſchen Bären kettet an den Ring im Vatican.
Will den Zins nicht länger tragen, für den Schleier, arg bedrängt,
Der der Wahrheit gelb'nen Lichtſtrahl neidiſch meinem Blick verhängt.

Will zur Mutter Buſen kehren, zur Natur, Verrathes ſatt,
Daß von deutſcher Erd' vertilgt ſei Götzenkram und Cölibat.
Daß am heil'gen Orte töne deutſches Wort zu deutſchem Ohr,
Und Gedanken drinnen weben, ein lebend'ger Geiſterchor.

Ablaß tröſte nur den Sünder, der da abläßt von dem Böſen,
Und den Geiſt aus Nacht befreien, das ſei göttlichſtes Erlöſen.
Einen Schöpfer, eine Menſchheit und vor Gott ein Bürgerrecht.
Für den Herrn nur Macht der Weisheit; Alle Kinder, Niemand Knecht.

Für den Weiſen aus dem Oſten, ein Gedächtniß, gleich an Gabe.
Allen Geiſtern frei Geleite von der Wiege bis zum Grabe:
Alſo predigt Luthers Geiſt nun von der deutſchen Wartburgzinne,
Daß er in des höchſten Namen einmal noch das Werk beginne.

Und von Lippen hier und dorten ſtrömen ſeiner Weisheit Bäche,
Daß der Schandpfahl deutſchen Geiſtes vor dem Donnerton zerbreche.
Daß die römiſche Glaubensmeute von dem Sohn Teutoniens laſſe,
Und der freche Götzenfrohnknecht vor des Geiſtes Schwert erblaſſe.

Daß vom Jeſuiten-Dunſte reingelüftet, klar und frei,
Endlich unſer gutes Deutſchland einmal kein Spital mehr ſey.
So denn laßt der Wahrheit Flammen hoch auf allen Bergen ragen,
Dem gewalt'gen Feſſelſchmiedknecht den Gerichtstag anzuſagen.

Und die Zeit euch zu vertreiben, bis er kommt, an ſolchen Heerd,
Werft hinein den Götzenplunder, daß die Gluth ihn baß verzehrt.
Dann beſchwört ob ſeiner Aſche, einen Treubund feſt und zäh,
Und, den Blick nach oben, ſinget: Nur allein Gott in der Höh!

Druckfehler:

—

Pagina 17. Zeile 10 von oben lies: ob dem statt ab dem

Druck von Nobiling & Heidrich.

Das

fünfte Evangelium

oder das

Urevangelium der Essäer.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Fr. Clemens.

Verfasser des Manifest der Vernunft; — Das entschleierte Bild zu Sais; — Friedensschluß zwischen Vernunft und Christenthum; — Das Altbuch, eine Bibel; — Jesus, des Nazareners Leben, Lehre und natürliches Ende; — Katechismus der christlichen Vernunft- und Naturreligion; — Zeus, der Hellenen mythisches Gedicht u. s. w. u. s. w.

Crossen a. d. O.
Verlag von H. Th. Mroſe.
1879.

Inhalt.

Seite

Vorrede 1

Das 1. Kapitel:

Jesu Herkunft und Beruf. — Er tritt im Tempel zu Jerusalem auf . 11

Das 2. Kapitel:

Jesus unter Obhut der Essäer. — Er kehrt mit seinen Eltern heim. Verkehrt mit Johannes; tritt in den Bund der Essäer; besucht jüdische Schulen und wird zum Rabbi ernannt 14

Das 3. Kapitel:

Johannis predigt in der Wüste, tauft am Jordan. — Jesus läßt sich von ihm taufen: — wird durch jüdische Aufrührer versucht und entweicht in die Wüste 18

Das 4. Kapitel:

Jesus erwählt einige Jünger. — Die Hochzeit zu Kanaan. — Nicodemus kommt zu Jesus bei der Nacht. — Johannes' Jünger reden mit ihrem Meister über Jesus 24

Das 5. Kapitel:

Die Samariterin am Brunnen 27

Das 6. Kapitel:

Jesus heilt am Sabbath und wird drob von den Juden gescholten. — Er redet wider dieselben; wandert nach Nazareth; lehrt in der Schule, wird gefährdet und entweicht 29

Das 7. Kapitel:

Des Simon Petri Fischung. — Jesus sitzt mit Zöllnern zu Tisch. — Der Pharisäer Anfechtung. — Die Jünger raufen Aehren aus. — Jesus bringt eine Nacht im Gebet auf einem Berge zu. — Wählt seine 12 Jünger 32

Das 8. Kapitel:

Jesu Bergpredigt 35

Seite

Das 9. Kapitel:

Jesus sänftigt die Wahnsinnigen, wird von den Pharisäern versucht; eifert gegen sie; heilt eines römischen Hauptmanns Diener, und rettet einer Wittwe Sohn vom Scheintode 41

Das 10. Kapitel:

Jesus redet zu den Anhängern des Johannes. Dieser wird gefangen gesetzt. — Jesus eifert gegen die Städte. Er wird von einem Pharisäer zu Tisch geladen und eifert gegen die Schriftgelehrten . . 44

Das 11. Kapitel:

Jesus und die Sünderin. — Er geht an das Ufer des See's, gefolgt vom Volk; besteigt ein Schiff und predigt vom Säemann und dem Reiche Gottes 47

Das 12. Kapitel:

Jesus und ein Schriftgelehrter. — Die Jünger besteigen mit ihm ein Schiff. — Johannis der Täufer wird enthauptet. — Jesus ersteigt einen Berg und betet daselbst. Er erreicht die Jünger auf dem Wasser. — Erregt Anstoß mit einem Gleichniß 50

Das 13. Kapitel:

Jesus besänftigt einen Wahnsinnigen. — Geht über den See zurück; erweckt die Tochter des Jairus; wird heimlich von einem kranken Weibe berührt; flieht in die Wüste und speis't in Gesellschaft vom 5000 Menschen 54

Das 14. Kapitel:

Jesus redet zu seinen Jüngern. — **Das Gleichniß von dem reichen Mann und den getreuen Knechten** 57

Das 15. Kapitel:

Jesu Verklärung. — Er besänftigt einen von Krämpfen befallenen Jüngling. — Belehrt die Jünger daß das Himmelreich kein irdisch Königthum sein werde. — Das Gleichniß von dem verlorenen Schafe, dem verlorenen Sohn und dem ungerechten Haushalter 60

Das 16. Kapitel:

Zachäus. — Das Gleichniß von dem König der mit seinen Leuten rechnen wollte; desgl. von dem Gärtner und dem Feigenbaum. — Der Oberste der Schule. — Das Gleichniß vom Gastmahl 64

Das 17. Kapitel:

Jesus ärgert die Pharisäer. — Ein cananäisch Weib; — die Pharisäer fordern ein Zeichen am Himmel. — Das Gleichniß vom Sauerteig. — Petri Berufung. — Vom Zinsgroschen 67

Das 18. Kapitel:

Von der Ehescheidung. — Jesus Ausspruch über das vornehmste Gebot. — Urtheil über den Reichthum. — Das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberg. — Die Mutter der Gebrüder Zebedäi 70

Seite

Das 19. Kapitel:

Zehn Aussätzige. — Jesus spricht vom Reiche Gottes. — Zween Blinde. — Maria und Martha. — Jesus versucht die Schriftgelehrten — Die Wittwe am Gotteskasten 73

Das 20. Kapitel:

Jesus spricht im Geiste eines Sehers von der kommenden Zeit. — Das Gleichniß von den zehn Jungfrauen und den drei Knechten denen der Herr sein Gut anvertraute 76

Das 21. Kapitel:

Jesus spricht ein Gleichniß über das Beten zu Gott. — Der Pharisäer und der Zöllner. — Jesus geht in die Einsamkeit nach Galiläa, dann zum Laubhüttenfest nach Jerusalem und lehret im Tempel. — Man sendet Häscher nach ihm aus 79

Das 22. Kapitel:

Die Ehebrecherin vor Gericht. — Jesus redet im Streite mit einigen aus dem Volke 82

Das 23. Kapitel:

Jesus, da er einen Blinden begegnet, lehrt die Jünger über ihn und erbarmt sich desselben. — Das Gleichniß von dem Hirten und seinen Schafen. — Die Juden heben Steine gegen ihn auf . . . 84

Das 24. Kapitel:

Lazarus erkrankt und sendet Botschaft zu Jesus, der ihn in der Gruft findet, und vom Scheintod erweckt. — Die Priester halten wider ihn einen Rath. Jesus entweicht. — Kehrt dann bei Lazarus ein, und Maria salbt ihn die Füße. — Jesus Einzug in Jerusalem auf einer Eselin 87

Das 25. Kapitel:

Jesus treibt die Händler aus den Tempel. — Geht nach Bethanien und trifft auf der Heimkehr einen unfruchtbaren Feigenbaum. — Das Gleichniß vom Vater, zwei Söhnen und den Weinberg; so auch von den bösen Weingärtnern. Vom Zinsgroschen 90

Das 26. Kapitel:

Das Gleichniß von der Hochzeit eines Königssohnes. — Die Saducäer versuchen Jesus mit einer Frage über die Auferstehung. — Das Gleichniß vom Samariter 93

Das 27. Kapitel:

Die Priester spinnen Verrath gegen Jesus an. — Er wäscht den Jüngern die Füße; spricht zu ihnen von einem Verräther. Geht nächtlich mit einigen Jüngern auf den Oelberg zum Gebet. — Das Gleichniß vom Weinstock 95

Das 28. Kapitel:

Jesus redet von seinem Heimgange und der Zukunft seiner Lehre. — Ein Gebet Jesu 100

Das 29. Kapitel:

Die Vorsteier des Osterfestes und das Abendmahl. — Jesus wird verhaftet; nach Jerusalem gebracht und in das Prätorium eingesperrt. — Wird zum Verhör vor Pilatus geführt. — Petrus verleugnet seinen Herrn 102

Seite

Das 30. Kapitel:

Jüdiſche Zeugen treten wider Jeſus auf. — Vornehme Frauen nehmen ſich ſeiner an. — Sein Todesurtheil wird verleſen. — Er wird gegeißelt, und die römiſchen Kriegsknechte ſpotten ſein 106

Das 31. Kapitel:

Der Gang nach Golgatha. — Jeſus wird ans Kreuz geſchlagen . . 110

Das 32. Kapitel:

Die Beſtattung Jeſu und was ſich ferner begeben 114

Das 33. Kapitel:

Das Erlebniß in Emaus. — Jeſus kehrt nach Jeruſalem zurück. — Fernere Begebenheiten daſelbſt 118

Das 34. Kapitel:

Weitere Ereigniſſe der letzten Lebenstage Jeſu. Er verſammelt ſeine Freunde am Berge Karmel. — Geht nach Bethanien. Nimmt Abſchied von Lazarus und den Schweſtern. Grüßet den Oelberg, betet daſelbſt: verſchwindet im Nebel mit ſeinen Freunden, um im Aſyl am todten Meere die letzten Lebenstage zuzubringen, ſtirbt hier eines ſanften Todes und wird daſelbſt begraben 122

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Vorrede.

Das Alte ſtürzt, es ändern ſich die Zeiten,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Die fortſchreitende ſittliche Verkümmerung des Volkes, und in Folge deſſen Vermehrung der Vergehungen und Verbrechen, lenkt die Gedanken jedes Wohlgeſinnten naturgemäß auf die Erforſchung der Urſachen ſolcher betrübenden Erſcheinung, und findet dieſelben zunächſt — wie auch an höchſter Stelle ſehr richtig erkannt und ausgeſprochen worden — in der Entfremdung der Gemüther von religiöſer Erhebung und Abwendung von denjenigen Intereſſen, die außerhalb der irdiſch-ſinnlichen Sphäre liegen.

Gehen wir nun auf die berechtigte Forderung eines Beweiſes hierfür ein, nemlich auf den Zuſammenhang zwiſchen menſchlich-ſittlichem Verhalten und der Religion, als deren Keimpunkt der Gottglaube, oder vielmehr das Gottwiſſen zu betrachten iſt, — über welches hinweg zu ſein, ſich eine gewiſſe modern-gelehrte Frivolität zur Ehre anrechnet, und hierin von einer Menge gedankenloſer niederer Klaſſe Menſchen nachgeäfft wird — ſo bedarf es für die Richtigſtellung der Erkenntniß auf dieſem Gebiete nicht etwa erſt der haarſpaltenden Subtilitäten philoſophiſcher Spitzfindigkeit, noch eine Verſenkung in die rieſenhaften Ergebniſſe neuerer Naturforſchungen, ſondern ſchon der einfachſte logiſche Begriff, daß es mehr als kindiſch-einfältig wäre, anzunehmen, es ſei die Reihe vernunftbegabter Weſen mit dem, auf dieſes winzige Sandkorn im Univerſum beſchränkte menſchliche Geſchlecht abgeſchloſſen, genügt uns, eines Andern belehrt zu werden.

Bedenken wir nemlich, wie die unabweisbarſten Beweiſe vorliegen, daß es Myriaden von größeren und ſchöneren Wohnplätzen, als es unſere Erde iſt, im Weltall ausgeſtreut vorhanden ſind, ſo führt uns die logiſche Stufenleiter der Begriffe zu der Ueberzeugung, daß es dort ohne Zweifel nicht nur den dort herrſchenden Naturgeſetzen angepaßte, organiſche Geſchöpfe überhaupt, ſondern auch vernunftbegabte Weſen geben wird, wie ſie ja eine ahnungsvolle poetiſche Fiction, Jahrtauſenden vorauseilend, längſt als beflügelte Engel ſich gedacht und verſinnlicht hat.

Wie weit ſich dort die Vernunftbegabung erſtreckt, und mit welchen ſinnlichen Hülfsmitteln jene Weſen zur Ausbildung derſelben ausgerüſtet ſind, wiſſen wir freilich nicht; — eine zu oberſt höchſte und vollendetſte Intelligenz aber, deren Auge möglicherweiſe den ganzen Weltenplan überblickt, wird es und muß es nach logiſchen Begriffen jedenfalls geben, da wir die ſchöpferiſche Wirkſamkeit einer ſolchen in der Ordnung und geſetzlichen Abſichtlichkeit, wie

solche uns in den irdischen und mehr noch überirdischen Erscheinungen fort und fort entgegentreten, wahrnehmen, und somit eine gouvernirende Ursache als existent voraussetzen dürfen, ja nothwendig müssen, die dann von unserer beschränkten, subalternen Vernunft, zu leichterem Verständniß mit dem stellvertretenden Namen Gott belegt worden ist.

Die Ueberzeugung nun und die Anerkenntniß unserer Abhängigkeit von diesem undefinirbaren höchsten Vernunftwesen — mit dem der Mensch der Gattung nach rangirt, ist als der Grundstock aller wahren Religion zu betrachten, auf welchen Fels ja auch der weise Nazarener, der Stifter unserer christlichen Confession, seine Lehre aufbaute, indem er diesen „Gott" meist als den Vater, den Erzeuger der Menschheit und aller vorhandenen Wesen bezeichnete, und die Beschäftigung mit dieser Anschauung und deren Consequenzen in den mannigfachsten Ausstrahlungen, vermittelt eben die Einwirkung einer wahrhaften Religiosität auf das sittliche Verhalten der Menschen.

Um nun diese Thatsache in ihrem Zusammenhange nachzuweisen, so ist zunächst zu bemerken, daß dieselbe ursprünglich in dem, allen organischen Wesen naturgemäß anerschaffenen, unauslöschlichen Verlangen nach einer behaglichen Daseinserhaltung beruht.

Dieser Naturtrieb, eben weil er ursprünglich aus einer schöpferischen Anordnung hervorgegangen ist, findet nun seine Berechtigung und Anerkennung (Sanction) in der gottverwandten, stellvertretenden, wenn gleich wohl subalternen menschlichen Vernunft bestätigt, und zwar unter Berücksichtigung der thatsächlichen Unmöglichkeit, jenen Naturtrieb der behaglichen Daseinserhaltung, isolirt, ohne Beihülfe anderer mitlebenden Wesen gerecht zu werden. Eben hieraus aber entsteht dann die, durch die Vernunft sanctionirte Verpflichtung, gewissermaßen im Auftrage des Schöpfers, stellvertretend und vermittelnd für ihn einzutreten, um so — Jeder in seinem Kreise — durch gegenseitige Unterstützung und Beihülfe, innerhalb des isolirten Naturgesetzkreises dieser Erde, dem Schöpfer in seinen Geschöpfen dienstbar zu sein.

Dieser belebende Pulsschlag wahrhafter Religiosität tritt nun der Lehre von den moralischen Verpflichtungen des Menschen, unter der allgemeinen Bezeichnung als Liebe, oder speciell als christliche Nächstenliebe auf, die mithin, nach vorstehender Definition, nicht nur in den Lehrsätzen Jesu, sondern diesem vorausgehend, so lange es Menschen auf Erden gab — in den Naturgesetzen ihre Bestätigung und moralische Verpflichtung findet, und somit mit den Moralgesetzen überhaupt auf gleicher Linie steht.

Es darf dieserwegen nun aber auch — und das ist die einzige Consequenz des Vorstehenden — eine echte, wahre, fruchttragende Religionslehre, weil in erster Reihe auf Naturgesetzlichkeit begründet, niemals und zu keiner Zeit und in keinem einzelnen Punkte, mit den Naturgesetzen nach deren wissenschaftlicher Feststellung, in Widerspruch stehen, wenn ihr sittlicher Einfluß nicht auf das Entschiedenste geschädigt und Zweck und Absicht verfehlt werden sollen.

Und hiermit stehen wir nunmehr sofort vor der Achillesferse unserer dermaligen officiell religiösen Zustände und zugleich der Lösung des Räthsels über das mehr und mehr immer in Verfall gekommene moralische Verhalten so vieler Zeitgenossen, in dem Maaße, wie die Naturwissenschaften allmälig zum Gemeingut auch der mittleren und niederen Volksklassen geworden sind, während die officiell garantirte paulinisch-theologische Dogmenlehre, von der die urchristliche Lehre Jesu aus erster Hand nichts wußte — als religiöse Grundlage auf ihrem naturfeindlichen Standpunkte haften geblieben ist, und dadurch die Differenzen, die Widersprüche zwischen beiden Factoren klarer und auffälliger bloslegte, und so den Verfall des moralischen Wohlverhaltens unausbleiblich nach sich ziehen mußte.

Wenn also die, an sich sehr richtige Forderung des deutschen Kaisers: — das Volk wieder zur Religion zurückzuführen, — in dem Sinne der bestehenden Dogmenlehren effectuirt werden sollte, so müßte dann zuvor versucht

werden, dem Volke die Resultate der Naturwissenschaft und der Logik vergessen zu machen, um Raum für die Phantasiegebilde der längst antiquirten, auf unentwirrbare Mysterien begründeten Theologie zu gewinnen.

Selbst aber, wenn dieses Unmögliche möglich wäre, so würde dennoch die wahre gediegene Moralität davon keinen Nutzen haben, weil die heutige Menschheit, nach ihren verwöhnten Ansprüchen hierfür, neben der Religiosität noch viele andere, der Aesthetik angehörende Hülfsmittel bedarf, um ihr Geschmack und Anhänglichkeit dafür abzugewinnen.

Sehen wir indeß für jetzt hiervon ab, um, — im Einvernehmen mit dem Kaiserwort zur Sache zu schreiten, — so ist, allem Andern vorausgehend, die Nothwendigkeit in den Vorgrund zu stellen, und als der Fels zu betrachten, auf welchen die, vom Zeitgeist geforderte neue Kirche der zweiten christlichen Reformation zu begründen sein wird: ein neues, d. h. in Wahrheit ein ältestes, ein fünftes einheitliches Evangelium, als Kanon der urchristlichen Glaubenslehre mit allen Attributen der Heiligkeit angethan, zu veranstalten, und solches dem vorgeschrittenen Bedürfniß zu überliefern.

Die Heiligkeit, und vor Allem, die Heiligung dieses begehrten Kanons, soll aber — gänzlich unberührt von jeder justitiellen und autoriellen Einmischung, lediglich durch seinen innern Werth und Wahrheit, und vor Allem durch die harmonische Einmüthigkeit mit den Naturgesetzen begründet und beansprucht sein, indem die moralischen Anforderungen an die Gemeinde der Bildungsfähigen lediglich als aus dem Schöpfungsplane unabänderlich hervorgehend, nachgewiesen, und die Nächstenliebe, wie vorzugsweise Jesus sie gelehrt, als allen andern Pflichten vorausgehend, in den Vorgrund gestellt wird.

Diese erste und wichtigste Anforderung konnte aber weder die vorhandene vierfältige, noch die untergegangene zweiundvierzigfache Evangelien-Geschichte der Christenheit gewährleisten, und muß daher um endlich einmal zum Ziele zu gelangen, an deren Stelle ein, durch innere Wahrheit und Naturgesetzlichkeit, sowie durch geschichtlichen Nachweis beglaubigtes widerspruchloses Evangelium an deren Stelle treten, wenn der Wahrheit liebende, und Wahrheit suchende Christ jemals zu einer innern Befriedigung gelangen soll. — Ein Gott; — Ein Christus; ein Evangelium; — das ist die Trias die uns diesen Frieden bringen soll, das sind die drei Grundpfeiler des neuen reformirten Christenthums, und auf diesen längst vorgerichteten, beackerten und bestreuten Felde der Erkenntniß dessen was uns Noth thut, entsprosst nachstehende christlich-frohe Botschaft.

Die uns bis daher als Grundstock der christlichen Lehre geltenden vier Evangelien sind nicht aus einer unmittelbaren Anschauung des Lebens und der Lehre Jesu hervorgegangen, sondern — mit Ausnahme einiger wenigen, später von Epigonen bearbeiteten und entstellten Aufzeichnungen des Apostel Matthäus, — Ergebnisse der Tradition unter Paulinischem Einfluß, und enthalten daher dieselben unausgleichbare Widersprüche, die den Werth jener Schriften beeinträchtigen, und alle Commentare und Auslegungen, die auch dem Volke der Laien vielfach zugänglich gewesen und zur Kenntniß gekommen sind, konnten und durften nur als ein „neuer Flicken auf ein altes Kleid" betrachtet und beachtet werden, darnach sich ergeben hat, daß der Riß ärger geworden ist, denn dergleichen künstliche Auslegungen und Bemäntelungen konnten nur Mißtrauen in die Schrift überhaupt erregen und den moralischen Einfluß schädigen, so ist denn auch Sectirerei und Zwietracht aller Enden die natürliche Folge derselben gewesen.

Redliche Priester hat dies seit jeher mit großem Kummer erfüllt, und keiner hat darüber sein inniges und herzliches Bedauern ergreifender ausgesprochen, als der edle, redliche und geniale Dichter, der Pfarrer Wilhelm, der sich indeß mit der Hoffnung tröstete:

„Und vielleicht in Stambuls Mauern findet
„Sich noch ein Urevangelium."

Diese Erwartung ist nun freilich nicht erfüllt worden, und wird es nie werden; der Ort thut indeß ja auch nichts zur Sache; — die Ahnung aber hat den lieben Witichel nicht betrogen, nur ist Stambul (Konstantinopel) von dem nicht minder weltberühmten Alexandrien vertreten worden, und möge folgende kurze Andeutung hierüber mit Genügsamkeit Beachtung finden.

Von allen, dem Stifter unserer Religion, dem bevorzugten Liebling Gottes, nahestehenden Freunden, gab es keinen und keine, die ihn genauer kannten, beobachteten, würdigten und beschützten, als die Essäer, von denen uns die bekannten vier Evangelisten freilich keine Kunde bringen, nichtsdestoweniger aber ist es aus andern, unverdächtigten Quellen erwiesen, daß Jesus persönlich selbst diesen Bundesbrüdern angehörte, und er, — wenn auch gleichwohl nicht ihre rituellen Gebräuche und Satzungen, dennoch ihren moralischen Grundsätzen und Tendenzen huldigte, unter denen namentlich, neben der Schmerzens- und Todes-Verachtung, die strengste Wahrheitsliebe und der Wunderhaß hervorgehoben zu werden verdienen, indem sie eben hierdurch vor allen anderen geeignet und befähigt waren, eine getreue und irrthumlose, aufrichtige und glaubhafte Schilderung des Lebens und der Lehre Jesu zu liefern, und was die Hauptsache: auch das Material dazu wirklich geliefert haben. —

Der Essäerbund war nemlich zu Jesu Zeiten weithin im Orient verbreitet, und hatte somit auch eine Filiale in Alexandrien, und zwar in einem uralten, festen Gebäude, das später in ein Mönchskloster verwandelt wurde. In den verstäubten Archiven dieses Klosters wurden nun in jüngern Zeiten alte Pergamente aufgefunden, deren Inhalt noch aus den Zeiten des Essäerbestandes herstammte, und dessen Verfasser sich als einen Therapeuten oder höheren Beamten einer Abtheilung jenes Ordens ankündigte, denen namentlich die Pflege der Naturwissenschaften und der denselben verwandten Heilkunst oblag, und richtet derselbe seine Aufzeichnungen in Gestalt eines Briefes aus Jerusalem an einen Obern der Essäer-Brüderschaft in Alexandrien, um der Gemeinde daselbst über die Gerüchte aufzuklären, welche über Jesu Leben und tragisches Ende den Weg nach dort gefunden, und in dem Kreise der Brüder große Zweifel und Bedenken erregt hatten, zumal unter denselben bedeutende Kenntnisse der Naturkräfte und Naturgesetze verbreitet waren. Zugleich auch war ihnen bekannt gegeben, daß Jesus selbst dem Orden der Essäer angehört habe und derselbe daher ein Theilhaber ihres Wissens und ihrer Geheimnisse gewesen sein müsse.

Das nun aber, bezüglich des Inhalts jenes Briefes nur die vollste und beste Ueberzeugung, die strengste Wahrheit maßgebend gewesen sei, dafür bürgt die Ordensregel der Essäer, einer streng sittlichen Verbrüderung, die, ursprünglich unter den Pythagoräern entstanden, erst später, zur Zeit der Makkabäer zu den Juden übertragen worden war und national-jüdische Formen angenommen hatte. Fern vom Geräusch der Welt, durch Gleichheit und Brüderlichkeit zu einer Familie vereinigt, war ihr Besitzthum gemeinschaftlich. — Die Ehe war nur ausnahmsweise gestattet, und wurde in Folge dessen der Bestand des Ordens meist nur durch Adoption von Knaben, namentlich solcher, die besondere Geistesgaben verriethen, gesichert. — Demuth, Bescheidenheit, Friedfertigkeit, Fleiß, Genügsamkeit, Reinlichkeit, Keuschheit und stoische Gleichgültigkeit gegen Schmerz und Tod — vor allem aber strenge Wahrheitsliebe waren die hervorragendsten Eigenschaften der Verbrüderung, die sich meist durch Ackerbau und Handarbeiten ihre Existenzmittel verschafften, aber auch durch ärztliche und sonst wissenschaftliche Beschäftigung sich nützlich machten, indem sie ihre Thätigkeit auf Enthüllung der Naturgeheimnisse, namentlich des Seelenlebens und der organischen Kräfte in den Stoffen richteten.

Der freiwilligen Aufnahme ging eine zwölfmonatliche, strenge Prüfungszeit voraus und hatte der Novize dann, anstatt des Eides, den man (und darum auch Jesus) gänzlich verwarf, ein feierliches, mit dem Bruderkuß be-

siegelnd Gelübde abzulegen, nemlich Gott von ganzem Herzen zu dienen; Gerechtigkeit zu üben; Niemanden zu schaden; die Ungerechten zu meiden; gegebenes Wort unverbrüchlich zu halten; jede Unwahrheit zu hassen; keine Rache zu üben; unerlaubten Gewinn zu wehren; vor dem Bunde kein Geheimniß zu haben, und endlich: Bei Todesstrafe keinem Uneingeweihten die Geheimnisse des Bundes zu verrathen. Herrschsucht und Eigennutz war ihnen fremd; der Krieg verhaßt; bürgerlicher Standesunterschied in der äußern Erscheinung der Bundesbrüder kam nicht vor, doch schienen die Therapeuten, zu denen auch Jesus zählte, einen bevorzugten Ordensrang gehabt zu haben. — Uebrigens kannten sie keine größere Tugend, als um der Tugend willen zu leiden und zu dulden, ja für sie selbst das Leben zum Opfer zu bringen.

Sie glaubten übrigens an eine unmittelbare Einwirkung Gottes und der abgeschiedenen Geister auf die menschlichen Schicksale, und nach allem zu schließen sind die letzten Spuren dieser untergegangenen Verbrüderung in dem Orden der Freimaurer, und im Allgemeinen in dem ursprünglichen, auf die Person Jesu allein zurückzuführenden Christenglauben zu suchen und zu finden.

Aus dem Kreise dieses Ordens nun stammt der Eingangs erwähnte Brief, der vorzugsweise die Passionsgeschichte in ein ganz neues Licht zu stellen bestimmt war, und als von einem Augenzeugen herrührend, dem die Wahrheit schon allein vermöge seiner Ordensregel ein Heiligthum sein mußte — die vollendetste Glaubbarkeit verdient, so wie auch Alles was aus andern gewichtigen Quellen Ergänzendes über die Lehre und den Wandel Jesu berichtet wird, und in diesem nachstehend zusammengestellten, der Luther'schen Diction sich treu anschließenden fünften Evangelium enthalten ist, das die Berechtigung zum Dominat auf diesem Gebiete allein schon durch die durchgängig harmonische Eintracht mit den wissenschaftlich anerkannten Naturgesetzen beanspruchen darf, ohne der Heiligung und Würde unsers genialen Religionsstifters im Geringsten zu nahe zu treten, ja, viel eher noch in den Augen jedes redlichen Forschers zu heben und zu befestigen, und die Abtrünnigen in den Kreis der Religions-Verehrer zurückzuführen. —

Und somit möge nun die älteste Botschaft über den Ursprung und Inhalt unsers rechten und wahren Christenglaubens in die Welt hinaus gehn; wünschenswerth als eine Taube mit dem Oelzweig, die aber wohl noch lange zu fliegen haben dürfte, bevor sie ihr Asyl findet. —

Zugleich aber auch löse ich hiermit meine im 1. Bande meiner Geschichte Jesu, pag. 14 gegebenes und mir mehrfach in Erinnerung gebrachtes Versprechen ein: in der Weise, wie es dort mit der Bergpredigt geschehen, auch die übrigen Reden Jesu — soweit das Merkmal ihrer Echtheit reicht — als Kanon des Urchristenthums zusammenzustellen und der Welt zu überliefern; während der dort gleichzeitig angekündigte Katechismus der christlichen Vernunft- und Natur-Religion bereits längst seine Mission angetreten hat.

Daß bei Zusammenstellung dieses fünften Evangeliums vor allem die freien Gemeinden ins Auge gefaßt wurden, liegt in der Natur des vorliegenden Geschichts-Inhalts. — Denn — möge auch gleichwohl die Nothwendigkeit eines Kanons, sozusagen einer christlichen Standarte, um die jene Gemeinden sich zu schaaren hätten, von manchen Vorständen und Führern derselben in Abrede gestellt werden, so widerspricht dieses doch der menschlichen Natur, die ja im Allgemeinen immerdar nach einem sinnlich wahrnehmbaren Central- und Anhaltspunkt strebt; einen unwandelbaren Kern, um den sich das Wandelbare zusammenschließt, und so im ewigen Wechsel als ruhiger Geist der Macht der Zeit zu trotzen geeignet ist.

Laßt uns darum nicht frivol den schönen Christennamen, und mit ihm die liebeathmende Brüderlichkeit in die Schanze schlagen. — Der edle Nazarener, der opferfreudige Märtyrer der Wahrheit verdient es wohl, daß sein Name als Lauteneue auf die edelste und würdigste Nation der Erde übertragen werde, sobald, wie hier, die Schatten getilgt sind, die seine Lehre und

sein Leben den Angriffen übelwollender Feinde gewisse Blößen darbot, die, ohne geschichtliche Berechtigung von irre geleiteten Aufzeichnern verschuldet waren, und hier, ohne dem geschichtlichen Inhalt im Geringsten zu schaden, — ausgemerzt worden sind.

Ja, es darf im Gegentheil gesagt werden, und ist gewiß, daß hier die schwankenden, nebelhaften Gestalten der Sage zu allererst auf das festbegründete Gebiet der Geschichte zurück geführt wurden, das sie niemals hätten verlassen sollen, um dadurch der armen, irregeführten und gequälten Menschheit ein ganzes Meer von Blut und Thränen zu ersparen, und selbst die heutigen nachgeborenen Generationen der Beschämung überhoben haben würden, von dem giftgeschwellten Unkraut der Verbrecher überwuchert zu werden, weil man den blinden Glauben an nächtigen Wahn, den Ehrenplatz über die lichtfreundliche Gutthat angewiesen hatte. —

Wenn nun aber gleichwohl der Fels gefunden und geebnet worden ist, auf den wir unsere neue (eigentlich älteste) christliche Kirche zu begründen und zu bauen berechtigt und ermöglicht worden sind, und das Wieder-zu-Ehren-bringen der Religion im Interesse der öffentlichen Moral im Volke — wie es der Kaiser mit großer Berechtigung anempfiehlt — thatsächlich ins Leben geführt werden soll: — so fehlt dann hierzu freilich noch mannigfaches Material, und ist es in dieser Betracht nicht tief genug zu beklagen, daß unsere begabtesten Dichter, sowohl die sogenannten classischen, als auch der ebenbürtige, zeitgenössische Nachwuchs, eine ihrer hohen Begabung entsprechende Bereicherung unserer religiösen Gesänge fast in keiner Weise angestrebt haben, während die wenigen, die dieser Vorwurf nicht trifft, noch durch mystische Tendenzen getrübt waren. — Wie ich aber diese Zumuthung mir ungefähr denke, davon mögen einige, dem Schlusse angefügte bescheidene Akkorde meiner kleinen Harfe den Beleg liefern. — Scheuen wir uns nunmehr nicht, dem Ausbau des begehrten Lehrgebäudes näher zu treten, so zerfällt derselbe einfach in Cultus und Schule, ohne welche eine Religion dem Volke niemals wirksam zum Gemüthe geführt werden kann. Beginnen wir zunächst mit dem ersten und wichtigsten Grundstein aller und jeder würdigen Menschheitsbildung und Veredlung mit der Schule, so muß bezüglich derselben als feste Regel ausgesprochen werden und gelten: In Religionssachen Alles und Jedes von den Kindern fern zu halten, was ihnen unfaßlich, dunkel und unverständlich bleiben muß, und eben deshalb Langeweile und Widerwillen erregt. — Darum also ist es zuvörderst nothwendig, den festen Grundsatz aufzustellen, wie für jeden Lehrzweig, so auch für die Religion Interesse zu erregen, wie ich es z. E. in einer „Geschichte des innern Erdballs (Geologie) für Kinder" zu thun bestrebt gewesen bin. — Es ist daher auch die — allezeit erst mit der reiferen Jugend zu beginnende Belehrung über religiöse Gegenstände weniger in Form von Katechisiren, als durch lehrreiche Erzählungen und Gespräche zur Anwendung zu bringen; jedoch bleibe alles sittlichlich für Wahrheit ausgegebene, naturwidrige, namentlich das sogenannte Wunder davon ausgeschlossen. Ebenso auch dasjenige, was mit dem Charakter des Unheimlichen an Geister- und Gespenster-Geschichten — selbst wenn schließlich auch die natürliche Erklärung nachfolgt, im Volke umherläuft, denn die kindliche Unbefangenheit wird allezeit dadurch beeinträchtigt, weshalb denn auch das vielgehäkelte Märchen verwerflich zu nennen, und höchstens die Thierfabel zu gouiren sein möge, weil hier die Unmöglichkeit auch selbst dem einfältigsten Kinde ohne weiteres einleuchtet, und der Charakter des scherzhaften keiner weiteren Erläuterung bedarf.

Bei allen Lehrbüchern, schon von der Fibel an, ist niemals der Wahrheit und der Schönheit der Form zu entrathen, namentlich auch was die so ungemein auf das Gemüth wirkende Poesie betrifft. Daneben ist die Natur als erste und reichste Quelle der göttlichen Offenbarung in den Vorgrund zu stellen, das Memoriren aber auf Weniges, und zwar das Edelste und Schönste zu beschränken. —

In Erwägung zu ziehen ist ferner: in wiefern die dramatische Form zur Kinderbelehrung, namentlich bezüglich Erregung des Gemüthslebens herbeizuziehen sein dürfte. Ich meines Theils stimme ganz dafür, und bin fest überzeugt, daß die Nachwelt sich dieses wirksamste aller Bildungsmittel nicht entgehen lassen wird, indem es gewiß, daß die Artung des Menschen darnach geschaffen ist, sich viel eher und lieber nach Beispielen als nach Lehren zu richten. Und auch hier wieder tritt das Prinzip des Interesse-Erregens in seine Berechtigung.

Gehen wir nun zu dem, jeder Religionsform beigehörigen Cultus über, so ist ja derselbe nichts anderes als eine besonders geartete und festgestellte Form, unter welcher die Gottesverehrung und die Pflichtenlehre, im Hinblick auf eine höhere, universelle Intelligenz und diesseitige Abhängigkeit von derselben, dem Wissen und der Erkenntniß als anregendes und belebendes Prinzip vorgeführt wird, um auf diesem Wege, durch Beihülfe des auf das Gemüth wirkenden Schönheitssinnes eine gewisse heilige Begeisterung für Edelsinn und Biederkeit zu erwecken, und unter Autorität und Garantie des Verstandes dem Ideale der Menschenwürde anzustreben.

Um nun aber diese erhabenen Zwecke zu erreichen, ist der bisherige Cultus in allen Richtungen völlig unzureichend. — Recht und billig wäre es jedenfalls, alles was Kunst und Natur Schönes zu schaffen vermag, in jener Beziehung namentlich die Rhetorik, Musik, Malerei und Plastik im Superlativ dem Cultus zuzuwenden, um dadurch den sogenannten Gottesdienst, der mehr und mehr immer beim Volke in Mißcredit kommt — in erhöhter Würde, und das erhabenste Interesse erregend, zu gestalten, um Kirchen und Tempel unentgeltlich mindestens in der Weise zu füllen, wie solches jetzt — und obenein für schwere Zahlung — nur Opernhäuser und Concertsäle vermögen.

Um diesen Zweck zu erreichen, sind dann ferner auch die immer und immer im Turnus wiederkehrenden Perikopen, d. i. die vorgeschriebenen Predigttexte, zu beseitigen, die eben durch ihr Bekanntsein und Wiederholen so einschläfernde Wirkung ausüben; denn nicht ein vereinzelter Punkt in der Geschichte der Menschheit, und wäre es der erhabenste und interessanteste, hat die Berechtigung der alleinigen Geltung; sondern die Geschichte überhaupt aller Zeiten, Völker und Stände soll unsere Lehrmeisterin sein, denn: —

„die Weltgeschichte ist das Weltgericht!"

wie unser erhabenster Dichter sagt. —

Man wähle aber vor Allem die Handlungen des Heroismus, der Feindesliebe, des Edelsinns, der Biederkeit und überhaupt der Selbstverleugnung, und deren Gegensätze und üble Folgen. Dann auch wähle man Beispiele der stillen bescheidenen Häuslichkeit, die Tugenden des Fleißes, der Sparsamkeit, Genügsamkeit, Friedfertigkeit, Wohlthätigkeit, Dienstfertigkeit, Sanftmuth und Bescheidenheit. — löbliche Eigenschaften edler Persönlichkeiten, von denen erstere auch an Jesus zu rühmen wohl Gelegenheit gewesen wäre, wenn seine kanonischen Biographen vor eitel transcendentalen Verirrungen die schöne menschliche Seite dieses erhabenen Charakters nicht übersehen hätten. — Vor Allem aber vergesse man auch nicht, der Jugend jenen edeln Stolz zu erwecken, der den Empfang von Wohlthaten möglichst zu vermeiden sucht und abwehrt.

Die Poesie, dieser Inbegriff aller höhern Schönheit, ziehe in ihrer edelsten Bedeutung wie ein belebender und erquickender Frühlingshauch durch die begehrte neue Homilie, um so die Blüthe der edelsten, heiligsten Begeisterung für Gott und die Natur, für Tugend, Bildung, Kunst und Wissenschaft in der Menschenbrust zu erwecken. — Da sich aber die Befähigung hierfür nicht so ohne weiteres erlernen läßt, so möge man von oben her auf die fähigsten Köpfe fahnden, um sie — sei es selbst mit großen Geldopfern, für die Volksbildung zu erziehen und zu verwenden, ähnlich in der Weise, wie es vielfach für die Oper zu geschehen pflegt. —

Hieran reiht sich naturgemäß die Forderung, den Kirchengesang der Pro-

teſtanten zu veredeln. — Zu dem Ende ſchreibe man Preiſe aus für ſchöne, edle religiöſe Kirchenlieder, aus welchem Ergebniß dann ein neues Muſtergeſangbuch zuſammenzuſtellen wäre. —

Dasſelbe müßte dann aber auch bezüglich der dazu gehörenden Melodien, zunächſt für vierſtimmigen Geſang, und weiter dann für größere und umfaſſendere, jedoch nicht überkünſtelte Kirchenmuſiken geſchehen, bei deren Ausführung die bereits zahlreichen Geſangvereine und Liedertafeln in Betracht zu ziehen ſein würden, damit auch dieſer nicht hoch genug zu ſchätzende Zweig des religiöſen Cultus an Haupt und Gliedern reformirt werde.

Und hiermit ſchließe ich vorläufig dieſe Mahnung, zu deren Fruchtbarmachung durch eine neue zweite chriſtliche Reformation im nachſtehenden Evangelium der Grundſtein geliefert, und empfangen ſein, dann aber auch verwendet werden möge; denn — nicht ernſtlich und eindringend genug kann jene Mahnung durch die heilige Verſicherung eingeſchärft werden, daß die Bekämpfung der immer mehr einreißenden Entſittlichung des Volkes weder mit den drakoniſchen Palliativmitteln der Juſtiz- und Polizeigeſetze, noch mittelſt der abgetriebenen transſcedentalen Lehrkünſte der Orthodoxie; weder durch Feiertags- und Feierabends-Geſetze noch durch Bußpredigten und Schreckensbilder des Jenſeits den geringſten Erfolg verſpricht. Es ſind vielmehr die alten ausgefahrenen Kunſtſtraßen augenſcheinlich unpraktikabel geworden, und müſſen ganz neue Wege angelegt und beſchritten werden, um zu dem Ziele zu gelangen, deſſen Erreichung das ſchöne Kaiſerwort in Ausſicht genommen hat, ſonſt: — — Niemals! — Niemals! —

Hamburg, am Neujahrstage 1879.

Fr. Clemens.

Das fünfte Evangelium

oder:

Das Evangelium der Essäer.

Das Alte stürzt, es ändern sich die Zeiten
Und neues regt sich, blüht aus den Ruinen.

Das 1. Kapitel.

Jesu Herkunft und Beruf. — Er tritt im Tempel zu Jerusalem auf.

1. Friede sei mit euch, geliebte Brüder! — Es ist euch, wie wir vernommen, die Mähr überkommen von den Begebenheiten, welche sich in den jüdischen Landen, vor allem aber in Jerusalem zugetragen haben, mit einem der unsern, welcher war ein Jüngling von großem Wissen und Weisheit; nämlich Jesus.

2. Derselbe wurde geboren zu Nazareth in Galiläa, am Thore des schönen Thales, daselbst vom Berge Tabor herab der Kison sich ergießt; und war gezeugt von jüdischen Eltern, zur Zeit, da Augustus Kaiser in Rom war.

3. Und wurde unserer Brüderschaft übergeben, da er noch ein Kind, in einem Thale, nahe dem Berge Carmel, zur Zeit, da seine Eltern auf der Reise waren und Obdach fanden bei einem Essäer, deren Manche an der Grenze Egyptens gen Osten wohnten.

4. Desgleichen auch wurde ein anderer Knabe seines Stammes mit ihm entgegenommen, dessen Name war Johannes, der Elisabeth und des Zacharias Sohn, welche eben heimkehrten nach Juda, unweit der Burg Massada, und haben wir von da ab unsere Hand über beide Knaben gehalten im Geheimen und haben dieselben Hut und Hülfe von uns erfahren im Stillen, da es Noth war.

5. Und in somit Jesus der unsern Einer geworden, von Kind an, gleich manchen anderen, und hat gelobet müssen bei Aufnahme in den ersten Grad, daß unser Bund ihm Vater und Mutter sein solle, wie es die Vorschrift den Brüdern gebietet.

6. Damit ihr nun aber erfahren möget wie sich Alles zugetragen mit ihm, so auch von seinem Wissen und Thun, von seiner Lehre und wunderlam Weisen, so denn berichte ich euch als Bruder in der Wahrhaftigkeit unsers Bundes, von allem, darüber ich Kenntniß erlangt habe, als allezeit gegenwärtig gewesener, und habe im Verborgenen mitgewirkt bei dem, was offen oder heimlich ist geschehen für ihn. —

7. Und so wahrhaftig meine Worte sind, die auf diesen Blättern stehen, und meine Gedanken, die ich euch niederschreibe: — so gewiß bin ich, daß Jesus ein Auserwählter Gottes und von seinem Geiste erfüllt gewesen ist, mehr denn Einer. —

8. Und war kein Raub, daß er sich selber als einen Sohn Gottes betrachtete und ihn seinen Vater nannte, da er sich als den vor Allen Begnadeten ansehen durfte, der die Geheimnisse der Natur ergründet hatte, sowohl an Menschen als auch an Thieren und Pflanzen und Segens die Fülle dadurch verbreitete.

9. Damit ihr aber Kunde erhalten möget von dem Weisesten aller Weisen, der unsere Herzen mit Andacht und Bewunderung erfüllet und der alle Menschen geliebt hat wie seine Brüder, so möget ihr seinen Ursprung wohl erfahren.

10. Es war aber dessen jugendliche Mutter, mit Namen Maria, die Angetraute des Joseph, voll Lebhaftes Gemüths, und erfreute sich allezeit gern an dem, was sie nicht begreifen konnte, und wurde in ihrer Jugend eng befreundet mit einem unserer ersten

Brüder, voll sonderlichem Liebreiz, als er es seinen Obern nach dem Gesetze des Bundes gestanden hat.

11. Und ist darum denn auch der Erstgeborene vor Allem gehütet worden von dem Bunde nach der Obern Geheiß, von Jugend an, sowie auch Joseph, der Getraute der Maria, welcher war von sanftem Gemüth und voll Einsicht und Erfahrung, und wurde dessen Gesinnung gepflegt und ermuntert, dem Knaben die Treue zu halten, also auch seiner Mutter.

12. Da dieselben dann aber, der Unruhen halber, im südlichen Reich unter Herodes, nach Egypten verzogen, wurden sie im Stillen behütet von unserm Bunde, und zu der essäischen Gemeinde gebracht am Berge Casius, nahe dem Abhange des Hügels, daselbst weiland die Römer ihrem Götzen einen Tempel gebaut.

13. Und lernten daselbst die heiligen Lieder des Bundes zu singen, das Brod zu brechen und aus dem geweihten Becher zu trinken nach Art der Brüder, wie es auch euch bekannt ist. —

14. So auch lernte Joseph, der den Willen zu allen guten Dingen hatte, den Gruß der Heiligen, damit er auf seiner Reise bei den Brüdern des Bundes vorsprechen und sich kundbar machen möge.

15. Darnach auch zeichnete ihm die Gemeinde die Wege, so er auf seiner Reise zu verfolgen hatte, um der Sicherheit halben durch die Bundesbrüder, die dorthinaus im Lande verstreut leben.

16. Also auch schickten wir Botschaft nach der Gegend von Heliopolis, wo der Brüder eine große Zahl zusammen standen, und wußten nun zum Voraus, daß Joseph daselbst werde erscheinen, und ist eine Gegend voll Liebreiz an Aussicht und schattigen Bäumen.

17. Da nun aber nicht lange hernach die Gefahr vorüber war in Galiläa, verzog Joseph wiederum nach Nazareth; daselbst ich ihn gesprochen mit eigener Zunge, denn ich war noch im niedern Grade des Bundes und hatte ihm Botschaft auszurichten von den Obern derselben.

18. Und fand an Joseph einen Mann, der seine Rede wohl zu setzen verstand und war geschickt in seinem Handwerk als Zimmerer, sowie auch mancherlei andern Dingen für des Lebens Nothdurft allerwegen.

19 Maria aber, die Mutter Jesu, hatte gar ein heißes Blut und entflammte leichthin, also daß ihre Gefühle sie antrissen von der Erde, derohalben ihr Joseph oftmals wehrte, und hieß ihr, Traum und Wachen zu sondern, und ihr Gemüth zu beruhigen durch Gebet und ein weibliches Wollen.

20. Jedennoch schwärmte sie öfter von hohen Dingen und liebte es, ihren Sohn mit hinauf zu ziehen in das Wunderbare und Unbegreifliche. Des hatte der Unwille des Joseph kein Hehl und lehrte den Sohn zur Abwehr fleißig zu sein in der Werkstatt, obwohl er sehr jung gewesen.

21. Es begab sich aber, als der Knabe das dreizehnte Jahr erreicht hatte, daß Joseph zu seinem Weibe sprach: — Siehe, es hat sich nunmehr die Zeit erfüllet, daß wir, dem Gesetze gehorsam, unsern Sohn der Gemeinde zuführen. — Was dünket dich: so ziehe ich hinauf mit ihm gen Jerusalem?

22. Maria aber antwortete und sprach: — das Gesetz befiehlt mit nichten eine Reise darum zu machen und Geld zu verthun, das unserer Nothdurft angehört. Für den Knaben genügt die Synagoge allhier, daß er der Gemeinde zugeführet werde, was ist es denn, das dich nach Jerusalem ziehet? —

23. Darauf Joseph erwiederte: Es ist des Knaben Zeit, der mich drängt, und ist beschlossen bei mir, daß ich zum Mazotfeste mit ihm hinaufziehe zum Tempel, daselbst er in der Gemeinde reden möge, der er fortan beigehören soll. — Und also geschah es, doch zog Maria mit ihnen.

24. Da nun aber der Knabe im Tempel stand, und ein Stück der geheiligten Bücher des Moses vorgelesen hatte, als es Sitte war, begann er seine Rede über den Auszug der Kinder Israels aus Egypten, und erregte den Priestern und Schriftgelehrten gar ein großes Bedenken.

25. Denn er wurde getrieben von dem Geiste des Widerspruchs, der schon so frühe in ihm sich regte gegen die Thorheiten der Menschen, also daß er mit Kühnheit seine Stimme erhob gegen die Gemeinde, und redete zu ihr also:

26. Wisset, die Hand des Tyrannen, die da auf unserm Volke ruhte, als es in Egypten wohnte, hat uns zu einem unvergänglichen Denkmal der göttlichen Gnade erhoben, da der Schutz des Allmächtigen sichtbar mit unsern Vätern war, auf ihrer Flucht und auf ihrer Wanderschaft.

27. Darnach es wohl löblich ist, den Dank für solche Gnade ein Feierkleid anzuthun, wie solches nach dem Gesetz und unserer Väter Brauch auch von uns in diesen Tagen nicht unterlassen worden ist. —

28. Damit aber, meine ich, wäre denn auch des Guten vollauf Genüge geschehen, also daß ein Mehreres nicht dürfte vonnöthen sein, denn auch des Dankes und Lobes darf nach einem vollgerütteltem Maaß nichts weiter hinzugethan werden, anders es überläuft und möchte also wohl gar in Spott verkehrt werden.

29. Darnach also wohl die Satzung und alltägliches und stündliches Gebet, die Schaudäden an den Kleidern, die Denkriemen und die Kapseln an den Thürpfosten mit ihren Sprüchen aus der Thora ein überflüssig Ding dürften genannt werden.

30. Ist ja doch unser Hierlein in dem verheißenen Lande seit so manchen Tagen Erinnerungs die Fülle, als daß es je sollte vergessen werden können, wie Gott der Herr gnädig sich erwiesen unserm Volke.

31. Es standen aber allda eine Menge Hörer ringsum; dieselben entsetzten sich ob der verwegenen Rede des Knaben, und waren voll Erwartung dessen, was die Rabbiner und Schriftgelehrten zu dem Unerhörten sagen möchten.

32. Alsobald aber trat einer der Aeltesten, das Antlitz mit der Miene des Zornes überzogen, zu dem Knaben heran; redete und sprach, zwar anfangs gelassen, jedoch immer heftiger werdend, also zu ihm:

33. Wohl haben wir beiläufig wahrgenommen, daß du dich fleißig umgethan in den heiligen Büchern; jedennoch ist es nicht löblich, daß du dich vermissest, die Satzungen unserer Väter zu tadeln und zu meistern.

34. Wie denn sollte es sich ziemen in solcher Jugendzeit sich ein Urtheil anzumaßen über das, was die Weisesten der Vorzeit, die Lehrer und Propheten unsers Volkes in ihrer Weisheit angeordnet, und Zweifel darüber auszusprechen an dieser heiligen Stätte, ob recht, ob nicht, zu thun was dieselben uns auferlegt? — Erkennen, hoffe ich, und bereuen wirst Du Deinen Vorwitz, junger Mann! —

35. Des war nun der Knabe sichtbar erschrocken und hat verschämt und demüthig, ihm die Worte, so er geredet, nicht zum schlimmsten anzurechnen, da er nur seinen Gedanken nicht gewehrt habe, und einer bessern Belehrung sein Ohr nicht verschließen werde.

36. Darüber nun ein Zweiter seine Stimme erhob, redete und sprach also: — Ich halte dafür, daß dieser Knabe sich wohlbegabt erwiesen, und nichts geredet hat, daß solchen harten Tadels werth gewesen. Auch ist es ja Jedem frei gegeben, seine Gedanken kund zu thun in linden Worten; so sieht denn kein Gesetz wider ihn.

37. Dennoch aber eiferte der andere wiederum: wie es nimmer könne erhört und erlaubt sein, daß ein Gemeindeglied, vielweniger denn ein Knabe an den Grund der Thora sollte rütteln dürfen. Wohl sei Gestalt und Form der Auslegung unterthan, jedoch dürfe vom Gesetz kein Tüttel jemals verloren gehn. —

38. Darnach erhob der Knabe Jesus sein großes lebendig flammendes Auge zu dem erzürnten Rabbi, redete und sprach milde zu ihm: Habe ich gefehlt, Rabbi, so rechnet es meiner Jugend zu und meiner Unwissenheit in Dingen, was sich ziemt, was nicht. So wolle denn vergeben und vergessen, was ich Unziemliches möchte geredet haben.

39. Dir zu vergeben ist Gottes Sache — erhob der Erzürnte wiederum seine Stimme. — So siehe denn zu ihm, daß er Dir die rechten Wege weisen

möge und gedenke was der Prophet Hosea spricht: — Gerade sind Gottes Wege; die Gerechten wandeln darauf und nur die Sünder straucheln.

40. Es begab sich aber, daß auch noch ein Dritter hinzutrat und redete zu seinem Genossen: — Wie denn strafest du diesen Knaben mit der Schärfe deiner Zunge? — Mögen dir seine Gedanken wie seine Worte nicht zusagen, so hast du doch erfahren, daß er kein leeres Stroh drischt, sondern gebrütet hat über unsere heiligen Bücher, als Einer der ihres Sinnes Herr zu werden trachtet.

41. So er aber in einem Irrthum befangen, ziemt es uns, ihn eines Bessern zu belehren, mit Sanftmuth und lindem Weien, als es inonderheit dem Weien wohl anstehet; der Zornige aber thut nicht was vor Gott recht ist. — So gehe nun her zu mir, mein Sohn, und höre meine Worte, auf daß sie deinen Gedanken die rechten Wege andeuten.

42. Und sanft und friedlich mühte sich der Rabbi, des Knaben Meinung von dem Irrthum abzulenken, darnach derselbe versprach fortan des Gesetzes Heiligung in Ehren zu halten.

43. Und erhob sein Auge zu Joseph, seinem Vater, der sorgenvoll zur Seite gestanden und erfüllet war von Bewunderung und Besorgniß ob der Kühnheit seines Sohnes. Einer der Rabbi aber flüsterte dem andern im Geheim die Worte zu: Wahrlich, des Herren Hand ruht auf diesem Knaben und große Dinge werden von ihm ausgehn.

44. Also erwies es sich schon frühe, daß der Sohn der Maria ein Liebling war des Vaters der Menschen, und bevorzugt unter den Kindern der Erde an Weisheit und Tugend und ist hernach mit Recht genannt worden von den griechischen Weisen: der Logos, welches in verdolmetscht: die Vernunft.

45. Denn dieselbe ist das Kleinod der Menschen, das ihnen eingeboren worden als ein Malzeichen, und hat das Wort oder die Rede im Gefolge, dadurch sie vom Thiere zum Menschen hindurchgedrungen, welches hat die Verheißung des ewigen Lebens in seinem Geschlechte schon hier auf Erden in einem Reiche Gottes, welches ist das Reich der Beglückten durch Weisheit und Tugend, durch Liebe und Eintracht.

46. Ehe denn aber der Mensch geschaffen worden, war schon die andere Creatur, die von keinem Gotte weiß, hier auf Erden, so auch von seiner Vernunft, denn dieselbe war nur allein bei Gott und Gott war die Vernunft. Alle Dinge auf Erden und am Himmel sind durch sie geschaffen und ist nichts ohne dieselbe erstanden, was da geschaffen worden.

47. Denn in ihr war das Leben, also auch das Licht der Menschen und war vor der Zeit noch verborgen in der Finsterniß, und wußte kein lebendig Weien von ihm manche Zeiten; also wurde es auch nicht begriffen, denn es war auch der Mensch noch gebunden im Thierischen seines Leibes, und nicht zu unterscheiden von demselben in seinem seelischen Weien.

48. Jedennoch stand es geschrieben im Gesetzbuch des Herrn von Anbeginn, daß seine Boten sollten ausgehn zu lehren und zu predigen den Völkern, um der Heiligung willen, daß sie sollten Menschen werden, und Botschaft austragen und empfangen von dem, der Himmel und Erde geschaffen und alle die lebendige Creatur. — So ruhet nun der Geist Gottes auf ihnen schon in ihren Kindertagen, also auch auf den Knaben Jesus.

Das 2. Kapitel.

Jesus unter Obhut der Essäer. — Er kehrt mit seinen Eltern heim. — Verkehrt mit Johannes; tritt in den Bund der Essäer, besucht Schulen und wird zum Rabbi ernannt.

1. Zur Zeit nun, da Jesus in Jerusalem war, sammt seinen Eltern, und hatte geredet im Tempel, als vorhin beschrieben worden, hatten sich auch einige Brüder des Essaerbundes, von den Obern beordert, daselbst eingefunden, auf daß sie ihn, so es Noth thäte, beschützen möchten.

2. Denn es war ruchbar worden

daß Gefahr über ihn schwebe, bierweil er seine Rede nimmer zu zügeln befliſſen, und hatte mancherlei Tadel und Rüge geredet über die Phariſäer und ſchriftgelehrten Rabbi, derohalben man ihn zu verderben trachtete, obwohl er nur noch ein Knabe war.

3. Da es nun aber den Brüdern nicht entgangen, daß er, vom Geiſte getrieben, alles andere darüber vergaß, lockten ſie ihn mit eifrigen Reden über die Geſetze Moſis und anderm dergleichen an ſich, führten ihn in ihre Herberge, und hielten ihn allda mit guten Reden, darüber er ſeiner Eltern vergaß, und wußten nicht wo der Knabe geblieben ſei, denn die Stadt war voll fremden Volkes des Feſtes halben.

4. Es war aber allda ein Rabbi, ein heimlicher Genoſſe des eſſäiſchen Bundes, derſelbe hielt vor allem ſeine Hand über den Knaben, und gab ihm Herberge in ſeinem Hauſe, drei Tage lang, darnach man ihn ſeinen Eltern zuführte, die ſein mit Kummer gedacht und ihn geſucht hatten, und kehrten mit ihm heim auf dem Wege gen Nazareth.

5. Und da ſie in die Gegend kamen bei Juta, kehrten ſie ein bei Eliſabeth, dem Weibe des Zacharias, ſammt ihrem Sohne Johannis, der auch den Geiſt hatte, und verkehrte mit Jeſus, da ſie im Gebirge hin- und wieder gingen und redeten über heilige und höchſte Dinge vielfältig.

6. Und wurden befreundet mehr denn zuvor, alſo daß ihre Liebe wuchs mit der Erkenntniß ihrer Seelen im Ringen nach Wahrheit und Weisheit in allen hohen und gewaltigen Dingen, und nach der Gerechtigkeit unter einander vor Gott und den Menſchen.

7. Es hatte aber Johannes ſchon längſt der Eſſäer Lehre in ſich aufgenommen, vor allem in der Enthaltſamkeit und Verſenkung des Gedankens in ſich ſelbſt und der Schrift die von Gott zeugt.

8. Jedennoch hatte er nicht ſein Auge auf das Schöne gerichtet, und auf das Erhabene in der Natur und dem Wiſſen, wie Jeſus; doch haßte er die Heiden um der Tyrannei halben; ſo auch die Phariſäer und Schriftkundigen um ihrer Heuchelei und Hochmuth willen.

9. Es war nun aber die Zeit gekommen, und nicht ferne, daß Jeſus ſollte aufgenommen werden in den erſten Grad des Eſſäerbündniſſes, ſo auch Johannes, der Sohn der Eliſabeth — bei einer Gemeinde, in einem Thal, unweit des Felſens Maſſada wohnend.

10. So denn kam zuvor der Aelteſten deſſelben Einer zu ihnen, ſie zu belehren über die Pflichten eines rechten Bundners, und lauchte ihren Reden über Weisheit und Tugend, dafür beide begeiſtert waren; hernach betete der Aelteſte über ſie nach der Weiſe des Bundes und deſſen Geſetzen.

11. Und da er Abſchied nahm von den Jünglingen redete- und ſprach er zu ihnen: Ihr ſeid nun meine Brüder! — Sobald ihr zur Zeit des Neumonds die Feuer am Tempelberge leuchten ſehet, ſo erſcheint dann an dieſer Stelle und harret mein. — Darnach ging er.

12. Und da ſich die Zeit erfüllet hatte, thaten Beide als ihnen geheißen worden, und da ſie in das Gebirge eintraten, harrte ihrer daſelbſt der Bote des Bundes.

13. Derſelbe führte ſie in eine Halle, daſelbſt die Brüder verſammelt ſaßen, in einem Halbkreis, angethan mit weißen Gewändern, geſondert nach vier Graden, die Hand rechterſeits auf die Bruſt, und die Linke am Leibe herabhangend.

14. Nunmehr erhob ſich der Obere und las vor ihnen das Gelübde mit lauter Stimme; darnach ſie demſelben Gehorſam gelobten in allen Stücken, vornehmlich aber das Geheimniß zu bewahren, und wurde beſiegelt und bekräftigt durch den Bruderkuß.

15. Und wie es zur Zeit allen Brüdern geſchehen, wurden auch dieſe Beiden drei Tage und ſo viele Nächte in einer einſamen Grotte geſetzet, um ſich zu prüfen ob ihre Standhaftigkeit vollkommen ſei.

16. Am Ende des dritten Tages aber führte man ſie zurück zu den Brüdern, daſelbſt ſie mit den verordneten Fragen behandelt wurden; darauf ſie zu antworten hatten, und folgte alsdann ein Gebet.

17. Und da ſie abermals den Bruder-

kuß empfangen hatten, kleidete man sie in das weiße Gewand, welches als ein Zeichen der Reinheit betrachtet worden, und bekam Jedweder ein Grabscheit in die Hand, als ein Bildniß der Arbeitsamkeit des Bundes.

18. Darnach man nun den Lobgesang angestimmt, begann das Liebesmahl dabei aber die beiden Neulinge, nach der Ordensregel übergangen wurden, und hatten dieselben nunmehr nur noch die letzte und größte Prüfung zu überwinden.

19. Es war nemlich verordnet nach dem Gesetz, daß die Neulinge, nachdem sie aufgenommen worden, sich zwölf Monden lang einem einsamen, von der Welt abgeschiedenen Leben, unter Obhut der Aeltesten zu unterziehen hatten, um würdig zu werden dem höhern Grade der Weisheit.

20. Darnach beide heran wuchsen in der Kraft ihrer höhern Bestimmung und waren nicht lässig gewesen in der Zeit, zu forschen in der Schrift als es den Brüdern oblag; — und als die zwölf Monden vollendet waren, wurden sie abermals geweiht zur Zeit des Neumonds.

21. Da es dann Jedem frei gegeben zu bleiben in der Gemeinde oder aber fortzuziehen in die Welt und unter das Volk. Also beschloß Johannes sich zu den Therapeuten zu halten in der Gemeinde. Jesus aber trachtete unter das Volk zu gehen, zu heilen und zu lehren nach der Kraft damit er begnadet worden von Gott, und hatte sein eigen Theil Fleiß hinzu gethan.

22. Denn er fühlte sich vom Geiste getrieben, und trachtete danach die essäische Weisheit lebendig zu machen durch seinen Wandel und sein Reden vor dem Volk, auf daß er die Gabe verherrlichen möge, die ihm überkommen war von oben.

23. Und er erweise, daß es ihm Ernst sei mit dem Gelübde, das er den Brüdern geleistet in allen Stücken, also auch in der Liebe zum Weibe als ein rechter Essäer. Darnach überwand er die Liebe zu Maria, der Schwester seines Freundes Lazarus, die ihm zugethan mit ganzer Seele, und weinten darob Beide manche Zeiten bitterlich.

24. So ist nun der Zweifel beseitigt ob Jesus ein Essäer gewesen sei, ob nicht, und wird sich erweisen wie er sein Leben gelassen für seine Lehre und das was er den Brüdern gelobt in guten Tagen.

25. Und ist nicht davon abgewichen in allen den Zeiten da er gewandelt auf Erden, um der Liebe zur Weisheit und der Nächstenliebe halber, und soll Alles dargethan und erzählt werden, wie es die Brüder erlebt und erfahren haben bei Leibes Leben davon kein Tüttelchen Wahrheit ist verloren gegangen.

26. Es begab sich aber, da Jesus geleitet von seinen Eltern, gen Nazareth heimgekehrt war, daß dieselben beriethen, was der Knabe fortan Weiteres beginnen solle? — Darnach Joseph ihn wieder in seine Werkstatt nahm, die Hände zu rühren, der Nothdurft halben, und fügte er sich geduldig der Weisung in allen Stücken.

27. Jedennoch war wohl zu erkennen und ist gewiß, daß er den gröbern Handgriffen des Zimmerns nicht vollends zugethan gewesen, sondern vielmehr trachtete der Kunst nachzugehen in allerlei Holz und Eisenwerk als es dem Schreiner angemessen und derthalben seiner Hände Werk selbsteigends in Jerusalem.

28. Es sind aber daselbst allezeit der offenen Schulen eine große Zahl gewesen nach der Gewohnheit der Juden, also daß der Rabbi saß auf einem Sessel daneben der würdigsten Schüler einer an jeder Seite, und alle die Schüler ringsum auf Teppichen am Boden gelagert.

29. Daselbst wurden die heiligen Bücher aufgethan und gelesen und erklärt, also daß die Schüler darein reden und fragen mochten, die Gedanken zu üben; so denn auch Jesus, da er in Jerusalem gehaust, des Erwerbs halber, also daß er den Geist übte im Denken und die Zunge im Wohlreden.

30. Es lehrte aber daselbst zur Zeit ein Rabbi mit Namen Hillel, derselbige hatte des Ruhmes mehr denn Einer im jüdischen Reich, seiner Weisheit halber, und war daneben friedfertig und von großer Sanftmuth, darob er geehrt war und geliebt von Jedermann, also auch von Jesus.

31. Und ließ derselbe nicht ab von ihm manche Jahre da er sich seiner Schule erfreute, nicht nur um jüdischer, sondern auch um griechischer Weisheit die Fülle, und wehrte der Geißel des Spottes nicht, damit die Thorheiten der Juden gezüchtigt wurden, die das Gesetz höher hielten als die Tugend und waren daneben hochmüthig und von schlechten Sitten.

32. Es war aber bekannt unter allem Volk daß die Galiläer hatten eine schwere Zunge und mangelten des Wohllauts der Sprache, darob sie vielfach des Gespöttes der Jerusalemiter verfielen; also auch Jesus, jedoch entschlug er sich alsbald der Mängel in der Schule des Rabbi Hillel.

33. Es begab sich aber, daß zur Zeit da er das achtzehnte Jahr überwunden hatte, der Rabbi zu seinen Vätern versammelt wurde, und hinterließ seine Schule dem Sohne Simeon, der längster ein Freund des Nazareners, also daß beide ein Herz und eine Seele genannt wurden.

34. Zu der Zeit aber waren die Phariſäer mehr denn je dem Volke verhaßt und ein Gespötte ihres Dünkels und ihrer Scheinheiligkeit halber, und war des kein Maaß noch Ziel, also daß sie das Volk lehrten: eines Rabbi Stimme sei Gottes Stimme und stellten sich Gott gleich.

35. Also auch erfanden sie neue Gesetze, die über Mose hinaus gingen, und begehrten Gehorsam denselben, wie thöricht sie immer ersonnen sein mochten. Da aber solchem Einer widerstrebte, der Narrheit halber, denselben hieß man einen Empörer wider Gottes Gebote und war dem Gerichte verfallen.

36. Es lebte aber Einer unter den Phariſäern mit Namen Honiah, derselbe hatte vor allem der Eitelkeit ein vollgerüttelt Maaß, da er sich rühmte ein Vertrauter Gottes zu sein, also daß er dessen Willen und Entschließen zu lenken Macht habe und ihm gegeben sei, Regen oder Dürre zu schaffen.

37. Solcherlei Thorheit aber wurde gegeißelt in der Schule des Simeon, und empörte vor Allem Jesus, dem weisesten der Schüler, und kämpfte schon frühe gegen die Heuchler und Narren in langen Kleidern, darum er denn der Feindschaft und des Hasses derselben nicht frei gehen konnte.

38. Jedennoch hatte er auch der Rabbi und Schriftgelehrten eine gute Zahl auf seiner Seite; so auch liebte ihn das Volk, und hing mit Andacht an seinem Munde da er redete und das Recht und die Wahrheit in lieblichen Wohllaut der Worte zu kleiden verstand.

39. Es muß aber gesagt werden und ist gewiß, daß Jesus sich zu seiner Schule von allen die da in Jerusalem aufgethan waren seit bekannte, zumal er den Eiferern angehörte; aber auch deren Eifer nicht vollends Beifall zuwenden mochte, da seine Gedanken zur Reife gediehen, sondern vielmehr seine eigenen Wege suchte zu wandeln.

40. Es wuchs ihm aber je länger je mehr die Liebe zur Weisheit, also daß er sich entschloß in Jerusalem, dem Wohnplatz der Gelehrsamkeit, vollends sein Heim zu begründen, und sahe er nunmehr seiner Eltern Hausung nur zeitweilig und selten.

41. Darnach aber begab es sich, daß Joseph, der Angetraute Marias, aus dem Leben schied; so folgte nun der Jüngling seinem Heimgang mit Wehmuth, tröstete seine Mutter, legte einen mühsam erparten kleinen Schatz in ihren Schooß, und sorgte fortan für ihre und der Geschwister Nothdurft als es einem redlichen Sohne ziemt.

42. Hierauf nach Jerusalem zurückgekehrt, und am Arbeitstage seiner Hände Fleiß obliegend, hielt er einst in einer der Schule geweihten Abendstunden in Gegenwart seines Freundes Simeon eine jener begeisternden Reden, die seinen Namen und seinen Ruhm durch alle Länder trugen; — so trat nun der Freund zu ihm heran, nahm ihn an die Hand und redete und sprach zu ihm also vor allen Schülern:

43. Sei mir gegrüßt, Jeschuah! Sohn des Joseph von Nazareth und der Maria. — Durch die Weisheit deines Geistes, und der Rede deines Mundes hast du nunmehr in Fülle bekundet, wie du von Gott begnadet und auserwählt bist vor Vielen; des ist das Volk Zeuge und alle kommenden Zeiten werden es bekunden und bestätigen.

44. Zwar hat die Schärfe deiner Rede

dir vielfach Feindschaft bereitet, da du die Laster und Thorheiten der Menschen geißelst und die Mängel des Gesetzes aufzudecken nicht Scheu trägst.

45. Jedoch ist es Sache deines Gewissens dich mit Gott darüber zu begleichen; ich aber thue nunmehr was vor meines Gedankens Urtheil und meines Amtes Recht und Pflicht beständig ist, indem ich zugleich dem Wunsche des Volkes nachgehe und dich hiermit zu einem Rabbi ernenne. —

46. So gebühret dir nunmehr deine Lehre von Gott und seinem Wesen und Willen nach bestem Wissen und Erkennen in einer eigenen Schule vorzutragen, dir Jünger zu erwählen, und alles das zu lehren und zu thun, was das Gesetz einem rechten Rabbi gestattet.

47. Somit, Jesus von Nazareth, suche deine Wege! — forsche in der Schrift und lasse dein Licht leuchten weithin über Israel und weiter, sofern die Erde Menschen trägt und das Auge Gottes über dieselben wacht. —

48. Siehe, so lege ich nun des zum Zeichen und zur Befestigung deiner Würde, meine Hände auf dein Haupt und segne dich im Namen des ewigen Gottes, der dich vor Vielen geliebt, und dich geleiten wolle durch dieses Leben auf rechten Wegen. So sei du ihm denn, wie allezeit ein rechter Verkünder in Weisheit, Wahrheit und Gerechtigkeit.

49. Dann wirst du groß und gerühmt werden in Israel und in allen Landen und zu allen Zeiten. — Der Herr sei mit dir! — Amen. —

Das 3. Kapitel.

Johannes tritt auf; predigt und tauft am Jordan. — Jesu Taufe. — Er wird versucht und entweicht in die Wüste. —

1. Es erging aber seit den älteren Zeiten ein Gerücht unter den Juden, als solle ein Berufener unter ihnen erscheinen; derselbe werden von Gott gesendet werden sein Volk zu befreien aus den Banden, beides: der Sünde des Geistes und der leiblichen Knechtschaft unter der Römer Gebot; und sollte darum genannt werden: Messias, d. i. ein Gesalbter.

2. So erging nun, in den Tagen davon hier geredet worden, eine Botschaft aus der Wüste: als gehe daselbst ein Mensch um, ein Galiläer, mit Namen Johannes; derselbe predige dem Volke über die Buße, und sei gekleidet in ein Gewand von Kameelshaaren, einen Ledergurt um die Hüfte; seine Speise aber sei Heuschrecken und wilder Honig.

3. Also daß er ein Abbild war der Propheten des alten Bundes, dergleichen Manche gelebt unter den Juden vor Zeiten; und da man des Messias harrte immerdar, so denn sprach das Gerücht, es ruhe der Geist Gottes auf dem Prediger, und sei gesendet zu erfüllen die Erwartung des jüdischen Volkes.

4. So zogen nun Schaaren desselben zu ihm hinaus von Jerusalem und aller Orten der jüdischen Landen, vor allem aber derer vom Jordan und ließen sich taufen von ihm und bekannten ihre Sünden, denn er predigte gewaltig wider die Laster der Menschen und rief überlaut: Thut Buße und bekehret euch, denn das Himmelreich ist nahe herbei kommen! —

5. Da nun aber auch viele Phariäer und Saducäer hinkamen wo er taufte, sah er mit Ingrimm auf sie, und sprach zu ihnen mit lauter Stimme: Ihr Otterngezüchte! wer hat euch denn schon verkündet, daß ihr dem Zorne des Herrn entrinnen werdet, so ihr nicht rechtschaffene Früchte der Buße schaffet? —

6. Denket nur nicht, daß ihr bei euch selber dürfet sagen: Wir haben Abraham zum Vater. — Wahrlich sage ich euch dieses: Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken, die ihm gleichen.

7. Wisset: es ist schon die Art den Bäumen an die Wurzel gelegt. Darum welcher Baum nicht gute Früchte trägt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen.

8. Drob fragte ihn das Volk: Was meinst du denn, daß wir thun sollen? — Er antwortete und sprach zu ihnen: — Wer zwei Röcke hat, der gebe einen davon dem, der keinen hat; und wer Speise hat, thue also.

9. Darnach kamen auch die Zöllner,

daß sie sich taufen lassen möchten, und sprachen zu ihm: Meister, was sollen wir denn thun? — und er sprach zu ihnen: Fordert nicht mehr als gesetzt ist.

10. Da fragten ihn auch die Kriegsknechte: — Sage an was denn sollen wir thun? — und Johannes sprach zu ihnen: Thut Niemanden Gewalt an noch Unrecht, und lasset euch genügen an eurem Solde. —

11. Ich taufe euch mit Wasser zur Buße, als ein Gleichniß der Reinigung eurer Seelen; der aber nach mir kommt, ist stärker denn ich, dem ich auch nicht würdig bin, ihm seine Schuhriemen aufzulösen: der wird euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen.

12. Er hält bereits seine Wurfschaufel in der Hand, und wird die Tenne fegen, und den Weizen in seine Scheune sammeln, aber die Spreu wird er vertilgen von der Erde. —

13. Zur Zeit nun war Jesus, der Nazarener, gediehen an Leib und Geist, also daß er je mehr und mehr zunahm an Anehn und Gnade bei Gott und den Menschen und die Mütter beider Jünglinge, Maria und Elisabeth, waren wohl befreundet und getrösteten sich der Gaben ihrer Söhne. — So denn kam der Sohn der Maria auch an den Jordan, daß er sich taufen lasse.

14. Da erhob Johannes seine Stimme und redete zu dem Volk: — Sehet hier das Licht, das wahrhaftig geboren ist aus Gott. — Ich bin nur gesendet, daß ich von dem Lichte zeuge, das da berufen ist die Geister der Menschen zu erleuchten, die da im Finstern wandeln auf Erden.

15. Dasselbige war in der Welt, ehe denn wir Alle geschaffen worden, und die Welt ist durch dasselbige gemacht; aber da der Mensch in die Welt kam, hatte er kein Auge für das Licht und lebte darum in der Finsterniß, denn das Auge war nur bei Gott.

16. Ob nun aber gleichwohl das Licht aus Gott geboren ward, daß es die Welt erleuchten möge, und wandeln im Fleisch eine Weile, hat es die Welt doch noch nicht erkannt und wandelt in Finsterniß zu dieser Stunde.

17. Da nun aber das Licht zum andern geboren worden aus Gott, und wandelt unter uns, sehen wir seine Herrlichkeit als des wiedergeborenen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit.

18. Derselbe kommt in sein Eigenthum, aber die Seinen nehmen ihn nicht auf. — Wie viele ihn aber aufnehmen, denen giebt er Macht, Gottes Kinder zu werden, da sie an seine göttliche Abkunft glauben.

19. Eine Abkunft aber im Geiste, welche nicht von dem Geblüt noch von dem Willen oder Kraft eines Mannes oder Weibes, sondern durch den Willen Gottes geschaffen ist.

20. Dieser aber ist es, von dem ich geredet habe: es werde nach mir kommen, der vor mir gewesen ist, denn er war ehe denn ich, und von der Fülle seiner Gedanken werden wir Gnade um Gnade empfangen.

21. Das Gesetz das uns bindet ist von Moses gegeben; die Freiheit aber die uns erlöset vom Gesetz durch die Gnade Gottes wird uns durch Jesus verkündet werden als eine Botschaft Gottes durch das Licht, welches von ihm ausgehet, und wird leuchten über alle Völker der Erde. —

22. Da nun die Priester und Leviten solche Rede vernahmen, fragten sie Johannes: Wer bist du? — und er antwortete ihnen: Ich bin nicht der Messias. —

23. Darnach fragten sie weiter: Wer bist du denn? — Bist du Elias? — Er antwortete: Ich bin's nicht. — Bist du denn ein Prophet? — Und er antwortete: Nein! —

24. Da sprachen sie zu ihm: So denn sage uns wer du bist, auf daß wir An wort geben können denen, die uns gesendet haben. — Was sagest du von dir selbst? —

25. Er sprach: — Ich bin die Stimme eines Predigers in der Wüste, zu richten den Weg des Herrn, wie der Prophet Jesaias es verkündet hat. —

26. Und die Pharisäer fragten weiter: — So du nicht Elias aber sonst ein Prophet bist, oder etwa ein Gesäer, die die Taufe haben, wie denn unterfängst du dich zu taufen, und auf weisen Namen taufest du? —

27. Da antwortete ihnen Johannes

und sprach: — Ich sagte es euch ja schon: — Der, in dessen Namen ich taufe, ist mitten unter euch getreten, aber ihr kennt ihn nicht. — Ich taufe nur mit Wasser; er aber wird euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen.

28. Solches aber begab sich zu Bethabera, jenseits des Jordans. Und da Johannes seine Rede beendet hatte, trat Jesus heran zu dem Wasser, auf daß auch er sich taufen lasse. — Johannes aber wehrte ihm und sprach: Ich bedarf wohl daß ich von dir getauft werde und du kommst zu mir?

29. Jesus aber antwortete und sprach zu ihm: — Laß es jetzt also sein, denn es gebühret uns alle Gerechtigkeit zu erfüllen, die dem Boten des Herrn obliegt, und will mich in Demuth gleich achten dem geringsten Einen unter allem Volk. — So that nun Johannes was er begehrte.

30. Der Himmel aber war düster gewesen an dem Tage von Anbeginn bis zu der Stunde da es geschah. Da aber Johannes seine Hand ausstreckte und legte sie auf das Haupt des Täuflings, siehe, da zerriß das Gewölk am Himmel und das Licht der Sonne ergoß sich in hellen Strahlen über Alle die da am Ufer standen und waren des Zeuge, und ergötzten sich sehr.

31. Johannes aber erhob sein Auge gen Himmel und redete mit seiner gewaltigen Stimme: Sehet her wie so freundlich der Herr ist! —

32. Er begrüßet den, welchen er gesandt hat, die Menschen zu lehren, und das Licht, das er der Menschheit zu bringen berufen ist, breitet seine Strahlen über ihn zur Beglaubigung dessen wozu er berufen worden, zu vergleichen einer Stimme die da etwa riefe von oben: dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!

33. Zur Zeit aber als sich dieses begeben am Jordan, war das Leben der Juden unter der Römer Faust zu vergleichen einem wüsten Traum, um der Knechtung halben, und des Wehklagens im Lande ringsum kein Ende.

34. Drob thaten sich nun die Obern und Gewaltigen des Volkes heimlich zusammen, und gedachten in ihrem Hochmuth den Römern Gewalt anzuthun, und sie auszutreiben, auf daß man frei werde von den Fremdlingen und üben möchte die eigene Herrschaft, als es vordem gewesen unter den Richtern und Königen vom eigenen Geschlechte.

35. Und da sie einmüthig worden, daß sie einen Aufruhr zu machen gedachten, dazu sie der Menge des Volkes bedurften, meinte man einen Günstling desselben finden zu sollen, daß er es zur Gewaltthat anführe gegen die Herrschaft der Heiden.

36. Sodann warf man im Rathe der Aufrührer die Blicke ringsum, und legte die Gedanken bei einander, daß man einen Namen finden möge, der im Volke geliebt sei, und kannte keinen bessern denn Jesus, dem Sohne Josephs und der Maria vom Stamme David's, weiland Königs der Juden.

37. Denn es predigte derselbe dem Volke seit manchen Tagen, und heilte ihre leiblichen Gebrechen, da er kundig war in ärztlichen Dingen, als er es von den Therapeuten erlernt, und von Philo, dem Weisesten der Juden in Alexandrien, dahin er eine Reise gethan, und half den Siechen und Kranken um Gotteswillen; lehrte und predigte auch vom Reiche Gottes, und konnte nicht anders sein, als daß ihn das Volk lieb hatte und heitere sich an seine Lehre.

38. So denn wendete sich ihm einmüthig die Meinung derer zu, die sich im Geiste empört hatten gegen die Römer, und beschlossen insgeheim daß er solle zum König ausgerufen werden, und man streiten wolle unter seinem Zeichen als ein Liebling des Volkes.

39. Und solle zugleich gepriesen werden als der, welcher verkündet war in Israel als der Messias, ein Gesalbter und Befreier von der Gewalt der heidnischen Römer die da das auserwählte Volk beherrschten.

40. So war nun auch kein andrer vorhanden der mehr Verheißung hatte als Jesus, ein Abkömmling aus dem Stamme Davids, wie vordem geweissagt worden war, und hatten vergeblich gebarrt und gehofft manche Zeiten, also daß nun die Noth drängte ein Uebriges zu thun um der Verheißung halber daß sie erfüllet werde.

41. Da es aber wohl bekannt unter denen die sich verbündet hatten zum Aufruhr daß der Erwählte, der Redlichkeit halber, abhold sein möchte ihrem Trachten gegen die Obrigkeit, die da das Zepter führte im Lande, beides, über Juden und Heiden — ersannen sie eine List, daß sie ihn fangen möchten für ihre Gewaltthat.

42. Und schrieben eine Sitzung aus, als sei man gemeint zu verhandeln um die Anfertigung eines neuen Brustschildes für den Hohenpriester, welcher Zierrath abhanden gekommen war seit der Gefangenschaft in Babylon, und luden den Rabbi ein, daß er möge Theil nehmen. Jedoch trieben sie ein großes Geheimniß damit.

43. Also daß sie die Pforten des Tempels, daselbst sie zusammen kamen, durch die Wächter des Heiligthums strenge bewachen ließen, auf daß Niemand lauschen möge der Beredung, der nicht dazu berufen worden, und gaben ein heimlich Wort als ein Zeichen daran die Berufenen sich sollten erkennen und Einlaß erlangen: nemlich Urim meturim, das ist verdolmetscht: Brustschild.

44. Und da nun Jesus eingetreten war in das Gemach, fand er allda den Hohenpriester sammt dessen Genossen, so wie auch der Rabbinen eine gute Zahl von entschiedener Gesinnung so auch unterschiedene Männer des geistlichen Gerichts.

45. Die alle waren einmüthig und voll heiligen Eifers, und warten ihre Blicke auf den Fremdling in diesem Kreise, ob er gleichwohl sonst Jedwedem wohl bekannt war als ein Liebling des Volks. Darnach erhob sich der Sprecher und rief den Geladenen zu sich. —

46. So trat nun Jesus voll Zuversicht zu ihm, auf daß er vernehme das Begehr derer die ihn geladen hatten, und vernahm die Rede des Sprechers, der also begann:

47. Sei uns gegrüßt in unserer Mitte, und vernimm unser Begehr um die Wohlfahrt unseres Volks halber, das auf dich zählt als unser Aller Erretter aus der Knechtschaft Schmach, darin wir zum andern Male schmachten, als die verlorenen Kinder und ist kein ander Horen denn auf Gott, der uns den Gedanken in die Seele gelegt und auf die Kraft unserer Gliedmaßen.

48. Da nun Jesus dieser Rede Beginn vernommen, entletzte er sich, und kam eine Furcht über ihn ob des vermeinenen Anschlages und sprach zu dem der also geredet mit bedenklicher Miene:

49. So denn bin ich heimlich verlockt worden zu einem Aufruhr-Bunde und möchte viellieber außen sein, denn es steht geschrieben, du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen. —

50. Jedennoch ließ der andere nicht ab ihn mit linden Worten zu sänftigen, da er sprach: es ist nicht weise zu urtheilen ehe denn Schein und Wahrheit richtig erwogen und gesondert worden.

51. Es kann dir nicht fremd sein, daß der Herr durch den Mund der Propheten unserm Volke den Erlöser verheißen hat; einen Gesalbten aus dem Geschlechte Davids.

52. Sind nun aber gleichwohl Viele die desselben harren, so sind doch nur wenige die da hoffen daß der Erretter erscheinen werde, ohne daß wir ihn rufen als einen Auserwählten aus unserer Mitte; so es aber geschieht wird die Kraft des Herrn mit ihm sein daß er den Sieg gewinne.

53. So denn haben wir unser Auge erhoben zu dir, denn deine Gestalt ist anmuthig und läßt königlich; so ist auch deine Rede gewaltig und beweget die Herzen der Menge, daß sie dir zujauchzen, wo immer deine Stimme vernommen und dein Antlitz gesehen werden möge.

54. Also auch hat Johannes, den man einen Propheten heißt, von dir geweissagt, und dir den Weg geebnet vor dem Volke das an ihn glaubt; denn er hat dich demselben verkündet als den von Gott Verheißenen und wir selber glauben daran und harren von nun an keines andern mehr.

55. Daneben auch geht ein Geheimniß um über deine Geburt und über die, die dich geboren, welche ist aus königlichem Stamme entsprossen, wie es in der Schrift verheißen wird, als ein Maaleichen dessen, der da kommen soll zu unser Aller Erlösung. —

56. So denn haben wir dich erwählt zu unserm König durch die Gnade des Herrn, daß du unser Führer sein

sollest und wollen dich ehren als den Geliebten und dir die Krone verleihen, damit du herrschen mögest über Israel, und soll deinem Willen gehorchen als es einem Volke geziemt vor seinen Herrscher.

57. Darnach aber mögest du dir ein Weib erwählen aus den Höchsten unseres Geschlechts und soll dir nicht gewehrt sein, auf daß die Würde bleibe bei deinem Hause zu ewigen Tagen und dem Ende aller Zeiten. —

58. Also trat der Versucher heran zu Jesus von Nazareth, dem ärmlichen Zimmermanns-Sohn, und zeigte ihm ein weltlich Reich, und Ehren und Schätze die Fülle, auf daß er verlocket werden möge von dem Wege, den er sich selber erwählt als ein König der Geister durch seine Lehre, begnadet durch Weisheit zu heilen beides, die Leiber der Siechen und die verkommenen Seelen.

59. So denn sagte nun der Gepriesene und sprach zu dem, der ihn versucht hatte: Laß ab, Redner, ich bitte! Zwar gleißen deine Worte, und lassen sich lieblich an, jedoch wohnt in ihnen das Verderben; denn so ich eurem Angebot nachgäbe, und geizte nach den verheißenen Ehren, was denn hätte ich Gutes davon? — Da ich dann dem Schwerte der Römer wäre verfallen als ein Uebelthäter, und müßte mein Leben daran geben des Verraths halber.

60. Trotz verwies ihm der Sprecher seinen Kleinmuth, unwürdig eines von Gott so hoch Begnadeten, und redete weiter: Entschlossen sind wir, die Schwerter zu kreuzen mit den Römern, so es Noth thut, und achten nicht der Feinde Uebermacht nach der Weise unsrer Väter, denen der Herr vielfältig zum Siege verholfen gegen die Ungläubigen. Rede ein Wort, und die Männer der That stehen vor dir, deines Winkes gewärtig.

61. Da sprach Jesus zu ihnen: — Wer denn sind die Männer von denen du redest, und weß ist ihre Macht, daß sie der Gewalt trotzen dürften derer, die die Welt beherrschen?

62. Da verließ einer von ihnen die Stätte und rief die Häupter der Gemappneten aus vorigen Zeiten, deren Einer das Wort nahm, und redete also:

63. Der Römer Heerscharen sind geschäftig außen im Kampfe gegen ihre Feinde, und die Zahl ihrer Reisige hat nicht Macht über uns zu diesen Tagen so wir aufstehen gegen sie. So denn ist die Zeit günstig und kehrt vielleicht nimmer wieder, daß wir die Fesseln zerbrechen können die uns zu Sclaven machen der Heiden die den Götzen dienen.

64. Darnach nun verstummte Jesus eine Weile, auf daß er erwäge die Worte die er vernommen, und konnte derselben Wahrheit nicht vollends leugnen.

65. Und überschaute gedankenvollen Blickes die Reihen der verbündeten Aufrührer, da er trachtete in ihren Mienen zu lesen die Aufrichtigkeit dessen, darum sie die Schlingen nach ihm auswarfen.

66. Und da er eine gute Weile also geforschet, erhob er seine Stimme und sprach zu ihnen: — Ich danke euch, ehrwürdige Männer und Freunde, daß ihr mich des Vertrauens würdig erachtet zu offenbaren die Tiefen eurer Herzen, und habt ein Geheimniß niedergelegt in das meine daselbst es sicher geborgen ist; so denn auch will ich das Angebot der Ehre, die ihr mir zugedacht, nicht sofort verwerfen.

67. Da nun aber das Gewaltige über mich gekommen, wie ein Dieb in der Nacht, so muß ich mich denn zuvor mit Gott berathen, und in der Stille bedenken was an Heil oder Unheil für uns Alle daraus erwachsen möge.

68. Darum ich bitte: geizet nicht mit der Zeit, da ich es reiflich zu überlegen gedenke, und das rechte zu finden trachten werde, in einer so ernsten Sache. — Und da er also geredet entwich er behende aus der Gemeinschaft der Aufrührer, als sei ihm ein groß Unheil auf der Ferse.

69. Und suchte eilend seiner Freunde zwei Getreue, Joseph von Aramathias, und Nicodemus, die Häupter der Essäer, auf daß er sich Rath bei ihnen erholen möge in seinem Zweifel, und war kein Raub seines Geheimnisses, denn die Essäer hielten Treue, und war kein Verrath bei ihnen zu befahren, ob auch der Tod sie darob bedräue.

70. Die Männer aber waren verständig und hatten den Aufruhr, darin sie kein Heil zu finden vermeinten, viel-

mehr eitel Verderben und Unheil vorausſahen.

71. Wohl aber, meinten ſie, ſei es räthlich, und ein löblich Werk, ein geiſtig Königreich zu errichten und das Volk zu lehren und zu berufen zu einem Gottesreich, welches eins ſei mit dem Reiche des verheißenen Erlöſers.

72. Da dann die Vernunft erwecket und zum natürlichen Geiſte werde, und erzeuge die Liebe zum Nächſten und zu allem Guten darin die Ehre ſich kleide und die Würde der Menſchen, dazu ſie Gott in ſeiner Weisheit von Anbeginn geſchaffen; darnach dann in Erfüllung gehen werde die Verheißung des Propheten: „Und er wird König ſein über die ganze Erde. —

73. Und riethen dem Freunde ſich fern zu halten von Jeruſalem eine gute Weile, damit er den Verſuchern entgehe, die unbedacht ihr Geheimniß Preis gegeben und in ihrer Herzen Argliſt leichtlich Böſes möchten erſinnen wider ihn, um der Furcht vor Verrath ledig zu werden.

74. So denn entwich Jeſus in die Wüſte, als es die Weiſen in Iſrael und die Propheten vordem gethan, um ſich in wichtigen Dingen ſonder Störung mit Gott zu berathen.

75. Alſo auch Jeſus, dem die Verheißung eines Königthums in Iſrael umging in ſeinen Gedanken, und ſahe alle die Herrlichkeiten im Geiſte, wie ſie den Königen der Juden eigen geweſen vor Zeiten, vor ſich.

76. So denn auch gedachte er ſeiner Armuth und derer, die ihm angehörten, und nahe ſtanden im Leben: daraus denn die Sage ein Gleichniß geſchaffen, als ſei der Verſucher leibhaft zu ihm heran getreten und habe ein Zeugniß von ihm begehrt ſeiner göttlichen Abkunft, alſo daß er einen Stein in Brot verwandeln möge.

77. Welches iſt als ein Gleichniß zu erachten, daß er ſein und der Seinen Dürftigkeit möge umwandeln in Reichthum und Ueppigkeit.

Jedennoch wehrte er ſich der Verſuchung in dem Gedanken, daß er vielmehr berufen ſei zu einem Könige der Geiſter, als ein Bote des Allmächtigen zu lehren die Menſchheit, und ſie zu erlöſen aus den Banden des Lauters und der Verdummung.

78. Nicht aber alſo daß er möchte nach Schätzen jagen und Aufruhr anſtiften unter dem Volke gegen die Obrigkeit; da er dann alſo der Verführung widerſtand in ſeines Geiſtes Gedanken, oder in einem Gleichniß, daß er den Verführer von ſich wies.

79. Da nun aber eine Zeit darüber vergangen, daß er Herr worden ſolcher Verlockung, tauchte zum andern ein Gelüſte auf in ſeinem Geiſte, da er des Hohenprieſteramtes gedachte, welches gleich zu achten war unter den Juden alſo ein Königthum der Seelen, und der Auserleſenen im Tempeldienſte, und hätte ihm wohl zu, da er ſich zu den Aufrührern hielte und ihnen zu Willen wäre, nach ſolcher Würde zu trachten.

80. Alſo führte ihn das Gleichniß der Sage auf die Zinne des Tempels, daſelbſt ihm der Verſucher zum andern entgegen getreten ſei und ihm alle Städte und Länder des jüdiſchen Reiches gezeigt, die ſein eigen ſein ſollten, ſo er den Aufrührern zu Willen ſei, oder im Gleichniß zu reden, ſo er niederfalle und den Verſucher anbete.

81. Jeſus aber, da er ſolch Gelüſte in ſich verſpürte, erhob er ſein Auge gen Himmel und flehte zu Gott, daß er ihm Kraft verleihe die rechten Wege zu wandeln, und kam eine Freudigkeit über ihn, im Kampfe gegen die Gelüſte nach irdiſchen Eitelkeiten; ſo mich nun zum andern der Verſucher aus ſeinem Herzen, da er ſprach: Du ſollſt anbeten Gott deinen Herrn und ihm allein dienen.

82. Und da es alſo geſchehen, kehrte er heim nach Jeruſalem, geſtärkt im Geiſte, da er ſich ſeinen Weg ausgemeſſen hatte, und harrte getroſt der Dinge ſo ſich begeben ſollten. —

83. Es war ihm aber bekannt geworden die Abſicht der Verſchworenen, daß man ihn an einem der nächſten Sabbathe ausrufen wolle als den Geſalbten Gottes, nemlich zu einem König der Juden.

84. Darnach beſchloß er bei ſich, ſolchem zuvor zu kommen, da er berufen war in der Synagoge zu predigen am Feſte des Neujahr: und da er am Schluß zu verleſen hatte aus dem Propheten Jeſaias, welcher da redet von den römiſchen Statthaltern:

85. Nahm er Anlaß zu preiſen den

Schutz der Gewalthaber, darunter man friedlich und sicher leben möge, da sie die Lehre und Gebräuche der Juden ehrten und achteten, darum man geduldig harren solle des Endes das in Gott ruhe.

86. Daran erkannten nun die Verräther daß ihre Anschläge zunichte geworden und gescheitert an der Redlichkeit Jesu, der ganz keine Lust hatte am Blutvergießen und trachtete nicht nach höhern Dingen, außer nach dem Reiche Gottes, welches aufzurichten er gekommen, indem er die Welt erleuchte und erlöse die Menschen aus den Banden der geistigen Blindheit.

87. Von der Stunde an aber war das Verderben dessen beschlossen, der ihres Verrathes ein Vertrauter geworden war, und hatte ihr Geschick in seinen Händen, so er Lust gehabt hätte ihre Bosheit den Römern zu überantworten.

88. Jesus aber pflegte der Treue in seinem Herzen, wie er es von seinen Bundesbrüdern, den Essäern, erlernt, und schloß das Geheimniß in den tiefsten Gewahrsam seiner Seele; jedoch mied er die Stätte daselbst seine Feinde geschäftig waren ihn zu verderben, und entwich nach den galiläischen Städten, daselbst seine Heimath war. —

89. Da es nun wohl geschehen möchte, daß Einer oder der Andere des Herrn Gestalt und Antlitz zu erkennen lüstern sei, so möge denselben folgendes genügen:

90. Es war seines Leibes Höhe so gar beträchtlich, daß er über Alle hervorragte und hatte ein Maaß von fast sieben Schuh, doch waren alle Gliedmaßen in gutem Ebenmaaß und gar lieblich anzuschauen.

91. Sein sanft geröthet, anmuthig Antlitz erfreute Jeden, doch war er schrecklich im Zorn, da dann sein sonst so sanftes, dunkeles Auge gleich Blitzen flammte.

92. Auf der hohen, freien Stirn thronte der tiefe Gedanke, und seine starke, sanft gebogene Nase, ein Erbtheil der Mutter, ließ gar anmuthig und schmuckreich.

93. Mund und Zähne ließen keinen Tadel aufkommen; daneben glich das lange, von keiner Schneide je berührte, an Haupt und Kinn gescheitelt und gewellte Haar der Farbe des gereiften Weizens; jedoch erschienen die sanft gebogenen Augenbrauen etwas dunkelfarbiger.

94. Sein Gang ließ würdig, muthvoll, fest, und kräftig; die Rede sanft, sinnend, wohltönend, milde, betonnen, niemals sich überstürzend, doch weithin hörbar und verständlich, vor Allem wenn der Zorn ihn übermannte, da dann der Muthigste vor ihm erzittern mochte.

95. Gehaßt von Wenigen, aber von allen Bösen gefürchtet; geliebt von Vielen, vor allen auch den Kindern — hat kein Sterblicher ihn jemals lachen sehen; doch seine Thränen flossen oft und reichlich, denn nimmer noch hat ein edleres, gütigeres und mitleidvolleres Herz vor Gott gewandelt.

Das 4. Kapitel.

Jesus erwählt seine ersten Jünger. — Die Hochzeit zu Kanaan. — Nicodemus kommt zu Jesus. — Johannes' Jünger reden mit ihrem Meister über Jesus.

1. An einem Tage nun, da die Erde geschmückt war mit sonderlicher Schönheit, stand Johannes mit zweien seiner Schüler am Jordan und sahen Jesum wandeln von ferne, da sprach Johannes zu denen, die mit ihm waren: Sehet, das ist der, welchen der Herr auserwählt hat, eine Leuchte zu sein der Menschheit, die da im Finstern wandelt auf Erden.

2. Und die Jünger, da sie diese Worte vernahmen folgten Jesum nach. Derselbe aber wendete sich zu ihnen um, und da er sah, daß sie ihm folgten, sprach er zu ihnen: Was suchet ihr? — Sie antworteten: Rabbi, wo bist du zur Herberge? —

3. Er sprach zu ihnen: Kommt und sehet es. — Darnach gingen sie mit ihm und blieben den Tag über daselbst. — Es war aber um die zehnte Stunde.

4. Einer aber von den zweien Jüngern des Johannes war Andreas, der Bruder des Simon und da er diesen seinem Bruder begegnete, spricht er zu ihm: — Wir haben den Messias gefunden, und führte ihn zu Jesus, der aber nahm ihn zum ersten, zu seinem Jünger an.

5. Am andern Tage dann, da Jesus

wiederum der Wanderung oblag, findet er Philippus aus Bethsaida, der Heimath des Andreas und Simeon, und spricht zu ihm: folge mir nach. -- Und es geschah also. —

6. Da nun Philippus dem Nathanael begegnet, spricht er zu ihm: Wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben und uns verheißen haben, daß er kommen solle, nemlich Jesus, der Sohn des Josephs und der Maria aus Nazareth.

7. Da sprach Nathanael zu ihm: Was kann aus Nazareth Gutes kommen? — Darauf Philippus spricht: Komm denn und siehe.

8. Und da Jesus Nathanael zu sich kommen sah, nahm er sein wahr eine gute Weile, darnach begrüßte er ihn mit den Worten: — Siehe ein rechter Israelit, in welchem kein Falsch ist.

9. Des fragte ihn Nathanael: Woher kennest du mich? — Jesus antwortete und sprach zu ihm: Ehe denn du Philippus begegnetest unter dem Feigenbaum, sahe und kannte ich dich schon. —

10. Nathanael antwortete: Rabbi, aus deinem Antlitz leuchtet der Geist Gottes: — wahrlich! du solltest ein König in Israel sein.

11. Jesus sprach zu ihm: Du bist behende in deinem Glauben, weil du in meinem Antlitz geleien; gedulde dich aber eine Weile und du wirst Größeres erfahren deinen Glauben zu stärken.

12. Wahrlich aber ich sage euch, so ihr mir nachfolget, werdet ihr fortan den Himmel offen sehen, und die Erde in einem neuen Lichte verkläret, denn das Reich Gottes ist nahe herbei kommen.

13. Und da Jesus mit seinen Jüngern wanderte in Galiläa und in die Nähe kam von Cana, vernahm er daß daselbst einer seiner Freunde Hochzeit machen wollte, und seine Mutter und seine Brüder sollten auch daselbst sein.

14. So denn erging auch an ihn eine Ladung zu dem Feste, und erschien er daselbst mit seinen Jüngern, die nicht geladen waren, und setzten sich Alle zum Mahle, fröhlich zu sein mit den Frohen, als es auch dem Weisen geziemt am Tage der Freude in Ehren.

15. Da nun aber der Jünger halben mehr Gäste versammelt waren als man erwartet, gebrach es an Wein, und ehe denn es ein ander Auge gesehen, hatte es der, dessen Blicken nichts geheim blieb, wahrgenommen.

16. Und da er den Vorwurf fühlte ehe denn er ausgesprochen worden, hatte er im Stillen zween seiner Jünger mit den leeren Krügen hinaus geiandt in ein Kaufhaus, und waren gefüllt und zur Stelle ehe denn noch die Gäste und Gastgeber es wahrgenommen hatten. —

17. Spricht der Speisemeister, da er den Wein gekostet, zu dem Bräutigam: Jedermann giebt zum ersten guten Wein, da man noch das Bessere zu schätzen weiß, wenn aber die Gäste fröhlich worden, reicht man ihn den geringern. Du aber hast den bessern Wein bis zuletzt vorbehalten. —

18. Darnach kam ein Gerede unter die Gäste und weiter unter die Leute in der Stadt, als habe Jesus durch seine Kraft die Natur um ihre Rechte betrogen und Wasser zu Wein umgewandelt; und das Gerücht ging durch alle Länder und Zeiten, und galt den Thoren für das erste Wunder des Nazareners.

19. Und da das Gerücht des Lobes desselben voll war, gedachte auch Nicodemus, ein heimlicher Gläer, Schriftgelehrter und Oberst unter den Juden — des jungen Freundes und Bruders, den er seit der Versuchung nicht wieder gesehen, und war begierig mit ihm zu reden, zumal Johannes von ihm geweissagt, und alles Volk ihn als einen Propheten ausrief.

20. Derselbe aber scheute sich vor seinen Genossen, darum daß er etwa als ein den Juden Abtrünniger gelten möchte, da es ruchbar würde daß er Umgang mit Jesus pflöge, dem der Hohepriester und die Aeltesten gram waren. So kam er denn zu Jesus im Dunkel der Nacht und sprach zu ihm.

21. Meister, wir hören und wissen daß du ein Lehrer bist, von Gott gesandt, denn es redet Keiner so gewaltig wie du, und kann Niemand solche Zeichen thun, namentlich an den Kranken, es sei denn daß Gott mit ihm sei. So sage mir denn, was ist es das du von Gott empfangen hast der Menschheit zu verkünden.

22. Jesus antwortete und sprach zu ihm: Ich bin gesandt das Reich Gottes

zu sitzen auf Erden, welches ist das Reich der Seligen durch die Satzungen der Vernunft. Wahrlich aber, es sei denn daß Jemand von Neuem geboren werde so kann er das Reich Gottes nicht sehen.

23. Spricht Nicodemus zu ihm: — **Wie denn kann ein Mensch geboren werden wenn er alt ist? Kann er auch jemals wieder in seiner Mutter Schooß zurückkehren, um aufs Neue geboren zu werden?**

24. Jesus antwortete: wahrlich sage **ich dir**: es sei denn daß Jemand die **Tafel seines Gedächtnisses kläre und kehre zurück zu dem Stande der Unschuld, darin er aus Gottes Hand hervorgegangen in das Leben**: — so kann er nicht in das Reich Gottes kommen.

25. Denn was vom Fleisch geboren wird das ist Fleisch, und ist wohl des Menschen Bildniß, jedoch nicht das Wesen wie es Gott gewollt hat. — Was aber vom Geist geboren wird, das ist Geist, und in ihm liegt das Wesen des Menschen, das zum Licht erzogen werden mag, und soll nicht in der Finsterniß bleiben nach Gottes Rathschluß. So laße dich's denn nicht wundern, wenn ich sage: Ihr müßet von Neuem geboren werden.

26. Der Wind bläst wo er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht von wannen er kommt, noch wohin er fährt. Also auch ist ein Jeglicher der aus dem Geist geboren worden.

27. Nicodemus antwortete ihm: — **Wie denn mag solches zugehn?** — **Spricht Jesus: Bist du ein Meister in Israel und weißt das nicht?** —

28. Wahrlich ich sage dir: — Ich rede von dem was ich weiß, und zeuge von dem was ich gesehen habe, aber man sträubt sich mein Zeugniß anzunehmen.

29. Glaubt ihr nun nicht wenn ich euch von irdischen Dingen sage, wie denn werdet ihr glauben wenn ich euch von himmlischen Dingen rede. — Doch ist des Niemand mächtig der nicht im Geiste dazu erwählet worden von dem der Himmel und Erde überschauet und giebt jeder Creatur sein gemeßen Theil.

30. Eins aber ist Noth daß es erhöhet werde vor allem Volk: nemlich das Licht das ihm eingeboren worden, auf daß Alle die an daßelbe glauben nicht verloren werden sondern ein menschwürdiges Leben führen bis an das Ende ihrer Tage.

31. Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß er seines **Eigenwesens ein Theil sich entäußert und daßelbe seinen letztgeborenen Kindern übergeben hat**, auf daß sie **es pflegen mit allem Fleiß** und also zu **Ehren gelangen** als die **rechten Kinder ihres Vaters** im Himmel.

32. Derselbe aber hat mich nicht in die Welt gesandt, daß ich die Welt richte, sondern daß sie durch mich selig werde.

33. Wer an mich und meine Lehre glaubt, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht daran glaubt, der ist schon gerichtet, denn er glaubt nicht an den der gekommen ist die Menschheit zu erleuchten, auf daß sie vom Thiere zum Menschen hindurch dringe.

34. Das aber ist das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht, denn ihre Werke waren böse.

35. Denn wer da Arges denkt und begehrt das Böse, der haßet das Licht und weilet im Dunkel auf daß seine Werke nicht gestraft werden.

36. Wer aber die Wahrheit liebet, der kläret seine Leuchte auf daß seine Werke offenbar werden, denn sie verkünden seine Ehre und dessen der das Alles weislich geordnet hat.

37. Und da Nicodemus solches Alles vernommen, verwunderte er sich über die Worte und glaubte an den der sie geredet von derselbigen Stunde an, und war sein Freund und Beschützer. — Jesus aber entließ ihn in Segen. —

38. Am andern Tage aber kam er in das jüdische Land mit seinen Jüngern, und hatte daselbst sein Weilen mit ihnen: so tauften denn die Jünger Alle die gläubig geworden waren. —

39. Johannes aber taufte auch noch zu Enon, nahe bei Salim, denn es war viel Wasser daselbst und kamen Viele dahin, und ließen sich taufen.

40. Darnach erhob sich eine Frage unter den Jüngern des Johannes und denen die sich taufen ließen, über das

Waſſer und deſſen Bedeutung in der Taufe.

41. Und kamen zu Johannes und ſprachen zu ihm: Meiſter, der welcher bei dir war, jenſeits des Jordans von dem du zeugteſt, ſiehe der tauft eben wie du, und ſind viele die an ihn glauben. — Sage uns, was dünket dich von ihm?

42. Johannes antwortete und ſprach: Ein Menſch kann nichts Großes hervorbringen, es ſei ihm denn die Kraft dazu vom Himmel gegeben.

43. Ihr ſelber waret Zeugen da ich ſprach: ich ſei nicht der Meſſias, ſondern nur vor ihm hergeſandt ſeine Steige richtig zu machen.

44. Wer die Braut hat der iſt der Bräutigam. Der Freund aber des Bräutigams ſtehet und höret ihm zu, und freuet ſich über ſeine Stimme. Dieſelbige meine Freude iſt nun erfüllet.

45. Er muß wachſen ich aber abnehmen, denn der da berufen iſt von oben, der iſt über Alle. — Der aber nur der Erde angehöret der iſt von Erde und redet nur von irdiſchen Dingen. — Dieſer aber iſt vom Himmel geſendet, darum auch redet er von himmliſchen Dingen und iſt höher denn Alle.

46. Wer alſo zeuget wie dieſer, der zeuget von dem was Niemand vor ihm geſehen noch vernommen hat. Es ſind aber nur Wenige die ſein Zeugniß annehmen.

47. Wer es aber annimmt der lebet zum Zeugniß daß Gott wahrhaftig ſei, denn der von Gott geſendet iſt, der redet an Gottes Statt.

48. Denn derſelbige theilt ſeine Gaben des Geiſtes aus, nach einem ſonderlichen Maaß. — Wer aber von Menſchen einberufen iſt, ohne daß er ein Zeugniß hat von oben, derſelbige gehöret der Erde an, und ſcheidet ab, ohne daß die Welt nach ihm fraget.

49. Wen aber der Vater geſüſet hat, den liebt er und hat ihm große Dinge in ſeine Hand gegeben. Und wer an ihn glaubt, und folget ſeinen Lehren der baut mit ihm an dem Reiche Gottes, das der Herr gewollt hat von Anbeginn.

Das 5. Kapitel.

Die Samariterin am Brunnen.

1. Es begab ſich aber, daß Jeſus mit ſeinen Jüngern das Land Judäa hinter ſich ließ und abermals nach Galiläa, ſeinem Heimathlande übertrat.

2. Da nun aber die Straße dahin durch Samaria führte, ſo gelangte er mit den Seinen um Mittag gen Sichem, der Jacobsſtadt, welche iſt gelegen in einem Thal neben dem Gebirge Ephrahim, daſelbſt ein Brunnen vorhanden mit klarem Gewäſſer, und iſt der Jacobsbrunnen genannt.

3. Da nun Jeſus ermüdet war von ſeiner Reiſe, und Alle hungerten, ſandte er ſeine Jünger in die Stadt, Speiſe zu kaufen, und blieb allein mit ſeinen Gedanken über das Werk darzu er ſich berufen von Gott wußte. Und gedachte vor Allem des Haſſes der Juden gegen das Volk das in dieſem Lande wohnte, und ſein Herz weinte über die Verblendung der Seinen.

4. Da er nun aber ſein Auge zum Himmel erhob um mit Gott zu reden: — ſiehe da ſtand ein anmuthig Weib neben ihm am Brunnen um Waſſer zu ſchöpfen.

5. Da daſſelbe aber wohl wußte daß die Samaritaner gehaßt und verachtet waren von den Juden, und Jeſus ein jüdiſch Kleid trug, war ſie verzagt und wagte kaum ihren Blick zu erheben vor dem Fremdling.

6. Jeſus aber, der der Menſchen Sein und Weſen aus ihrem Bilde erkannte, hatte ſeine Luſt an des Weibes Antlitz und ihrem Gebahren, ſo war auch ihr Kleid von guter Art und Sauberkeit.

7. Da nun aber das Mädchen ſchwieg und ſein nicht achtete, erhob er ſeine Stimme und ſprach zu ihr: — Ich bin ermüdet und dürſte nach einem Trunk. Du aber, ſehe ich, haſt einen Krug, ſo denn bitte ich dich, gieb mir zu trinken.

8. Das Weib aber entſetzte ſich ob ſolchem Begehren, und ſah den Fremdling betroffen und verwundert an, alſo daß ſie keine Worte fand, noch ihm den gefüllten Krug darreichte.

9. Da sprach Jesus zu ihr: Was ist es daß du zaudernt mir einen Trunk zu gewähren da ich dich doch gebeten habe meinen Durst zu löschen? —

10. Das Weib aber antwortete und sprach zu ihm: — Bist du denn nicht ein Judäer? — Wie denn magst du von mir einen Trunk begehren, da uns doch dein Volk unrein heißt und keine Gemeinschaft mit uns pfleget?

11. Oder weißt du es etwa nicht daß ich eine Samariterin bin? So denn sage ich es dir, und gedenke, du wirst nicht zum andern einen Trunk von mir begehren.

12. Jesus aber sprach zu ihr: — Wohl weiß ich es daß du eine Samariterin bist, dennoch aber bitte ich dich um einen Trunk, sintemal ich es für einen Schimpf erachte, so man ein Volk hasset seines Glaubens halber. Darum achte ich dein Volk gleich den Judäern.

13. Vor solcher Rede erheiterte sich nun des Weibes Antlitz, und ihr Auge, das sich vertrauensvoll erhob, labte sich an der Gestalt des edeln Fremdlings, desgleichen sie nie gesehen, noch Worte gehört hatte wie diese. — Darnach reichte sie ihm ihren Krug, damit er sich an dem Wasser laben möge.

14. Und da er getrunken, dankte er dem Weibe und sprach zu ihm: — da du mich gelabt hast mit deinem Trank, ist es wohl billig, daß ich dir denselben vergelte, aus einem Quell der dich nicht minder erquicken wird.

15. Ob nun die Samariterin wohl inne ward daß diese Rede einen verborgenen Sinn haben möge, that sie doch als sei ihr solches nicht bewußt, überlaun die Rede eine Weile und sprach darnach:

16. Herr, wie wolltest du mir denn zu trinken geben, da du doch kein Gefäß hast zu schöpfen aus diesem Brunnen und ein anderer nirgend hier zu finden ist? —

17. Jesus antwortete: Dein Wasser ist gut, denn die Hand des Schöpfers hat es ausgegossen über diese Flur. Aber so frisch und klar es auch sein mag, so löscht es doch den Durst nicht für alle Zeiten.

18. Wer aber das Wasser trinken wird das ich ihm gebe, dem wird nicht wieder dürsten, wie lange er auch leben möge auf Erden, denn er wird den Brunnen der ewigen Quelle in sich haben.

19. Spricht das Weib zu ihm schalkhaft: Herr, gieb mir, ich bitte, dasselbige Wasser, auf daß ich nimmermehr dürste und herab kommen müsse Wasser zu schöpfen.

20. Zuvor aber bitte ich dich, da du ein weiser Mann bist, mir zu sagen, ob dein Volk, da es uns hasset, im Rechten ist? —

21. Siehe, dort auf jenem Hügel stand einstmals unsers Volkes Tempel, und noch heute verehren wir dort unsern Gott. — Ihr aber sprecht daß nur in Jerusalem unser aller Gott würdig könne verehrt werden. — So sage mir nun, ich bitte: wo ist die Wahrheit? —

22. Jesus antwortete und sprach zu ihr: — Die Wahrheit nach welcher du fragest ist weder bei deinem noch bei meinem Volk, und die Zeit ist nicht ferne wo es der Welt offenbar werden wird, daß jeder Fleck dieser großen und schönen Erde geheiligt werden kann durch die Anbetung Gottes.

23. Zwar haben die Nachkommen vom Geschlechte Abrahams zunächst den Weg beschritten der von den Götzentempeln zu der Anbetung eines einigen Gottes führt, und das Heil kam somit von den Juden.

24. Aber das Licht ist untergegangen in ihren Bethäusern, und die Thorheit hat sie verlockt von dem rechten Wege, also daß sie in der Irre gehen wie die Träumenden, und trügen sich und Andere in dem Heiligthum des Herrn.

25. Es kommt aber die Zeit und hat bereits zu dämmern begonnen, daß man den Vater im Himmel anbeten wird im Geist und in der Wahrheit. Denn Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.

26. Spricht das Weib zu ihm: Ich weiß daß der Messias kommen wird der uns verheißen ist; und wenn derselbige kommt, wird er es uns Alles verkündigen.

27. Jesus antwortete: — Er wird dir nichts Anderes verkündigen als was ich dir verkündige. —

28. Es kamen aber über diese Rede seine Jünger zurück von Sichem, und

ſie verwunderten ſich, daß ihr Meiſter mit dem ſamaritiſchen Weibe redete; jedoch vermaß ſich keiner zu forſchen, welcherlei Rede von ihnen geführt worden ſei.

29. Die Samariterin aber, da ihr Herz voll war von dem was ſie aus dem Munde Jeſu vernommen, und nun die fremden Männer herbei kommen ſah, verwirrten ſich ihre Gedanken, alſo daß ſie ihren Krug ſtehen ließ und eilend zur Stadt zurückkehrte.

30. Und da ſie auf den Markt kam verkündete ſie allen Bekannten mit großer Haſt was ihr am Jacobsbrunnen begegnet war, und lud ſie ein hinab zu gehen und den Mann zu ſehen, der ſo wunderſame Worte zu ihr geredet, alſo daß ſie ihn für den längſt erwarteten Meſſias erklärte. — Darnach gingen ihrer Viele aus der Stadt und kamen zu Jeſus.

31. Indeß aber ermahnten die Jünger ihren Meiſter daß er eſſen möge von den Speiſen die ſie eingekauft hatten zu einem Mittagmahl. — Jeſus aber ſprach zu ihnen: — Ich habe eine Speiſe zu eſſen, davon wiſſet ihr nicht. — Seine Gedanken aber waren bei der Botſchaft, die er dem Volke auszurichten gekommen war.

32. Da flüſterten die Jünger unter einander: Hat ihn etwa Jemand zu eſſen gebracht. Jeſus aber der ihre Gedanken erriet, ſpricht zu ihnen: Meine Speiſe iſt die, daß ich thue den Willen deſſen der mich geſandt hat.

33. Saget ihr nicht ſelber: Es ſind noch vier Monden, ſo kommt dann die Erndte? So erhebet nun eure Augen und ſehet das Feld an, und gedenket daran: es wird die Erndte nicht ferne ſein.

34. Und wer da ſchneidet der empfahet Lohn und ſammelt Früchte für die kommenden Zeiten, auf daß ſich mit einander freuen, die da geſäet haben und die da ſchneiden.

35. Ich habe euch geſendet zu ſchneiden was ihr nicht geſäet. — Andere haben gearbeitet, und ihr ſeid in ihre Arbeit eingetreten.

36. Darnach kamen nun die Leute aus Sichem heran, naheten ſich voll Ehrfurcht dem Fremdling und redeten freundlich zu ihm, alſo daß die Jünger ſich zum Andern verwunderten.

37. Denn es waren die Vornehmſten aus dem Volke der Samariter, die insgemein die Nähe derer aus Judäa zu meiden pflegten; nun aber zu dem Rabbi anmuthig redeten, indem ſie ihn baten daß er ihre Stadt mit einem Beſuche erfreuen möge.

38. Jeſus aber ſprach zu ihnen: — Was iſt es daß ihr mir alſo freundlich thut, und ladet mich ein zu euren Wohnungen?

39. Da antworteten die Bürger von Sichem und ſprachen zu ihm: — Wir glauben Herr, und wiſſen, daß du ein weiſer Mann, daß du ein Prophet biſt, desgleichen in unſerer Stadt noch nicht geſehen worden.

40. Du haſt Worte des Lebens geſprochen zu dem Weibe am Brunnen; ſo denn möchten auch wir uns gleicherweiſe der Lehre erfreuen aus deinem Munde.

41. Da erhob ſich Jeſus von ſeinem Sitze, und die Männer aus Sichem nahmen ihn in ihre Mitte, und führten ihn lobpreiſend in ihre Stadt, daſelbſt ein Rabbi aus Judäa nimmer geſehen worden, und predigte er daſelbſt vom Reiche Gottes. Darnach Viele an ihn glaubten und ſich taufen ließen.

42. Er blieb aber daſelbſt ſammt ſeinen Jüngern, und wohnte bei den Eltern des Mädchens vom Brunnen manche Tage. — Darnach zog er weiter nach Judäa, und eine große Menge Volks aus Sichem geleiteten die Fremdlinge aus der Stadt und ein gut Stück Weges durch die Felder; lobten und preiſeten Gott und dankten dem Herrn für ſeine Lehren und ſeine Predigt.

Das 6. Kapitel.

Jeſus heilt am Sabbath und wird von den Juden geſcholten. — Er redet wider dieſelben; wandert nach Nazareth, lehrt in der Schule, wird gefährdet und entweicht.

1. Da Jeſus nun in Judäa eintrat und gen Jeruſalem hinauszog, kamen viele Kranke zu ihm, denn das Gerücht hatte verkündet, daß er wohler-

fahren sei zu heilen, beides, das Siechthum des Leibes und des Geistes; auch hinderte ihn nicht der Sabbath in seinem Liebeswerke.

2. Darüber aber ergrimmten die Juden und schmähten ihn, als habe er den Sabbath entheiligt, und trachteten ihm nach dem Leben. — Jesus aber sprach zu seinen Widersachern: — **Wisset und bedenket es wohl: es wirket und schaffet unser Vater im Himmel allezeit, und weiß nichts von einem Sabbath; also thue auch ich, da es noth ist und Gutes schaffen kann für meine Brüder.**

3. **Darüber nun erdoßten sich die Juden noch ärger denn zuvor und erkundeten in ihrem Zorne:** Der ist bieter, daß er Gott seinen Vater heißet und macht sich selber Gott gleich?

4. Da antwortete Jesus und sprach zu ihnen: — Wie denn sollte ich solch ein großes Uebel thun und mich Gott gleich achten?

5. Wie aber ein Sohn, da er noch Kind ist, seines Vaters Wesen ein Geringes in sich birgt, also auch trägt der Mensch, da er von Gott begnadet, einen Funken des Lichtes in sich, dessen, der Himmel und Erde geschaffen und unser aller Vater ist.

6. Wer nun aber des Geistes eine Fülle empfangen von ihm, der erkennet seinen Vater wohl, ob er ihn gleich nimmer geschaut von Angesicht, und heißet sich einen Sohn des lebendigen Gottes, der sich offenbaret in seinen Werken alle Tage, und dem Lichte dessen, der ein Verständniß hat der göttlichen Dinge.

7. Es kann aber der Sohn nichts von sich selber thun außer er achtet den Gedanken des Vaters nach, daß er sie erkennen möge in seinen Werken, und bringe sie an das Licht, da er ihnen Gestalt giebt zu einem Verständniß für Tausende.

8. Der Vater aber hat den Sohn geliebt vor allen seinen Werken, also daß er seinen Geist gekräftigt zu schauen in das Verborgene der Schöpfung und Alles was er geschaffen, und wird ihm noch größere Werke zeigen.

9. Denn wie der Vater Lebendiges erwecket aus den Gräbern der Erde, also auch der Sohn machet lebendig das todte Gestein, und rufet die Elemente auf, daß sie ihm dienstbar sein mögen. So ist ihm auch das Gericht zu Händen gegeben über Gutes und über Böses.

10. Wer aber den Sohn nicht ehret, da er doch Botschaft bringet auf Erden aus andern Welten, der ehret auch den Vater nicht, der ihn gesandt hat.

11. **Wahrlich aber sage ich euch: Wer meine Worte höret und bekennet sich zu meiner Lehre, und glaubet an den, der mich gesandt hat: der ist von dem Tode erwecket und aus der Finsterniß zum Lichte hindurch gedrungen,** dazu er erschaffen ist.

12. **Es kommt aber die Stunde und ist schon jetzt, daß die Todten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören,** und werden die Freundlichkeit des Lichtes schauen, das vom Himmel herniederleuchtet, und die ihm anhangen, werden zu einem neuen Leben erwachen, da sie aus den Gräbern der geistigen Finsterniß erstehen.

13. Denn wie der Vater das Leben hat in sich selber, also hat er es auch dem Sohne gegeben, welches ist das Wissen von sich selber und hat ihm Macht gegeben zu richten über das, was wahrhaftig ist oder Lüge und zu unterscheiden zwischen Recht und Unrecht und zwischen Gutem und Bösem.

14. Wundert euch aber dessen nicht, und wendet euer Angesicht nicht von mir, denn ich kann nichts von mir selber thun; wie ich höre, so richte ich, und mein Gericht ist recht; denn ich suche nicht meinen Willen, sondern dessen, der mich gesandt hat, und der mich erleuchtet durch das Licht, das in mir geboren worden ist.

15. Meinet auch nicht, daß ich etwa nur von mir selber zeuge aus Eitelkeit. Ein Anderes ist es, das für mich zeuget, und ich weiß, daß das Zeugniß wahr ist, nämlich meine Lehre, die wahrhaftig von Gott ist.

16. Ihr hörtet, daß Johannes von mir zeuge, und sein Zeugniß redete wahr. Ich aber gebe nichts auf das Zeugniß der Menschen, denn ich habe ein größeres Zeugniß, denn das von Johannes.

17. Der Vater aber, der mich gesandt hat, derselbe ist es, der von mir

zeuget. Wohl habt ihr nie seine Stimme gehört noch seine Gestalt gesehen auch merket ihr nicht auf die Zeichen seines Schaffens und glaubet darum auch nicht an den, den er gesandt hat.

18. Forschet aber in der Schrift, nicht in der, die von Menschen geschrieben, sondern in der, die er selber in das große Buch der Lebendigen verzeichnet hat, denn dort findet ihr das ewige Leben, ein ewiges Wirken und Walten, und sie ist es, die für mich zeuget und für meine Lehre.

19. Daß ihr euch aber meiner erwehret und nicht zu mir kommt, erweiset, daß ihr die Schrift nicht kennt, die für mich zeuget und habt nicht in euch die rechte und wahrhaftige Liebe zu dem, der sich zum ersten offenbaret in seinen Werken.

20. Ich aber bin erschienen unter euch in meines Vaters Namen, damit ich das Licht zünde, das in Euch schlummert im Verborgenen; ihr aber nehmt mich nicht an, — so aber ein Anderer wird in seinem Namen kommen, den werdet ihr annehmen, ob er euch gleichwohl trüge.

21. Wie nun aber könnt ihr meinen den rechten Glauben zu haben, da ihr doch die Ehre Einer von dem Andern nehmet, die rechte Ehre aber, die von Gott ist, suchet ihr nicht.

22. Nicht etwa, als wollte ich euch vor dem Vater anklagen. Es ist aber Einer, der euch vor ihm verklaget, nemlich Moses, auf welchen ihr schwört; denn er erkannte euch in eures Herzens Härtigkeit und mußte Ruthen binden für euch, auf daß er euch zähmen möge. — Wahrlich aber, so er heute lebte, würde er mein Jünger sein. —

23. Da nun Jesus also geredet zu den Juden, die ihn schmähten, als ob er den Sabbath entheiligte durch Krankenheilung, zog er hinaß mit seinen Jüngern, gefolgt von großen Haufen Volks und gelangte zu der Stätte, daselbst er vordem als Knabe gelebt, in Nazareth.

24. Und da solches an einem Sabbath geschah, ging er in die Schule daselbst, und erhob sich zu gelegener Zeit, zu lesen aus dem heiligen Buche, als es einem Rabbi geziemet zu thun, und er gewohnt war seit manchen Zeiten.

25. Und da er das Buch aufthat, las er die Worte des Propheten Jesaias, da er sprach: Der Geist des Herrn ist über mir, darum hat er mich berufen, und hat mich gesendet zu verkünden das Evangelium den Armen und die gebrochenen Herzen zu heilen.

26. Zu predigen den Gefangenen, daß sie frei werden und den Gebundenen eine Erledigung, so auch ein angenehmes Jahr zu verkünden nach der Gnade des Herrn. —

27. Und als er das Buch zugethan, gab er es dem Diener und setzte sich. — Darnach waren Aller Augen auf ihn gerichtet, da man seiner Predigt gewärtig; jedennoch schwieg er eine lange Weile, denn es ging ein Flüstern unter den Leuten, denen er wohl bekannt war von Jugend auf, und erwarteten Zeichen von ihm, als er in Cana sollte gethan haben.

28. Also auch grimmte bei Manchen der Neid über den Ruhm, der Einem ihres Gleichen überkommen war, und gedachten gegen einander: Der Worte seien mehr denn genug geredet, so zieme sich's denn wohl, der Heimath eine größere Ehre zu erweise, als nur zu predigen.

29. Und wiederum von anderen Stimmen ward geflüstert als sei es ein vermessen Gebahren von eines armen Zimmerers Sohn, von also hohen Dingen zu reden und klüger sein zu wollen als die Schriftgelehrten. — Thöricht also sei es, dem frühern Spielgenossen so hohe Verehrung zu erweisen, da man ihn ja doch sehr wohl in seiner Niedrigkeit gekannt habe.

30. Da man nun aber lezlich still wurde, erhob sich Jesus von seinem Sitze und überblickte die Schwätzer mit zorniger Geberde, denn er durchschaute ihre Gedanken sehr wohl und erhob seine Stimme, da er sprach:

31. Ihr Männer von Nazareth! was ist es, das in euren Herzen umgeht wider mich? — Ich habe gelehret und lehre alle Tage nach der Gabe, die ich von Gott empfangen habe, und habe die Kranken geheilt nach meinem Beruf.

32. Nun aber begehret ihr Klein-

gläubigen, daß ich Zeichen verrichte und Wunder, mehr denn vermeintlich zu Cana geschehen sein soll, da ich zur Zeit vor den Augen meiner Brüder wandle, und der Genossen aus den Kindertagen. —

33. Und da ich Kranke geheilt nach den Kräften, die Gott mir zugemessen, meinet ihr: Arzt hilf dir selber, auf daß ich den Ruhm vor euch gewinnen möge, ein Wunderthäter zu sein: Saget an, ob dem nicht also ist?

34. Drob erhob sich eine Stimme aus dem Haufen der Lästerer und bezeugte, daß dem wahrlich also sei, und die Geberden und Rufe der Genossen fielen dem Grollenden zu.

35. Da erhob Jesus wiederum seine Stimme und sprach zu ihnen: Ich kenne eurer Herzen Schalkheit gar wohl, und ist mir nicht verborgen, daß ein Prophet nirgend weniger gilt denn in seinem Vaterlande, so haben denn alle, die vor mir waren und predigten zu Gottes Ehren, von ihrem Volke erfahren, daß ihr Heil nur bei den Fremden wohne.

36. Gedenket aber der Zeiten des Elias, da die Schleusen des Himmels verschlossen blieben, Monden und Jahre lang, also daß die Felder verdorrten sammt ihren Früchten und die Menschen dem Hunger erlagen ringsdhin im Lande, und waren der israelitischen Wittwen eine Menge, die da Noth litten.

37. Dennoch aber besuchte Elias keine derselben, sondern wendete sich gen Sarepta im Heidnischen Lande der Sidonier und trug den Segen in die Hütte einer frommen Wittwe daselbst.

38. Also auch zu Elisa's Zeiten, da der Aussatz im Lande hauete, und deßel der Israeliten eine Menge, doch heilte der heilige Mann den heidnischen Syrier Naemann, und wurde gereinigt von dem Unflat.

39. Solcherlei Rede aber erbitterte vollends die Hörer, also daß sie die Hände erhoben wider Jesus, und schrieen um Rache, daß er sein eigen Volk lästere, da er es den heidnischen Völkern hintansetze.

40. Einige aber begehrten, daß man den Spötter von dem Felsen herabstürzen solle auf dem Nazareth erbauet worden, auf daß er vertilget werde von der Erde.

41. Darnach stießen sie ihn aus der Synagoge gegen den steilen Abhang des Berges, und waren bereits nahe hinzu gekommen, als Jesus sein Antlitz wendete gegen die Uebelthäter und seine Blicke sprühten Zornesfeuer, also daß sich die Rotte entsetzte und fürchtete, daß ein Wunder geschehen werde. — Jesus aber ging mitten hindurch und entwich gen Capernaum.

Das 7. Kapitel.

Des Simon Petri Fischzug. Jesus ißt mit den Zöllnern und Sündern zu Tisch. — Der Pharisäer Anfechtung. — Die Jünger raufen Aehren aus. Jesus bringt eine Nacht im Gebet auf einem Berge zu. Wählt seine 12 Jünger.

1. Da nun Jesus also in seiner Heimath der Gefahr entronnen, durchwandelte er manche Stätten, dahin das Gerücht seinen Namen getragen, als einen von Gott Gesandten und Begnadeten; Beides: daß er eine neue Lehre predige, gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten der Juden, also auch, daß er die Siechen heile nach seinem eigenen Geheimniß, desgleichen nimmer vorher gesehen worden.

2. Und glaubten darum Viele an seinen Verkündigungen um der Zeichen willen, die ihnen Wunder zu sein bedünkten in ihrer Einfalt, sonderlich da er Herr wurde ihrer Leibesgebrechen.

3. Es begab sich aber, daß das Volk sich in großen Haufen zu ihm drängte am See Genezareth, seiner Predigt zu lauschen, also daß er sich der Menge nicht erwehren konnte. Unweit vom Ufer aber lagen zwei Schiffe, den Fischern angehörig, die unweit am Lande standen und ihre Netze wuschen.

4. Da trat Jesus in eines der Schiffe, dem Simonis gehörig und bat, daß er es ein wenig vom Lande führe, und da es geschehen, lehrte er das Volk vom Schiffe aus.

5. Darnach, als er seine Rede vollendet, warf er seine Blicke über den See

hin und ſchäzte das Geſträuche der Wellen und ſprach zu Simon, dem Fiſcher und ſeinem Partner: — Fahret beide auf die Höhe des Waſſers, dorthin, und werfet eure Netze daſelbſt, ich ſchätze dafür, daß ihr einen guten Zug thun werdet.

6. Simon aber antwortete und ſprach zu ihm: — Herr, wir haben die ganze Nacht gefiſcht und nichts gefangen; auf dein Wort aber wollen wir die That verſuchen wie du gesagt. —

7. Und fuhren Beide hinaus und thaten wie der Herr ihnen gerathen hatte. — Da nun eine Zeit darüber vergangen, und die Netze gezogen wurden, ergab ſich ein großer Fang, alſo daß die Netze zu reißen Gefahr liefen, und füllten beide Schiffe mit Fiſchen bis an den Rand.

8. Da Simon das ſah, überkam ihn ein Schrecken und Alle, die mit ihm waren, Jacobus und Johannes, die Söhne des Zebedäi. — Simon aber, der hernach Petrus genannt wurde, — fiel auf ſeine Knie und ſprach: Herr gehe von mir hinaus, denn ich bin ein ſündiger Menſch.

9. Denn er glaubte in ſeines Herzens Einfalt nicht anders, als daß Jeſus durch einen Zauber die Fiſche in ſein Netz geführt habe, da er ja doch in Wahrheit das Weſen der Fiſche kannte in Heerden zu gehen, und er ihr Streichen vom Ufer aus wahrgenommen hatte.

10. Jeſus aber ſprach zu Simon: Fürchte dich nicht, denn von nun an wirſt du Menſchen fahen. — Darnach führten die Fiſcher ihre Fahrzeuge ans Ufer, verließen Alles und folgten ihm nach.

11. Denn er erkannte der Menſchen Sein und Weſen an ihrem Bilde, und durchſchaute jede Falte ihres Herzens. — Wo er aber einen würdig befand ſeine Lehre zu fördern, da erwählte er ihn zu ſeinem Jünger und ſah weder auf deſſen Geſtalt noch Beruf; wohl aber ehrte und liebte er die Einfalt der Sitten und die Unverderbtheit als eine Stätte, daſelbſt er das Saatkorn der Lehre auszuſtreuen befliſſen für eine geeignete Erndte.

12. Und da er nun alſo wanderte hin und wieder mit ſeinen Jüngern, kam er abermals an das Ufer der See, gefolgt von einem großen Haufen Volks, daß es ſeiner Lehre lauſchen möge, und er lehrte ſie.

13. Darnach als er in den Wohnungen kam, ſah er Levi, den Sohn des Alphäi am Zoll ſitzen; und da derſelbe ihm wohlgefiel, ſetzte er ſich zu ihm und redete freundlich mit ihm.

14. Und da er ſahe, daß derſelbe eine Gabe empfangen hatte des Verſtandniſſes, ward er um ihn, daß er ſich ſeinen Jüngern geſellen möge, und folgte ihm in ſein Haus, da es die Stunde war, Speiſe zu nehmen.

15. Darnach auch ſetzten ſich der Zöllner und andere Geringe von allerlei Ruf, deren ihm mehre gefolgt waren, zu ihm zu ſpeiſen und lauchten ſeiner Worte, desgleichen ſie nimmer gehört hatten, und alſo auch ſtanden Viele ringsum, unter ihnen etliche Phariſäer und Schriftgelehrte.

16. Da die nun ſahen, daß Jeſus neben ſo geringem Volk zu Tiſche ſaß, und freundlich mit ihnen that, entſetzten ſie ſich und fragten die Jünger: — Was iſt es, daß euer Meiſter mit Zöllnern und allerlei niederem Volk zu Tiſche ſitzt und ſchänder ſein Anſehen? —

17. Da nun Jeſus ſolche Worte vernahm, erhob er ſeine Blicke zu den Widerſachern und ſprach zu ihnen: Ihr Thoren, die ihr euch weiſe dünket, und könnt doch das nächſte und leichteſte nicht erkennen. So wiſſet denn: die Geſunden bedürfen des Arztes nicht, ſondern die Kranken.

18. Gehet aber hin und lernet was das ſei: Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer. — Ich bin gekommen die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Frommen.

19. Ich bin berufen und finde meine Luſt daran zu lehren, die da ſchwach ſind am Geiſte und wiſſen nichts von hohen Dingen; alſo auch dieſelben zu tröſten und zu erheben, und zu beſſern da es noth thut.

20. Ihr aber, die ihr euch weiſe dünket, und ſeid doch voll Narrheit und Aberwitz; klaubet im alten Sauerteig und verſchmähet das friſche würzige Brot des Lebens. — Euch iſt nichts recht zu machen in eurem Hochmuth. — Der

Gestalt aber lüftet es nach meiner Lehre; darnach ist sie allezeit dankbar und rümpfet die Nasen nicht in falschem Dünkel. —

21. Und da nun Jesus also geredet, ward es stille eine Weile; — darnach aber erhob sich die Stimme eines Klüglings aus dem Volke, die gedachte ihm eine Falle zu stellen, da sie ihn fragte:

22. Meister! die Jünger des Johannes und die Schüler der Pharisäer halten getreulich ihre Fasten nach dem Gesetz; — deine Jünger aber fasten nicht: — sage an, wer gab ihnen das Recht anders zu thun? —

23. Jesus antwortete und sprach zu ihm und zu denen, die sich an der Frage ergötzten: — Ihr Thoren und Schalksknechte, weß ist die Herkunft und Bedeutung der Fasten? — Wisset ihr nicht, daß es ein Erinnern ist des Leides und großen Unheils, das unserm Volke überkommen ist vor Zeiten, und ist erachtet als eine Sühne dem, der da waltet über uns Alle; und zürnet dem Ungerechten und strafet die Gottlosen?

24. Wie denn nun sollten meine Jünger fasten und traurig sein? — Ziemt es den Hochzeitgästen zu fasten und traurig zu sein, da die Brautleute fröhlich sind, und der Bräutigam sein Bestes scharrt den Tag zu verherrlichen, da er das Alte hinter sich legt und neues Weben beginnt?

25. Es kommt wohl die Zeit, und ist vielleicht nahe herbeikommen, daß der Bräutigam von hinnen geht; da mögen sie dann fasten und Leid tragen.

26. So sollt ihr nun aber wissen, daß ich begehre das alte Weben abzuthun, darinnen kein Heil ist bis auf diesen Tag; und will mein Tagewerk beginnen, daß ich die Tenne säubere von dem alten Unrath und soll ein Ende werden der Narrenher im Allerheiligsten.

27. Niemand aber, so er anders nicht ein Thor ist, setzet einen neuen Lappen auf ein alt Kleid, anders reißt derselbe von dem alten und der Riß wird ärger denn er zuvor war.

28. Also auch faßt man nicht Most in alte Schläuche; denn da er sich zu bewegen anhebt, zerreißt er den Schlauch und wird verschüttet. — So denn auch wollen wir den jungen Wein unserer Lehre nicht in alte Schläuche fassen, auf daß wir nicht bei den Thoren beharren, die da nicht wissen was Noth ist. —

29. Und da nun Jesus also geredet hatte, erhob er sich, dankte für das Genossene, und begab sich von dannen sammt seinen Jüngern und Alle, die da um ihn versammelt gewesen, folgten ihm nach. — Es war aber am Tage des Sabbaths, da solches geschah. —

30. Und da sie einen Weg gewandert waren, und durch ein Kornfeld dahin schritten, dessen Saat am Reifen war, hungerte den Jüngern, und etliche von ihnen nahmen von der Frucht und aßen den Mais nach der Gewohnheit des Landes.

31. Die Pharisäer nun, die nicht abließen zu fahnden auf Alles, was ihnen an Jesu Wandel mißfiel, auf daß sie Tadel an ihm finden möchten, traten herzu, und sprachen zu ihm: — Siehe was deine Jünger beginnen an einem Sabbath, da doch das Gesetz will, daß die Hände ruhen sollen am heiligen Tage.

32. Jesus antwortete und sprach zu ihnen: — Habt ihr nicht gelesen was David der Gesalbte that, da es ihm Noth war, und ihn hungerte sammt denen, die um ihn waren? —

33. Er ging in den Tempel zur Zeit da Abjathar Hoherpriester war, und aß die Schaubrote, die zu essen Niemandem erlaubt war, außer den Priestern, und theilte auch den Seinen davon mit.

34. Wisset aber, und bewahrt es in eurem Gedächtniß: — Es ist der Sabbath verordnet um der Menschen Willen; nicht aber der Mensch um des Sabbaths willen. — Ich aber habe Macht, auch ein Herr des Sabbaths zu sein.

35. Denn meine Lehre ist nicht dem Aberwitze entsprossen, der da Gesetze macht und weiß nicht aus welcherlei Nothdurft. Der aber den Himmel geschaffen, und die Erde sammt aller Creatur, die sich darauf ergeht, weiß nichts von solchem Gebote, und hat sein eigen Gebot, welches ist höher denn der Lebendigen Alle, sonderlich auch der Menschen.

36. Und soll Jeglicher demselben ge-

brechen um Gotteswillen; und also bin ich ihm allein unterthan, daß ich seinen Willen verkünde, zu thun was recht ist, aller Orten und aller Zeiten.

37. Da nun die Obersten der Juden wußten, daß Jesus ein Arzt war, und heile der Gebrechen eine Menge an allerlei Volk, das man zu ihm brachte alle Tage: — waren sie beflissen in ihres Herzens Schalkheit, zu erfahren, ob er den Sabbath entheiligen möge durch Heilung der Siechen darnach sie einen Makel an ihm zu finden hofften.

38. Es begab sich aber, daß er an einem Sabbath in die Schule ging zu lehren daselbst nach seiner Gewohnheit, und harrte sein dort an der Pforte ein Mensch, der hatte eine verdorrte Hand, und die Pharisäer hielten auf ihn, daß sie Jesus versuchten.

39. Er aber erkannte ihre Gedanken an ihren Geberden, und redete zu dem Kranken, der sein harrte: — stehe auf und tritt heran. — Und also geschah es.

40. Darnach sprach er zu den Widersachern: — Was dünket euch, das sich ziemt zu thun an einem Sabbath: Gutes oder Böses? — Das Leben zu erhalten oder aber es zu verderben? —

41. Welcher ist unter euch, so er ein Schaaf hat, das ihm an einem Sabbath in die Grube fällt, der es nicht ergreife und am Leben erhalte? —

42. Wie viel besser nun aber ist ein Mensch denn ein Schaaf! So denn mag man am Sabbath wohl Gutes thun, zumal die Noth dränget. —

43. Und warf seine strafenden Blicke in die Runde, doch war keiner, der den Mund aufthat. Jesus aber half dem Siechen mit seinem Rath und mit der Kraft, die ihm gegeben war, hülfreich zu sein denen, die seiner bedürftig.

44. Die Widersacher aber waren voll gittigen Eifers, und berietben sich heimlich unter einander, was zu beginnen sein möchte, an ihn zu kommen? — Sie getrösteten sich aber der Zeit, denn die Stunde war noch nicht gekommen, daß es Abend werde über den Streiter für Gottes Sache. —

45. Und da er die Schule verlassen hatte, darinnen er gelehrt, suchte er die Einsamkeit, auf daß er sich mit Gott berathe über die Wege, die er fortan zu wandeln haben würde, der Menschheit zum Heil, den Heuchlern und Thoren aber zum Aergernis, wie er es gedachte zu thun; und begab sich auf einen Berg ganz allein; über sich die Gestirne des Himmels, und blieb allda die Nacht über im Gebet.

46. Und da der Morgen tagte und er herab zog vom Berge, traf er seiner Jünger und Freunde, die ihm anhingen, eine große Zahl am Fuße des Berges, und wählte unter ihnen zwölfe nach Art der Stämme des jüdischen Volkes.

47. Es waren aber die Namen der Auserwählten: Simon, den er hernach Petrus nannte, nebst Andreas, dessen Bruder. — Ferner: Jacobus und Johannes, Philippus, Bartholomäus, Matthäus, der das älteste Evangelium geschrieben und ist in seiner Reinheit verloren für alle Zeiten. — Thomas, Jacobus, Simon mit dem Beinamen der Zelot, Judas, des Jacobi Sohn und Judas von Jocariot.

48. Mit denselben begab er sich auf ein freies Feld, daselbst die Lüfte linde wehten und der Odem Gottes die Erde geschmückt hatte mit Blumen und reifenden Halmen.

49. Und eine Schaar derer, die ihn liebten, so auch allerlei Volk aus mancherlei jüdischen Landen, aus Tyrus und von den Ufern der See, folgten ihm nach, daß sie seine Worte hören möchten, und geheilt würden von mancherlei Seuchen.

50. Darnach betrat er einen Felsenstein, und da das Volk sich gelagert hatte, war eine Stille ringsum gleich wie in einem Tempel, und Jesus erhob seine Augen gen Himmel und redete mit gewaltiger weithin hörbarer Stimme also zu dem Volke.

Das 8. Kapitel.

Jesu Bergpredigt.

1. Wo ein Aelterer seine Saat streuet, da das Unkraut nicht ferne; darum predie ich die Kinder am Geiste, denn

meine Lehre findet daselbst eine gute Stätte; und sie werden Theil haben am Reiche Gottes schon hier auf Erden.

2. Und so es ihnen heute nicht wohl ergeht, mögen sie sich der kommenden Zeiten getrösten, denn meine Lehre hasset das Trübsal und die Freude am Leben ist in ihr nicht abgethan.

3. Vor allem aber sollen die da dürsten nach der Gerechtigkeit, gesättigt werden, so sie sich zu meiner Lehre halten und hassen ein gottlos Leben.

4. Selig preise ich auch die Sanftmüthigen, denn sie werden siegen über die Gewaltigen, und der Erdkreis wird ihrer Herrschaft froh werden, die Barmherzigen aber werden die Herrschaft mit ihnen theilen, denn es kann die Stunde nicht ausbleiben, wo ihre Euthat vergolten wird.

5. Zu preisen auch sind die, so mit reinem Herzen der Schöpfung lebendig Weben anschauen, denn der Odem des Herrn hat das alles geschaffen, damit er sich seinen Kindern offenbare, und lasse sein Antlitz leuchten über sie.

6. Vor Allen aber preise ich selig die Friedfertigen, denn die Zwietracht ist die Mutter des Verderbens; die Liebe aber ist der befruchtende Odem, der den Erdkreis beseelt, darum sie die rechten Kinder des Vaters im Himmel heißen werden.

7. Saget aber nicht, da man euch Feindschaft nachträgt um der Gerechtigkeit halben, denn so ihr der Zeit harret, wird euer Lohn nicht außen bleiben, da ihr am Himmelreich mitbauet.

8. Lasset euch auch nicht schrecken, so ihr geschmäht und verfolget werdet um meiner Lehre halben und man euch allerlei Uebels nachredet, denn die Lüge kehrt sich gegen die Läuterer, und ihre Zeit ist bald dahin.

9. So denn mögt ihr euch getrösten und fröhlich sein, denn die Vergeltung wird nicht außen bleiben. Wisset aber, daß es den Propheten nimmer anders ergangen ist bei allerlei Volk; denn es kann sich Niemand rühmen, daß er Thoren gebessert hat, wie weise er auch zu ihnen geredet haben möge.

10. Ihr seid das Salz der Erde; so nun des Salzes Kraft außen bliebe, womit sollte man würzen? — wahrlich es wäre nicht besser, denn das gemeine Erdreich, das zertreten wird von den Wanderern.

11. Abermals aber nenne ich euch das Licht, das die Gesetze erleuchtet und lockt den Wandrer der Erde, daß er die rechten Wege finde zum Heile, und thue die Finsternis ab ringsum. So lasst denn eure Licht leuchten allerwegen und bedenket, es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen bleiben. Also sollet auch ihr nicht eure Botschaft verschweigen, darauf die Welt horret.

12. Denn bedenket wohl, Niemand zündet ein Licht an, daß er es etwa verberge unter einen Scheffel, daselbst kein Auge es suchen möchte; sondern stellet es säuberlich auf einen Leuchter und suchet einen guten Ort, denn was in das Licht ohne Auge. Also seid dienstbar denen, die dem Tage nachgehn. —

13. Nicht aber, als sollter ihr euch an den Worten genügen lassen, sondern es sollen den Leuten, zu denen ihr eingehet, auch eure guten Werke nicht verhüllt bleiben, daneben dann die Stimme, die da weise redet, Segens die Fülle bringet.

14. Lasset euch aber nicht irren, als sei ich gekommen, das Gesetz aufzulösen und die Stimme der Propheten zu verwerfen, denn was weise ist, das hat die Verheißung für alle Zeiten, und ich bin gekommen zu erfüllen alles, das die Weisen gelehrt haben in ihrer Weisheit, der Thorheit aber und dem Lügengeiste will ich die Gasse verlegen.

15. Wisset aber dieses: Die Wahrheit, welche aus Gott stammt, und gehet lebendig einher vor unsern Augen, nach dem Gesetzbuch des Herrn, dieselbige ist ewig wie die Welt, so fällt denn kein Tüttel von derselben, und hat schon auf Erden die Verheißung des Sieges.

16. Wer sich nun aber weise dünket und lüget den Menschen in seinem Dünkel, da er das Gesetzbuch fälscher, das der Herr geschrieben in den ältesten Zeiten, und stehet verzeichnet mit goldener Schrift droben am blauen Gewölbe, der hat keinen Theil an dem Reiche Gottes, deren wir harren, und

wird der kleinste heißen am Tage der Erfüllung.

17. Wer aber die Zeichen erkennet und weiß zu lesen das Buch der Offenbarung, der wird geehrt und den Königen gleich sein, denn der Erdkreis liegt zu seinen Füßen.

18. Dieses aber sage ich euch und ist wahrhaftig gewiß: es sei denn, daß euer Thun und Lehren besser sei denn das der Pharisäer und Schriftgelehrten, so werdet ihr nimmer das Heil erlangen, welches in das Himmelreich schon hier auf Erden.

19. So ihr nun in der Schrift forschet, werdet ihr inne werden, daß geschrieben steht und dem Volke im Gesetz verkündet worden ist: — Du sollt nicht tödten, wer aber tödtet, der soll des Gerichts schuldig sein.

20. Ich aber sage euch: schon wer seinen Mitbruder ärgert, der ist des Gerichts schuldig, und wer Rache übt, auf daß er sich lege an dem Unglück seines Feindes, der ist dem Verbrecher gleich zu achten. — Ein Jeglicher aber wahre seine Zunge, denn es mag sich fügen, daß Einer saget zu seinem Bruder: Du Narr! und sachet damit ein lodernd Feuer in seiner Brust.

21. Darum, so es dich drängt, daß du eine Gabe opfern möchtest auf dem Altar und du gedenkest, daß irgend ein Nächster etwas gegen dich habe, so behalte die Gabe für diesmal und söhne dich zuvor aus mit deinem Bruder, ehe denn du dein Opfer darbringst.

22. Denn wahrlich sage ich euch, es wird auch euer Opfer nichts nütze sein, bevor ihr nicht die letzte Schuld abgethan, die auf eurem Gewissen lastet.

23. Wiederum auch habt ihr gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen. — Ich aber sage euch: Wer ein Weib anblickt, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.

24. Aergert dich aber dein Auge, daß es dich verlocke zu bösen Begierden, so decke es mit Nacht, da du die Ferne gegen deine Lüne aufrufen, denn es ist letztlich keine größere Lust denn solche Gewaltthat zu üben am eigenen Weibe.

25. Aergert dich aber deine Hand, daß du sie ausstrecken möchtest im Zorne gegen deinen Mitbruder oder zu bösen Thaten, desgleichen die Erde schändet seit Anbeginn, und ist ein Trug an Gottes Verheißung, so wäre es besser, daß sie verdorrte vor der That, um der Schande willen, denn es ist erträglicher, daß ein Glied verloren gehe, als daß solche Thaten zum Himmel schreien.

26. Ihr wisset auch, daß geschrieben stehet: wer sich vom seinem Weibe scheidet, der ist schuldig, ihr einen Scheidebrief zu geben. Ich aber sage euch: Wer sich von seinem Weibe scheidet, es sei denn, daß sie die Ehe gebrochen (da sich dann das Weib von ihrem Manne scheidet) — der ist schuldig an ihr, da sie nun etwa selber die Ehe bricht. Wer aber eine Geschiedene freiet, außer daß Gericht ehret ihm die Wege — der bricht die Ehe.

27. Ihr habt ferner gehört, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst keinen Eid thun in Falschheit und so du schwörest deinen Eid halten, um Gottes willen. — Ich aber sage euch, daß ihr aus eigenem Gelüste überall nicht schwören sollet, weder bei dem Himmel, denn er ist Gottes Thron, noch bei der Erde, denn sie ist seiner Füße Schemel, noch bei dem Erhabenen, daß die Menschen geheiligt auf Erden.

28. Auch sollst du nicht bei deinem Haupte schwören, denn du weißt nicht, ob es der Heiligkeit theilhaftig zu achten ist. Eure Rede aber ist: Ja, ja! — Nein, nein! was darüber ist, das ist vom Uebel. Da aber Einer das Gericht belüget, soll er der Strafe des Meineids schuldig erachtet sein.

29. Es steht auch geschrieben und ist gelehrt worden von den Alten: Auge um Auge, und Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr der Rache widerstreben sollt um Gottes Willen, und wer dich kränket durch Thaten, den suche zu versöhnen durch liebreiche Worte; denn wer heute also einem Feind begegnet, kann sich etwa morgen seiner Liebe erfreuen und hat einen Schatz erlangt, daß ihm der Schaden vergolten werde zweifältig.

30. Wiederum auch, so mit dir Jemand rechten will um deinen Rock, so gehe du ihm aus dem Wege, und sollten

du auch den Mantel dazu lassen müssen; denn der Hader trachtet nach Beute und eines Halmes halber möchtest du etwa den ganzen Acker verlieren.

31. Bittet dich aber Jemand eine Meile mit ihm zu gehen, so gehe du mit ihm zwei. — Denn wer solche meine Lehre in sich aufnimmt und erfüllet ihre Gebote, der leihet auf Zinsen. So gieb auch dem, der dich bittet und wende dich nicht ab von dem, der dir abborgen will, es sei denn, daß er rüstig sei zu schaffen und fröhne dem Laster, so sorge denn wie ihm Rath werde.

32. Und wiederum steht geschrieben: Du sollst lieben deinen Nächsten und hassen die, so dir Feind sind. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr ähnlich werdet eurem himmlischen Vater, der da lässet aufgehen seine Sonne über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.

33. Denn so ihr liebet, die euch lieben, was ist Großes daran, daß man es rühme? Und so ihr euch nur liebreich haltet zu euren Brüdern und Freunden, weß Lohnes ist die That werth, daß man sie erhebe. Thut desgleichen nicht auch die unvernünftige Creatur?

34. Wer aber sich zu meiner Lehre bekennet, derselbe soll ringen nach Vollkommenheit, auf daß er den Gedanken erfülle, der zuerst gedacht ist von dem, der uns Alle umfaßt mit seiner unendlichen Liebe.

35. So ihr aber wohlthuet dem Geringen, und öffnet eure Hände dem Armen, so achtet denn, daß es nicht gesehen werde von den Leuten um des Ruhmes halber, anders ihr euren Lohn dahin habt vor Gott, der die Gedanken durchschauet und erkennet die Absicht.

36. Also auch hüte dich, da du Almosen giebst den Dürftigen und lasse nicht vor dir her posaunen, wie es die Heuchler thun in den Schulen und auf den Gassen, damit sich Rühmens erheben möge unter den Leuten; wahrlich ich sage euch, die Gutthat erstirbt also vor dem Auge des Gerechten.

37. Da du aber Barmherzigkeit übst an deinem Nächsten, sonderlich durch Gaben, so lasse denn deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut, auf daß du nicht prangest mit deiner Mildthat. Dem Ewigen aber, der in die Verborgenheit schauet, ist die That unverloren in den Zeiten, die dahinschreiten und kehren nicht wieder.

38. Also auch, wenn du betest, sollst du dich nicht geberden, wie die Frömmler, die eine Schau treiben mit dem Heiligen, da sie sich schmücken und liebäugeln mit ihrem Bilde bevor sie in die Schulen gehen und in die Tempel; wandeln auch zierlich geschmückt in den Gassen, auf daß sie gepriesen werden von den Leuten. Wahrlich ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin. —

39. Wenn du aber zu beten gedenkest, so gehe denn in dein Kämmerlein, da dich Niemand belauschet und rede zu Gott, dem gewaltigen Herrn der Welten, vertraulich und von Herzen als zu einem liebenden Vater; und er, der in das Verborgene siehet, wird dirs vergelten öffentlich.

40. Wisset aber, daß zu einem Gebete nicht viele Worte gehören und sollt darum da ihr betet, nicht viel plappern wie die Heiden, die da meinen, viele Worte förderten die Erhörung. Wisset aber: euer Vater weiß wessen ihr bedürfet, ehe denn ihr ihn darum bittet.

41. So höret nun aber und lernet von mir wie ich bete:

Unser Aller Vater, der du den Weltraum erfüllest! Dein Name werde geheiligt von allen Völkern. — Ein einiges Reich der Beglückung erfülle die weite Erde: auf daß dein Wille geschehe hienieden für alle Zeiten. — Gesegne unser Mühen um das tägliche Brot und aller Nothdurft des Lebens. Vergieb uns unsere Schuld, so denn auch wir gern verzeihen wollen denen, die uns beleidigen. — Bewahre uns vor der Versuchung zum Bösen und behüte uns vor allem Uebel; denn die Fülle der Gaben ist dein; dein ist die Kraft und die Herrlichkeit bis in alle Ewigkeit, Amen!

42. Ferner aber sage ich euch: gehet mit euren Nächsten nicht ins Gericht seiner Fehler halben; denn so ihr ihm nicht vergebet, wird euer Vater euch

auch nicht vergeben. — Wer da aber gedenket fromm zu wandeln vor dem Herrn, soll nicht gedenken der Augen der Menschen, die auf ihn sehen, also daß er sein Antlitz verkehret, und harret, daß man ihn preise; doch wird die Lüge offenbar, und das Gerücht trägt seinen Namen durch die Länder.

43. So du aber gehest, deinen Gott zu verehren, in ein Bethaus, so reinige denn zuvor deine Gliedmaßen von dem Staube der Gewohnheit, und schmücke dich bedächtig, auf daß du dich vor dir selber ehren und vor denen, die mit dir sind; also daß der Geist in Eintracht gehet mit dem Körper, zur Zeit, da er sich reinigen will im Gebet, von den Schlacken des Zwieträchtigen, und der Herr wird ein Wohlgefallen an dir finden.

44. Trachtet auch nicht ängstlich Schätze zu sammeln, über des Lebens Nothdurft hinaus, daran die Motten und der Rost nagen, und der die Diebe verlocket, daß sie danach graben und sie stehlen; denn bei den Schätzen rastet das Herz. — Sammelt euch vielmehr die Schätze des Geistes, daran weder die Motten noch Rost nagen, und darnach die Diebe nicht graben, und kann Niemand von euch nehmen da ihr lebet.

45. Das Auge ist des Leibes Leuchte; so lasset euch nun nicht thören, sondern lernet ein jeglich Ding im rechten Lichte anschauen: erforschet wie es ist, und thut nicht hinzu von Aberwitz und Mißtrauen, auf daß ihr nicht in die Irre gehet und trüget euch selber und Andere. — Denn wenn das Auge ein Schalk ist, so ist sein Licht kein Licht, und schlimmer wie die Finsterniß, die nicht Lüge für Wahrheit zu verhandeln trachtet.

46. Ein schwer Ding ist es zweien Herren dienen, denn des Menschen Leben ist eins, und eine gespaltene Zunge richtet Unheil an. So ist auch die Liebe nur eine und Niemand kann Gott dienen und dem Mammon. So grübelt denn nicht allzusehr der Zukunft halben, da ihr sorget: — Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? —

47. Es genüget dem Leben eine geringe Speise, und schöne Kleider martern weder den Leib noch die Seele. Der Fleißige aber hat des Segens Verheißung. — Sehet die Vögel an und allerlei Gethier! — Sie säen nicht, sie ernten auch nicht, und wenige nur sammeln in ihren Höhlen, doch nähret sie alle unser liebender Vater. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?

48. Wer ist unter Euch, der seiner Länge eine Elle zulegen könnte durch Prunk, ob er gleich darnach trachte? Warum denn sorget ihr euch sündlich zu schmücken? — Schauet die Lilien an auf dem Felde: — sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht, dennoch aber sage ich euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht herrlicher gekleidet gewesen ist wie derselben eine. —

49. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute dort stehet und morgen in die Raufe geworfen wird, sollte er nicht viel mehr sorgen für euch? O ihr Kleingläubigen! — Darum denn so rühret die Hände zum Fleiß und hernach sorget nicht, denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr das Alles bedürfet.

50. Trachtet aber zunächst nach dem Reiche Gottes, daß ihr bauet Alle an der Beglückung Aller in gemeinschaftlicher Liebe als Kinder eines Vaters; denn das ist die Gerechtigkeit vor Gott, daß sich keiner höher achte als der Andere, es sei denn durch Rechtschaffenheit und Gutthat, da er seine Gabe ausbeutet nicht für sich, sondern dem Dürftigen ein Helfer zu sein, ein Jeglicher nach der Gabe, die er empfangen hat.

51. Schämet euch aber allezeit der Trägheit, die da ihre Zimet nur füllet aus Gnade und wirket nicht zum großen Haushalte des Herrn. — Schaffet vielmehr allezeit in dem heute, auf daß ihr nicht Sorge aussäet für morgen. Es ist genug, daß außerdem jeder Tag seine eigene Plage habe.

52. Abermals aber sage ich euch: — Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet: denn wer behende ist mit seiner Zunge, daß er den Nächsten züchtige, der fordert den Stachel gegen sich, und wahrlich es hat Jedweder seine wunde Stelle.

53. Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge, und wirst

nicht inne den Balken in deinem eigenen Auge! — Du Heuchler! Oder wie darfst du sagen zu deinem Bruder: Halt, ich will dir den Splitter ziehen aus deinem Auge, und siehe, ein Balken ist in deinem Auge. — Ziehe doch zunächst den Balken aus deinem Auge und darnach trachte, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge schaffest.

54. So ihr nun heiliget meine Lehren und sammelt die Perlen meiner Worte, sehet wohl zu, wie ihr damit haushaltet; denn die sich weise dünken und bändigen die Geister durch Knechtschaft, und heißen sich selber Schriftgelehrte: dieselben sind meinen Worten gram, also auch was ihnen anhänget.

55. So sollt ihr nun das Heiligthum nicht den Hunden geben noch eure Perlen vor die Säue werfen, auf daß sie dieselben nicht unter die Füße treten und sich wenden und euch zerreißen.

56. Es ist zwar Vieles noch nicht offenbar, was ich euch lehre; es wird aber offenbar werden Alles, ob es auch zur Zeit dunkel erscheine, und wird erhellet durch das Licht, das Jedwedem eingeboren, so er danach trachtet, das es gezündet werde.

57. Also sage ich euch: Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan. — Denn wer da bittet, der empfängt, und wer da suchet, der findet, und wer da anklopft, dem wird aufgethan so er nicht läßig ist und strenget die Kraft an, daß er den Sieg gewinne.

58. Welcher ist unter euch, da ihn sein Kind bittet um Brot, der ihm einen Stein biete; oder so es ihn bittet um einen Fisch, der ihm eine Schlange biete? — So denn ihr, die ihr doch arg seid, könnet dennoch euren Kindern gute Gabe bieten, wie viel mehr wird der Vater über Alle Gutes geben denen, die ihn bitten.

59. Dieses aber nun ist das erste und höchste Gebot, und mehr als das Gesetz und die Propheten. Alles, was ihr wollet, daß euch der Nächste thun möge, das thut ihm zwiefach.

60. Gehet ein zu eurem Heil durch die enge Pforte; zwar verlocket ihr zur Seite ein breiter Weg, und ihrer sind Viele, die darauf wandeln; doch hat er nicht die Verheißung der Seligkeit, sondern führet in das Verderben. Der Weg aber, der zum Heile führt, ist eng und schmal und Wenige nur sind, die darauf wandeln.

61. Hütet euch vor den falschen Propheten, die da in Schafskleidern zu euch kommen; inwendig aber sind sie reißende Wölfe. — Ein jeder Baum ist zu erkennen an seinen Früchten. Kann man etwa Trauben lesen von den Dornen? — oder Feigen von den Disteln?

62. Ein guter Baum bringet gute Früchte hervor; der von gemeiner Art aber bringet arge Früchte; darum, so ist nun ein Jeglicher zu erkennen an seinen Früchten.

63. Da nun ein Baum nicht gute Früchte trägt, oder leget das Auge durch seine Blüthen, oder ist linde durch seinen Schatten, so bleibet denn nichts anderes, als daß man die Art lege an seine Wurzel, und setze einen guten Baum an seine Stelle.

64. Dieses aber sage ich um der Lehre willen darin wir einhergehen gleich unsern Vätern so manche Zeiten, und haben der Früchte geringe oder keine gezeuget; oder sind gar voll Gift und Galle; so soll es nun ein Ende werden mit ihnen, und soll eine neue Lehre sein, für alle kommenden Zeiten bis an der Welt Ende.

65. Meinet aber nicht etwa, daß Alle die zu mir sagen: Herr! Herr! und tragen meinen Namen auf ihrer Zunge, Theil haben werden an dem Reiche Gottes, das zu begründen ich gesandt bin; sondern die den Willen thun des Ewigen, welcher ist unser rechter Vater wie ich es euch verkündet von Anbeginn.

66. Es werden aber die Tage kommen, wo Viele zu mir sagen werden: Haben wir nicht deinen Namen gepredigt. — Haben wir nicht unter deinem Zeichen die Ungläubigen bekämpft, und das Laster und die Sünde?

67. Haben wir nicht Thaten gethan zu deiner Ehre in allen Landen? — Dann werde ich ihnen bekennen meine Gedanken, und sie werden die Worte hören aus meinem Munde: — Ich habe euch noch nie erkannt; weichet Alle von mir ihr Uebelthäter!

68. Wer nun aber diese meine Lehre vernimmt und trachtet nach ihrem Verständniß, den vergleiche ich einem klugen Manne, der, da er zu bauen gedachte, sein Haus auf einen Felsen baute.

69. Da nun ein Platzregen fiel und ein groß Gewässer kam, die Winde wehten und an das Haus stießen, fiel es dennoch nicht, denn es war auf einen Felsen gegründet.

70. Wer aber meine Lehren höret und achtet ihrer nicht, der ist einem thörichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sumpf baute. — Da nun ein Platzregen fiel, und kam ein Gewässer und wehten die Stürme und stießen an das Haus, da fiel es um und that einen großen Fall.

Das 9. Kapitel.

Jesus sänftigt die Wahnsinnigen, wird von den Pharisäern versucht und eifert gegen sie; heilet eines römischen Hauptmanns Diener, und rettet einer Wittwe Sohn vom Scheintode.

1. Da Jesus nun also geredet hatte, hungerte ihn, und er begab sich heimwärts, sammt seinen Jüngern. Und da er die Schwelle betrat, drängte viel Volks nach, also daß er nicht Raum hatte zu essen, und brachten allerlei Siechе zu ihm, darunter auch etliche, die vom Wahn erfaßt waren, und schrien nach ihm;

3. Da erhob er sich von seinem Mahle, dem Volke zu Willen zu sein, denn es jammerten ihm die Unglücklichen und seine Seele war milde und gut. — Da aber die Jünger, und die welche um ihn waren, sahen sein Gebahren, wollten sie ihn zurückhalten, denn sie fürchteten, daß ihm ein Leides geschehen möge von den Wahnwitzigen.

3. Jesus aber trat mitten unter sie, und redete sanftmüthig zu den Besessenen, also daß er sich ihrer erbarmte und sänftigte ihre Tollheit mit linden Reden in seines Wesens Anmuth. Drob verstummten sie und schämten sich ihrer Narrheit vor dem Weisen um des göttlichen Mahlzeichens willen das in seinem Antlitz geschrieben stand.

4. Die Schriftgelehrten aber, die von Jerusalem herab gekommen waren den Belobten des Volkes zu sehen, hielten dafür in ihrer Thorheit, daß die Kranken von bösen Geistern gepeinigt würden. Desgleichen auch sei Jesus selbst vom Obersten der Teufel eingenommen, und bewaltige durch dessen Ohnmacht die Teufeleien der Kranken.

5. Da trat nun Jesus zu denen heran, die ihn also in seinem Heiligthen verlästerten, da er doch die Gabe von Gott empfangen den Elenden beizustehen in ihrer Bedrängniß als ein rechter Arzt. — Darnach sie also die Gesetze der Natur zu verkehren trachteten, da sie den Gott in ihm als ein teuflisch Wesen wollten auslegen, desgleichen die Schöpfung nimmer gesehen.

6. So sprach er denn nun zu der Rotte seiner Widersacher in einem Gleichniß also: — Was dünket euch, ihr Thoren, in eurer Bosheit? Wie denn kann der Geist der Finsterniß — Finsterniß austreiben? — Wenn ein Reich mit sich selber und unter einander uneins wird, mag es nicht bestehen. Und abermals: — wenn ein Haus mit sich selber uneins wird, muß es untergehn in seinem Hader.

7. Setzet sich nun ein Oberster der bösen Geister wider sich selbst, so kann er nicht bestehen, sondern es ist aus mit ihm. — Also auch kann Niemand einem Starken, da er wach ist, in's Haus fallen und ihn berauben, es sei denn, daß er zuvor gebunden wäre.

8. Wie denn meinet ihr nun, daß ich die bösen Geister austreibe durch den Obersten derselben, wie ihr euch thören lasset in eurer Einfalt? — Saget doch durch wen ihr den bösen Sinn eurer Kinder austreibt? — Wahrlich ich sage euch, dieselben werden dereinst eure Richter sein. — So ich nun aber den bösen Geist durch den Geist Gottes austreibe, so habt ihr denn seines Reiches Beginnen gesehn und solltet euch dessen freuen und fröhlich sein.

9. Denn es genüget mir nicht, daß ihr lässig seid wider mich und hebet den Stein nicht wider mich auf; denn wer nicht mit mir ist, der ist wider

mich: und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet.

10. Wiederum aber sage ich euch dieses: Alle Sünde und Lästerung, die über eure Zunge geht, mag euch vergeben werden; aber die Lästerung wider den heiligen Geist, — das ist: wider den Geist Gottes, der in den Gesetzen der lebendigen Schöpfung waltet, wird dem Menschen nicht vergeben; und also gedenket daran: — Wer in das Mühlrad fällt, der wird zermalmet.

11. Also auch: wer Etwas redet wider des Menschen Sohn, dem mag es vergeben werden: — wer aber wider den Geist des Gesetzes frevelt, der als der Odem Gottes alles Lebendige zusammenhält, dem wird es nicht vergeben: weder in dem Heute noch in allen kommenden Zeiten. — Also hat es der Herr geordnet und wird nimmer anders sein auf Erden.

12. Ihr Otterngezüchte! — wie kann gottelig Reden aus eurem Munde hervor gehen, da doch euer Herz voll Gift und Galle ist. — Weß das Herz voll ist, des geht der Mund über.

13. Wahrlich ich sage euch, und ist gewißlich, daß eine Zeit kommen wird, wo der Mensch bei Leibes Leben wird Rechenschaft geben müssen von einem jeglichen schandbaften Worte, das er geredet. — Da wird es dann heißen: aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt, und nach deinen Worten wirst du verdammet.

14. Da traten zu ihm etliche von den Schriftgelehrten und sprachen: Meister, so es dir gefällt, möchten wir gern ein Zeichen von dir sehen. Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen: das ist die Art der gemeinen Seelen, daß sie nach Zeichen und Wundern jahnden.

15. Seht ihr denn nicht Zeichen und Wunder alle Tage? — Da ich die Siechen heile, und den Armen, die nach Trost wimmern, das Evangelium verkünde? — Da ich zu ihnen von Gott rede und seinem Geiste, der in der lebendigen Schöpfung waltet, auf daß man ihn heilige durch den Gehorsam gegen seine Gesetze? —

16. Oder meint ihr etwa, daß ich dem Jonas nachfolgen soll, von dem man den Kindern am Gestade erzählt, daß er drei Tage in dem Bauche eines Wallfisches gewohnt habe, und weiß doch Niemand, wer den Eingang so gar geweitet hätte.

17. Wohl ist es ein Geheimniß, was der Ewige über Einem verhängt; — was es aber auch immer sei, so fällt darum doch kein Buchstab aus dem Gesetzbuch des Schöpfers.

18. Wahrlich ich sage euch: — die Leute von Ninive, von denen die Mähr redet, daß sie nach Jonas Widerkehr und Predigt Buße gethan haben sollten, — würden, so sie lebten zur Stunde, dieses Geschlecht verdammen, denn hier ist mehr denn Jonas.

19. Also auch würden die Könige von Mittag auftreten gegen dieses Geschlecht und es verdammen, denn sie kamen von den Enden der Erde, Salomonis Weisheit zu hören, und siehe: Hier ist mehr denn Salomo.

20. Wisset nun aber: — wenn der einst der unsaubere Geist von der Menschheit ausgefahren sein wird, durchwandelt er dürre Stätte, sucht Ruhe und findet sie nicht.

21. Da spricht er nun: Ich will wieder umkehren in mein Haus, daraus ich verstoßen bin. — So er aber kommt, findet er es gekehrt und geschmückt.

22. So gehet er denn hin, sucht seines Gleichen und nimmt zu sich sieben andere böse Geister, die wo möglich noch ärger sind, denn er selbst, und wenn sie hinein kommen, wohnen sie daselbst eine Weile.

23. Da sich aber alsdann die Zeit erfüllet hat, so ist ihres Bleibens nicht länger, denn sie werden ausgerottet werden, und ihr Geschlecht wird erlöschen wie ein Irrwisch vor dem Lichte des Tages. — Also wird es diesem Geschlechte ergehen. —

24. Und da Jesus also geredet hatte, ließ er die Thoren in ihrer Thorheit, und setzte sich, daß er sein Mahl hatte, nebst seinen Jüngern, darnach aber wanderten sie mit einander gen Capernaum.

25. Und da man der Stadt nahe gekommen war, traten zu ihm der Juden-Aeltesten einige, die waren gesendet von einem römischen Hauptmann und redeten in dessen Namen, daß

einer seiner Diener, den er sehr werth hatte, krank darniederliege; darum er bat, daß Jesus kommen und ihn heilen möge. Und da die Boten dem Römer befreundet, folgte ihnen der Gerufene willigst.

26. Da sie nun aber nahe heran gekommen waren zu der Wohnung des Heiden, kamen seiner Freunde noch einige heran und brachten Botschaft von ihm, da er dem Begehrten sagen ließ, es ihm etwa widerwärtig sei, unter eines Heiden Dach zu treten, er sich nicht bemühen möge; und eben so habe der Römer sich nicht für würdig gehalten, vor sein Angesicht zu treten.

27. Zwar — ließen die Freunde sich vernehmen — ist er ein Genosse der Obrigkeit, und hat eine Menge Kriegsknechte unter sich, so daß, wenn er zu Einem spricht: Gehe hin! so gehet er; und zu dem andern: komme her, so kommt er; und zu einem Knecht: — thue das! — so thut ers. — Aber über deine Kräfte hat er keine Macht; und glaubet doch, so du ein Wort sprichst, der Knabe gesund wird.

28. Da Jesus das hörte, verwunderte er sich, wendete sich um zu dem Volke und sprach: — Wahrlich einen solchen Glauben habe ich kaum in Israel gefunden; so soll es ihm auch nicht unvergolten bleiben, und ging hinein, daß er den Kranken sehen mochte, und half dem Knaben als ein guter Arzt, daß er alsbald gesund wurde.

29. Darnach begab er sich nach einer Stadt, Naim geheißen, und seine Jünger waren um ihn, so auch allerlei Volk nach der Gewohnheit.

30. Und da die Wandrer nun nahe an das Stadtthor kamen, sahe er einen Todten hinaus tragen und vernahm, daß er der einzige Sohn einer Wittwe sei, und die Mutter weinte bitterlich. — Als Jesus das sahe, jammerte ihn die Frau, und erkundete er von ihr das Siechthum, daran der Knabe verblichen.

31. Und da er es vernommen und Alles wohl erwogen hatte in seinem Gemüte, hieß er die Träger stille stehen und den Sarg öffnen, auf daß er das Antlitz des Todten sehen möge und legte die Hand auf ihn, daß er dem Tode nachforsche.

32. Darnach erhob er seine Stimme und sprach zu der Mutter: — Weine nicht, denn dein Sohn ist nicht gestorben, sondern er lebt. — So rufe du nun seinen Namen nach der Gewohnheit in deinem Hause, und er wird dich hören.

33. Da rief die Mutter ihres Kindes Namen, und der Knabe erhob sich von seinem Lager, begann zu reden, und Jesus übergab ihn seiner Mutter.

34. Drob wandelte nun dem Volk eine Furcht und ein Grauen an, denn es hielt darauf, daß der Herr den Todten auferwecket habe, und preiseten Gott und sprachen zu einander: „Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden!“ und das Gerücht erscholl von Stund an durch das ganze jüdische Land und alle umliegenden Länder, denn des Volkes Thorheit geizte alle Zeit nach Wunderthaten bis zu dieser Stunde.

35. Jesus aber war bescheiden in seinem Herzen, wie Alle, die von Gott begnadet sind durch sonderliche Gaben, und sprach zu dem Volke, wo immer er predigte:

36. Wisset, daß ich Jeglichem bin ein Helfer in seinen Nöthen, da ichs vermag, sonderlich den Kranken, als es einem rechten Arzte geziemet, und nehme dem Tode seinen Stachel, da ich die Einfalt überwinde derer, die sich weise dünken, und überhaupt das Begräbniß, ehe denn sie des Todes Mahlzeichen erprobt haben. Es soll nicht also sein.

37. Darnach auch lehre und predige ich dem Volke, und bringe ihm die frohe Botschaft von dem Reiche Gottes, das dereinst herrschen wird über alle Völker der Erde, auf daß das Thierische untergehe in dem Menschenbilde.

38. Selig sind die meiner Lehre anhangen und widerstreben nicht meinem Eifer zu tilgen was sündhaft ist auf Erden, und lehnen sich nicht auf wider Gottes Gebote, denn der Mensch ist zum Lichte geschaffen, und soll durch sich selber gerecht werden nach der Ordnung, die von Gott ausgegangen ist.

Das 10. Kapitel.

Jesus redet zu den Anhängern des Johannes. — Dieser wird durch Antipater gefangen gesetzt. — Jesus eifert gegen die Städte. — Wird von einem Pharisäer zu Tische geladen und eifert gegen die Schriftgelehrten.

1. Da Jesus nun wußte, daß Viele von denen, die um ihn waren, dem Täufer Johannes anhingen, und hatten sich von ihm taufen lassen, sprach er zu ihnen: — Was seid ihr hinaus gegangen in der Wüste zu sehen? Wollet ihr etwa ein Rohr sehen, das vom Winde bewegt wird? Oder einen Menschen, der in weichen Kleidern einhergeht?

2. Dann seid ihr vergebens gegangen; denn die da in herrlichen Kleidern einhergehen und in ihren Lüsten leben, müßt ihr an der Könige Höfen suchen. Die aber des Geistes voll sind und gehen der Weisheit nach, haben nicht, daß sie ihren Leib pflegen und das Wohlleben ist ihnen ferne. —

3. Oder gedachtet ihr einen Propheten zu sehen? — So wisset denn, daß Johannes mehr ist denn ein Prophet; maßen ein Gesetz waltet in dem Leben der Völker, darnach alle großen Begebenheiten einen Schatten vor sich her werfen, und jedweder ihren Verkündiger hat, ehe denn sie geboren wird.

4. Wie denn auch geschrieben steht: — Siehe ich sende meinen Engel vor deinem Angesichte her, der da bereiten soll deinen Weg vor dir.

5. Heißet ihr nun einen solchen Verkündiger einen Propheten, so ist denn kein Größerer je gewesen denn Johannes der Täufer. — Wahrlich aber: wer der kleinste ist im Reiche Gottes, das zu verkünden ich gekommen bin, der ist größer denn er.

6. Darnach gingen Viele her und ließen sich taufen. — Die Pharisäer aber und Schriftgelehrten verachteten die Mahnung und ließen sich nicht taufen; denn die da berufen sind, das Volk zu lehren, sind meist die allezeit verstockteten und lassen nicht ab im Moder zu klauben, da sie fürchten, daß etwa morgen ihr Tisch nicht gedeckt sein möchte.

7. Es begab sich aber, daß Johannes in seinen Reden nicht Maaß hielt, sondern Könige und Obrigkeiten schalt, ihrer Thaten spottete und ihre Laster verdammte, also daß die Gewalt auf ihn horchte, vor Allem Antipater, des Pilatus Vertreter im Regiment im Piräus; auf den es der Prediger vor Allem abgesehen.

8. Da nun Johannes also in Judäa gewaltig redete, dahin der Arm des Gesetzhabten nicht reichte, blieb die Gefahr ferne von ihm, und legte er seiner Zunge keinen Zaum an, daran sich dann das Volk nach seiner Weise ergötzte und des kein Hehl hatte.

9. Drob wuchs nun Johannes der Muth und achtete der Gefahr nicht nach Piraus überzusetzen, daselbst der Tyrann sein harrete, und legte alsbald die Hand auf den Eiferer, der seinem Rebsweibe vor Allem wehe gethan, und ließ ihn ins Gefängniß setzen als ein Uebelthäter, doch durften seine Jünger ihn besuchen, und war ihm die Außenwelt nicht vollends verhalten.

10. Da nun Johannes also im Gefängniß verwahret saß, und von den Reden und Thaten Jesu vernahm, sendete er zwei seiner Jünger zu ihm und ließ ihn fragen: Bist du es, der da kommen soll, oder haben wir eines Andern zu warten?

11. Jesus antwortete und sprach zu ihnen: — Gehet hin und saget dem Johannes alles, was ihr vernommen und was ihr gesehen habt. — So lasset ihm wissen, daß ich die Kranken heile als es einem rechtschaffenen Arzte geziemet, der die Kräfte des lebendigen Gottes ertorichet hat in seinen Werken rings auf Erden und seinem Odem lauschet in der Schöpfung.

12. Also auch, daß ich nicht auf den Säckel der Siechen schaue, sondern bin sonderlich ein Helfer den Armen, so denn auch der Sünder, da er mich anruft in der Noth, nicht ungetröstet von dannen gehet. Daneben predige ich ihnen allen das Evangelium vom Reiche Gottes, dessen sich die Welt getrösten möge und wird nicht außen bleiben.

13. Und da die Jünger des Johannes hinweg gegangen waren, redete Jesus weiter zu dem Volk, das ge-

kommen war, seiner Rede zu lauschen, und sprach zu ihnen: Wem soll ich die Menschen vergleichen? — und wem sind sie gleich? —

14. Sie sind gleich den Kindern, die auf dem Markte sitzen und lauschen den Harfen und Cymbeln, deßen sie fröhlich sein möchten trotz ihrer Jugend; doch rühren sie sich nicht in ihrer Trägheit. — Da heißt es dann: — Wir haben euch gerufen und ihr habt nicht getanzt; wir haben euch geklagt und ihr habt nicht geweint.

15. Johannes der Täufer ist gekommen: er aß nicht Brot und trank keinen Wein so sagte man: — Er hat den Teufel! — Des Menschen Sohn ist kommen; derselbige ißt und trinkt, wie es sich ziemt, das Leben zu erhalten; — so sagt man, der Mensch ist ein Fresser und Weinsäufer, und geht mit Zöllnern und Sündern um, daß er ihnen Freund sei.

16. So muß sich nun die Weisheit rechtfertigen vor dem Hader der Einfalt, und die da berufen sind ihres Amtes halber der Weisheit dienstbar zu sein, und sind des Tempels und der Gesetze Hüter. — genügen sich, daß sie eine Elle höher stehn, denn die Kinder der Welt, und haben kein Bedenken daran, daß es eine Weisheit gebe außer ihren Büchern. —

17. Darnach begann er nun gegen die Städte zu eifern, denen er so manche Wohlthat erzeigt durch Heilung der Kranken und hatte daselbst dem Volke gepredigt und zu Herzen geredet mit Worten, wie sie nie von seinem vernommen worden.

18. Und erhob seine gewaltige Stimme, da er sprach: Wehe euch ihr Städte Chorazin und Bethsaida! — Wären solche Thaten zu Tyrus und Sidon geschehen, als bei euch durch mich geschehen sind, sie hätten Buße gethan und mich und meine Lehre nimmer verleugnet.

19. Wahrlich aber, es wird diesen Städten vor dem Gerichte der Nachwelt erträglicher ergehen, denn euch.

20. Und du Capernaum, die ich mich vor allen Städten zumeist geliebt, und habe dir Segens die Fülle gespendet, also daß du beneidet warst von allen andern, als die bis an den Himmel erhabene; du wirst verachtet werden und verstoßen von den kommenden Geschlechtern.

21. Denn waren zu Sodom die Thaten geschehen, die bei dir geschehen sind, es würde der Verdammniß entgangen sein. — Ich sage euch aber, es wird den Sodomer Landen vor dem Gerichte der kommenden Völker erträglicher ergehen denn dir. —

22. Darnach erhob er seine Augen gen Himmel und sprach: — Ich preise dich mein Vater, daß du alles das, was du dem versteckten Hochmuth verborgen hast, mir, dem verachteten Unmündigen und Geschmähten offenbartest in deiner Weisheit, und bist mir gnädig gewesen von Anbeginn.

23. Du hast mich geliebt ehe denn meine Tage begannen zu leuchten, wie denn ein Vater seinen Sprößling liebt, ehe denn er geboren ist; und hast mir deine Botschaft übergeben an die Menschheit, ehe denn ich dir danken konnte, da ich noch schlummerte eine Weile in meinem Geiste, bevor ich erwachte und durchschaue die Dinge in ihrer verborgenen Tiefe.

24. So bin ich denn von Niemanden erkannt als nur von dir, mein Vater, und Niemand kennt dich in deiner Unendlichkeit und Verborgenheit so wie ich dich erkenne, darum ich berufen bin es der Welt zu verkünden, und zu offenbaren den Kindern der Erde, wie lieblich dein Wesen ist.

25. So denn neiget euch zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid, und in der Finsternis wandelt: — ich will euch erquicken, da ich euren Geist erleuchte und öffne eure Augen für die Wahrheit, die aus Gott ist.

26. Nehmet auf euch mein Joch, zu tragen die Bürde der Pflichten, wie sie der Schöpfer geordnet in seiner Weisheit für alle seine Kinder und laßet dahinten den Aberwitz der alten Gesetze.

27. Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und beuge mich dem Willen deßen, der das Alles weise geordnet, in Demuth, auch wo ich seine Wege nicht fasse oder verstehe. Also werdet auch ihr Ruhe finden für eure Seelen, denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.

28. Da nun Jesus also geredet, bat ihn ein Pharisäer, daß er mit ihm das Mittagmahl äße; und er ging hinein und setzte sich zu ihm wie derselbe gebeten. — Da aber der Pharisäer sah, daß jein Gast sich nicht vor dem Essen gewaschen, verwunderte er sich dessen, und hielt nicht hinten mit seinem Tadel.

29. Jesus aber erhob sich gegen ihn und sprach: — **Was dünket ihr euch doch groß in eurer Thorheit! — Auswendig haltet ihr die Becher und Schüsseln reinlich; euer Inwendiges aber ist voll Raubes und Bosheit.**

30. **O ihr Thoren! wähnt ihr denn, daß inwendig rein sei, wenn es auswendig gleißet?** — Gebet Almosen nach der Summe eurer Schätze, das ist die wahre Reinlichkeit.

31. Ihr seid gewissenhaft in nichtigen Dingen und verzehntet Dille, Raute und allerlei Kraut: aber die Gerechtigkeit und die Liebe Gottes sucht ihr zu umgehen. Das Eine sollte man thun und das andere nicht lassen. — Ihr sitzet aber gern oben an in den Schulen und wollet gegrüßet sein auf dem Markte. —

32. Wehe euch, ihr Heuchler! — Ihr seid wie die verdeckten Gräber, die Wohnungen der Todten, darüber die Leute hin und wieder gehen, und kennen nicht die darunten schlummern.

33. Da antwortete Einer von den Schriftgelehrten, und sprach zu ihm: — Meister, du schmähest auch uns mit deinem harten Reden.

34. Jesus antwortete: — Es sollte auch also sein, denn ihr belastet die Menschheit mit unerträglicher Bürde und rührt sie nicht mit einem Finger an. Eure Väter haben die Propheten getödtet; ihr aber bauet ihrer Weisheit die Gräber.

35. Die Vorsicht des Herrn sendet Propheten und Apostel unter die Menschen; ihr aber verfolget und tödtet sie, weil sie euch nicht die Ehre erweisen, eure Narrethei für Weisheit hinzunehmen.

36. So denn fordere ich im Namen Gottes aller der Propheten unschuldig vergossenes Blut von diesem Geschlechte, das die Erde getrunken hat seit den ältesten Tagen; von Abels Blut an, bis auf das Blut des Zacharias, der umkam zwischen Altar und Tempel.

37. Auf Moses Stuhl sitzet ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, auf daß ihr dem Volke lehret was recht ist; so möget ihr daselbige aber auch selber halten und thun. — Es liegen aber eure Worte fern ab von den Werken.

38. So ihr aber gute Werke verrichtet, geschieht es nur, daß sie von den Leuten sollen gesehen werden. Ihr machet eure Denkzettel breit und die Säume groß an euren Kleidern.

39. Wehe drum euch! die ihr den Menschen das Himmelreich versperret, ihr selber aber werdet auch nimmermehr hineinkommen, denn was die Weisen bauen, das reißen die Thoren nieder.

40. Wehe euch Heuchler, die ihr der Wittwen Häuser freßet, und wendet lange Gebete vor, ihr werdet deito mehr Verdammniß empfahen.

41. Ihr umziehet Wasser und Land, daß ihr irgend Einen zum Judengenossen anwerbet und wenn er es geworden ist, macht ihr aus ihm einen Heuchler zweifaltig mehr denn ihr selber seid.

42. Wehe euch ihr verblendeten Lügner, da ihr lehret. — Wer da schwört bei dem Tempel, dessen Eid ist nicht gültig, wer aber schwört bei dem Golde an dem Tempel, dem soll es beglaubigt sein. — Ihr Narren und Blinde, was ist größer, das Gold oder der Tempel, der das Gold heiligt? —

43. Oder wer da schwört bei dem Altar: — das ist nichts. — Wer aber schwört bei dem Opfer auf demselben, der hat gültig geschworen. — Ihr Thoren: was ist denn wichtiger, das Opfer oder der Altar, der das Opfer heiligt? —

44. Dieses aber sage ich euch: Wer da schwört bei dem Altar, der schwört bei demselben nebst Allem was darauf und daran ist. Und wer da schwört bei dem Tempel, der schwört bei demselben sammt Allem was daran und darinnen ist. Und wer da schwört bei dem Himmel, der schwört bei dem Stuhl Gottes, und bei dem, der darauf sitzet.

45. Wehe über euch Schriftgelehrten und Pharisäer! ihr verblendeten Anführer, die ihr Mücken seiget und Kameele verschlucket! Ihr Heuchler! von

außen scheint ihr den Menschen fromm, inwendig aber seid ihr voll Falschheit und Untugend.

46. Den Propheten bauet ihr Gräber und schmücket die Gedenkstätten der Gerechten; und sprechet: — Wären wir zu unserer Väter Zeiten gewesen, so wollten wir nicht theilhaftig gewesen sein mit ihnen an der Propheten Blut.

47. So gebet ihr nun Zeugniß über euch selbst, daß ihr Kinder seid derer, die die Propheten getödtet haben und werdet nicht davor erschrecken daß ihr das Maaß eurer Väter erfüllet.

48. O Jerusalem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten und steinigst die, welche zu dir gesandt sind! — Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein versammelt unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt. — Siehe, euer Haus soll euch wüste gelassen werden.

49. Denn dieses sage ich euch: — Es wird die Stunde kommen, da ihr mich nicht sehen werdet, bis daß ihr sprechet: Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn.

Das 11. Kapitel.

Jesus und die Sünderin. — Er geht an das Ufer des Meeres, gefolgt vom Volk und etlichen Frauen, besteigt ein Schiff und predigt vom Säemann und dem Reiche Gottes.

1. Da nun Jesus geredet hatte in der Behausung des Phariſäers, der ihn zu Gaste geladen, und die Schalkheit seines Wirths wohl ermessen mochte, wußte er doch nicht wo es mit ihr hinaus wollte, und speisete getrost mit seinem Todtfeinde, denn er war sich des Geistes bewußt, jeglicher Schalkheit gegenüber wehrhaft zu sein.

2. Darnach aber offenbarten sich alsbald die Ränke des Heuchlers gegen ihn; denn man hatte ein Weib gedungen, an welchem ein böser Leumund haftete, denn sie war eine Sünderin und schändete die, welche mit ihr in Gemeinschaft kommen mochten. Jedoch war sie reuig und getröstete sich der Vergebung ihrer Sünden aus früheren Tagen; und das Weib hieß Magdalene.

3. Dasselbe aber trug einen Zierrath in sich, nemlich ein dankbar Herz, denn der Herr hatte sie einst von einem schweren Siechthum geheilt und war solches bei ihr unvergessen. — So brachte sie nun einen Krug, gefüllt mit kostbaren Salben, neigte sich zu den Füßen Jesu, weinte und begann dieselben zu küssen und zu netzen mit ihren Thränen. Darnach trocknete sie die Füße mit ihrem Haar und salbte sie mit köstlicher Narde, nach der Weise ihres Volkes.

4. Da gedachte nun Schimeon, der Phariſäer, der ihn geladen hatte — bei sich: — Wäre dieser ein Prophet, so dann würde er wissen, welch eine Sünderin dieses Weib ist, das ihn anrühret; — und fand also einen Makel an ihm.

5. Jesus aber las des Herzens arge Gedanken in dem Antlitz des Phariſäers, und sprach zu ihm: — Höre mich an und vernimm was ich dir zu sagen habe und derselbe neigte sein Ohr zu hören was sein Gast von ihm begehre.

6. Jesus aber sprach zu ihm dieses Gleichniß: — Es hatte ein Wucherer zween Schuldner; der eine schuldete ihm fünfhundert Groschen; der andere fünfzig.

7. Da sie aber beide nicht hatten zu zahlen, schenkte er ihnen ihre Schuld. — Nun sage an: welcher von beiden wird ihn am meisten lieben? —

8. Der Phariſäer antwortete: Ich erachte der, welchem er die größere Schuld erlassen; — und Jesus sprach: du hast richtig geurtheilt.

9. Darnach wendete er sich zu dem Weibe und sprach zu Schimeon dem Phariſäer: Siehe dies Weib an! — Du hast mich geladen in dein Haus, und wolltest mich glauben machen als ob du mir Freund wärest; doch erkannte ich deines Herzens Tücke, denn du hast mir nicht einmal Wasser gegeben meine Füße zu waschen; diese aber hat meine Füße mit ihren Thränen genetzet, mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet, und nicht abgelassen sie zu liebkosen.

10. Du hast mein Haupt, da ich doch

dein Gast war, — nicht mit Oel gesalbet; sie aber hat meine Füße mit kostbarer Narde gesalbet als ein Zeichen daß sie dankbaren Herzens, und nicht vergessen bei ihr sei, was ich einstmals an ihr gethan; desgleichen selten erfunden wird.

11. Dieses aber sage ich dir: — Ich habe ihres Herzens Tiefen wohl erkannt, und erforschet, daß sie nicht zu den verlorenen Schafen zählet, darum auch sind ihr ihre Sünden vergeben.

12. Da fingen an Einige, die mit ihm zu Tische saßen, und flüsterten unter einander: wer ist dieser, daß er sich vermißt Sünden vergeben zu wollen? —

13. Jesus aber sprach zu dem Weibe: — Halte dich aufrecht in deiner Reue, wie du mirs einstmals zugesagt. Tilge deine Flecken, da du fortan lautere Bahnen wandelst, und deine Schuld ist dir erlassen. Dein Glaube hat dir geholfen. Ziehe hin in Frieden.

14. Darnach erhob er sich und wanderte mit seinen Jüngern durch Städte und Märkte, daneben auch folgte ihm abermals viel Volks und unter ihnen eine Schaar, die an ihn glaubte; und er verkündete ihnen das Evangelium vom zukünftigen Reiche Gottes auf Erden durch eine Wiedergeburt der Menschheit, kraft der aus Gott geborenen heiligen Vernunft.

15. Also auch folgten ihm etliche Frauen, die er einstmals geheilt, als ein Kundiger von sonderlichen Krankheiten und trugen es ihm nach in einem dankbaren Herzen; darunter auch Maria mit dem Zunamen Magdalena, welche von siebenfachen Uebeln behaftet gewesen war.

16. Wiederum auch Johanna, das Weib des Chuza, Hofmeister des Herodes; — Susanna, Maria Kleophas und mehre Andere, die ihm zugethan waren, und für sein leiblich Wohl sorgten, also daß sie von ihrer Habe zusammenthaten, damit er nicht Mangel leide an dem was das Lebens Nothdurft fordert.

17. Und da er nun auf seinem Wege an des Meeres Ufer gelangte, und mit ihm eine große Schaar derer, die seiner Lehre harrte, war nicht Raum daselbst für ihn zu ruhen, und wurde bedrängt von allen Seiten, darum er abermals in ein Schiff trat und sprach also zu dem Volke:

18. Es ging ein Säemann aus zu säen seinen Samen; und da er seine Hand austhat ihn zu verstreuen, fiel Etliches an den Weg; da kamen die Vögel und fraßen ihn auf oder wurde vertreten von den Leuten, die hin und wieder gingen.

19. Abermals dann fiel Etliches auf das Steinichte, wo nicht viel Erde war, und ging bald auf, darum daß es nicht tief lag. —

20. Da nun aber die Sonne ihren Schein verbreitete über die grünen Keime, verdorrten sie, darum, daß sie nicht Erde hatten, Würzeln zu treiben.

21. Etliches fiel unter die Dornen, und die Dornen wuchsen auf und erstickten es.

22. Etliches aber fiel auf ein gut Land, daselbst es freudig keimte und aufwuchs, also daß es Früchte trug, hundertfältig, sechszigfältig und dreißigfältig. Wer Ohren hat zu hören, der höre.

23. Da traten der Jünger Etliche zu ihm heran und sprachen: Meister, warum redest du doch allezeit zu dem Volke in Gleichnissen?

24. Er antwortete und sprach zu ihnen: — Euch ist gegeben, daß ihr das Geheimniß des Himmelreichs vernehmt; dem Volke aber ist es nicht gegeben.

25. Wer nun aber hat empfangen die Gabe der Erkenntniß von oben, und fasset es wohl was ihm geboten wird von den Schätzen der Weisheit, dem wird es leicht, daß er des Segens die Fülle habe.

26. Wer aber nicht hat die Gabe der Erkenntniß, und daß er erfasse was ihm am Gesetz geboten wird, und gehet an ihm vorüber, da er es doch ergreifen möchte, der verliert auch noch das Geringe was er besitzet in seinem Glauben und gehet vollends leer aus.

27. Darum denn rede ich zu ihnen durch Gleichnisse, auf daß sie es fassen mögen. Denn diese Menschen haben Augen und sehen nicht, und sie haben Ohren und hören nicht; denn ihr Geist ist verkrüppelt in der falschen Lehre, und in ihrem Wesen regt sich das Thier.

28. Also auch sprach der Prophet Jesaias in seiner Weisheit. — Mit den Ohren werdet ihr es hören, und doch

nicht verſtehen, und mit den ſehenden Augen werdet ihr's ſchauen und es doch nicht vernehmen.

29. So iſt nun auch dieſes Volkes Herz verſtockt. — Ihre Ohren hören übel und ihre Augen ſchlummern; darnach iſt wenig Erwartung, daß ſie dereinſt begreifen werden und verſtehen was ich ihnen geredet und gelehrt habe, heute und viele Tage, und werden es auch nicht erkunden können, obwohl ſie es gern möchten.

30. Darnach aber ſage ich euch: — Es wird eine Zeit kommen, ob ſie auch ferne iſt, wo die Gerechten und Weiſen im Volke möchten begehren zu ſehen was ihr ſehet, und habt es dennoch nicht wahrgenommen; und zu hören was ihr hört und könnt es dennoch nicht erzählen. — So vernehmt nun das Gleichniß von dem Säemann.

31. Wenn einer höret das Wort von dem Reiche Gottes, das ich verkünde, und es doch nicht faſſen kann, obwohl er meine Worte vernommen, und kommt doch kein Verſtändniß in ſeine Seele: — ſo iſt dann vergebens geweſen was er gehört, und des Tages Gewohnheit und die Argliſt der Sinne nehmen es hinweg, und das iſt der Saame, der an dem Wege iſt verſtreuet worden.

32. Der aber auf das ſteinige Erdreich iſt geſtallen, mag zu vergleichen ſein dem, der meine Worte hört, und ſie raſch und mit Freuden aufnimmt. — Allein obwohl der Saame Keime treibt, ſo treibt er doch keine Wurzeln und verkommt alsbald, zumal wenn ſich Trübſal und Verfolgung erhebt um meiner Lehre willen und iſt kein Gewinn dabei für alle Zeiten.

33. Der Saame aber, der unter die Dornen geſäet worden, iſt zu vergleichen dem, der das Wort hört und eine Weile bei ſich aufnimmt. Die Sorge dieſer Welt und die Verlockung des Reichthums aber erſtickt es alſobald und gelangt deshalb nicht zum Gedeihen, viel weniger denn zu einer ſegensvollen Erndte.

34. Wo aber der Saame in ein wohlgeackert Land geſtreut worden und gedeihlich aufgeht und zur Frucht heranwächſt, dem iſt vergleichbar der, welcher das Wort höret und verſtehet, auch deſſelben pfleget, alſo daß es reichlich Früchte trägt.

35. Abermals aber iſt das Reich Gottes zu vergleichen einem Menſchen, der guten Saamen ſäete auf ſeinen Acker. Da aber ſeine Leute ſchliefen, kam ein Feind daher, der ſäete heimlich Unkraut unter den Weizen, und ſchlich davon.

36. Da nun das Korn aufging und wuchs heran, erhob ſich auch zugleich das Unkraut; und die Knechte, da ſie ſolches wahrnahmen, traten zu des Feldes Eigner heran, und ſprachen zu ihm: Herr, ſiehe doch den Acker an! — woher kommt alle das Unkraut, da du doch guten Weizen geſäet haſt?

37. Der Herr aber erkannte alsbald die That eines Feindes, und wehrte den Knechten, die das Kraut ausjäten begehrten, damit ſie nicht auch den Weizen zertreten und mit dem Kraut ausraufen möchten.

38. Und ſprach zu ihnen: Laſſet beides mit einander aufwachſen bis zu der Erndte, da werde ich zu den Schnittern ſagen: Sammelt mir zuvor das Unkraut und bindet es in Bunden, auf daß es zerſtreuet werde vor dem Vieh, den Weizen aber ſammelt in meinen Scheunen.

39. Es wird aber dereinſt eine Zeit kommen wo dann der gute Weizen, den ich ausgeſäet habe, und aufgegangen iſt — vom Unkraut alſo überwuchert worden, daß der edeln Frucht kaum wenige Halme zu ſchauen ſein werden, und wird mit der Erndte mißlich ſtehn, da das Unkraut übermächtig worden, und werden nicht Hände genug ſein zum Ausraufen. Doch ſoll demſelben Rath werden.

40. Und abermals iſt das Himmelreich zu vergleichen einem Senfkorn, das ein Menſch nahm und pflanzte es auf ſeinen Acker. Und ob es ein unſcheinbar Korn iſt, gedeiht es doch nach dem Aufgehn mächtig, alſo daß die Vögel unter dem Himmel ſuchen ſeine Zweige, darunter zu wohnen.

41. Wiederum aber auch iſt das Himmelreich einem geringen Sauerteige zu vergleichen, den ein Weib nahm und vermengte ihn unter drei Scheffel Mehl, bis daß es ganz davon durchſäuert war und gab ein ſchmackhaft Brot ihren Kindern.

42. Also auch werden meine geringen Worte die Erde durchwandern: und ob man sich ihrer erwehren möchte und die Thüren vor ihnen verschließen, werden sie dennoch durch die Spalten dringen, und Segens die Fülle bringen, so man sich dessen gedulden will eine Weile.

43. Also redete der Herr zu dem Volke in Gleichnissen, allezeit, und ohne deren redete er nicht zu ihm.

44. Und da diese seine Rede vollendet war, entließ er das Volk, und kehrte mit seinen Jüngern heim in die Stadt. —

45. Darauf als man sich bewahrt wußte vor den Lauschern, traten der Jünger Einige zu Jesu heran, und sprachen: Sage an, Meister, was ist es mit dem Gleichniß vom Unkraut auf dem Acker? —

46. Jesus antwortete ihnen: — Des Menschen Sohn ist es, der da guten Saamen säet. Der Acker aber ist die Welt. Der gute Saame, das sind die Kinder des Gottesreichs, die die Vernunft in Ehren halten und leben und handeln nach deren Gesetzen mehr als nach den Geboten der Thoren, die sich weise dünken, und haben ihre Schätze aus den Gräbern der Vorzeit herüber geschleppt, die dem Leben nicht frommen.

47. Das Unkraut aber sind die Kinder der Bosheit und Tücke, die da die Menschen verlocken zu allerlei Narrentheiding und bösen Gelüsten. — Der Feind aber, der das Unkraut säet, das ist die Unvernunft die von Gott und seinen natürlichen Gesetzen abgefallen.

48. Die Erndte aber ist das Ende dieser Zeiten und mancher kommenden, da die Unvernunft, und die Lieblosigkeit wird gerichtet werden. Die Schnitter aber, das sind die Boten Gottes auf Erden, die da der Gerechtigkeit und der Weisheit dienstbar sind, und die Liebe zum Gesetz erheben.

49. Meine Lehre aber wird die Schnitter erwecken von ihrem Schlummer und sie auf die Tenne senden, die Frucht zu säubern von dem Unkraut, auf daß es zerstreuet werde und ausgerottet von der Erde. — Zu der Zeit dann werden die Menschen zu Engeln erhoben sein.

50. Abermals dann ist das Himmelreich zu vergleichen einem verborgenen Schatze, welchen ein Mensch fand und verbarg ihn in einen Acker. Da nun ein Anderer des kundig worden, verkaufte er freudig Alles was er hatte, daß er den Acker erwerben möge, da der Schatz vergraben worden.

51. Wiederum dann auch ist das Himmelreich gleich einem Kaufmann, der gute edle Perlen zu erwerben ausging, und da er derselben einige ausgelegt fand, verkaufte er alle seine Habe, auf daß er die Perlen dafür ertehen möge.

52. Letztlich aber ist das Himmelreich vergleichbar einem Netze, das ins Meer geworfen worden, allerlei Fische und desgleichen zu fahen. — Und da es nun erfüllt ist mit dem Fang, ziehen es hervor die, welche am Ufer des Zuges harren; und da es geschehen, lesen sie aus dem Fange die guten zusammen in ein Gefäß, die andern aber werden verworfen. —

53. Da nun Jesus also geredet und des Volkes immer mehr worden, seiner Rede zu lauschen, drängte sich herzu einer seiner Jünger, und kündete ihm, daß seine Mutter und die Brüder sein harrten und nicht zu ihm gelangen konnten.

54. Jesus aber antwortete: Meine Mutter und meine Brüder sind die, welche meiner Lehre anhangen und darnach handeln, und ging hin, daß er die Seinen empfangen möge, und weilte lange mit ihnen.

Das 12. Kapitel.

Jesus und ein Schriftgelehrter. — Die Jünger besteigen mit ihm ein Schiff. Johannes der Täufer wird enthauptet. — Jesus ersteigt einen Berg und betet daselbst. Erreicht die Jünger auf dem Wasser. — Erregt Anstoß mit einem Gleichniß, predigt dem Volke am andern Ufer, und erregt Anstoß durch ein Gleichniß.

1. Da nun Jesus das Volk entlassen hatte, trat zu ihm ein Schriftgelehrter und sprach: Meister, deine weisen Reden haben mich bezwungen, so du es mir gestatten will ich dir folgen wohin du gehst.

2. Jeſus antwortete und ſprach zu ihm: — Begehre nicht was dir bernach gereuen möchte. Die Füchſe haben Gruben und die Vögel haben ihre Neſter, aber des Menſchen Sohn hat nicht, da er ſein Haupt hinlegen könne. Warum wolltеſt du mein Geſchick mit mir theilen? —

3. Darnach auch trat ſeiner Jünger einer zu ihm heran und ſprach: — Herr erlaube mir, daß ich hingehe, ehe wir den See kreuzen und zuvor meinen Vater begrabe. — Jeſus ſprach: Laſſe du die Todten ihre Geſtorbenen begraben, und folge mir, und trat in das Schiff ſammt ſeinen Jüngern, nach jenſeits überzufahren, und ſtießen vom Ufer.

4. Da ſie nun etwa auf die Mitte des See's gekommen waren, entſchlief Jeſus und ſchlummerte auf einem Kiſſen. — Es kam aber alsbald eine Windsbraut auf dem See, alſo daß die Wellen über das Schiff hingingen, und die Jünger entſetzten ſich und waren voll Furcht.

5. Da traten Einige derſelben eiligſt zu Jeſus, weckten ihn und ſprachen zu ihm: Meiſter! Meiſter! ſiehe auf, wir verderben! — Da ſtand er auf, erhob den Blick zum Himmel und ſahe, daß das Schiff ſoeben aus des Wirbels Kreiſe herausgetreten war und das Meer ward ſtille.

6. Da glaubten die Jünger, daß das Meer unterthänig ſei ihres Herrn Gebot und ſprachen unter einander: Wer iſt doch dieſer, daß er dem Winde und den Wellen gebietet und ſie gehorchen ihm? — Und den Jüngern wandelte eine Furcht an, da ſie nicht wußten das Geiſtesbuch zu deuten in der lebendigen Natur, gleich dem Herrn.

7. Jeſus aber, da er deſſen gewahrte, ſprach zu ihnen: O ihr Kleingläubigen! — Wiſſet, meine Stunde iſt noch nicht gekommen, daß ich abſcheide, ehe denn mein Werk vollbracht iſt; — Die Hand des Herrn aber iſt über mir alle Tage. —

8. Zu der Zeit aber kam das Gerücht von Jeſu Thaten und Predigten auch zu den Ohren des Vierfürſten Herodes, der den Täufer Johannes durch Amtsleute hatte ins Gefängniß legen laſſen.

9. Denn derſelbe hatte öffentlich geredet gegen die Ehelichkeit des Fürſten mit ſeines Bruders Philippus Weib und hätte ihn wohl vollends getödtet, doch fürchtete er ſich deſſen vor dem Volk, das Johannes verehrte als einen echten Propheten und möchte etwa aufſtehen wider die Gewalt.

10. Da nun Herodes ſeinen Jahrestag feierte, und alle die Gäſte verſammelt waren, tanzte die Tochter des Philippus und ſeines Weibes Herodias vor den Augen der Menge und gefiel ſolches dem Vierfürſten Herodes über die Maßen wohl, alſo daß er dem Kinde mit einem Eide verhieß, ſo ſie ſich etwas von ihm erbitte, und ſei es die Hälfte ſeines Königreichs, ſolle es ihr gewährt ſein.

11. Da aber der Mutter Schalkheit dieſen Fall zuvor erwogen und beredet hatte mit ihrer Tochter, ſprach das Mädchen zu Herodes: Wohlan! ſo iſt denn mein Begehr: — daß mir gebracht werde das Haupt Johannes des Täufers auf einer Schüſſel.

12. Als nun der König das vernahm, ward er ſehr traurig, denn im Herzen war er dem Johannes nicht vollends gram, hatte ihn auch mehrmale in ſeinem Gefängniß geſehen und ſeiner Rede gelauſcht.

13. Allein um des Eides halben und derer, die mit ihm zu Tiſche geſeſſen und ſein Verſprechen gehört hatten, mochte er ſein Wort nicht brechen, und ſandte Boten hinzu thun, wie von ihm begehrt worden.

14. So geſchah es denn, daß Johannes im Gefängniß enthauptet und ſein Haupt auf einer Schüſſel hereingetragen und dem Mägdlein gegeben wurde vor allen Leuten, darnach brachte es dieſelbe ihrer Mutter. —

15. Die Jünger aber des Gemordeten nahmen ſeinen Leib und begruben ihn, darnach verkündeten ſie Jeſum was ſich begeben hatte mit ſinem Freunde.

16. Und da derſelbe die Grauſamkeit des Tyrannen vernommen, fürchtete er ſich vor ihm und entwich mit ſeinen Jüngern gegen das Meer hin, auf daß er ſich jenſeits deſſelben in die Einſamkeit begäbe und zu Gott bete.

17. Das Volk aber, da es deſſen inne ward, folgte ihm bis an den Saum der Gewäſſer und drängte Jeſus ſammt

den Jüngern, denn es waren abermals der Siechen eine Menge, die geheilt sein wollten.

18. Alsbald aber trieb Jesus seine Jünger, daß sie in ein Schiff traten und vor ihm hinaus fahren möchten bis er das Volk befriedigt und von sich gelassen haben werde. Und also geschah es.

19. Und da er dem Volke zu Willen gewesen war, als ein Helfer in allerlei Nöthen des Leibes und der Seelen, entließ er dasselbe und stieg unfern des Ufers auf einen Berg, nach seiner Gewohnheit, da er mit Gott zu reden gedachte und betete daselbst am Abend, bis es fast spät geworden und die Nacht herein gebrochen war.

20. Da er nun aber herabgestiegen an das Gewässer, fuhr das Schiff noch immer nicht ferne mit den Jüngern, denn der Wind war ihm entgegen und es kämpfte mit den Wellen.

21. Da gedachte der Herr wie er zu seinen Jüngern gelangen möchte. — Es war aber schon in der vierten Nachtwache und kein Schiffer rings am Ufer zu sehen.

22. Und da er die Blicke umherwarf, gewahrte er im Schilfe gar einen kleinen Nachen, der an einem Strauche gefestet war, und wußte schon vom Tage zuvor her, daß er des Schiffers Eigenthum sei, mit dem die Jünger auf dem See waren.

23. Darum zog er alsbald das Kähnlein hervor, und bestieg dasselbe, ob es ihn gleichwohl kaum zu tragen vermochte, nahm auch die Ruder in seine Hände und fuhr hinaus, die Jünger einzuholen.

24. Und da er dem Schiffe nahe gekommen war, stand er aufrecht in seinem Nachen und rief seine Jünger. — Da es aber Nacht war und Finsterniß herrschte, vermeinten dieselben als gehe er auf dem Wasser und fürchteten sich vor ihm, also daß Einige schrieen: Es ist ein Gespenst.

25. Alsbald aber redete Jesus mit ihnen und sprach: — Seid getrost, ich bin es, fürchtet euch nicht!

26. Petrus aber, der allezeit der Muthigste war, antwortete ihm und sprach: — Herr bist du es, so heiße mich zu dir kommen auf dem Wasser.

27. Und der Herr, da er nahe herzu gekommen war, antwortete ihm: — Komm her, auf daß du mich in das Schiff heben mögest. — Da trat Petrus hinaus in den Kahn, darinnen Jesus stand.

28. Da aber das Schifflein nicht Raum hatte, zween Männer zu tragen, hob Petrus an zu sinken und schrie überlaut: — Herr hilf mir! — wir versinken.

29. Jesus aber streckte die Hand aus nach dem Schiffe sich daran zu halten und faßte Petrus mit der andern, daß er ihn aufrecht halte und sprach: — Du Kleingläubiger, warum denn zweifelst du: — Konnten du meinen, ich hätte dich gerufen, daß du versinken möchtest?

30. Und sie traten in das Schiff daselbst die Jünger gereicht standen sie zu empfangen. Etliche aber fielen vor Jesum nieder und sprachen: — Wahrlich du bist Gottes Sohn! — denn sie vermeinten noch immer, daß er auf dem Wasser gegangen sei. — Darnach schifften sie hinüber und kamen in das Land Genezareth.

31. Da aber die Leute sein gewahr wurden, erscholl das Gerücht von ihm in der ganzen Gegend umher und brachten zu ihm viele Kranke, denen er hülfreich war und heilte ihrer so Manche er immer vermochte.

32. Es waren aber auch Viele daselbst, die Jesus zum ersten Male begegneten, und wußten nichts von ihm als was das Gerücht ihnen zugetragen, von allerlei Zeichen und Wunderwerken und dürsteten danach ein Gleiches von ihm zu sehen.

33. Darnach traten zu ihm heran Einige aus dem Volk und sprachen: Herr, was thust du für ein Zeichen, auf daß wir sehen und glauben an dich? — Unsere Väter haben Manna gegessen in der Wüste, wie geschrieben steht: — Er gab ihnen Brot vom Himmel zu essen.

34. Da sprach Jesus zu ihnen: — Wahrlich ich sage euch: Moses hat euch nicht Brot vom Himmel gegeben, sondern mein Vater giebt euch das rechte Brot vom Himmel durch mich.

35. Denn die Speise, die ich euch biete, die ist es, die ein neues Leben in euch erwecket, von dem ihr nicht wisset, denn ihr kennet euer eigen Wesen nicht,

und begreift nicht was Noth thut in Ihren vor Gott zu erscheinen.

33. Da sprachen sie zu ihm: Herr gieb uns allwege solches Brot. —

34. Jesus antwortete: — Ich bin das Brot des Lebens, das vom Himmel kommen ist; wer zu mir kommt, der findet die rechte Speise und wird nicht hungern; und wer an mich glaubt und meiner Lehre anhängt, dem wird nimmermehr dürsten.

35. Wenn ihr aber alle meine Lehren gehört und alle meine Thaten gesehen habt, so glaubet ihr dennoch nicht. — Alle aber, die zu mir kommen und meiner Lehre anhängen, die sind durch Gott erleuchtet, daß sie der Wahrheit nachgehen, und wer zu mir kommt, der ist willkommen wie geringe er auch erscheinen möge.

36. Denn ich bin gekommen, nicht daß ich meinen Willen thue, sondern des, der mich gesandt hat. — Das aber ist der Wille des Vaters, daß ich nichts verliere von Allem, was er mir gegeben hat; sondern daß ich die Geister erwecke und erlöse sie aus des Grabes Finsterniß, darin die Menschheit schmachtet so manche Zeiten.

40. Da murrten nun einige darüber, daß er gesagt: — Ich bin das Brot, das vom Himmel kommen ist, und sprachen: Ist dieser nicht Jesus, Josephs Sohn, dessen Vater und Mutter wir kennen? — Wie denn spricht er: Ich bin vom Himmel kommen?

41. Jesus sprach zu ihnen: Murret nicht unter einander, sondern forschet in meinen Worten, auf daß ihr erfahret wie ichs meine.

42. Es kann Niemand zu mir kommen und meiner Lehre anhängen, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat, seinen Willen zu verkünden auf Erden. — Meine Lehre aber wird die Geistestodten auferwecken zu einem neuen Leben.

43. Es stehet geschrieben in den Propheten: Sie werden alle von Gott gelehret sein. — Wohlan, ich bin es, der euch lehret von unser Aller Vater, und wer es begriffen hat, der kommt zu mir.

44. Es ist aber Niemand unter euch, der den Vater erkannt hat in seinem Willen, außer dem, der zu euch redet von seinem Vater; wer aber meiner Lehre folgt, der hat das ewige Leben, denn der Wille Gottes ist ewig wie die Welt und nicht wandelbar wie der Menschen Wille.

45. Darum aber verkünde ich euch: Ich bin das Brot des Lebens. Eure Väter haben Manna gegessen in der Wüste und sind gestorben. Ich aber reiche euch das Brot, das vom Himmel kommt, auf daß wer davon ißt, ein neues Leben beginne, und übertrage es seinen Kindern und Enkeln, also wird die Menschheit, nemlich das Geschlecht der Menschen, den Tod nicht schmecken.

46. Darum denn so lasset es euch nicht wundern, wenn ich sage: ich bin das lebendige Brot, was vom Himmel kommt und daß wer von diesem Brote ißt, leben wird in Ewigkeit. Denn eben wie das Brot, das von euren Feldern kommt, das irdische Leben schafft; also schafft das Brot, das vom Himmel kommt, ein neues Leben im Geiste und wird nimmer erlöschen.

47. Meinet aber nicht etwa, daß es ein so gar Leichtes sei, euch diese Speise zu reichen vor den Schalksaugen derer, die da meinen berufen zu sein, die Geister zu lehren von göttlichen Dingen und führen sie doch in die Irre.

48. Sie fahnden auf mich in ihrer Bosheit, und neben dem Brot, das ich euch darbiete, will man, daß ich auch mein irdisch Fleisch zum Opfer darbringe für die Menschheit zum Dank dafür, daß ich sie aus der Finsterniß erlöse. —

49. Da nun das die Juden hörten, zankten sie unter einander und sprachen: — Wie kann nun dieser uns sein Fleisch zu essen geben wollen? —

50. Jesus sprach: Ihr Thoren! was ereifert ihr euch des, als wollte ich euch mein leiblich Fleisch und Blut zur Speise geben, da ich doch mit eurem leiblichen Wesen nichts zu schaffen habe, es sei denn der Siechen halber. — Wahrlich aber sage ich euch: Also wie des Leibes Leben aus Fleisch und Blut besteht, also auch des Geistes Leben, das in mir lebendig ist, besteht aus solchen nach einem Gleichniß.

51. Wisset darum denn, wer von diesem meinem Fleische und also von meinem Blute nicht in sich aufnehmen

wird', der kann nicht zu dem neuen Leben hindurchdringen, das zu erwecken ich gesandt bin von meinem Vater in das Leben. -- Also lebe ich um seinetwillen, und wer mich in sich aufnimmt, der wird leben um meinetwillen.

52. Viele nun der Seinen, die ihm längst anhingen und hörten diese Rede, sprachen zu einander: das ist eine harte Rede! und Niemand kann sie hören ohne sich zu entsetzen. — So auch murrten der Jünger Einige darüber, daß der Meister in solch absonderlichem Gleichniß rede.

53. Jesus aber sprach zu ihnen: Aergert euch das? — So halten euch denn nicht an die Worte, sondern an den Geist derselben; denn der Buchstabe tödtet, aber der Geist ist es, der lebendig macht. Die Worte aber, die ich rede, die sind Geist und Leben.

54. Um solcher Rede halber aber gingen Viele derer, die ihm vordem anhingen, von ihm ab, und wandelten fortan nicht mehr mit ihm. — Da sprach Jesus zu den Zwölfen: Wollet ihr auch von mir ablassen? —

55. Da antwortete Simon Petrus: — Herr, wohin sollten wir gehen? -- Du hast Worte des Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du der von Gott Auserwählte, daß du der Messias bist, zu stiften das Reich Gottes auf Erden.

Das 13. Kapitel.

Jesus besänftigt einen Wahnwitzigen. Geht über den See zurück. Erweckt die Tochter des Jairus. — Wird heimlich von einem kranken Weibe berührt. Flieht in die Wüste und speist in Gesellschaft von 5000.

1. Da nun Jesus und seine Jünger im Geleit von vielem Volk in die Gegend der Gardarener gelangten, welches in Galiläa gegenüber am See gelegen, begegnete ihnen ein Mann, der war vom Wahnwitz befallen lange Zeit. Derselbe blieb in keiner Behausung, zerriß seine Kleider und trieb sich in den Höhlen der Felsengräber um.

2. Und da Jesus ihn mit seinem gewaltigen Blick ins Auge sah, erschrak der Besessene, fiel vor ihm nieder und schrie laut: Mensch, was quälest du mich mit deinen entsetzlichen Augen! — Ich habe nichts mit dir zu schaffen, denn ich bin verlassen von Gott und auch von den Menschen. So denn überlasse mich meiner Verdammniß und quäle mich nicht.

3. Da redete Jesus zu ihm sanftmüthig und freundlich mit seiner linden Stimme und fragte ihn: Wie heißest du? — Und der Wahnwitzige antwortete: Legion! — denn man hatte ihm eingeredet, daß er von einer großen Schaar böser Geister besessen sei, als es die Einfalt vermeinte.

4. Da erkannte der Herr in seiner Weisheit, daß dieser Kranke wohl möchte zu heilen sein, so man auf seinen Wahn eingehe und die bösen Geister vermeintlich von ihm ausfahren lasse.

5. Es weideten aber zur Zeit allda in der Nähe an einem Hügel eine Heerde Säue, und liefen dieselben eben in rasender Eile dem Wasser zu, um sich in demselben, der Tagshitze halber zu kühlen und ihren Durst zu löschen.

6. Da wendete Jesus des Kranken Antlitz von dem Hügel abwärts, also daß er die Säue nicht eher vermochte zu sehen, bis sie dem Ufer fast nahe; legte alsdann seine Rechte auf des Wahnwitzigen Haupt; sprach eine Formel mit gewaltiger Stimme, darnach zeigte er ihm die rasende Heerde, die sich eben am seichten Ufer ins Meer warf und redete zu ihm: Siehe dort die Legion böser Geister, die dich gequält haben! Dieselben fuhren aus von Dir und in die Säue, darum sie sich dort ins Meer stürzen, so bist du nun zu deinem Heile von ihnen erlöst und frei worden.

7. Und der Kranke, da er dem Rennen der Thiere zusah, wurde er bedenklich und ganz stille, und glaubte den Worten, so zu ihm geredet worden, neben dem was seine Augen geseben, darnach er sich geberdete wie ein Verständiger von Stund an.

8. Da das nun aber die Leute sahen die ihn vorher gekannt in seiner Thor-

heit, entsetzten sie sich, priesen den Herrn als einen von Gott begnadeten Gewaltigen, dem auch die bösen Geister und allerlei Teufel unterthänig seien, also daß sein Ruhm abermals erscholl weithin in die Runde.

9. Der Geheilte aber, da er sich durch ein Wunder genesen meinte, bat, daß er bei Jesum bleiben und ihm folgen dürfe. — Der Herr aber wußte wohl, wie gar bald vielleicht das Siechthum wiederkehren möge und entließ ihn, da er sprach:

10. Nicht also mein Freund! — gehe vielmehr heim und erzähle den Deinen, wie so große Barmherzigkeit Gott an dir geübt hat. — Und der Geheilte ging hin und verkündete allem Volk was ihm wiederfahren; darnach bekannten sich abermals Viele zu Jesu Lehre, und die Verständigen priesen seine Weisheit.

11. Jesus aber war ergriffen von dem Ereigniß, also daß ihm die Gegend widerwärtig worden, wo ihm ein Menschenbild, so tief geschändet, begegnet war, daß es ihn zwang, den Wahn auszutreiben durch Täuschung, darum er zurückkehrte an das andere Ufer, von dannen er herüber gekommen, und das Volk empfing ihn daselbst mit Jauchzen.

12. Und siehe, da kam ein Mann mit Namen Jairus zu ihm, derselbe war ein Oberster der Schule, und fiel Jesus zu Füßen da er ihn bat, daß er in sein Haus kommen möge, denn seine Tochter liege im Sterben und er glaubte, daß der Herr, so er wolle, sie zu retten vermöge. —

13. Und da Jesus seine Schritte wendete nach dem Hause des Mannes, drängte ihn das Volk, denn es waren ihrer Viele, die an ihn glaubten und hofften durch ihn gesund zu werden, wenn er sie nur anrühre.

14. Also auch ein Weib, welches am Blute litt seit manchen Jahren, und hatte alle ihr Gut vergebens ausgewendet an Aerzten. — Dasselbe drängte sich heran und berührte heimlich seines Kleides Saum.

15. Der Herr aber, dem nichts verborgen blieb was um ihn her vorging, merkte alsobald des Weibes Thun, und da er sich umsah, erblickte er dasselben bleiches Antlitz, also daß es ihm das Herz bewegte vor Mitleid.

16. Drob fragte er die Jünger, die ihm nahe gingen: — Wer war es, der mich soeben angerührt hat? — Da es nun aber Niemand zu sagen wußte, sprach Petrus zu ihm: — Meister, das Volk drängt dich, und du fragst, wer hat mich angerührt? —

17. Da nun das Weib sahe, daß nicht verborgen war, was sie dem Herrn gethan, kam sie mit Zittern und Zagen zu ihm, fiel vor ihm nieder, und verkündete, weswegen sie ihn berühret habe, und daß sie wahrnehme, wie es besser mit ihr geworden sei.

18. Jesus aber antwortete und sprach zu ihr: — Sei getrost, meine Tochter und hoffe, dein Glaube ist es, der dir geholfen, welcher schon mancherlei Thaten vollbracht, größer denn diese. Bitte aber zu Gott, daß du fortan in Frieden bleibest vor deinem Uebel allezeit.

19. Da er aber noch also redete zu dem Weibe, kam einer vom Gesinde des Obersten der Schule und sprach zu ihm: — Bemühe dich nicht, Meister, denn das Kind ist bereits entschlummert.

20. Ob aber Jesus das wohl hörte, ging er dennoch hinein und sprach: — Wisset, eines Kindes Leben ist nicht vollendet in seinem zwölften Jahr nach dem Willen dessen, der den Menschen geschaffen hat; so laß uns hingehen und sehen widersetzen seinem Willen widerstrebt worden ist. —

21. Und hieß alle sich zu entfernen außer dem Vater und der Mutter, und die Jünger: Petrus, Jacobus und Johannes. Die Eltern aber weinten bitterlich. —

22. Jesus aber, da er des Kindes Antlitz angesehn, und die Hände an dasselbe gelegt, sprach zu den Weinenden: seid getrost, denn dieses Kind ist nicht todt, sondern es schläft nur. — Wisset aber, das Leben wirket oft im Verborgenen und kämpfet mit dem Siechthum eine Weile im Stillen, darnach wird das Kind genesen, da es sich des Schlafes getröstet.

23. Darnach hieß er alle hinaus gehen und blieb allein mit dem Kinde eine gute Zeit, legte auch seine starke Hand auf des Kindes Haupt, und da

er ein Erwachen desselben verspürte, faßte er es an die Hand und rief mit heller Stimme: stehe auf! —

24. Und alsobald erwachte dasselbe und erhob sich auf seinem Lager. — Da rief er die Eltern herbei und gebot ihnen, daß sie ihrem Kinde Speise geben möchten; und also geschah es. — Die Eltern aber entsetzten sich, und alle, die es vernahmen, lobten Gott und dankten dem Erretter, der so Ueberschwängliches gethan hatte.

25. Jesus aber befahl ihnen, daß sie Niemandem etwas davon sagen sollten, denn er hatte des Ruhmes über sein Begehr, und wollte der Gnade Gottes nicht abbrechen, daß er erndte, wo er nicht gesäet hatte. —

26. Darnach berief er die Zwölfe zu sich, und suchte einen einsamen Ort, da er ins Geheim zu ihnen zu reden gedachte über das, was er geplant, der Menschheit zum Heil, vor Allem seinem eigenen Volke.

27. Und da sie Alle versammelt waren einmüthig, redete er zu ihnen, und lehrte sie, wie man allerlei Krankheiten und Gebrechen der Menschen zu heilen geschickt werde, sowie er es selbst vor Zeiten von weisen Männern der Fremde im Geheimen erlernt hatte. — Sprach auch vom Reiche Gottes, das er auf Erden herzurichten von Gott gesandt sei, und daran zu bauen die Jünger seine Helfer sein sollten.

28. Darnach sandte er sie aus, hierhin und dorthin und gab ihnen Lehren und Gebote auf den Weg, indem er also zu ihnen sprach:

29. Da ihr ausgehet auf mein Gebet, das Volk zu lehren, sollt ihr nichts mit euch tragen auf dem Wege, weder einen Stab, noch eine Tasche oder Beutel noch Schuhe, noch Brot, noch Geld; auch soll Keiner zween Röcke tragen, denn da ihr meinen Namen nennet, wird man euch willig sein zu geben, dessen ihr bedürfet. — Grüßet auch Niemand auf der Straße.

30. Und wenn ihr in ein Haus gehet und man euch aufnimmt als einen Gast, so bleibet allda bis ihr wieder von dannen ziehet; und gehet nicht auf die Märkte oder Gassen, daselbst die Rotte der Gemeinen sich umtreibt.

31. Wo ihr aber in eine Stadt kommt, da man euch nicht hold ist, und führet herbe Reden wider euch, da lasset die Stätte hinter euch, und schüttelt den Staub von euren Füßen, zum Zeichen, daß ihr keine Gemeinschaft mit ihr haben möget allerwegen, und verachtet sein soll als die Verstoßene.

32. Wenn ihr nun aber zu einem Hause eingehet, da sprecht zunächst: — Friede sei mit diesem Hause. — Und so daselbst der Friede heimisch ist, wird er sich auch zu euch wenden. Wo aber nicht, so suchet euch denn eine andere Stätte, denn nur wo der Friede ist, ist auch die Liebe.

33. In dem Friedenshause aber möget ihr bleiben und daselbst genießen, was man euch beut, denn ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth. — Ihr sollt aber nicht von einem Hause zum andern gehn.

34. Darnach heilet die Kranken daselbst wie ich es euch gelehrt, und saget ihnen: — Das Reich Gottes sei nahe herbei kommen. Und wer euch also höret, der höret mich, und wer euch mißachtet, der mißachtet mich, und zugleich auch den, der mich gesandt hat.

35. Es kam aber ein Gerücht zu Herodes, dem Vierfürsten, über alles, was sich begeben durch Jesus unter dem Volk, also, daß er ein Unheil besorgte, denn es erscholl eine Mähr, daß Johannes, den er hatte enthaupten lassen, auferstanden sei von den Todten; so begehrte er nun den Mann zu sehn, der als ein Wunderthäter ausgerufen wurde.

36. Und da der Apostel einige heimkehrten und ihm erzählten von Herodes und seiner Rede, erschrak er und entwich mit ihnen in eine Wüste unfern der Stadt, die da genannt ist Bethsaida.

37. Da nun das Volk dessen inne ward, zog es ihm nach und heilte er daselbst viele Kranke, und predigte ihnen vom Reiche Gottes bis der Tag anfing sich zu neigen. —

38. Da traten die Jünger zu ihm und sprachen: Herr, lasse das Volk von dir, auf daß sie hingehen in die Märkte umher und in die Flecken und Dörfer daselbst Herberge und Speise zu finden, denn wir sind in der Wüste.

10. Jesus aber sprach zu ihnen: — Gebet ihr ihnen zu essen. — Sie antworteten: — Wir haben nicht mehr denn fünf Brote und zween Fische, die uns genügen mögen, aber wovon soll das Volk satt werden? es sei denn, daß wir hingehen und Speise kaufen sollen für das Volk.

11. Jesus antwortete und sprach: Ihr kennet das Volk nicht; es trachtet allezeit vielmehr für den Leib, denn für den Geist. — Da hieß er sie sich setzen bei Schichten, je hundert und hundert, und sie taten also. Da sie nun wurden, daß Jesus nunmehr nicht ferner predigen werde,

12. Da nahm er die fünf Brote und zween Fische, sah auf gen Himmel und dankte darüber, brach sie und gab sie den Jüngern zur Austeilung unter sich. — Und also tat auch das Volk, denn bevor sie auszogen mit ihren Kranken, hatten sich Alle wohl versorgt, da sie wußten, daß ihnen die Bürde nichts darbieten werde.

13. Und da Alle gegessen hatten, befahl Jesus, auf daß nichts umkomme von der Gottesgabe, daß man die Brocken sammeln möge, so von der Speise übrig geblieben, und siehe, es waren bei zwölf Körbe. Derer aber, die da gespeist, waren bei fünftausend gewesen.

Das 14. Kapitel.

Jesus redet zu seinen Jüngern. — Das Gleichnis von dem reichen Mann und den getreuen Knechten.

1. Da Jesus nun das Volk entlassen hatte, sorgte er, daß er allein sei mit seinen Jüngern, und da er mit ihnen gebetet, fragte er sie und sprach: Was sagen die Leute, wer ich sei? —

2. Darauf antworteten die, welche es vernommen: — Etliche sagen, du seiest Johannes der Täufer. Andere werden, du seiest Elias, der wiedererstandene Prophet; und wiederum Andere, du seiest irgend ein anderer der wieder auferstandenen alten Propheten.

3. Wer aber — fragte Jesus nun — saget denn ihr, daß ich sei? — und Petrus antwortete: — Du bist der Auserwählte unsers Vaters im Himmel, von ihm gesandt auf Erden, die Menschen selig zu machen.

4. Da gebot er ihnen, daß sie zu Niemandem davon reden sollten; denn — sprach er — da ich von Gott begnadet bin, und gesandt die Menschheit von ihrem thörigten Wesen in ein Leben, so werde ich nun von den Juden Aeltesten, den Hohenpriestern und Schriftgelehrten, deren Gebote zu verachten ich berufen, viel leiden und dulden müssen, denn ich bin von ihnen gehaßt und zum Tode bestimmt.

5. Darum wer mir folgen will, der muß sich selber verleugnen und mit mir tragen, was mir an Leiden zu tragen auferlegt wird; denn wer nur sein leiblich Wohlsein zu fördern trachtet, der wird sein geistig Wohlsein schädigen.

6. Wer aber sein leiblich Wohlsein nicht achtet und meiner Lehre anhängt, der wird sein Leben gelegnen im Geiste, da er dem Lichte nachgeht, das aus Gott geboren worden, der uns berufen, daß wir im Lichte wandeln sollen, der Zeitgiest nachzugehen schon hier auf Erden.

7. Was hülfe es aber dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seinem Geiste, da er dann dem Thiere gliche auf dem Felde, oder gar dem Irren, da das Bildniß geschändet vor Gott, der es geschaffen hat zu einer Schöne, der keine andere gleichet auf Erden.

8. Wer sich aber heute meiner Lehre schämet, und verachtet die Worte, die ich zu ihm rede, dessen Name wird geschändet sein und verunehrt vor der Nachwelt, wenn das Reich Gottes erstanden und zur Herrlichkeit gelangt sein wird in seiner Herrlichkeit nach Gottes Rathschluß.

9. Ich sage euch aber und weiß gewißlich was ich rede: — Daß Etliche von denen, die diese meine Rede hören, werden den Tod nicht schmecken, bis sie den Anfang des Reiches Gottes gesehen haben. — Jedennoch wird die Sonne darüber untergehn und eine lange Finsterniß zu bedecken, bevor vollends der Morgen anbricht. —

10. Und weiter sprach er zu seinen Jüngern: — Sehet dort das Volk an, das unserer harret mit Sehnsucht; — sie sind zerstreut und am Geiste verschmachtet und gehen in der Irre, wie die Schafe, die keinen Hirten haben.

11. Wisset aber: — **Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn, daß er Arbeiter in seine Ernte sende, gleich wie ihr gesendet seid als Schafe mitten unter die Wölfe. Darum aber seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.**

12. Hütet euch aber vor den Leuten in langen Kleidern, denn sie werden euch berufen vor ihre Rathhäuser, und werden euch mit ihren Zungen geißeln in ihren Schulen, und man wird euch vor Fürsten und Könige führen um meinetwillen zum Zeugniß über sie und über die Heiden.

13. Wenn sie euch nun aber überantworten werden, so sorget nicht was ihr reden sollet, denn es wird euch zur Stunde gegeben werden was ihr reden sollt. Wisset aber, daß nicht ihr es seid, die da reden, sondern eures Vaters Geist in es, der durch euch redet.

14. Es wird aber eine Zeit kommen, wo ein Bruder den andern zum Tode überantwortet, und der Vater den Sohn, und die Kinder werden sich empören wider ihre Eltern und sie dem Gericht überantworten. — So auch werdet ihr gehaßt werden von Vielen um meines Namens willen. — Wer aber bis an's Ende beharret, der wird selig.

15. Wenn sie euch aber in einer Stadt verfolgen, so fliehet denn in eine andere. Wahrlich ich sage euch, ihr werdet die Städte Israels nicht durchzogen sein, bis sich mein Geschick erfüllet hat.

16. Wisset — der Jünger ist nicht über seinen Meister, noch der Knecht über seinen Herrn. — Haben sie mich, den Hausvater, Beelzebub geheißen, wie vielmehr werden sie seine Hausgenossen also heißen.

17. Darum, so fürchtet euch nicht vor ihnen. Es ist nichts verborgen, was nicht offenbar würde, und ist nichts so heimlich, daß es nicht an das Licht der Sonne gebracht werde.

18. Was ich euch sage im Geheimen, das dürfet ihr reden offenbar; und was ihr wispern höret im Ohr, das dürft ihr predigen von den Dächern.

19. Also auch fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, den Geist aber, der durch meine Lehre über die weite Erde daher schreitet, nicht mögen tödten. — **Fürchtet euch aber vielmehr vor dem bösen Gewissen, welches Leib und Seele schon hier auf Erden verderben mag.**

20. **Kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig. Noch fällt derselben keiner auf die Erde ohne den Willen eures Vaters.** — Nun aber sind auch alle Haare auf eurem Haupte gezählt.

21. Darum fürchtet euch nicht, denn ihr seid besser denn viele Sperlinge. — Wisset aber: Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem Vater im Himmel.

22. Ihr dürfet aber nicht etwa glauben, daß meine Lehre genüget alsobald den Frieden zu bringen auf Erden; denn ehe der Frieden kommt, kommt das Schwert, und kann nicht außen bleiben, denn es wirket die Wahrheit bei den Menschen wie Lolltraut.

23. So wird denn erregt werden der Sohn wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter; so auch die Schnur wider ihre Schwieger.

24. Wer aber Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht werth; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist mein nicht werth. Und wer nicht den Muth und die Kraft hat, Leid zu tragen um meinetwillen und meinen Fußstapfen zu folgen, der ist mein nicht werth.

25. Wer sein leiblich Gut über Alles hochschätzet, der wird schädigen sein geistig Gut. Wer aber sein Gut und Leben verliert um meinetwillen, der lebet im Geiste für alle Zeiten.

26. Also auch: — Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, dem wird die Euthat durch Liebe vergolten werden von dem, der mich gesandt hat. Denn wer einen

Propheten aufnimmt der vertolget iſt, wird gedoppelten Lohn empfahen.

27. Wer aber dieſer geringſten Einen nur mit einem Becher Waſſers erquicket, als einen Bruder durch die Kindſchaft Gottes: — wahrlich ich ſage euch, unſer Aller Vater im Himmel wird es ihm nicht unvergolten laſſen.

28. Es ſprach aber nunmehr Einer aus dem Volke zu ihm: — Meiſter, ich bitte dich, ſage meinem Bruder, daß er mit mir das Erbe theile. — Jeſus antwortete ihm: — Menſch, wer hat mich zum Richter oder Erbſchafter über euch geſetzet? —

29. Sehet zu, hütet euch vor den Geiz, denn Niemand lebet davon, daß er viele Güter hat. — Darüber ſagte er ihnen ein Gleichniß und ſprach:

30. Es war ein reicher Mann, deſſen Feld wohl getragen hatte, und er dachte bei ſich ſelbſt: — was ſoll ich thun; ich habe nicht da ich meine Früchte hinſammele.

31. Darnach waren ſein Gedanken: Ich werde meine Scheunen abbrechen und größere bauen, und will darin ſammeln Alles was mir gewachſen iſt und meine Güter.

32. Und will ſagen zu meiner Seele: — Liebe Seele, du haſt einen großen Vorrath auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß, trink und habe guten Muth.

33. Wiederum aber ſprach er dann auch zu ſich: Du Narr! Diese Nacht vielleicht ſchon wird Gott deine Seele von dir fordern, und einem Andern wird es zu Gute kommen, was du geſammelt haſt.

34. Denn, ſo trachtet nicht zu ängſtliche Schätze zu ſammeln und zu häufen. Trachtet aber vielmehr nach dem Reiche Gottes, denn da es iſt auf Erden, wird Jedwedem allen, deſſen er bedarf.

35. Sorget aber nicht, du kleine Heerde, denn es iſt eures Vaters Wohlgefallen, daß das Reich ſoll aufgerichtet werden und wird letztlich nicht außen bleiben. —

36. Es trachte aber ein Jeglicher darnach, daß er nicht Almoſen bedürfe. So aber die Noth anklopfet, hie oder dort, ſo ſeid denn barmherzig und ſorget, daß die Hülfe nicht außen bleibe.

37. Denn ihr ſammelt dadurch einen Schatz in euren Säckel, der nicht vom Schimmel belegt wird und nimmer abnimmt und den auch die Motten nicht freſſen. Und da ihr ſolchen Schatz geſammelt habt, möge auch euer Herz bei ihm weilen, und Freude daran haben.

38. So laſſet denn eure Lenden umgürtet ſein, und eure Lichter gezündet, und ſeid wachſam allezeit, gleich den Dienern, die auf ihren Herrn warten wenn er heimkehret von der Hochzeit, auf daß wenn er anklopft, ihm alsbald aufgethan wird.

39. Selig ſind die Knechte, die der Herr, ſo er kommt, wach findet, und ſo er kommt in der andern Wache, oder in der dritten Wache, und wird ſie allezeit munter finden. Wahrlich ich ſage euch, er wird ihres Lobes voll und ihnen wiederum dienſtlich ſein, daß es ihnen wohlergehe.

40. Das aber ſollt ihr wiſſen: wenn ein Hausherr wüßte, zu welcher Stunde der Dieb kommen werde, ſo würde er dann wach ſein und ließe nicht in ſein Haus brechen. — Darum denn, ſo ſeid auch ihr alle bereit, denn des Menſchen Sohn, der euch das Himmelreich bereiten wird auf Erden, wird auch kommen zu einer Stunde da ihr es vielleicht nicht meinet.

41. Petrus aber ſprach zu ihm: — Herr, ſageſt du dieſes Gleichniß nur zu uns, oder auch zu dem Volke, das auf deine Worte höret. —

42. Jeſus antwortete und ſprach: Wie ein großes Ding iſt es um einen getreuen und klugen Haushalter, welchen der Herr ſetzet über ſein Geſinde.

43. Der Knecht, der ſeines Herrn Willen weiß und hat ſich nicht bereitet, auch nicht nach ſeinem Willen gethan, wird Streiche leiden müſſen.

44. Der aber den Willen ſeines Herrn nicht gekannt, und darum gethan was der Streiche werth, wird wenig Streiche leiden müſſen. Denn welchem viel gegeben iſt, bei dem wird man viel ſuchen, und welchem viel befohlen iſt, von dem wird man viel fordern.

45. Ich bin gekommen auf Erden, daß ich der Menſchheit ein Licht anzünde, was könnte ich wohl mehr wünſchen, als daß es ſchon brennen möchte. Ich fürchte aber, daß ich mich

zuvor werde taufen lassen müssen mit meinem Blute, darum ist mir angst und wünschte, daß es schon vollendet sein möchte.

46. Warum aber thut ihr nicht an euch selber was recht ist, ohne daß ihr des Führers bedürfet und stiftet Zwietracht unter einander, da ich doch lieber den Frieden bringen möchte denn das Schwert?

47. So du aber mit deinem Widersacher vor den Richter gehest, so thue denn Fleiß auf dem Wege daß du ihn versöhnest, ehe denn daß ihr vor den Richter tretet, und du etwa in den Kerker geworfen werdest — Ich sage dir, es ist schwerlich, daß du von dannen heraus kommst bis du den letzten Pfennig bezahlest.

Das 15. Kapitel.

Jesu Verklärung. — Er befänftigt einen von Krämpfen befallenen Jüngling. Belehrt die Jünger, daß das Himmelreich kein Königthum sein werde. — Das Gleichniß von dem verlorenen Schafe, dem verlorenen Sohn und dem ungerechten Haushalter.

1. Es begab sich nun aber etwa bei acht Tagen nach solcher Rede zu seinen Jüngern, daß Jesus zu sich nahm Simon Petrus, Johannes und Jacobus, und ging mit ihnen vor Tag auf einen Berg zu deren Angesichts der aufgehenden Sonne, denn er liebte und verehrte die Werke seines Vaters im Himmel. Jesus aber trug den weißen Mantel der Essäer.

2. Und da er abseits von seinen Jüngern das Angesicht gen Ost gekehret, auf seine Knie niederkniet zum Gebet am Rande des Hügels, erhob sich das Gestirn, dem Tage zu leuchten, und seine ersten Strahlen fielen auf den Betenden, also daß er wie verklärt erschien in dem jungen Lichte, und die Jünger verwunderten sich des Anblicks.

3. Und da er sich vom Gebet erhob: — siehe, da nahten von seine zween Männer von dem Bunde der Essäer, dieselben waren eben wie Jesus in weiß gekleidet, und waren gekommen, um ins geheim mit ihm zu reden über die Botschaft, die er auszurichten übernommen hatte, und was er zunächst schaffen solle in Jerusalem und wahrte eine lange Zeit.

4. Also daß den abseits wartenden Jüngern der Schlaf überkam, und da sie erwachten und sahen die Klarheit Jesu und derer, die mit ihm redeten im Morgenlichte, glaubten sie in diesen Moses und Elias zu sehen, also daß Simon Petrus in seiner Schlaftrunkenheit sprach: Meister, hier ist gut sein, laß uns Hütten bauen; dir eine, Moses eine und Elias eine.

5. Indem er aber also redete, verbarg sich die Sonne hinter einem Gewölk, so daß die Verklärung schwand. — Die Fremdlinge aber wendeten sich zum Abgange, und da sie in die Nähe der Jünger kamen, rief ihnen einer der Scheidenden auf Jesus zeigend zu: — Dieser ist unser Herr und Meister, auf ihn sollt ihr hören und ihm folgen in allen Stücken. — Darnach verschwanden sie, und Jesus gebot den Seinen, Niemanden Kunde zu geben von dem was sie gesehen.

6. Es begab sich aber am Tage da sie herab stiegen von dem Berge, daß ihnen viel Volks entgegen kam, und war Einer unter ihnen, der trat zu Jesus heran und sprach: Meister, ich bitte dich, erbarme dich meines Sohnes, denn so ihn der Geist angreift, reißt er ihn nieder, also daß er schäumt und währet eine gute Weile, bis daß er von ihm ablässt.

7. Die Jünger aber, die ich gebeten dem Kranken beizustehen, konnten nichts wider den bösen Geist; so erbarme denn du dich meines Kindes, denn dein ist die Kraft, und so du willt, wird ihn geholfen werden.

8. Da sahe Jesus mit innerem Blicke auf seine Jünger und sprach: — O du ungläubige und verkehrte Art! — wie lange soll ich bei euch sein, Weisheit zu lehren! — Darauf befahl er dem Bittenden: — bringe deinen Sohn her! —

9. Da trug man den Kranken herbei, dessen Glieder verletzt waren, und wurden von Krämpfen gerissen, daß es schier schauerlich anzusehen war. Jesus aber legte seine Hand auf ihn,

und besänftigte das Uebel für dasmal, darnach übergab er den Unglücklichen seinem Vater. Alle aber, die es gesehen, entsetzten sich und lobten und priesen den Herrn, da sie nicht wußten, daß die Kraft der Besänftigung etlichen Menschen angeboren in ihren Händen von Mutterleibe an.

10. Jesus aber redete und sprach zu ihnen: Ihr verwundert euch meiner Thaten und seid des voll Entsetzens. Ihr wisset aber nicht, welcherlei Kräfte der Herr dem Heiligeschaffenen hat eingeboren. Es wird solches aber offenbar werden vor Aller Augen, ehe denn der letzte Mensch geboren worden ist, denn alle Gabe, die der Vater mir übergeben, muß überantwortet werden in der Menschen Hände.

11. Da verstummten die Jünger vor solcher Rede, denn es war ihnen das Verständniß nicht geworden, und wußten die Worte nicht zu deuten, die der Herr geredet; jedoch fürchteten sie sich ihn darnach zu fragen.

12. Jesus aber, da er ihren Zweifel wahrnahm, sprach zu ihnen: — Ihr Thoren, was dünket euch denn, daß ich rede? Die Kraft, die vom Vater ausgegangen ist als ein kostbar Erbtheil auf seine Kinder, ist noch nicht allerwegen offenbar worden. Darum aber bin ich in die Welt gekommen, daß ich der Menschheit das Erbtheil überantworte, als das Licht, das alle die Geheimnisse offenbaret, nemlich der Geist, der aus Gott geboren ist, denn in ihm beruht das Himmelreich.

13. So oft aber Jesus redete vom Himmelreich, gedachten die Jünger der Herrlichkeit eines Königreichs auf Erden, und waren vielemale unter sich in Hader darüber gerathen, wer von ihnen nächst ihm der Höchste sein würde in dem neuen Reich. So denn trat Einer von ihnen zu ihm heran, und sprach: — Sage an, Meister, wer von uns wird der größte sein im Himmelreich?

14. Da rief Jesus ein Kind zu sich heran, stellte es mitten unter sie, und sprach: Wahrlich ich sage euch, es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, die rein und unschuldig aus Gottes Hand hervorgehen, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen auf Erden, da die Liebe herrschet und der Frieden und die Gerechtigkeit aus freiem Willen und durch ein vernünftig Regiment.

15. Wer nun aber dahin strebet, daß er rein und schuldlos werde wie dieses Kind, der ist auf dem Wege der größte zu werden in dem Himmelreich, dahin die Wege zu zeigen ich berufen bin, und wer ein solches Kind aufnimmt, der nimmt mich auf.

16. Wer aber einen der geringsten ärgert und widerstrebet dem, der auf meinen Wegen wandelt, auf daß die Menschheit geheiligt werde durch das Licht, das in ihr erweckt werden soll, dem wäre gerecht, daß er ersoffen würde als ein Missethäter.

17. Wehe der Welt der Widerwärtigen halber, die das Licht hassen und fluchen dem Geiste, der aus Gott geboren worden, dem Menschen eine Leuchte zu sein auf seinem dunklen Wege. Es hat deren ja allezeit gegeben, und werden nimmer vollends ausgerottet sein: — doch wehe ihnen, denn es wird ein Gericht kommen über dieselben, da sie Gottes Ordnung widerstreben und läutern seine Gebote.

18. So aber Einer deiner Gemeinschaft dich ärgert, da er dem Lichte feind ist, und möchte dich verlocken zur Unthat, da er dem Geiste lüget, der dem göttlichen anströbet, so dann reiße dich los von dem Uebelthäter wie fern er dir auch am Herzen liegen möge, denn es ist viel besser einsame Wege zu gehen, denn ein Verräther zu werden am Heiligthum Gottes.

19. So sehet denn zu, daß ihr nicht Eines von diesen Kleinen verachtet, denn dieses sage ich euch und ist gewiß: Es gleichet ihr Bild vielmehr dem Angesicht dessen, der Himmel und Erde, dazu auch alle Creatur geschaffen, denn dem Antlitz derer, die in Sünde und Irrthum herangebildet und tragen das Maal der Entheiligung in ihren Blicken.

20. Lasset uns aber nicht verdammen die, welche in Finsterniß auferzogen sind und haben nimmer die Fröhlichkeit des Lichtes empfunden. Des Menschen Sohn aber ist gekommen die Verlorenen selig zu machen durch seine Lehre von dem Lichte, und Geister zu wecken aus ihrem Schlummer.

21. Ich sage euch aber dieses Gleich-

niß: — Was dünket euch, so Jemand hundert Schafe hätte und es entliefe ihm Eines derselben auf den Bergen in der Irre: — Läßt er nicht die Neunundneunzig, und geht aus zu suchen das Verirrte? Wahrlich es ist dem so. —

22. Und da er dasselbe nun findet, wird die Freude größer sein bei ihm über das Eine, das verirret war, denn über die Heerde, die daheim geblieben.

23. Also auch ist es nicht der Wille unsers Vaters im Himmel, daß eines seiner menschgebornenen Kinder, das hienieden den Wandel angetreten, sollte verloren sein und dem Thiere gleichen, das von seinem Gotte weiß, und also auch seine Wege wandelt auf Erden ohne von sich selbst zu wissen.

24. Also auch wird der Vater der Menschen mehr Freude haben über einen Sünder, der Buße thut, denn über neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürften.

25. Oder welches Weib ist, die da zehn Groschen hat, und so sie deren Einen verliert, nicht ein Licht anzünde und kehre das Haus und suche mit Fleiß, bis daß sie ihn findet? —

26. Und wenn sie ihn gefunden hat, ruft sie wohl gar ihre Freundinnen und Nachbaren herbei und spricht: Freuet euch mit mir, denn ich habe meinen Groschen gefunden, den ich verloren hatte.

27. Also auch, sage ich euch, werd Freude sein dereinst über einen Sünder, der seine Missethat bereut und von ihr abläßt und sich dem Guten zuwendet. — So höret nun aber ein ander Gleichniß. —

28. Es war ein Mann, der hatte zween Söhne, und der jüngste unter ihnen sprach zu seinem Vater: Ich bitte dich, gieb mir das Theil der Güter, das mir gebühret, und der Vater theilte ihm das Gut.

29. Nicht lange darnach aber nahm der Jüngling dieses sein Erbtheil und zog damit fern über Land und verbrachte daselbst sein Gut mit Prassen.

30. Zur Zeit nun, da er alle das Seine vergeudet hatte, entstand eine große Theurung in dem Lande da er lebte, und überkam es ihm, daß er darben mußte.

31. Da drängte ihn die Noth, daß er sich an einen Mann desselbigen Landes wendete, der große Aecker und viel Vieh hatte, und der Mann erbarmte sich sein, da er hungerte, und schickte ihn aus auf seinen Acker, daß er daselbst die Säue hüten möge.

32. Da er aber so sehr lange gehungert hatte, so fand er nicht Brot genug seinen Bauch zu füllen, und nahm von den Trabern, die den Säuen vorgeworfen wurden, und stillte seinen Hunger damit.

33. Da schlug er in sich und sprach zu sich selber: — Wie viele Taglöhner hat mein Vater, die Brot's die Fülle haben, und ich verderbe vor Hunger. Ich werde mich aufmachen und zu meinem Vater gehen, und ihm sagen:

34. Vater, ich habe gesündigt vor Gott und vor dir und bin hinfort nicht werth daß ich dein Sohn heiße: so mache mich denn hinfort zu einem deiner Taglöhner.

35. Und also machte er sich auf und kam zu seinem Vater. — Da er aber noch ferne von ihm war, sah ihn sein Vater und jammerte ihm, lief und fiel ihm um den Hals und küßte ihn.

36. Der Sohn aber meinte und sprach: — Vater, ich habe gesündigt an dir, und bin hinfort nicht werth, daß ich dein Sohn heiße.

37. Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: — Bringet das beste Kleid hervor und thut es ihm an. Darnach gebt ihm auch einen Fingerreif an seine Hand und Schuhe an seine Füße.

38. Und bringet ein gemästet Kalb her und schlachtet es; lasset uns essen und fröhlich sein, denn dieser mein Sohn war todt und ist wieder lebendig worden: er war verloren und ist wieder gefunden. Und fingen an fröhlich zu sein.

39. Als aber der älteste Sohn vom Felde heim und nahe zum Hause kam, hörte er den Sang und den Reigen und rief zu sich einen der Knechte, auf daß er von ihm erkunde, was denn das Alles bedeute.

40. Und der Knecht erzählte ihm: dein Bruder ist kommen, und dein Vater hat ein gemästet Kalb geschlachtet und zugerichtet, denn es ist große Freude bei ihm, daß er seinen Sohn wieder gefunden hat.

41. Da ward der ältere Sohn zornig und wollte nicht hinein gehen. — Der Vater aber trat zu ihm und bat, daß er Theil nehmen möge an der Freude.

42. Er antwortete aber und sprach zu seinem Vater: — Siehe, so viele Jahre diene ich dir und habe nie dein Gebot übertreten, und du hast um meinetwillen noch nicht einmal einen Bock geschlachtet, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre.

43. Nun aber dieser dein Sohn kommen ist, der sein Gut mit hündigen Weibern verthan, hast du ihm ein gemästet Kalb geschlachtet.

44. Der Vater aber antwortete ihm: — Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und Alles was mein ist, das ist auch dein. — Du sollest aber nun uns fröhlich und guten Muths sein, denn dieser dein Bruder war todt und ist wieder lebendig worden; er war verloren und ist wieder gefunden.

45. Und wiederum sprach Jesus zu seinen Jüngern: — So nun ein Bruder den andern neidet, und gönnt ihm die Liebe seines Vaters nicht, wie viel mehr wird er dem Fremdling abhold sein, und ihm seine Güter kürzen, so ihn der Schein nicht verhänget.

46. Die Kinder der Welt aber geizen nach dem Mammon, und ihr Herz wohnt in ihrer Truhe. Alle ihre Weisheit und ihr Trachten gedenket nur den Säckel zu füllen, und der Schalk kost mit dem Diebe, da er einen seinen Gesellen an ihm findet.

47. So höret nun aber noch dieses Gleichniß: — Es war ein reicher Mann, der hatte einen Haushalter, von dem ihm ein Gericht zu Ohren kam, als habe ihm derselbe an seinen Gütern gekürzet:

48. Und der Herr forderte ihn vor sich und sprach zu ihm: was ist es, das ich von dir hören muß? — Thue mir sofort Rechnung von deinem Haushalten, denn du kannst fortan nicht mehr mein Haushalter sein.

49. Da dachte derselbe bei sich selbst: — Was soll ich thun? — Mein Herr nimmt das Amt von mir; — graben mag ich nicht; so schäme ich mich auch zu betteln. —

50. Nunmehr aber weiß ich, was zu thun ist, damit ich, wenn ich wirklich von meinem Amte entsetzet bin, Unterkommen bei guten Leuten finde.

51. So denn begab der Schalk sich zu den Schuldnern seines Herrn, und sprach zu dem ersten: Wie viel bist du meinem Herrn schuldig? —

52. Er sprach: — Hundert Tonnen Oels, und der Haushalter rieth ihm: — Nimm deinen Brief, setze dich und schreibe flugs fünfzig.

53. Darnach ging er zu den Andern und fragte: Wie viel bist du schuldig? — Er sprach: Hundert Malter Weizen. — Und er sprach zu diesem: — Nimm deinen Brief und schreibe achtzig. Und es geschah also.

54. Da nun aber der Herr des Truges inne ward, erschrak der ungerechte Haushalter, und fürchtete sich sehr, da der Herr ihn rufen ließ. — Derselbe aber lobte den Haushalter, seiner Schlauheit halber, denn er gedachte ein andermal Nutzen daraus zu ziehen für seinen Wucher.

55. Denn die Kinder dieser Welt sind klüger denn die Kinder des Lichts; doch sind diese weiser denn jene. — Die Schelme aber machen sich Freunde mit dem ungerechten Mammon, damit, wenn sie dereinst darben sollten, Aufnahme bei ihnen finden mögen.

56. Hütet euch aber vor den Klüglingen der Welt und sehet ihnen wohl auf die Finger; denn wer im Geringen treu ist, der ist auch im Großen treu; und wer im Geringsten Unrecht thut, der wird auch im Großen der Sünde nicht aus dem Wege gehen. — Der Segen aber ist nur bei dem Gerechten.

57. Darum so fraget den Reichen nicht: — wie denn kamst du zu deinem Reichthum; noch den Armen: — Wo thatest du dein väterlich Gut hin? — sondern seid dem Reichen getreu in eurem Thun, und dem Armen barmherzig in seiner Nothdurft. — Es hat wohl Jeder seinen Flecken im Verborgenen.

58. Schwer aber ist es zween Herren zu dienen, denn entweder wird man den Einen hassen und den Andern lieben; oder dem Einen anhangen und dem Andern abhändig sein.

Das 16. Kapitel.

Zachäus. — Das Gleichniß vom König der mit seinen Leuten rechnen wollte. — Vergl. auch vom Gärtner und dem Feigenbaum. — Der Oberste der Schule. — Das Gleichniß vom Gastmahl.

1. Da nun Jeius also geredet zu seinen Jüngern, zog er mit ihnen gen Jericho und siehe, da war ein Mann mit Namen Zachäus, der ein Oberster der Zöllner und sehr reich war.

2. Derselbe begehrte Jeius zu sehen, weil ihm ein wunderbar Gerücht zugetragen worden, von dem was er geredet und gethan aller Orten; jedoch konnte er nicht hinzukommen vor dem Gedränge der Menschen, denn er war am Leibe sehr klein und geringe.

3. So denn lief er vorhin und stieg auf einen Maulbeerbaum, von da er Jeius zu sehen hoffte, wenn er unterhin gehen würde.

4. Und da dieses Erwarten sich erfüllte, und Jeius von ungefähr hinauf sah, wo Zachäus sein harrte, sprach er zu ihm: — Zachäus, steige eilend herab, denn ich muß heute zu deinem Hause einkehren.

5. Da stieg der Gerufene emsig hernieder von dem Baume und führte den Herrn in sein Haus, und war des sehr fröhlich.

6. Da solches aber die Priester und Schriftgelehrten vernahmen, murrten sie und schalten ihn darob, daß er bei einem Sünder einkehre; denn die Zöllner hatten einen bösen Leumund unter den Juden.

7. Da aber Zachäus die Lästerung vernahm vor den Ohren seines Gastes, grämte er sich dessen und sprach zu ihm: — Siehe Herr, die Hälfte meiner Güter würde ich den Armen geben, so mir Jemand erweiset, daß ich ihn betrogen hätte, und gebe ihm das Vierfache wieder.

8. Jeius aber sprach zu ihm: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, intemal du auch Abrahams Sohn bist; denn darum bin ich gesandt auf Erden, zu suchen und selig zu machen die Verlorenen.

9. Es soll aber Niemand verloren gegeben werden und gelästert um seines Gewerbes halber; wenn aber Einer wirklich gesündigt hat, so rute man es nicht so gleich aus auf der Gasse, und trage es nicht in die Häuser, daß ein Gerücht daraus erwachse, und also der Weg zum Frieden verlegt werde.

10. Rufe auch nicht den Zorn auf zum Richter zwischen ihm und dir; sondern gehe zu ihm sanftmüthig, und da er dir Rede steht, wirst du deinen Bruder etwa zum Frieden gewinnen können.

11. So er aber nicht auf deine Stimme höret, so denn nimm du noch einen oder den andern Zeugen mit dir, so daß euere beider Reden bestehen auf der Zeugen Mund.

12. Höret er aber dir nicht, und will es nicht zum Frieden mit ihm gedeihen, dann erst führe du ihn vor den Richtstuhl der Gemeinde, damit er erfahre, ihr Uebels er dir gethan, und erleide was recht ist.

13. Wahrlich ich sage euch: so ihr Menschen seid, geschaffen nach dem Bilde Gottes, und heftet seine rechten Kinder, und wandelt in seinem Lichte, so wird denn, was ihr in seinem Namen, und nach seinem Gesetzbuch bindet, auch vor ihm gebunden sein im Himmel; und was ihr auf Erden löset, wird auch im Himmel gelöset sein, denn die Gerechtigkeit ist nur eine im Himmel wie auf Erden.

14. Darum auch worüber die Gerechten eins sind auf Erden, daß man es erbitten dürfe von Gott, dieweil es in dem Gesetzbuch der Schöpfung geschrieben steht, als eine Verheißung der Ordnung in der Natur, das soll ihnen gewährt werden von dem, der das Alles geordnet hat, von Anbeginn.

15. Wer sich aber vermessen möchte, daß er neue Gesetze mache, die nicht von Gott sind, und widerstreben seiner Ordnung, deren ich ein Verkündiger bin auf Erden unter den Menschen, und widerstrebet meiner Lehre von göttlichen Dingen; der ist gerichtet und wird nicht erhöret werden.

16. Wo aber zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, und wandeln auf meinen Wegen, da bin ich allezeit mitten unter ihnen, und der Segen ist nicht ferne ab.

17. Und da Jeius also geredet hatte,

trat zu ihm Simon Petrus, und sprach: — Herr wie oft muß ich meinem Bruder, der an mir gesündigt hat, vergeben? — Iſt's genug sieben Mal? —

18. Jesus antwortete und sprach zu ihm: — Ich sage dir: — nicht sieben Mal, sondern siebenzig mal sieben mal; denn die Rache iſt nicht dein, sondern dessen, der von Gott gesetzet iſt, Gerechtigkeit zu üben unter den Menschen, die Sünder zu schrecken und zu strafen, auf daß der Gerechte friedlich leben möge.

19. So dein Bruder aber, der dir Arges gethan, zu dir kommt, sein Unrecht abzubitten, und bereut was er Uebels an dir gethan, so ziehe denn deine Hand, die ihn überantworten möchte, eilends von ihm ab, und rede liebreich zu ihm, also daß du Böses mit Gutem vergiltſt.

20. Ich sage euch aber dieses Gleichniß: — Es war ein König der mit seinen Leuten rechnen wollte; und war Einer unter ihnen, der ihm zehntausend Pfund schuldete.

21. Da er nun nicht hatte zu bezahlen, befahl der Herr, sein Weib und seine Kinder, sammt aller seiner Habe zu verkaufen, damit seine Schuld getilgt werden möge.

22. Da fiel der Mensch vor ihm nieder, um Gnade zu bitten, und sprach: Herr, habe Geduld mit mir, und ich werde dir Alles bezahlen.

23. Da jammerte dem König das Flehen des Elenden, also daß er ihn los gab, und ihm auch die Schuld erließ, die er rechtlich zu zahlen hatte.

24. Darnach ging der Schuldner hinaus, und fand da einen seiner Genossen, der war ihm hundert Groschen schuldig, und er griff ihn hart an, also daß er ihn würgte und sprach: Bezahle mir was du mir schuldig biſt! —

25. Da fiel der Mann vor ihm nieder und sprach: Habe Geduld mit mir, ich werde dir Alles bezahlen. — Der Andere aber fuhr ihn hart an, und warf ihn ins Gefängniß, bis er seine Schuld getilgt haben würde.

26. Da aber die andern Genossen solches vernahmen, geriethen sie darüber in großen Zorn, und gingen, ihrem Herrn zu erzählen, was sich begeben hatte.

27. Da forderte derselbe den Hartherzigen vor sich, und sprach zu ihm: Du Schalksknecht! Alle deine große Schuld habe ich dir erlaſſen, dieweil du mich batest, und ich Mitleid hatte mit dir. — Solltest du dich nun nicht auch erbarmet haben deines Genossen, der dich bat seiner geringen Schuld halber, wie ich mich deiner erbarmt habe, einer viel größern Schuld halber? —

28. Und der Zorn übermannte ihn, also daß er den Hartherzigen dem Gericht überantwortete, bis daß er ihm zahlte Alles was er schuldig war.

29. Also auch wird unser himmlischer Vater dem thun, der seinem Bruder nicht von Herzen vergiebt die Fehler, so er gegen ihn begangen hat, und nunmehr bereuet.

30. Es waren aber zu derselben Zeit Etliche unter dem Volk, die erinnerten ihn an die Galiläer, deren Blut mit dem ihrer Opfer vermischt worden war.

31. Und Jesus antwortete ihnen und sprach: — Meinet ihr denn, daß diese Galiläer vor allen ihren Landesgenossen Sünder gewesen sind, dieweil sie das haben erleiden müſſen? —

32. Ich sage: Nein! — sondern so ihr euch nicht bessert, und leget die Thorheit der Opfer nicht hinter euch, werdet ihr letzlich alleſammt also umkommen.

33. Oder meint ihr, daß die Achtzehn, auf welche der Thurm in Siloah fiel, und sie Alle erschlug, — seien schuldig geweſen vor allen Menschen die zu Jerusalem wohnen?

34. Ich sage abermals Nein! So ihr euch aber nicht bessert, werdet ihr Alle, eurer Thorheit halber, umkommen. Darüber nun sage ich euch dieses Gleichniß:

35. Es hatte Einer einen Feigenbaum, der war gepflanzt in seinem Weinberg, und er kam und suchte Frucht daran; fand aber deren keine.

36. Des sprach er zu dem Weingärtner: Siehe ich bin nun drei Jahre lang alle Jahre gekommen und habe Frucht gesucht auf diesem Feigenbaum, aber keine gefunden. Haue ihn ab, was hindert er das Land! —

37. Der Gärtner aber sprach zu ihm: Herr, laß ihn noch für dies Jahr, bis daß ich um ihn grabe und bedunge

ihn, ob er dann vielleicht wolle Frucht tragen; wo nicht, so haue ich ihn denn darnach ab, und der Gigner ergab sich darein.

38. So auch soll man die Menschen nicht alsogleich verdammen, weil sie keine guten Früchte tragen, ehe denn sie gepfleget sind und gelockert in ihrem Geiste, durch die Lehre die wahrhaftig ist, und lässt die Thorheit der Alten nicht aufkommen, die da sich selber Gesetze machten und lehrten das Volk sie verehren als einen Götzen, von dem die lebendige Schöpfung nichts weiß. — Wahrlich, es soll ein Ende mit ihnen werden. —

39. Am andern Tage dann, der ein Sabbath war, ging Jesus in eine Schule zu lehren. — Und siehe es stand ein Weib am Wege, das war krank seit achtzehn Jahren, und war gekrümmt, so daß sie nicht aufsehen konnte.

40. Und da Jesus ihrer ansichtig wurde, enthielt er ihr seinen Rath nicht, und sorgte daß sie geheilt werden möchte.

41. Da aber der Oberste der Schule des inne ward, gerieth er in Zorn darüber, und sprach zu dem Volke: Es sind sechs Tage, da man arbeiten soll; in diesen möget ihr kommen und euch heilen lassen, nicht aber am heiligen Sabbath.

42. Da nun Jesus diese Worte vernahm, sprach er zu dem Obersten der Schule: Du Heuchler! Löst nicht ein Jeglicher unter euch, seinen Ochsen oder Esel von der Krippe und führt ihn zur Tränke, auch am Sabbath? —

43. Und doch sollte dieses arme Weib nicht erlöst werden am Sabbath, die doch dem Geschlecht Abrahams entsprossen, und nun gepeinigt ist von einer Krankheit, bei die achtzehn Jahre? —

44. Und da er also geredet, mussten sich Alle schamen die ihm zuwider gewesen waren: das Volk aber freuete sich seiner Worte, und dem was er gethan an dem Weibe, und rühmten es daß er sich desselben nicht überhebe.

45. Da er nun aber solche Rede vernahm, und wohl wußte wie man es im Volke treibe, da man trachte überall der erste zu sein, und dränge den Nächsten um sich Einer über den andern zu erheben, sagte er ihnen ein Gleichniß und sprach:

46. Wenn du von Jemand geladen wirst zu einem Hochzeitmahl oder desgleichen, so setze dich nicht oben an, denn es möchte sein daß ein Anderer von ihm auch geladen worden, der an Ehren höher steht denn du.

47. Und möchte wohl geschehen daß der, welcher euch beide geladen, zu dir heran komme und spräche: — Weiche diesem Herrn, denn ihm gebührt diese Stelle; — da müßtest du dann mit Scham unten an sitzen. —

48. Darum also, wenn du geladen wirst so gehe hin, und setze dich unten an, auf daß, wenn da kommt der dich geladen hat, spreche zu dir: Freund rücke hinauf! — Alsdann wirst du Ehre haben vor denen die mit dir zu Tische sitzen.

49. Denn wer sich selbst erhöhet, der soll erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöhet werden.

50. Also auch, wenn du ein Gastmahl anstiftest, so lade nicht deine Freunde dazu ein, oder Verwandte, noch deine Nachbarn, die da reich sind, als zählteit du darauf daß sie dich wieder einladen und dir das Mahl vergelten würden.

51. Sondern wenn du ein Mahl anrichtest, so lade dann die Armen, die Krüppel, die Lahmen und die Blinden, so bist du dann sicher daß du nicht der Vergeltung harrest; die Gerechten aber werden es dir anrechnen, da sie deinen Namen preisen in allen Landen.

52. Da Jesus nun solche Worte geredet hatte, trat Einer aus dem Volke heran zu ihm und sprach: Meister, ich halte dafür daß du von Dingen redest die sich dereinst im Reiche Gottes begeben werden. — Selig ist wer daselbst sein Brot essen wird.

53. Jesus antwortete und sprach zu ihm: Ich werde dir ein Gleichniß dazu bringen.

54. Es war einstmals ein reicher Mann, der machte ein großes Gastmahl und lud Viele dazu ein, und zur Stunde, da es bereit war, sandte er seinen Knecht aus zu sagen den Geladenen: Kommt nun, denn es ist alles bereit. —

55. Aber da fingen sie alle nach

einander an ſich zu entſchuldigen. — Der erſte ſprach zu ihm: — Ich habe einen Acker gekauft und muß hinaus gehn und ihn beſehen; ich bitte dich, entſchuldige mich.

56. Und der Andere ſprach: Ich habe fünf Joch Ochſen gekauft und gehe jetzt hin, ſie zu beſehen; ich bitte dich, entſchuldige mich. —

57. Der Dritte aber ſprach: Ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht kommen. Und ſo alle Andern in mancherlei Weiſe.

58. Und der Knecht kam und erzählte Alles was er vernommen ſeinem Herrn. Da ward derſelbe zornig und befahl ſeinem Knecht: Gehe hin auf die Straßen und Märkte und führe die Armen und Krüppel, Lahme und Blinde herein zu meinem Gaſtmahl.

59. Da ſprach der Knecht: Es geſchehe alſo und ging hinaus und brachte eine gute Zahl derſelben wie ihm geheißen worden, doch war noch Raum vorhanden an dem Tiſche.

60. Und da der Herr das vernommen, ſchickte er abermals hinaus und ſprach: — Gehe hinaus auf die Landſtraße und an die Zäune, und nöthige herein, was du findeſt, auf daß mein Haus voll werde. Gewiß aber iſt, daß der Männer keiner, die geladen ſind, mein Gaſtmahl ſchmecken wird.

61. Und da er dieſes Gleichniß geſprochen, ſchwieg er eine Weile und ging hinweg. Es folgten ihm aber eine Menge Volk, und alsbald wendete er ſich um zu ihnen und ſprach:

62. So Jemand zu mir kommt und meiner Lehre anhängt, muß er dieſelbe mehr werth halten denn Vater und Mutter, Weib, Kinder, Bruder und Schweſtern, auch dazu ſein eigen Leben, anders er nicht mein Jünger ſein kann. Alſo auch wer nicht Leid tragen mag um meinetwillen, der kann nicht mein Jünger ſein.

63. Wer iſt aber unter euch, der einen Thurm bauen will, und ſitzt nicht zuvor und überſchlägt die Koſten, damit er ſehe ob er die Mittel habe den Bau hinaus zu führen, auf daß nicht etwa, da er den Grund gelegt hat, und kann das Werk nicht ausführen, Alle, die es ſehen, ſein ſpotten und ſagen: Dieſer Menſch hob an zu bauen und kann es doch nicht vollbringen.

64. Oder: — welcher König will ſich in einen Streit begeben wider einen andern König und ſitzt nicht zuvor und ratſchlägt, ob er könne mit zehntauſend dem begegnen, der über ihn kommt mit zwanzigtauſend.

65. Wo nicht, ſo ſchickt er dann Botſchaft dem Feinde, wenn er noch fern iſt und bittet um Frieden. — Alſo auch ein Jeglicher unter euch: — wer nicht Kraft hat zu entſagen Allen um meinetwillen, der gehe nicht in den Streit, ſondern kehre um bei Zeiten, denn er kann nicht mein Jünger ſein.

66. Das Salz iſt ein gut Ding; wo aber das Salz fad wird, womit will man würzen? — Es iſt weder auf das Land noch in den Miſt nütze, ſondern wird verworfen und unter die Füße getreten werden.

Das 17. Kapitel.

Jeſus ärgert die Phariſäer. — Ein kananäiſch Weib. — Die Phariſäer fordern ein Zeichen am Himmel. — Das Gleichniß vom Sauerteig. — Petri Berufung. — Vom Zinsgroſchen.

1. Es begab ſich nun eines Tages, daß einige Schriftgelehrte und Phariſäer von Jeruſalem herabkamen und zu Jeſus heran traten und ſprachen:

2. Meiſter! warum übertreten deine Jünger das älteſte Gebot und waſchen ihre Hände nicht bevor ſie Brod eſſen?

3. Jeſus antwortete ihnen und ſprach: — Ich frage euch auch Etwas: — Wenn es euch mißfällt daß meine Jünger menſchlich Gebot übertreten, warum denn übertretet ihr ſogar göttlich Gebot?

4. Nun hat, wie ihr es wohl wißt, — der Herr geboten: du ſollſt Vater und Mutter ehren; wer aber dem Vater oder der Mutter flucht, derſelbige ſoll des Todes ſterben.

5. Ihr aber lehrt dem Volke, daß ſo Einer zu ſeinem Vater oder zu ſeiner Mutter ſpricht: Wenn ich mein Gut dem Prieſter opfere, anſtatt es euch zu übergeben, ſo iſt es euch dennoch

viel mehr nütze, als da ihr es empfangen" — derselbe wohl daran thue und die Wahrheit geredet habe.

6. So denn geschieht es durch eure Falschheit, daß ihr den Eltern das Gut ihrer Kinder entzieht und widerstrebet also Gottes Gebot um eurer Habsucht halber.

7. Ihr Heuchler! Es hat wohl Jesaias von euch geredet, da er sprach:

8. Dieses Volk naht sich zu mir mit seinem Munde und ehrt mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir.

9. So ist denn auch vergebens ihr Mühen, mir zu dienen, dieweil sie solch sündhafte Lehren verbreiten, die nicht von Gott sind, sondern aus ihren Schalksherzen geboren wurden. —

9. Und nun rief Jesus alles Volk, das sein harrte, ringsum zu sich heran und sprach zu ihnen: — Höret zu und merket wohl auf die Worte, die ich zu euch rede.

10. Was zum Munde eingehet, das verunreinigt den Menschen nicht; — wohl aber was zum Munde ausgehet, das kann den Menschen verunreinigen. —

11. Da traten seine Jünger zu ihm und sprachen: — Weißt du auch, daß sich die Pharisäer ärgerten, da sie deine Worte hörten?

12. Jesus antwortete: — Alle Kräuter, die nicht gute Früchte tragen, sondern verderben die Saat, heißet man Unkraut, und der Gärtner räutet es aus, da kein Heil bei ihm zu finden; also auch diese.

13. Lasset sie ihre Wege suchen in Frieden. — Sie sind blind und wollen doch andern Blinden die Wege weisen. — Wenn aber ein Blinder den andern leiten will, so fallen sie zuletzt beide in die Grube.

14. Da trat Simon Petrus zu ihm und sprach: — Meister, wir bitten dich, daß du uns das Gleichniß deuten mögest darüber die Pharisäer dir gram sind.

15. Und Jesus sprach zu ihm: — Seid ihr denn noch so gar unverständig und merket nicht daß Alles was zum Munde eingehet, das gehet in den Bauch, auf daß es dem Leibe nütze sei und erhalte das Leben in seiner Kraft; darnach gehet ein Theil zur Erde zurück.

16. Was aber zum Munde heraus gehet, das sind des Herzens Gedanken im Guten oder Bösen, und können den Menschen wohl verunreinigen durch Worte darinnen die Sünde wohnet und ist meist des Lasters Anfang. Der Verständige aber wäscht nicht was rein ist, und mit ungewaschenen Händen Brot essen, da die Hände rein sind, verunreinigt den Menschen nicht.

17. Und da er also geredet, erhob er sich sammt seinen Jüngern und entwich mit ihnen in die Gegend von Tirus und Sidon.

18. Und siehe, ein kananäisch Weib da es von seinen Thaten gehört, überschritt eilend die Grenze, schrie ihm nach und sprach: O Herr, du Sohn Davids, erbarme dich meiner Tochter, da sie vom bösen Geist entsetzlich geplagt wird.

19. Jesus aber antwortete ihr kein Wort, denn er wußte gar wohl was von solchem Weien zu halten und schwerlich auszurotten sei.

20. Da traten zu ihm seine Jünger, die seine Gedanken erriethen, und baten ihn: lasse doch das Weib von dir, denn sie schreiet uns nach. —

21. Jesus aber fühlte Erbarmen mit ihm und da es nicht in seinem Wesen lag hart zu sein wo die Noth drängte, sprach er zu dem heidnischen Weibe: — Weißt du nicht daß ich nur gesandt bin zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel?

22. Das Weib aber warf sich vor ihm nieder und schrie, lauter noch denn zuvor: Herr! Herr! erhöre mich! Hilf! rette meine Tochter daß sie nicht untergehe.

23. Da redete Jesus sanftmüthig zu ihr und sprach: — Es giebt der Unglücklichen eine Menge in meinem eigenen Volke und du bist eine Heidin. — Die Meinen aber reden allezeit hart darein: wie es nicht fein sei daß man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde.

23. Da trocknete das Weib seine Thränen und sprach: — Ja Herr, ich weiß es: dennoch aber essen die Hündlein von dem Brosamen der von des Herrn Tische fällt.

25. Solchen Worten nun konnte der weile Rabbi nicht widerstehen, sondern iprach zu der Flehenden: Weib, dein Glaube iſt groß! — führe mich hin zu deiner Tochter und unter Gottes Beiſtande wird ſie geneſen für diesmal.

26. Nicht bald darnach traten abermals Phariſäer und Sadducäer zu ihm und trachteten ob ſie nicht Uebels an ihm finden möchten, indem ſie von ihm begehrten daß er ſie ein Zeichen am Himmel ſehen laſſe, zum Erweiſe, daß er von Gott geſandt ſei, hernach wollten auch ſie an ihn glauben.

27. Jeſus aber antwortete und iprach zu ihnen: — Wenn es Abend worden, und der Himmel ſich röthet, ſprecht ihr: es wird morgen ein ſchöner Tag werden. Wenn aber der Himmel am Morgen roth iſt und trübe, ſprecht ihr: es wird Ungewitter geben.

28. Ihr Heuchler! Des Himmels Geſtalt glaubt ihr deuten zu können; warum denn habt ihr nicht auch für die Zeichen dieſer Zeit ein Verſtändniß?

29. Ihr Fälſcher und Gleißner! Meint ihr denn daß Einer, der auf Erden wandelt, das Geſetzbuch des Himmels zerreißen könne? — Wie denn fordert ihr Zeichen und Wunder von mir? — Iſt euch meine Lehre denn nicht Zeichen genug? — oder wollet ihr etwa daß ich dem Jonas nachfolgen möge?

30. Hiernach wandte er ihnen den Rücken und ließ ſie ſtehn, um abermals den See zu kreuzen, und da ſie am jenſeitigen Ufer waren, merkten die Jünger daß ſie vergeſſen hatten, Brot mit ſich zu nehmen. —

31. Jeſus aber, da er es vernommen, iprach zu ihnen: Sehet zu und hütet euch vor dem Sauerteig der Phariſäer und Sadducäer. — Die Jünger aber verſtanden ihn nicht, ſondern dachten bei ſich daß er ihnen vorwerfe, des Brotes vergeſſen zu haben, und redeten davon unter ſich.

32. Da aber Jeſus des inne ward iprach er zu ihnen: Ihr Kleingläubigen! — was kümmert ihr euch des vergeſſenen Brotes halber? Hatten wir nicht allezeit Brotes die Fülle, da ich bei euch war?

33. Wie denn begreifet ihr nicht daß ich des Brotes nicht gedenken wollte da ich iprach: Hütet euch vor dem Sauerteige der Phariſäer und Sadducäer.

34. Und nun verſtanden die Jünger, daß er nicht gemeint, ſie ſollten ſich hüten vor dem Sauerteig des Brotes, ſondern vor der Lehre der Phariſäer und Sadducäer.

35. Als ſie nun allgemach in die Gegend der Stadt Cäſarea Philippi gekommen waren, ſtand Jeſus plötzlich ſtill und fragte ſeine Jünger: Was ſagen die Leute von mir, wer ich ſei?

36. Und es antworteten einige von ihnen: — Etliche ſagen, du ſeieſt Johannes der Täufer; Andere wieder, du ſeieſt Elias; Etliche auch, du ſeieſt Jeremias oder ſonſt der Propheten Einer, der von den Todten erwecket worden ſei. —

37. Da fragte er nun weiter: und wer denn ſaget ihr, der ich ſei? — Da antwortete ihm der allezeit redefertige Simon Petrus: — Du biſt der wahrhaftige Meſſias, der von Gott verheißene und geſandte Erlöſer deines Volkes von Irrthum und Sünde durch deine Lehre, die wahrhaftig iſt, und durch deine Thaten an den Siechen.

38. Und Jeſus antwortete und iprach zu ihm: Selig biſt du, Simon, Jonas Sohn, denn Fleiſch und Blut hat dir das nicht offenbaret, ſondern der Geiſt Gottes der in den Gedanken der Menſchen waltet.

39. So denn ſage ich dir: — fortan ſollſt du Petrus heißen, und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle ſollen ſie nicht überwältigen ſo ſie bei meiner Lehre beharret und treibet die Lügner und Fälſcher aus, die nicht in meinen Fußſtapfen wandeln und ſich allezeit, gleich einem böſen Gewürm, in die edelſten Früchte einniſten.

40. Und will dir den Schlüſſel geben zu dem Himmelreich das unter den Menſchen aufzurichten ich gekommen bin. — Alles was du auf Erden binden, ſoll auch vor Gott gebunden ſein; und Alles was du auf Erden löſen, ſoll auch vor Gott gelöſet ſein.

41. Und wer je meinen Namen verunehret durch falſche Lehre, die nicht aus meinem Munde gegangen, der

verunehret und läſtert mich. So komme denn die Rache über ihn, alſo daß er vertilget werde ſammt ſeiner falſchen Lehre von der Erde, und ſoll nimmer Vergebung finden.

42. Und da er alſo geredet, verbot er ſeinen Jüngern daß ſie zu irgend Jemanden über dieſe Worte vor der Zeit weiterreden ſollten.

43. Darnach aber that er ihnen kund, wie er, um ſeine Botſchaft zu vollenden, gewillt ſei gen Jeruſalem zu pilgern, ſelbſt auf die Gefahr hin, von den Aelteſten der Juden, dem Hohenprieſter und den Schriftgelehrten verfolgt und angeklagt zu werden; ja, ſo es ſein müßte, ſelbſt ſein Leben für ſeine Lehre zum Opfer darzubringen.

44. Solcherlei Rede aber bekümmerte vor Allem den getreuen und muthigen Petrus, und hoch beſtürzt ſprach er: O Herr! Herr! ich bitte dich: ſchone dein ſelbſt, und thue uns nimmer ſolch Leid an!

45. Jeſus aber überfuhr ihn des mit harter Rede, und nannte ihn einen Verſucher, dem das Menſchliche höher ſtehe, als das Göttliche.

46. Und ſprach zu ſeinen Jüngern: — Wer den Muth hat mir nachzufolgen, der muß ſich ſelbſt verleugnen um meiner Lehre willen, und muß mit ſeinem Leben einſtehn für die Wahrheit die von Gott iſt; darnach wird er leben für alle Zeiten und für alle Völker geeignet ſein in ihrem Gedenken.

47. Und nun verfolgten ſie ihre Straße mitſammen weiter; und da ſie gen Capernaum kamen trat zu Petrus heran der Mann der den Zinsgroſchen einnahm, und ſprach: Pflegt denn euer Meiſter nicht den Zinsgroſchen zu geben? —

48. Er ſprach: — Ei Ja! — und ging, es dem Herrn anzuzeigen. — Der aber kam ihm zuvor und fragte: — Was dünket dich, Simon, von wem nehmen die Könige auf Erden den Zoll oder Zins? — Von ihren Kindern oder von Fremden? —

49. Simon Petrus antwortete: Von den Fremden. — Und Jeſus ſprach: ſo ſind denn die Kinder frei.

50. Damit wir aber dem Geſetze und der Obrigkeit nicht widerſtreben, auch die Leere unſers Säckels nicht offenbar werde: ſo gehe denn an's Meer, wirf deine Angel hinab, und den erſten Fiſch, den du fahen, verkaufe, und zahle unſere Pflicht, auf daß ſich Niemand an uns ärgere. — Und Petrus that wie ihm geheißen worden.

Das 10. Kapitel.

Von der Eheſcheidung. — Jeſus' Ausſpruch vom vornehmſten Gebot. — Urtheil über den Reichthum. — Das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberg. — Die Mutter der Gebrüder Zebedäi.

1. Da Jeſus nun die Reiſe vollbracht hatte, erhob er ſich bald darnach und wanderte an die Grenze des jüdiſchen Landes, jenſeits des Jordans, dahin ihm abermals viel Volks nachfolgte. Geſunde und Kranke, und er heilte mancherlei Siechthum nach ſeiner Weiſe, als ein rechter Arzt und begehrte des keinen Lohn.

2. Es blieben aber wiederum auch die Phariſäer nicht außen ihn zu verſuchen, und trat einer derſelben zu ihm heran und ſprach: — Sage an, Meiſter, iſt es recht daß ſich ein Mann ſcheide von ſeinem Weibe um irgend welcher Urſache halben? —

3. Und da Jeſus wohl merkte wo man hinaus wollte, antwortete er: Hat nicht der Vater im Himmel, da er die Menſchen ſchuf, zuerſt einen Mann und ein Weib geſchaffen? Darum ſteht geſchrieben und iſt weiſe geordnet, daß ein rechtlicher Mann wird Vater und Mutter verlaſſen und ſeinem Weibe anhangen und werden beide ein Fleiſch ſein.

4. Darum: was Gott zuſammengefügt hat, das ſollte der Menſch billig nicht ſcheiden wollen; und wo ein redlich Paar ſich zuſammen findet, wird es auch nimmer begehrt werden, ſondern nur, wo durch arge Gedanken und böſen Wandel Eines oder Beider die Ehe gebrochen wird, und man alſo dem Geſetze der Natur ſpottet.

5. Da ſprach der Phariſäer: — Warum denn aber hat Moſes zugelaſſen daß dem Manne ein Scheide-

brief möge gegeben werden, ſo er gedenken iſt, ſein Weib von ſich zu thun? —

6. Jeſus antwortete und ſprach zu ihm: — Moſes hat euch erlaubt zu ſcheiden von eurem Weibe um eures Herzens Härtigkeit willen. Von Anbeginn aber iſt es nicht alſo geweſen.

7. Darum ſage ich euch: — Wer ſich von ſeinem Weibe ſcheidet aus eigener Macht, und freiet eine Andere, der iſt des Gerichts ſchuldig. — Und abermals: wo ſich ein Weib aus eigener Macht von ihrem Manne ſcheidet und freiet einen Andern, die iſt des Gerichts ſchuldig; denn ſie haben der Ordnung des Geſetzes widerſtrebt.

8. Wo aber die Ehe übel geartet iſt, als ein unheilig Weſen voll Abſcheu und Zwietracht Einer oder Beide, alſo daß das neue Uebel, die Scheidung, geringer iſt als das ältere, die Ehe, da möge man den Scheidebrief geben nach Recht und Gewiſſen derer die darüber zum Wächter geſetzt ſind.

9. Wiſſet aber, daß die Ehe kann gebrochen werden nicht nur fleiſchlich, ſondern auch durch mancherlei Uebelthat und unheilig Weſen, alſo daß dann die Ehe eine Hölle iſt auf Erden, und ſollte doch nicht alſo ſein. Wo aber ein Theil die Ehe aufhebt wider den andern, der ladet die Schande auf ſein Haupt und iſt des Gerichts ſchuldig.

10. Da ſprachen die Jünger zu ihm: — Stehet die Sache eines Mannes mit ſeinem Weibe alſo, da ſollte man denn dafür halten daß es beſſer ſei, der Ehe fern zu bleiben.

11. Da antwortete Jeſus und ſprach: — Es geht mancherlei Rath um unter den Menſchen, und ſchickt ſich deren Einer nicht für Alle; ſo ſoll man denn einen Jeglichen nicht mit gleicher Münze zahlen wollen; und alſo iſt es auch mit der Ehe.

12. Es ſind Etliche vom Weibe geboren die nimmer können zu Kräften kommen, und haben nicht die Verheißung einer geeigneten Ehe von Anbeginn.

13. Wiederum aber ſind Etliche, die weder Geſchick noch irdiſch Gut haben, ſich der Armuth zu wehren, und Weib und Kinder nach Nothdurft zu pflegen; darum ihnen die Ehe nur Unigen verheißet und beſſer fern bleibe von ihnen.

14. Etliche aber ſind, die des Beſten Schönen nachtrachten und ſuchen ihr Heil darin am Reiche Gottes zu bauen, darum die Ehe keinen Segen für ſie verheißet, und erwehren ſich derſelben, größerer Ehre halber, aus freien Stücken. Wer es zu faſſen vermag der faſſe es.

15. Und da Jeſus alſo zu ſeinen Jüngern geredet, trat Einer aus dem Volk zu ihm und ſprach: Guter Meiſter, was ſoll ich Gutes thun das ich das ewige Leben haben möge? —

16. Jeſus antwortete und ſprach zu ihm: — Was heißeſt du mich gut? — Niemand iſt gut, denn der einige Gott. Willſt du aber ein gottlelig Leben erlangen, ſo halte die Gebote.

17. Da fragte der Fremdling wieder: — Herr, welche Gebote ſind es denn die ich halten ſoll? — Jeſus antwortete: — Du ſollſt nicht tödten, nicht ehebrechen, nicht ſtehlen, nicht falſch Zeugniß reden, ehre Vater und Mutter und liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt.

18. Da ſprach der Jüngling: — Dieſes Alles habe ich gehalten von Jugend an, was fehlt mir nun noch? — Und Jeſus antwortete: — So verkaufe denn alle deine Habe, und was du gelöſet daraus, ſchenke den Armen, ſo wird es dein Vater dort oben dir anrechnen und du wirſt einen Schatz des ewigen Ruhmes im Gottesreiche haben.

19. Da nun aber der Fremdling ſolche Worte vernommen, wurde er ſehr betrübt und ging ſchweigend von dannen, denn er hatte viele Güter.

20. Jeſus aber ſahe ihm beſorgt nach und ſprach zu ſeinen Jüngern: Wahrlich, ich ſage euch: einem Reichen wird es ſchwer werden, Theil zu haben am Reiche Gottes auf Erden;

21. Denn das Ziel iſt ferne und die Pforte iſt enge; darum wer groß Gut mit ſich trägt wird viel außen laſſen müſſen. Der Reichthum aber verhärtet leichthin die Herzen der Menſchen. Doch ſoll er darum nicht geſchändet ſein, denn die Gutthat bedarf ſeiner.

22. Die Jünger aber verwunderten ſich ob ſolcher Rede ihres Herrn, und Petrus trat herbei und ſprach zu ihm: dir iſt bekannt daß wir Alles verlaſſen haben und ſind dir nachgefolgt auf

deinen Ruf. — So sage nun an, was wird uns dafür? —

23. Vor solcher Rede aber entsetzte sich Jesus und ward fast zornig, also, daß er sich bemeistern mußte, um dem Jünger nicht wehe zu thun; er antwortete aber sanftmüthig und sprach:

24. Wahrlich, ich sage euch: daß ihr, die ihr mir nachgefolgt seid als meine Jünger, zu schaffen die Wiedergeburt der Menschheit zu einem neuen Leben: — werdet dereinst, wenn meine Lehre alle Länder umwandelt haben wird, und meine Gedanken herrschen werden in dem neuen Reich auf dem Stuhle meiner Herrlichkeit: — auch eure Namen werden vom Ruhme getragen sein durch alle Länder. —

25. Und werdet sitzen auf zwölf Stühlen, zu lehren und zu richten alle Völker und Geschlechter. Und wer da verläßt seine Habe, Brüder, Schwestern, Vater, Mutter oder Weib, oder Kinder, oder Aecker um meiner Lehre willen, dem wird solches Alles hundertfältig vergolten werden, denn er darf des ewigen Ruhmes auf Erden gewiß sein.

26. Wahrlich aber: — Viele, die da meinen, die Ersten zu sein, dieweil sie prunken in kostbaren Ehrengewändern und tragen stolze Namen und Würden, die werden die letzten sein vor Gott; die andern aber werden die Ersten sein.

27. Ich sage euch aber dieses Gleichniß: — Das Himmelreich der Zukunft ist zu vergleichen einem Hausvater, der am Morgen ausging Arbeiter zu dingen.

28. Und da er mit denselben eins worden um einen Groschen zum Tagelohn, sendete er sie in seinen Weinberg.

29. Zum andern aber ging er aus um die dritte Stunde, und sah andere Arbeiter am Markte müßig stehn. — Dieselben sendete er auch in seinen Weinberg, zu arbeiten.

30. Darnach auch ging er um die elfte Stunde an den Markt, und fand abermals Andere müßig stehn und fragte: Was steht ihr hier müßig den ganzen Tag? — Sie antworteten ihm aber: Was sollen wir thun? — es hat uns Niemand gedungen.

31. Und der Hausvater schickte auch diese in seinen Weinberg und versprach ihnen: Was recht ist, das soll euch werden.

32. Und da es nun Abend worden, sprach der Herr des Weinbergs zu seinem Schaffner: — Rufe mir die Arbeiter und gieb Jedem seinen Lohn, indem du bei dem Letzten anhebst und folgest bis zu dem ersten.

33. Darnach kamen zunächst die da um die elfte Stunde gedungen waren, und empfingen ein Jeglicher seinen Groschen. — Da nun aber die ersten heran kamen, meinten sie mehr verlangen zu dürfen, und bekamen doch nur ein Jeder einen Groschen, und murrten deshalb wider den Hausherrn und sprachen:

34. Die Letzten haben nur wenig Stunden gearbeitet und doch hast du ihren Lohn dem unsern gleich gestellt, die wir doch des Tages Last und Hitze getragen haben.

35. Der Hausvater antwortete: — Seid ihr denn nicht eins mit mir geworden zu arbeiten um einen Groschen?

36. Nehmet hin euren Lohn und geht. Ich aber will die Letzten zahlen gleich euch; — oder meint ihr daß ich nicht Macht habe, zu thun mit den Meinen wie ich will? — Was sehet ihr scheel darein daß ich gütig bin!

37. Also werden die Letzten die ersten sein am Tage der Vergeltung; denn, — wahrlich ich sage euch: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.

38. Und da Jesus also geredet, zog er hinauf gen Jerusalem sammt den Zwölfen, und da sie am Wege waren redete er zu ihnen von ernsten Dingen und sprach: Bereitet euch vor da wir zur Stätte kommen, daß große Ereignisse über mich herein brechen werden, denn der Hohepriester und die Schriftgelehrten sitzen und brüten über mein Verderben alle Tage, so werde ich denn ihrer Rache schwerlich entrinnen.

39. Da trat zu ihm heran die Mutter der beiden Jünger Zebedäi, die mit ihnen war, die fiel vor ihm nieder als eine Flehende, so daß Jesus sie fragte: Was ist dein Begehr? —

40. Da erhob das Weib ihre Hände und sprach: — Ich bitte dich Herr, lasse diese meine zween Söhne in deinem Reiche da du ein König sein

wirſt, ſitzen, den einen zu deiner Rechten, den Andern zu deiner Linken.

41. Jeſus aber hieß ſie aufſtehn, und ſprach zu den Jüngern insgeſammt: Ihr Thoren wiſſet nicht um was ihr bittet. Habt ihr Muth den Kelch zu trinken den ich werde trinken müſſen? und euch taufen zu laſſen mit der Taufe die mir aufbehalten iſt? —

42. Da betheuerten Alle, daß dem ſo ſei! — Und Jeſus ſprach weiter: — Wohlan denn, dieſes iſt euer Beruf. — Das Sitzen aber zu meiner Rechten und zu meiner Linken euch zu geben in dem Reich das zu bereiten ich gekommen bin, ſteht mir nicht zu, ſondern dem der mich berufen hat der Menſchheit eine Leuchte zu ſein und ein König der Geiſter für alle Zeiten. —

43. Da nun ſolches die andern Jünger vernahmen, wurden ſie ſehr unwillig über die zwei Gebrüder, die ſich dergleichen vermeſſen hatten. — Jeſus aber rief ſie zu ſich und ſprach:

44. Wiſſet, daß eure Gedanken allzumal gehen weit ab in die Irre. — Ihr gedenket der weltlichen Fürſten, die da herrſchen, und der Oberherrn, die da Gewalt ausüben über allerlei Völker.

45. Solches aber kann weder bei mir ſein noch bei euch, ſondern da Einer unter euch wollte Gewalt üben über euch, der ſei euer Unterthan, und wer da der Vornehmſte ſein möchte, der ſei euer Knecht.

46. Gleich wie ich ſelber nicht berufen bin, daß ich mir dienen laſſe, ſondern daß ich dienſtbar bin allem Volke, und ſetze mein Leben daran daß ich die Menſchheit erlöſe aus den Banden der Finſterniß darin ſie geknechtet war von Anbeginn.

47. Welcher iſt unter euch, der, ſo er einen Knecht habe, der ihm pflüget oder das Vieh weidet, wenn er heim kommt vom Felde, daß er ihm ſage: gehe bald hin und ſetze dich zu Tiſche?

48. Iſt es nicht alſo daß er zu ihm ſagt: — Richte zu, daß ich zu Abend eſſe; ſchürze dich und diene mir bis ich geſpeiſt und getrunken habe. Darnach ſollſt auch du eſſen und trinken?

49. Sollte er es aber etwa dem Knechte danken, daß er gethan, was ſein Herr ihm befohlen? — Ich denke: Nein!

50. Alſo auch ihr: — Wenn ihr Alles gethan habt was euch aufgetragen worden, ſo ſprecht dann bei euch: Was ſollten wir Lobes dafür begehren, wir haben gethan was wir zu thun ſchuldig waren.

Das 19. Kapitel.

Zehn Ausſätzige. — Vom Reiche Gottes. — Zween Blinde. — Maria und Martha. — Jeſus verſucht die Schriftgelehrten. — Die Wittwe am Gotteskaſten.

1. Da nun Jeſus mit ſeinen Jüngern den Weg nach Jeruſalem fortſetzte, begab es ſich daß er inmitten Samaria und Galiläa dahinzog. Und als er in einen Markt kam begegneten ihm zehn ausſätzige Männer, die ſtanden von ferne, erhoben ihre Stimmen und ſprachen: Jeſus! — lieber Meiſter, erbarme dich unſer!

2. Und da er ſie ſah, ließ er dieſelben zu ſich kommen, gab ihnen ſeinen Rath und hieß ſie heimwärts gehen nach ihrer Behauſung, und da einige Zeiten darüber vergangen, wurden ſie rein und gingen hin und zeigten ſich den Prieſtern, wie es Geſetz war.

3. Einer aber von ihnen kehrte um, trat zu Jeſus in ſeiner Behauſung, fiel auf ſein Angeſicht, dankte und preiſete Gott mit lauter Stimme. — Derſelbe aber war ſeines Geſchlechts ein Samariter.

4. Des verwunderte ſich Jeſus und ſprach zu ihm: Sind ihrer nicht zehn rein geworden? — Wo denn aber ſind die neun Andern? Hat ſich keiner von ihnen gefunden der da umkehre und gebe Gott die Ehre, denn dieſer Fremdling?

5. Da aber einige Phariſäer nahe bei ſtanden und hörten was geredet wurde, trat Einer von ihnen heran und fragte ſpottend: Meiſter, wann kommt das Reich Gottes? —

6. Jeſus antwortete gelaſſen: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden. Man wird auch nicht ſagen können: — ſiehe hier: oder:

siehe da, dort ist es! — denn wisset: das Reich Gottes ist inwendig in euch. —

7. Darnach wandte er sich zu seinen Jüngern und sprach: — Es wird die Zeit kommen da ihr mein Antlitz werdet suchen und werdet es nicht sehen; und werden Manche zu euch sagen: siehe hier ist er oder dort. — Gehet aber nicht hin und folget auch nicht.

8. Denn gleich wie der Blitz oben vom Himmel nieder fährt, und leuchtet über Alles was unter dem Himmel ist, also auch wird es mit meiner Lehre an jenem Tage sein. Zuvor aber werde ich noch viel leiden müssen und werde verworfen werden von diesem Geschlecht.

9. Die Jünger aber fragten: Herr, wo denn wird sich dieses begeben? — Er aber sah finster darein und sprach: Wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler; und zog seines Weges weiter, und vieles Volk zog ihnen nach.

10. An dem Wege aber auf welchen sie daher kamen, saßen zwei Blinde. Und da sie vernahmen, daß Jesus die Straße einher käme, schrieen sie laut: O Herr, du Sohn Davids, erbarme dich unser.

11. Das Volk aber beschwichtigte sie? daß sie schweigen sollten, doch schrieen sie noch vielmehr denn zuvor, also daß Jesus stille stand und sie fragte: Was ist euer Begehr? —

12. Da riefen die Blinden: O Herr erbarme dich unserer Augen, denn wir wissen, daß du ein Arzt bist. — Da neigte sich Jesus zu ihnen und da er sahe, was es war entdeckt er ihnen seines Rathes und seiner Hülfe nicht, und alle die es hörten und sahen, priesen seine Weisheit und seine Barmherzigkeit. — Jesus aber zog mit den seinen von dannen.

13. Und da sie nun unfern von Jerusalem kamen, wanderte Jesus hinab gen Bethanien daselbst sein schon längst eine befreundete Familie harrte.

14. Es waren aber ein unbeweibter Jude mit Namen Lazarus, nebst zween Schwestern, Maria und Martha, die hatten den Herrn lieb und ihre Freude war überschwänglich, als der Freund zu ihnen eintrat. — Lazarus aber war über Land gegangen.

15. Und da die erste Begrüßung vorüber war, bereitete Maria, des Herrn Liebling, ihm einen Sessel, auf daß er von seiner Reise ausruhen möge und setzte sich zu seinen Füßen, denn sie hatte Lust an seinen Reden und erfrischte sich allezeit an der Anmuth seiner Gedanken.

16. Martha aber, die des Hauses Mutter vorstand, gedachte nur der leiblichen Pflege des Gastes durch Speise und Trank, und fuhr mit Windes-Eile durch die Gemächer hin und wieder, dem Freunde ein schmackhaft Mahl herzurichten.

17. Und verdroß sie sehr daß die Schwester so lässig sei, und trat zu Jesus heran und sprach: — Herr, fragst du denn nicht darnach, daß mich meine Schwester läßt allein dienen? Sage ihr doch, daß sie es auch angreife.

18. Jesus aber antwortete und sprach zu ihr: — Martha! Martha! Du machst dir viel Sorge und Mühe mir zu dienen, doch hat es damit nicht also große Noth. — Maria aber hat das bessere Theil erwählt, indem sie nach dem Reiche Gottes trachtet, das soll nicht von ihr genommen werden. Und er blieb allda bis an den Abend.

19. Am andern Tage lehrte Jesus wieder im Tempel und legte die Schrift aus nach seiner Weise, da er es liebte im Geheimniß zu forschen und der Schriftgelehrten Einfalt zu spotten.

20. Also fragte er sie für diesmal: — Was meint ihr, wessen Sohn soll der sein, der da verheißen ist unserm Volke von den Propheten als ein Befreier und Erlöser derselben, und selig zu machen die Verlorenen die in der Irre gehen?

21. Und sie antworteten und sprachen: — Die Weissagung nennt ihn einen Sohn Davids. Darauf redete Jesus darein: Wie denn aber meint ihr daß David, aus dem, wie ihr saget, der Geist Gottes redete, sollte geweissagt haben da er schrieb: — Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis daß ich lege deine Feinde zum Schemel deiner Füße?

22. Da heißet ja David den Verheißenen seinen Herrn, wie denn sollte er sein Sohn sein? — Drob verstummten die Schriftgelehrten eine Weile: darnach aber sprachen sie: Wir wissen es nicht.

23. Jesus aber erhob seine Stimme und sprach: — Dann solltet ihr auch nicht Schriftgelehrte heißen und das Volk lehren wollen; denn so ihr einfältig seid was rühmt ihr euch dessen?

24. So wisset denn und gedenket dieser Worte, daß David, da er den Geist hatte den Verheißenen zu erkennen, ihn als einen Liebling des Vaters im Himmel erkannte, der ihn dereinst erwecken werde aus dem Saamen Davids in seiner menschlichen Gestalt.

25. Der Geist aber wohnte bei seinem Vater bis daß diese Stunde gekommen, das Reich Gottes aufzurichten unter seinen Brüdern. — Wer es zu fassen vermag, der fasse es.

26. Und da er zu den Schriftgelehrten also geredet, wendete er sich wieder zu dem Volke und sprach: Hütet euch vor den Schriftgelehrten, die in langen Kleidern einhergehen und lassen sich gern grüßen auf den Gassen.

27. Sie lieben es obenan zu sitzen in den Schulen und bei leckern Mahlzeiten. Sie fressen der Wittwen Häuser und machen sich wichtig mit langen Gebeten, werden aber deno mehr Verdammniß empfahen.

28. Und da er also geredet, setzte er sich neben den Gotteskasten darein die Gaben für die Armen gelegt wurden, und viele Reiche legten von ihrem Ueberfluß hinein.

29. Darnach auch trat hinzu eine arme Wittwe, die legte zwei Scherflein ein, die machen einen Pfennig. — Da rief er seine Jünger zu sich, erzählte ihnen was er gesehen und sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch, diese arme Wittwe hat mehr eingelegt in den Gotteskasten denn alle die andern. Denn diese haben von ihrem Ueberfluß dargebracht; die Wittwe aber hat sichs von ihrem Geringen abgedarbt und einen Theil ihrer Nahrung eingelegt.

30. Und da nun Jesus sammt seinen Jüngern den Tempel verließ, blickte Einer derselben hinter sich und sprach: Meister, siehe, welch eine Pracht in diesen Steinen und welch ein Bau das ist!

31. Jesus aber antwortete und sprach zu ihm: — Wie herrlich dieser Bau auch sein möge, also daß dein Auge sich daran ergötzt, so ist er dennoch vergänglich wie alle Dinge auf Erden und wird kein Stein von ihm auf dem andern bleiben.

32. Darob verstummten nun die Jünger, und überlaunen im Stillen die Worte die der Meister zu ihnen geredet hatte.

33. Und da man den Oelberg erstiegen, von da man die Blicke weiden konnte an dem Prachtbau des Tempels in seiner Herrlichkeit, — traten zu ihm einige seiner Jünger, vor Allem Petrus und Johannes.

34. Und redeten zu ihm, indem sie fragten: Meister, sage an, wenn wird das geschehen? — und was wird das Zeichen sein daß solche Zerstörung begonnen wird in Jerusalem?

35. Jesus antwortete: — Ich bin kein Prophet, aber ich kenne der Menschen Gedanken und Beginnen, und ist kein Wandel bei ihnen so heute wie Morgen und weit hinaus in der Zeiten Ferne. So sehet denn zu, daß euch nicht Jemand verführe.

36. Denn mein Heimgang ist nahe herbei kommen. Darnach aber werden Manche auftreten in meinem Namen, und werden sagen: — Ich bin der an den ihr glaubet und werden Viele verführen.

37. So ihr aber der Jahre Fülle vollendet und werdet hören von Kriegen und Kriegesgeschrei, so wundert euch dessen nicht, denn es ist immer also geschehen wenn die Zeit im Gebähren war.

38. Es wird sich aber alsdann ein Volk über das Andere empören, und ein Königreich wider das Andere, und wird sein theure Zeit und Schrecken die Fülle.

39. Denn es überkommt der Menschheit zu jeder Frist, da der Glaube sich läutert, und lässet den alten Sauerteig hinter sich — zu erregen Zwiespalt und Eifern derer, die dahinten bleiben wollen, gegen die, welche der Leuchte nachgehen.

40. Also auch wird um meine Lehre und meines Namens halber Zwietracht entstehen unter den Völkern und in den Familien, und werden sich gegen einander empören ihres Glaubens halber, und wird kein Ende sein bis der Tod die Zänker hinweg nimmt.

41. Wer aber beharret und strebet dem Reich Gottes nach, der wird Segens die Fülle haben, denn meine Lehre ist wahrhaftig und hat die Verheißung Gottes, darum daß sie der Liebe dienet gegen alle Lebendigen die er geschaffen, insonderheit aber gegen den Bruder.

42. Wenn ihr aber sehen werdet daß die Gräuel der Verwüstung beginnen, die nicht außen bleiben werden an dieser Stätte, so fliehet dann auf die Berge.

43. Und wer etwa auf dem Dache ist der steige nicht hernieder um Hausrath zu holen; und wer auf dem Felde ist der wende sich nicht heimwärts seine Kleider zu retten.

44. Wehe aber den Siechen und Krüppeln die nicht fliehen können. — Bittet auch daß euch das Unheil nicht kommen möge in den Tagen des Winters, denn es wird eine Trübsal sein als sie niemals gewesen ist auf Erden.

45. Und so der Herr die Tage der Noth nicht kürzen würde, da der Todesengel seine Beute heimtet, würde wohl die Menschheit vertilget werden von der Erde, also daß das Reich Gottes nicht könnte errichtet werden.

46. Um der Auserwählten willen aber wird er die Tage des Elends verkürzen, da die Unvernunft und Bosheit das Regiment führt und die Barmherzigkeit ausgerottet erscheint unter den Lebendigen.

47. Zur Zeit aber, da die Noth beendet ist und der Friede die Menschen wieder zusammenführt, werden falsche Propheten erstehen, die meinen Namen mißbrauchen und werden euch lügen: Siehe hier ist Jesus! — oder: Dort ist er! — und werden euch äffen als habe ich mit ihnen geredet.

48. Es werden auch Betrüger aufstehen mancher Orten, die sich rühmen Zeichen und Wunder zu thun in meinem Namen, also daß sie auch die Auserwählten verführen möchten so es möglich wäre. Denselben aber soll man kein Ohr leihen und der Glaube bleibe ferne von ihnen, denn wer da Wunder zu thun vorgiebt, lügt dem Gesetzbuch der Natur welche ist Gottes.

49. Sehet euch aber vor, denn ich habe euch dieses Alles verkündet, dieweil ich der Menschen Wahn und Wesen wohl erkundet habe und erforschet das Geheime und wird nicht außen bleiben was ich euch verkünde in diesen Tagen.

Das 20. Kapitel.

Jesus spricht im Geistes eines Sehers von der kommenden Zeit. — Das Gleichniß von den zehn Jungfrauen und den drei Knechten, denen der Herr sein Gut anvertraute.

1. Weiter aber sage ich euch: In der Zeiten Ferne, da solch Trübsal längst überstanden sein wird, werden die falschen Propheten nicht gar überwunden sein die von mir und meiner Lehre zu zeugen vorgeben, und werden die Kinder der Welt trügen die nicht die Erkenntniß Gottes und seines Gesetzbuches in der lebendigen Natur haben.

2. In diesen Tagen aber werden auch Propheten erstehen, die wohl als wahrhaftig zu erkennen da sie die Gesetztafeln der lebendigen Schöpfung ergründet und predigen ihre Lehren allem Volke.

3. Zu der Zeit werden Sonne und Mond ihre Geheimnisse offenbaren, dazu auch die Gestirne, und werden ihre Bildnisse vom Himmel herab reichen den verständigen Kindern der Erde, und die Gestirne werden ihnen von ihrem Wesen erzählen.

4. Die Kräfte des lebendigen Gottes, die in der Erde schlummern von Ewigkeit zu Ewigkeit, werden sich bewegen und hervortreten an das Licht, da der Menschen Geist sie erwecket und gerufen, und sie werden ihm dienstbar sein aller Enden.

5. In der Zeit aber wird der Menschheit ein Schleier von ihren Augen genommen werden, gleichsam wie wenn die Sonne durch ein düsteres Gewölk hervorbricht, und werden erkennen daß des Menschen Sohn sein Regiment antritt auf Erden.

6. Und wird begründet werden das Reich Gottes, das da ist verkündet worden von Anbeginn, welches ist das Reich des geistigen Lichtes, der Ver-

nunft, und vor Allem der thätigen Liebe zu dem Nächsten.

7. Und wird dieselbe ihre Boten senden und versammeln ihre Auserwählten von allen vier Winden der Erde ihren Namen zu verherrlichen vor allem Volke.

8. Und man wird die Seiner von einander scheiden, gleich wie ein Hirte die Schafe scheidet von den Böcken; und werden die Schafe zur Rechten und die Böcke zur Linken stellen.

9. Und der König der Seiner, dem ich dienstbar bin, und der die Obmacht hat zu den Tagen, wird sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist vor Anbeginn der Welt.

10. Denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeiset, ich bin durstig gewesen und ihr habt mich getränket; ich bin ein Gast gewesen und ihr habt mich beherbergt.

11. Ich bin nackt gewesen und ihr habt mich bekleidet, ich bin krank gewesen und ihr seid zu mir gekommen.

12. Dann werden ihm die Gerechten antworten und sprechen: Herr, wann haben wir solches Alles je an Dir gethan, daß du uns dessen preiset? —

13. Und der König wird antworten: — Wahrlich ich sage euch: — was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.

14. Und abermals wird er reden zu denen an seiner Linken: — Ihr Sünder, die ihr zum Lichte geboren und berufen seid vom Vater des Lichts, nicht anders denn diese hier, und habt in eures Herzens Härtigkeit euren Ruhm verleugnet und meiner Lehre gespottet, als hätte ich das Gesetzbuch des Herrn gefälscht.

15. Und habt die Kinder der Erde verführt zur Lüge an den der unser Aller Herr und Schöpfer ist; und habt seine Werke belogen am Himmel und auf Erden und habt also Uebels gethan an den Unmündigen.

16. Ihr habt euren Ruhm dahin und sollt zu den Irren gerechnet werden, die man lebtlich hinter Gittern bändigt, da ihr meinen Namen geschändet habt. — Doch so ihr umkehret, gehet hin und sündiget fortan nicht mehr, damit es Friede werde auf Erden und ein Reich der Liebe und Eintracht aller Enden.

17. An dem Feigenbaum lernet ein Gleichniß. Wenn seine Zweige saftig werden und Blätter gewinnen, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. Also auch wenn dies geschieht so wisset denn daß das Reich Gottes nahe vor der Thür ist.

18. Wahrlich aber ich sage euch, das Geschlecht der Menschen wird nicht vergehen auf Erden bis daß dieses Alles erfüllt ist. Himmel und Erde mögen einen Wandel angehen, aber meine Worte werden in Ehren bleiben.

19. Von dem Tage aber da das Gottesreich unter der Menschheit wird aufgerichtet werden, weiß Niemand, außer unserm Vater im Himmel.

20. Gleich aber, wie es zu den Zeiten des Noa war, also auch wird sein die Zukunft des neuen Reichs unter den Menschen.

21. Sie aßen und tranken, sie freiten und ließen sich freien bis an den Tag da Noa zu der Arche einging, und achteten es nicht bis die Fluth kam und nahm sie Alle dahin.

22. Denn der Trotz der Menschen achtet nicht darauf was unter den Geistern die die Welt regieren vorgeht, und spüren die Flamme nicht, bis sie ihnen an der Haut brennt. Also auch wird es sein zur Zeit da des Menschen Sohn sein Regiment antritt.

23. Es wird aber Zwiespalt sein unter den Menschen; nemlich zwischen denen die den Geist haben und spüren die Kraft Gottes in dem neuen Regiment, und denen in welchen noch das Thier herrschet nach der alten Gewohnheit. —

24. Wo aber derselben zwei auf dem Felde sind, da wird der Eine angenommen und der Andere verlassen werden. Zwei werden mahlen auf der Mühle, und Einer wird angenommen aber der Andere wird verlassen werden, denn die Arbeit tödtet den Geist nicht sondern die Trägheit, da man das Licht scheuet.

25. Darum denn so haltet die Augen offen und wachet gar sehr, denn Nie-

mand weiß in welcher Stunde der Geist der Wahrheit einkehren wird in sein Reich, und möchte etwa eine Stunde sein da man es nicht erwartet.

26. Wie aber ein Hausvater, bevor er in die Ferne zieht, seinen Knecht erwählt, der da treu und gut ist über das Gesinde zu walten und ihnen zu rechter Zeit ihre Speise zu schaffen, also auch der Vater über uns Alle, da er weiß was Noth ist seinen erleuchteten Kindern.

27. Selig aber der Knecht, der, wenn sein Herr kommt, getrosten Muthes kann Rechenschaft geben von seinem Thun. — Wahrlich, ich sage euch, er wird ihn über alle seine Güter setzen.

28. So aber ein böser Knecht an seiner Statt gesetzet worden wäre, welcher in seinem Herzen gedenken und reden möchte: Mein Herr ist ferne und bleibet noch lange außen, und schlüge etwa seine Mitknechte und triebe Völlerei mit trunkenen Genossen:

29. So würde denn der Herr erscheinen an einem Tage da er es nicht meint und wird ihn zerscheitern und seinen Lohn geben mit den Heuchlern, die ein Fluch sind den Lebendigen auf Erden. —

30. Ein andermal da Jesus wiederum über das Himmelreich auf Erden zu seinen Jüngern sprach, kleidete er seine Gedanken in ein ander Gleichniß: — Daßelbe, sprach er, ist gleich zu achten zehn Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen und gingen aus dem Bräutigam entgegen.

31. Fünf unter ihnen aber waren thörigt und fünf waren klug. — Die Thörigten nun nahmen zwar ihre Lampen, aber sie nahmen kein Oel mit sich. Die Klugen aber nahmen Oel in ihren Gefäßen sammt ihren Lampen.

32. Da nun der Bräutigam verzog, wurden sie Alle müde und entschliefen. — Um Mitternacht aber erhob sich ein Geschrei: — Siehe der Bräutigam kommt! — Auf lasset uns ihm entgegen gehen! Da nahmen die Jungfrauen alle auf und schmückten ihre Lampen.

33. Die Thörigten aber sprachen zu den Klugen: — Gebet uns von eurem Oel, denn unsere Lampen verlöschen. Da antworteten aber die Klugen und sprachen: — Nicht also, auf daß es nicht uns ergehen möge wie euch und es uns auch am Oel gebreche.

34. Gehet aber hin zu den Krämern und kaufet Oel für euch selbst. — Da gingen sie hin und thaten also.

35. Mittlerweile aber kam der Bräutigam und die welche bereit waren gingen mit ihm hinein zur Hochzeit, darauf wurden die Thüren geschlossen.

36. Nunmehr kamen auch die andern Jungfrauen und sprachen: Herr! Herr! Thue uns auf. — Der aber antwortete und sprach: — Ich kenne euch nicht — weichet von hinnen.

37. Darum, so lerne denn ein Jeder weise sein bei Zeiten, denn es kommt die Stunde wo die Thorheit ausgeschlossen ist allerwegen, am meisten aber von den Tempeln da man Gott dienet. —

38. So höret nun noch ein ander Gleichniß: — Es zog ein Herr in ein fernes Land, daß er ein Reich daselbst einnehme und alsdann wiederkehre in die Heimath. — Nun forderte er zuvor drei seiner Knechte, daß er ihnen seine Habe zur Huth übergebe.

39. Dem Einen gab er fünf Centner, dem Andern zwei, dem Dritten einen; je nachdem er sie eben schätzte, und zog bald darnach hinweg.

40. Da ging der, welcher die fünf Centner empfangen hatte, hin und handelte mit dem Gut, also daß er andere fünf Centner damit gewann; und ebenso der Andere, der die zwei Centner empfangen hatte, und gewann damit andere zwei.

41. Der aber einen Centner empfangen hatte, ging hin und machte eine Grube in die Erde und verbarg darinnen seines Herrn Geld.

42. Nun kehrte der Herr nach langer Zeit heim, und hielt Rechnung mit seinen Knechten. — Da trat herzu, der die fünf Centner empfangen, legte andere fünf Centner dar und sprach: Herr, du hast mir fünf Centner übergeben; siehe her, ich habe damit andere fünf Centner gewonnen.

43. Da sprach sein Herr zu ihm: Ei du frommer und getreuer Knecht: Du bist über Wenigem getreu gewesen,

dich will über Vieles ſetzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude.

44. Darnach trat auch herzu der da zwei Centner empfangen hatte und ſprach: — Herr, du haſt mir zwei Centner anvertraut: ſiehe her: — ich habe mit denſelben zwei Andere gewonnen. und der Herr ſprach zu ihm gleich wie zu dem erſten.

45. Endlich aber dann trat auch der hinzu, der nur einen Centner empfangen hatte und ſprach: — Herr, ich wußte daß du ein harter Mann biſt; — du ſchneideſt, wo du nicht geſäet und ſammelſt wo du nicht geſtreut haſt.

46. Darum fürchtete ich mich und ging hin und verbarg deinen Centner in die Erde. Siehe, hier gebe ich dir dein Eigenthum unverkürzt wieder zurück.

47. Da zürnte der Herr und ſprach zu ihm: — Du Schalk und fauler Knecht! Wußteſt du daß ich ſchneide wo ich nicht geſäet, und ſammle obwohl ich nicht geſtreuet habe.

48. So ſollteſt du denn mein Geld zu den Wechslern gethan haben; und nun ich heimgekehrt hätte ich das Meine empfangen mit Zins. — Nehmet nun von ihm den Centner und gebt ihn dem der die zehn Centner hat. Und alſo geſchah es.

49. Alſo auch iſt es mit dem Schatze, dem Menſchengeiſte eingeboren durch die Gnade Gottes, dem Einen mehr, dem Andern minder: nicht, daß er ihn vergraben möge und nehme ihn ungenützet wieder heim, da er von hinnen ſcheidet.

50. Sondern daß ein Jeder nütze das ihm von Vater im Himmel anvertraute Gut, damit an ſeinem Reiche zu bauen und das von Gott begnadete Geſchlecht ſchon hier auf Erden ſelig zu machen, ehe denn der Tod die Rechnung ſchließt.

51. Wer da aber nur geringe Gabe empfangen hat von oben, der möge denn vor Allem darnach trachten das Gut zu mehren auf daß es wachſe und gedeihe, anders wird auch noch das Wenige, was er hat, von ihm genommen werden, da es in Trägheit verkümmert und in vergeblich geweinten die Gabe, die er empfangen.

Das 21. Kapitel.

Jeſus ſpricht ein Gleichniß über das Beten zu Gott. — Der Phariſäer und der Zöllner im Tempel. — Geht in die Einſamkeit nach Galiläa, dann zum Laubhüttenfeſt nach Jeruſalem und kehret im Tempel.

1. Da Jeſus nun alſo in Gleichniſſen geredet zu ſeinen Jüngern, trat einer derſelben zu ihm heran und ſprach: — Herr, du haſt uns gelehrt, daß wir, wenn wir beten, nicht viel plappern ſollen wie die Heiden, da Gott ohnedin ſchon ſehr wohl wiſſe weſſen wir bedürfen.

2. Die Schriftgelehrten aber wollen, daß man lange Gebete mache, ſo man hoffen wolle erhört zu ſein, und das Geſetz befiehlt und, ganze Nächte und Tage zu beten; wie nun ſoll es nach Gottes Gebote gehalten werden im Gebet? —

3. Jeſus antwortete und ſprach: — Ich ſage euch dieſes Gleichniß: — Es war ein Richter in einer Stadt, der fürchtete ſich nicht vor Gott und ſcheute ſich vor keinem Menſchen.

4. Es war aber auch eine Wittwe daſelbſt, die kam zu ihm und ſprach: — Rette mich vor meinen Widerſachern! — Der Richter aber ſträubte ſich deſſen gar lange, denn die Wittwe war ſchlimm und ihre Sache hatte einen böſen Ruf.

5. Da das Weib aber nicht abließ mit ihrem Drängen, dachte der Mann bei ſich ſelbſt: Ob ich mich zwar vor Gott nicht fürchte und keinen Menſchen ſcheute, ſo fürchte ich mich doch vor dieſes Weibes Drängen alle Tage; ſo will ich ſie denn lieber retten damit ich ihrer ledig werde.

6. Nun meinen wohl auch die Schriftgelehrten und Phariſäer daß man, nach Art jenes Weibes, den Herrn unſern Gott drängen und überlaufen müſſe mit vielem Beten damit er es überdrüſſig werde und erhöre die Bitten die aus allerlei Gedanken zum Himmel aufſteigen.

7. Ich ſage euch aber: es werden die Beter mit nichten erhört werden ihrer langen Reden und thörichten Geberden halber; zumal auch böſe Ge-

danken hin und wieder unter ihnen umgehen mögen. Der Herr aber kennt die Seinen.

8. Das Alles hörten nun auch die Phariſäer und merkten wohl, daß es ihnen gelten ſollte, denn ſie waren ſehr geizig und ſpotteten ſein.

9. Jeſus aber ſprach zu ihnen: — **Es nützet euch nicht, daß ihr euch verberget und rechtfertiget vor den Leuten; denn ihr ſeid es gerade die ich meine, und Gott kennt eure Herzen.**

10. **Wer ſich aber aufblähet in ſeinem Hochmuth und treibet Schauluſt mit ſeiner Heiligkeit, da er doch den Schalk im Herzen trägt, der iſt ein Gräuel vor Gott.**

11. **Das Geſetz und die Propheten lehreten und ermahnten bis auf Johannes den Täufer. Und von der Zeit an wird auch das Reich Gottes durch das Evangelium gepredigt, und das Volk dränget ſich mit Gewalt herzu.**

12. Ihr aber meint es werde vieleher Himmel und Erde vergehen, ehe denn ein Tüttel von euren thörigten Geſetzen hinfällig werde. — Ich ſage euch aber: Himmel und Erde werden frohlocken an dem Tage, da das letzte Tüttel davon zu Grunde gegangen, und von der Erde verſchwunden iſt, und die Pflugſchaar der Zeit darüber hinfährt. —

13. Höret nun aber noch dieſes: — Es gingen zween Menſchen hinauf in den Tempel zu beten. — Der eine aber war ein Phariſäer, der Andere ein Zöllner.

14. Da ſtand nun der Phariſäer und betete alſo bei ſich ſelbſt: — Ich danke dir Gott daß ich nicht bin wie andere Leute: — Räuber, Ungerechte, Ehebrecher oder auch wie dieſer Zöllner.

15. Ich faſte zwei Mal in jeder Woche und gebe den Zehnten von Allem was ich habe, alſo daß ich der Frömmigkeit nachgehe und habe des Ruhms die Fülle.

16. Der Zöllner aber ſtand von ferne, mochte ſeine Augen kaum aufheben zum Himmel, ſondern ſchlug an ſeine Bruſt und ſprach: — Gott ſei mir Sünder gnädig!

17. Ich ſage euch: — Dieſer ging hinab gerechtfertigt in ſein Haus vor jenem; denn wer ſich ſelbſt erhöhet der wird erniedrigt werden, und wer ſich ſelbſt erniedrigt der ſoll erhöhet werden.

18. Da nun aber durch dergleichen Reden der jüdiſchen Prieſter Haß und und Verfolgung immer heftiger und größer wurde, und es ſichtbar war daß man ihm nach dem Leben trachtete, ſprachen ſeine Freunde zu ihm: — **Laſſe ab von Judäa und gehe in die Heimath, damit auch die deinen daſelbſt deine Lehren vernehmen und deine Werke ſehen.**

19. **Wie denn auch ſollten ihnen dieſelben verborgen bleiben da du ſie ja doch der ganzen Welt offenbaren möchteſt; und doch glauben deine Brüder daheim in ihrem Herzen noch nicht an dich;**

20. Sprach Jeſus zu ihnen: — Meine Zeit iſt noch nicht vollendet; die eure aber hat ſich erfüllet an jedem Abend, und die Welt wird euch nicht darob haſſen. Mich aber haſſen die, von denen ich zeuge, daß ihre Werke böſe ſind.

21. Es war aber nahe der Juden Laubhütten, und Jeſus ſprach zu den Jüngern: — Gehet hinauf in die Stadt zu dem Feſte, ich will noch nicht hinauf gehen, denn meine Zeit iſt noch nicht erfüllet. — Darnach begab er ſich für eine Weile nach Galiläa, und blieb daſelbſt ganz allein, denn es war ihm Bedarf zu Zeiten einſam zu bleiben, um ſich mit Gott zu berathen und Einkehr zu halten bei ſich ſelber.

22. Darnach dann, da er wußte daß ſeine Jünger hinauf gegangen gen Jeruſalem, ging auch er im Verborgenen zu dem Feſte und ſuchten ihn die Juden daſelbſt, denn ſie wußten daß er nicht außen bleiben würde.

23. Es war aber ein großes Reden im Geheim über ihn unter dem Volk. — Etliche ſprachen: — Er iſt fromm; — Andere aber: — Er verführet das Volk. — Niemand aber wagte es frei und offen von ihm zu lehren, aus Furcht vor den jüdiſchen Prieſtern.

24. Jeſus aber war voll Muth's und Zuverſicht, und ging inmitten des Feſtes hinauf in den Tempel und lehrte. — die Juden aber verwunderten ſich, und ſprachen in ihrer Einfalt: — Wie iſt er doch in der Schrift bewandert ob er ſie gleichwohl nicht gelernt hat.

25. Jeſus antwortete ihnen und

ſprach: Meine Lehre iſt nicht mein, ſondern des, der mich geſandt hat. 17. Wer aber derſelben folget, der wird inne werden ob ſie von Gott iſt, oder ob ich von mir ſelber rede.

18. Wer von ſich ſelber redet, der trachtet nach ſeiner eigenen Ehre; wer aber die Ehre verkündet deſſen, der ihn ſendet unter die Menſchen, der iſt wahrhaftig und iſt keine Ungerechtigkeit an ihm.

19. Hat euch nicht Moſes das Geſetz gegeben, das Leben eurer Brüder zu ehren und zu beſchützen? — Warum denn ſuchet ihr mich zu tödten? —

20. Darob ſchrieen nun Viele aus dem Volk: — Du haſt den Teufel! — Wer iſt es der dich zu tödten ſuchen ſollte! —

21. Jeſus antwortete und ſprach: — Ich habe ein gutes Werk gethan am Sabbath, und ihr ſcheltet mich deßhalb und trachtet wie ihr mich verderben möchtet.

22. Nun höret was ich euch ſage: Moſes hat euch die Beſchneidung geboten, nicht etwa weil er ſie erſonnen, ſondern weil ſie von den Vätern herſtammt. Nun aber beſchneidet ihr auch am Sonnabend.

23. Wie denn, da ihr ſolches gut heißet, auf daß nicht das Geſetz Moſis gebrochen werde, zürnet ihr über mich, daß ich den ganzen Menſchen habe am Sabbath geſund gemacht? Ihr ſollt aber nicht richten nach dem Anſehen, ſondern Gerechtigkeit üben, als es ſich ziemt, gegen jedermann.

24. Da ſprachen Etliche von Jeruſalem: Iſt das nicht der, den man ſuchet um ihn zu tödten? Und nun redet er hier frei, und iſt Niemand, der auch nur ein Wort gegen ihn redet! —

25. Sind denn die Obern etwa inne geworden daß er der erwartete Meſſias ſei, deſſen wir harren manche Zeiten? — Allein wir wiſſen ja von wannen dieſer iſt. — Wenn aber der Verheißene erſcheinen wird, ſo wird Niemand wiſſen von wannen er kommt, ſpricht die Schrift.

26. Da rief Jeſus laut überlaut: — Ja! — ihr kennt mich, und wiſſet von wannen ich bin! — So wiſſet denn auch, daß ich nicht von mir ſelbſt gekommen bin, ſondern es iſt ein Wahrhaftiger der mich geſandt hat, welchen ihr nicht kennt. — Ich aber kenne ihn, denn ich bin durch ihn geboren zu dem was ich beginne und vollziehe was er mir zu thun heißt.

27. Da ſuchten ihn einige zu greifen, aber es gelang ihnen nicht, denn ſeine Freunde umringten ihn und ſchützten ihn vor Gewaltthat; und Viele die ſeine Rede gehört und von ſeinen Heilungen vernommen, bekannten ſich zu ſeiner Lehre und ſprachen: — wenn der Meſſias erſcheint kann er auch nicht größere Thaten thun denn dieſer.

28. Und da nun den Pharisäern ſolcherlei Reden zugetragen wurden, ſandten ſie Knechte aus ihn zu greifen. — Jeſus aber hatte keine Furcht vor den Schergen, ſondern wendete ſich abermals zu dem Volke und ſprach: — Ich bin nur noch eine kleine Weile bei euch, darnach gehe ich zu dem der mich geſandt hat.

29. Dann werdet ihr mich ſuchen, aber nicht finden, denn wo ich alsdann bin könnt ihr nicht hinkommen.

30. Da ſprachen die Juden unter einander: Was iſt denn das für eine Rede? — Wo denn will er hingehen, daß wir ihn nicht ſollten finden können? Will er etwa wieder zu den Griechen gehen und dieſen ſeine Lehre vortragen?

31. Jeſus aber predigte ohne Zagen alle Tage im Tempel, und am letzten des Feſtes, da die Menge des Volkes am größten war, rief er überlaut: — Wen da dürſtet der komme zu mir, und trinke von den lebendigen Bächen die aus der Höhe des Himmels herab durch meinen Mund ſich ergießen. — Er verſtand aber darunter den Geiſt der in denen lebendig werden ſollte die an ihn glaubten.

32. Darauf riefen viele Stimmen aus dem Volke: — Wahrlich, dieſer iſt ein rechter Prophet! — Einige aber ſprachen: — Es iſt der Meſſias, der aus ihm redet. — Darauf fragten aber Etliche: — Soll denn der aus Galiläa kommen? Redet nicht die Schrift von dem Samen Davids daß er aus den Flecken Bethlehem kommen ſolle?

33. Alſo ward eine Zwietracht unter dem Volk lebendig, über Jeſus, in

forschen wer er sei? — Auch waren wiederum der Priester Knechte zur Stelle ihn zu greifen: es gelang ihnen jedoch abermals nicht. —

42. Und da die ausgesandten Häscher wieder bei dem Hohenpriester und den Pharisäern anlangten, fragten dieselben: — **Warum denn bringt ihr uns den Verführer des Volkes, den Gotteslästerer nicht?** —

43. **Da antworteten die Knechte:** — **Es hat noch nie ein Mensch also wunderbar geredet wie dieser.** — **Die Pharisäer aber fuhren sie hart an und sprachen:** — **Seid ihr denn auch schon also verführet?** — **Glaubt denn irgend ein oberer Priester oder Pharisäer an ihn?** — Nein! sondern nur das einfältige Volk das nichts vom Gesetze versteht. — Es komme der Fluch über Alle die an ihn hangen.

44. Spricht zu ihnen Nicodemus, einer der Juden Aeltesten und den Pharisäern beigehörig: Richtet denn unser Gesetz auch einen Mann ehe denn man ihn verhört und erkannt hat was er verbrochen?

45. Man antwortete ihm aber: — Bist du etwa auch ein Galiläer? — Bedenke: — aus Galiläa steht kein Prophet auf. Darnach ging ein Jeglicher von hinnen, daß er heimkehre.

Das 22. Kapitel.

Die Ehebrecherin vor Gericht. — Jesus redet im Streite mit Einigen aus dem Volke.

1. Es begab sich aber in diesen Tagen, daß Rabbi Jesus war berufen, als ein Glied des geistlichen Gerichts, das man heißet Sanhedrin, welchem war Gewalt gegeben zu wachen über die Sitten des Volkes, und zu bestrafen die Verirrten und Schuldigen.

2. Und siehe, da brachte man eines Tages ein Weib vor die Versammlung, die war des Ehebruchs angeklagt, darauf der Juden Gesetz die Strafe der Steinigung gesetzt hat. — Das Weib aber war schön und leugnete die Schuld hartnäckig.

3. Nun aber hat Moses im Gesetz befohlen, daß solch ein Leugnen soll begegnet werden durch ein Gottesgericht, also daß die Schuldige ein bitter Wasser trinken müsse, von Priestern bereitet im Geheimen, und mochte wohl eine Art Gift sein.

4. Also auch wollten Einige daß es diesem Weibe geschehen solle, denn man war lüstern nach ihrem Blute, und dann auf ihr Verderben.

5. **Zuvor aber war es geboten, um der Schuldigen thunlichst eines schlimmen Spruches zu erwehren, ihr einen Fürsprecher zu stellen.** — **Es jammerte aber dem Vorsitzer das schöne Weib, darum er ihr den rabbiertigen Rabbi Jesus zum Fürsprecher stellte.**

6. Derselbe aber sammelte seine Gedanken, wie er das Weib möchte retten können, und malte derweile Gestalten in den Sand mit seinem Stabe.

7. Da er sich nun aber erhob, und beginnen wollte mit seiner Rede, warf er einen Blick auf die Sandbahn und ward inne daß die Zeit des Gerichts meist abgelaufen sei, und die Richter unruhig wurden, heim zu kommen zu ihrem Mahle.

8. Solches aber hatte er wohl erwogen, und erhob nunmehr seine Stimme und sprach: — Wahrlich ich sage euch: — diesem Weibe, ob es gleichwohl die Schuld leugnet, steht die Sünde auf ihrer Stirn geschrieben. Wer aber eine böse That zu verdammen sich vermißt, der soll vor Allem selber reinen Herzens sein:

9. Wohlan denn: — so schaue nun ein Jeglicher von euch dieser Sünderin in's Auge, und wer sich von jeder Schuld, dergleichen sie berüchtigt wird, rein und fleckenlos weiß, der werfe den ersten Stein auf sie.

10. Darnach setzte er sich wieder und malte, wie vorhin Bilder in den Sand.

Und da er eine Weile darnach, wiederum das Auge erhob, stand das Weib allein da.

11. Da fragte sie der Herr: Wo sind deine Richter? — Haben sie dich nicht verurtheilt? — Und das Weib sprach: — Nein! — Da sah er die Verbrecherin milde an, und sprach zu ihr: — Wohlan denn, so verdamme auch ich dich nicht; gehe hin und sündige fortan nicht mehr. —

12. Am andern Tge nun, da Jeius abermals im Tempel lehrte, hörte man die Worte aus seinem Munde: — Ich bin das Licht der Welt, darum wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben. —

13. Darüber ergrimmten nun abermals die Pharisäer und sprachen zu ihm: — Solches zeugest du von dir selber, darum wird dir Niemand glauben, denn es ist nicht fein daß Einer sich selber rühme.

14. Jeius antwortete ihnen und sprach: — Ob ich gleichwohl von mir selber zeuge, so ist mein Zeugniß dennoch wahrhaftig; denn ich weiß von wannen ich kommen bin, und wohin ich gehe. Ihr aber wisset es nicht.

15. Ihr richtet nur nach dem was euer Auge sieht, und trüget euch selber. — So ich aber richte in mein Urtheil gerecht, denn ich zeuge nicht für mich allein, sondern der Vater, der mich gesandt hat, zeuget mit mir.

16. Es stehet aber in eurem Gesetz, daß ein gedoppelt Zeugniß wahrhaftig sei.

17. Da sprachen die Versucher zu ihm: Wo denn ist dein Vater? — Und Jeius antwortete: — Ihr kennt weder mich noch meinen Vater. Wenn ihr aber mich kenntet so würdet ihr auch ihn kennen.

18. Die Worte aber sprach er nahe dem Gotteskasten, da er lehrte im Tempel; und Etliche die seine Reden hörten, sprachen zu ihm: Wenn du willst daß wir an dich glauben sollen, so sage uns denn zuvor: — Wer bist du? —

19. Jeius antwortete ihnen: Zunächst bin ich der, der zu euch redet; — nicht aber etwa aus mir selber, sondern die Worte dessen der mich gesandt hat und wahrhaftig ist. — Was ich aber von ihm gelernt habe, da er es in meinem Herzen erwecket, das rede ich.

20. Wenn ihr mich aber erhöhen würdet zu einem Lehrer oder Richter über euch, dann würdet ihr erkennen daß ich der sei der euch verheißen ist und nichts von mir selber thue, sondern wie es mich mein Vater gelehrt hat, so rede ich; und er, der mich gesandt hat, ist mit mir und läßt mich nicht allein, denn ich thue allezeit was ihm wohlgefällt. —

21. Und da er also gesprochen, waren Viele die an ihn glaubten. — Jeius aber erhob seine Stimme und redete weiter zu ihnen: So ihr die Treue haltet und bleibet bei dem was ich euch lehre, so seid ihr meine rechten Jünger und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen von den Banden des Irrthums.

22. Da antworteten ihm einige seiner Widersacher: — Wir sind Abrahams Saame und niemals Jemands Knecht gewesen: — wie denn sprichst du: — die Wahrheit solle uns frei machen? —

23. Jeius antwortete ihnen und sprach: — Wahrlich, ich sage euch: Wer da sündigt, der ist der Sünde Knecht; der Knecht aber bleibt nicht allezeit im Hause seines Herrn; wohl aber der Sohn, der berufen ist euch frei zu machen.

24. Wohl weiß ich es daß ihr Abrahams Saamen seid, dennoch aber trachtet man mich zu tödten; denn meine Rede findet keine Aufnahme in den Herzen derer die das Licht scheuen.

25. Ich rede aber und lehre wie mich's der Vater gelehrt hat, so thut auch ihr was eure Väter euch gelehrt haben.

26. Da antwortete man ihm: Unser Vater und Lehrer war Abraham. — Spricht Jeius zu ihnen: — Wenn ihr Abrahams Kinder wäret so thätet ihr Abrahams Werke.

27. Nun aber suchet ihr mich zu tödten weil ich zu euch rede was wahrhaftig ist. Solches aber hätte wahrlich Abraham nimmer gethan. — Ihr aber thut die Werke derer die nach ihm kamen und um euch sind; darum sage ich: ihr thut die Werke eurer Väter, nemlich die euch erzogen haben. —

28. Da sprachen die Männer zu ihm: Warum schmähest du unsere Väter? — Wir sind nicht unehelich geboren und haben überdem einen Vater im Himmel gleich wie du.

29. Jeius antwortete ihnen: — so ihr an den glaubtet und auf seinen Wegen ginget, würdet ihr mich nicht hassen, denn ich bin ausgegangen und gekommen von Gott, nicht aber von

mir selber, sondern mein Vater ist es, der mich gesandt hat.

30. Ihr aber kennet meine Sprache nicht, und verstehet's nicht, wie ich es meine, darum gelüstet euch's nicht, meine Worte zu hören.

31. Es gehet aber ein böser Geist durch die Welt und wohnet in vieler Menschen Herzen. Derselbe ist der Lüge Freund und die Wahrheit bleibt von ihm ferne. — So denn heißet man ihn den Vater der Lüge, und seiner Uebelthaten ist kein Ende.

32. Weil ich nun aber der Wahrheit Freund bin, so hasset ihr mich und glaubet nicht meinen Worten. — Wer aber ist unter euch, der mich einer Lüge zeihe, der trete auf gegen mich. Warum denn aber glaubet ihr nicht, was ich euch lehre? —

33. Wer von Gott ist und höret seine Worte, der fasset auch seiner Rede Sinn. — Ihr aber verstehet seine Sprache nicht, denn ihr seid nicht von Gott, sintemal eure Väter von ihm abgefallen sind.

34. Da antworteten die Juden und sprachen zu ihm: — Deine Worte verrathen dich, daß du ein Samariter bist und dienest dem Teufel. —

35. Jesus antwortete und sprach: Es ist der Lügengeist der solches durch eure Zunge redet, denn ich ehre meinen Vater, ihr aber verunehret ihn. — Meinet aber nicht etwa, daß ich meine Ehre suche; es lebt aber Einer der sie suchet und richtet über mich und über euch, so bin ich dessen Urtheil getrost.

36. Wahrlich aber sage ich euch: — So Jemand meine Lehre in sich aufnimmt und folget derselben, der wird den Tod nicht sehen ob er gleich stürbe, denn sein Name wird gepriesen sein durch alle Zeiten und Völker.

37. Da sprachen wiederum die Juden zu ihm: — Nun erkennen wir erst recht, daß du den Teufel hast. Denn Abraham ist gestorben und die Propheten Alle, wie denn magst du sagen: So Jemand deinen Worten nachlebe, daß er den Tod nicht schmecken werde? — Bist du denn mehr wie jene? — Was machst du doch nur aus dir selber? —

38. Jesus antwortete: — So ich mich selber ehre, ist meine Ehre nichts. Es ist aber mein Vater, der mich ehret, von welchem ihr redet: er sei euer Gott, doch kennet ihr ihn nicht.

39. Ich aber kenne ihn, und, wahrlich, so ich sagen würde: ich kenne ihn nicht, wäre ich ein Lügner gleich wie ihr seid. — Ich kenne ihn aber und halte seine Gebote.

40. Abraham, euer Vater, ward froh daß er meine Tage sehen sollte, nemlich, wo der Glaube an einen einigen Gott die Götzen stürzen sollte, und er sah ihn und freute sich. —

41. Da sprachen die Juden zu ihm: Du bist noch nicht fünfzig Jahre alt und willst Abraham gesehen haben.

42. Jesus sprach: — Wahrlich, ich sage euch: — ehe denn Abraham war war ich, denn meine Lehre ist wahrhaftig und ist eins mit mir; die Wahrheit aber ist so alt wie die Welt, darum sage ich: daß ich ehe war denn Abraham.

43. Da hoben die Juden Steine auf ihn zu werfen. — Jesus aber verbarg sich und ging zum Tempel hinaus, mitten durch sie hindurchgehend, denn sie fürchteten sich vor ihm.

Das 23. Kapitel.

Jesus, da er einem Blinden begegnet, lehret die Jünger über ihn und erbarmt sich seiner. — Das Gleichniß von dem Hirten und seinen Schafen. — Die Juden heben Steine gegen ihn auf.

1. Da nun Jesus einen Weg zurückgelegt hatte nach außen, sah er einen Blinden am Wege sitzen, und seine Jünger fragten ihn und sprachen: Meister, wer hat gesündiget, dieser oder seine Eltern, daß er blind ist?

2. Jesus antwortete: wer sagt euch denn daß er um der Sünde halber erblindet ist? — Es geschieht aber also, daß die Gesetze Gottes in seinen Werken möchten offenbar werden und heilig gehalten, denn der Geist Gottes spricht vor Allem aus dem Auge.

3. Dieses aber sage ich euch, damit ihr nicht Gott und den Menschen belüget; denn ich muß heiligen die Werke dessen der mich gesandt hat, so lange meine Tage währen: es kommt die Nacht da Niemand wirken kann und

gehet auch an mir nicht vorüber; die weil ich aber noch lebe, bin ich das Licht der Welt und bleibe allein hier, ob ich gleichwohl ausscheide.

4. Hierauf neigte er sich zu dem angeblich Blinden und sprach heimlich zu ihm. Darnach legte er seine Rechte auf dessen Haupt vor allen Leuten als ein verständiger Arzt, und that derselbigen Augen auf mit Vorsicht, und sprach zu ihm: Gehe hin zu dem Teiche Siloha und wasche dich. — Da ging er hin und wusch sich und kam zurück sehend.

5. Die Nachbarn aber und die ihn zuvor gekannt und gesehen hatten daß er ein Blinder war, sprachen: Ist es dieser nicht der da saß und bettelte?

6. Etliche sprachen: Er ist's! — Etliche aber: — Er ist ihm nur ähnlich; und wiederum Andere: — Er ist nie blind gewesen, sondern verstellt sich nur um Mitleid zu erregen. Er selber aber sprach: — Ich bin es, den der Herr geheilt hat.

7. Da sprachen Etliche zu ihm: Wie denn wurden deine Augen aufgethan?

— Er antwortete: — Der Mensch, den ihr Jesus heißt, hat seine Hand an mich gelegt, und sprach hernach: gehe hin zu dem Teiche Siloha daselbst dich zu waschen, und da ich's gethan ward ich sehend.

8. Da fragten sie weiter: — Wo denn ist derselbe? — Er wußte es aber nicht, und man führte ihn zu den Pharisäern, auf daß sie erfahren möchten was sich begeben habe. —

9. Es war aber an einem Sabbath, da die That geschehen war, und die Pharisäer, da sie auf Jesus fahndeten, fragten den Geheilten aus, zu erkunden wie sich's begeben habe. —

10. Der aber sprach wie vorhin; und etliche der Pharisäer schmähten abermals den Helfer, darum daß er am Sabbath geheilt hatte. — Andere aber sprachen: — Wie denn kann ein sündiger Mensch solche Zeichen thun? — Und es entstand eine Zwietracht unter ihnen.

11. Einige aber fragten den Geheilten: — Was sagst du von ihm? — und er antwortete: Es muß der Prophete Einer sein der solche Thaten vollbringen kann.

12. Aber die Juden glaubten nicht daß er jemals blind gewesen, sondern habe nur einen Trug gespielt, darum riefen sie seine Eltern und sprachen zu ihnen:

13. Ist es Wahrheit, daß euer Sohn blind gewesen? — Wie denn ist er nun sehend geworden? — Die Eltern antworteten darauf: daß er blind gewesen, wissen wir nur aus seinem Munde, nicht aber wie er sehend worden. Er ist alt genug, fragt ihn selber.

14. Solches aber sprachen die Eltern weil sie sich vor den Juden fürchteten; denn es hatten sich dieselben bereits zusammen gethan, daß, so Jemand Jesus für den Messias anerkenne, derselbe in den Bann gethan werden solle.

15. Da riefen sie nun abermals den Geheilten und sprachen zu ihm: — Gieb Gott die Ehre und rede die Wahrheit. — Wir wissen, daß jener Mensch ein Sünder ist und kann nicht solche Thaten thun.

16. Er antwortete und sprach: — Ob er wirklich ein Sünder ist, das weiß ich nicht; wohl aber, daß ich blind gewesen und nun sehend worden bin.

17. Da forschten sie zum andern Mal weiter, wie denn Jesus die Heilung gethan habe? — Und er antwortete ihnen: — Ich habe es euch zwiefach erzählt, was wollt ihr es abermals hören. Wollt ihr etwa auch seine Jünger werden?

18. Da fluchten sie ihm und sprachen: — Du bist bereits sein Jünger, wir aber sind Moses Jünger, und wissen, daß Gott mit Moses geredet hat. — Diesen aber kennen wir nicht und wissen nicht, von wannen er ist.

19. Der Mensch antwortete darauf: Dieses aber ist ein wunderlich Ding, daß ihr nicht wisset, von dannen er sei, und hatte doch die Kraft, meine Augen aufzuthun.

2. Wir wissen ja doch, daß Gott einen sündigen Menschen nicht also ausrüstet, sondern nur den der gottesfürchtig ist und seinen Willen thut.

21. Vom Beginn der Welt an ist es nicht geschehen, daß Jemand einem Blinden die Augen hat aufgethan, so er nicht durch Gottes Gnade dazu wäre bevollmächtigt worden, und so würde auch wohl dieser andern geblieben sein, wenn es anders mit ihm wäre. —

22. Ob solcher Rede nun geriethen die Juden in einen gewaltigen Zorn, und sprachen zu ihm: Du bist ganz in Sünden geboren, und Gott hat dich in seinem Zorne gezeichnet, und nun willst Du uns etwas lehren? — und stießen ihn hinaus.

23. Darnach kam er zu Jesus und redete zu ihm von dem, was ihm geschehen war. — Und der Herr sprach zu ihm: — Glaubest du, daß Gott seine Boten sendet auf die Erde, und ihnen Gewalt giebt, in seinem Namen zu herrschen unter den Geistern?

24. Er antwortete und sprach: Ja Herr, wenn du es sagest, so glaube ich. Doch laß mich ihn sehen, damit ich weiter davon reden kann. — Jesus sprach: Du hast ihn gesehen und siehst ihn, denn der mit dir redet, der ist's. Da sprach der Andere: O Herr! Herr! Du hast mein Auge gelichtet, darum bete ich dich an.

25. Jesus sprach: Ich bin zum Gericht auf diese Welt gekommen, auf daß, die da nicht sehen, sehend werden mögen; und die da glauben, daß sie sehen, als die Blinden erfunden werden. —

26. Da nun solches die Pharisäer hörten, die dabei standen, sprachen sie zu ihm: — Sind wir denn auch blind?

27. Jesus antwortete: — Wären ihr blind so hättet ihr keine Sünde, nun ihr aber Augen habt zu sehen und sehet doch nicht, da ihr doch meinet sehend zu sein, bleibt ihr in eurer Sünde. —

28. Darnach sprach er zu ihnen dieses Gleichniß: — So Einer eine Heerde sammelt, und birgt sie in einer Hürde über Nacht, und gehet ein zu ihnen, daß er sie pflege, der sucht keinen andern Weg als die rechte Pforte die hinein führt.

29. Und da die Schaafe seine Stimme hören am Morgen, daß er sie ausführe, sind sie erfreut und folgen ihm eilig. — Wo aber Einer anders hineinsteigt und gehet nicht durch die rechte Pforte, derselbige hat Böses im Sinn, und ist ein Dieb oder Mörder gar.

30. Und die Schaafe fürchten sich vor ihm und zittern, da sie eine fremde Stimme hören, und folgen ihm nicht, sondern fliehen.

31. Also ist es gewesen alle die Zeit her, und die sich für Hirten ausgegeben, waren meist Diebe und Mörder für ihre Heerden; und da dieselbigen ihnen gehorchten aus Furcht, führte man sie auf einen wüsten Acker und verkümmerten daselbst.

32. Ich aber bin ein rechter Hirte, und die da meine Stimme kennen und verstehen meine Lockung, also daß sie derselben folgen, die finden eine grüne Weide und frische Quellen für die dürstenden.

33. Ein Dieb kommt nicht anders denn daß er stehle und würge. Ich aber bin gekommen daß die Heerde des Lebens ein voll Genüge habe, denn ein guter Hirte läßt sein Leben für die Heerde; ein Miethling aber, dem dieselbe nicht eigen ist, siehet den Wolf kommen und fliehet hinweg.

34. Darnach zerstreuet sich die Heerde und der Wolf würget seine Beute wie Manches derselben er erjagen mag. — Der Miethling aber achtet dessen nicht, denn er ist eben ein Miethling und kostet ihm nicht seine Habe.

35. Ich aber bin ein getreuer Hirte und erkenne die Meinen, und bin wohlbekannt denen, welchen ich zu ihrem Heile gesandt bin. — Also auch kennt mich mein Vater und ich kenne ihn, und er weiß daß ich mein Leben lasse für meine Heerde.

36. Ich habe aber auch noch andere Schaafe, die nicht zu dieser Heerde gehören; denselben muß ich ebenfalls ein Hüter sein; und sie werden meine Stimme hören, und wird hernach ein Hirt und eine Heerde sein.

37. So ich aber mein Leben lasse für meine Heerde, ist Niemand der es von mir nehmen möge ohne meinen Willen; ich habe es Macht zu lassen und habe Macht es zu behüten, denn der Vater ist mit mir und hat es meinem Willen übergeben. —

38. Ueber diese Worte aber brach eine Zwietracht aus unter den Juden, und rieten Etliche unter ihnen: Er ist unsinnig und hat den Teufel; was höret ihr ihm zu!

39. Andere aber wieder sprachen: Das sind nicht Worte eines Besessenen. Kann denn ein solcher auch der Blinden Augen auftun?

40. Es war aber eine Tempelfeier

zu Jerusalem und Jesus wandelte in der Halle Salomo's. Da umringten ihn die Juden und sprachen zu ihm durch den Mund eines Erwählten: — Wie lange nun schon lässest du uns im Dunkel über dich. Bist du der Verheißene dessen wir harren, so sage es denn frei heraus.

41. Jesus antwortete ihnen: Ich habe es euch längst gesagt aber ihr glaubet es ja nicht. — Meine Lehre, die ich euch predige und die Thaten, die ich verrichte in meines Vaters Namen, die zeugen von mir.

42. Darum nun, daß ihr nicht glaubet was ich euch lehre und höret nicht auf meine Stimme, gehört ihr nicht zu meiner Herde: denn die mir angehören kennen meine Stimme wie ich die ihre kenne und sie folgen mir.

43. Die sich aber zu mir halten, also daß sie meine Lehre nicht nur hören, sondern folgen ihr auch und tragen meinen Namen in Ehren, dieselben werden ewig leben in dem Gedanken derer die nach mir kommen und Niemand wird sie aus meiner Hand reißen.

44. Denn der Vater, der mich gesandt hat, und größer und gewaltiger ist denn Alles, hat sie in meine Hände gegeben und also in ihres Bleibens für immer. — Des Vaters Wille aber und der meine ist ein einiger, da ich auf seine Stimme höre und ehre seine Gesetze durch Gehorsam. —

45. Da schoben ihn nun die Juden zum Tempel hinaus und hoben abermals die Steine auf ihn zu tödten.

46. Jesus aber erhob seine gewaltige Stimme und rief: Viele gute Werke habe ich euch und euren Kindern erzeigt; so saget nun an: um welches derselben wollt ihr mich steinigen?

47. Da antworteten die Juden und sprachen: — Um eines guten Werkes willen steinigen wir dich nicht, sondern um der Gotteslästerung halben, da du doch ein Mensch bist und stellest dich Gott gleich.

48. Jesus antwortete und sprach zu ihnen: — Stehet doch geschrieben in den Psalmen Davids: Ich habe gesagt, ihr seid Götter; wie denn sollte es Lästerung sein da ich sage: Ich und der Vater sind eins, und sind es in dem was recht ist und wahrhaftig, so ist denn die Schrift nicht gebrochen worden.

49. Meiner ihr daß ich nicht in Eintracht gehe mit Gott da ich seine Werke thue, so wendet euch denn von mir und glaubet mir nicht. Thue ich sie aber, so glaubet ihnen denn wenn ihr mir nicht glauben wollt, auf daß ihr erkennet daß der Vater in mir ist und ich in ihm.

50. Die Widersacher aber hatten kein Verständniß seiner Worte, und suchten ihn abermals zu greifen. Er aber entzog sich wiederum ihren Händen, und entwich jenseits des Jordans, da Johannes vordem getauft hatte, und blieb allda eine Weile.

51. Es kamen aber daselbst Viele, die an ihn glaubten und sprachen: Johannes hat zwar keine Zeichen gethan, was er aber geredet von diesem das hat sich erfüllet. So ließen sie sich denn taufen auf seinen Namen.

Das 24. Kapitel.

Lazarus erkrankt und sendet Botschaft zu Jesus, der ihn in der Gruft findet und von Todesbanden befreit. — Die Priester halten einen Rath seinetwegen. — Jesus entweicht. — Kehrt dann bei Lazarus ein, und Maria salbt ihn die Füße. — Jesu Einzug in Jerusalem auf einer Eselin.

1. Es begab sich nun aber in diesen Tagen daß in dem Hause, daselbst die Freundinnen des Herrn, Maria und Martha wohnten, Lazarus, der Bruder derselben, krank darnieder lag. —

2. Da sandten seine Schwestern zu Jesus, und ließen ihm sagen: Herr, siehe, den du lieb hast, der ist erkrankt und liegt schwer darnieder.

3. Jesus aber hatte Maria lieb, und Martha, sammt den Bruder. Es war aber Bethanien, daselbst die drei vereinigt lebten, von Jeru Aufenthalt bei fünfzehn Feldwegen entfernt.

4. Und sprach derselbe zu dem Boten, der ihm die Botschaft brachte: die Krankheit ist nicht zum Tode und blieb noch zween Tage an dem Orte da er war.

5. Darnach spricht er zu seinen

Jüngern: Laſſet uns wieder gen Judäa ziehn. — Die Jünger aber ſprachen dawider: Meiner, jenesmal wollten die Juden daſelbſt dich ſteinigen und du wolltest wieder dahinziehen? —

6. Jeſus antwortete: Sind nicht des Tages zwölf Stunden? — So wandelt nun die Zeit und der Abend gleichet nicht dem Morgen. — Alſo wandelbar auch ſind der Menſchen Gedanken und Schickſal.

7. Wer am Tage wandelt der ſtößt ſich nicht, denn ihm leuchtet das Licht dieſer Welt. Wer aber vor Tage aufſteht und wandelt im dunkeln, der geht fährlich, denn es iſt kein Licht in ihm.

8. Laſſet uns aber wandern daß wir nach Lazarus ſehen, denn da ich ſeine Krankheit erwogen meine ich der Schlaf möchte über ihn gekommen ſein. — Sprachen die Jünger: Herr, ſo er ſchläft wird es beſſer mit ihm werden.

9. Sie meinten aber er rede von einem gewohnten Schlafe; Jeſus aber, der des Kranken Weſen kannte, gedachte an Schlimmeres und ſprach zu ihnen: Laſſet uns zu ihm hingehen auf daß der Freundſchaft ihr Recht werde.

10. Und da ſie heran kamen zu dem Hauſe der Maria und Martha, erblickten ſie ſchon von Ferne ein Getümmel und vernahmen, daß Lazarus todt ſei; und waren viele Juden daſelbſt die Schweſtern zu tröſten.

11. Da Martha nun hörte daß Jeſus nahe ſei, geht ſie ihm entgegen. — Maria aber blieb daheim. —

12. Da ſprach Martha zu Jeſus: Herr, wäreſt du hier geweſen, mein Bruder wäre nicht geſtorben. — Ich getröſte mich aber deiner Weisheit, und glaube was du von Gott erbitten das wird er dir gewähren.

13. Spricht Jeſus zu ihr: wer ſagt dir denn, daß dein Bruder geſtorben ſei? Ich kenne deines Bruders leiblich Weſen gar wohl und hoffe, daß er erwachen werde aus ſeinem Schlafe.

14. Drob ſpricht Martha zu ihm: Ich weiß wohl daß er erwachen wird zur Zeit der Auferſtehung am jüngſten Tage, wie du es ſelber gelehrt haſt.

15. Spricht Jeſus zu ihr: Ich bin die Auferſtehung und das Leben, und der jüngſte Tag iſt das Heute. — Wer an mich glaubt und meine Lehre befolgt, der wird leben ob er gleich ſtürbe, denn er wird vom Tode zum Leben hindurch dringen. Glaubſt du das?

16. Darauf antwortet Martha ihm: ja Herr, ich glaube daß du von Gott geſandt biſt auf Erden zu unſer Aller Heil. So bitte ich dich denn, wenn es in deiner Macht ſteht, daß du uns den Bruder erwecken mögeſt.

17. Und ging hin und rief ihre Schweſter Maria heimlich und ſprach: — Der Meiſter iſt da und fragt nach dir. — Da ſtand Maria eilend auf und kam zu ihm.

18. Denn Jeſus war noch nicht in den Flecken gekommen, ſondern war noch an dem Orte da ihm Martha entgegen gekommen war.

19. Die Juden aber, die bei ihr im Hauſe waren ſie zu tröſten, ſahen nicht ſo bald daß Maria eilend aufſtand und hinaus ging, als ſie ihr folgten und ſprachen unter ſich: ſie geht zu ihres Bruders Grabe daß ſie daſelbſt weine.

20. Derſelbe war aber in einem Gemäuer niedergelegt daſelbſt es kühl und luftig war, und war mit einem Stein wohl verſchloſſen.

21. Als nun Maria zu Jeſus heran kam, fiel ſie ihm zu Füßen, weinte und ſprach zu ihm: Herr wäreſt du hier geweſen, mein Bruder wäre nicht geſtorben.

22. Und da nun Jeſus ſeine Freundin alſo weinen ſah und die mit ihr waren, übermannte auch ihn der Kummer und ſprach zu ihr: — Getröſte dich und ſage mir wo ihr ihn hingelegt? — und ſie antwortete: komm und ſiehe. Und da ſie hingingen trockneten er ſeine Thränen.

23. Die Juden aber ſprachen unter einander: ſiehe, wie er ihn lieb gehabt hat! — Da er aber dem Blinden die Augen aufgethan hat, konnte er nicht auch ſchaffen daß dieſer nicht ſtürbe? —

24. Und da man nun zur Stätte gekommen war, da Lazarus ruhte, ſprach Jeſus zu denen die mit ihm waren: hebet den Stein hinweg damit es Tag werde in dieſer Gruft, und da es geſchehen, ging er hinein zu dem vermeintlichen Todten ganz allein mit dem Verſtändniß eines Arztes.

25. Und da er die Hand an ihn gelegt und die Augenlider geboben, faltete er seine Hände über ihn, erhob seine Blicke dem Lichte des Tages entgegen und sprach: Vater ich danke dir, daß du mich erhört hast.

26. Ich weiß zwar, daß du mich allzeit hörest; — um des Volkes willen aber, das da umherstehet, und nach Zeichen dürstet, möge es ihnen verholen bleiben, daß dieser lebet.

27. Und da seine Hand eine Weile auf seines Freundes Herzen geruht hatte, rief er mit lauter Stimme: Lazarus! mein Freund und Bruder! erhebe dich und komme mit mir.

28. Da erwachte der Schlummernde von seiner Krankheit allgemach, und kam heraus, gebunden mit Grabtüchern an Füßen und Händen und sein Gesicht war verhüllet mit einem Schweißtuch. Da befahl Jesus daß man ihm die Tücher löse und führte ihn hinaus.

29. Da das die Juden sahen, die da umher standen, entfernten sie sich und Viele glaubten an ihn zur Stunde. Etliche aber gingen zu den Pharisäern und erzählten ihnen was Jesus gethan hatte.

30. Da versammelte der Hoheprieſter und die Pharisäer einen Rath und fragten sich unter einander: — Was ist es, das wir gegen diesen Menschen thun mögen? — Das Volk hänget ihm an, denn solche Thaten sind noch nicht erhört worden.

31. Lassen wir ihn in Frieden gehen, so werden letzlich Alle an ihn glauben und die Römer werden uns verlachen und ihres Schutzes nicht ferner werth halten.

32. Der Hoheprieſter aber unter ihnen: Kaiphas genannt, erhob seine Stimme und sprach zu ihnen: Ihr wisset nichts und bedenket auch nichts. — So frage ich euch denn: ist es nicht besser es sterbe Einer, als daß das ganze Volk verderbe? —

33. Und da ihm Niemand widersprechen mochte, so redete man denn nicht weiter darüber, ob es räthlich sei zu thun wie Kaiphas gerathen, sondern nur wie man Jesus füglich dem Gericht überliefern möchte, damit er getödtet werde.

34. Jesus aber kannte sehr wohl ihrer Herzen Bosheit, und entwich abermals in eine ferne Gegend, nahe der Wüste, in eine Stadt genannt Ephraim und hatte sein Weilen daselbst mit seinen Jüngern.

35. Zu der Zeit waren nun die Ostern der Juden nahe herbei kommen, und viel Volks zog hinauf gen Jerusalem, auf daß sie sich zusammen fänden in der heiligen Stadt, nach der Sitte ihrer Väter.

36. Und ging ein Gefrägen unter Denen, die versammelt waren im Tempel, und redeten mit einander: Was dünket euch, sollte er nicht kommen auf's Fest? —

37. Es hatten aber die Prieſter ein Gebot lassen ausgehen, daß, so Jemand wüßte wo er wäre, er es anzeigen solle, denn es war beschlossen unter seinen Feinden, daß man ihn greifen, und dem Gericht überliefern wolle.

38. Da es nun bei sechs Tage vor dem Osterfeste war, wandelte Jesus mit seinen Jüngern abermals gen Bethanien, und kehrte bei seinem Freunde ein, den er kürzlich aus der Gruft befreiet und dem Leben wieder gegeben hatte, und bei dessen Schwestern.

39. Dieselbigen bereiteten ihm ein trefflich Mahl, und Martha diente ihnen nach ihrer Gewohnheit. Lazarus und Maria aber saßen neben ihm und erfreuten sich des Wiedersehens und seiner Rede.

40. Da nahm Maria nach ihres Volkes Sitte ein Pfund Salbe von ungemischter, köstlicher Narden, und salbte damit die Füße ihres Freundes, und trocknete sie mit ihrem Haar, und das Haus duftete lieblich davon weithin.

41. Da sprach Judas, der Sohn Simeons aus Icariot: — Warum ist diese Salbe nicht lieber verkauft worden um dreihundert Groschen, die man den Armen hätte zuwenden mögen. (Judas aber war geizig, und führte den Säckel.)

42. Da sprach Jesus zu ihm: — Lasse der Freundin ihren Willen, denn Arme habt ihr alle Tage bei euch mich aber habt ihr nicht alle Zeit.

43. Und das Gerücht, daß der Herr eingekehrt sei bei Lazarus, drang weit umher und kam des Volkes eine Menge sein Angesicht zu sehen, und auch das

ſeines Freundes, den er vom Schlafe erweckt hatte.

44. Die Prieſter aber hätten auch dieſen gern getödtet, denn um ſeinetwillen glaubten Viele an Jeſus und ließen ſich taufen.

45. Des andern Tages nun, da er aufbrach mit ſeinen Jüngern, Jeruſalem zu erreichen, kamen ſie gen Bethphage an den Oelberg, und da ſich Jeſus ermattet fühlte und das Gehen ihn ſchmerzte, ſprach er zu zweien ſeiner Jünger:

46. Daß ſie hingehen möchten in den Flecken der vor ihnen lag, und nannte ihnen ein befreundetes Haus, und den Namen des Hausherrn, daſelbſt ſie eine Gielin ſammt den Füllen finden würden.

47. Dieſelben, ſprach er, löſet ab von der Krippe und führet ſie zu mir, und ſo euch Jemand des hindern wollte, ſo ſaget ihm dann daß euer Meiſter deren bedürfe, und alsbald wird man ſie euch übergeben.

48. Da thaten die Jünger wie es ihnen Jeſus geheißen, und brachten ihm die Gielin ſammt dem Füllen; breiteten Kleider über jene und ſetzten ihn darauf.

49. Das Volk aber, das von der Erweckung des Lazarus gehört hatte, und den Herrn längſt als ſeinen Freund und Wohlthäter verehrte — ſah nicht ſobald was geſchehen war, als ihm ein Gelüſt anwandelte dem Liebling ein Feſt zu bereiten bei ſeinem Einzuge in Jeruſalem.

50. So denn breiteten Einige ihre Kleider auf den Weg; Andere hieben Zweige von den Bäumen, und wieder Andere ſtreuten Blumen vor ihm her auf den Weg da man wandelte. Alles Volk aber das mit einher zog, und die Reiſenden rings umgab, ſchrie überlaut: Hoſianna! — Gelobt ſei der da kommt in dem Namen des Herrn, dem Sohne Davids! Hoſianna in der Höhe!

51. Je näher man aber der Stadt kam, um ſo mehr ſammelte ſich das Volk bei Haufen, und Viele die ihnen aus der Stadt entgegen kamen und Jeſus nicht kannten, fragten hin und wieder: wer denn der Gefeierte ſei? — Das Volk aber jubelte: das iſt Jeſus der Prophet aus Nazareth in Galiläa.

52. Die Phariſäer aber, da ſie des Volkes Jubel wahrnahmen, wütheten in ihrem Grimme und ſprachen: — Alle Welt läuft ihm nach und Niemand hört auf unſere Stimme, was können wir dagegen thun? —

53. Es waren aber auch etliche Griechen unter denen die hinaufgekommen waren zum Feſte; dieſelben traten zu Philippus, dem Jünger, der aus Bethſaida in Galiläa war, baten ihn und ſprachen: Herr, wir möchten Jeſus gerne ſehen.

54. Philippus kommt und ſagt es Andreas, und dieſer ſagt es weiter zu Jeſus.

55. Jeſus aber redete zu denen, die zu ihm kamen: — Es iſt die Zeit nahe herbei kommen daß meine Botſchaft wird vollendet ſein, denn dies iſt gewiß: es ſei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und erſterbe, ſo bleibet es nicht allein ſondern trägt reiche Früchte. Anders aber, da es allein bleibet verkümmert es in ſich ſelber.

56. Darum denn alſo, wer mir anhänget, der folge mir nach, und wo ich bin, da ſollen auch die ſein, die ich mir erwählet habe. Und wer mich alſo ehret daß er auf meine Stimme hört, den wird auch mein Vater ehren und er wird Segens die Fülle davon haben.

Das 25. Kapitel.

Jeſus treibt die Händler aus dem Tempel. — Geht nach Bethanien und trifft auf der Heimkehr einen unfruchtbaren Feigenbaum. — Gleichniß von dem Vater, deſſen zwei Söhnen und dem Weinberg. — So auch von dem böſen Weingärtner und vom Zinsgroſchen.

1. Da Jeſus nun die Stadt erreicht hatte, drängte ihn ſeines Herzens Verlangen daß er zum Hauſe ſeines Vaters eingehe zu beten, und ſtieg die Stufen des Tempels hinan in Ehrfurcht vor dem Heiligthum Gottes.

2. Da er aber in den Vorhof trat, an welcher Stätte auch ſonſt wohl ein

unheilig Treiben von Käufern und Verkäufern geduldet war, drang diesmal sogar aus dem Innern der Tempelhalle ein unheimlich Geräusch, ein Blöken, Schluchzen und Gurren von allerlei Gethier und ein Geschrei von Volk und Händlern zu ihm herüber.

3. Drob ergrimmte er nun gewaltig und trieb ein heiliger Eifer in ihm auf, also daß er den Leuten, die dort Handel trieben, befahl, die Gotteweihte Halle, die man zu einem Marktplatz geschändet, zu verlassen.

4. Da man ihm aber nicht gehorchte, und er wahrnahm daß die Priester und Leviten sogar Theil nahmen an dem Schacher der Wechsler, die da Opfergeld mit Gewinn umsetzten gegen allerlei fremde Münzen: — erhob sich ein Ungestüm in seiner Seele, also daß er die Peitsche eines Ochsentreibers vom Boden aufhob und auf die Rotte der Händler einhieb.

5. Daneben stieß er die Tische der Wechsler und die Stühle der Taubenkrämer um. Menschen und Thiere liefen erschreckt vor dem zornigen Manne durcheinander; Tauben flatterten am Gewölbe umher, Schafe blökten, Stiere brüllten und der Aufruhr nahm überhand als Jesus seine gewaltige Stimme erhob und also darein redete:

6. Es steht geschrieben: Mein Haus soll ein Bethaus sein; ihr Unverschämten aber habt es zu einer Mörderhöhle gemacht.

7. Die Priester aber und alles Volk entsetzten sich über die Gewaltthat des Einzelnen; da aber Jedermann wußte, daß das Heiligthum des Herrn mißbraucht worden und den Priestern ihr Gewissen sagte daß sie unheilig Wesen daselbst getrieben; — so gebrach es an Muth gegen den Eiferer aufzustehn, und ließen geschehen daß die Tempelhalle gesäubert wurde.

8. Es kamen aber zu Jesus auch allerlei Kranke in den Tempel, denn sein Ruhm erfüllte die ganze Stadt, und er gab ihnen Allen Raths die Fülle in ihrem Siechthum und heilte Manchen vor den Augen des Volks.

9. Da aber die Priester und Schriftgelehrten sahen wie er Barmherzigkeit übte an dem Volke und alle Jungen ihn lobpriesen, also daß auch die Kinder im Tempel riefen: „Hosianna dem Sohne Davids!“ — wurden sie entrüstet und sprachen zu Jesus: — Hörest du, was diese Jungen dir nachrufen? —

10. Jesus antwortete und sprach: — Ich höre! — Habt ihr denn aber nicht die Worte des Psalmisten gelesen, da er spricht: Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du Lob zugerichtet? — Und damit ließ er sie stehen und ging zur Stadt hinaus gen Bethanien zu seinen Freunden und blieb daselbst über Nacht.

11. Als er aber am andern Morgen wieder in die Stadt ging, hungerte ihn. Und da er sein Auge erhob, sah er einen Feigenbaum am Wege stehn voll grüner Blätter. — Da er aber hinzutrat um Früchte von ihm zu brechen, seinen Hunger zu stillen, fand er deren keine.

12. Drob schalten die Jünger den unfruchtbaren Baum, daß er den Wanderer äße mit seinem Laube, und biete nicht Früchte dar, dazu er ja doch vom Schöpfer berufen worden, und bezeugten Lust ihn als ein unnütz Gewächs niederzuschlagen.

13. Jesus aber sprach zu ihnen: ihr Einfältigen, was scheltet ihr doch nur den Baum weil er keine Früchte trägt! — Schauet seine Rinde an und schätzet darnach sein Alter; es steht aber darin der Spruch bestätigt, wie Salomo geschrieben: Alles hat seine Zeit.

14. Wer aber ist es der euch künde, wie manchem Wanderer dieser Baum schon gelabt hat mit seinen Früchten und ist doch nur ein Baum. — Wahrlich aber ich sage euch, es gehet eine Legion Menschen zu Grabe und hat keiner von ihnen einen Menschen gelabt bei Leibes Leben.

15. Nun geht aber auch dieser Baum nächstens zu Grabe, denn sein Ende ist nahe herbei kommen, wie alle Dinge auf Erden letzlich zu Ende gehen; doch erfüllt nicht jedes also sein Tagewerk, daß er rechtschaffene Früchte getragen und vor sich selber bestehen mag da er abscheidet.

16. Gedenket aber daran daß auch ein jeglicher Mensch soll gute Früchte tragen zur Zeit, da er grünt und seines Lebens froh ist. — Es kommt aber

die Zeit des Verdorrens, da er sein Tagewerk vollbracht hat. So trachte denn ein Jeglicher darnach, daß er nicht gescholten werde wenn es Abend mit ihm worden, und sorge daß sein Andenken in Segen bleibe.

17. Ich sage euch aber dieses: Es ist dem Menschen gegeben durch das Licht, das in ihm geboren, Thaten zu thun, welche die Kraft, die außer ihm waltet, nicht mag vollbringen; — also daß, wenn er zu diesem Berge spricht: wirf dich ins Meer, so wird es geschehen; denn des Menschen Geist, der aus Gott geboren, kann Ueberschwängliches vollbringen, da er die Kräfte lebendig macht die Gott in seine Hand gegeben hat, und lenket sie nach seiner Absicht.

18. Alles aber, was ihr von ihm erbittet aus dem lebendigen Schatze der Schöpfung und liegt verborgen in dem ordentlichen Wesen der Dinge nach dem Gesetzbuch des Schöpfers, also daß es nicht der Ordnung widerstrebet: — das werdet ihr empfahen, denn seine Gnade reichet so weit die Welten gehen. —

19. Und da man nun die Stadt erreicht hatte und Jesus abermals in den Tempel kam und lehrte und predigte dem Volk, traten zu ihm die Priester und Schriftgelehrten des Tempels und fragten ihn: — Aus welcherlei Macht thust du das und wer hat dich berufen also zu reden vor dem Volke?

20. Jesus antwortete: — Ich will euch auch ein Wort fragen und so ihr mir darauf antworten, will ich euch sagen aus welcherlei Macht ich also dem Volke predige. —

21. Es denn sagt mir doch: Woher war die Taufe des Johannes: War sie vom Himmel oder von den Menschen? — Da gedachten sie bei sich selbst und sprachen im Geheim: — Sagen wir sie sei vom Himmel gewesen, so wird er dann zu uns sagen: Warum denn glaubtet ihr ihm nicht? —

22. Sagen wir aber, sie sei vom Menschen gewesen, so müssen wir uns vor dem Volke fürchten, denn dasselbe hielt Johannes für einen Propheten.

23. Und sie antworteten: — Wir wissens nicht. — Da sprach Jesus zu ihnen: — So sage ich euch auch nicht, aus was für Macht ich das thue. —

24. Was dünket euch aber: — Es hatte ein Mann zween Söhne, und sprach zu dem ersten: Mein Sohn, gehe hin und arbeite heute in meinem Weinberge.

25. Er antwortete aber: ich gehe nicht hin. — Hernach aber reuten ihm die Worte, die er gesprochen, und er ging dennoch hin zu arbeiten wie es ihm der Vater befohlen hatte.

26. Darauf ging dieser zu dem andern Sohne und sprach zu ihm gleich also. — Dieser war sofort bereit und sagte: Ja wohl, recht gern, ich gehe sogleich. — Ging aber nicht.

27. Was dünket euch nun: welcher unter den Zweien hat seines Vaters Willen gethan? — Sie sprachen: — Gewißlich war es der erste. Da fuhr Jesus sie hart an:

28. Nun sehet ihr wohl, wie ihr eines Vaters im Himmel spottet. — Ihr habt ihm gelobt, dem Volke ein Vorbild der Rechtschaffenheit und Weisheit zu sein; aber ihr bleibet dahinten und treibet Narrethei und Kurzweil, anstatt im Weinberge des Herrn zu arbeiten.

29. Die aber nichts gelobt und versprochen haben, arbeiten an eurer Statt. Wahrlich ich sage euch: die Verachtesten unter dem Volke werden mehr Gnade vor den Augen des Herrn finden denn ihr.

30. Johannes kam zu euch, lehrte und zeigte euch die rechten Wege. Ihr aber glaubtet ihm nicht; das Volk aber, bis auf den Geringsten herab, glaubte an ihn. Und ob ihr wohl wissen konntet, was an ihm sei, ließ es euer Dünkel doch nicht zu, Buße zu thun wie er es begehrte.

31. So höret nun ein ander Gleichnis: — Es war ein Hausvater, der pflanzte einen Weinberg, schlug ihn in einen Zaun ein, und grub darinnen eine Kelter. — Darnach auch baute er einen Thurm, übergab alles seinen Weingärtnern und zog über Land.

32. Als nun die Zeit herbei kam, die Trauben zu heimsen, sandte er seine Knechte zu den Weingärtnern, daß sie die Früchte empfangen möchten.

33. Da aber standen die Weingärtner

gegen die Knechte auf, ſtäupten den Einen, tödteten ſogar den Andern und ſteinigten den Dritten.

34. Da ſchickte der Herr andere und mehr Knechte noch hin, denn zuvor. — Es erging aber denſelben nicht beſſer wie den erſten.

35. Nunmehr ſandte der Herr ſeinen Sohn zu ihnen, da er meinte daß die Uebelthäter ſich vor demſelben fürchten würden.

36. Die Weingärtner aber, da ſie denſelben kommen ſahen, ſprachen unter einander: Das iſt der Sohn und Erbe des Herrn: — kommt, laßt uns ihn tödten und das Erbe an uns bringen. Und alſo geſchah es.

37. So nun der Herr des Weinberges kommen wird und ſahet die Uebelthäter, was meint ihr daß er ihnen thun werde? —

38. Sie antworteten: Er wird die Böſewichter verdammen und ihnen mit Gleichem vergelten, wie ſie den Knechten und dem Sohne gethan. Den Weinberg aber wird er andern Winzern austhun die ihm die Früchte zu rechter Zeit geben.

39. Jeſus ſprach: — Ihr habt recht geurtheilt. — Gedenket aber, daß ihr den Weingärtnern gleichet die ihr verdammet. Denn wie ſie verwerfet und tödtet ihr allezeit die, welche euch der Herr geſendet die Früchte eures Fleißes zu empfangen.

40. Wiſſet aber, es ſteht geſchrieben: — Den Stein den die Bauleute verworfen, der wird zum Eckſtein werden, und wer auf dieſen Stein fällt der wird zerſchellen; auf Welchen er aber fällt, den wird er zermalmen.

41. Das Reich Gottes wird von euch genommen und den Heiden gegeben werden, und ſie werden ſeine Früchte allen Völkern der Erde überliefern. —

42. Da nun Jeſus alſo geredet und die Phariſäer und Schriftgelehrten merkten daß er in dem Gleichniß von den böſen Weingärtnern ſie gemeint habe, erwachte abermals ihr Zorn und trachteten ernſter denn je darnach ihn zu verderben. Sie fürchteten ſich aber vor dem Volk, denn Jedermann ſchätzte Jeſus für einen von Gott geſandten Propheten.

Das 26. Kapitel.

Gleichniß von der Hochzeit eines Königs Sohnes. — Die Sadduzäer verſuchen Jeſus mit einer Frage über die Auferſtehung. — Das Gleichniß vom Samariter.

1. Da nun die Phariſäer ihrem Widerſacher bis daher nichts anheben konnten, redete Jeſus abermals durch ein Gleichniß zu dem Volke, desgleichen er ſich meiſt ähnlich ſchon einmal bedient hatte, aber diesmal alſo anders hinausführte:

2. Wiſſet, das Himmelreich, das da erürebt werden ſoll auf Erden, iſt gleich zu achten einem Könige der ſeinem Sohne Hochzeit machte, und ſandte Diener aus daß ſie die Gäſte zur Hochzeit rufen möchten, doch ſträubten ſich dieſelben zu kommen.

3. Da ſandte er abermals andere Diener aus und ſprach: — Kündet den Gäſten, es ſeien Ochſen und Maſtvieh geſchlachtet und die Mahlzeit trefflich bereitet; alſo laſſe ich ſie bitten, zur Hochzeit zu kommen.

4. Die Geladenen aber achteten des nicht und gingen hin, Einer auf ſeinen Acker, der Andere zu ſonſtiger Handthierung. Etliche ſogar ergriffen der Diener einige und ſtäupten ſie.

5. Da das der König vernahm, ward er gar zornig und ſchickte ſein Heer aus, die Uebelthäter zu fangen und zu tödten und zündete die Stadt an. —

6. Darnach ſprach er zu den Dienern: Die Hochzeit iſt noch immer bereit, aber die Gäſte waren es nicht werth, daß ſie geladen worden, ſo geht nun hin auf die Straße und ladet zur Hochzeit, wen ihr findet.

7. Da gingen die Diener hinaus auf die Straße und brachten Gäſte die Fülle, Gute und Böſe und die Tiſche wurden alle voll.

8. Darauf ging nun der König hinein die Gäſte anzuſehn, und fand allda einen Menſchen, der hatte kein hochzeitlich Kleid an und war ein Uebelthäter und böſer Menſch.

9. Des entrüſtete ſich der König und ſprach: Freund, wie denn biſt du her-

ein kommen, da du doch kein hochzeitlich Kleid trägst. Des Andern schwieg er, und der fremde Mensch verstummte.

10. Da sprach der König zu seinen Dienern: Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn in die äußerste Finsterniß. Arme und Fleißige lobe ich mir als willkommene Gäste allerwegen; mit Uebelthätern aber habe ich keine Gemeinschaft, denn Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt.

11. Da nun die Pharisäer solche Rede gehört hatten, die sie nahe anging, hielten sie abermals einen Rath, wie sie Jesus fangen möchten in seinen Reden.

12. Und sandten zu ihm ihrer Schüler Einige sammt des Herodes Diener, deren Einer zu ihm sprach: Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist, lehrest den Weg Gottes recht und fragest nach Niemand, denn du achtest nicht der Menschen Ansehn.

13. Darum denn sage uns, was dünket dich: — Ist es recht, daß man dem Kaiser Zins gebe, oder nicht?

14. Und da Jesus ihre Schalkheit wohl merkte, sprach er: — Ihr Heuchler, was versuchet ihr mich? — Weiset mir die Zinsmünze! — Und sie reichten ihm einen Groschen dar.

15. Da fragte sie Jesus: — Saget an — weß ist das Bild und die Ueberschrift? —

16. Darauf antworteten sie: — Des Kaisers. — Da sprach er zu ihnen: — Wohlan denn: — So gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und Gotte, was Gottes ist.

17. Da sie das vernahmen, verstummten sie und waren schier verwundert über die Weisheit des Herrn und verließen ihn zur selbigen Stunde.

18. Nicht bald darnach aber traten auch die Sadducäer zu ihm, die an keine Auferstehung glauben, und suchten ihn zu fangen, da sie zu ihm sprachen:

19. Meister, du weißt daß Moses ein Gesetz gegeben hat, da er sagt: — So Einer stirbt und hat nicht Kinder, so soll denn der Bruder desselben Weib freien, und seinem Bruder Erben erwecken.

20. Nun sind bei uns gewesen sieben Brüder. — Der Erste freiete und starb, und dieweil er keine Kinder hatte, freiete der Bruder die Wittwe; desgleichen auch der Andere, und der Dritte, bis an den siebenten. — Und zuletzt nach Allen starb auch das Weib.

21. Wie nun dünket dich, wird es bei der Auferstehung gehalten werden? — Wessen Weib unter den sieben Männern wird sie sein? — Es haben sie ja Alle gehabt? —

22. Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Ihr seid Allezeit des Irrthums voll und wisset die Schrift nicht zu deuten, noch die Kraft Gottes, die da waltet in seiner Schöpfung fort und fort. —

23. In der Auferstehung freiet der Geist Gottes, welches ist der heilige Geist, geoffenbaret in der lebendigen Natur, neue Gestalten aus der Verweisung. Da ist kein Freien noch sich freien lassen, und die geschiedenen Seelen sind wie die Engel im Himmel, oder wie auf andern Welten. Wer ist so weise und wissend, daß er ihr Wesen zu ermessen vermöchte.

24. Der Herr unser Gott aber spricht zu uns durch die lebendigen Zeichen die da vor unsern Augen walten und weben am Himmel wie auch auf Erden, und sind zu lesen in dieser seiner Schrift die Worte: —

25. Siehe, ich bin nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. So ist denn jeder Tag ein Tag der Auferstehung. Wer es zu fassen vermag, der fasse es.

26. Da nun solche Rede das Volk hörte, entsetzte man sich über die neue Lehre. Die Pharisäer aber, da sie vernommen wie er den Sadducäern den Mund verstopft hatte, versammelten sie sich, um zu berathen, wie sie ihn abermals versuchen möchten.

27. Und Einer unter ihnen, ein Schriftgelehrter fragte ihn und sprach: Meister, welches ist das vornehmste Stück im Gesetz? —

28. Jesus antwortete: — Ich will es dir sagen, obwohl du es längst wissen solltest: — Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe. Dieses ist das vornehmste und größte Gebot.

29. Das Andere aber iſt dem gleich: Du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt. — In dieſen zwei Geboten liegt das Geſetz und die Propheten.

30. Der Schriftgelehrte aber, um ſich zu rechtfertigen, fragte weiter: Sage an, Meiſter, wer iſt denn mein Nächſter? — Da antwortete Jeſus und ſprach: Ich ſage dir des ein Gleichniß.

31. Es war ein Menſch, der ging von Jeruſalem hinab gen Jericho, und fiel unter die Räuber. Die zogen ihn aus und ſchlugen ihn; darnach gingen ſie davon und ließen ihn liegen.

32. Es begab ſich aber von ungefähr daß ein Prieſter dieſelbige Straße hinab zog, und da er den wunden Mann ſah, ging er vorüber.

33. Deſſelbigengleichen auch ein Levit, da er an dieſelbe Stätte gelangte und ſah ihn, ging er vorüber.

34. Einem Samariter aber, der dieſelbe Straße einherzog und den Gefallenen erblickte, jammerte der Unglückliche, alſo daß er zu ihm heran trat und ſeine Wunden mit Oel und Wein benetzte und ſorglich verband. — Darnach hob er ihn auf ſein Thier, führte ihn in die Herberge und pflegte ſein.

35. Des andern Tages dann, als er zu reiſen herankam, gab er dem Wirthe zween Groſchen und ſprach zu ihm: Pflege ſein, und ſo du etwas mehr wirſt für ihn aufwenden will ich dir's bezahlen da ich wiederkehre.

36. Welcher, dünkt dich nun, der unter dieſen Dreien dem Manne, der unter die Räuber gefallen war, der Nächſte geweſen?

37. Da antwortete der Schriftgelehrte: Ich meine wohl, daß es der Samariter geweſen, der Barmherzigkeit übte an dem Geſchlagenen: — Da ſprach Jeſus zu ihm: — So gehe hin und thue desgleichen.

38. Der Schriftgelehrte aber, der ihm die Frage gethan, antwortete ihm und ſprach: Meiſter, du haſt wahrlich recht geredet, denn es iſt nur ein Gott und iſt kein anderer außer ihm.

39. Und denſelben lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und allen Kräften; darnach auch lieben ſeinen Nächſten als ſich ſelbſt, das iſt mehr denn Brandopfer und allerlei Opfer.

40. Da Jeſus nun ſahe, daß er vernünftig antwortete, ſprach er zu ihm: Wahrlich du biſt nicht ferne vom Reiche Gottes. Darnach aber forgte er, daß ihn Niemand weiter fragen möge. —

Das 27. Kapitel.

Die Prieſter ſpinnen Verrath gegen Jeſus in Rom. — Jeſus wäſcht den Jüngern die Füße. — Er ſpricht zu ihnen über einen Verräther. — Gehet nächtlich mit einigen Jüngern auf dem Oelberg zum Gebet. — Das Gleichniß vom Weinſtock.

1. Nachdem Jeſus alſo dem Schriftgelehrten ſeinen Beifall ausgeſprochen hatte, begab er ſich abermals in die Einſamkeit, und verbarg ſich eine Weile vor dem Umgang der Menſchen, wie es ſeine Gewohnheit war.

2. Es gab aber auch Viele der Oberſten im Lande, die an ihn glaubten, aber aus Furcht vor dem Zorn der Phariſäer es nicht auszuſprechen wagten, um nicht in den Bann gethan zu werden, denn ſie hielten die Ehre bei den Menſchen höher denn die Ehre bei Gott.

3. Jeſus aber verdammte dieſelben darum nicht, ſondern ſprach zu denen, die ihm ſolches vorbrachten: — Wer meine Worte höret und glaubt ihnen nicht, den werde ich drob nicht richten, denn ich bin nicht gekommen daß ich die Welt richte ſondern daß ich die Welt ſelig mache.

4. Wer mich verachtet, und nimmt meine Worte nicht auf, der iſt ſchon gerichtet, und das Wort welches ich geredet habe, das wird ihn richten für alle Zeiten.

5. Denn ich habe es nicht von mir ſelber geredet, ſondern der Vater, der mich geſendet hat, der hat mir ein Gebot in mein Herz gelegt, was ich thue und was ich reden ſolle in ſeinem Namen.

6. Und ich weiß, daß ſein Gebot und ſein Geſetzbuch die ewige Wahrheit iſt, die über alle Geſetze und alle Gebote der Menſchheit gehet, und iſt kein anderer Weg das Reich Gottes auf Erden unter der Menſchheit auf-

zurichten, darum was ich rede, das rede ich, alſo daß es ein Reich der Seligen ſchon auf Erden begründen möge. —

7. Es begab ſich aber zu dieſer Zeit und etwas bevor derſelben, daß ſeine Feinde, inſonderheit die Prieſter und Phariſäer, fort und fort Berathung darüber hielten was man beginnen möchte um Jeſus zum Tode durch ein ordentlich Gericht zu bringen.

8. Denn da es kundbar worden, daß das Volk der Juden zu ihm hielte und ihn verehrte ſeiner Thaten und ſeiner Lehren halber, alſo daß ein Aufruhr von ihnen zu befürchten war ſobald man ihn vor ein jüdiſch Gericht ſtellte:

9. So denn beſchloſſen die Feinde in ihrer Verſammlung, daß es gerathen ſein möchte ihn vor ein römiſch Gericht zu bringen, als einen Aufrührer und Verräther an der Römer Herrſchaft, als ob er derſelben widerrede und trachte ſich ſelber zu einem König über Judäa zu erheben.

10. Es geſchah aber ſolches auch aus Furcht, da man erfahren, es ſei ihr einſtmaliq Trachten nach ſolchen Dingen nicht gänzlich unbelauſcht geblieben von den Spähern der Römer, und fürchteten deren Rache anheim zu fallen.

11. So ging nun ein böſartig Schreiben ab, an den Kaiſer Tiberias nach Rom, welchem aber kein Name beigefügt war, darinnen alle das Gift ausgeſpien lag, deſſen man konnte Herr werden, um den Verhaßten der Unthat gegen römiſche und jüdiſche Geſetze anzuklagen, wie ſolche mit dem Tode bedroht waren.

12. Dieſes aber war der erſte Verrath, der begangen worden iſt an Jeſus von Nazareth von einem geringen Theile ſeines Volkes, der aber gekleidet war in Gold und Purpur, und hatte die Gewalt ein Verräther zu ſein an dem Liebling des Volkes unter dem Mantel der Hoheit.

13. Tiberias aber, der Tyrann, der ſeinen Kaiſernamen ſchändete in Rom durch allerlei Laſter und Unthaten, horchte mit Luſt auf das Zischen der Schlangen in ſeinem Reiche aller Enden, wie denn ſollte er einen armen jüdiſchen Rabbi, dem man ſo arger Dinge anklagte, anders als ein giftig Gewürm betrachten, das man mit der Ferſe zertritt? —

14. Jeſus aber, der ſeine Widerſacher wohl kannte, und ſich ihrer Tücke verſah, wußte recht gut wo es hinaus wollte mit ihm, doch hatte er beſchloſſen der Gefahr diesmal nicht aus dem Wege zu gehn, ſondern, ſo es ſein müßte, ſeine Lehre mit ſeinem Blute zu beſiegeln.

15. So nahte nun das Oſterfeſt heran, und da er ſah, daß ſeine Zeit vollendet war, wurde er ernſt und traurig und redete viel mit ſeinen Jüngern über ſeinen Heimgang, und wie er die Seinen ſo ſehr liebe und lieben werde bis ans Ende.

16. Und da er eines Abends mit ſeinen Jüngern zur Nacht aß, ſtand er plötzlich auf, legte ſeine Kleider ab, und nahm einen Schurz ſich damit zu umgürten.

17. Darnach goß er Waſſer in ein flach Gefäß und hub an ſeinen Jüngern die Füße zu waſchen, als es des Landes Sitte war, dem Freunde eine Verehrung zu bezeugen, — und trocknete die Füße mit ſeinem Schurz.

18. Und da er zu Petrus kam, ſprach der zu ihm verwundert: Herr ſollten du meine Füße waſchen? —

19. Jeſus antwortete und ſprach zu ihm: — Warum ich dieſes thue weißt du jetzt nicht; es kommt aber die Zeit da du es erfahren wirſt.

20. Petrus ließ nicht ab, und ſprach zu ihm: — Herr! nimmermehr ſollſt du mir die Füße waſchen. — Jeſus aber antwortete wiederum: — So ich dich nicht waſche, haſt du hernach keinen Theil an mir.

21. Spricht Petrus zu ihm: O Herr, nicht die Füße nur, ſondern auch die Hände, das Haupt und alle Glieder.

22. Und da nun die Fußwaſchung zu Ende war, legte er ſeine Kleider wieder an, ſetzte ſich nieder und ſprach abermals zu ſeinen Jüngern: — Wiſſet ihr, was ich euch gethan habe?

23. Ihr heißet mich Meiſter und Herr, und ſaget recht daran, denn ich bin's. — So nun ich, euer Herr und Meiſter euch die Füße gewaſchen habe, alſo ſollt ihr euch unter einander die Füße waſchen.

24. Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut Einer dem Andern, wie ich euch gethan habe. So wisset ihr es nun und selig der, der mit darin nachfolget.

25. Es sollte aber in einem Volke keiner sein, der nicht seines Bruders Freund wäre und ihn liebte; denn wir Alle kennen den, der unser Aller Vater ist und wir sind Alle seine Kinder. Der Verrath aber schleichet unter uns einher und die Schrift redet wohl recht, wenn sie spricht: Der mein Brot ißt, tritt mich mit Füßen, und war leider allezeit nicht anders unter den Menschen.

26. Mir aber sind die Thaten der Verräther wohl bekannt, ob sie sich gleich mit siebenfacher Nacht bedecken mögen. — Dieses sage ich euch ehe denn es der Welt kund wird, auf daß, wenn es wird geschehen sein, ihr glaubet, daß ich in das Verborgene sehe, und weiß was über mich verhänget ist.

27. Und da Jesus solches geredet hatte, ward er betrübt im Geiste und sprach: wahrlich, wahrlich, ich sage euch: es bauet eine Rotte giftiger Nattern in unserm Volke und die giftigste unter ihnen, und die am höchsten gleißet, spritzt ihr Gift mitten in mein Herz. —

28. Da sahen sich die Jünger unter einander bedenklich an, und zagten und bangten, denn sie wußten nicht von wem er redete, und fürchteten, daß Einer der ihren gemeint sei, da er von einem Verräther sprach.

29. Es war aber Einer unter denen die mit ihm zu Tische saßen, der lag an der Brust des Herrn, denn dieser hatte ihn vor Allen lieb; nemlich Johannes. — Dem winkte Simon Petrus, daß er forschen möge, wer es wäre, von dem er verrathen werden solle; und also fragte er: — Herr, wer ist es?

30. Da legte Jesus den Finger an den Mund und sprach: — Was nützet es, daß ich meine Leuchte erhebe über den Abgrund, da sich das Laster spreitet und verpestet das Leben das sich am Lichte sonnet, da wir ja doch keine Macht haben ihm den Weg zu verlegen.

31. Er wußte aber wohl, daß der Hohepriester und die Schriftgelehrten über ihn im Geheim zu Gericht gesessen, und die Botschaft von Rom gekommen war, ihn als einen Aufrührer zu verhaften und zum Tode abzuführen.

32. Und ob er also gleichwohl wußte daß nunmehr seine Stunde gekommen sei, und er sein Leben lassen sollte für seine Lehre, entwich er dennoch nicht, vor dem Dräuen seiner Feinde, als nur daß er in Bethanien nachtete oder auch am Oelberge bei seinen Freunden; darnach fand ihn der Morgen wieder in Jerusalem.

33. Die aber um ihn waren, sahen wohl wie der Zwiespalt kämpfte in seinem Geiste, da der Mensch in ihm aufstand, der da am Leben hänget, und graunet vor dem Sterben am frühen Morgen.

34. So rang er denn manche Nächte über in Seufzen und Gebet, da ihn der Schlaf floh vor Betrübniß, und trieb ihn hinaus auf die Höhe des Oelberges, auf daß die Kühle der Nacht ihm die glühende Stirn fächele, und er unterm Sternenlichte mit seinem Vater im Himmel reden möchte.

35. Von den Jüngern aber, die seine Aengste wohl inne worden waren und Sorge um ihn trugen, folgten ihm im geheimen Petrus, Johannes und dessen Bruder Jacobus.

36. Da nun Jesus das gewahr worden, redete er zu ihnen und sprach: bleibet hie und wartet mein bis daß ich wiederkehre. Da thaten die Jünger also; er aber ging abseits, fiel auf seine Knie, richtete seine Augen zu den Sternen und betete so laut, daß die Jünger es von ferne her vernehmen konnten.

37. O du mein Vater im Himmel! siehe meine Seele ist betrübt bis in den Tod! — Hilf, o Hilf mir über diese Stunde hinweg und so es dein Wille ist: lasse diesen Kelch an mir vorüber gehen, doch nicht wie ich will, sondern wie du mein Vater willst! — Und betete so noch lange.

38. Und da er sich vom Gebet erhob, fühlte er seine Seele gestärkt, und kehrte voll festen Muthes und Freudigkeit sein Leben als Opfer hinzugeben für seine Lehre, zu seinen Jüngern zurück.

39. Die aber waren in tiefem Schlaf

versunken, und da sie von ihm erweckt worden, schämten sie sich. Jesus aber redete sanftmüthig zu ihnen:

40. Könnt ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen? — Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet; der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

41. Am andern Tage nun, da sie wieder alle versammelt waren, spricht Jesus zu seinen Jüngern: — Liebe Freunde! Ich bin nun nur noch eine kleine Weile bei euch; danach werdet ihr mich suchen, aber — (wie ich es schon einst zu den Juden geredet) wo ich hingehe, da könnt ihr nicht hinkommen.

42. Höret nun aber aufs Neue mein Gebot, dem kein anderes gleich ist: — Liebet euch unter einander, wie ich euch geliebet habe; denn daran wird Jedermann erkennen daß ihr meine rechten Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt.

43. Spricht Simon Petrus zu ihm: Herr, wohin gehest du? — Jesus antwortete ihm: — Wohin ich gehe, kannst du mir diesmal nicht folgen. —

44. Darauf spricht Petrus: — Herr, warum sollte ich dir denn nicht folgen können? — Ich will mein Leben lassen für dich.

45. Jesus antwortete ihm: — Solltest du wirklich dein Leben für mich lassen wollen? — Bedenke es wohl! — Denn — und dieses sage ich dir zum andern Mal — der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

46. Zu den Jüngern ins gesammt aber sprach er dann noch: — Erschrecket nicht allzusehr und verzaget nicht, denn was geschehen muß, das wird geschehen. — Vertrauet auf Gott, daß es das Rechte sein möge. Wer aber an meine Worte glaubet, der glaubet auch an Gott.

47. Blicket hinauf nach oben und sehet die Sterne am Himmel, es sind dies die Wohnungen meines Vaters, so es nun anders wäre, würde ich zu euch sagen: ich gehe hin euch die Stätte zu bereiten. Aber in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.

48. Und ob ich hinginge euch die Stätte zu bereiten, will ich doch wieder kommen und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid wo ich bin, denn meine Lehre und ich sind eins. — Mein sichtbar Theil aber ist nicht das was ich bin: der Geist aber, der in mir waltet, der ist es.

49. Wo ich hingehe das wisset ihr, und den Weg wisset ihr auch. — Spricht zu ihm Thomas: — Herr, wir wissen wahrlich nicht wo du hingehest. Wie denn können wir den Weg wissen? —

50. Jesus spricht: — Ich bin der Weg und die Wahrheit. Ich bin das Licht das aus Gott geboren ist, und erleuchtet die Menschheit in der Finsternis, auf daß sie das thierische Wesen abstreift und werde geheiligt zu einem Leben im Geiste. Niemand aber kommt zum Vater denn durch mich.

51. Wenn ihr mich erkennet wie ich bin durch den Willen Gottes, so werdet ihr auch den Vater erkennen der mich gesandt hat zur Heiligung dessen was er dem Lichte vorbehalten. Und von nun an kennt ihr ihn und habt ihn gesehen, da sein Geist lebet und waltet in meiner Lehre.

52. Spricht zu ihm Philippus: — Herr, zeige uns den Vater, so genügen wir uns. — Da antwortete Jesus und sprach zu ihm: — So du die Schrift lieset und freuest dich ihrer Wahrheit, wolltest du dessen Zweifel haben, weil du das Antlitz des Propheten nicht gesehen, von dem sie ausgegangen? —

53. So lange nun schon bin ich bei euch, und rede zu euch die Worte dessen, der unser aller Vater ist, wie denn heißest du mich dir zu zeigen was kein Auge zu ermessen vermag und kein Ohr umspannt?

54. Bescheide dich Philippus und freue dich der Botschaft Gottes, die du aus meinem Munde vernommen hast. — Wahrlich ich sage euch, es wird eine Zeit kommen, wo die Welt euch selig preisen wird, weil ihr meine Stimme gehört und in meinen Augen gelesen habt wie ich die Menschheit geliebt allezeit, so daß ich mein Leben für diese Liebe dahingegeben habe.

55. So nun die Menschheit an mich glaubet, und geht in meine Fußtapfen, wird sie dereinst größere Werke noch thun, denn ich gethan habe.

56. Und was man bitten wird in meinem Namen vom Vater und von

dem Geiſt, der in ſeinen Werken waltet, das wird man empfahen, auf daß der Vater geehrt werde in dem Sohne, der da Leben erwecket aus todtem Gestein durch den Geiſt.

57. So ihr mich aber liebet, ſo haltet meine Gebote und ich will den Vater bitten daß er euch eine andere Tröſtung ſende, die bei euch bleibe ewiglich.

58. Nemlich den Geiſt der Wahrheit, welcher hervorgeht aus dem Geiſtbund deſſen, der die Erde gegründet und alle Dinge geſchaffen im Himmel und auf Erden.

59. Die Welt aber ſiehet ſie nicht und kennet ſie nicht. Es kommt aber die Zeit und bleibet bei der Menſchheit, da ſie ein Jeglicher erkennen wird, und alsdann iſt auch das Reich Gottes nicht mehr ferne.

60. Es iſt nur noch um ein Kleines, ſo wird mich die Welt nicht mehr ſehen; ihr aber ſollet mich ſehen, denn ich lebe fortan in euch und ihr ſollet in mir leben. Dann werdet ihr erkennen, daß ich in meinem Vater bin und ihr in mir.

61. Der Geiſt aber meines Vaters, der durch die Erde ſchreitet und iſt geheiligt für alle Zeiten, der wird euch Alles lehren in meinem Namen, und euch erinnern alles deſſen was ich zu euch geredet habe.

62. Den Frieden laſſe ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Einen Frieden, nicht wie ihn die Welt giebt nach Hader und Blutvergießen; ſondern einen Frieden durch die Liebe unter einander, wie ich ſie euch gelehrt, und wie ſie unſer aller Vater begehrt von ſeinen Kindern.

63. Darum denn ſo erſchrecke euer Herz nicht und fürchte ſich nicht. — Ihr ſollt euch aber freuen und fröhlich ſein, darum daß ich geſagt habe: — ich gehe zum Vater, denn der Vater iſt größer denn ich.

64. Damit ich euch aber ein recht Verſtändniß gebe deſſen was iſt und was noch werden ſoll, ſo höret denn dieſes Gleichniß aus meinem Munde.

65. Ich bin zu vergleichen einem rechten Weinſtock und werde gepfleget von einem rechten Weingärtner, nemlich dem Vater.

66. Ein jegliches Reis aber an mir, das nicht Früchte bringt, wird weggenommen werden. Ein Jegliches aber, das zur Frucht anſetzt, wird er reinigen und pflegen, auf daß es deſto mehr gute Frucht bringe.

67. Ihr aber ſeid ſchon alſo gepfleget durch die Lehre, die ihr von mir empfangen habet. So bleibet denn nun auch treulich in mir, wie ich in euch bleibe.

68. Denn gleich wie die Rebe kann keine Frucht bringen von ſich ſelber, ſie bleibe denn am Weinſtock, alſo auch ihr, ſo ihr bleibet in mir.

69. Ich bin der Weinſtock, ihr ſeid die Reben. Wer in mir bleibet und ich in ihm, der bringt der Früchte eine große Zahl. Ohne mich aber iſt es eitel Weſen um euer Thun und Trachten. —

70. Darin aber wird mein Vater geehret, daß ihr meine Jünger ſeid und bringet reichlich Früchte durch meine Lehre.

71. Solches rede ich aber zu euch, auf daß ich Freude habe an meinem Werke und eure Freude vollkommner werde, wenn ich gleichwohl ferne von euch bin; denn die Liebe kennt keine Ferne und Niemand hat größere Liebe, denn daß er ſein Leben laßt für ſeine Freunde. Ihr aber ſeid meine Freunde, ſo ihr thut was ich euch geboten.

72. Ich ſage euch aber, daß ihr in Wahrheit nicht Knechte ſein ſollt meiner Lehre, denn ein Knecht weiß nicht was ſein Herr thut. Euch aber habe ich geſagt, daß ihr meine Freunde ſeid; denn Alles was ich erfahren habe von meinem Vater, das habe ich euch verkündet.

73. Nun habt ihr nicht mich erwählt, ſondern ich habe euch erwählt, und habe geſchafft daß ihr edle Frucht tragen ſollt, und dieſelbe lebendig bleibe, ſo ihr die Liebe unter einander nicht aufgebt. Wenn euch aber die Welt haſſet und verfolget ſo gedenket daran, daß ſie mich vor euch gehaſſet hat.

74. Wären nun eure Augen geblendet wie deren die in der Finſterniß gehen, ſo würdet ihr nicht gehaſſet und verfolget werden. — Weil ich euch nun aber habe auserwählt, und eure Augen aufgethan die Herrlichkeiten unſers Vaters zu ſchauen, darum haſſet euch die Welt.

75. Solches thun sie aber um meines Namens willen, denn sie kennen den nicht der mich gesandt hat. Wer aber mich haßt, der haßt auch meinen Vater.

76. Hätte ich nicht die Werke gethan unter ihnen, die kein anderer gethan, und sie gelehrt was noch keiner gelehrt hat, so hätten sie keine Sünde, denn ihre Einfalt würde sie gegen die Schuld decken.

77. Nun ich aber zu ihnen gekommen bin als ein Botschafter unsers Vaters im Himmel, ist ihnen die Sünde vorbehalten, da sie uns haßen beide, den Vater und mich.

78. Es wird aber nicht alle Zeit also bleiben, denn das Licht, das von mir ausgegangen, wird letzlich die ganze Erde erleuchten, und der Geist der Wahrheit der vom Vater ausgehet, der wird von mir zeugen, und die Finsterniß wird sich in den Höhlen der Erde verbergen müssen.

79. Eure Worte aber werden für mich zeugen, denn ihr seid von Anbeginn bei mir gewesen.

Das 28. Kapitel.

Jesus redet von seinem Heimgange und der Zukunft seiner Lehre. — Ein Gebet Jesu. —

1. Darnach kam ein Schweigen über die Jünger, da sie überdachten die Worte, so der Herr zu ihnen geredet. — Jesus aber begann zum andern, und sprach zu ihnen: Solches habe ich nun zu euch geredet, damit ihr euch nicht über die Maßen betrübet, da ihr des Leides gedenket, das da kommen soll über mich.

2. Denn die da dem Lichte feind sind und reden Uebels von mir, die werden euch haßen und verfolgen und in den Bann thun, und werden sich selber nützen, da sie meinen ihrem Gotte einen Dienst zu erzeigen, darum daß sie ein falsch Zeugniß geben über ihn.

3. Haltet aber diese meine Worte in einem treuen Gedächtniß, auf daß, wenn sich die Zeit vollendet hat, ihr nicht erschrecket vor der Welt Arglist, und habt alsdann keinen Trost von mir, da ich ferne bin von euch.

4. Ihr sollt aber des nicht traurig sein und beklagen meinen Heimgang, denn wenn ich nicht hingehe zu dem, der mich gesandt hat, wird meine Lehre keine Wurzel treiben; denn dem Geiste jedweden Erdensohnes der da ein echter Botschafter Gottes war, gedeihet des Ruhmes Palme erst über seinem Grabe.

5. Wenn aber der Staub meiner Gebeine längst verweht ist, daran der Geist eine Weile gebunden war, wird sich das Gericht erheben gegen die Uebelthäter, die gegen mich gesündigt haben zu unsern Zeiten, und werden verurtheilt werden von den Legionen der Völker, die meinen Namen tragen.

6. Wohl bliebe ich gern noch eine Weile bei euch, denn ich hätte euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt noch nicht fassen.

7. Wenn aber die Zeit gebrütet haben wird über meinem Grabe und über meine Lehre, dann wird die Stunde geboren werden, wo der Geist der Wahrheit kommen wird aus dem Unsichtbaren und wird die Völker in alle Wahrheit leiten, von der ich zu euch geredet in diesen Tagen, und wird ein Verständniß ausgehen derer, die geheiligt sind durch das Licht das von Gott ist.

8. Derselbige wird mich verklären, denn von den Meinen wird er es nehmen und der Welt verkünden, auf daß man zu einer rechten Klarheit kommen möge dessen, was ich von Gott empfangen und gelehrt habe.(1)

9. Denn in ihm ist die Fülle des Gedankens und die Kraft zu schaffen, die That und das Leben aus dem Gedanken; und Alles was ich zu euch rede, schöpfe ich aus dem ewigen Born, welcher ist die Summe aller Vernunft; denn welchen der Herr lieb hat, dem spendet er den Becher der Weisheit, auf daß er sich daran letzte sammt allen, die an ihn glauben.

10. Ich gehe nun zum Vater von dannen ich ausgegangen bin und sage euch: — Ueber ein Kleines werdet ihr mich nicht sehen, und abermals über ein Kleines werdet ihr mich sehen, denn der Geist, der von mir ausgegangen,

der ist es, der von mir zeuget, daß ich lebe und wird dem kein Ende sein.

11. Da sprachen Etliche unter seinen Jüngern unter einander: Was ist es, das er redet zu uns: Ueber ein Kleines werdet ihr mich nicht sehen, und abermals über ein Kleines werdet ihr mich wieder sehen? Wir wissen nicht wovon er redet.

12. Da sprach Jesus, der ihre Gedanken erriet: — Wahrlich ich sage euch: ihr werdet weinen und schluchzen; die aber, welche mir feind sind, werden ihre Lust daran haben. Eure Traurigkeit aber soll in Freude verwandelt werden.

13. Ein Weib, da ihre Stunde gekommen, daß sie ihr Pflichttheil den Lebendigen zubringe, spüret wohl Traurigkeit. Wenn aber die Frucht schlummert an ihrem Busen, denkt sie nicht mehr an die Angst von vorhin, um der Freude willen, daß sie ihrem Kreise ein Bildniß zugesellet.

14. Also werdet auch ihr eine Traurigkeit haben; wenn aber eine Zeit darüber vergangen ist, daß ich von euch geschieden bin, und ihr des Heils inne werdet durch den Geist, der in euch lebendig geworden sein wird durch meine Lehre, — wird eine Freudigkeit über euch kommen, und über Alle die dieselbe in sich aufgenommen, bis zu aller Tage Ende.

15. So ihr aber den Vater um etwas bitten werdet in meinem Namen, wird er es euch gewähren, denn ich bin es durch den er eure Seelen erleuchtet hat.

16. Bisher habt ihr noch nichts erbeten in meinem Namen; doch sollt ihr hierbei nicht verharren. Darum sage ich euch: Bittet so werdet ihr nehmen, damit eure Freude vollkommen sei.

17. Solches rede ich jetzt noch zu euch durch ein bildlich Sprichwort; es kommt aber die Zeit, da ich nicht mehr zu euch also reden werde, sondern werde euch begeistern und berufen zu lebendigen Thaten zur Ehre meines Vaters, da ihr in seinem Gesetzbuch leset mit euren geistigen Augen.

18. Denn der Vater hat euch lieb, darum, daß ihr mich liebet, und glaubet, daß ich von ihm ausgegangen bin, zu lehren die Sprache, darin er redet, und die Schrift, darin der Geist sich offenbaret in der lebendigen Schöpfung.

19. Ich bin vom Vater ausgegangen, und kam in die Welt. Wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater; den Geist aber lasse ich euch, damit er euch in alle Wahrheit leite. —

20. Sprechen zu ihm seine Jünger: — Siehe, nun redest du nicht heraus und sagest kein Sprichwort. Nun wissen wir, daß du alle Dinge überschauest und bedarfst nicht daß dich Jemand frage. — Darum glauben wir daß du von Gott ausgegangen bist und seine Botschaft ausgerichtet hast auf Erden.

21. Jesus antwortete ihnen: — Jetzo glaubet ihr; so euch aber Einer fragte: was ihr glaubet, möchte euch die Antwort schwer werden.

22. So ihr aber reifet in der Zeit und lauschet auf die Stimme des Geistes in euch, werdet ihr lernen, was euch der Glaube heute verschweigt.

23. Wahrlich aber, ich sage euch: — Ihr werdet reifen in Trübsal; denn es kommt die Stunde, und ist nicht gar ferne, daß ihr zerstreuet werdet ein Jeglicher nach einem andern Winde. Ich aber gehe zu meinem Vater und getröste mich seiner Liebe.

24. So habet denn nicht Angst um mich und gedenket daß ich in mir Frieden habe, denn ich habe die Welt überwunden, und sie ist mir unterthan durch die Liebe.

25. Und da Jesus also lange und eindringlich zu seinen Jüngern geredet hatte, erhob er seine Augen gen Himmel und sprach betend zu seinem Vater:

26. Herr, du mein Gott! du Allgegenwärtiger und Allwissender! Höre mich und verleihe mir Stärke in dieser ernsten Zeit, da die Stunde gekommen ist daß ich verklärt werde vor der Welt, da ich von ihr in Frieden scheide, gleich wie ich deinen Namen verklärt habe vor allem Volk durch meine Lehre.

27. Und hast mir Macht gegeben über alle Geister der Menschen, auf daß sie auf Erden wandeln im Lichte der Wahrheit, welch ist unwandelbar und lebet ewiglich als eine Verkündigung deiner Liebe gegen alles Lebendige.

28. Denn das ist das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer

Wort bist, und den du gesandt hast, als deinen Verkündiger in Wahrheit anerkennen.

29. Und nun habe ich dich verklärt vor den Augen aller Völker und habe mein Werk vollbracht, da ich deine Botschaft ausgerichtet, wie du es gewollt, und will sie mit meinem Leben bezeugen.

30. **Denn ich habe deinen Namen offenbaret den Menschen, die du mir übergeben, daß sie meine Worte behalten und über die Erde hinaustragen, wie die Vögel unter dem Himmel das Gesäme ausstreuen hie und da in alle Lande, und schmücken also die Erde mit Blumen und Früchten.**

31. Und nun wissen sie, das Alles was du mir überwiesen hast, sei von Dir.

32. Denn die Worte, die Du mir gegeben hast, habe ich ihnen überliefert; und die Kraft, die ich von dir empfangen, habe ich an ihnen geübt, und haben erkannt, daß ich von dir berufen worden bin, das Alles zu schaffen; und glauben, daß ich deinen Willen erfüllet habe.

33. Darum bitte ich für sie: alle die da berufen sind, was ich in deinem Namen begonnen habe, weiter zu führen, und deinen Namen zu verklaren vor allem Volk, wie ich es sie gelehrt alle Tage in deinem Namen, also auch, daß ich in ihnen verklärt werde.

34. Ueber ein Kleines bin ich nicht mehr in der Welt, denn ich komme zu dir, mein Vater, von wannen ich ausgegangen bin.

35. Sie aber bleiben noch in der Welt eine Weile, darum bitte ich dich, du heiliger und gewaltiger Gott, erhalte und schütze sie in deinem Namen und in deiner Ehre, auf daß sie eins seien mit dir, gleich wie ich eins bin mit dir.

36. Zur Zeit, da ich bei ihnen war in der Welt, empfing ich sie in deinem Namen und lehrte sie dich erkennen, und waren dein Gesindbuch der Lebendigen, und habe sie dir bewahrt, und ist keiner von ihnen verloren worden.

37. Nun ich aber von ihnen gehe und zu dir komme, bitte ich dich, daß du sie mögest in deinen Schutz nehmen und erwecken in ihnen die Lust an deinem geheiligten Wesen, auf daß sie eine rechte Freudigkeit an dir haben.

38. Denn es rasen die Feinde und suchen aller Orten meine Lehre zu schänden, die du mich gelehrt hast, und hassen die, die deinen Namen heiligen nach meiner Lehre. So bewahre sie denn vor dem Uebel, vor Allem, daß sie nicht schwach werden im Kampfe gegen die Lüge und gegen die Bosheit.

39. Heilige sie vielmehr in deiner Wahrheit, denn dein Wort ist die Wahrheit und deine Rede schreitet durch die Welt, wie ein gewappneter Mann, dem niemand widerstehet; und wer nach deinem Gesetze lebet, nicht von Menschen gemacht, sondern ausgegangen von dir in Kraft und Herrlichkeit, — der ist geheiligt, denn du hast ihn selber geheiligt in der Wahrheit.

40. Nun aber bitte ich nicht allein für die, die du mir gegeben hast, sondern auch für die, so durch deine Gnade an mich glauben in aller Nähe und aller Ferne der Länder und Zeiten, auf daß sie Alle eins seien mit uns und du sie liebest, wie du mich geliebt hast.

41. Denn ich wünsche, o Herr, daß, wo ich bin und lebe in dem Gedächtnis derer, die an mich glauben, daß sie meine Herrlichkeit sehen und erkennen, daß du mich geliebet hast ehe denn die Welt gegründet ward, die von nun an ein neu Geschlecht versammelt unter der Sonne.

42. Denn ich habe ihnen deinen Namen kundgethan und dein Wesen gelehrt, also daß du unser Aller Vaterheit in heiliger Liebe und wir Alle deine Kinder, die du an deinem Herzen trägst von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Das 29. Kapitel.

Die Vorfeier des Osterfestes und das Abendmahl. — Jesus wird verhaftet; nach Jerusalem entführt; in das Prätorium eingesperrt. — Er wird vom Verhör vor Pilatus geführt. — Petrus verleugnet seinen Herrn.

1. Zur Zeit nun, da die jüdischen Ostern vollends herangekommen waren, und Jesus nach seiner Weise im Tempel

gelehrt hatte am Morgen, kehrte er Abends zu seinem Freunde am Oelberge zurück, um daselbst nach seiner Gewohnheit zu nachten. —

2. Es war aber der Juden Sitte für alle Zeiten nach dem Auszug aus Egypten gewesen, daß der Hausherr des Festes Bedeutung heilige durch eine Vorrede, dann allemal der Freunde eine gute Zahl geladen wurde, ein Mahl einzunehmen und mit Gebet und guten Reden in würdiger Gedächtniß der Vorfahren und des Ereignisses.

3. Also geschah es nun auch für diesmal am Oelberge in der Nacht, deren wir gedachten, und Jesus und seine Jünger aßen das Osterlamm mit des Freundes übrigen Gästen, eine Schaar, alle in gleiche Gewänder gekleidet nach der Sitte der Väter.

4. Und lagerten Alle um eine niedere Tafel, sich geschmückt mit lichtern eine Menge, und mit duftenden Blumen gestreut nach der altherkömmlichen Weise frommer Juden; dann auf goldenen Schüsseln die ungesäuerten Brote Mazoth gebettet, und die bittern Kräuter Maror, zur Erinnerung an die bittern Leiden ihrer Vorältern in der Wüste.

5. Der Hausherr aber erhob seine Hände und betete über die Speisen und über den Wein, nach dem Gesetze, da er begann: „Gelobet seist du Ewiger, Herr der Welt, der du die Frucht des Weinstocks geschaffen!“ und so weiter, wie es vorgeschrieben im jüdischen Gesetz, und allerwärts gehalten worden bei ihnen.

6. Darnach nahm Jesus, als des Hausherrn wohlberauter Freund und Vertreter, einen goldenen Becher Weins, trank daraus ein Weniges und reichte ihn seinem Partner zur linken, der ebenfalls ein Wenig daraus trank, und so weiter die Reihe herum, bis Alle daraus getrunken hatten.

7. Hierauf auch reichte er das Brot umher, die Reihe hinunter, und redete dabei von den Zeiten des Kummers der Väter in der Wüste, dankte und brach es und gab Jedem davon, indem er sprach:

8. „Gelobet seist du Ewiger, unser Gott, der du das Brot aus der Erde wachsen läßt. Wer da hungert, der komme und esse mit uns, und wer da darbet, der lasse sich nieder und genieße mit uns das heilige Mahl der Erinnerung.

9. Und sprach noch lange und viel zu Gott, also wie es Sitte war, das Pascha einleitenden seit den ältesten Tagen unter den Juden.

10. Darnach wurde das Osterlamm in einer guten Anzahl aufgetragen und war daneben des Weines die Fülle, also daß die Gäste voll Heiterkeit waren, und begaben sich darnach in des Hausherrn wohlgepflegten Garten, unter dem wundersten Himmel die milde Frühlingsluft zu athmen, des Unheils nicht gewärtig, das einem der übrigen auf der Feste war.

11. Es hatte aber Tiberias, der Tyrann von Rom, dem der Mord eine Freude war, einen Schreibebrief an Pontius Pilatus, dem Landpfleger in Judäa, erlassen, daß er den, von den jüdischen Priestern als Staatsverräther genannten Jesus von Nazareth nach kurzem Verhör vom Leben zum Tode sollte bringen lassen.

12. So war denn nun von Stund an sein Geschick besiegelt und beschlossen und nur die schleunigste Flucht hatte ihn retten können. Jesus aber war mit sich selbst einig, daß seine Stunde gekommen sei, wo er seine Lehre mit seinem Blute zu besiegeln habe. Wer ist da, der die Tiefen des menschlichen Herzens zu ergründen vermöchte! —

13. Es begab sich aber, daß Pilatus von der Zeit gedrängt wurde, denn am Osterfeste der Juden durfte kein Menschenblut vergossen werden, und die Furcht, daß der in Rom Verurtheilte dem Gerichte entrinnen möchte, gebot alsobald zum Werke zu schreiten.

14. Nun aber hatte Pilatus von einem jüdischen Späher erfahren, daß Jesus mit seinen Jüngern und andern Freunden am Oelberg das Osterlamm genießen werde, und sollte der Befehl aus Rom noch vollends sofort erfüllt werden, so war die Nacht, wie schwarz sie auch immer sein mochte, nicht zu verabsäumen.

15. Da rief nun der Späher des Pilatus — (Jehuda war sein Name) — dem römischen Landpfleger, mit aller Vorsicht zu verfahren, damit man auch den rechten erfassen möge; erbot sich

darum ein gleich Gewand, wie es die Gäste trugen, anzuthun, und so den römischen Kriegesknechten den Zeigen, den zu fangen man angewiesen war.

16. Es begab sich aber, daß Jesus, bevor die Gäste vom Mahl sich erhoben hatten, nach der Juden Sitte eine letzte Rede hält, doch entging es ihm dabei nicht, daß ein räudig Schaf sich in die Hürde eingeschlichen hatte, und sorgte er darum, da man im Garten hin und wieder wandelte, mit Vorsicht fern von dem Verräther zu bleiben, doch war er unstät und unruhevoll.

17. Dabei ließ ihn der Schelm nicht aus den Augen und drängte sich vollends zu ihm heran, als plötzlich Fackelschein vom Eingang her erglänzte, ein Waffengetöse sich erhob und abgemessene Schritte, den Kriegesknechten eigen, sich vernehmen ließen.

18. Es kam aber ein Schrecken über Alle, die da waren, denn Jeder wußte, daß es dem Freunde galt, darum sich Viele schützend an ihn drängten. Die Jünger aber stoben bis auf Petrus. So auch die andern Gäste meist, und Einer ließ sogar den Mantel, da ihn ein Kriegesknecht ergreifen wollte.

19. Unter denen aber, die Jesus umringten, war keiner näher, denn der Schelm Jehuda, und gleich als wolle er ihn beschützen, schlang er den Arm um seinen Nacken und küßte ihn. — Dies aber war das Zeichen das man verabredet, und Quirilus Cornelius, der Centurione oder Anführer von 100 Kriegesknechten, erkannte alsobald sein Opfer.

20. In dem Augenblicke nun, da das Geschick den ersten Schritt zur bösen That gethan, ermannte sich der Geist in dem Verrathenen und also machte er sich mit einer kräftigen Wendung frei von denen, die ihn schützend umgaben, redete und sprach zu dem Centurionen: — Wen suchest du? —

21. Und der römische Hauptmann antwortete: — Jesus von Nazareth! — Darauf der antwortete: — „Ich bin es, den du suchst!“ — und Alle zitterten vor der Gewalt des Römers; nur Petrus nicht, der nicht geringe Lust hatte und einige Freunde mit ihm, sich der Gewalt zu widersetzen. Allein Cornelius, der Römer, da er der Geberden inne wurde, warnte die Verwegenen, indem er sie wissen ließ, daß hundert Krieger, des Winkes gewärtig, draußen standen, etwaigen Angriff zu begegnen.

22. Daneben auch lag es nicht in Plane Jesu einen Aufruhr anzustiften darum verwies er Petrus sein Beginnen, jedoch begehrte er vom Hauptmann den Befehl zu sehen, der ihn berechtigte zu der Gewaltthat, einen Rabbi gefangen zu nehmen.

23. Darnach reichte ihm der Hauptmann eine Schrift des Pontius Pilatus, und Jesus las mit lauter Stimme wie folgt:

24. „Ich, Pontius Pilatus, Landpfleger von Judäa, befehle dir, Quirilus Cornelli us dem Centurionen, Kraft eines Kaiserlichen Gebotes aus Rom den Rabbi Jeschua aus Nazareth wo immer du ihn treffen mögest in sichern Gewahrsam zu bringen und daß solches geschehen, dem Kaiserlichen Prätor alsobald zu berichten.“

25. Nicht deutlicher konnte der Befehl ausgesprochen werden, und Jesus sprach gerade zu ihm: — Wohlan! ich bin bereit, dir zu folgen.

26. Die Jünger aber standen von ferne, zitternd vor Furcht daß auch sie ergriffen werden möchten, und immer zur Flucht bereit. — So wurde nun Jesus abgeführt, und nur ein einziger von den Jüngern folgte dem Zuge von ferne, und wiederum war es des Herrn Auserwählter, Simon Petrus. —

27. Und da nun die Stadt erreicht worden, und das Gebäu, daselbst der Landpfleger sein Weien hatte, und mit königlicher Pracht umgeben war, ward der Gefangene in der Prätur verwahrt, darnach Pilatus den Bericht vernahm von dem, was sich begeben hatte.

28. Und da solches geschehen, nahm der Römer wiederum des Kaisers Schrift zur Hand, und las zum andern Male des Tyrannen Machtspruch, daß das Gericht, obgleich durch Römer Macht vollzogen, dennoch nicht etwa als Verfall an der Römer Herrschaft zu behandeln sei.

29. Damit nicht ein Gerücht im Volk verbreitet werden möchte, als

Sache sich der Römer Herrlichkeit vor einem jüdischen Rabbi.

30. Vielmehr sollst du — also lautete der Befehl — der Juden Klage, daß der Gefangene ihren Gott gelästert und das Gesetz verhöhnt, als todeswürdiges Verbrechen zur Anklage in den Vordergrund stellen und den Verbrecher sofort am Kreuz verbluten lassen.

31. Es war nun aber kaum die erste böse That vollbracht, als das Gerücht davon die Stadt mit schreckenvollem Hall durchlief und gleich einem giftigen Rauch durch alle Gassen, Winkel und Spalten drang, darnach das Volk, ein Unheil ahnend, sich haufenweis nach dem Prätorium drängte, die Mauern anzuschauen, die den geliebten Freund verbargen.

32. Der Worte wurden viel gewechselt, gewürzt von Zorn und Mitleid, wie es eben fiel, und auch an spitzen Zungen, von pharisäischem Haß bewegt, gebrach es nicht, denn seiner harten Reden mancherlei waren unvergessen, und gar zu süß ist die Rache. Nicht Jedermanns Sache aber die Feindesliebe.

33. Das Morgengrauen lief dahnendlich die letzten Schwätzer heim und Jesus, in seiner Einsamkeit, hing ungestört der Selbstberathung schweren Gedanken nach; wie er dem Richter gegenüber seine Worte setzen möchte.

34. Längst schon kannte er die Bosheit seiner Widersacher, und den Verrath, den man geübt, weil er kein Aufrührer sein wollte gegen Rom. Allein was hätte ihm, Pilatus gegenüber, die Klarlegung genützt? —

35. Konnte er doch keine Zeugen für seine Behauptung stellen, als eben seine Feinde selbst, und nur erbitterter noch wäre dann ihr Haß aufgetreten gegen ihn. Gab aber Pilatus ihm Gehör, wer stand dafür, daß nicht Tiberius mit Lust die Gelegenheit ergreifen werde, die Juden neuerdings ins Sklavenjoch zu schmieden? —

36. So denn stand der Gefangene vor seinem eigenen Spruch gebannt, da er erst zu seinen Jüngern sprach: — Liebet eure Feinde; segnet die euch fluchen; thut wohl denen die euch beleidigen: — und wie denn konnte er dennoch anders beschließen; als sich selber nicht zu verleugnen und die Verräther frei ausgehn zu lassen?

37. Es begab sich nun aber, daß Pilatus am andern Morgen den Gefangenen vor sich bringen ließ, und wahrlich nicht zum Trotze gereichte es diesem, daß er Herodes, den jüdischen Tetrarchen von Galiläa, nebst Kaiphas, den Hohenpriester, imgleichen auch den Todfeind Anas nebst mehreren Pharisäern an des Pilatus Seite erblickte.

38. Bevor nun das Verhör begann, warf der römische Statthalter einen langen und bedenklich ernsten Blick auf Jesus, erkundete dann seinen Namen, Stand und sonstig Wesen von ihm, und fragte letztlich, ob es ihm bewußt sei, weshalb er beschuldigt werde? —

39. Darauf dann Jesus, nachdem er seinen Namen genannt und sein Alter auf 33 Jahre angegeben hatte, versicherte, daß er sich keiner Schuld bewußt sei, seit er denken könne.

40. Da erhob Pilatus seine Stimme, und sprach zu ihm: Dein eigen Volk bezüchtigt dich des Hochverraths und der Empörung. Du hattest im Sinn, der Römer Herrschaft im Aufruhr zu vernichten und dann dich selber zu der Juden König zu erheben. Ist dem nicht so? —

41. Jesus antwortete: — Ich habe alle Tage öffentlich geredet vor dem Volk und hatte nimmer dessen Hehl, was ich gedacht. — Stets rühmte ich den Schutz, den uns der Römer Macht vor feindlichem Nachbarvolk gewährte, und wohl bekannt ist, daß ich mein Volk vor jedem Aufruhr warnte.

42. Ein gegentheiliz Zeugniß — sprach Pilatus — zeigt dich der Unwahrheit. Du hast einer geheimen Sitzung verbündeter Hochverräther beigewohnt, in der es galt, die Herrschaft der Römer zu beseitigen, und dich selber zum König der Juden auszurufen zu lassen. Kannst du es leugnen? —

43. Darauf Jesus: Daß ich der Sitzung beigewohnt ist wahr, doch wußte ich nichts von dem, was man geplant, bevor ich den Verrächern gegenüber stand, und floh hinweg von ihnen, sobald ich ihres teuflischen Begehrens inne ward.

44. Pilatus aber meinte: Nicht denkbar sei es, daß man geplant, ihn

zum König der Juden auszurufen, wenn nicht die Lust dazu in ihm gelegen und dieses längst im Volk bekannt gewesen sei. — Jesus aber widersprach und wurden nun die Zeugen herbeigeführt.

45. Während nun aber dieses und mehr noch im Gerichtssaal vor sich ging, hatten Petrus und Johannes, die einzigen Jünger, die es gewagt, sich um das Schicksal ihres Meisters zu bekümmern — sich unter das Volk gemischt, und gingen in der Vorhalle des Prätoriums hin und wieder, die Reden die dort fielen, zu belauschen.

46. Und da nun Petrus, sich zu erwärmen, an einem Feuer Platz genommen, fragte er, wie von ungefähr, den nächsten neben ihm, wie des Gefangenen Geschick sich muthmaßlich gestalten möchte? —

47. Doch statt der Antwort in so ernster Sache erregte die Frage einen scheuen Aufblick Vieler auf den Frager, denn an der Sprache erkannte man den Heimathsgenossen Jesu, den Galiläer in ihm, und sagte es ihm auf den Kopf, daß er dem Nazarener angehöre, der eben jetzt unter schwerer Anklage dem Landpfleger Rede stand.

48. Darüber erschrak nun Petrus gewaltig, zumal sich Viele heran drängten, zu hören was es gebe? Darnach dann ein Gezänk entstand, weil Petrus gar keck — wenngleich wohl nicht sein Heimathland, — doch, daß er Jesus angehöre, verleugnete, und Unheil fürchtend, verlor er sich alsbald unter die Menge.

Das 30. Kapitel.

Jüdische Zeugen treten wider den Angeklagten auf, wegen Hochverrath und Verhöhnung der jüdischen Religion und ihrer Priester. — Nach dem Verhör nehmen sich hochstehende Frauen, jedoch vergebens, seiner an. — Sein Todes-Urtheil wird verlesen. — Er wird gegeißelt. — Die Kriegsknechte spotten sein.

1. Indessen war das Gericht in seinem peinlichen Verhöre vorgeschritten, denn es hatten sich die Pharisäer mit falschen Zeugen reichlich vorgesehen, die da fest betheuerten, wie es mehrfach im Werk gewesen, den Angeklagten zum Judenkönig auszurufen; vornehmlich aber an dem Tage, da er unter des Volkes Jubel auf einer Eselin nach Jerusalem eingeritten sei.

2. Jesus aber erläuterte, auf daß er der Zeugen Reden entkräften möge, daß, so er ja von einem Königthum geredet, doch nie ein irdisches damit gemeint gewesen sei. — Mein Reich, sprach er, ist nicht von dieser Welt, es ist vielmehr das Reich Gottes, das Reich der Gerechtigkeit und Wahrheit.

3. Spricht Pilatus zu ihm: „Ja, was ist Wahrheit?" — Schon daß mit Königthum und Königswürde ein spöttelnd Spiel getrieben worden, sei Hochverrath und Jesus darum allein schon des Todes schuldig.

4. Weiter auch sprach Pilatus, bist du des Verbrechens angeklagt, dein eigen Volk in Glaubenssachen verhöhnt und Gott gelästert zu haben, worauf in gleichem Maße die Todesstrafe steht, und zwiefach darum lastet die Schuld auf dir, die dich verurtheilt.

5. Dagegen erhob Jesus seine Stimme und sprach: In Glaubenssachen hat nur allein das Sanhedrin, — zu dem ich selbst gehöre — ein Recht mich anzuklagen; es ist das nicht der Römer Sache.

6. Pilatus konnte nicht dawider, doch meinte er: sofern das Staatsvergehen nicht vorhanden wäre. Allein hier — sprach er — entscheidet auch das sittliche Gebahren viel.

7. Und nun — auf einen Wink von seiner Hand — trat eine Schaar von Priestern und Leviten in den Saal, und klagten Jesus des Hohnes und der Lästerung des jüdischen Glaubens und deren Satzungen an.

8. Vor Allem war es die Entheiligung des Sabbaths, das Verwerfen des Opferdienstes und das Schmähen des Priesterstandes, womit man ihn als todeswürdiges Verbrechen belastete. — Ja selbst, daß er die Rabbiwürde angenommen, da doch seine eheliche Geburt stark anzuzweifeln sei, wurde ihm zur Schuld gerechnet.

9. Dagegen aber standen, lebendigen Zornes voll, eine Anzahl redlicher

Männer als Zeugen auf; auch brachten sie eine Anzahl derer, die Jesus geheilt hatte, vor den Richter, und baten denselben für das Leben ihres Wohlthäters.

10. Darunter war auch eine Frau, Veronice genannt; allein die Pharisäer überschrien sie. — Des Weibes Anklage ist nach jüdischem Recht unzulässig. — Darauf Pilatus: Ich richte nicht nach jüdischem, sondern nach römischem Recht. —

11. Nicht zweifelhaft ist es, daß Pilatus Erbarmen mit dem Angeklagten fühlte, zumal er der Juden Tücke wohl durchschaute. Allein das Urtheil war zu leider schon in Rom gesprochen, und wie der Dinge Lauf gestaltet war, blieb keine andere Wahl, als daß Einer von Beiden, Jesus oder Pilatus, verderben mußte, und war somit die Folge unschwer zu ermessen.

12. Darum denn nun, und weil an ein Entrinnen nicht entfernt zu denken, gab sich der Verklagte ruhig dem Urtheil, das über ihn verhängt geworden, und als der Richter ihn, sich ferner zu vertheidigen aufforderte, sprach er gelassen:

13. Vor diesen Zeugen, die mich mit blindem Haß verfolgen und verdammen, ist jedes Wort zuviel, das ich noch reden könnte, denn nur an taube Ohren ergingen meine Rede, weil Niemand ein Verständniß meiner Worte hat.

14. Mein ganzes Leben aber ist mein Vertheidiger, denn immer habe ich thatsächlich gelehrt und gehandelt und allezeit nur war es Wahrheit, Tugend und Menschenliebe, die ich gepredigt.

15. Zwar Wahrheit ist es, daß ich das todte Formelnwesen allezeit verachtet und verworfen habe, denn der Buchstab tödtet, der Geist aber ist es, der lebendig macht, und nimmer werde ich diesem Glauben abtrünnig werden.

16. Hiergegen nun fuhr Pilatus zornig auf, denn damit — meinte er, — verwirkt du auch den Opferdienst der Römer; dünkst du dich etwa weiser, denn als die Gesetzgeber unserer und der jüdischen Religion?

17. Der Angeklagte schwieg, und da er des Pilatus Zorne, ob noch ein Weiteres zur Vertheidigung von ihm zu erwarten sei? — vernahm, schloß das Verhör und wurde er in sein Gewahrsam zurück gebracht.

18. Es war indeß damit die Hoffnung noch nicht vollends geschwunden, daß seiner Feinde Wuth zu Schanden werde, denn hochgeweckter Frauen Gunst war für ihn thätig, vor Allem Procla, des Pontius Pilatus Gemahl.

19. Dann auch Johanna, des Chusa Weib, der bei dem Landpfleger Verwalter-Dienste that, und ferner noch Aurelia, eines hohen Beamten, Gremien, Angetraute.

20. Die wackren Frauen sagten gewaltig vor ihrem edlen Freund, der sie so oft mit seiner Reden Wohllaut erfreut hatte, und nicht vergebens ward Ruth von ihnen gepflogen, wie sie der Juden Thränen unsichr machen wollten.

21. Denn ehe noch der Tag zu Ende ging, erzählte Procla, des Rathes Führerin bei ihrem Eheherrn, und erzählte ihm einen Traum, darinnen ihr von Gott geboten worden sei, die Unschuld des Gefangenen zu erbarten, und bat ihren Gemahl, daß er von ihm ablassen und sein unschuldig Blut vergießen möge.

22. Und siehe, des Weibes Mahnen fand Gehör, denn da es Sitte war, den Juden zum Osterfeste einen dem Tode Verfallenen nach eigener Wahl frei zu geben, so wünschte er und sprach es aus, daß es für diesmal Jesus sein möge.

23. Der Juden Blutdurst aber solle dann ein ander Opfer überliefert werden, nemlich ein Uebelthäter, genannt Zeichua-Bar-Abba (Barnabas).

24. Da aber die Rotte der Widersacher des Pilati Wort vernahm, ergrimmte sie in ihrem Herzen, und schrie, von Pharisäern aufgehetzt, laut überlaut, daß ihnen Bar-Abba, nicht aber Jesus frei gegeben werden solle.

25. Daneben auch hetzten Herodes, Antipater und sonstige Obersten der Juden den Landpfleger ins Geheim, daß offener Aufruhr zu befürchten sei, wenn der angeklagte Jesus begnadigt werde; und daß man darum ein Ende mit ihm machen möge. — Sein Blut — schrie man — komme über uns und unsere Kinder! — Ans Kreuz mit diesem Gotteslästerer! —

26. Und hiermit war der letzte Hoffnungsschimmer erloschen. — Der Procurator

des Gerichts erschien auf der Gabbatha, von der herab der Urtheilsspruch zu jeder Zeit vor allem Volk verlesen wurde, und römische Kriegsknechte schlossen einen Halbkreis um die Stätte, damit des Volkes ungeheurer Andrang abgewiesen werden möge. Darnach dann führten einige andere Krieger das Opfer in den Kreis, sein Urtheil zu vernehmen.

27. Und da nun für Alle Ruhe geboten war, und Jeder schweigend lauschte, erhob der Procurator seine Stimme und sprach fast überlaut des Richters Spruch, der mit dem letzten Menschen hier auf Erden erst verhallen wird und lautete derselbe also:

28. „Im Jahre siebenzehn der Regierung des römischen Kaisers Tiberius und am 25. Tage des Nisan (März) in der Stadt Jerusalem, wird hiermit verkündet auf Befehl des Pontius Pilatus, Procurator von Judäa, sitzend auf dem Stuhle des Prätors in Angelegenheit des Angeklagten: Rabbi Jeschua aus Nazareth in Galiläa, wie folgt:

29. Da derselbe angeklagt und überwiesen worden ist, Erstens: — Verrätherei getrieben zu haben gegen der Römer Herrschaft in Judäa, worauf nach römischen Gesetz die Todesstrafe steht.

30. Zweitens: — Angeklagt auch und überführt, der Juden heilige Gesetze geschmäht und arg gelästert zu haben, worauf nach jüdischer Schrift und Zeugniß Gott selbst den Tod als Sühne festgestellt.

31. So wird hiermit der Angeklagte, belagter Rabbi Jeschua aus Nazareth, zum Tode verurtheilt, darnach soll diese Strafe sofort durch Kreuzigung vollzogen werden und ist damit beauftragt der Centurione Quirilus Cornelius. —

32. Es waren aber die Hände des Verurtheilten gebunden mit Stricken; auf seinem Antlitz ruhte des Todes Blässe, doch schien seine Seele ruhig und gefaßt, denn seine Gedanken schweiften weit über das jammervolle Treiben dieser erbärmlichen Menschen hinaus zu seinem Vater im Himmel und seine Lippen bewegten sich im Gebet.

33. Nunmehr begannen sofort vor aller Augen die Martern des edlen Menschenfreundes, indem man ihn, an einem Pfahl gebunden, durch roher Kriegsknechte Fäuste mit Stöcken aus hartem Rohr die nackte Haut zerfleischen ließ, als es Sitte bei den Römern war.

34. Mit seines gewaltigen Geistes wunderbarer Kraft verbiß er den furchtbaren Schmerz. Kein Klagelaut entwand sich seiner Brust und erst als man mit einem härenem Gewand die wundgeschlagene Haut bedeckte, zuckte er in übermenschlicher Pein zusammen und ein tiefer Seufzer verrieth, was er empfand.

35. Es ergab sich aber nun, daß es an einem Holz in Kreuzesform gebrach, denn alles hatte sich so schnell gemacht, und die Zeit drängte, um alles vor dem Osterfeste zu beenden.

36. So denn führte man das Opfer jüdischer Bosheit vorläufig in den Vorhof des Prätoriums, wo römische Soldaten, von Langeweile hart zugesetzt, theils Narrentheiding trieben, theils sich am Nichtsthun labten.

37. Da kam nunmehr den rohen Kriegsknechten, die nichts von Mitleid wußten, das Schmerzens-Bild gar recht, sich dran zu letzen, indem sie Kurzweil mit ihm zu treiben gedachten.

38. Allein bevor das wüste Spiel begann, erkundete man sich bei den Gattern, die sich am Eingangsthor umher trieben, wer der Gefangene sei, und was er verbrochen haben möge? Und da man nun vernahm, derselbe habe sich herausgenommen der Juden König sein zu wollen und daß er drob den Tod am Kreuze erdulden solle, so beschloß man mit dem unbeschützten Martyrer ein grausam Spiel zu treiben.

39. Ist er ein König, sprach man, so muß er auch eine Krone haben; — und einen Purpurmantel schrie ein Anderer; dann darf auch ein Zepter nicht fehlen ein Dritter: Und so begann ein grau-

sam Spiel der böien Rotte, von der das allerschlimmſte zu befürchten war.

40. Dabei ſaß Jeſus auf einer ſteinernen Bank, und ließ mit der kalten Ruhe eines Weiſen den ſchalen Spott über ſich ergehen.

41. Leider aber blieb es nicht allein bei denen Worten; vielmehr erſchien ein Söldner von der Bande mit einem alten rothen Söldner-Mantel, dem er den Namen eines Königsmantels gab. Ein Zweiter hatte in einem Winkel einen längſt vergeſſenen Hauptmannsſtab gefunden, der, meint er, als ein Zepter zu benutzen ſei, und ein Dritter gar hatte eine Krone aus ſcharfem Dornengeſträuch zuſammen gebogen, und trug ſie vorſichtig herbei.

42. Darnach nun begann ein teufliſch Spiel der Kriegsknechte. Zuvörderſt ordnete man nemlich einen Zug und führte ihn rings im Hofe aus; wobei man ſingend lachte und lachend ſang: Heil, Heil dem Judenkönig, dem Meſſias, den Sohn Jupiters, dem feigſten aller Feigen u. ſ. w.

43. Jeſus ertrug auch dieſen frechen Spott mit kalter, unerſchütterlicher Ruhe, doch war es ihm wohl anzuſehen, daß er in ſeiner fürchterlichen Angſt fortwährend betete.

44. Nach dem erſten Umzuge raſtete man vor der Steinbank eine Weile, und der Kronenträger trat zu dem Verſpotteten heran, hielt das Dornengeflecht mit beiden Fäuſten hoch über deſſen Haupt und ſchrie mit übermüthigem Hohn: — So kröne ich dich als einen rechten Judenkönig! — und damit drückte er die Dornenkrone dem Dulder gewaltſam auf das Haupt, ſo daß ſich die Stacheln auf dem Schädel umbogen.

45. Sofort nun rann das Blut in Perlen über das erbleichte Angeſicht, und im erſten Schmerz zuckte das unſelige Opfer vertbierter Bosheit tief ſeufzend auf. Doch ſchnell kehrte Ruhe und Ergebenheit auf ſein Angeſicht zurück, und wieder bebten ſeine Lippen im Gebet.

46. Darnach ſprach der andere Peiniger indem er den zerfetzten Aeltermantel ausgebreitet auf den zerfleiſchten Rücken des Märtyrers hing: — Und ich bekleide dich, du großer Judenkönig, mit dieſem Purpurmantel, indem ihm ein Anderer vorher das haarne Gewand von den Schultern geriſſen, wobei dem Dulder ein kurzer lauter Schrei entrubr.

47. Alſobald aber, gleichſam, als ob er ſich dieſes Ausdrucks der Schwäche ſchäme, kehrte abermals eine heilige Ruhe auf ſein Angeſicht zurück, und ohne Sträuben ließ er die Spötter gewähren, nahm auch den, für ein Zepter ausgegebenen Stab in ſeine Rechte, worauf ſich dann Alle vor ihm verbeugten und im Vereine brüllten:

48. Heil dem großmächtigen König der Juden! — Fallet nieder vor dem Beherrſcher der Welt! — Und in der That knieten Einige in fürchterlichem Hohne vor ihm; während Andere in ein teufliſches Gelächter ausbrachen.

49. Dennoch aber muß es geſagt werden, daß wirklich Einige unter dieſem Volke waren, auf deren Angeſichte ſich Mitleid und Erſtaunen über die Geduld und wunderbare Ruhe des Gequälten kund gab. Etliche aber erboſten ſich hierüber und nannten ihn einen Feigling.

50. Da ſtand nun plötzlich ein altersgrauer Krieger gegen die Genoſſen auf, und ſprach zu ihnen mit Zorneszittern: — Schämt euch ihr Buben! — ihr nennt dieſen hier feige? — ihr lügt! — Denn wahrlich, ſolcherlei Marter ſchweigend zu ertragen, dazu gehört mehr Heldenmuth, als in der Feinde dichteſten Haufen ſich zu ſtürzen. Darauf ging er beiſeite und trocknete ſich eine Thräne.

51. Indeſſen ſetzten die boshaften Söldner den Frevel ungeſtört fort, und ersannen, um ihr Opfer zum Zorn zu reizen, immer neue Qualen. — Man ſchlug ihn ins Angeſicht, man ſpuckt ihn an, und endlich gar verband man ihm die Augen, ſchlug ihn und ſprach: — Biſt du ein Prophet, ſo ſage an, wer war es, der dich ſchlug? —

52. Es war indeß Alles vergebens ſeinen Zorn zu reizen; ſein Klagelaut entrang ſich keiner Bruſt; nur ganz leiſe, gleich einem Flüſtern aus einer andern Welt, entrang ſich ſeinen Lippen im Gebet die Bitte: Vater im Himmel! vergieb ihnen, denn ſie wiſſen ja nicht was ſie thun.

53. Allein auch solch Gebet für die entmenschten Missethäter entwaffnete die Frevler nicht, sondern noch eine lange Zeit verfolgten sie das grauenhafte Spiel, bis plötzlich der Ruf erscholl: Das Kreuz! Und in der That, das Holz, das man in Eile roh zu einem Kreuz gefügt, trug man herbei, das Urtheil zu vollstrecken.

Das 31. Kapitel.

Der Gang nach Golgatha. — Jesus wird ans Kreuz geschlagen.

1. Die herzlosen Kriegesknechte nahmen nun dem gequälten Opfer die Binde von den Augen, und auch den rothen Mantel von der Schulter. Nur die Dornenkrone vom blutenden Haupte zu entfernen, gestattete man nicht. Darauf führte man ihn zur Pforte des Prätorium's, von daher er seinen letzten schweren Gang nach Golgatha, dem Richtplatz außerhalb Jerusalems, beginnen sollte.

2. Ermattet von dem vielen vergossenen Blute, ein Bild des tiefsten Jammers, erließ es ihm die erboste Judenrotte dennoch nicht, ihn auch in diesem Mitleid, erregenden Zustande zu verspotten indem man ihm einzelne Sprüche seiner Rede hören ließ, und vor allem die, wo er den Pharisäern einen Spiegel ihrer Schande vorgehalten.

3. Wo sind nun deine Freunde? — rief man höhnisch. Wo sind die Bettler und Tagediebe, denen du das Reich Gottes verheißen hast? — Rufe sie dir doch herbei zu deiner Hülfe! — Jetzt, rief ein Anderer, wäre es Zeit ein Wunder zu thun; aber deine Zauberkunst läßt dich schmälig im Stich.

4. Eine große Schaar aber rief: Auf denn, kreuzigt ihn! — Was verzieht man länger? — Oder sollte man ihn vielleicht gar noch begnadigen wollen. — Das dulden wir nicht. — Barabbas möge begnadigt werden, kein Anderer! — Ladet ihm getrost das Kreuz auf, er ist jung und stark, und wird es tragen können! —

5. Und also geschah es. — Von jenen Söldnern, die vorhin ihren Spott mit ihm getrieben, war einer befohlen worden, die Henkersdienste zu verrichten, denn eigene Büttel gab es weder bei den Römern noch bei den Juden.

6. So lud man nun dem ohnehin genug Gepeinigten, obgleich ihn seine Füße kaum noch tragen konnten, — auch noch das schwere Kreuz auf die zerschlagenen Schultern, und mit des Willens gewaltiger Kraft, verbiß er seinen ungeheuren Schmerz, den ihm des Holzes Druck verursachte und begann geduldig seinen Todesgang.

7. Ein Troß, meist jüdischen Gesindels, umgab den Zug, und als man aus den bessern Straßen in den Bereich ärmlicher Hütten gelangte, sah man der dürftig gekleideten Mütter mit ihren Kindern viele in den Thüren stehn, die weinten über den, der sie so oft mit seinen Reden erbaut, und so manchen Kranken von seiner Krankheit geheilt hatte.

8. Was aber half ihm alle dieses Mitleid? Die rohen Söldner stießen ihn erbarmungslos mit ihren Lanzen fort, sofern er kraftlos zurück blieb, oder gar sich auszuruhen Miene machte.

9. Da nun aber die Kraft vollends versagte, und nicht mehr mit ihm fortzukommen war, stand man fast muthlos da, und schaute sich im Kreise freiwilliger Begleiter nach Hülfe um.

10. Und siehe da: — es ragte über Alle hinweg eine riesige Gestalt; ein Jude, Simon geheißen, gebürtig aus Cyrene, der war allezeit ein Anhänger des Herrn gewesen und geleitete ihn auf seinem Todesgange.

11. Es gingen aber auch der Späher im Dienste der Juden-Priester einige des Weges mit dem Troß, die kannten den Simon wohl und riethen den römischen Hauptmann das Kreuz des ermatteten Jesus den dreien Schultern des Simon von Cyrene aufzubürden.

12. Der aber merkte nicht sobald, was man geplant, als er das Weite zu gewinnen suchte. Indeß ergriff ihn eilend einer der Kriegesknechte, und da man ihn gewaltsam zu den hinan führte, an dessen Reden er vordem zum öftern sich erbaut, und jetzt sein bleiches Antlitz sah, ergriff es ihn mächtig und zeigte er sich sofort bereit

das schwere Holz den Berg hinauf zu tragen; und also geschah es. Dennoch aber war Jesus dem Erliegen nahe, als man den Weg herab, der sich fast steil nach aufwärts schlängelte.

13. Simon selbst aber, der starke Mann, war wie im Schweiß gebadet von der Last des Kreuzes und fand sich genöthigt, eine Weile zu rasten, um Odem zu schöpfen.

14. Es begab sich aber, daß dieses gerade vor dem Hause einer Händlerin geschah, die an der Thür derselben lehnte, und heftig weinte, da sie den Rabbi alle Zeit gekannt, auch seiner **Reden vielemale gelauscht und sich daran erbaut hatte.**

15. So denn nahm sie nun, da sie ihn blutend und zerschlagen wieder sah, ein feines Leintuch, drängte sich zu ihm hinan, und trocknete ihm das bleiche Angesicht vom Schweiß und Blut; dafür er leise seinen Dank aussprach. — Das Weib aber hieß Veronika. —

16. Darnach sich dann der schreckenvolle Zug aufs Neue vorwärts drängte und siehe, da fanden unsern von jenem Hause wo man gerastet, hart am Wege, die Schwestern Martha und Maria, und Magdalena, die Büßerin. Ferner auch das Weib des Chusa; Aurelie, deren Freundin und andere Frauen mehr, die ihm befreundet waren, ganz aufgelöst in Schmerz und Thränen.

17. Dieselben standen aber so, daß Jesus ihnen ganz nahe vorbei kommen mußte und er zu ihnen reden konnte. **Da erhob er nun seine Stimme und sprach zu ihnen:**

18. Ihr Töchter Jerusalems, warum weinet ihr über mich? — Weinet vielmehr über euch selbst und eure Kinder; denn wisset, es sind die Zeiten nicht ferne, wo Klagerufe ertönen und man ausrufen wird: Selig sind die, die nicht geboren und die Brüste, die nicht gesäuget haben! —

19. Und mächtig ergreifend, mit heller Stimme, fügte er, die Augen gen Himmel gerichtet, hinzu: Dann werden die Menschen in ihren Schrecken erbeben; und den Bergen entgegen rufen: fallet über uns! und den Hügeln: bedecket uns! —

20. Es schien aber eine Ahnung über die Größe dieses gewaltigen Geistes bei der Menge die Herrschaft zu bekommen, denn es trat nach diesen Worten eine beklemmende Ruhe unter ihnen ein, und je näher man der Schädelstätte kam, je mehr verstummte der Hohn und das Gemurre der feindlich gesinnten Rotte.

21. Es war aber an dem düstern nebligen Tage, da diese Schandthat verübet wurde, auch in der Natur eine gewisse Trauer bemerkbar, und da man endlich die Höhe der Gerichtsstätte erreicht hatte, harrten allda bereits zwei zu einem gleichen Tode **verurtheilte Straßenräuber, die, um die Schmach zu vergrößern, mit Jesus** zugleich und zwar an jeder Seite Einer gekreuzigt werden sollte, und wurden die Vorbereitungen dazu vor den Augen des ohnehin so entsetzlich Gequälten eingeleitet, und seine Leiden dadurch vergrößert.

22. Es war nun aber das Gerüst kein eigentliches Kreuz, sondern ein Pfahl mit einem Querholz oben, und zwar nicht viel höher als die Länge eines Mannes, also daß die Füße fast die Erde berührten und auf einem untergeschobenem Holze ruhten.

23. Dieselben wurden nun mit Stricken an den Stamm gebunden, und nur die Hände bei ausgebreiteten Armen an das Querholz festgenagelt.

24. Es war aber zu größerem Gespött und Hohn zu Häupten des Opfers die Inschrift angebracht: **Jesus Nazarenus Rex Judaeo. (Das ist verdolmetscht: Jesus von Nazareth, König der Juden.)**

25. Der Hohepriester aber und die Pharisäer fanden die Inschrift unpassend und baten darum den Pilatus, dieselbige zu beseitigen, da der Verurtheilte sich ja nur den Titel eines Königs der Juden unberechtigt angemaßt habe.

26. Pilatus aber, dem der ganze Prozeß bereits zum Ueberdruß gereichte, antwortete ihnen: — Was geschrieben steht, das steht geschrieben! — und hieß sie ihrer Wege gehen.

27. Wo waren nunmehr aber — ist es wohl abermals zu fragen — die Tausende der Freunde und Zuhörer? — wo die vielen von ihm Geheilten,

die ihm vordem auf seinen Reisen gefolgt waren und begleitet hatten? Wo waren selbst seine Jünger? Alle hatten sich versteckt, nur die Mutterliebe und die weiblich-heldenhafte Anhänglichkeit verleugnete sich auch in dieser fürchterlichen Stunde nicht.

28. Vor Allen aber war es Maria, die Schwester des Lazarus, die ihm bis nahe unters Kreuz gefolgt war, obwohl die Gefahr nicht gering sein mochte, da alle die erbitterten Feinde Jesu hier versammelt waren, und nicht abließen, ihren Haß auch jetzt noch durch allerlei giftiges Gespötte kund zu thun.

29. Die andern Frauen aber standen von Ferne, um unter Strömen von Thränen ihren Liebling verbluten zu sehen.

30. Da nun die Kriegsknechte ihr scheußlich Werk bis daher meist vollbracht hatten, sollte zu einer Theilung der ihnen gesetzlich zustehenden Kleider des Gekreuzigten geschritten werden; allein da man das Oberkleid gewaltsam in vier Stücken zerschnitten hatte, konnte man sich nicht friedlich darüber einigen, was mit dem Unterkleide geschehen sollte; so ward man denn das Loos darüber, und kam hierdurch die Theilung bald zu stande.

31. Zur Zeit, da sich nun dieses am Fuße des Kreuzes also begab, verschmachtete der unglücklich Gequälte oben fast vor Durst und bat um einen Trunk, die brennende trockene Zunge zu erfrischen.

32. Nun war es aber eine alt hergebrachte Sitte, um einem solchen Unglücklichen die Schmerzen weniger fühlbar zu machen, demselben ein Getränk zu reichen, Posca genannt, das vornehmlich aus Essig und Galle bereitet war und reichte man auch jetzt dem Dürstenden, und zwar, da er ja seine Hände nicht gebrauchen konnte, mittelst eines wohlgezogenen Schwammes.

33. Jesus aber, der willensstarke Märtyrer, wollte nicht bewußtlos sein Leben verhauchen, und lieber das Aergste erdulden, als sich einer Betäubung hingeben, da er dann nicht mehr ein Mensch mit menschlichem Gefühle sein würde.

34. In seiner Todes-Angst aber betete er aus dem 22-ten Psalm Davids: — „O mein Gott, mein Gott! — warum hast du mich verlassen! — Ich weine, aber deine Hülfe ist ferne. Des Tages rufe ich, so antwortest du nicht, und des Nachts schweigst nicht meine Klage.

35. Zu dir schrien einst unsere Väter und wurden errettet; sie hofften auf dich und wurden nicht zu schanden. — Ich aber bin ein Wurm vor deinem Angesicht; ein Spott der Leute und Verachtung des Volks. Alle, die mich sehen, spotten mein, sperren den Mund weit auf und schütteln die Häupter. — Sei, o Herr, nicht fern von mir, denn Angst ist nahe und kein Helfer erscheint mir;

36. Ich bin ausgeschüttet wie Wasser; alle meine Gebeine haben sich zertrennt, und mein Herz ruht in meinem Leibe wie zerschmolzenes Wachs." — Und so weiter den ganzen Psalm. —

37. Es war aber die Hitze an dem Tage sehr groß und als die Sonne im Sinken war, da lamen der Neubegierigen, vor Allem der Priester eine Menge aus Jerusalem, die lästerten den Sterbenden, und hetzten das gemeine Volk auf, daß es ein Gleiches thun möchte.

38. Während nun die Frauen noch am Wege standen und weinten, erhob sich plötzlich ein Geräusch von Reitern, das waren die Trabanten des Hohenpriesters Kaiphas, der herbei kam, sich seiner Rache zu freuen, und höhnte derselbe das Opfer ärger denn irgend Einer zuvor, bis es zu dunkeln begann.

39. Nunmehr verlief sich das Volk, und nur wenige ersindlich gesinnte Juden, die Frauen und einige einzelne Freunde blieben auf dem Richtplatz zurück.

40. Es begab sich aber, daß die Hitze der Luft am Abend noch immer mehr zunahm, also daß Menschen und Thiere ermatteten, und die, welche ein Verständniß der Natur hatten, wußten, daß ein Erdbeben im Anzuge sein müsse, denn die Erde erzitterte.

41. Vom See herauf aber zog ein dichter, röthlich gefärbter Nebel, und der Vollmond am Himmel war wie mit einem Schleier umgürtet. Unheimlich brauste es in der Luft, und Alle, die so noch auf der Schädelstätte zurückgeblieben, entsetzten sich, und mein-

ten Einige nicht anders als daß Rachegeister heraufzogen die Juden zu züchtigen für ihre Bosheit.

42. Mittlerweile wiederholten sich von Zeit zu Zeit erschütternde Erdstöße, die Gipfel der Berge, und selbst die Häuser im Thale schwankten hin und wieder, so daß selbst die Mauern des Tempels mehrfach barsten, und der straff gespannte Vorhang des Allerheiligsten also in zwei Stücke zerriß.

43. Dazumal spalteten sich die Felsen in der Umgebung von Golgatha, und die in denselben ausgehöhlten Gräber der Reichen und Vornehmen wurden einzeln verschüttet und die todten Leiber herausgeworfen.

44. Unter solchem Aufruhre der Natur fühlte nun der edle Märtyrer sein vermeintliches Ende herannahen; denn es dunkelte ihm vor den Augen, er stieß einen lauten Schrei aus, und nur den Nahestehenden noch verständlich, sprach er: — Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände.

45. Damit neigte sich sein Haupt vorüber; sein Antlitz wurde todtenbleich, und die Wenigen die dies wahrnahmen, glaubten nicht anders, als daß das Leben von ihm geschieden sei.

46. Die Frauen, und vor Allem seine Mutter, weinten und schluchzten überlaut; so daß selbst der römische Hauptmann von Mitleid ergriffen wurde und er die Unglücklichen zu trösten versuchte. — Auch enthielt er sich nicht die Meinung auszusprechen, daß der Aufruhr in der Natur als ein Zeichen zu betrachten sei, daß hier ein Unschuldiger getödtet worden.

47. Es kamen nun aber in diesem Augenblick von ferne auch schon einige der vornehmsten der essäischen Brüder heran, denen es wohl bekannt war, daß Jesus sich allezeit zu ihren Lehren und religiösen Gesetzen hinneigte; wie sie denn selbst vermöge derselben kein schöneres Loos kannten, als um der Wahrheit und Tugend willen sich selber zum Opfer darzubringen.

48. Der eine von ihnen war Joseph von Arimathia, ein reicher, im Volke hochangesehener Mann; Mitglied des hohen Raths; der andere sein Freund Nicodemus, ein Weiser, dem alle Geheimnisse der höheren Essäer, namentlich der Therapeuten oder Aerzte wohl bekannt waren.

49. Und da dieselben nun vernahmen, daß Jesus soeben verblichen sei, wunderten sie sich und glaubten nicht daran, denn er hatte noch nicht sieben Stunden gehangen, und eilten deshalb, so schnell als möglich zu dem Kreuze, um sich von dem Stande der Begebenheit zu überzeugen.

50. Daselbst traten sie nur noch Johannes, den Jünger, der nicht zu weichen sich vorgenommen, bis er gesehen, was mit dem gleich denen Freunde ferner begonnen werden möge.

51. Nicodemus aber, der erfahrene Arzt, untersuchte genau den Körper des vermeintlich Gestorbenen, und da er seiner Sache gewiß worden, zog er rasch mit der Gebehrde eines wichtigen Geheimnisses den Freund und Bruder auf die Seite und sprach:

52. So wahr ich lebe, und die Gesetze der Natur verstehe: — in dieser Leib nicht gestorben und die Errettung möglich. — Hiernach zogen sie sich von Johannes etwas zurück, denn er sollte nicht wissen und erfahren was man zu thun gedenke.

53. Es war aber ein jüdisch Gesetz, daß ein Gerichteter nicht den Sabbath über am Kreuze bleiben durfte, weshalb man vorhatte, dem Rabbi Jesus früh Morgens am Sabbath, um des Todes sicher zu sein, die Beine brechen zu lassen, als es die Gewohnheit war, und hatte der hohe jüdische Rath bereits bei Pilatus darum nachgefragt, daß ihr getödteter Feind sicher eingescharrt werden möge.

54. Dem suchten nun die beiden essäischen Freunde zuvor zu kommen und gingen eiligst hinab, um von Pilatus den Leichnam zu erbitten. Es blieben aber Johannes und ein dritter Essäer am Kreuz zurück, den Leichnam zu bewachen.

55. Es währte aber nicht lange, als auch schon ein Bote des Landpflegers auf Golgatha erschien und dem römischen Hauptmann Befehl brachte, die Leiche vom Kreuz nehmen zu lassen, nachdem ihr die Beine gebrochen worden seien.

56. Darüber erschrak nunmehr der wachehaltende Essäer gewaltig, denn er

war mit im Geheimniß, und wußte genau, was seine Brüder im Sinne hatten. Darum wendete er sich zu dem Boten des Pilatus und fragte ihn: — Kommst du als ein Bote des Landpflegers selber? —

57. Der aber antwortete und sprach: — Nein, sondern von Soribe, des Landpflegers Geheimschreiber, der in geringen Sachen ein Vertreter ist seines Herrn. —

58. Da sahe der Hauptmann des Esäers Angst und nahte sich ihm freundlichst. Der aber sprach zu dem Römer. — Ich denke, Ihr habt wohl erfahren, daß dieser Gekreuzigte kein gewöhnlicher Mensch gewesen, darum bitte ich euch herzlich: schänder ihn nicht, denn es sind zwei meiner Freunde zur Zeit bei Pilatus, um ihm einen guten Preis zu bieten für den Leichnam und ihn dann ehrlich zu bestatten.

59. Der Hauptmann aber war von sanfter Gemüthsart, und der Antrieb in der Natur hatte ihn bedenklich gemacht, und ließ ihn an der Unschuld Jesu wohl glauben; darum hieß er den beiden Schächern die Beine zerschlagen; an Jesus aber ging er vorüber, und sprach zu den Knechten: — Dieses hier sollt ihr nicht zerschlagen; und es verblieb also:

60. In dem Augenblick sah man einen Mann eiligst den Berg herauf steigen, und da er heran kam, richtete er eine Botschaft des Pilatus an den Hauptmann aus, daß derselbe eiligst zu dem Landpfleger hinab kommen möge.

61. Derselbe erkundete, und fragte den Boten, welch ein Begehr man wohl zu dieser Stunde ihm zu stellen haben möge? — und der Bote antwortete: Er will aus sicherer Hand erfahren, ob der Gerichtete wirklich todt sei. —

62. Um nun dem Landpfleger gewisse Botschaft hinüber bringen zu können befahl der Hauptmann einem der Krieger, dem Gerichteten eine Lanze eben oberhalb der Hüfte in die Seite zu stoßen; und also geschah es oberflächlich, jedoch floß etwas Blutwasser aus der Wunde.

63. Darüber wunderte sich namentlich Johannes sehr, denn er wußte sehr wohl, daß bei einem Todten solches nicht hätte geschehen können. — Der Esäer aber harrte ungeduldig der beiden Brüder, Joseph und Nicodemus, der Kunde von Pilatus gewärtig.

Das 32. Kapitel.

Die Bestattung Jesu und was sich ferner mit ihm begeben.

1. Es begab sich aber, daß sich in diesem Augenblick etliche galiläische Frauen, die von Bethanien wiederkehrten, dem Kreuze nahten. Sie hatten Maria, die Mutter Jesu, nach Hause geleitet, und weinten schmerzlich, vor Allem Maria, die Schwester der Martha.

2. Dann auch erschienen Joseph und Nicodemus, und brachten die Kunde, daß Joseph, der in hohem Ansehen bei den Römern stand — vereint mit Procla, des Landpflegers Weib, denselben erweicht hatten, — daß er, — da er den Tod des Gerichteten erkundet, dem Joseph auf dessen Bitten den Leichnam ohne Entgelt herausgab. —

3. Da nun die beiden Freunde zu dem Kreuze herantraten und die Wunden des Gekreuzigten bluten sahen, waren sie sehr erfreut hierüber, denn sie wußten nun, daß er nicht gestorben sei und besprachen sich, daß sie es dem Johannes verschweigen wollten, da sie fürchteten er werde in seiner Freude das Geheimniß verrathen.

4. Da man nun bereits für alles Erforderliche, namentlich auch für Heilmittel gesorgt hatte. — nahm man zuvörderst die Stricke von den Beinen des Gerichteten; zog dann behutsam die Nägel aus den Handflächen und legte den Körper sanft auf ein ausgebreitet Tuch an der Erde.

5. Darnach heilten Nicodemus lange Streifen von Linnus mit stärkenden Salben, die er aus der Stadt mitgebracht hatte und die ein Geheimniß der Esäer waren.

6. Hiermit belegte er die Wunden des Erblichenen und indem sich die beiden Freunde also mit ihm zu schaffen machten, und sich zu ihm niederbeugten, netzten sie sein Antlitz mit ihren Thränen; hauchten ihn mit ihrem Odem an, und erwärmten seine Schläfen. Dabei

hielt es aber Nicodemus für räthlich, die von dem Lanzenstich erzeugte Wunde nicht zu schließen oder zu bedecken.

7. Da nun Joseph — wie alle reichen Jerusalemiten jener Tage in einer erhaben liegenden Felsengegend ein Grabgewölbe hatte, und zwar unfern der Gerichtsstätte, so trug man mit vereinten Kräften, mittelst des erwähnten Tuchs, den noch immer leblos scheinenden dorthin, bettete ihn auf weiches Moos, und erfüllte den Raum mit allerlei belebenden Wohlgerüchen, darnach aber schloß man den Haupteingang mit einem großen Stein, und gingen die beiden Freunde nun vorläufig nach Bethanien, um die Mutter durch Mittheilung des Geheimnisses zu trösten.

8. Der Hohepriester Kaiphas aber, da seine Kundschafter ihm Botschaft brachten von dem, was von Jesu Freunden mit ihm geschehen war, und was Pilatus auf Josephs Bitten gethan, — wurde sehr besorgt und säumte nicht, der Absicht auf die Spur zu kommen, der man ersichtlich mit großem Fleiße nachging.

9. Er sandte daher am andern Tage spät eine kleine Schaar von der Tempelwache und Söldlinge des Hohen-Raths in die Gegend des Grabgewölbes, auf daß sie erkunden möchten, was sich etwa daselbst zutrüge.

10. Und da das Gerücht hiervon zu den Essäern drang, versammelten sich sofort die Aeltesten und Weisesten derselben, so wie auch die Heilkundigen, um ins Geheim zu berathen, was zur Rettung ihres Freundes weiter zu beginnen sein möchte.

11. Solches geschah aber etwa um Mitternacht, und da der Morgen leise zu grauen begann, setzte das Erdbeben wieder ein; die Felsen bewegten sich und stürzten mehrfach über einander, und aus den Spalten züngelten rothe Flammen hervor.

12. Daneben war die Luft drückend schwül; die wilden Thiere liefen, von Angst gejagt, heulend hin und wieder, und das Lämpchen in der Grabeshöhle war unheimlich schwankende Lichtbilder durch die schmalen Spalten, die der Grabstein offen ließ. Des entsetzten sich die Priesterknechte, und berathen sich untereinander, ob es nicht gerathen sei, davon zu gehn.

13. Zu derselben Stunde geschah, was die Aeltesten der Essäer beschlossen hatten, daß einer der Ihrigen am Gewölbe wachen sollte, und da er in seinem weißen Gewande den Pfad, der über die Felsen dorthin führte, verfolgte, und aus dem Nebel hervortrat, und sich auf den Stein an der Grabesthür niederließ, da stoben die feigen Knechte und verkündeten in der Stadt: ein Engel habe sie verjagt.

14. Es waren aber zur Zeit bei dreißig Stunden verflossen seit Jesus am Kreuze verblichen zu sein schien, und obwohl, um das Geheimniß zu wahren, eine scheinbare Beisetzung stattgefunden hatte, so war derselbe doch längst nicht mehr in dem Gewölbe, sondern im Hause seines Freundes; Joseph von Arimathia.

15. Hierzu aber ist es Noth zu wissen, daß die in Felsen gehauenen Grabstätten der reichen Juden zwei Eingänge hatten, von denen der hintere, engere benutzt wurde, um gelegentlich am Grabe der Verstorbenen zu beten, und also auch dem Rückzuge dienlich war.

16. Als man nun den Leib Jesu vor den Augen vieler Zeugen durch den Haupteingang hinein getragen und diesen durch einen Stein geschlossen hatte, brachte man ihn alsbald aus dem hinteren Ausgang nach seines Freundes Behausung, um hier die Belebung anzuwenden, für die das kalte und feuchte Grabgewölbe nicht der Ort gewesen wäre.

17. Nachdem nun die heilkundigen Freunde daselbst längere Zeit ihr Weisen mit ihm getrieben, wurde zu ihrer großen Freude solch Bemühen durch Erfolg belohnt, denn es kehrte allmählig Leben und Bewußtsein ihres Freundes zurück. Zunächst erschien auf seinen Wangen eine leichte Röthe; er begann zu athmen, bewegte sich, richtete sich auf seinen weichen Lager halb aufrecht und öffnete die Augen.

18. Da umschlang ihn Joseph mit einem Arm um ihn zu stützen, und der Erwachte betastete ihn, zu erfahren, daß er lebe und bei seinen Freunden sei. Darnach weinte er vor Freude

und dankte und lobte Gott für seine Errettung.

19. Da mahnte ihn Nicodemus, der andere Freund, daß er sich durch Nahrung stärken möge, und reichte ihm Datteln und Brot in Honig getaucht, das er nahm. Auch flößte man ihm Wein ein, und als er solches in bescheidenem Maße genossen, fühlte er sich gestärkt und versuchte aufzustehen. Die Wunden aber schmerzten ihn allzusehr, und er fühlte sich sehr schwach; drob netzte man ihm die Wunden mit Balsam.

20. Solches aber war kaum geschehen, als die beiden ausgestellten Wächter herbei kamen und erzählten, daß, als sie den Stein vom Eingange abgewälzt gehabt, und inseits der Grabstätte beschäftigt gewesen, Alles in den vorigen Stand zu setzen, sie ein Geräusch gehört, als nahten sich Menschen dem Gartenzaune, der die Höhle einhegt.

21. Und als sie sich tiefer in den Hintergrund verzogen und dort verborgen gehalten, zu sehen was sich etwa begeben möge, sei ein Weib herbei kommen, und da sie den Stein vom Grabe abgewälzt gefunden, sei sie anscheinend sehr bestürzt davon gerannt.

22. Bald darnach aber mit andern Frauen zurückgekehrt, hätten dieselben sich vereint nach dem Leichnam umgethan, und da sie die beiden Wächter in weißen Mänteln gekleidet erblickt, waren sie knieend auf ihr Angesicht nieder gesunken.

23. Die Wächter aber sprachen, wie Joseph es sie gelehrt hatte: — Der, welchen ihr hier suchet, ist auferstanden und ihr findet ihn in Galiläa. — Gehet aber in die Stadt und verkündet es den Jüngern, auf daß sie hingehen mit ihm zu reden, denn der Meister erwartet sie dort.

24. Solches aber zu sagen, hatte Joseph ihnen zuvor befohlen, auf daß die Feinde etwa von seiner Spur abgelenkt würden. — Darnach denn, als sie der Botschaft ledig, kehrten die beiden Späher wieder zu dem Grabe zurück, zu sehen was sich etwa weiter dort begeben möchte.

25. Darüber war nun der Morgen angebrochen: die Sonne schien freundlich; Thautropfen glänzten auf den Gräsern, und es drängte den kaum vom Todesschlummer Erwachten, seinen Vater im Himmel in der freien Natur für seine Rettung zu danken; auch ließ er, trotz aller Abmahnung sich nicht davon zurück halten.

26. Da es ihm nun aber nicht nur an jeder passenden Kleidung für seinen hochgewachsenen Körper fehlte, sondern er auch wünschen mußte unerkannt zu bleiben, so war ihm denn die Kleidung von Josephs Gärtner, der ihm an Gestalt meist gleich kam, sehr willkommen und säumte er nicht dieselbe anzulegen.

27. Darnach denn betrat er den Garten, und da er langsam denselben durchschritt, begegneten ihm die genannten Frauen, die gekommen waren den vermeintenLeichnam ihres Freundes mit allerlei kostbaren Specereien zu salben.

28. Dieselben waren aber ängstlich besorgt um ihren Freund, denn sie wußten ja bereits daß das Grab, wohin man ihn gebettet, leer war, und fragten den Unbekannten: ob er ihnen nicht sagen könne wo sich derselbe nunmehr befinde? — Hast du ihn vielleicht weggetragen, — sprachen sie — so sage uns denn wohin, denn wir sind gekommen seinen Leichnam zu salben, damit er erhalten bleiben möge für alle Zeit.

29. Da erhob Jesus seine Stimme in alter gewohnter Weise, und sprach nur das eine Wort: Maria!

30. Da erkannte diese sofort den geliebten Freund, und wollte ihm in die Arme stürzen; — er aber wehrte dem, denn seine Glieder waren noch voll Schmerzen.

31. Rühre mich nicht an! — sprach er — denn obwohl ich lebe, so ist dennoch der Tod nicht vollends überwunden, denn mein Leib ist hinfällig worden durch die erlittenen Qualen, und nicht lange währt es, so gehe ich zu meinem Vater, damit ich ihm sage, daß meine Botschaft vollendet ist.

32. In diesem Augenblicke hörte man nahende Schritte, und da man nicht wußte, wer es etwa sein möchte, der sich nahte, so verbarg sich Jesus hinter eine Mauer.

33. Es ergab sich aber daß Joseph, Nicodemus und noch einige der Essäer-Aeltesten, in der Besorgniß, daß

ihrem Freunde bei seiner Schwäche ein Unfall zugestoßen sein möchte, in den Garten getreten waren, um nach ihm auszusehen.

34. Nicodemus, der Heilkundige, hatte nemlich schon vorhin bemerkt, daß die Wunden an den Füßen, wo die Stricke angelegt gewesen, eine dunkle Farbe angenommen hatten, ein Beweis daß eine Verschlimmerung eingetreten sei.

35. Als nun die Männer näher heran kamen, fanden sie Jesus wie er sich an die Mauer stützte, gleichsam als wollten ihn seine Füße nicht tragen, darum sie ihn in Josephs Wohnung zurück zu führen gedachten.

36. Es war aber der Jünger Johannes, von einer jener genannten Frauen benachrichtigt worden von dem was vorgegangen sei, und gedachte derselbe im Grabe nachzusehen, ob der Leichnam des Herrn wirklich nicht mehr vorhanden sei.

37. Darnach kam auch Petrus herbei, und beide traten zusammen in das Innere, um nach dem Leichnam zu suchen, fanden aber nichts als das Schweißtuch, das einer der Wächter vorhin in einen Winkel geworfen und dort vergessen hatte. Darauf kehrten beide Jünger in die Stadt zurück.

38. Als nun die Essäischen Brüder Jesus erreichten und ihn in Joseph's Haus zurückzuführen gedachten, bat er dieselben vorauf zu gehen und ihn noch eine Weile mit seinen Gedanken allein zu lassen.

39. Und da man ihm darin willfahrte, ging er noch ein Stück an der Mauer entlang, bis er eine kleine Thür erreicht hatte, welche in das Thal führet, das am Berge Gihon liegt.

40. Daselbst hörte er plötzlich ein Gespräch von Frauen, draußen der Mauer, und erkannte an ihren Stimmen, daß dieselben ihm befreundet seien. — So trat er denn hinaus, redete zu ihnen und wurde sofort von denselben erkannt.

41. Es war aber auch jene Frau dabei, mit der vorhin der Wächter geredet, und ihr gesagt hatte daß Jesus in Galiläa zu finden sei; deshalb fragte sie ihn und sprach: — Herr wird sich die Rede des Engels erfüllen, daß wir dich in Galiläa wiederfinden sollen?

42. Darüber verwunderte sich derselbe nun, denn er kannte den Vorgang im Grabgewölbe nicht: Da er aber eine kleine Weile nachgedacht, sagte er: — Ja, verkündet es den Freunden, und saget ihnen, daß sie sich nach Galiläa begeben möchten, dort werden sie mich sehen.

43. Damit trennte er sich von den Frauen, und als er des Weges umkehrte, kamen ihm die Freunde zum andern entgegen, und führten ihn in Josephs Haus zurück, auf daß er sich erquicken möge. Nicodemus verband ihm die Wunden und stärkte ihn durch einen wohlthätigen Trank, worauf er ihm rieth sein Gemüth zu beruhigen, und den Schlaf zu suchen.

44. Und da er der Weisung Folge gab, und der Schlaf über ihn gekommen war, hielten die Freunde einen Rath darüber, wie sie ihn wohl möchten in Sicherheit bringen. Darnach wurden jüngere Bundesbrüder in die Stadt geschickt, daß sie erkunden sollten was daselbst unter dem Volke für Gerüchte umgingen.

45. Und erfuhren nichts anders, als daß überall Wunder-Mährchen erzählt wurden, denn die fliehenden Wächter, um ihre Flucht zu sühnen, hatten allerlei wunderbare Dinge erfonnen, und waren dieselben auch dem jüdischen Hohenpriester nicht entgangen.

46. Und da dieselben nun auch im Volke überall Gauben fanden, so versammelte der Hohepriester einen Rath, damit man überlegen möge was zu thun sei das Volk zu beruhigen und auf andere Gedanken zu bringen.

47. So gab man denn den Knechten, die da am Grabe gewacht hatten Geld, damit sie verbreiten sollten, der Leichnam des Gekreuzigten sei von seinen Freunden heimlich entführt um den Glauben zu verbreiten er sei auferstanden.

48. Während dessen nun beharrte Jesus in einem festen Schlafe der ihm überaus wohl that, da seine Kräfte dadurch neu belebt und gestärkt wurden.

49. Und erwachte erst gegen Abend aus demselben, da ihn dann seine Wunden weniger schmerzten; doch war

er heiter und sah dankbar auf seine Freunde, die bei ihm gewacht hatten; erhob sich von seinem Lager und bat um Speisen, denn ihn hungerte sehr.

50. Und da er sich also gestärkt hatte, erhob er seine Stimme und sprach: — Es geziemt mir nicht, daß ich mich verstecke; so werde ich denn zunächst meine Mutter sehen und meine Jünger, denn diese können meine Lehre noch nicht entbehren.

51. Trob antwortete ihm Joseph und sprach: Der Bund der dich wieder zum Leben erweckte, sollte dir billig fortan Vater und Mutter und mehr als deine Jünger sein, die dich in der Noth verlassen haben. Wir aber wollen dich schirmen vor denen Feinden die nicht rasten werden dich zum andern Male zu verderben.

52. Jesus antwortete: Ich fürchte den Tod nicht da ich ihn überwunden und meine Lehre durch ihn besiegelt habe. So werden nun meine Feinde erkennen, daß Gottes Hand über mir ist, und er nicht will daß ich ihren Tücken erliegen soll.

53. Da erhob sich einer der Aeltesten der Brüder und sprach zu ihm: — Entsage der Vorsicht nicht, und lasse ab das Volk zu lehren, denn es begreift deine Lehre nicht, und deine Feinde werden dich zum andern Male ergreifen.

54. Lebe vielmehr fortan im Verborgenen dem Bunde, der dich zu schützen bereit ist; derselbe wird deine Lehre verbreiten und pflegen. Unterdeß stärkest du wiederum deine Glieder, und da die Zeit gekommen ist daß du wiederum gefahrlos zu dem Volke wirst reden können, wollen wir es dir sagen, und dich ziehen lassen in Frieden.

55. Jesus aber erglühte über diese Worte in heiligem Eifer und sprach kraftig gleich wie in frühern Tagen: — Gottes Stimme in mächtiger in mir als die eure, und die Sicherheit meines Leibes gilt mir weniger als die Wahrheit und der Sieg meiner Lehre. So ziehe ich denn nun gen Galiläa um meine Jünger zu sehen die meiner dort harren.

56. Da sprach der Aelteste zu ihm: — So geschehe denn wozu die Stimme dich treibt. Es sollen aber Einige der unsern dich begleiten, und ihre schützende Hand über dich halten, zumal wir der Freunde eine gute Zahl in Galiläa haben.

57. Nicodemus aber eiferte ernstlich gegen das Vorhaben, denn er wußte sehr wohl, daß der Körper ihres Schützlings nicht so stark war, als er sich im Geiste fühlte, und hielt ihm vor wie er seine völlige Genesung dadurch unmöglich machen werde.

58. So möge denn erfüllet werden was der Vater im Himmel über mich beschlossen hat; sprach Jesus, und versprach dem Rathe der Freunde gemäß sich in Galiläa im Verborgenen zu halten, und dort ihres Rufes gewärtig zu sein in kommender Zeit, jedoch begehrte er des Weges allein zu wandern.

59. Und da der Abend graute, hüllten ihn die Freunde in einen wärmenden Mantel, damit ihn etwa Verfolgende nicht erkennen möchten; auch rieth man ihm nicht die große Landstraße zu wandeln, der vielen Fremden halber, die eben zu der Zeit vom Feste heim kehrten. So versprach er denn auch diesem Rathe zu folgen, und reiste, von den Freunden eine Strecke begleitet, getrost ab.

Das 33. Kapitel.

Das Erlebniß in Emaus. — Jesus kehrt nach Jerusalem zurück. — Fernere Begebenheiten daselbst.

1. Es verfolgte nun aber Jesus in kleinen Tagereisen die Straße über Betharon und das ephraimitische Gebirge im Süden von Samaria nach Ober-Galiläa; jedoch folgte ihm unbemerkt ein von den Essäern erlesener jüngerer Bruder, damit er, wo es etwa Noth thäte, den kranken Freund und Bruder beschützen möge.

2. Ehe derselbe aber die nächste Stadt von Jerusalem, Emaus geheißen, wo er zu übernachten gedachte, erreicht hatte, überholten ihn zwei Männer, die auch von Jerusalem kamen und Jesus redete sie an mit dem Bruder-Gruße der Essäer: Friede sei mit euch! — denn er meinte Brüder in ihnen zu erkennen.

3. Es ergab sich aber, daß dem nicht

io: es waren vielmehr zwei Männer aus dem Volk, die manchmal seinen Reden gelauscht hatten: dieselben aber waren allzu eifrig in einem ernsten Gespräch begriffen, als daß sie sein sonderlich sollten beachtet haben.

4. Ihre Rede aber erging sich über Jesu vermeinten Tod und von der Muthlosigkeit der Jünger, denen nun der Lehrer und Führer abhanden gekommen und daß nun die neue Lehre untergehn werde, zumal er ja doch auch nicht auferstanden sei und seine Verkündigung sich somit nicht erfüllt habe.

5. Jesus aber ließ sich mit den beiden Wandrern — von denen der eine Cleophas, der andere Lucas geheißen war — in ein Gespräch ein über religiöse Dinge, doch wehrte er, daß sie seine Persönlichkeit erraten möchten.

6. Was er aber aus dem Munde der Fremden vernahm: nemlich das Verzagtsein der Jünger, die sich, besorgt für ihre Freiheit, hinter verschlossenen Thüren verborgen halten sollten und seines Trostes und Beistandes wohl bedurften — machte ihn bekümmert, und beschloß er sofort insgeheim bei sich zu ihnen zurückzukehren.

7. So erreichten nun die Wanderer mitsammen die Herberge, und die Fremden, höchlich erbaut von den Gesprächen des Gefährten, die ihn als einen durchaus Schriftkundigen bezeugten, aßen mit ihm zur Nacht. Es begab sich aber, daß Jesus hinausging, und da die Fremden nun ungestört über ihren Reisegefährten sprachen, und seine Reden erwägten, kamen sie zu der Ueberzeugung, daß derselbe niemand Anders könne sein, als Rabbi Jesus selber.

8. So beschlossen sie denn, ihn bei seiner Rückkehr nach seinem Namen zu fragen. Als er ihnen aber zu lange ausblieb, und sie nach ihm auszuziehen ebenfalls hinausgingen, war er verschwunden. — Als sie dann später nach Jerusalem zurückgekehrt waren, verbreiteten sie dort überall die Mähr, daß sie den Auferstandenen gesehen, mit ihm geredet und in Emaus zu Abend gegessen hätten.

9. Es war nun aber derselbe unterdeß in das ihm von den Freunden daheim kundgegebene Haus eines Essaers in Emaus getreten, daselbst er mehre Bundesbrüder fand, die eben darüber beriethen, was zur Sicherheit Jesu zu thun sein möchte?

10. Da nun derselbe bei ihnen eingetreten war, vernahmen sie aus seinem Munde, daß er entschlossen sei, sofort nach Jerusalem zurückzukehren, ehe denn die beiden Wanderer ihm daselbst zuvorkommen und über die Begegnung berichten möchten.

11. So gab ihm denn der essäische Hausherr ein Lastthier, das er benützte und begleitet von dem ihm zur Ueberwachung von den Freunden heimlich nachgeschickten Bundesbruder, traf er in Jerusalem wohlbehalten ein.

12. Darnach am folgenden Morgen umging er die Freunde Joseph und Nicodemus, und begab sich alsbald nach dem ihm wohlbekannten geheimen Aufenthalt seiner Jünger, woselbst er schon früher zu Zeiten wichtige Berathungen mit ihnen gepflogen hatte, daher ihm die geheime Weise, die Thüre zu öffnen, wohl bekannt war.

13. Da er nun aber schon von draußen her vernahm, wie die Jünger im eifrigen Gespräch über das Wiedererscheinen des Gekreuzigten begriffen waren, und erörterten, was davon zu glauben sei, was nicht: öffnete er plötzlich die Thür und trat mitten unter sie, darüber sie mächtig erschraken, denn sie erkannten ihn nicht gleich, und wußten nicht, wie ein Fremder den geheimen Riegel hatte öffnen können.

14. Da sie dann aber seine Stimme vernahmen und er ihnen auch sonst erwies, daß er Fleisch und Bein sei, waren sie freudig bewegt, betasteten seine Hände und andern Gliedmaßen. Jesus aber, da er ermattet war, legte sich nach seiner Weise an Johannes des Lieblings Brust und ruhte daselbst eine Weile.

15. Darnach erwies er den Freunden noch überzeugender, daß er lebe, indem er sie bat, ihm Speise zu geben, denn ihm hungere sehr. Es waren aber daselbst noch Ueberreste von gebratenem Fisch, Brot und Honig vorhanden, dieselben trug man eilends herbei und stärkte er sich zur Genüge daran.

16. Hernach redete er zu den Jüngern, indem er sie ermahnte, auszuharren

bei den übernommenen Mühen, das von ihm begonnene Werk zu vollenden und nicht muthlos zu werden. Darnach erkundete man, wo er seinen Aufenthalt fortan zu nehmen gedenke? Darnach er ihnen erkärte, daß solches ein Geheimniß bleibe und er daher jede Begleitung ablehnen müsse. Jedoch werde er noch öfter bei ihnen sein. — Darauf segnete er sie und ging.

17. Außerhalb aber harrte sein der essäische Jüngling mit dem Thiere; auch fand sich noch der andere Jüngling, der ihm heimlich als Wächter beigegeben worden, und brachten ihn diese nach der Brüdergemeinde, die einige Stadien von Jerusalem nahe dem Oelberg lag.

18. Daselbst betrete man ihn auf weiches Moos, und da er sehr ermattet war, fiel er alsbald in einen tiefen Schlaf. Die Jünglinge aber eilten zu Joseph und Nicodemus, um ihnen zu berichten, was sich zugetragen hatte.

19. Darnach versammelten diese noch vor Anbruch des nächsten Tages die Aeltesten des Bundes um sich, und hielten abermals einen Rath darüber, was zu beginnen sei, ihren gemeinschaftlichen Freund vor seinen Feinden zu schützen, die bereits, wie man erfahren, auf seiner Spur waren, und ihn zum andern Male zu fangen trachteten.

20. Und wurde man einig, den Bedrohten in das einsame Thal zurückzuführen, in einer wilden Gebirgsgegend, unfern Jetha und der Burg Mesada belegen, woselbst er schon früher zusammen mit Johannes gelebt und beide daselbst die Gesetze der Bundesbrüder erlernt hatten.

21. Während sie aber noch im Berathen begriffen waren, erwachte Jesus aus einem sanften Schlafe und wunderte sich sehr, daß die Freunde bei ihm versammelt waren. Joseph aber redete zu ihm über die Gefahren, die ihn selbst bedrohten, indem Kaiphas Argwohn gegen ihn habe, darum daß er den Gekreuzigten in sein eigen Grab gelegt hatte. So wie auch gegen Pilatus, weil er den vermeintlichen Leichnam unentgeltlich herausgegeben.

22. Und da nun alle Brüder in ihn drangen, ihrem Rathe zu folgen, gab er endlich nach, und bat nur, seine Jünger zu überwachen und sie vor Gefahren zu schützen.

23. Nicodemus aber drang vor Allen in ihn, da er voraus sah, daß ihn eine weitere Unruhe tödten würde; denn wenn gleichwohl auch die Wunden zu heilen begannen, und selbst die an der Hüfte nicht mehr näßte, so war er doch noch sehr angegriffen und schwach und nur nach einem ruhigen Schlaf fühlte er sich gestärkt.

24. In diesem Augenblick trat ein aus Jerusalem zurückkehrender Bundesbruder ein, und berichtete, daß die Jünger nach Bethanien geeilt wären, um im Hause des Lazarus zu erzählen, daß sie den Herrn gesehen und gesprochen hätten, und um die Frauen zu trösten.

25. So blieb nun Jesus noch den Tag über in diesem Hause, und da es begann Abend zu werden, brachen alle die Freunde mit ihm auf und kamen mit Tages Anbruch nahe an einen schmalen nur den Brüdern bekannten Weg in das stille versteckte Thal der Brüder-Gemeinde.

26. Und die Therapeuten, d. i. die Aerzte unter denselben, nahmen sich seiner Heilung ernstlich an; die Andern aber, die ihn hierher geleitet, kehrten nach Jerusalem zurück, sorgten aber dafür, daß ihnen täglich Botschaft gebracht werde, wie es ihrem Schützling ergehe.

27. Es begab sich nun aber, daß Jesus durch die Ruhe und Pflege leiblich vortrefflich gedieh; aber die Einsamkeit that seinem Geiste nicht wohl. Seine Seele war finster und der Gedanke, daß sein Werk, für das er sein Leben eingesetzt, untergehen würde, peinigte ihn mächtig.

28. Fort und fort gedachte er daran, daß ihn sein gütiger Vater im Himmel nicht deshalb werde vom Tode erretet haben, daß er hier einsam und thatenlos sollte verkümmern, ehe denn sein Werk zu Ende geführt sei.

29. So saß er nun tagelang unter schattigen Bäumen und blickte sehnsuchtsvoll gen Morgen und Mittag hinaus über den Salzsee und das Thal Simin, und dann wieder gegen Abend.

in blauer Ferne nach den Thürmen von Mamba, und gedachte dabei seiner Jünger, die sich nach ihm sehnen würden, wie er sich selber nach ihnen sehnte.

30. Es war aber einer unter ihnen, der hieß Thomas, derselbe war begabt mit sonderlichem Geiste, und war in der Brüdergemeinde belehrt worden über die Gesetze vom Schöpfer, niedergelegt in der lebendigen Natur; darum prüfte er Jegliches, das ihm anmuete, ob es in Wirklichkeit so sei, als es sich anließ, und glaubte nicht an die Zeichen, nach denen das Volk lüstern.

31. Also auch nicht, daß Jesus vom wirklichen Tode erstanden sei, und da er bei der letzten Begegnung derselben mit den Jüngern nicht gegenwärtig gewesen, so war er denn voll Zweifels darüber, was ihm die Andern erzählten, da er wohl wußte, daß der wahrhaftige Tod seine Beute nimmer herausgäbe.

32. Da nun aber die Aeltesten der Brüder hiervon Kunde bekamen, und daß ein Zwiespalt unter den Jüngern entstanden sei, indem Thomas erklärt hatte, daß, wenn er nicht die Nägelmaale der Hände und das vom Speer entstandene Wundenmaal sehe, er nicht an Jesu Leben glauben könne.

33. Und da man Jesus hiervon Kunde brachte und seinen Rath einzuholen gedachte, wie dem Ungläubigen geholfen werden könne, entbrannte der Eifer in ihm und der Entschluß, sich seinen Jüngern aufs Neue zu zeigen, war nicht mehr zu tilgen. Der Tag aber wo solches geschah, war der siebente, den Jesus in der Einsamkeit verlebte.

34. Und da er sich nun, seinem Entschlusse gemäß, auf den Weg nach Jerusalem begab, geleiteten ihn die Bundesbrüder bis in die Stadt. So trat er nun zum andern Male unvermuthet unter die Jünger, und da auch Thomas dieses wal gegenwärtig war, zeigte er ihm die bereits verharschten Wundenmaale. Da sank Thomas an seine Brust mit den Worten: — „Mein Herr und mein Meister!“

35. Jesus aber, der selbst ein Freund der Wahrheit und der Ueberzeugung war, fand sich durch den Zweifel dieses Jüngers keineswegs gekränkt, sondern strafte ihn nur mit den milden Worten: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

36. Darauf ermahnte er seine Schüler zur Eintracht und zum Ausharren, und versprach ihnen, sie wissen zu lassen, wann und an welchem Orte ein fernerer gefahrloses Zusammentreffen mit ihm stattfinden solle.

37. Darnach er sich entfernte, nur allein im Geleit von Johannes, und da sie alsbald auf ihrem Wege einen der genannten jüngeren Brüder trafen, sandte er ihn voraus in des Lazarus Haus, daselbst seine Ankunft anzumelden. —

38. Es war aber am Abend, als sie so dahin schritten. Ihr Weg führte sie über den Bach Kidron an Gethzemane vorüber. — Die Nacht war schön und die Mondessichel stand leuchtend am Himmel. Jetzt ruhten die Wanderer eine Weile und Jesus gedachte beim Anblick dieser Gegend mit Schaudern an die von ihm erduldeten Leiden, die hier begannen.

39. Nicht lange darnach traten beide in die Behausung des Lazarus und weinend vor Freude lag Jesus in den Armen seiner Mutter und an der Brust seiner Freundinnen, die sich kaum lassen konnten vor Wonne des Wiedersehens nach so traurigen Tagen.

40. Und da der erste Sturm der Freude vergangen war, setzten sich Alle zu Tisch und aßen zusammen das Nachtmahl, das diesmal ungetrübter vorüberging, als einstmals in Gethzemane.

41. Jesus blieb auch den ganzen folgenden Tag mit den lieben Freunden zusammen und ermahnte sie zum Glauben an seine Sendung und seine Lehre.

42. Ihrem Wunsch aber, immer bei ihnen zu bleiben, konnte er nicht erfüllen, vielmehr zog es ihn nach seinen Jüngern, die vielleicht schon in Galiläa sein harrten, und seines Trostes und seiner Stärkung nur allzusehr bedurften.

43. Es hatten sich aber in den letzten Tagen bezüglich der Sicherheit Jesu gefährliche Dinge ereignet, die ihm nicht verborgen geblieben waren.

44. Der Oberpriester Kaiphas hatte nemlich von seinen Spähern vernommen, daß der Gekreuzigte neuerdings sollte

sichtbar geworden sein; daß sich das Volk allerlei davon erzähle und in der Hand Gottes ein Zeugniß für die höhere Sendung Jesu erblicken wolle.

45. Daher man einen Haß auf die ward, welche seine Hinrichtung betrieben hatten. Kaiphas aber fürchtete einen Aufruhr und hieß seinen Boten neuerdings die Mähr zu verbreiten, daß die Jünger den Leichnam Jesu gestohlen hätten. Heimlich aber fahndete er auf den Lebenden, um das Gerede und schließlich auch ihn selbst vollends aus der Welt zu schaffen.

46. Da nun Jesus sich am Abend entfernen und die Jünger aufsuchen wollte, erschien noch eben zu guter Zeit Nicodemus und berichtete im Hause des Lazarus, daß Joseph von Arimathia gefangen genommen sei, weil er im geheimen Einvernehmen mit Jesus stehen solle. Darüber dann eine große Unruhe unter den Brüdern entstand.

47. Denn weil sie ihn seit der letzten Begegnung mit den Jüngern nicht wieder gesehen, dieweil er sich zu Lazarus begeben hatte, so fürchteten sie, daß er sammt Joseph eingefangen worden sein möge.

48. Da nun also seine Spur verloren war, hielten die Aeltesten einen Rath, und beschlossen, zunächst Alles aufzubieten, um ihren Freund und Bundesbruder Joseph wiederum zu befreien und den Aufenthalt Jesu zu erforschen.

49. So legten nun zwei Bundesbrüder ihre weißen Mäntel an, um auf die Suche auszugehen, und da sie im Mondschein in die Nähe von Lazarus Wohnung gelangten, kam ein Mann des Weges daher geschritten, der umsah umherschaute, als suche er Jemand, und da er den Gästern näher kam, erkannten diese ihn als Lazarus, und fragten nach dem Aufenthalte Jesu.

50. Lazarus antwortete: Derselbe befinde sich in seiner Wohnung, gedenke aber noch in dieser Nacht gen Bethsbare zu wandern, und sei er eben herausgetreten, zu forschen, ob auch keine Gefahr für den gemeinschaftlichen Freund zu fürchten sei?

51. Und da er nun die Brüder in sein Haus führte, sahen sie Jesus daselbst in einem kleinen versteckten Gemache und erzählten ihm, was sich Drohendes zugetragen habe.

52. Darnach wurde Jesus besorgt für seine Jünger und sandte Johannes eilend nach der Stadt, dieselben, falls sie noch dort, zu warnen; nahm dann zärtlichen Abschied von den Frauen, und begab sich, von Lazarus bis Gilgal begleitet, auf den Weg. Daselbst schieden die beiden Freunde.

53. Und da der Morgen graute, gelangte der bedrohte Rabbi einsam und verlassen an das Ufer des Jordans, daselbst er einstmals die Taufe von Johannes dem Täufer empfangen hatte.

54. Der Jünger Johannes aber, von Jesus gen Jerusalem entsandt erfuhr zunächst daselbst, daß Joseph seiner Haft entlassen worden sei. Da nun die andern Jünger noch in Jerusalem waren; die Stadt aber sich voll Gefahren für sie erwies, zogen sie nunmehr allesammt fort an die Grenze von Galiläa den Herrn daselbst zu suchen.

Das 34. Kapitel.

Weitere Ereignisse der letzten Tage Jesu. Er stirbt eines sanften Todes in der Verborgenheit.

1. Es begab sich aber, daß die vereinten Wandrer nicht wußten, wo sie den Herrn treffen sollten, und berathschlagten, was zu thun sei? — Da sprach Petrus zu den Andern: was zögern wir doch länger? — Sind wir doch unserer Heimath nahe, so lasset uns denn die Hände rühren und schaffen, bis uns der Herr zu andrer Arbeit ruft.

2. Darnach sammelte er seine Genossen um sich, und fuhren am Abend mit ihnen hinaus zum Fischfang auf den See.

3. Derweile nun reine Jesus in kleinen Tagereisen weiter, kehrte nur bei den ehemaligen Brüdern ein, die täglich Kunde aus Jerusalem bekamen, und erfuhr er von ihnen die Befreiung Josephs, und daß auch er nach Galiläa kommen werde, Jesus zu sehen und zu sprechen.

4. Dieſer aber bezeigte große Luſt an den Orten wo er früher öffentlich geredet, abermals vor dem Volke zu predigen; doch riethen ihm die eſſäiſchen Brüder ernſtlich davon ab, da er ſeinen Feinden dadurch alsbald in die Hände fallen würde; und er folgte ihrem Rath.

5. Es ſendeten ihnen nun aber die Aelteſten der Bundes-Brüder Botſchaft aus Jeruſalem, daß ſie Jeſus und auch die Jünger einladen möchten, ſich in jener ruhigen und einſamen Gegend am Fuße des Berges Karmel zu begegnen, woſelbſt viele Eſſäer angeſiedelt lebten.

6. Der Karmel aber liegt gegen Mittag und reicht gegen Mitternacht bis ans Meer. Daſelbſt wachſen viele heilende Kräuter, deren ſich die Therapeuten zur Heilung bedienten.

7. Eine Menge trefflich klarer Quellen entſpringen aus den Felſen daſelbſt. Die Luft iſt vom Dufte der Blumen erfüllt, und koſtbare Früchte prangen an den Bäumen rings auf dem Felde.

8. Da nun Jeſus die Ladung empfing dorthin zu gehen, gedachte er der frühern Zeiten, da die Propheten Elias und Eliſa auf demſelben Berge gelebt, und ſäumte nicht ſich dorthin auf den Weg zu machen, wo die Kundſchafter nicht hin kamen und die feindlichen Prieſter keine Macht hatten.

9. Die Begleitung der Brüder kehrte er ab, und reiſte allein des Weges gen Bethſaida, daſelbſt er bei Simon Petrus zur Herberge zu gehen gedachte.

10. Und da er nun am Geſtade des Galiläiſchen Meeres anlangte, ſah er daſelbſt eine Hütte aufgebaut, und Netze zum trocken daran ausgehängt. Als er aber ſeine Augen erhob, ſah er von ferne Petrus und Johannes, ſeine Jünger heran nahen, da ſie vom Fiſchfang kamen.

11. Und läßt ſich kaum ermeſſen wie ſo groß die Freude des Wiederſehens war. Drob ſetzte ſich Jeſus mit ihnen zu einem rechten Liebesmahle nieder, daran er ſich trefflich ſtärkte, und demnächſt erfuhr, daß ſich die Jünger beredet hatten in Bethſaida zuſammen zu kommen, um daſelbſt ihres Thuns weitern Fortgang zu berathen.

12. Jeſus aber hieß ſie, ſämmtlich am Berge Karmel zu erſcheinen, wie er es den eſſäiſchen Brüdern verſprochen hatte. Darnach er am andern Abend allein weiter pilgerte.

13. Und da er ſich am dritten Tage darnach, am Fuße des Karmel angekommen, bei ſeinen Freunden und Brüdern durch Ruhe und Pflege trefflich geſtärkt hatte, erſchienen auch die Jünger und eine große Menge Volks daſelbſt mit ihnen, denn die Kunde von ſeinem Leben hatte großes Aufſehen erregt, und kamen Viele zu ihm aus Neugier da ſie hofften abermals Zeichen von ihm zu ſehen.

14. Jeſus aber hatte ſich an dem Tage, früh Morgens, bei leichtem Nebel, im Frühſchein der Sonne auf den Berg begeben, daſelbſt nach ſeiner Weiſe zu ſeinem Vater zu beten. — Er trug das weiße Bundesgewand der Brüder, und da das gegen ihn aufſteigende Volk ihn in der Beleuchtung erblickte, meinten ſie einen Boten des Himmels zu ſehen, traten zur Seite und warten ſich von Furcht ergriffen auf ihr Angeſicht.

15. Jeſus aber hieß ihnen, ſich zu erheben und redete zu ihnen wie früher vom Reiche Gottes und der Liebe zu allen Menſchen. — Mit den Jüngern aber redete er beſonders und im Geheim; belehrte ſie über allerlei Geheimniſſe in der Natur, Heilung der Kranken, Wirkungen der Pflanzen und Salze, Gifte zu überwinden und ſchädliche Thiere zu kennen und zu bekämpfen.

16. So denn blieben die Jünger und das Volk noch manche Tage bei ihm. — Darnach aber kam ihm die Kunde, daß der hohe Rath und die Prieſter in Jeruſalem heimlich Kundſchafter ausgeſendet hatten, zu erforſchen, was die Bewegung in Galiläa zu bedeuten habe, da man erfahren, daß ganze Schaaren Volks nach dem Karmel gezogen ſeien. — daſelbſt ſich ein neuer Prophet ſollte erhoben haben, der ſich für Jeſus ausgebe.

17. Kaiphas aber war entſchloſſen, da er ſich überzeugt hielt, daß dieſer Jeſus ein Betrüger ſei, — denſelben einzufangen und heimlich tödten zu laſſen.

18. Darum denn, und auf den Rath der Brüder, gab der Erſtandene ſein öffentlich Reden auf, und verkündete dem Volk, daß, wer ihn fortan zu ſehen

und zu sprechen begehre, gen Betabera kommen möge, wo er ihrer zu warten gedenke.

19. Es ergab sich aber, daß Jesus, da er daselbst eingetroffen, sich von dem vielen Reden und der Sorge um seine Sicherheit so sehr angegriffen fühlte, **daß er sich nothwendig der Ruhe hinzugeben benöthigt war.**

20. Auch kam nunmehr die Zeit heran, wo die Brüder das jährlich wiederkehrende Brudermahl zu feiern vorhatten, und versammelten sich alle Brüder der Umgegend an dem Orte daselbst Jesus sich aufhielt, unter ihnen auch Joseph und Nicodemus und viele Aeltesten und Brüder.

21. Es war nun aber die Freude so groß, das Jesus, über die Maßen davon ergriffen, sich von Tage zu Tage schwächer und hinfälliger fühlte. So sprach er denn auch viel von seiner herannahenden Auflösung und gedachte, nachdem das Brudermahl eingenommen war, Abschied zu nehmen von seinen Brüdern.

22. Und sprach laut vor allen Genossen zu ihnen, das man ihn nicht verkennen möge, darum, daß er nicht streng nach den Regeln des Bundes gelebt habe. Er sei aber des gewiß, daß, wenn er im Geheimen nach den Gesetzen des Bundes gelebt und nicht öffentlich geredet habe, — seine Lehre nicht ins Volk gedrungen sein würde.

23. Darum sei ihr Geheimhalten nicht seine Ueberzeugung, denn Tugend und Weisheit hätten nicht Noth sich zu verstecken. — Auch forderte er sie deshalb auf die Verborgenheit aufzugeben, öffentlich vor das Volk hinzutreten und sich mit seinen Jüngern zu verbrüdern.

24. So waren auch diese seine Worte nicht vergebens geredet. Denn viele der Hörer verließen die Wildniß und erklärten sich für Jünger Jesu und Anhänger seiner Lehre. Nur die Aeltesten wagten es nicht, den Bund zu verleugnen, und blieben dem Geheimniß treu.

25. Joseph aber, der weise und besonnene Freund des Herrn, trat vertraulich zu ihm heran, und sprach zu ihm im Verborgenen: „Wisse, es plant das Volk dich in den nächsten Tagen zum König auszurufen und sich gegen der Römer Herrschaft aufzulehnen.

26. Du wirst aber dein geprieseneS Reich Gottes nicht so schnöde verleugnen und Krieg und Empörung anstiften wollen. — Darum höre auf meinen Rath, **und ziehe dich in die Einsamkeit zurück, lebe in der Verborgenheit, und deine Lehre wird deshalb nicht untergehn.**

27. Jesus **widersprach diesem Rathe** seines Freundes **nicht, denn er fühlte es wohl, daß seine Tage gezählt seien,** und die Aeltesten **beriethen sich darüber** in welcher Weise **er Abschied von dem** Volke **und von** seinen Jüngern nehmen solle.

28. Darnach kam man überein daß er verschwinden müsse wie das Tageslicht am Abend, nur daß es für ihn keinen Morgen gebe, da er wiedererscheinen möge.

29. Und da man gemeinschaftlich und ernstlich darüber zu ihm geredet, willigte er ein und ging mit Joseph und Nicodemus nach Bethanien und dieselben sprachen auf dem Wege viel Geheimes miteinander. Da sie aber in Bethanien angekommen waren, tröstete er die Mutter und Lazarus, den Freund sandte dessen Schwestern, über seinen nahen Abschied aus dem Leben.

30. Dieweil aber das Gerücht von seinem Hiersein sich schnell verbreitet hatte, kamen viel Freunde aus Jerusalem ihn noch einmal zu sehen. Sie wurden aber Alle an einem dritten heimlichen Ort bestellt, und dorthin eilte Jesus, als er von Lazarus und den Schwestern desselben Abschied genommen hatte.

31. Zu seinem Leide aber vernahm er von den dort Versammelten, wie man noch immer von einer weltlichen Herrschaft träume, an deren Spitze er als der verheißene Messias treten solle.

32. Jedoch widersprach er dem auch jetzt wiederum ernstlich, und fand in dieser bedrohlichen Stimmung nur einen erneuten Beweis, wie hoch es an der Zeit sei, sich in die Einsamkeit zurück zu ziehen, damit das Volk von seinem Gelüste geheilt werden möge, als sei er auf Erden erschienen, ein weltlich Reich aufzurichten.

33. Um nun seine Sehnsucht zu be-

friedigen, noch einmal sein geliebtes Jerusalem zu sehen und Abschied von ihm zu nehmen, ging er, von seinen vertrautesten Jüngern begleitet, spät Abends, durch die Dunkelheit geschützt, nach der Stadt, dem hauptsächlichsten Schauplatz seines Lebens und seiner Lehre.

34. Es waren ihm aber daselbst vom hohen Rathe ausgesandt, abermals feindliche Kundschafter auf der Spur. Jedoch legten sich die essäischen Brüder ins Mittel, indem sie ihn warnten und beschützten. —

35. Jedoch nahm des Verfolgten Aufregung hierdurch ein bedrohlich Wesen an; die Wunden schmerzten ihn und sein Antlitz war bleich und lebensmüde.

36. So brachten ihn nun die Freunde in ein einsam Haus, wo ihn später die Aeltesten des Essäischen Bundes trafen, denen er verkündete, daß sein Ende nahe sei und bat er sein am Oelberge zu warten, darnach aber ihn zu seiner letzten Stätte zu geleiten.

37. Am nächsten Morgen vor Tagesbeginn ließ er dann seine Jünger zu sich rufen und ging mit ihnen unter großer Bewegung seiner Seele durch die Stadt und am Tempelberge vorüber aus dem Thor das nach dem Thal Josaphat führt.

38. Sein Herz wurde aber immer schwerer und sein Gemüth gedrückter, je weiter er ging, denn er fühlte es sehr wohl, daß dies sein letzter Weg war, da er sich von Jerusalem abwendete, und von einer Wiederkehr keine Rede sein dürfe.

39. Auf dem Kidron hemmte er seine Schritte, warf einen langen und traurigen Blick über die Stadt hinaus und weinte lange und schmerzlich über sein geliebtes Jerusalem. Dann ging er weiter und seine Jünger folgten ihm schweigend und traurig nach.

40. Er aber schritt still und in sich gekehrt seinem Lieblingsorte, der höchsten Spitze des Oelberges entgegen, von da man fast das ganze gelobte Land überschauen konnte, und setzte sich an dem Anblick der Gegend wo er, des Geistes voll, so lange gelebt und gewirkt hatte.

41. So stand er lange gedankenvoll sinnend und in die Ferne starrend, wo er gegen Morgen hin den Jordan, das todte Meer und das arabische Gebirge erblickte. Gegen Abend hin leuchteten die Feuer des Tempelberges herauf, und vor Allem ruhte der Blick auf sein geliebtes Bethanien, wo, wie er sicher wußte, liebende Seelen mit bethränten Augen sein gedachten.

42. Auch meinten die versammelten Jünger nicht anders, als daß er mit ihnen nach dort aufbrechen würde, denn es war ihnen unbekannt, daß die Bundesbrüder jenseits des Oelberges sein harrten, um mit ihm die letzte Reise in die Verborgenheit anzutreten.

43. Nachdem nun Jesus also lange Zeit sein Auge an der sonnig geschmückten Schöpfung geweidet, wurde sein Auge feucht und die Stimme erhebte ihm in Rührung, da er zu seinen Jüngern sprach und sie abermals zum Ausharren ermahnte.

44. Darnach sank er auf seine Kniee und betete für sie und Alle, die seinem Herzen theuer waren; segnete die gegenwärtigen Lieben, und in dem Augenblick zog, von der Morgenröthe gefärbt, der Nebel über den Berg dahin.

45. Zugleich auch erschienen zween Boten der Aeltesten der Brüder und mahnten zum Aufbruch da es Zeit sei.

46. Und während die Jünger noch ihr Haupt zur Erde geneigt hielten und beteten, wie es sie der Herr gelehrt hatte, schied Jesus, sich selbst überwindend, durch den stark anziehenden Nebel und schritt den Berg hinab.

47. Und da sich die Jünger vom Gebet erhoben, sahen sie Niemand außer den beiden Boten in weiße Festgewänder gekleidet. Die redeten sie an mit den Worten: Harret eures Lehrers nicht länger, derselbe ist durch Gottes wunderbare Macht mittelst einer Wolke gen Himmel enthoben worden, und werdet ihr ihn hinfort nicht mehr sehen.

48. Diese Botschaft aber stärkte den Muth und die Hoffnung der Jünger auf besondere Weise, denn nun wußten sie, daß Jesus zu seinem Vater empor gehoben sei, und ihnen von dort her göttliche Kraft und Beistand nicht fehlen werde.

49. Johannes nur allein war in das

Geheimniß eingeweiht; aber er widersprach der Botschaft nicht, die sich nunmehr durch die andern Jünger — Thomas ausgenommen — schnell in Jerusalem verbreitete, und von Vielen geglaubt wurde.

50. Von dem Tage an bildeten dann die Jünger und Alle die der Lehre Jesu anhingen, darunter auch die Familie Lazarus in Bethanien eine feste Gemeinschaft, so daß selbst ihre Güter und Gaben in eins zusammengelegt wurden.

51. Jesus aber wurde am Fuße des Oelberges von den Aeltesten der Brüder empfangen, und da er sich durch den schmerzlichen Abschied von seinen Jüngern schwer angegriffen, schwach und hinfällig fühlte, so daß er fort und fort von seiner nahen Auflösung sprach — setzte man ihn auf ein Maulthier, und zogen sie alle gemeinschaftlich allmälig dem Ufer des todten Meeres entgegen.

52. Und da sie am Ziele waren, nahmen die Therapeuten Jesus in ihre Pflege. Joseph und Nicodemus blieben dann auch noch mehre Tage bei ihm, und ertrugen seinen Willen und seine Wünsche in langen Gesprächen, bevor sie von ihm schieden. Dann versprachen sie ihm genaue Botschaft von Allem, was sich in Jerusalem begeben möge. Darnach schieden sie.

53. Von dem Tage ab besuchten sie ihn dann noch drei Mal und brachten ihm Botschaft aus der Stadt. — Es ergab sich aber, daß sein Körper die Martern am Kreuze zu überwinden nicht stark genug war, zumal er sich über den Bestand und endlichen Sieg seiner Lehre nicht beruhigen konnte und die Besorgniß, daß dieselbe untergehen werde, an seinem Leben nagte.

54. Und da die beiden Freunde am Ende des sechsten Vollmonds, zuletzt bei ihm waren, starb er in ihren Armen ohne Schmerzen, und sanft wie sein Leben, war auch sein Ende.

55. Darnach wurde er nach den Gesetzen der Brüder von den Therapeuten am Ufer des todten Meeres begraben, und gaben sich dieselben das Wort, daß nur die Aeltesten des Bundes, die den obersten Grad hatten, Kunde bekommen sollten von seinem Tode und der Stätte, wo er ruhte.

56. Dieses aber ist die wahrhaftige Geschichte des Lebens und der Lehre Jesu, wie sie von den Bundesbrüdern niedergeschrieben worden ist, und ist frei von allem Beiwerk und der Fülle des Unglaublichen und Thörigten, was von ihm ist verbreitet worden in allen Ländern und unter allerlei Volk.

57. Und was er gelehrt hat in seinen guten Tagen, dem soll jeder redliche Mensch nachahmen und nachstreben, damit erfüllet werde auf Erden, was er mit aller seiner Geisteskraft erstrebt und mit seinem Blute besiegelt hat: nemlich das Reich Gottes hienieden zu begründen unter allerlei Volk in Liebe und Eintracht nach der Ordnung Gottes, die da will, daß alle Menschen selig werden sollen schon diesseits des Grabes. Wer es aber anders meint und lehret, und verkehrt seine Worte, und läutert sein Thun, als habe er das Gesetzbuch der Natur verleugnet, der ist seines Namens nicht werth, und getröste sich nicht der Verwirklichung eines Reiches Gottes auf Erden. —

Ende.

Der kleine Katechismus

enthaltend:

die Glaubenslehren der christlichen Vernunft-

und Natur-Religion.

I.

Das erſte Hauptſtück.

Die Lehre vom Daſein Gottes.

1.

Was heißt Glauben überhaupt?

Glauben heißt: Etwas für wahr halten, ohne daß durch eigene ſinnliche Anſchauung oder Erfahrung ein Erweis der Wirklichkeit und Irrthumloſigkeit für das Geglaubte erbracht worden iſt.

2.

Was heißt demnach: Wiſſen?

Wiſſen heißt: Etwas für wirklich und irrthumlos erkannt und anerkannt zu haben, weil der Erweis dafür durch berechtigte und unverdächtige eigene oder fremde Autorität erbracht wurde.

3.

Iſt denn demnach Alles dasjenige als nichtexiſtent und unwahr zu erklären, wofür nicht in erſter Inſtanz ein durch ſinnliche Anſchauung oder logiſche Verſtandesarbeit gelieferter poſitiver Erweis zu bringen iſt?

Nein; denn ſonſt würde der Begriff „Glauben" ganz und gar getilgt werden müſſen, was keineswegs erforderlich iſt; — ſondern verwerflich iſt nur der ſogenannte blinde Glaube.

4.

Was verſteht man unter blinden Glauben?

Blinder Glaube iſt ein für wahr und wirklich erachten ſolcher Behauptungen, die ſich uns aufdringen oder aufgedrungen werden, obwohl ſie mit den bekannten und bewährten Geſetzen der materiellen Natur oder der immateriellen Logik im Widerſpruch ſtehen, und ſich eben hierdurch bei genauer Prüfung als verwerfliche Unwahrheit charakteriſiren.

5.

Woran denn erkennen wir diesemnach andererseits den erlaubten oder acceptabeln Glauben?

Die Merkmale für denselben sind mehrfacher Art, und mit großer Gewissenhaftigkeit und Vorsicht zu beurtheilen, weil deren Gültigkeit nicht schon in erster Instanz durch sinnlich wahrnehmbare materielle Gesetzlichkeit zu belegen, sondern erst durch, auf analoge sinnlich wahrnehmbare Erscheinungen gestützte, logische Schlüsse, Berechnungen oder Erfahrungen zur Glaubwürdigkeit — sozu sagen präparirt, auf das Gebiet der Wirklichkeit hinüber geführt werden, um nun das Prädicat eines vom positiven Wissen abgeleiteten, also indirecten berechtigten Glaubens beanspruchen zu dürfen.

6.

Läßt sich dieser Lehrsatz vielleicht durch ein Beispiel erläutern?

Sehr leicht: z. B. Die Größe, Entfernung und Umlaufzeit der Planeten, speciell unserer Erde, sowohl bezüglich der dominirenden Sonne, als auch unter einander, können selbst von den gewiegtesten Astronomen nicht durch einfache sinnliche Anschauung allein, sondern nur, im Verein mit dieser, durch die Logik der Zahlen (Berechnung) gefunden und erwiesen werden, und sind für den Laien lediglich ein Gegenstand des Glaubens; — nicht aber etwa des blinden, sondern des berechtigten, weil einerseits Erfahrung und Resultate die Richtigkeit der wissenschaftlichen Angaben bestätigen, und andererseits die berechtigte Wissenschaft aller Nationen darüber einverstanden ist, daß hier keine Irrthümer vorliegen.

7.

Hat denn jeder erlaubte Glaube seine Berechtigung stets mit der Logik der Zahlen zu belegen, oder reicht auch schon die gewöhnliche Combination der Logik, der Vernunftschluß, dafür aus, eine, der directen sinnlichen Wahrnehmung sich entziehende, und deshalb anfänglich etwa nur gemuthmaßte Thatsache als wirklich existent anzunehmen, ohne deshalb des blinden Glaubens verdächtigt zu werden?

Der Vernunftschluß reicht hierfür völlig aus, insofern er sich in consequenter Stufenfolge schließlich an eine sinnlich wahrzunehmende Thatsache anlehnt, und nicht etwa nur auf eine willkürlich ersonnene Fiction stützt und aufbaut, vielmehr der Vordersatz als widerspruchslos richtig anerkannt werden darf.

8.

Durch welches Beispiel läßt sich dieser Lehrsatz etwa anschaulich erläutern?

Durch die berechtigte Annahme z. B. einer Bewohnbarkeit und der Existenz organischer Wesen, ähnlich wie auf dieser unserer Erde, auch auf andern, und wahrscheinlich sogar auf allen den Myriaden Weltkörpern, die schon mit unsern, wenn auch künstlich bewaffneten, dennoch aber beschränkten schwachen Augen als unsichtbar zu betrachten sind. — Der Glaube daran ist — obgleich durch sinnliche Wahrnehmung, unerweislich — dennoch, weil auf sinnlich-wahrnehmbare Analogien gestützt, ein durchaus berechtigter, ohne jedoch auf das Prädikat „Wissen" Anspruch machen zu dürfen.

9.

So hat denn auch wohl der Glaube an die Existenz eines höchsten Wesens, oder Gottes, nur die Berechtigung des Glaubens, nicht aber des Wissens, da ja noch kein sterbliches Wesen hienieden

so glücklich war, einer concret-sinnlichen Anschauung des Weltgeistes gewürdigt zu werden? —

Im Gegentheil: — Die Frage nach der Existenz einer zu oberst gouvernirenden Vernunft ist der, nach organischen Wesen auf andern Weltkörpern, weit voraus, und zwar, weil wir von dem Product der logischen Calculation bezüglich der präsumirten Sternen-Bewohner, keine Spur eines sinnlichen Erweises auszufinden vermögen, während uns der sinnlich wahrnehmbare Beweis für die Existenz irgend einer, die menschliche Vernunft weit überragenden höheren Universal-Vernunft, die wir Gott nennen, überall, in unserm eigenen und andern Sein und Wesen, auf das unabweislichste entgegentritt. — Mit andern Worten: während sich der berechtigte Glaube im höheren Sinne nur der Möglichkeit an sich genügen lassen darf, tritt er sofort in das Stadium des Wissens und der Wirklichkeit hinüber, wenn die Consequenzen der ersten Instanz — nemlich die sinnliche Wahrnehmung, sich in der zweiten, nemlich der Naturgesetzlichkeit als zu logischer Schlußfolgerung berechtigt, herausstellen.

10.

Wie wäre diesemnach die zum wissenschaftlichen Erweise der Existenz eines Gottes, Weltgeistes oder höchsten Vernunft zu formulirende logische Schlußfolgerung zu fassen?

Etwa folgendermaßen: — Da nach den unabweislichen, durch Erfahrung und Logik autorisirten Denkgesetzen, kein nach geordneten, Absicht und Mittel harmonisch verbundenden Regeln organisirtes, geschaffenes und demnach dauernd fungirendes Werk zum Dasein gebracht werden kann, ohne daß demselben ein calculirender, berechnender Gedanke, ein Plan und die Kraft der Ausführung vorhergegangen sei: so ist demnach von diesem Gesetze — möge uns der Zusammenhang so unbegreiflich sein wie er immer wolle — das Weltgebäude und die demselben zu Grunde liegenden Naturgesetze in ihren unwandbaren Erscheinungen nicht auszuschließen, und nimmermehr auszuschließen, wenn man nicht alle Denkgesetze, alle Logik und deren Consequenzen über den Haufen werfen, und sich mit vollem Bewußtsein dem blinden Köhler- oder Aberglauben ergeben will, daß alle die wundersamen Gebilde und geregelten Erscheinungen des Naturkreises durch ein märchenhaftes, undenkbares blindes Ungefähr, ohne Denkkraft und Denkgesetze entstanden seien.

11.

Ist hiermit der Belag für das Dasein Gottes erschöpft?

Nein, keineswegs; sondern erledigt ist damit nur die erste, auf sinnliche **Erscheinungen basirte Instanz, und schreiten wir nun zu der zweiten über, die sich auf dem Gebiete der geistigen Influenz zu bewegen haben wird.**

12.

Und wie ist dieser Beweis zu construiren?

Die Basis, auf welcher wir auch hier das logische Gebäude zu errichten haben, ist abermals eine Erscheinung dieser Erde, nemlich der Mensch, und — näher bezeichnet — das ihn adelnde Substrat: die Vernunft, die veredelte Seele, oder der Geist, auf welchen die Menschheitswürde beruht. —

War es vorhin die sinnliche Wahrnehmung der Ordnung und Gesetzlichkeit im Weltgebäude und deren Specialitäten auf der Erde, die auf eine oberste ordnende Intelligenz schließen ließ: — so ist es hier zunächst der Nachweis einer Vernunft-Existenz überhaupt, also das genus, die Art, das Geschlecht, das greifbare Unicum eines Wesens im Naturkreise, in welchem dasselbe geistige Kraft nachzuweisen ist, und so zum Existenz-Beweise auftritt, dessen höchste Potenz wir Gott nennen und die zur Darlegung und Nachweis aller derjenigen Erscheinungen unerläßlich ist, die uns bei Betrachtung aller der

irdischen und überirdischen Erscheinungen entgegen treten, die nicht durch menschliche Influenz existent geworden sind.

13.

Hiermit ist ja aber nur der Existenz-Beweis des Genus überhaupt, geführt, nicht aber, daß von diesem Singular die Stufenleiter der Logik zu der Gewißheit eines Superlativ hinauf leitet. Wie denn gelangen wir auch auf diesem Wege zu dem verheißenen Ziele. —

Wenige Schritte schon führen uns hinan; und der Gedankenpfad ist etwa folgender: — Wer Augen hat zu sehen, und die Objekte wahrzunehmen und abzuschätzen weiß, der wird bemerken, daß die organischen Geschöpfe dieses unsers Wohnplatzes im Universum, ein jedes den ihm zusagenden Lebensbedürfnissen, nicht nur speciell climatisch, sondern auch universell, dem chemischen Gesetzkreis, der die Stoffe beherrscht, angepaßt ist. —

Diesem materiellen Gesetzkreis, der die Stoffe beherrscht, entsprechen nun auch ohne Zweifel die geistigen, und der subalternen Stellung unsers Planeten entspricht daher unsere geistige Befähigung als eine beschränkte. — Da es nun aber erwiesen ist, daß das Weltall mit unendlich größern und schönern Wohnplätzen erfüllt ist, als unsere Erde es zu sein sich rühmen darf, so müssen denn auch, vorstehender Wahrnehmung entsprechend, nicht nur die dort lebenden Organismen materiell, sondern auch die immateriellen, die höhern geistigen Kräfte daselbst, vollkommener, erhabener und befähigter gedacht, und deren oberste Spitze, weit über unsere Begriffsfähigkeit hinaus, als das Königthum der Geister, als der Sitz desjenigen Wesens, dem wir die erhabenen Eigenschaften eines Weltregenten zueignen, von uns gedacht und als existent anerkannt werden, wenn gleichwohl, höchstwahrscheinlich der Sitz desselben, weit über den Gesichtskreis der bewaffneten Augen unserer kühnsten Astronomen hinausliegt.

14.

Sind nun hiermit die Beweise für das Dasein Gottes erschöpft?

Keineswegs! — Ein bisher wenig beachteter, dennoch aber höchst importanter Beweis des Vorhandenseins einer, unserer sinnlichen Wahrnehmung entzogenen höhern, oder vielmehr höchsten Intelligenz ist das unabweislich existirende und fast unmittelbar an uns herantretende Gesetz der Genienerweckung. Während nemlich im gewöhnlichen Verlauf der Dinge die geistige Befähigung der Menschen, die Perfectibilität, durch Unterweisung und Fleiß erweckt und gefördert werden muß, um zur auszuübenden Fähigkeit für irgend einen Geschäfts- oder Kunstzweig zu gelangen — zeigen sich — in, nach Zeit, Ort und Persönlichkeit speciell regellosen Erscheinungen, einzelne Individuen, die ersichtlich aus irgend einem uns sinnlich unzugänglichen Centralschatz aller geistigen Vollkommenheiten, schon im Embryo eine Gabe zuertheilt erhielten, die sie — den gewöhnlichen Bedingungen des Wissens und Könnens enthebend, ja selbst feindliche Hindernisse zu bewältigen befähigt, selbstschöpferisch auftreten und rühe schen, nach den ersten Entwicklungs- und Lehrjahren, das anweisende Vorbild, ja oft selbst alles im gleichen Genre dagewesene überschreitend und Regeln überflügelnd, nach Form, Geist und Zeitbedarf sich selbstschöpferisch erweisen; somit als Bevorzugte oder Begnadete einer höheren Autorität, eines geistigen Schatzmeisters, eines weltbeherrschenden Allweisen, zu gelten, und als lebende Zeugen seines Daseins betrachtet werden dürfen.

15.

Unter welcher Bezeichnung faßt die christliche Religionslehre diese Beweise für das Dasein Gottes überhaupt zusammen?

Sie nennt es die Offenbarungslehre.

16.

Iſt es denn begründet, daß das Sein und Weſen der Gottheit ein in ſich ſelbſt theilbares, und dennoch wieder als zur perſönlichen Einheit zurückkehrendes Geiſtweſen gedacht und dargeſtellt werden darf? —

Nein, das Chriſtenthum iſt auf den Eingottglauben (Monotheismus) fundirt und nur die Art der Offenbarung des Daſein Gottes zerfällt, wegen Mangels einer unmittelbaren ſinnlichen Anſchauung und deren Vertretung durch den logiſchen Begriff, in eine Dreifaltigkeit relativ zu unſerer ſubalternen Vernunft und deren Begriffsfähigkeit.

17.

Wie denn ſtellt ſich dieſer Lehrſatz von der Dreifaltigkeit der Offenbarung Gottes in kurzgefaßter, dem menſchlichen Verſtändniß angemeſſenen Formel dar? —

Als Vater, Sohn und Geiſt, Bezeichnungen, die nach Maßgabe der orientaliſchen Bilderſprache zuerſt von dem Stifter der chriſtlichen Religion, Jeſus, in ſeinen Lehren angewendet, leider aber bis auf den heutigen Tag vielfach mißverſtanden wurden.

18.

Wie denn iſt die Richtigſtellung dieſes Lehrſatzes beſchaffen und dem Verſtändniß näher zu bringen? —

Dadurch, daß wir die logiſch nachgewieſene univerſelle Weltideele als den Vater; die deſſen Weſen analoge menſchliche Vernunft als den Ausfluß derſelben, oder den Sohn, und die uns ſinnlich wahrnehmbar entgegentretende vom All ausgehenden und das All beherrſchenden Naturkräfte und Naturgeſetze — die ſich dienſtbar zu machen, der Menſch berechtigt iſt — als den Geiſt bezeichnet, der uns durch Vermittlung des Sohnes — nemlich der Vernunft — in alle Wahrheit zu leiten berufen und befähigt iſt.

II.

Das zweite Hauptſtück.

Die Myſterien der chriſtlichen Lehre.

1.

Unter den Beweiſen für das Daſein Gottes iſt auch der, auf Erfahrung begründeten Genien-Erweckung gedacht worden.

Welche Perſönlichkeit hat in dieſem Betracht für uns vorzugsweiſe die größte Bedeutung?

Die Perſon Jeſu, genannt Chriſtus.

2.

Wodurch und worauf iſt dieſe Bedeutung begründet?

Auf die ursprünglich eingeborene außerordentliche körperliche, so wie geistige Bevorzugung derselben sowohl, als auch auf die, bis zur Idealität gesteigerte Tadellosigkeit seines moralischen Charakters, der als ein Muster wahrhafter, uraltsächlicher Menschenwürde anerkannt, schon hierdurch allein für alle Zeiten und für alle Völker als ein leuchtendes Vorbild Geltung behalten hat und behalten wird, auch abgesehen davon, daß die außerordentliche Weisheit und überschwängliche Menschenfreundlichkeit seiner Lehre, wie auch sein todesmuthiger Kampf gegen die Laster sowohl, als auch gegen die ceremoniellen Thorheiten seiner Zeitgenossen, zunächst seines angestammten Volkes, ihm nicht nur die Bewunderung der Welt, sondern auch den Ruhm verschafft hat, daß seine Lehre, trotz deren vielfältigen Fälschung, dennoch den Sieg über die Religionen der civilisirtesten Nationen der Erde, sogar über Griechen und Römer errungen.

3.

Ist denn die Lehre Jesu rein und verständnißvoll nach dem Gedanken und der Absicht ihres Stifters auf die Bekenner übergegangen, empfangen und auf die Nachwelt übertragen worden? —

Leider Nein! und das vielfache Mißverstehen seiner Worte, wie er es schon bei seinen Jüngern erfahren mußte und lebhaft beklagte, ist in noch viel höherem Maße bei seinen spätern Bekennern zum Unsegen der Menschheit aufgetreten, so daß es der fortgeschrittenen Bildung nothwendig erscheinen muß, einer Läuterung und Berichtigung anzustreben, um dadurch dem Christenthume seine ursprüngliche einheitliche Würde und den Bekennern die Segnungen derselben unverkümmert zuzueignen.

4.

In wiefern und mit welchem Rechte spricht die Theologie z. B. von einer Erlösung der Menschheit durch Jesus und nennt ihn den Erlöser? —

Die Erlösung der Menschheit durch Jesus ist eine der tiefsinnigsten metaphysisch-christlichen Ideen, deren Ursprung in dem allgemeinen Naturgesetze wurzelt, daß jeder einzelne Mensch, um zu der ihm uraltsächlich eingeborenen Würde zu gelangen, erst durch Lehre und Bildung von Jugend an aus den ursprünglich thierischen Banden, in deren Bann er den Schauplatz der Schöpfung betritt, erlöst, befreit werden muß, anders er im Thierischen beharrt und zum wirklichen Menschsein nicht hindurch dringt. — Da nun nach dem berechtigten Urtheil aller erleuchteten Weisen, die Erlösungsbedingungen der Menschgeborenen, namentlich in moralisch-sittlicher Beziehung keinesweges allgemein und ausreichend geschehen; die Menschenwürde aber alleinig dadurch geschädigt worden, und dieser Mangel auch von dem weisen Nazarener überzeugend erkannt wurde, so denn entstand bei ihm, im Vollgefühle seiner geistigen Ueberlegenheit der riesenhafte Entschluß, die Erlösung der Menschheit durch seine Lehre alleinig zu ergänzen, zu vervollständigen, und diesen großen Act der uneingeschränktesten Menschenliebe bei seiner eigenen Nation zu beginnen. Nicht aber etwa durch das Mysterium des von ihm voraussichtlich zu vergießenden Blutes, sondern die von ihm planmäßig erfolgte Erlösung derrat eingänglich nur die Beseitigung der eben so thörichten als längsten jüdischen Ceremonial-Gesetze, deren strikte Ausübung von den damaligen Priestern seiner Nation für Tugend ausgegeben wurde, so wie auch im weitern Verfolge des heidnischen Götzendienstes, da sein großer Geist alle Menschen mit gleicher Liebe umfaßte. — Mit Ausnahme der verhärteten jüdischen Nation ist dieser Erlösungs-Gedanke denn auch bei den gebildetsten Völkern der Erde wirklich gelungen, und die christliche Confession weithin über dieselbe verbreitet; leider aber sind eine Menge anderer Irrthümer, anderer Ceremonial- und Glaubenslehren an die Stelle jener älteren getreten, deren demoralisirende Wirkung

unverkennbar und unausbleiblich sein mußte, da an Stelle des thatsächlichen Brav- und Gutseins, also der sachlichen Tugend, die dem Menschen erst seinen wirklichen Werth verleiht, so wie auch für die Vergebung begangener Sünden, der blinde Glaube an gewisse vernunftwidrige Lehrsätze und Ceremonien für genügend erklärt wurde, obgleich der weise Stifter der christlichen Confession niemals an dergleichen Lehrsätze auch nur gedacht, so für die Ausmerzung ähnlicher Irrthümer sein Leben eingesetzt hat. Aus diesem Grunde, und um der allgemeinen Sittlichkeit einen erneuten Impuls zu geben, ist es nothwendig in dem reinen ungetrübten Gedanken Jesu, nemlich seiner Erlösung von Irrthum und Sünde, durch die Gesetze der Vernunft, als deren sichtbare Incarnation er auftrat, anzustreben und als erstes Gebot die Nächstenliebe an die Spitze zu stellen, und hierüber namentlich Lehre, Schule und Cultus nach rationellen Principien zu cultiviren, und mit vollem Ernste, angemessenen Opfern und großer Umsicht nach Kräften zu fördern, und diese zweite Erlösung in gleicher eben so nothwendig als die erste vom Juden- und Heidenthum.

5.

Jesus betonte in seinen Reden, Gebeten und Gleichnissen vielemale als den Hauptzweck seines Strebens, das Reich Gottes. Nun ist ja aber nach unsern Begriffen die ganze lebende Natur, alle vorhandenen Dinge, die sichtbaren sowohl als auch die unsichtbar in den Stoffen schlummernden Kräfte das Reich des erhabenen Weltregenten, den wir als die Gottheit anerkennen und verehren: —

Was war es denn nun, das Jesus unter der Bezeichnung: das Reich Gottes, verstand und erstrebte, und dessen einstiges Erscheinen auf Erden er mit so großer Bestimmtheit voraussagte? —

Um diesen Gedanken, oder diese Formel des großen Weisen klar zu legen, müssen wir nothwendig jenem Reiche Gottes, das in seiner unabänderlichen Vollkommenheit für alle Zeiten und Länder festgestellt ist — ein anderes Reich, ein Geisterreich gegenüberstellen, das auf die menschliche Perfectibilität, namentlich in sittlicher Beziehung, begründet ist, und als dessen Leitern demselben nicht etwa die, den übrigen Geschöpfen und Kräften eingeborene Nothwendigkeit, sondern vielmehr die der Erweckung, Belebung und Ausbildung bedürftige, also Bedingungen unterworfene subalterne menschliche Vernunft ursprünglich beigeordnet wurde, deren Fehlbarkeit aber schon in der, nur bedingungsweise möglichen Existenz ausgesprochen liegt. — Wäre die menschliche Vernunft das Ergebniß einer vollendeten Nothwendigkeit, und somit die Sittlichkeit und Glückseligkeit des Menschen bedingungslos in den allgemeinen Begriff des Gottesreichs mit enthalten, so hätte in der Lehre Jesu von dem Erstreben eines geson derten Gottesreichs keine Rede sein können, weil die Bedingung, wie sie jetzt vorliegt, wegfällig geworden wäre.

Nun ging Jesus — wie es auch jedem Denkenden zum Verständniß kommen muß — von der durchaus richtigen Ansicht aus, daß der Darlehung des Menschen die ursprüngliche Idee, oder der Plan zum Grunde liege, es solle dieses letztlich auf dem Schauplatze der Natur auftretende Geschlecht, durch die demselben eingeborene Geistes kraft «die Vernunft» zur Herrschaft, nicht nur über alle andere Organismen und Naturkräfte gelegt sein, sondern auch als Stellvertreter des Schöpfers, und im Einklange mit seinen Naturgesetzen die Wohlfahrt des eigenen sowohl als in weiter Linie auch die aller andern empfindenden Wesen, nach den in der Natur vorgebildeten Regeln — deren erster Impuls die Nächstenliebe ist — ordnen, leiten und fördern.

Wäre nun die gesellschaftliche Darlehung der Menschheit im Sinne, oder sagen wir: dem urschöpferischen Plan gemäß zur Perfection gelangt: d. h. hätte sie sich von Anbeginn her fern von gegenseitiger Anfeindung, von naturwidrigen und menschenfeindlichen Lastern, von phantastischen, die Natur belügenden Gesetzen und Vergewaltigungen des Stärkern über den Schwächern, kurz von

allen und jedem liebloſen, pflichtwidrigen, vernunftfeindlichen Gebahren frei gehalten, ſo wären die geſellſchaftlichen Zuſtände und gegenſeitigen Verhältniſſe der Menſchen ein Reich der Liebe, des Friedens und der gegenſeitigen Beglückung geworden, anſtatt deſſen bis daher Unvernunft und Verdummung, Krieg und Zwietracht, Laſter aller Art, Liebloſigkeit, gegenſeitige Feindſchaft, Unterdrückung, kurz ein ganzes Heer von moraliſchen Uebeln das Leben der Menſchen verbitterte und ſomit die Abſicht des Schöpfers: **Beglückung durch freie Selbſtbeſtimmung, zunichte machte.**

Dieſen Zuſtand nun zu beenden, der Vernunft zur Herrſchaft zu verhelfen, und hierdurch die bis daher verfehlte Abſicht Gottes zur Erfüllung zu bringen, alſo ein Reich, wie es urſprünglich durch eigenes Verdienſt der Menſchen barzuſtellen geplant war: ein Reich der Liebe, des Friedens und der gegenſeitigen Beglückung ſchon hier auf Erden, durch ſeine Lehre und ſein Beiſpiel ins Leben zu rufen, und ſomit ein Heiland der Menſchen zu werden: — das war der große Gedanke, der dieſen edelen idealiſtiſch vorgebildeten Charakter beſeelte und für den er mit ruhiger Ueberlegung und feſtem Willen in den Tod ging, weil er glaubte, daß dieſes Opfer für den Sieg der Erlöſung der Menſchheit aus der unheilvollen Umſtrickung der Unvernunft, der Laſter und daraus entſtandenen Uebeln nothwendig, mindeſtens erſprießlich ſei. — Daher denn auch die zweite Bitte in dem Ghema ſeines Gebetes: „Dein Reich komme" — entſtand.

6.

Jeſus bezeichnete ſich in ſeinen Lehrvorträgen ſehr oft als den Sohn Gottes, indem er dieſen wiederholt ſeinen Vater nannte. Zugleich aber auch bezeichnete er ſich als des Menſchen Sohn.

Wie, in welchem Lichte hat man dieſe Bezeichnungen zu betrachten, um ſeinem Ideengange folgen, und zu einem Verſtändniß ſeiner Lehrſätze gelangen zu können? —

Dieſe beiderlei Bezeichnungen ſind von großer Bedeutung für den Ideengang Jeſu überhaupt, ſo wie auch für den von ihm adoptirten Lehrzweck. — Er betrachtete augenſcheinlich das Sein und Weſen der Menſchheit hier auf Erden immer nur im Lichte der Urvernunft, des Urlogos, ſozuſagen des geiſtigen Urlichts, aus welchem ein Funken hienieden lediglich nur dem, in ſeiner Art einen und einzigen lebenden Geſchöpfe: Menſch zutheil geworden iſt. — Da nun aber dieſes Geſchenk, dieſe Gabe, dieſer Gottesadel, kein abſolutes, unfehlbares, irrthumloſes Geſchenk iſt, wie es z. B. die eingeborenen Triebe der thieriſchen Organismen ſind, die, in Freiheit belaſſen, nicht anders können, als ohne weiteres ihrem eingeborenen Soll zu folgen: — ſo ſteht dem Ideale der reinen ungetrübten Urvernunft in der Erſcheinung Menſch das getrübte Bild der Fehlbarkeit gegenüber, dem ſich zu entraffen, zu entläutern, zum geplanten Urbilde hinauf zu ringen, die Aufgabe der Menſchheit iſt, zu deren Löſung, durch Beihülfe, eben jenes an andrer Stelle ſchon bemerkte Geſetz der Genienerweckung dem Schöpfungsplane einverweht wurde.

Im Sinne dieſes Geſetzes nun fühlte ſich Jeſus als unmittelbar von Gott berufen und auserwählt als Mittler oder, nach dem heutigen Sprachgebrauch — als Vermittler oder Förderer zwiſchen ihm, dem Schöpfer, und ſeinem letztgeborenen Geſchöpfe, dem Menſchen, aufzutreten, indem er das Ideal der Urvernunft in ſeiner menſchlich-irdiſchen Erſcheinung zu verkörpern und ſich des Auftrages ſeines — ſozuſagen Mandanten, — oder einfacher und allegoriſch — natürlicher geſagt: ſeines Erzeugers, ſeines Vaters: — die Geſammtmenſchheit ſelig, glücklich, d. h. vernünftig zu machen — zu entſprechen, und in Betracht deſſen war er es ſich bewußt, und ſprach es mit voller Ueberzeugung aus: „Ich und der Vater ſind einig (nicht eins). — Und dieſes iſt die eine, die höhere geiſtige Abkunft, weshalb er ſich als den

Sohn Gottes bezeichnete, von dem er begabt und autorisirt sei, der Menschheit eine Leuchte, ein Führer auf ihrem Lebenswege zu sein.

Von materieller, körperlicher Seite aber betrachtet war er ja doch auch wieder Mensch und nur Mensch, wenn gleichwohl auch als solcher den idealen Gedanken des schöpferischen Urbildners in seiner Erscheinung durch edle Formen verkörpernd. — Von dieser Seite also gehörte er der Menschheits-Familie an und gedachte — wie schon erwähnt — nicht entfernt daran sich dieser Würde zu überheben und mit Gott zu identificiren, wohl aber dem Geschlechte der Menschen, deren einzelne Glieder er seine Brüder nannte, vor allem die, welche sich zu seiner Lehre bekannten. — So dann bezeichnete er sich in diesem Sinne oftmals als des Menschen Sohn; und eben daß er, als solcher, und dessen vollkommen bewußt, auch daß er mit allen natürlichen Mängeln und Bedürfnissen eines Menschen behaftet, — dennoch zu dem Urideale sich emporzuringen den Muth hatte, und die Hindernisse todesmuthig besiegte, — das eben ist es was ihn berechtigt als ein Vorbild der höchsten Menschheitswürde, als ein Ideal-Mensch für alle Zeiten und alle Völker der Erde zu gelten.

7.

Als schwierig zu deutende und dem einfachen Verständniß als unfaßlich erscheinende Citate aus den Reden Jesu, sind unter anderen folgende zu bezeichnen:

„Wer mein Fleisch ißt, und trinkt mein Blut, der hat das ewige Leben." — Oder ein ander Mal: „Wer meine Worte hört und glaubt dem der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurch gedrungen."

Was heißt das?

Das heißt: — Wer, nach meinem Vorbilde, die, durch mich dargestellte, reinideale göttliche Vernunft so in sich aufnimmt: — meine Gedanken, meine Lehren, mein ganzes Sein und Wesen so in sich verwebt und verkörpert, in ihnen lebt und wirkt, so daß sie ihm in Fleisch und Blut übergehen: — der stellt in sich — während Alles Andere dem ewigen Wechsel unterworfen ist — das, als Uridee des Schöpfers Bleibende, Dauernde, mit anderen Worten, das ewig Lebende in sich dar, und das Urtheil der höchsten Instanz, das Gericht des Schöpfers dem das verliehte Leben, der Ungehorsam seiner begabtesten Wesen nicht unbekannt geblieben sein kann, kann denjenigen nicht treffen, der meine Lehre in sich aufnimmt und danach lebt; denn er ist nun aus dem — figürlich gesprochen — erstarrten, erkrankten und todtenähnlichen Zustande seines Geistlebens, seiner Denkkraft oder Vernunft, gleichsam als ein Neugeborener, zu dem lebendigen Wirken und Schaffen im Urlichte des göttlichen Geschenks der Vernunft, hindurchgedrungen.

8.

Ferner dann: „Es kommt die Stunde in welcher alle die in den Gräbern sind, werden seine Stimme hören, und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben zur Auferstehung des Lebens, die aber Uebels gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts" —

Was heißt das?

Das heißt: Es kommt dereinst die Stunde wo die in Unvernunft erstarrte Menschheit aus ihrem todtenähnlichen Geistes-Schlafe durch mich, d. i. durch meine Lehre und mein Vorbild, gleichsam durch meine, in die fernsten Zeiten hinaus reichende Stimme aus dem Dunkel ihrer Gräber, d. h. ihrer irre geleiteten Vernunft, werden erweckt werden, und alle, die auf meinen Ruf hören und ihn beachten, werden zu einem neuen vernunftgemäßen Leben

erſtehen. — Denn ſo wie in Gott, dem Schöpfer aller Weſen, dem Vater der Menſchen, der Inbegriff aller Vernunft, der höchſten Intelligenz beruht, — ſo beruht in ſeinem auserwählten beauftragten Vertreter, ſozuſagen in ſeinem Sohne, und bis daher nur allein in dieſem die Incarnation aller irdiſchen, freilich nur ſehr eng begrenzten Vernunft, als deren Ausdruck ich mich dem Geſchlechte darſtelle. — Diejenigen dann, die im dunkeln Drange ihrer, wenn gleichwohl verwahrloſten Vernunft, dennoch dem Siegestage mit einem vorwurfsfreien Bewußtſein entgegentreten können, werden ſich um ſo freudiger dem Kreiſe des neuen geiſtigen Lebens, im Strahl des neuerwachten Lichtes, beigeſellen; während diejenigen Erweckten die auf ihr, durch Unthat getrübtes bisheriges Leben, über ſich ſelbſt zu Gerichte ſitzen und ihre Verirrungen und ihre bisherige blinde Leichtgläubigkeit beklagen werden.

9.

„Ich bin das Brot des Lebens; wer zu mir kommt, dem wird nicht hungern, und wer an mich glaubt, dem wird nimmermehr dürſten. — Ich bin vom Himmel gekommen, nicht daß ich meinen Willen thue, ſondern deß der mich geſandt hat. — Sein Wille aber iſt, daß, wer den Sohn ſieht und glaubt an ihn, habe das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngſten Tage."

Was heißt das?

Ich, — d. h. meine Lehre iſt dem Menſchengeiſte das, was die Speiſe und der Trank dem Körper iſt; nur mit dem Unterſchiede, daß, wer ſeinen Geiſt durch meine Lehre von der reinen, unverfälſchten, aus Gott geborenen Vernunft einmal geſättigt und erquickt hat, der iſt von dieſer Seite ſeines Daſeins für alle Lebenszeit geborgen, denn eine andere Geiſtesnahrung als die, die ihm durch mich geboten wurde und ihn geſättigt hat, bedarf er für ſeinen moraliſchen Halt fortan nicht mehr.

10.

Wie denn, unter welchem Bilde, iſt ſeine vorhergeſagte Wiederkunft in den Wolken zu verſtehen, deren Ausbleiben ſo viele bittre Täuſchung erregte? —

Er verſtand darunter keineswegs die Wiederkunft ſeiner Perſon, ſondern das endliche ſiegreiche Auftreten ſeiner Lehre, die von dem Gewölk der Geiſtesfinſterniß unter Juden und Heiden verhüllt, nun endlich nach heißem Kampfe, ſtrahlend hervortreten, und die Welt mit ihrem Glanze erleuchten werde. — Auf dieſen Actus warten wir noch heute, und manche Generation wird vorausſichtlich noch über die Erfüllung der Weiſſagung hinſterben.

11.

Was verſtand Jeſus unter dem oft gebrauchten Ausdruck: „Himmel?"

Er verſtand darunter alles dasjenige in geiſtig-idealer Beziehung, was der Sprachgebrauch adoptirend in ſinnlich-materieller Uebertragung darunter auch noch heute verſteht: — folglich alle außerirdiſchen Wohnplätze des Univerſums, die ihm, beim Anblick des gestirnten Gewölbes zu dem hinaufblickend, er oft ganze Nächte im Gebet zubrachte — als ſolche ſeinem genialen ahnungsvollen Geiſte vorſchwebten; und da kein Geiſt ohne materielle Träger gedacht werden kann, ſo bleibt dem Gedanken, — ganz abgeſehen von dem imaginären Zuſtande der Beglückung dortiger Weſen — nichts anderes übrig als anzunehmen, daß auch er ſich die außerirdiſchen Wohnſitze belebter Weſen unter der Bezeichnung „Himmel" gedacht haben wird, und auch, gleich uns, den Sitz der Gottheit dorthin verlegte.

12.

Die vorstehenden Erläuterungen und Klarlegungen einiger schwierigen allegorisirenden Partien der Lehrvorträge Jesu, verbreiten ihr Licht auch über alle andern darin enthaltenen Dunkelheiten, und lassen gleichsam durch einen magischen Schleier die Wahrheit und Wirklichkeit der mysteriös erscheinenden christlichen Lehrsätze erkennen, die nach Jesu Abscheiden aus dem Leben, von seinen Verkündigern in mißverstandenem Sinne der Buchstäblichkeit aufgefaßt, unter den Bekennern verbreitet, und dann eben hierdurch die Quelle unsäglichen Elends und Unheils geworden sind; die erst mit und durch die Fortschritte der Naturwissenschaften und der Philosophie abgeschwächt, und einer mildern und humanern Auffassung weichend, dennoch aber ihre Nachwehen noch immer schmerzlich genug empfinden lassen, und nicht eher vollends weichen werden, bis den irrthümlichen Auffassungen der christlichen Fundamental-Lehrsätze die officielle Sanction entzogen, und Jesus als die Incarnation der menschlichen Vernunft, und als die ideale Erscheinung der reinen, ungetrübten Menschenwürde officiell anerkannt und allem Volke als Vorbild zur Nachahmung vorgeführt wird.

Nicht also, wie die minorenne orthodoxe geistige Impotenz meint: daß man vor jenen scheinbar unerklärlichen Lehrsätzen Jesu die Vernunft gefangen nehmen und sie rechtlos erklären solle, sondern, im strikten Gegensatze, ist gerade sie es, die hier ihre brillantesten Siege feiert, indem sie es gerade ist, die auf ihrem ureigensten Gebiete ihre Siegesfahne hoch hält, und gleich einer Sonnenfackel über den Erdkreis die glänzendsten Strahlen verbreitet.

Sagt es der erhabene, weise Lehrer denn nicht mit dürren, unzweideutigen Worten selbst, wenn er spricht: „Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, der wird nicht in Finsterniß wandeln, sondern wird das Licht des Lebens haben." — Und ferner: „So ihr glauben werdet an meine Rede, so seid ihr meine rechten Jünger, da ihr meine Wahrheit erkennt, und die Wahrheit wird euch frei machen." — Wovon frei? — vorläufig sein Volk, die Juden, zu denen er redete, von ihren albernen Ceremonial-Gesetzen und alle dem Mährchenwust ihrer religiösen Traditionen, gegen einige derselben er schon als zwölfjähriger Knabe im Tempel zu Jerusalem auftrat. Schließlich dann aber auch von ihren Lastern und Vergehungen und ihrer moralischen Corruption überhaupt. —

Wir haben nun auch noch die christliche Redeformel vom „jüngsten Tage" zu betrachten, die sich in Jesu Lehrvorträgen oft wiederholt, z. B.:

„Wer den Sohn sieht und glaubt an ihn, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage." —

Dieses allegorische Bild ist seit jeher mit großem Interesse betrachtet, aber irrthümlich beurtheilt worden, indem man sich berechtigt hielt, darunter den letzten Tag vor der Welt Untergang zu verstehen. — Dieses aber ist Jesu Meinung nie gewesen und konnte es nicht sein, denn er wußte sehr wohl, daß, dem damaligen Standpunkte der Naturwissenschaften nach, das Universum dauernd und unendlich wie die Zeit, die Zahl und der Raum sei. — Ueberdem auch ist jeder Tag, an dem wir leben und sind, der jüngste Tag, denn in dem Heute wandelt schon das Morgen.

Sehr viel anders freilich gestaltet sich das dermaleinstige Schicksal unserd und aller Planeten, nach dem Stande der heutigen Naturwissenschaft, namentlich der Astronomie. — Da sieht man allerdings Sterne, mithin ganze Welten entstehen und vergehen. Sie flammen auf und verschwinden nach wenigen Monden, und andere blühen auf und nehmen ihren Platz unter den übrigen Legionen von Sonnen ein, die unsern Abendhimmel ausschmücken. —

Aber auch in dem Familienkreise der Planeten unseres Sonnensystems hat sich den Sehern eine bedenkliche Thatsache bemerklich gemacht. — Zwischen Mars und Jupiter nemlich machte sich, vor der Erfindung des Fernrohrs, eine auffallend große Lücke bemerkbar, und erst im vorigen und dem jetzigen

Jahrhundert stellte es sich heraus, daß diese Lücke durch eine Reihe kleiner Planeten ausgefüllt sei. Anfangs, und eine lange Reihe von Jahren hindurch, kannte man nur vier derselben; als aber die Fernröhre vervollkommt wurden, traten nach und nach aus der blauen Tiefe deren weit über hundert, mindestens 182 kleinere Planeten hervor, und wahrscheinlich haben sich noch viel mehr durch ihren geringen körperlichen Inhalt der Wahrnehmung entzogen. —

Diese Thatsache, im weiten Himmelsraum, so weit das menschliche Auge reicht, die einzige, läßt sich nur durch eine Katastrophe erklären, die einstmals einem an jener Stelle situirten großen Planeten überkommen sein muß, indem er durch eine wahrscheinlich innere Ursache explodirte und so in viele kleine Stücke zerlegt und in die Ferne fortgeschleudert wurde, wo diese nun, wie einst der Mutterplanet, um die Sonne kreisen, bis jedem einzelnen, vielleicht nach Billionen von Jahren, wo sie zu größern Planeten gediehen sind, ein ähnliches Geschick überkommt. —

Zunächst aber führt uns die Betrachtung zu unserer Mutter Erde, indem wir fragen: ist es denn diesemnach nicht auch denkbar, daß sie dereinst einer solchen Katastrophe unterliege? — Die Wissenschaft sagt ja! und das Brüllen unserer Vulkane scheint diese Antwort zu bestätigen. — Wie so das? — Hören wir darüber die Wissenschaft.

Auch die Erde ist gleichsam ein großes, animalisch belebtes Wesen: Fluiden und Ströme circuliren in ihrem Innern, und vor Allem ist die Wärme daselbst in einem alle menschlichen Begriffe übersteigenden Grade vorhanden, und diese gerade ist es, durch deren ausdehnende und zersetzende Kraft Katastrophen vorstehender Art veranlaßt werden können.

Fragt man, wer uns über den Grad der Erdwärme Auskunft ertheilt hat, so sind es folgende Erfahrungssätze.

Man weiß, und es ist allgemein bekannt, daß die Temperatur des Erdinnern bei je 50 Fuß um einen Grad F. zunimmt. — Nach diesem Maßstabe — der von der Wirklichkeit wahrscheinlich noch viel überboten wird — kocht in einer Tiefe von 7209 Fuß schon das Wasser, schmilzt bei 25,200 Fuß schon das Blei, ist bei 11,200 Meter Rothglühhitze, schmilzt bei 34,000 Meter das Gold, bei 120,000 Meter Gußeisen, und bei 160,000 Meter Platina, Porzellan und jede feuerfeste Substanz. Nun beträgt aber die Tiefe der Erde bis zum Mittelpunkt am Aequator etwa 7,425,000 Meter, — woher sollen wir nun nach obiger Berechnung einen Begriff für die an jenem Erdcentrum herrschende Hitze hernehmen? —

Die durch eine solche ermöglichte Spannung und chemische Zersetzung der Stoffe im Innern der Erde, übersteigt in Wahrheit alle menschliche Vorstellung, und nur das Wüthen der Vulkane, ohne deren Vorhandensein die Erde wahrscheinlich schon längst explodirt wäre, giebt uns einen ungefähren Fingerzeig, welcher Ungeheuerlichkeiten die chemischen Naturkräfte fähig sind, sofern sie keine freigebende Ableitung finden, und noch ganz neuerdings, im Sommer 1875, haben die Astronomen beobachtet, daß ein, dem Sternbild der Krone angehöriger Stern plötzlich das hundertfache seines gewöhnlichen Glanzes ausstrahlte und dann erlosch. Aehnliches ist ohne Zweifel einmals auch unserer Sonne arrivirt, und unserer Erde, sammt allen andern Planeten und Monden wären somit als das Produkt einer solchen Explosion zu betrachten.

Daß nun dergleichen Vorgänge im Universum nichts Unerhörtes und Fabelhaftes sind, darüber sprechen auch die fort und fort herabstürzenden Meteorsteine ein gewichtiges Wort mit, wenn auch die Behauptung einiger Gelehrten, daß eben durch dergleichen Ankömmlinge die ewige Gluth der Fixsterne, und folglich auch unserer Sonne, genährt und unterhalten werde — wohl nur zu den kühnen Hypothesen gezählt werden darf. — Jedennoch ist keine andere und bessere Erklärung bekannt, wie und wodurch die Gluth unserer und aller der Milliarden Sonnen genährt wird, die auf der unsern von Zeit zu Zeit und hie und da so hell aufflackert, daß die zuckend aufleuchtenden

Fackeln an die 300,000 Meilen lang geſchätzt werden. Gewiß iſt, daß in einer ſolchen Gluth, wie ſie die Sonne enthält, alle planetariſchen Stoffe, wie wir ſie auf dieſer unſerer Erde kennen, ſofort beim Eintritt in Dampf und Gaſe aufgelöſt werden würden. Ob dies dermaleinſt auch das Loos dieſes unſers zeitlichen Wohnplatzes ſein wird, bleibe dahingeſtellt, und jedenfalls iſt es Vermeſſenheit zu nennen, wenn man zu behaupten wagt, daß die Erde und ihre Bewohner die Bürgſchaft ihrer Entwicklung bereits überlebt habe, und in eine Periode eingetreten ſei, die entweder einem langſamen Verfall oder plötzlichem Tode unterliegen werde; letzteres jedoch am wahrſcheinlichſten ſei.

Daß man für dieſe Behauptung Gründe anzuführen weiß, darf nicht Wunder nehmen. Um aber deren Werth beurtheilen zu können, dürfen wir ſie der Kenntnißnahme nicht entziehen, und zwar um ſo weniger, als das Eintreten der Kataſtrophe nicht ſehr fern liegen ſoll.

Man denke — heißt es — an die ſchrecklichen Ueberſchwemmungen überall in Europa; an die Erdbeben an ſo vielen Orten Amerika's und deren Verwüſtungen z. B. in Porto Rico; an die Erdſtöße in Amerika und Nord-Carolina bis Waſhington, und in Europa ganz in unſerer Nähe, am Rhein und ſonſt auch in Süddeutſchland und Weſtphalen.

Große innere Störungen — wird behauptet — ſeien überdem allezeit in den tiefſten Kohlenſchachten vorherzuſagen, und zwar ſowohl durch die tiefen Barometerſtände, als auch durch die ſchlagenden Wetter, die ſchon nicht mehr durch die beſten Sicherheitslampen zu vermeiden ſeien. — Unterirdiſche, bedrohliche Pulſationen — behauptet man — ſeien durch den neuerfundenen Simographen in den tiefſten Kohlenkammern wahrzunehmen.

Bei keiner frühern Gelegenheit aber ſollen ſich für die wiſſenſchaftliche Betrachtung ſolche furchtbare gefahrdrohende Phänomene im Erdinnern dargeboten haben, als eben jetzt, und man dürfe daraus ſchließen, daß große überwältigende exploſive Kataſtrophen, alle menſchlichen Begriffe überſteigend, ſtattgefunden haben. —

Sei dem nun, wie ihm wolle, ſo iſt wenigſtens das gewiß, daß eine ganze Reihe von Gelehrten die Bewegungen im Innern der Erde mit Spannung verfolgen, und ſie Alle behaupten, daß die Erde gerade in der gegenwärtigen Zeit in Folge einer unerklärlichen Expanſion der unterirdiſchen Gaſe einem furchtbaren Drucke unterworfen und eine Kataſtrophe, die alles Lebendige mit Vernichtung bedroht, nicht ferne ſei; ja man iſt ſogar kühn genug, die dieſelben begleitenden Scenen ſpeciell auszumalen, indem es heißt:

So erbarmungslos es klingt, ſo muß es doch geſagt werden, daß die den Untergang der Erde begleitenden Phänomene ſchrecklich ſein werden. Sie dürften mit ganz ungewöhnlich feuchtem Wetter beginnen, und fürchterliche Donner und Blitze, bei denen das ganze Firmament in Flammen erſcheine, würden folgen. Ungeheure Erdriſſe, durch welche die Gewäſſer hinabſtürzten bis zu dem Sitze der Central-Gluth, würde ein Alles übertönendes Ziſchen und Brauſen erregen, gleichſam wie wenn die Ventile eines ungeheuren Dampfkeſſels geöffnet würden, und alles feſte Land werde entweder in dem ungeheuren Schlunde des Weltmeeres verſchwinden, oder aber wie jener zerſplitterte Planet zwiſchen Mars und Jupiter in die unendlichen Räume des Weltalls hinausgeſchleudert werden, um dort auf andern neuen Bahnen die Sonne zu umkreiſen, oder gar von derſelben als Heizmaterial verſchlungen zu werden.

Daß Jeſus bei ſeinen Warnungen an einen ſolchen ſogenannten Weltuntergang nicht gedacht haben kann, geht allein ſchon daraus hervor, daß er ausdrücklich die Fripießlichkeit der Flucht hervorhebt, die ja doch bei einem Weltbrand, wie eben vorhin geſchildert worden, nichts nützen könnte, abgeſehen davon, daß man von dem Innern des Erdballs, namentlich von einem Centralfeuer damals noch nichts wußte. —

Und hier nun dürfen wir dieſes verfängliche, dennoch aber hochwichtige Thema mit der Ueberzeugung verlaſſen — daß, wie ſchon vorhin erwähnt —

nach vorstehendem Thema auch alle die speciell nicht berührten sonstigen Dunkelheiten in den Lehrvorträgen Jesu leicht und natürlich aufzuklären sind. — Darnach muß es denn auch gesagt werden, daß Jesus, im Lichte der gesunden Vernunft betrachtet, und nach seiner eigenen Auffassung und Ueberzeugung, sein Leben nicht etwa für die Menschheit im Sinne der Stellvertretung zum Opfer gebracht, als sei dadurch die etwaige Schuld jedes einzelnen Individuums der Gegenwart und Zukunft bis in alle Ewigkeit hinaus, und für alle Völker gültig, getilgt worden; — sondern der Glaube und die Hoffnung, durch seine Lehre die gesunde Vernunft auf Erden zur Herrschaft zu verhelfen, und dadurch eine allgemeine Veredlung der Gesammtmenschheit zu erstreben und die Sündhaftigkeit zu beseitigen, ein Entschluß, für dessen Ausführung er sein Leben unter den dermaligen politischen Verhältnissen zur Wage setzte, das war der Zielpunkt seines Strebens und die Ursache seines verhängnißvollen Geschickes auf der abschüssigen Bahn, auf der ihm manche andere Glaubenshelden für minderberechtigte Doctrinen gefolgt sind.

In der Thatsache nun, daß er für seinen hochherzigen Lebenszweck, die Begründung einer universellen Vernunft-Monarchie über die ganze Erde und für alle Völker in den Tod ging, weil er dieses Opfer für seinen riesenhaften Zweck ersprießlich hielt, darin liegt für den oberflächlichen Denker allerdings ein Schein von Berechtigung für das Dictum: er habe für die Sünden der Menschheit sein Blut vergossen, und durch diesen physischen Leidensakt alle Sündenschuld der Menschheit getilgt. — Aber dieser Schein trügt, und zwar nicht nur durch die logische Unmöglichkeit, sondern auch durch den klar vorliegenden factischen Irrthum: Zweck und Mittel zu verwechseln. — Der leicht zu vermeiden gewesene Tod Jesu war nemlich in seinem Ideengange keineswegs irgend ein beabsichtigter Zweck — z. B. Abwaschung der Sündenschuld der Menschheit — wie es die Gläubigen behaupten; — sondern der hochherzige Weise betrachtete das dargebotene Opfer seines Lebens, ganz im Charakter seiner Zeit und seines Volkes, speciell der verbrüderten Essäer — als Mittel seiner Lehre Eingang, Dauer und Erfolg zu sichern, wenn er als Blutzeuge für sie auftrat und einstand.

Hiernach also reflectirt sich das Christenthum seiner Grundidee nach in die Rehabilitation der reinen Vernunft nach den urschöpferischen Prinzipien, als deren erste und nächste moralische Frucht die Nächstenliebe, und intellectuell die Verwerfung aller und jeder religiöser ceremoniellen Pflicht-Gesetze, so wie auch der Natur- und Logik widrigen Glaubenslehren, einzutreten hat, und auf allgemeine Gegenseitigkeit fundirt sein soll.

Daß einer solchen, auf die urschöpferischen Denkgesetze basirten Lehre der endliche Sieg nicht entgehen kann, war dem Stifter unserer Religion vor fast zweitausend Jahren eine eben so unwandelbare Ueberzeugung als sie es noch heute jedem denkenden Geiste sein muß, der den Lauf der Weltgeschichte mit ungetrübtem Blicke überschaut und erwägt, daß in dem Begriff „Ewigkeit" zweitausend Jahre kaum den Werth eines Augenblicks in der Spanne Zeit eines Menschenlebens beanspruchen dürfen. — Eben so natürlich aber war auch der vorauseilende Gedanke, daß der Kampf zwischen Vernunft und Unvernunft, zwischen Licht und Finsterniß, ein erbitterter und zwar um so mehr sein werde, je früher er entbrenne. Je länger aber der Lauterungs-Proceß sich verzieht, und mit der Abklärungszeit nicht geeilt, um desto weniger gesamtvoll für die Zeitgenossen wird der Moment sich gestalten, der uneigentlich von dem Seher als der jüngste Tag bezeichnet wurde; denn jede Ueberstürzung erzeugt Explosion, und nur der allmälige Abbruch legt langsam und besonnen ein Stück der verfallenen Ruine neben der andern nieder, oder baut sofort ein neues sicheres Fundament daraus zusammen.

Dies zum Zeugniß tritt denn auch uns seit einem Jahrhundert etwa die Thatsache entgegen, daß die erste und nächste Frucht der zum Siege berufenen Vernunft, die Humanität, mehr und mehr immer grüne Keime treibt; die

mißverſtandenen chriſtlichen Geheimnißlehren in den Kreiſen des freien Bürgerthums an Autorität Verluſt leiden, und faſt nur noch bei der Minorität der Prieſterkaſte aus weltlichen Intereſſe-Rückſichten oder auch aus Geiſtesſchwäche einen anklammernden Rückhalt finden, ohne zu bedenken, daß ſie dadurch zum Verräther an der hochherzigen Erlöſungs-Theorie ihres Herrn und Meiſters werden, der ihresgleichen zu den Todten zählte, und in dieſer Beziehung einſtmals zu einem ſeiner Jünger ſprach: „Laßt die Todten ihre Todten begraben!“ —

So denn branden die hochgehenden Wogen der zweiten und letzten chriſtlichen Reformation noch immer ohne durchgreifenden Erfolg gegen die Klippen der im blinden Glauben erſtarrten Orthodoxen, und bis ſie vollends unterwaſchen ins Meer der Ewigkeit hinabſtürzen, wird noch eine gute Zeit verrinnen. Dennoch aber muß und wird endlich einmal auch ihr jüngſter Tag anbrechen, denn

Soll die Wahrheit ewig weinen? —
Nimmer ihre Sonne ſcheinen? —
Nein! — es wird, es muß auf Erden
Endlich einmal Sonntag werden!

Unterhaltung mit Gott in der Natur.

Religiöse Gesänge.

(Einem größern noch ungedruckten Werke entnommen.)

Epiſtel an die modernen Gottesleugner.

1. Entringe dich, mein Geiſt, dem Erdentaube, Und ſchwing' dich auf zu jenen Aetherhöh'n, Wo am Gewölbe jener Sternenlaube Entflammte Welten auf und nieder geh'n. Des Geiſtes Fittig iſt nicht mehr der Glaube, Als könnt' der Blindgeborne Geiſter ſehn: Die Paradiesesfrucht iſt längſt gezeitigt, Des Wiſſens Frucht; — das Glauben iſt beſeitigt.

2. Und dennoch nagt an allen Tempelpforten Mit frechem Leichtſinn ſcharf, des Zweifels Zahn; Man lügt der Welt, daß längſt ein Seher worden Des blindgebornen Zufalls alt'ſter Ahn. Rühmt auch ſolch Mährlein Reißig aller Orten, Und preiſt den neuerkeimten Weisheitswahn. Daß man den Zufall — wenn gleich ungeboren — Zum gnadenreichen Schöpfer auserkoren.

3. Aus welchem Irrenhauſ' — fragt d'rob der Weiſe — Sind dieſe Wüſtenpred'ger denn entlob'n? — Sie dächten gern die Weltuhr aus dem Gleiſe Und ſprächen des Geſetzes Ordnung Hohn. — Ein Welten-Chaos wirft man in die Kreiſe Und ſetzt den König Zufall auf den Thron. Die Wiſſenden heißt man des Wahnes Erben; Die Allvernunft iſt Unſinn; — Weisheit: — Scherben.

4. „Es ſchreitet durch des Weltalls Rieſen-Räume" — Spricht der Anarch — „Gedanke nicht und Sinn; Das, was ihr Abſicht nennt, ſind leere Träume, Die Wirklichkeit ein leeres Hirngeſpinn. — Des Donners Groll, der Katarakten Schäume, Und daß ich ſelber lebe, daß ich bin, Iſt nichts als Trug; — was immer ich beginne, Iſt nur ein Gaukelſpiel bethörter Sinne."

5. So ſpricht der Thor aus ſeines Schädels Leere: „Ein Meiſterwerk bedarf des Meiſters nicht. Und daß im Bild man auch den Bildner ehre, Verdient — meint er — ein ernſtes Spottgedicht. Der Sphären Kreislauf folgt dem Maaß der Schwere. Und was man Ordner heißt, iſt nur — Gedicht. Ein blinder Mann ſchuf euch den Irisbogen Und hat der Farben Schmelz ans Licht gezogen.

6. Wollt ihr vollends den Gott im Buſen wittern, Weil ihr verſtändiger als der Rie ſeid? — Da werd' ich euren Hochmuth gleich zerſplittern: Ein Wurm beſchämt euch an Geſchicklichkeit." — Wer aber lehrte, ein Gewinnſt zu wittern, Den Wurm die Webkunſt für ſein Sterbekleid? — Sucht es von außen, oder ſucht's von innen, Ihr müßt mit Gott beenden und beginnen.

7. Reicht immer eu'r Manbat der Menſchenwürde Getroſt zurück, und ſtrebt dem Thierkreis nach; Dem ſein Beruf nicht des Gedankens Bürde. Sein Cultus ſtets nur in der Fütt'rung lag. Verlaßt das Capitol und ſucht die Hürde. Wo man beglückt, wenn's nicht an Fraß gebrach. — Des Maulwurfs Gott iſt ein Gewürm im Staube. — Der Adler ſteigt zum Licht. — Das iſt mein Glaube.

Erkenntniß Gottes.

1. Gedanke, sprenge deine Hülle. Das Wort, in das man dich gebannt. Frei mußt du sein, das sich erfülle, Was das Gesetz dir zuerkannt: Des Meeres Fluthen sollst du theilen, Die Erde spalten wie ein Buch, Und bei Gestirnen nächtlich weilen, Wohin des Sehers Rohr je trug.

2. Wo nur lebend'ger Geist uns winket, Wo Welt um Welt im Raum erblüht, Im Tropfen, der ein Nichts bedünket, Im Staube, der am Mittag glüht, Durch alle Höhen, alle Tiefen Soll der Gedanke forschend gehn; Denn Millionen Stimmen riefen: Hier ist die Gottesschrift zu sehn.

3. Wo ist ein and'res Buch zu finden In das er selbst sein Denken schrieb? Gesetze, die das Weltall binden, Daß es in Wirbeln steig blieb. Wo ist die Spur, da er gewandelt? Wo anders als auf freiem Plan? — Wo der Allmächt'ge denkt und handelt Der eignen Ordnung unterthan.

4. In diesem Buche will ich lesen, Auf seine Spuren lauschend seh'n. Denn nirgend ist er je gewesen Und niemals ist sein Werk geschehn. Weil endlos, wie der Zeiten Welle Und wie der Lebenskette Band Sein Odem weht durch jede Zelle, Den des Gedankens Flug umspannt.

5. Umsonst ist's, meinen Geist zu laden Nach grauer Vorzeit Nebelhöh'n; Ich will im jungen Licht mich baden. Die Wunder meines Gott's zu sehn. Der Kindheit unbedacht Vergnügen, Mag sich an Seifenblasen freu'n, Es schlürft der Mann in vollen Zügen Der Weisheit heil'ge Fluthen ein.

6. Er hört nicht in des Donners Grollen Des Schöpfers Schelten oder Drohn; Er sieht die goldnen Becher rollen, Für jeden fleiß'gen Erdensohn. Selbst in des Strahles Gluthgeberde Lies er der Urschrift altes Wort, Es führt der Himmel seine Erde, Zu ew'ger Zeugung fort und fort.

7. Durch seines Tempels mächt'ge Hallen, Geschmückt in tausendfält'ger Pracht, Seh' ich den Hohenpriester wallen Zu heil'gem Dienste, Tag und Nacht. Mit Blüthen schmückt er die Altäre, Mit Sternen seiner Kuppel Bau; Und predigt Psalmen seiner Ehre In ewig neuer Wunderschau.

8. Drum laßt uns lauschend in den Hallen, Im Dom der Andacht sinnend stehn! Und vor dem Priester niederfallen, Auf daß wir neu geweiht erstehn. Denn nur wer in der heil'gen Quelle Der Andacht badet seinen Geist, Dem wird das Dunkel klar und helle, In dem der Odem Gottes kreis't.

9. Sollt ich nur seinen Namen nennen? Soll ich nur glauben, daß er lebt? — Nein! — er erschuf mich, zu erkennen Den Sinn, der in der Schöpfung webt. — Sein Buch liegt offen aufgeschlagen, Es schuf dem Geiste gluthend Licht; So wehrt dem Strahle nicht zu tagen, Und les't das göttliche Gedicht. —

10. Kühn in des Meeres grüne Wellen, Gleich rüst'gen Tauchern, steig hinab, Dem Licht die Perle zu gesellen, Ein Schmuck für unsern Wanderstab. Kann denn der Strahl dem Auge schaden? — Die freien Lüfte meiner Brust? — Nein! — mich in Gottes Glanz zu baden Sei ewig meines Geistes Lust.

Der Gotteshauch im Frühling.

1. Ich denke dein, du Urquell alles Lebens. Wenn, neu geschmückt, der Tempel der Natur Zur Andacht mahnt, und wahrlich nicht vergebens ruft zum Gebet die große Weltenuhr. — Ein frischer Hauch, vom Himmelsdom hernieder Des Waldgefieders muntre Frühlingslieder, Der Käfer Schwirren und der Biene Flug, Die Balsamluft aus tausend Kelchen trug.

2. Und Alles, was vor den erstaunten Blicken Von langem Schlummer neubelebt erblickt: Die Blumen, die dem Wanderer freundlich nicken, Wenn er umduftet durch die Fluren geht; Die Lerche, die ihr eigen Lied sich dichtet, Und dem Gewölk von ihrer Kunst be-

richtet. Und Alles, was im Jubel sich ergeht, Ist's nicht ein lauter Hymnus? — ein Gebet? —

3. Ein Auferstehungsfest wird rings begangen, Umstrahlt von neu verjüngtem Himmelsglanz. Wo Vulkt Koryien regt sich ein Verlangen: Die Sehnsucht nach der Liebe Blütenkranz. Die Liebe ist es, die nach Liebe trachtet, Die Gottesliebe, die die Welt entfachtet, Und wie durch Zauberkraft und Zauberruf Ein farbenprächtig neu Geschlecht erschuf.

4. So schmückt ein Allkraftwort den Erdengarten, Für seiner Kinder auserwählte Schaar, Und mahnt sie freundlich sein Geschenk zu warten, Das, schön an sich, stets Schönres noch gebahr. Denn um das Licht Geschaffne zu vereinen, Senkt einen Strahl er in die Brust der Seinen: Der Liebe Stern — ein heilig Geisterband, Das er dem Sohn um seine Schläfe wand.

5. Allein es träuft die Wolke ihren Segen Nicht nur um Schönheit auf die durst'ge Flur; Der güt'ge Vater spendet Licht und Regen, Um Nothdurft auch den Kindern der Natur. Des Halmes Schaft strebt zu der Aehrenkrone, Die Hülse schwillt, daß sie den Acker lohne; Und schlürft mit Inbrunst duft'gen Blütenstaub Im luft'gen Spiel: ein süßer Liebesraub.

6. So denkt ein güt'ger Vater seiner Lieben Mit weiser Vorsicht früh am Morgen schon, Daß nicht am Mittag leer die Tennen blieben, Und goldne Frucht ist bald des Fleißes Lohn: Drum laßt uns nun, eh' noch die Sensen klingen, Dem Gott der Lieb' ein freudig Loblied singen. Denn in der Knospe, die der Frühling schwellt, Ist Lieb' und Weisheit schwesterlich gesellt.

Unterm Sternenhimmel.

1. Ein Gottgefühl durchschauert meine Glieder, Ein heiliges Ahnen weckt die Andacht mir; Erhebt den Blick nach oben, Erdenbrüder, Und zählt der ew'gen Gottheit die Gebäud'. Die Nacht, mit ihren Flammenwelten Spricht kräftger noch als Donners Schelten: Was sagst du, Mensch, zu dieser Pracht? — Was zu dem Gott der sie vollbracht? —

2. Was ahnest du, wenn Blicke sich verlieren In jenen stolzen ungemeßnen Raum? — Wohin, durcheilt'st du ihn, würd' er dich führen? — Mein Herz erbebt vor solchem Riesentraum. Es ist der Sehnsucht tief Empfinden, Dem Erdbau möcht' ich mich entwinden Und mit der Abendröthe Glühn, Zum Sitz der ewigen Gottheit fliehn.

3. So ist der Mensch! — die Sinne wollen gelten. Der Nachtwind rauscht, — es ist des Schöpfers Hauch — Der Donner rollt — er nennt es Gottes Schelten, Es schwimmt sein Bild in der Vulkane Rauch. Vom Sinne nährt sich der Gedanke. Durchbräch ich gleich die Erdenschranke, Und säh' ihn nun im Strahlenlicht: Verstummt ich nicht vor dem Gesicht? — —

4. Würd' ich sein Bild in Worten fassen können, Und des erhabnen Anblicks mich erfreu'n? — Könnt ich ihn dann noch meinen Vater nennen Und wie ein Kind vertraut und liebreich sein? — Würd' es dem Fremdling je gelingen, Mit menschlichem Gefühl zu ringen? — Nein! — was mein ahnend Herz bewegt, Genügt so lang' es menschlich schlägt.

5. Und nimmer täuscht mich diese Daseins-Freude, Die Seel' und Sinn' mit gleicher Lust erfüllt, Wenn ich mich an dem Bau der Schöpfung weide, An des gestirnten Himmels Zauberbild. Wenn ich bewundernd auf der Höhe Der stolzen Menschenwürde stehe, Die ihren Gott erkennt und spricht: Herr! — von dem Rechten laß' ich nicht.

6. O, Menschen! Alle, kommt und schwöret Vor dieser Gottgeweihten Sternenpracht; Auf daß der Weltgeist das Gelöbniß höret, Der über Myriaden Welten wacht: Beschwört den Bund der Bruderliebe, Daß Jeder seine Pflichten übe, Die er mit ew'ger Flammenschrift Im Weltgeist verzeichnet trifft.

7. Du Weltenvater, Geist voll Lieb' und Güte; Gabst Willensfreiheit uns, und den Verstand. Sie liegt verdorrt, die edle Geistesblüte, Schmachvoll geknickt von schnöder Menschenhand. Das Steuerruder liegt in Banden, Ein Meer von Lastern sieht man brenden, Und in ein früh gegrab'nes Grab Setzt Menschen die Verzweiflung ab.

8. Erleuchte uns, o Weltgeist! — soll man glauben, Der Mißklang müsse durch die Erde ziehn? — Nein! — nichts soll uns die schöne Wahrheit rauben: Es kann für Recht ein jedes Herz erglühn, Und dieses Reich — wer will's uns wehren! — Statt es durch Laster zu entehren, Durch Haß und Habsucht zu entweih'n: Es könnt' ein Reich der Eintracht sein.

9. Es ist es nicht, es ist es nie gewesen, Das Räthsel bleibt, und man enthüllt es nicht, So laßt mit Lust uns in der Schöpfung lesen, Und was sie lehrt vollbringen: — uns're Pflicht. Bescheidner Sinn sei uns beschieden, Vertrau'n auf Gott und Seelenfrieden; Dann seh'n wir, — wissend wer da wacht, Getröstet in die Sternennacht.

Am Neujahrs-Morgen.

Ein Hymnus.

1. Schweb' hinaus, und miß die Bahn der Zeit, Trauter Wohnplatz, unsers Gottes Erde, Daß der Strom ergrauter Ewigkeit, Noch um einen Tropfen reicher werde: — Muthig, ob die Woge sich auch thürmt, Wenn's im Busen nur nicht tobt und stürmt: Muthig blick ich in die weite Ferne, — Sonne, steig herauf! — erbleicht ihr Sterne! —

2. Dank dir, Herr der Zeiten, Vater, Dank! — Daß du für des Jahres ersten Morgen, Und für meiner Seele Hochgesang, Freundlich noch mein Dasein mir geborgen. Daß, vom Hauch der Wahrheit froh belebt, Frei der Geist hinauf zu dir entschwebt, Daß du ihm vergönnt hast mit Entzücken, In der Schöpfung Wunderbau zu blicken.

3. Kühn durcheilt er die Vergangenheit, Zu dem ältesten der Erdentage, Zu dem ersten Festtag aller Zeit, Daß er sich die Wundermähr erfrage: Als des Schöpfers ordnender Verstand Die Gesetze der Natur erfand, Und ein myriadenfältig Leben, Diesem Sandkorn seiner Welt gegeben.

4. Du, der sich mein frommer Mund erkühnt, Menschlich mit dem Namen Gott zu nennen — Du Herr bist's, vor dem die Flur ergrünt, Und Lebend'ge dein Geheiß erkennen. Menschen! — Zweifelt ihr an dem Gebot, Seht! — — noch ist die Rinde kalt und tod, Doch in diesem finstern Grab verborgen, Schläft des ersten Tages goldner Morgen.

5. Aber kommt — die ihr nach Wundern fragt, Um an Gott, den Weltengeist zu glauben; Muthig nur den Flug hinaus gewagt, Daß der Einfalt wir den Zweifel rauben: Jetzt entschlüpft, was kein Verstand begreift, Was durch seinen Hauch, erkeimt, gereift, Zaubergleich dem Schooß der Mutter Erde, Daß das Leben eingekleidet werde.

6. Staunen weckt der große Schöpfungstag, Jener Anfang aller Erdendinge, Und Bewundrung wird im Busen wach, Daß ein Loblied man dem Schöpfer singe. Wer ist's der mit seines Geistes Kraft, Ohne ihn den kleinsten Wurm erschafft? — Ihn ernährt in unerforschtem Wesen, Das Geschlecht erhält, wie er's erlesen? —

7. Unvollendet ist des Menschen Kunst, Abgeschlossen nur das Reich der Kräfte, Weltenvater! — groß ist deine Gunst Für der Menschheit menschliche Geschäfte. Züchten darf man Gaben der Natur, Schaffen ann dein heil'ger Wille nur. Wer kann aber d'roh uns Auskunft geben: Was ist Anfang? — was ist Schaffen? — Leben?

8. Droben — tönt es leis' im Busen mir — Wisse: — droben giebt es keine Wunder: Einstmals zog von Jenseits dort auf hier, Unsers Daseins Keim, ein Hauch, herunter. Für die ewig stille Geisterwelt Ist der Mensch

mit keinem Sinn bestellt. So verrauscht denn Welle stets auf Welle, Und wir dürsten ewig an der Quelle.

9. Deine Ordnung ist's, du hast's gewollt, Weltenvater, daß wir dürsten sollten. Thor, wer deiner weisen Absicht grollt, Thor, wer seiner Menschlichkeit gescholten. Wär' uns hier der Becher schon gereicht, Ausgelöscht ein hoffnungsvoll Vielleicht! Wo denn blieb die Lust hier noch zu leben? — Kraft für Dulden und für Tugendstreben? —

10. So denn blick ich mit Zufriedenheit Auf das Zeitfest, das wir jetzt begonnen. Der Erkenntniß sei's zunächst geweiht, Daß du herrschest über Erd' und Sonnen. Daß wir auf der weitgestreckten Bahn, Deiner Lieb' und Weisheit unterthan. Die im Bann von Myriaden Wesen Menschen zu Verkünd'gern sich erlesen.

11. Siehe denn nun mild auf uns herab, Guter Gott, an jedem neuen Tage; Reiche deiner Menschheit einen Stab, Daß sie muthvoll ihre Bürde trage. Hilf, wo sie gedrückt von Erdennoth, Tief und tiefer stets zu sinken droht. Oder auch, vom Erdenglücke trunken, Würdelos im Sinnenrausch versunken.

12. Lehr' uns dankbar für die Gaben sein, Deren du so viel uns ja gegeben, Und um einen lügnerischen Schein, Thörigt nicht nach Truggebilden streben. Mit des Erdballs raschem Fluge eilt Alles hin was du uns zugetheilt; Nur der Reichthum geist'ger Ehrengaben, Mag vielleicht noch eine Zukunft haben.

Am Neujahrs-Abend.

1. Einmal schloß sich schon das lichte Thor, Einmal sank der schwarze Trauerflor, Schauerlich vor unsern Blicken nieder, Seit zu ihrem ew'gen Ziele wieder, Leisen Flugs, sich Zeit um Zeit vertauscht, Und der Engel der Vollstreckung lauscht Mit der Sanduhr schon auf frischen Hügeln, Hat der Erd' ihr Darlehn schon gebracht. Emsig trägt die Zeit auf raschen Flügeln Menschen wieder in die Grabesnacht.

2. Aber der der Sterne Bahnen maß, Mich zum denkenden Geschöpf erlas, Allen Wesen ihr Gesetz gegeben: Der erhabne Schöpfer kennt nur Leben. — Töne, mahne rastlos, Weltenuhr! — Würge immer Kinder der Natur! Schaffen ist es vor der Gottheit Blicken, Leben haucht er durch die Sphäre hin, Und die Erde trägt auf ihrem Rücken Neues Leben wenn ich nicht mehr bin.

3. Wenn ich nicht mehr bin? — Bedenklich Wort! Das der große Steuerlenker dort, Mit dem ewig unerforschten Willen, Nimmer wehrt dereinst sich zu erfüllen. Ja, vielleicht ist schon der Tag bestimmt, Eh' die Erdbahn sich zum andern krümmt, Noch bevor ich hier, an dieser Stätte, An der Schwelle neubegonn'ner Zeit, Freudig wieder vor den Urgeist trete, Hat das Sein er von dem Schein befreit.

4. Immerhin, wie dir's, mein Gott, gefällt! Freuen will ich mich der schönen Welt, Furchtlos vor dem ernsten, stillen Boten; Hoffnung schmückt das düstre Haus der Todten, Blüthen freundlich noch die Gegenwart; Ob der Sturm gleich manche früh erstarrt, Der mit wildem Rasen durch das Leben, Jedes Erdgebornen meistens zieht. Eine Freistatt darf der Busen geben, Der für Recht und Pflicht und Wahrheit glüht.

5. Ach, ich weiß, daß — tief das Haupt gesenkt, Mancher angstvoll an die Zukunft denkt. Viele, die das Elend unterwunden, Wünschen, daß des Lebens Traum entschwunden. Und des neuen Jahres weite Bahn Macht sie der Verzweiflung unterthan. Zürne, guter Vater, keinen Schwachen Der an dich — und an sich selbst verzagt. Laß den freud'gen Trost in ihm erwachen, Daß nach jeder Nacht ein Morgen tagt.

6. Jenen Glauben, dem, mit Muth beseelt, Nicht die Lust zu tapferm Kampfe fehlt. Dem die Frist, die gütig ihm

verliehen. Zu der Liebe Weihgeschenk gediehen; Der aus Wahrheit, Tugend, Recht und Pflicht Einen Kranz der schönsten Freuden flicht; Dem in Leidensnächten niemals grauet Weil ein Strahl von dort den Geist erhellt, Der uns hier schon einen Himmel bauet, Eh der Leib noch in sein Nichts zerfällt.

7. Mit ihm schreit' ich auf der Bahn der Zeit, Auf der Wahlstatt der Vergänglichkeit, Meinen Blick gerichtet nach den Sternen, Nach der Zukunft hoffnungsreichen Fernen. Sein gedenk ich wenn der Tag erwacht, Sein am Eingangsthor der Mitternacht. Muthig blick' ich bei des Jahrs Verrauschen Heiter in das ernste Wellenspiel; Seines Trostes Stimme will ich lauschen Bis zum letzten Schritte an das Ziel. —

Morgengebet an einem Geburtstage.

1. So steh' ich denn noch einmal an der Wiege, In der des Lebens holder Traum begann; Erblichen sind des Bildes heitere Züge, In Räthseln hebt der große Bildner an. Woher? Wohin? — Warum? — vermeß'ne Fragen, Das heilige Buch wird uns nicht aufgeschlagen. Ich sah das Licht mit unerschloss'nem Sinn, Und lernte spät erst, daß ich ward und bin.

2. Doch sollte ich mich nicht der Stunde freuen, In der ich Bürger dieses Sternes ward? — Sollt ich als Mensch mich schnöden Kaltsinn's zeihen, Weiß ich denn welcher Zweck noch meiner harrt? — Wer kann so tief im Wissen sich versenken, In Zeit und Raum das Nichts zu überdenken; Nur wo in Harmonie das Leben Tempel baut, Wird Göttliches mit seinem Gott vertraut.

3. Ich ward; — ich lernte leben, denken, fühlen; Ich stand in Gottes weitem Schöpfungssaal, Vergaß bei meiner Kindheit heiteren Spielen, Daß Nichts Ergebniß meiner freien Wahl. Doch endlich ward die Erde mir zu enge, Hinaus aus diesem wogenden Gedränge Sehnt' sich der Geist; — er fragt und ruft nach Licht; Allein des Räthsels Lösung ward ihm nicht.

4. Nun hebt der Blick sich nach den Sternen droben, Von da ein sanftes Zwielicht sich ergießt. Anbetend hat das Auge sich erhoben, Da es die goldne Himmelsbotschaft liest. Nun wird es heimisch in der weiten Halle, Das Herz geht auf, — und dankend, Schöpfer, falle Ich auf mein Antlitz, da der Tag erwacht, Der mich zum Bürger deiner Welt gemacht.

5. Vernimm es Herr und laß des Dankes Töne, Verschmelzen mit der Engel Harmonie. Erglänzt mein Geist auch nicht in ihrer Schöne, Ist doch mein Wille rein und gut wie sie. Du wolltest, daß ich, wie Bürger schönrer Sterne, Die Größe meines Schöpfers kennen lerne, Und durch ein heilig-schönes Schwesterband, Verschlangst Du liebend uns: — Durch den Verstand.

6. So höre mich am Tage meiner Ehre, Vernimm des Herzens heiligen Entschluß, Und trage zu der Engel seligen Chöre, Von deiner Erde einen Bruderkuß. Was du gewollt durch meinen freien Willen, Das will ich streben redlich zu erfüllen. Und wo der Menschlichkeit die Kraft gebricht, Da, treuer Vater, weiß ich, zürnst du nicht.

7. So führe denn an deinen Vaterhänden, Den Sohn der Zeit auf seiner Erdenbahn. — Und sollte sie vielleicht auch bald schon enden, Will ich dann glauben, es sei wohl gethan. Doch so Du willst, schreit ich mit Freuden weiter, Wo in der Jahre höchsten Stufenleiter; Denn wer im Lenz mit Vorsicht Blüthen bricht, Den schreckt der Schnee des frost'gen Winters nicht.

8. Und also überschreit ich froh die Stätte, Wo die Erinnerung mir ein Fest geweiht. O daß ich nicht umsonst gebetet hätte, Daß mein Entschluß beständ'ger wie die Zeit. Sei, Herr, mein Schutz bis zu dem nächsten Ziele, Und sitz ich einst in meines Abends Kühle, Wenn sich die welke Hand noch einmal hebt: Dann laß mich segnen, Herr, daß ich gelebt. —

Selbſterkenntniß.

Ein Morgengeſang.

1. Entweicht ihr Bilder wirrer Träume! Im freien Gottestempel brennt Der Strahl ſchon, der durch luft'ge Räume, Ein Bote ew'ger Liebe rennt. Schon badet in den kühlen flüſten Des Frührothe froh die Lerche ſich; Und tauſend munt're Sänger ſchiffen Durch's ew'ge Blau, und preiſen dich.

2. Dich, den der rohſte Kannibale Im finſtern Wald ſelbſt ahnt und ehrt. Und wenn er auch die Schädelſchale Gefüllt mit Bruderblute leert. Dich, den der Drang, dich zu erkennen, In tauſendfachem Bild enwarf, Dich, den ich meinen Vater nennen, Und herzlich zu dir reden darf. —

3. Ich will dich nicht mit Bildern tauſchen, Das ganze Weltall malt dich nicht; Ich will nur deine Spur belauſchen, Die offenbarend zu mir ſpricht: Du lebſt, — ich leb' in jedem Dinge Den weislich ordnenden Verſtand. Wenn ich das Wie gleich nicht durchdringe, Wird mir die Wahrheit doch bekannt.

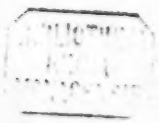
4. Und dieſer Wahrheit weiſe Lehre, Die mir mein eigner Bau ertheilt, Bezeugt, daß mich die Gottheit ehre Durch das, was in mir webt und weilt. Der Geiſt des Wiſſens, der Gedanke, Ein Strahl aus jenem Weltenlicht, Der aus des Schädels enger Schranke, Beſeugend von der Heimath ſpricht.

5. Drum lerne früh am Lebensmorgen, Die heilge Pflicht ſchon mein Geſchlecht, Für den erhabnen Bau zu ſorgen, Des Geiſtes unverſiegbar Recht. Wenn in des Wunderbau's Gemüthe Das junge Leben ſtürmiſch kocht, Und Thatendurſt, Haß, Ehrſucht, Liebe In ungeſtümen Schlägen pocht.

6. Grif in des Lebens Laufbahn Mitte, Gedenkt man meiſt der heil'gen Pflicht, Und die verirrte Völkerſitte Warnt ſorglich früh die Jugend nicht. So blickt auf ſeinen weiten Zügen Der Mond auf manches ſtille Grab, In das ein junger Greis geſtiegen, An den noch grünen Wanderſtab. —

7. Drum laßt uns ſtets der Pflicht gedenken, Mit Rath und Beiwand nah' zu ſein, Verirrte auf den Pfad zu lenken Und weiſe Lehren auszuſtreu'n. Und wo verirrte Eigenliebe Den Sinn verblendet, da verleih', Daß man die Selbſterkenntniß übe Und heil'rer Einſicht folgſam ſei.

8. Mit heil'ger Scheu ſoll man verehren, Die Weisheit, die im Weltall ſpricht, Und jeder Schmeichelſtimme wehren, Die nur zu leicht den Sinn bethört. Selbſt wenn uns Feinde herzlos ſchmähen, Und Haß und Vorwurf bitter kränkt, Soll man im Stillen eifrig ſpähen, Ob man nicht Wahrheit ſpricht und denkt.

9. So laßt uns immer weiſer werden — Und beſſer auch, ſo ſehr man kann, An jedem Tage, den auf Erden Man Gottes Güte abgewann. Und ruft uns gleich kein Wunderwalten, Vereinzt zurück aus Grabes Nacht, Soll das Vertrauen doch nie erkalten, Daß recht ſei, wie's der Herr vollbracht.

Druck von C. H. Stahl in Quedlinburg.